





Otto Ludwigs ausgewählte Werke

in zwei Bänden.

Neu herausgegeben

von

Ernst Brausewetter.

Erster Band.

Leipzig.
Druck und Verlag von Philipp Reclam jun.



Einleitung.

Der Name Otto Ludwigs und seine Werke erfreuen sich im großen Publikum noch nicht jenes allgemeinen Bekanntseins, wie es seiner künstlerischen Bedeutung entsprechen würde, und in dem ständigen Repertoire der Theater nehmen seine dramatischen Hauptwerke nicht jenen Rang ein, der ihnen gebührt. Wo man Schiller, Goethe, Lessing, Kleist, Grillparzer, Hebbel, Gutzkow und Freytag nennt, dürfte auch der Name Otto Ludwigs nicht fehlen.

Vielleicht wird die Herausgabe dieser billigen Volksausgabe seiner Werke das Ihrige dazu beitragen, dieselben populärer zu machen und damit zu erwirken, daß auch die Bühnen ihnen größere Beachtung zu schenken beginnen. Bekanntlich hat auch Grillparzer erst im letzten Jahrzehnt die Bühnen sich erobert und selbst Kleists Werke haben lange Zeit gebraucht, bis sie zum festen Repertoire der besseren Theater gezählt wurden.

Daß Otto Ludwig im letzten Jahrzehnt die Hochflut des sogenannten Naturalismus nicht zu statten gekommen ist, und man in dieser Periode seine Dramen nicht geradezu auf die Bühnen gefordert hat, beweist am besten, wie ganz äußerlich, als Modesache, diese Kunstrichtung beim Publikum und den meisten Theaterleitungen aufgefaßt wurde, und daß man sich nicht einmal bewußt wurde, was eigentlich der Kern dieser Bewegung war; denn Otto Ludwig ist einer der begeistertsten Verfechter des Wahren in der Kunst gewesen. Von ihm stammt der Ausspruch (Gespräche mit Joseph Lewinsky): „Die höhere Wahrheit ist schon eins mit der Schönheit, da die Wahrheit schon durch ihre notwendige Übereinstimmung schön ist,“ und in seinen „Studien zur Ethik, Litteratur und Politik“ schrieb er: „Es gilt realistische Ideale darzustellen, d. h. die Ideale unserer Zeit. Ganz verkehrt ist es, die Ideale einer vergangenen Zeit nachzudichten, die schon ihre möglichst schöne Realisierung in den Gestalten der großen Dichter dieser vergangenen Zeit gefunden haben; vielmehr ist es Aufgabe, den Idealen, die noch gestaltlos, als bloße Sehnsucht, in den Herzen und Köpfen der neustrebenden Gegenwart zittern, die Gestalt zu geben, in der sogleich jeder Zeitgenosse das

erkennt, was er hegte, aber nicht gestalten, nicht anschauen konnte —" ein Kunstprogramm, dem auch die eifrigsten Verfechter des Naturalismus in der Kunst mit Freuden beizustimmen vermöchten.

Der Hauptgrund, weshalb Otto Ludwig bisher bei dem großen Publikum keine außerordentliche Beachtung gefunden hat, in den Kreisen der Litteraturforscher aber zu den ersten gezählt wird, ist darin zu suchen, daß Ludwigs völlig fertiggestellte, zur Aufführung geeignete Bühnenwerke nur gering an Zahl sind, und gewisse in seiner künstlerischen Individualität begründete Schwächen aufweisen, in seinen zahlreichen, teilweise nahezu vollendeten Fragmenten und in seinen vielen Entwürfen sich aber ein so bedeutendes Können, ein so gewaltiges, ernstes künstlerisches Streben offenbart, daß diejenigen, welche diesem Teil seines Schaffens nähertreten, von einer solchen Bewunderung für den Dichtergeist, der hier um seine Bethätigung rang, ergriffen werden, daß sie mehr und mehr zu der Überzeugung gelangen: eine Reihe bedauerlicher Umstände habe hier das deutsche Volk um die herrlichsten Kunstoffenbarungen gebracht.

Ehe ich näher auf diese Gründe eingehe und ein Bild von der Art von Otto Ludwigs Kunstschaffen zu entrollen suche, will ich einen Abriß seines äußerlich einfachen, innerlich tiefbewegten Lebenslaufes geben.*)

Lebensabriß.

Otto Ludwig wurde am 12. Februar 1813 in dem hildburghausenschen Städtchen Eisfeld als der Sohn des „Stadtsyndikus und Hofadvokaten" Ernst Friedrich Ludwig geboren. Der Vater war nach einem späteren Ausspruche seines Sohnes: „ein bis zur Schroffheit ehrlicher, bis zum Eigensinn fester, innerlich aber zarter und weicher Mann," ein Charakter, wie ihn der Dichter in seinem „Erbförster" gezeichnet hat. Kraftvolle Energie, die sich in kommunalen Verwaltungsreformen zu bethätigen suchte, einerseits, und ein gewisser schwärmerischer Idealismus anderseits, der sich in der Herausgabe eines Bändchens eigener lyrischer Gedichte offenbarte, geben die Umrisse seines Charakterbildes. Seine Frau Sophie Christiane, die Mutter des Dichters, war die Tochter des Kaufmanns und Senators Otto. Sie stammte also ebenfalls aus einer Eisfelder Patricierfamilie. Eine Neigungsehe hatte das Paar verbunden. Die beiden ersten Kinder, welche dieser Ehe entsproßten,

*) Für denselben wurde benutzt Moritz Heydrichs „Biographische Skizze" und Adolf Sterns Biographie in den „Gesammelten Schriften".

starben bald nach der Geburt. Auch Otto, der als drittes Kind zur Welt kam, sowie der nach ihm geborene Reinhold, der bereits im Jahre 1827 verstarb, waren von überaus schwächlicher Körperbeschaffenheit.

Die Eltern befanden sich damals in sehr guten Verhältnissen, so daß der Herr Stadtsyndikus, der ein großer Naturfreund war, sich 1814 den Luxus leisten konnte, ein Terrain für die Anlage eines nach damaligen Verhältnissen sehr großen Lustgartens zu kaufen und denselben ganz nach seinen eigenen Ideen anzulegen. Für die Entwicklung ihres schwächlichen Kindes wurde dieser Lustgarten von großer Bedeutung und auch später sollte er mit dem darinstehenden Gartenhäuschen eine hervorragende Rolle in Otto Ludwigs Leben spielen.

Durch sein energisches Eingreifen muß sich Friedrich Ludwig in dem kleinen Städtchen viele Feinde gemacht haben, denn es wurden gegen ihn die umfangreichsten Intriguen ins Werk gesetzt; die gegenseitige Anfeindung entwickelte sich so weit, daß der Stadtsyndikus der Veruntreuung von Stadtgeldern geziehen wurde, und man die Einsetzung eines Regierungskommissars zur Prüfung der Verhältnisse forderte. Als dieser aber die Unschuld des alten Ludwig nachwies, richtete sich die Wut der Eisfelder gegen den Regierungsbeamten selbst, so daß es zu einem förmlichen Aufstande kam, gegen den Militär einschreiten mußte. Fast unmittelbar nach dieser Eisfelder „Revolution" brach eine Feuersbrunst aus (am 7. Juli 1822), die von der abergläubischen und noch immer aufgebrachten Menge als ein Strafgericht betrachtet wurde, da sie jemand voraus prophezeit hatte. Die Folge hiervon war, daß man keinerlei Anstalten zum Löschen traf und 133 Häuser des Städtchens, darunter das Rathaus, die Amtswohnung des Stadtsyndikus und das Ottosche Haus, eingeäschert wurden. In dieser Nacht wurde eine von Frau Ludwig gerettete Gerichtskasse erbrochen und bestohlen — und nun zeigte sich, wie unrecht man dem Stadtsyndikus mit der früheren Beschuldigung gethan hatte, denn der pflichtgetreue Mann hielt es für seine Schuldigkeit, für den Schaden aufzukommen, obwohl dadurch seine eigene Vermögenslage zerrüttet wurde. Aber hiermit nicht genug: die traurigen und kränkenden Erlebnisse, die neuen Sorgen, die Überarbeitung, welche der Wiederaufbau der Stadt mit sich brachte, erschütterten die Gesundheit des Stadtsyndikus dermaßen, daß er wenige Jahre danach, am 20 Januar 1825, aus dem Leben schied.

Schon seit dem Brande hatte die Ludwigsche Familie in dem Hause des reichen Krämers Christian Otto, des Bruders der Frau Ludwig, gewohnt, eines alten Junggesellen, dessen Haushaltung Frau Ludwig nach dem Tode ihres Gatten zu führen begann. Hier war ja ihre einzige Zufluchtsstätte und die einzige Aussicht für die Sicherung der Zukunft

ihrer Söhne. Denn außer dem Gartenhäuschen und einer geringen Pension war der Witwe fast nichts geblieben.

Sie war eine tüchtige, geistig feinsinnige, aber wohl etwas träumerische Natur. Ihr hatte der kleine Otto die ersten künstlerischen Anregungen seiner Phantasie zu verdanken, indem sie ihn mit den Werken der großen klassischen Dichter Deutschlands und namentlich ihres Lieblingsdichters Shakespeare bekannt machte; sie war es auch, die den Knaben schon in frühem Alter Märchen und Sagen erzählt hatte, welche dieselben zur dramatischen Darstellung angelockt hatten. Aber all' das Unglück, was innerhalb so kurzer Zeit über die arme Frau hereingebrochen war, (1827 war, wie oben erwähnt, auch ihr zweiter Sohn gestorben) scheint ihren Mut, ihren Weitblick für die Zukunft ihres talentvollen älteren Knaben gebrochen zu haben.

Den ersten Unterricht hatte Otto Ludwig bei dem Privatschreiber seines Vaters Namens Ambrunn, einem Manne, der das Lehrerseminar absolviert hatte, aber auf seinen Lehrerberuf verzichtete, erhalten — seit 1824 war er in die Stadtschule gekommen, die er mit Karl Schaller und Jakob Beer zusammen besuchte, endlich, als er 15 Jahre zählte, wollte die Mutter ihm, trotz des Widerspruchs des Oheims, die Gelehrtenlaufbahn ermöglichen und sandte ihn auf das Gymnasium in Hildburghausen. Aber der Oheim, der den Jüngling in seinem Geschäft haben wollte, ließ nicht Ruh, gegen diesen Gymnasiumbesuch zu eifern, und verweigerte jede materielle Unterstützung, und als nun die Fortschritte Ottos keine besonderen waren, denn er hatte „mehr gedichtet, als getrachtet" (nach dem Reiche der Wissenschaft), da sank der armen Frau der Mut, weitere Opfer für eine scheinbar nutzlose Sache zu bringen, um so mehr, als sie fühlte, daß ihre wankende Gesundheit ihr es bald unmöglich machen würde, dem Sohne den weiteren Besuch des Gymnasiums zu garantieren.

Otto Ludwigs eigenartig rücksichtsvolle Natur, die ihm nie gestattete selbstisch sein Ziel zu verfolgen, ließ ihn schon diesmal der Mutter zuliebe auf die weitere Verfolgung der betretenen Bahn verzichten. Er kehrte 1829 nach Eisfeld zurück und trat in die Lehre bei seinem Oheim, dem merkwürdigerweise weniger daran gelegen zu haben scheint, aus dem Jüngling einen tüchtigen Kaufmann zu machen, als seinen Willen durchzusetzen. So duldete er, daß der junge Ludwig sich in seinem Hause musikalischen Studien und litterarischen Arbeiten hingab.

In erster Reihe gehörte Ludwigs Streben in jenen Tagen nämlich der Musik. Schon als Knabe hatte er Klavierunterricht gehabt und namentlich auf der Stadtschule bei Kantor Morgenroth, der sich für das talentvolle Kind interessierte, eine treffliche Unterweisung genossen.

Nun wurden mit seinen Freunden Jakob Beer und Schaller, der aus materiellen Gründen zwar die Beamtenlaufbahn einschlug, von Herzen aber Musiker war, die musikalischen Übungen eifrig wieder aufgenommen.

Der Zustand seiner Mutter, die seit 1830 an der Lungenschwindsucht litt, verschlechterte sich, trotz der aufopfernden Pflege des Sohnes mit unheimlicher Schnelligkeit, und sie verstarb am 21. November 1831.

Otto Ludwig verblieb nun zwar zunächst in dem Hause des Onkels, obwohl in demselben nach dem Tode seiner Mutter bald bedeutsame Änderungen vor sich gingen, als die Haushälterin Heinlein dort ihren Einzug hielt und auf den lebenslustigen alten Herrn bald einen bedeutenden Einfluß gewann. Hätte der Jüngling damals nicht seine Beschäftigung mit seinen Kompositionen gehabt, so hätte er die Lage dort nicht aushalten können. Schließlich muß er jedoch das Mißverhältnis zwischen seinen Neigungen und der vor ihm liegenden Laufbahn als Kaufmann zu schmerzlich empfunden haben, um so mehr, als die Aussicht auf die Erbschaft des Oheims mit der wachsenden Intimität desselben zu seiner Haushälterin abnahm — im Jahre 1832 ging er nach Saalfeld, um dort das Lyceum zu besuchen.

Aber Ludwig befriedigte die methodische Unterrichtsweise nicht, er fand, daß das Resultat nicht im richtigen Verhältnis zur aufgewendeten Zeit stand. Er selbst faßte seine Saalfelder Erlebnisse folgendermaßen zusammen: „Körperliche Schmerzen und geistige Erschöpfung bis zum Lebensüberdruß steigend. Ich verliere den Glauben an meine Begabung für Poesie, ohne Lust zu gewinnen zu anderer Beschäftigung."

Er beschloß daher, sich ganz der Musik zu widmen, und kehrte 1833 nach Eisfeld zurück, wo er in den Wintermonaten bei seinem Onkel, im Frühling, Sommer und Herbst in dem von seinen Eltern ererbten Gartenhäuschen zusammen mit seinen Freunden Schaller und Beer wohnte. Der erstere berichtete später über das Leben, das sie dort mit dem Dichter zusammen führten und das Ludwig nachmals „die glücklichste Zeit seiner Jugend nannte," folgendes: „Die Zeit vom Morgen bis zum Mittag war der Arbeit gewidmet. Ludwig saß in der großen Oberstube des Gartenhauses am Flügel oder Arbeitstisch und komponierte an Opern, die entweder schon vorbereitet waren oder hier erst neu entstanden, während ich mit prosaischen Rechnungsrevisionen beschäftigt war, ohne uns gegenseitig zu stören. Die Mittagsruhe wurde in der Gartenlaube vor dem Hause am laufenden Brunnen oder auf den Stufen am Hauseingange im Beobachten der aus den Steinfugen schlüpfenden, von uns nach und nach gezähmten Eidechsen abgehalten. Der Nachmittag fand uns im gemeinschaftlichen Studium meist klassischer Opern im Klavierauszuge, des Marpurgschen Werkes über die

Lehre vom Kontrapunkt und von der Fuge, von Partituren zur Übung im Instrumentieren, im Klavierspiel und Gesang, die spätere Nachmittags- und Abendzeit oft in einer kleinen auserlesenen Gesellschaft, in und mit der wir in der kleinen Säulenhalle am Hauseingange oder oben in unserem Wohnzimmer musizierten. Auch einzelne Partien aus eben komponierten Opernscenen Ludwigs wurden aufgeführt und probiert."

Ludwig wälzte eine Reihe Kompositionspläne in seinem Geiste herum, so begann er eine Oper „Der Liederkönig", um sie bald über den Entwurf einer komischen Oper „Signor Formida" nach E. T. H. Hoffmanns Novelle beiseite zu legen. Daneben beschäftigten ihn allerhand Gedicht- und Tragödienentwürfe.

Verlebte er die Sommermonate so in einer wahren Idylle, so bot ihm der Winter beste Gelegenheit im Hause des Oheims, wo das Verhältnis zu der Haushälterin immer unbehaglicher zu werden begann, „die Leidenschaft in ihren verstecktesten und furchtbarsten Regungen zu studieren". Aber er suchte sich nach Möglichkeit den Verhältnissen anzupassen und war sogar aushilfsweise im Laden des Oheims thätig.

Dabei entfaltete er einen rastlosen Eifer für künstlerische Arbeiten, kam meist aber über Entwürfe nicht hinaus. Für eine Oper: „Der goldene Schlüssel", stellte er die Dichtung fertig, in den Entwürfen blieben: „Die Lorelei", „Frau Diana", „Zuma", „Anarsis und Tentyra", „Die spanische Nacht", „Die Fischerin" stecken. Je eifriger er sich in die Musik zu versenken suchte, desto lebhafter regte sich das poetische Talent, dem oft die Operndichtungen nicht recht genügen wollten, dann tauchten Pläne für große Epen, wie „Die Polyhymnia", eine poetische Geschichte der Musik, oder der Romanzencyklus „Octavian" und das nordische Heldenepos „Svanhildur", in ihm empor, ohne zur Gestaltung auszureifen, ja der „Engel von Augsburg" (Agnes Bernauerin) und Herzog Karl der Kühne mit seinem getreuen Eckart wollten sich zu dramatischen Charakteren in seiner Phantasie herausformen.

Einen mächtigen Ansporn erhielten Ludwigs künstlerische Pläne durch ein im Winter 1836 in Eisfeld begründetes Liebhabertheater, dessen Leitung der junge Dichterkomponist übernahm und das ihn dazu anregte, seine seit dem Herbst 1836 in Arbeit befindliche Oper „Die Geschwister" zu Ende zu führen, um sie auf dem Liebhabertheater zur Aufführung zu bringen.

Am 3. April 1837 erfolgte die erste Aufführung, am 9. April die zweite, die beide ein Ereignis für das ganze Thüringer Ländchen bedeuteten und Ludwig mit dem freudigsten Bewußtsein des Erfolges er-

füllten. „O, was ist das ein ander Leben jetzt; alle Kräfte fangen wieder an, sich zu regen, es wird wieder Frühling in mir!“ schrieb er damals in sein Tagebuch. Praktisch gesehen freilich hatte er nicht viel erreicht, denn seine Pläne nach Berlin oder Dresden oder München behufs weiterer Ausbildung überzusiedeln, fanden noch immer nicht die Billigung seines Oheims, der erst einen großen öffentlichen Erfolg sehen wollte, und ohne die Unterstützung desselben konnte Otto einen solchen Schritt aus materiellen Gründen nicht wagen. Darum machte er sich an eine neue größere Komposition: die Oper „Die Köhlerin“, die im Spätherbst 1838 wieder in Eisleben zur Aufführung kam und noch größeres Aufsehen in der ganzen Gegend erregte. Diesmal hatte Otto Ludwig auch praktische Resultate zu verzeichnen. Die Kesselringsche Hofbuchhandlung in Hildburghausen erbot sich einige Hefte Lieder und Balladen von ihm zu drucken, namentlich aber wurde der Meiningische Hofkapellmeister Eduard Grund auf ihn aufmerksam und fällte nicht nur ein günstiges Urteil über seine Kompositionen, sondern empfahl auch den jungen Komponisten, nachdem er die Partitur der „Köhlerin“ eingesehen hatte, dem Herzog von Meiningen zur Förderung. Die Folge hiervon war, daß Otto Ludwig auf drei Jahre ein herzogliches Stipendium zugesichert erhielt, um in Leipzig bei Mendelssohn-Bartholdy studieren zu können.

Otto Ludwig hatte wohl gerechnet, daß sich nun sein Leben in Leipzig ganz anders gestalten würde, aber er hatte seine schüchterne verschlossene Natur nicht in Betracht gezogen. Er war keiner jener Menschen, die andere zu erobern vermögen, er mußte genommen werden — und dazu fühlte sich in Leipzig niemand veranlaßt. Bald konnte er an Schaller schreiben: „Ich bin in Leipzig noch mehr für mich, als in Eisfeld.“ Mendelssohn-Bartholdy hielt den jungen Künstler, der schon große Kompositionen fertig gestellt hatte, wohl für selbständiger, als Ludwig es damals war; er riet ihm nur: viel zu hören und zu studieren, seinen Geschmack zu bilden, aber zunächst nicht zu komponieren. Übrigens hatte er für die auf das Charakteristische und volkstümlich Naive gerichtete Kompositionsweise des jungen Mannes wohl nicht allzuviel Sympathie. Der Verkehr im Mendelssohnschen Hause stieß Otto Ludwig ab und erschien ihm als „leeres, hohles Gesellschaftstreiben“. Ebensowenig fühlte sich Ludwig zu dem Kreise Schumanns und Lortzings hingezogen und vereinsamte daher immer mehr. Den Rat Mendelssohns, recht viel Konzerte und das Theater zu besuchen, vermochte er auch nicht einmal zu befolgen, da sein Stipendium wohl für den Lebensunterhalt, aber nicht für solche Extraausgaben hinreichte. Dazu begann sein Gesundheitszustand seit Februar sich sehr zu verschlechtern, ein

Nervenleiden, das schon seit 1836 ihn bedrückte. Er vermochte infolge desselben zeitweise nicht einmal Klavier zu spielen. Aber Ludwig fühlte sich damals in dem „Stillleben", das er führte, sehr „zufrieden", denn er war mächtig zum poetischen Schaffen angeregt und machte allerhand umfangreiche litterarische Entwürfe. Leider verschlimmerte sich sein Krankheitszustand schließlich derartig, daß er bettlägerig wurde und erst nach Wochen wieder an einer Krücke ins Freie schleichen konnte.

Zwischenhindurch kehrte er auch noch einmal zu Kompositionsarbeiten zurück und plante namentlich eine Oper „Blaubart", aber mehr und mehr begann seine Neigung der poetischen Gestaltung entgegenzureifen, und selbst aus den Notizen zu „Blaubart" geht dies hervor, da er von einer „Reform" der Oper träumte, so daß daraus „eine Verschmelzung von Oper und Drama würde", eine Aufgabe, die es Ludwig freilich nicht beschieden sein sollte zu lösen. Je mehr seine poetische Gestaltungskraft sich regte, desto überflüssiger und unbehaglicher fühlte er sich in Leipzig — und als Mendelssohn gar meinte, daß er ja auch in Meiningen studieren könnte, hielt es ihn nicht länger in der Pleißestadt. Er ging Ende Oktober nach Meiningen, da er hoffte, sich hier in musikalischer Richtung auch etwas praktisch bethätigen zu können. Als sich dieses als unmöglich herausstellte, kehrte er im November nach Eisfeld zurück.

Wie es so oft im Leben geht, daß einem etwas Fernliegendes im rosigsten Lichte erscheint, aber sich ganz anders ausnimmt, wenn man es in der Nähe betrachtet, und wie eine Umgebung, in die man sich zurückgesehnt hat, durchaus nicht mehr dieselben Freuden bereitet, wenn man in sie zurückkehrt, so sollte es auch Otto Ludwig in Eisfeld ergehen. Die Leute betrachteten ihn dort mit sehr wenig respektvollen Blicken, er war ihnen nur der erfolglos Heimkehrende. Seine Freunde waren fort und das Haus seines Oheims, der die Haushälterin geheiratet hatte, bot keine Spur von Gemütlichkeit, sondern es kamen in demselben oft die aufregendsten Auftritte vor, da die Heinlein sich dem Trunke ergeben hatte und von förmlichen Wahnsinnsanfällen heimgesucht wurde. So lebte Otto Ludwig vorzugsweise in seinem Gartenhause und an Schaller schrieb er in richtiger Charakteristik seiner Verhältnisse: „Ich bin dir nun ganz allein. Es ist niemand mehr hier, dessen Gegenwart mir soviel Vergnügen gewährte, als seine Entfernung." Zeitweise war er außerdem durch eine sehr heftige Augenentzündung, die neueste Form seiner im ganzen Körper herumspukenden Krankheit, völlig am Arbeiten gehindert. Aber trotzdem war der Dichter gerade damals recht zukunftsfroh, denn er fühlte mächtig die poetische Gestaltungskraft in sich heranwachsen, so daß er bald beschloß, sich ausschließlich der Litteratur zu widmen — die Frage war nur, ob ihm auch unter dieser Bedingung

das Stipendium fortgewährt werden würde. Die Bewilligung wurde von einer Begutachtung einer litterarischen Arbeit abhängig gemacht, woher Otto die soeben fertiggestellte Novelle „Emancipation der Dienstboten" einreichte. Die Arbeit fand eine sehr anerkennende Beurteilung, und das Stipendium wurde ihm bis Ostern 1843 bewilligt.

Nachdem diese Frage entschieden war, ging der junge Dichter Pfingsten 1842 nach Leipzig zurück, da er sich „in Eisfeld tot ärgern müßte und dort nimmermehr in Stimmung zu schaffen gelangen könnte".

Ottos Leben in Leipzig gestaltete sich diesmal erheblich anders, als das erste Mal. Damals fühlte er sich in den ihn umgebenden Verhältnissen unbehaglich: es war eine gewisse Sehnsucht nach dem trauten Verkehr in Eisfeld vorhanden, ein Unbefriedigtsein, da er nicht in Leipzig in musikalischer Beziehung die Förderung fand, die er erwartet hatte — jetzt dagegen kehrte er mit den Eisfelder Enttäuschungen, ganz voll Begeisterung, sich nun ausschließlich seinem poetischen Schaffensdrange hingeben zu können, dorthin zurück. In dieser Stimmung suchte er diesmal auch litterarische Beziehungen anzuknüpfen und schloß bald mit Dr. Gottfried Wetzstein aus Ölsnitz eine innige Freundschaft, die ihm für lange Jahre zur wertvollen Anregung werden sollte. Sehr wichtig für ihn war es auch, daß er mit Heinrich Laube in Beziehung trat, der sich für ihn zu interessieren begann. So lautete denn Ludwigs Urteil über Leipzig diesmal auch erheblich anders, als das erste Mal. Hatte er damals geschrieben: „Ich glaube, deshalb werden hier so viel Bücher gemacht, weil die Leute so langweilig sind," so schrieb er jetzt: „Welch interessante Menschen einem hier vorkommen! Leipzig ist ein reicher Ort für die Anschauung, was für einen Poeten die Hauptsache bleibt."

Aber freilich halfen die Verbindungen ihm nichts für die Verwertung seiner Arbeiten und monatelang wanderte er vergeblich mit seinen Manuskripten („Der Engel von Augsburg". Bearbeitung von 1842 und „Die Emancipation der Dienstboten") von Haus zu Haus, eine Situation, die seinem zu jener Zeit humorvoll gestimmten Sinn die Inspiration für das „Märchen von den drei Wünschen" eingab. Damals schuf er auch die Novelle „Maria" und begann das Schauspiel „Hanns Frey", während allerhand weitere dramatische Pläne in seinem Geiste emportauchten. Ein Versuch auf journalistischem Gebiet mit einer Theaterkritik bestärkte sogleich Ludwigs Abneigung gegen diesen Zweig litterarischer Thätigkeit, indem man seine Abhandlung durch Streichungen so entstellte, daß sie den ganz entgegengesetzten Sinn ergab, und sein Protest hiergegen als jugendliche Überhebung angesehen wurde.

Da Otto Ludwig endlich einsah, daß er in Leipzig eine wirkliche Förderung seiner dichterischen Erzeugnisse nicht erhoffen konnte, richtete er seine Blicke nach Dresden und beschloß von einem Rate seines Onkels Christian Otto in Eisfeld Gebrauch zu machen. Derselbe hatte ihn nämlich darauf aufmerksam gemacht, daß die berühmte Schauspielerin Karoline Bauer an der Dresdener Hofbühne eine entfernte Verwandte von ihm sei, und riet ihm, sich an sie mit seinem Drama zu wenden, da er wußte, daß sie viel in dem Hause des einflußreichen Ludwig Tieck verkehrte. Ludwig befolgte diesen Ratschlag, sandte ihr sein Manuskript des „Engel von Augsburg" und einen Brief an Ludwig Tieck.

Karoline Bauer willfahrte insofern dem Wunsche des jungen Dichters, als sie das Manuskript in Tiecks Hände gelangen ließ; auch antwortete sie ihm wohl so freundlich, daß Ludwig beschloß für einige Zeit nach Dresden zu gehen, obwohl Tieck gerade damals im Begriff war, nach Berlin überzusiedeln und keinerlei Einfluß mehr auf das Dresdener Hoftheater ausübte.

So kam Otto Ludwig im Frühling 1843 nach Dresden und blieb daselbst für ein Jahr. Seine Hoffnung, den „Engel von Augsburg" an der Dresdener Hofbühne aufgeführt zu sehen, scheiterte freilich an politischen Bedenken, da der Intendant der Dresdener Hofbühne, von Lüttichau, fürchtete, der dem sächsischen verwandte bayrische Hof könnte an dem Trauerspiel Anstoß nehmen, aber Otto Ludwig hatte von seinem Dresdener Aufenthalt allerhand künstlerische Anregungen, nicht zum wenigsten durch den häufigen Besuch des Hoftheaters, den ihm Karoline Bauer ermöglichte.

In dieser Zeit trat ein für Ludwigs weitere Entwicklung sehr wichtiges Ereignis ein, der Tod seines Oheims Christian Otto (am 11. August 1843), der ihm die Hälfte seines inzwischen allerdings sehr zusammengeschmolzenen Vermögens vermachte und Otto Ludwig damit für einige Jahre ein sorgenfreies Schaffen ermöglichte.

Ehe der Dichter im Herbst 1844 nach Leipzig zurückkehrte, hatte er vorher noch einen mehrmonatlichen Aufenthalt in der Nähe von Meißen in der Schleifmühle zu Nieder-Garsebach genommen. Das anmutige Waldthal, in dem der Ort gelegen ist, mit seinem Reichtum an Laubbäumen und Büschen, zauberte dem Dichter seine Heimat wieder hervor und wurde ihm um so mehr ein Aufenthaltsort, an den es ihn lange Zeit immer wieder hinzog, als er dort ein junges Mädchen, die Tochter eines Meißener Bürgers, Emilie Winkler, kennen lernte, die später seine Frau wurde. Dieselbe hat von ihrer ersten Begegnung mit Otto Ludwig eine Schilderung entworfen, die hier Platz finden möge: „Im Triebisch-

thale, in der Nähe des Buschbades, lernte ich Ludwig kennen, als ich mit meinem Vater, einem Naturfreunde, ein wenig spazieren ging. — Wir waren eines Nachmittags auf unserm Wege schon in den einsamen Teil des Thales gelangt, da begegnete uns ein junger stattlicher Mann mit breitem Strohhut auf dem wunderbar schönen Haupte, dessen Blick ich plötzlich wie suchend auf mich gerichtet fühle. Er grüßt, bleibt stehen, und als wir an eine Biegung des Weges gelangen und mein Vater zurückblickt, sieht er ihn noch immer stehen, uns, die er gleicherweise als eine unerwartete Erscheinung betrachten mochte, sinnend nachschauend. Einige Tage später waren wir auf dem gleichen Wege, ich eile, Blumen suchend, voraus, den Berg über dem Buschbad hinauf, dem Lieblingsplatz meines Vaters entgegen — und eben dort unter der großen Eiche, die — noch vom Buschwerk verborgen — jetzt frei vor mir liegt, sitzt Otto Ludwig. Er erhebt sich grüßend; der lautlosen und doch so bewegten Stille macht das Hinzutreten meines Vaters ein Ende. Ludwig bittet, ob er, des Weges unkundig, sich uns anschließen dürfe. — Wir verlobten uns im Laufe der nächsten Monate des gleichen Sommers."

Die tiefen und zarten Empfindungen, welche damals das Herz des Dichters bewegten, haben ihren beredten Ausdruck in seinen „Buschliedern" gefunden, von denen diese Ausgabe eine Auswahl enthält. Überhaupt war sein Schaffensdrang durch die keimenden Gefühle mächtig angeregt, wofür die damals entstandene „Buschnovelle", ferner die humoristische Erzählung „Teufelshofratsgeschichte" und die Entwürfe seines Volksschauspiels „Friedrich II. von Preußen" Zeugnis ablegen. In diesem letzteren wollte er wohl in Verarbeitung eigener Empfindungen der Vergangenheit, einen Helden darstellen, der „unter den Schlägen eines tückischen Geschickes, unter den herbsten Enttäuschungen aufrecht bleibt und sich selbst nicht verliert." Wie weit der Plan gediehen sein muß, beweist am besten, daß der Dichter das Drama nach seiner Rückkehr nach Leipzig (Herbst 1844) innerhalb acht Tagen niederzuschreiben vermochte, da er das Stück am Leipziger Stadttheater anzubringen hoffte, eine Aussicht, in der er sich leider enttäuscht sehen sollte, denn in diesen Jahren konnten historische Dramen bei den Direktionen der Stadttheater, ebenso wie beim Publikum zwar auf Sympathien rechnen — aber nur, wenn sie für die damals aufgärenden Freiheitstendenzen Propaganda machten, wenn das historische Gewand nur benutzt wurde, um Gegenwartsideen zu verfechten.

Es mag nicht ohne Berücksichtigung dieser Zeitströmung gewesen sein, wenn Ludwig damals den Plan für eine „Charlotte Corday" faßte, aber sein allem nicht Reinkünstlerischen abgewandter Sinn ver-

mochte solchen Forderungen nicht gerecht zu werden, und so legte er diesen Stoff bald beiseite.

Der Sommer sah ihn wieder in der Schleifmühle, wo er an dem Liebesdrama „Rechte des Herzens“ und an dem Trauerspiel „Die Pfarrrose“ arbeitete, während er im nächsten Winter nach Meißen ging, um sich auch dort ganz in Arbeit zu vergraben. Er begann einen großen Roman „Aus einem alten Schulmeisterleben“, der nie vollendet wurde, und beendigte das im Sommer begonnene Drama „Rechte des Herzens“, das er persönlich im Dezember Eduard Devrient in Dresden überreichte. Dieser, der damals noch Dramaturg des Dresdener Hoftheaters war, bekam für den Dichter sofort ein lebhaftes Interesse und riet ihm das Stück umzuarbeiten. Als Ludwig aber diesem Wunsche bis Februar nächsten Jahres nachgekommen war, hatte Devrient inzwischen seine Stellung aufgeben müssen und konnte daher nichts mehr für die Aufführung thun, die überdies durch die politischen Ereignisse jener Tage, den Krakauer Aufstand, immer unmöglicher wurde, da man das Stück als eine Verherrlichung flüchtiger polnischer Edelleute betrachtete.

Der Umstand, daß Ludwig durch diese Arbeit mit Eduard Devrient in Verbindung getreten war, blieb immerhin wesentlich genug. Derselbe veranlaßte auch, daß Ludwig im Winter 1847 nach Dresden übersiedelte, freilich nur für kurze Zeit, denn unser Dichter meinte sehr bald, er käme unter den vielen Zerstreuungen des dortigen Lebens nicht recht zum Schaffen, und kehrte daher schon nach zwei Monaten nach Meißen zurück, wo er nur in der Familie seiner Braut verkehrte. Dafür vollendete er dort aber auch das „Fräulein von Scuderie“ und „Die Pfarrrose“ und begann den „Wilm Berndt“, die erste Fassung des „Erbförster“ zu entwerfen.

Dann rauschten die Ereignisse von 1848 über Deutschland hin. Auch Ludwig schaute dem Aufflammen freier deutscher Begeisterung jubelnd entgegen, auch er erwartete hoffnungsfreudig einen Aufschwung aller Verhältnisse — und um so tiefer war seine Enttäuschung, als alles in ein Nichts zerrann. Vielleicht war es die Folge dieser geistigen Herabstimmung, wenn Ludwig es noch einmal in Erwägung zog, durch einen Lehrerposten oder gar als Leihbibliothekar sich eine sichere Existenz zu schaffen, gerade zu einer Zeit, da seine rastlose Feder, teilweise unter Anregungen der Revolutionsereignisse, den „Erbförster“ niederschrieb. Aber gerade diese Dichtung mußte diese „praktischen“ Pläne für immer als thöricht erscheinen lassen, gerade sie riß den Dichter aus seinem Dunkel heraus und stellte ihn auf einen Platz, aus dem es wohl ein Zurücksinken in Entbehrung geben konnte, aber nicht in das Joch eines

gewöhnlichen Broterwerbs. Im Juli hatte er die Dichtung Devrient gesandt, im September war sie bereits angenommen, und bald verbreitete sich die Kunde von diesem merkwürdigen, bedeutsamen Werke in alle litterarisch interessierten Kreise. Als Ludwig nun nach Dresden übersiedelte, brauchte er nicht mehr die Menschen zu suchen, sondern sie suchten ihn, und bald war er mit den hervorragendsten Dichtern jener Tage in anregender persönlicher Verbindung, so z. B. mit Gustav Freytag und Berthold Auerbach, welch' letzterer auf Ludwig namentlich insofern von bedeutsamem Einfluß wurde, als er ihn zur Vollendung begonnener Arbeiten drängte und ihn wiederholt davon abzuhalten wußte, wegen aufsteigender Bedenken Angefangenes wieder beiseite zu legen.

Der Dichter wohnte nun abwechselnd in Dresden und in den Sommermonaten in der Umgebung der sächsischen Residenzstadt. Die nächsten Jahre sahen ihn in eifriger Arbeit an dramatischen Schöpfungen, die teils, wie so viele seiner Arbeiten, Plan, Entwurf oder auch Fragment blieben, teils die deutsche Litteratur mit hoch beachtenswerten Werken bereicherten.

Eine Tragödie, „Der Jakobsstab", wurde bald wieder aufgegeben, und als Ludwig nach der Erkenntnis: „wenn man sein Fabrikat nicht macht, wie's die Kunden wollen, so verkauft man nichts, und verkaufen will man doch, deshalb arbeitet man ja," auf den Rat Devrients daran ging, seine Tragödie, „Die Pfarrrose", in ein Schauspiel, „Die wilde Rose", umzuwandeln, rächte sich dieses Handeln gegen seinen künstlerischen Genius so bitter, daß selbst Devrient die neue Form der Dichtung als vollständig verfehlt bezeichnen mußte.

Namentlich gehörte seine Thätigkeit aber dem mächtigen Makkabäerstoff, dessen Ausgestaltung in verschiedenen Formen allerdings durch erneute Krankheitsfälle, die ihn zu einer eingreifenden Kur zwangen, verzögert wurde, der aber trotzdem zu einem der gewaltigsten Werke des Dichters heranreifte. Als das Stück Ende 1852 und Anfang 1853 auf mehreren Bühnen erschien, war der Name des Dichters bald in aller Munde.

Um dieselbe Zeit (27. Januar 1852) hatte er auch mit seiner geliebten Emilie Winkler den Bund der Ehe geschlossen und lebte mit derselben zwar anfangs etwas „studentenmäßig", aber in seiner Weise behaglich, bald auf dem Lande, bald in Dresden, wo er nun doch meist den Winter zubrachte, da er die künstlerischen Eindrücke, welche ihm das Residenzstadtleben verschaffte, nicht mehr ganz entbehren mochte. Die ganze Lebensweise seiner Familie — schon Ende 1852 wurde ihm ein Sohn geschenkt, der den Namen Otto erhielt — war überaus

einfach, befriedigte ihn aber völlig, wie aus mehreren seiner Aussprüche hervorgeht, nicht zum mindesten aus jenen Worten, die er in seinem letzten Lebensjahre schrieb: „Tausend Grüße von meiner Frau, die an Seelengüte und allen häuslichen Tugenden fortwährend wächst, und mir trotz Sorge und körperlichen Schmerzen, die nicht klein, das Wort ermöglicht, daß ich nicht glaube, es könne jemand glücklicher sein, als ich.“ Er hatte einen kleinen, aber auserlesenen Verkehrskreis und besuchte Theater und Konzerte immer nur, wenn er hoffen konnte, wirklichen künstlerischen Genuß davon zu haben.

Im Jahre 1853 nahm er abermals den „Engel von Augsburg“ in Angriff und außerdem „Das Wirtshaus am Rhein oder der tolle Heinrich“, auch die Geschichte der „Maria Stuart“ und „König Darleys“ begann sich in seiner Phantasie als eigenartiger dramatischer Stoff zu entwickeln — aber er war, wie er es selbst bezeichnete, „nicht in der rechten Brutglut“ und so suchte er zunächst in der Ausarbeitung einiger Novellen, so namentlich der feinhumoristischen „Heiterethei“ und ihres Widerspiels „Aus dem Regen in die Traufe“, sowie des herrlichen Romans „Zwischen Himmel und Erde“ (1855) Kräfte für neue dramatische Gestaltungen zu sammeln.

Freilich hatte sich gleichzeitig noch ein anderes Element hineingedrängt, das Otto Ludwigs dramatischer Gestaltungskraft verhängnisvoll werden sollte: seine Beschäftigung mit der Theorie der dramatischen Kunst, mit der Erforschung, worin die machtvollen Wirkungen des von ihm so über alle bewunderten Shakespeare beruhen, und mit der „Feststellung einer das ganze Problem lösenden dramatischen Technik“. Schon 1847 hatte er Devrient gegenüber geäußert, daß er für einige Zeit die eigene Produktion beiseite legen wollte, um hinter die „Erfordernisse der dramatischen Arbeiten“ zu kommen. Aber in den nächsten Jahren hatten die mächtig hervorquellenden dramatischen Gestalten dieser Absicht nur in gelegentlichen Momenten der Muße Raum zur Durchführung gelassen. Als jedoch nach 1851 eine gewisse dramatische Produktionspause eingetreten war, wuchsen sich diese Shakespearestudien immer mächtiger aus, so daß sie von 1856 an das eigene Schaffen zeitweilig ganz in den Hintergrund zu drängen vermochten, wie sehr auch sein Schöpferdrang sich oft dagegen auflehnte. Ludwig meinte damals nämlich, daß er in seiner künstlerischen Schaffensweise nicht auf dem rechten Wege gewesen sei: „Dem falschen Idealismus in meiner Kunst zu entgehen, war ich in den Naturalismus, den entgegengesetzten Fehler geraten, den ich nicht eher erkannte, als bis er so tief in das Wesen meines Schaffens sich verwachsen hatte, daß eine

Radikalkur nötig erschien, ihn wieder auszuscheiden." Aber je mehr er sich in diese Studien versenkte, desto mehr befestigte sich ihm der Eindruck: „Ich empfand bitter, daß halbes Studium gefährlicher, als die rohe Unbefangenheit des Talentes." Und einer Natur, wie die Ludwigs, die sich nie selbst genug thun konnte, mußte alles als „halbes Studium" erscheinen.

Sicher aber hätte er sich nicht so in das Irrsal der theoretischen Studien zu verlieren vermocht, wenn nicht sein Gesundheitszustand ein immer schlechterer geworden wäre und namentlich seit 1860 sein Leiden sich in einer Weise gesteigert hätte, daß seine Arbeitsfähigkeit derartigen Unterbrechungen unterworfen war, daß ein eigenes Produzieren zeitweilig geradezu zur Unmöglichkeit wurde.

Auch sein rein äußerer Lebenslauf senkte sich immer mehr in ein trübes Dunkel hinab.

Nachdem ihm 1856 durch Bewilligung eines Jahresstipendiums von König Max von Bayern — wahrscheinlich auf Betreiben Emanuel Geibels — im Betrage von 700 Gulden eine kurze Periode hoffnungsfreudigsten Schauens in die Zukunft bereitet war, so daß er damals an seinen Freund Moritz Heydrich schreiben konnte: „Es scheint mein ganzer Dichtdrang ist wieder aufgewacht. Und der ist notwendig, mich über die Kluft, die zwischen Theorie und Praxis, zwischen Kritik und Schaffen befestigt ist, wieder zurückzuflügeln und mir den Abstraktions- und Reflexionsstaub abzuwaschen, der mir fingerdick auf den Flügeln liegt" — ein Ausspruch, der beweist, wie sehr Ludwig damals schon selbst fühlte, daß die Beschäftigung mit der Theorie seine Produktion zu bedrohen begann. — Nachdem dieser Lichtblick ihn kurze Zeit erfrischt hatte, stellte sich im Herbst 1856 ein neuer schwerer Krankheitsanfall ein, und als derselbe kaum vorüber war, begannen ihn materielle Lebenssorgen zu drücken. Sein Vermögen war allmählich aufgezehrt worden, das bayrische Stipendium war nur auf ein Jahr bewilligt — und so sah sich Ludwig schon 1858 genötigt, sein Eisfelder Gartenhäuschen zu verkaufen, das er zwar seit langen Jahren nicht wiedergesehen hatte, an dem aber sein Herz doch so hing, daß der Verkauf für ihn ein schweres Opfer bedeutete. Und wenn auch 1859 die Wiederaufnahme seiner „Makkabäer" und seines „Erbförsters", an mehreren Bühnen, sowie weitere Unterstützungen durch die Schillerstiftung und die Tiedgestiftung, und endlich die nachträgliche Erteilung des großen Schillerpreises ihm vorübergehend wieder Mittel zuführten und damit zeitweilig seine Sorgen verscheuchten, so vermochte dies doch um so weniger ihm jene Unbedrücktheit des Geistes zu gewähren, die ein Erfordernis für wahrhaft große künstlerische Produktion ist, als seine

Krankheitsanfälle seit 1860 den Charakter eines dauernden Leidens annahmen. Über diese Krankheit, deren erste Spuren Ludwig schon in sehr jugendlichem Alter heimgesucht hatten und die die letzten Jahre seines Lebens zu einem ständigen Martyrium machte, hat sein Arzt, Dr. Ayrer, unter anderem erklärt: „Die Krankheit, unter dem Namen Skorbut bekannt, trat bei Ludwig mit allen ihren Symptomen in intensiver Weise auf. Große Blutaustritte, durch sie bedingt, in der Umgebung der Gelenke, vornehmlich der Fußgelenke, und in ihnen selbst machten die Bewegung unmöglich. Ganz allmählich nahmen zwar die charakteristischen Zeichen dieser Krankheit ab, kehrte auch infolge der Resorption der Blutflüssigkeit die Bewegung der Glieder zurück, doch unter augenscheinlich fortschreitendem Siechtum des Körpers und nur um neuen Leiden Platz zu machen. In bunter Aufeinanderfolge traten die mannigfachsten, zwar momentan nicht lebensgefährlichen, doch quälenden Leiden ein, so zwar, daß mit der Besserung des einen schon das Herannahen des andern bemerkt wurde. Meine Anschauung, daß er an Gallensteinen leide, wurde ... bei der Sektion bestätigt. Hieraus erklären sich leicht die Erscheinungen des Skorbut. Ebenso stehen nicht unwahrscheinlich die rheumatischen Leiden mit der ersten Affektion im innern Zusammenhange, die ihm jedenfalls die quälendsten Stunden seines Lebens verursachten. Am heftigsten entwickelte sich der Rheumatismus am linken Kniegelenke, das bald bis zum doppelten Umfang anschwoll. Nicht allein, daß jede, auch die geringste passive Bewegung, ja Berührung des kranken Körpergliedes plötzliche, mit Zuckungen des Körpers verbundene Nervenschmerzen hervorriefen, auch ohne nachweisbare Ursache erschienen dieselben und tagelang in intensivster Weise und in nur durch kurze Pausen unterbrochenen Anfällen. Lange noch, wie diese akuten Erscheinungen ihre Kraft verloren, schilderte er das ihm so entsetzliche Gefühl, seine Gliedmaßen als ihm nicht angehörige, von ihm getrennte Objekte betrachten zu müssen. Dieser Zustand war ihm deshalb so fürchterlich, weil, wie er sagte, mit ihm das Aufhören des ‚Menschseins' beginne." — Seit 1861 gestattete ihm seine Krankheit nicht mehr das Haus zu verlassen, seit 1863 konnte er auch im Zimmer nicht mehr umhergehen und nahezu ein Jahr mußte er ständig im Bette verbleiben, bis ihn am 25. Februar 1865 der Tod von seinen Leiden erlöste.

Trotzdem hat Ludwig auch in diesen Jahren zeitweiliger und selbst andauernder Krankheit noch mächtig mit eigenen Produktionen gerungen und einige der in jener Zeit entstandenen Arbeiten gehören zum Tiefsten und Schönsten, was der Dichter überhaupt geschaffen. 1857 war er mit Plänen für eine Tragödie „Genoveva", sowie mit den Ent-

würfen der Trauerspiele „Marino Falieri", „Freunde von Immola", die „Kaufmannstochter von Messina" und „Albrecht von Waldstein" beschäftigt. Namentlich aber nahm er abermals den Bernauerstoff in Angriff, dem er eine ganz neue, naiv-einfache Behandlung zu teil werden lassen wollte. Seine letzte poetische Arbeit war der erste Akt der geplanten Tragödie „Tiberius Grachus", in dem seine Gestaltungskraft ihr höchstes Können offenbarte und der es tief bedauerlich erscheinen läßt, daß es dem Dichter nicht mehr vergönnt war, diesen Stoff in der geplanten Weise durchzuführen.

Ehe wir uns einer kurzen Prüfung der Art von Otto Ludwigs Kunstschaffen zuwenden, seien hier noch einige Worte angeführt, die eine Beurteilung seines Charakters ermöglichen.

Schon in Bezug auf seine Jugendzeit hatte sein Freund Schaller von ihm gesagt: „Er war der bescheidenste Mensch, von tiefem Gemüt und feinem Gefühl, das sich bei irgend einer Verletzung nicht nach außen Luft machte, sondern wie eine Schnecke in ihr Haus sich nach innen zurückzog und vom Verletzenden kühl abwandte."

Mit diesem Urteil stimmt sehr gut überein, was wir aus der obigen Darstellung seines Lebenslaufes schon entnehmen konnten, namentlich aber auch, was er selbst einmal von Schaller schrieb: „Das Ziel meiner Wünsche wird immer mehr ein Winkelchen Erde, wo ich unbeachtet und unbekannt mich zu Tode dichten könnte. Ich fühle mich einmal als ein Sohn der Einsamkeit. Mir ist von Kindheit an Sammlung die liebste Zerstreuung gewesen."

Seine Bescheidenheit entsprang einem gewissen stolzen Selbstbewußtseines inneren Wertes („Es giebt einen Stolz, der uns über die Eitelkeit hinwegsetzt, er heißt: Bescheidenheit!"), dann aber auch seiner ganz ungewöhnlichen Herzensgüte, für die er selbst einmal wahrhaft ergreifende Worte gefunden hat, wenn er schrieb: „Ich habe die seltsame Schwäche, die Leute, die mir weh thun, lieb zu gewinnen, weil die Ursache des Anfeindens nur darin liegt, daß sie mich nicht verstehen," und über die alle, welche je mit ihm persönlich in Berührung getreten sind, nur eine Stimme haben. Diese Herzensgüte und die schlichte Demut, welche seinen Charakter auszeichneten, ermöglichten es ihm auch allein, seine dauernden Leiden mit jener stillen Ergebenheit, jener fast heiter zu nennenden Ruhe zu tragen, welche von allen seinen Bekannten bestätigt ist und die gerade seinen in den letzten Jahren entstandenen Dichtungen einen so tief innerlichen Widerhall verleiht. Schrieb er selbst doch darüber an Julian Schmidt: „Glauben Sie nicht, daß ich die innere Heiterkeit darüber verliere. Die Schönheit des Lebens, selbst derjenigen seiner Partien, die man insgemein für häßlich hält, die Herr-

lichkeit der Welt, verlieren mir nichts von ihrem Glanze, und — ich weiß nicht, ist es die Macht der Gewohnheit oder die Fülle des menschlichen Gemütes, die einen leeren Raum in ihr so unmöglich macht, als in der physischen Welt — soll ich sagen, ich wünschte, es wäre anders mit mir, als es ist, ich müßte lügen."

Otto Ludwigs Kunstschaffen und Kunstanschauungen.

Der Grund, warum Otto Ludwig im musikalischen Produzieren nicht jene volle Befriedigung fand, wie später im dichterischen, ist von ihm selbst mit den Worten: „Mir genügt das Vage der Musik nicht mehr, Gestalten muß ich haben!" mit bewußter Klarheit ausgesprochen worden und damit auch zugleich der Grundzug seiner dichterischen Schaffensweise angedeutet. Ludwig ging in allen seinen Werken von Charakterfiguren (klar vor seine Phantasie hintretenden Gestalten), nicht von einer Idee oder von einer Handlung aus. Urplötzlich tauchten vor seiner Phantasie die Charaktergestalten in einer ganz bestimmten Stimmung, bisweilen sogar mit einer einzelnen dramatischen Gebärde auf. So erzählt er z. B.: „Es war beim Anhören einer Beethovenschen Symphonie, als plötzlich die Gestalt des Försters Ulrich in glühend karmesinem Lichte, wie in bengalischer Beleuchtung, vor mir stand!" Anfangs wußte er selbst gar nicht, wer die Gestalt war, noch was ihr Thun zu bedeuten habe, sondern dies wurde ihm erst allmählich klar, wie die Fabel entstand, wobei sein Wille und alle bewußte Thätigkeit sich ruhig und passiv verhielten.

Diese eigentümliche Art des ersten Auftauchens der Hauptcharaktere seiner Dichtungen in einer bestimmten Farbenbeleuchtung wiederholte sich in den meisten Fällen, nur war es bei jeder Gestalt eine andere Farbe. Neben dem Hauptcharakter erschienen dann die andern Gestalten als seine Mit- oder Gegenspieler in einzelnen Gruppen oder Situationen, ohne daß der Dichter sich schon völlig über ihren Handlungszusammenhang klar zu sein brauchte. So reihte sich Situation an Situation, ohne daß sein Bewußtsein dabei in voller Klarheit thätig war. Verließ ihn die Stimmung, aus der heraus das Ganze entstanden war, dann halfen ihm auch alle Notizen und noch so genauen Skizzen nichts, sie waren nur tote Buchstaben, und er vermochte nicht danach zu schaffen. Aber gerade in diesem Festhaltenwollen der seiner Phantasie vorschwebenden Gestalten, um sich durch die Notizen die Möglichkeit zu schaffen, sich später wieder in die entsprechende Stimmung hineinzuarbeiten,

können wir wohl den Grund für das ungeheuerliche Anwachsen seiner „Planhefte", wie sie sich in seinem litterarischen Nachlaß gefunden haben, suchen.

Waren so auf dem Wege reinster Inspiration die Charakterumrisse einiger Gestalten und einiger Scenen einer Dichtung entstanden, dann galt es nun den Zusammenhang zu deuten, eine dramatische „Handlung" zu ersinnen. Hierbei konnte er sich nicht mehr ganz der Eingebung überlassen, sondern der berechnende Verstand übernahm nun in der Hauptsache die Leitung, und das grüblerische Element in Ludwigs Geistesleben begann dann in seine Rechte zu treten. Der Dichter hatte fast immer ein zurückgezogenes Leben geführt, die Zusammenhänge menschlicher Schicksale waren ihm nicht durch die Erfahrung oft genug sichtbarlich vor Augen getreten — darum fiel es ihm nicht so ganz leicht, diese Schicksale zu erfinden, sie strömten ihm nicht in jener fertigen Plastik zu. Und da seine Figuren ihm in einer äußerst eigenartigen, individuellen Form erschienen, so erforderte die Erfindung der Handlung eine sehr feine Auswahl hinsichtlich der Motivierungen, und die geringste, während der Arbeit sich als nützlich ergebende Veränderung des Planes drohte dann das ganze Bild umzustoßen. Weil er hier nicht aus einer einzigen mächtig zwingenden Inspiration heraus schuf, fehlte es seinen Handlungen bisweilen an innerer Notwendigkeit und machte sich der Eindruck willkürlicher Zufälligkeiten geltend.

So kam es, daß Ludwig in seinen Dichtungen, ganz gegen seinen Willen und infolge eines schöpferischen Mankos, häufig das aufgab, was er selbst als das Tragische bezeichnete.

Ottos Idee von der Tragik identifizierte sich im großen ganzen mit dem, was er in „Zwischen Himmel und Erde" sagte: „Was die Menschen Glück und Unglück nennen, ist nur der rohe Stoff dazu; am Menschen liegt es, wenn er ihn formt. Nicht der Himmel bringt das Glück; der Mensch bereitet sich sein Glück und spinnt seinen Himmel selber in seiner eigenen Brust" — oder wie er es ein andermal so kurz und packend ausdrückte: „Sein Schicksal kann keinem entgehen, sollte man sagen, nicht: seinem Schicksal kann keiner entgehen; denn nicht das Schicksal fängt den Menschen; der Mensch jagt nach seinem Schicksal." So war es auch seine Ansicht von dem Tragischen, die ihn veranlaßte, Charakter- und nicht Ideentragödien zu schreiben, selbst einen „Andreas Hofer" wollte er nicht als „Volksfreiheitsdrama" gestalten, sondern die Tragik sollte darin beruhen, daß der Held daran zu Grunde geht, daß ihm seine all zu große Volksbeliebtheit zu Kopfe steigt und ihn zu Tollkühnheiten verleitet. Und seinen geplanten „Waldstein" bezeichnet er als eine „Tragödie der Vermessenheit, die sich nicht bescheiden kann"

der grenzenlosen Überhebung — in der sechsten Bearbeitung des Bernauerstoffes erbaute der tragische Konflikt sich darauf, daß Agnes im Übermaß des Leichtsinns den Herzog Albrecht durch einen Betrug an sich lockt und sich damit in ein Verhältnis begiebt, dem ihr Charakter nicht gewachsen ist — in der geplanten „Genoveva“ endlich wollte er keine schuldlose Dulderin darstellen, sondern eine Frau, die sich in ihrem Tugendstolze überhebt und sich alsdann bei einer Gedankenschuld ertappt, die sie zwingt, ihr Los schweigend auf sich zu nehmen. Ferner können wir im „Erbförster“ diese Überhebung als Grundlage der Tragik konstatieren, da der Förster Ulrich den Rechtsmaßstab nur aus seinem Gefühl nehmen will und sich durch nichts von der Unrichtigkeit desselben abbringen läßt. Selbst die humoristische Charakternovelle „Die Heiterethei“ behandelt eine solche tragische Überhebung, die hier nur durch Erkenntnis des Unrechts zu gutem Abschlusse gebracht wird. So wird Otto Ludwig das Tragische zum Konflikt des Schönen mit dem Vernunftgemäßen: „Der Held gefällt in dem, was ihm sein Schicksal zuzieht — handelt er anders, so handelt er richtiger, aber minder schön.“

Diese Anschauung verleitete Ludwig bisweilen dazu, in dem Sonderlingsartigen etwas Tragisches zu sehen, und er übersah, daß z. B. im „Erbförster“ die tragische Wirkung dadurch beeinträchtigt wird, daß der Förster an einer gewissen Begriffsstutzigkeit zu leiden scheint, wenn er das nicht einzusehen vermag, was ihm alle Welt predigt. Es lag hier kein Gegensatz zwischen „Naturrecht“ und „Menschenrecht“, sondern zwischen dem Staatsrecht und einer willkürlichen, rein persönlichen Rechtsauffassung vor. So kam es auch, daß Otto Ludwig in den Makkabäern eine antiquierte Gesetzanschauung (das Kampfverbot am Sabbath) als Angelpunkt eines Konfliktes wählen konnte.

Otto Ludwigs Ausgehen von den Charakteren bei seinen dramatischen Schöpfungen und sein Streben nach einer objektivistischen Darstellung, daß die Figuren nirgends der Mund des Dichters sein sollten, sondern nur ihrer aus ihrer Wesenseinheit und ihrer Situation entsprungenen Empfindungen und Gedanken, mußten ihn notgedrungen zur Shakespearebewunderung bringen. Bei ihm glaubte er diese absolute Objektivität zu finden, er „machte ihn ganz und das Leben ihm zu einem Ganzen“, er ließ ihn „die unnatürliche Scheidung überwinden, die Goethe und Schiller und auf ihren Spuren die Romantiker in Kunst und Leben gebracht, indem sie das Ästhetische, das Schöne vom Guten und vom Wahren trennten und aus der Poesie eine Fata Morgana machten, die den Menschen mit der wirklichen Welt und sich selbst entzweit“. Durch ein minutiöses Studium der Shakespeareschen Werke glaubte er hinter das Geheimnis seines Kunstschaffens zu kommen, um nach gewonnener

theoretischer Erkenntnis desselben dann dasselbe für seine eigene Produktion verwerten zu können. Hierbei übersah er freilich, daß das Genie sich eben auch seine eigene Kunsttechnik schafft und nicht zur Nachahmung derjenigen anderer, wenn auch der Größten, greift, weil ihm wohl diese Vollkraft der Begabung fehlte, weil er jene Form nicht sich zu schaffen vermochte, in der seine Phantasiegebilde allein zu ihrer vollen einheitlichen Wirkung hätten kommen können.

Trotzdem Ludwig also aus der eigenen Menschenbrust heraus das Schicksal der Menschen herleiten will, spielt in einzelnen seiner Dramen doch ein äußerer, willkürlicher Zufall eine hervorragende Rolle bei der Schürzung des Knotens. Der Hauptgrund hierfür lag freilich vorzugsweise an einem zeitweiligen Versagen seiner Gestaltungskraft, wenn er sich an die Ausarbeitung des Planes für die Handlung machte. Er selbst hat das nur zu sehr gefühlt, wofür zum Beispiel die Bemerkung spricht, welche sich in einem der Planhefte der Agnes Bernauertragödie findet: „Ich sehe alles, ich hab's vor mir, deutlich, aber machen den Sprung über den Graben vom Denken zum Festsetzen, das geht nicht.“ Und er wußte auch, warum es nicht ging, denn an einer andern Stelle schrieb er, als er bei der Ausführung der sechsten Bernauerbearbeitung war: „Die dramatischen Stoffe, die ich bebrüte, werden mir zu Romanstoffen, während jede Einzelheit in ihnen für eine dramatische Behandlung berechnet ist und ihr Recht an sich nur durch scenische und schauspielerische Aufführung erhalten kann. Das Ganze findet im Drama nicht Platz, das Einzelne im Roman nicht seine geeignete Ausführung.“ Und wieder ein andermal in seinen „Studien zum eigenen Schaffen“ gab er auch eine Erklärung dafür, warum ihm der Stoff durch seine Einzelheiten stets über den Rahmen eines Dramas hinauszuwachsen drohte, so daß er schließlich oftmals den Überblick verlor und die Arbeit unvollendet liegen lassen oder von neuem beginnen mußte: „Ich leide an einer zu großen und fortwährend wirkenden Neigung zur Vertiefung des Verstandes. Damit hängt der Hang zusammen, Figuren und ihr Handeln, den ganzen Vorgang ins Detail zu zerlegen, statt sie daraus aufzubauen. Statt die auseinandergelegten Teile nun zusammenzufassen, zerlege ich sie von neuem, nun habe ich eine Anzahl von kleinen Motiven, so groß, daß mein Überblick nicht mehr die für die Darstellung wesentlichen herausfinden kann.“

Aber noch ein anderer in seinem künstlerischen Charakter begründeter Umstand trieb ihn dazu, seine künstlerischen Pläne wieder und wieder umzustoßen, begonnene Arbeiten plötzlich beiseite zu legen, um sie vielleicht nie wieder vorzunehmen oder, wenn er dies that, in einer Weise, als wenn er eine völlig neue Arbeit angriff. Es war dies seine im

Leben, wie im Schaffen dokumentierte Bescheidenheit, jenes Unbefriedigtsein von dem von ihm Produzierten, die ihn einmal zu dem Ausspruch verleitete: „Ich mache keinen Anspruch darauf, ein Dichter zu sein, ich weiß, daß meinen Kräften die dazu notwendige Harmonie fehlt.“ Die Tragik dieses Zustandes hat der Dichter selbst in der Gestalt Cardillacs im „Fräulein von Scuderie“ zum Ausdruck gebracht, dieses Goldschmiedes, der seine Kunden ermordet, um wieder in den Besitz seiner Schmuckwerke zu kommen, und dem Ludwig aus seinem eigensten Empfinden heraus den Satz in den Mund gelegt hat: „Das Schöne wird nie fertig, immer könnt es noch schöner sein. Und ihr, ein Künstler, sprecht von Fertigsein?“ Wie Cardillac seine Schmuckarbeiten im Verborgenen aufhäufte, so türmte Ludwig entworfene, halb- und ganzvollendete Dichtungen auf, ohne sie dem Publikum darzubieten, und weil er hoffte, sie immer noch besser ausgestalten zu können. Und so starb er, der trotz eines Lebens voll hingebungsvollster Arbeit eigentlich nur wenig völlig abgeschlossene und selbst als beendigt betrachtete Dichtungen geschaffen hat, mit den die Tragik seines Lebens widerspiegelnden Worten: „Wenn's doch noch möglich wäre zu arbeiten!“

Der Herausgeber.

Die Rechte des Herzens.

Trauerspiel in fünf Aufzügen.

Einleitung.

Otto Ludwigs in äußeren Beziehungen an „Romeo und Julia“ gemahnende Liebestragödie „Rechte des Herzens“ gehört zwar nicht zu seinen vollendetsten Arbeiten, verdient aber doch aus mehreren Gründen die Aufnahme in diese Ausgabe, wenn sie auch in die früher erschienene der „gesammelten Werke“ nicht aufgenommen wurde.

Der Dichter vollendete das Werk 1845 und sandte es dann an Eduard Devrient, der damals Oberregisseur der Dresdener Hofbühne war. Devrient schrieb nach der Lektüre des Trauerspiels in sein Tagebuch: „Das Stück von Ludwig zu Ende gelesen. Da zeigt sich einmal ein Talent. Wenn man das emporbringen könnte!“ Er faßte infolge dieser Arbeit sofort für den Dichter Interesse, so daß dieselbe die Ursache der zwischen den beiden sich entwickelnden Beziehungen wurde. Die Aufführung vermochte er jedoch nicht durchzusetzen, denn die Verherrlichung eines polnischen Flüchtlings, als welche das Drama von den Leitungen der Hoftheater betrachtet wurde, war damals auf diesen Bühnen eine Unmöglichkeit.

Im Jahre 1847 veranstaltete Devrient in einer größeren auserlesenen Gesellschaft eine Vorlesung des Stückes, was eine Auszeichnung, die er dem Werke zu teil werden ließ, bedeutete, da er sonst nur klassische, anerkannte Dichtungen vorzulesen pflegte. Ludwig wohnte der Vorlesung an, ohne daß man wußte, daß er der Dichter sei. Das Stück wurde sehr günstig auf=

genommen und selbst der Komponist Hiller und der Schriftsteller Ufo Horn, welche es anfangs angefochten hatten, erklärten schließlich, daß sie das Talent des Autors und die Bedeutung des Werkes durchaus nicht in Abrede stellen wollten.

Da die Aufführung aber auf keiner der maßgebenden Hofbühnen zu erreichen war, verzichtete Ludwig selbst darauf und legte das Werk zu seinen vielen andern Entwürfen.

Der Herausgeber.

Die Rechte des Herzens.

Personen.

Ein mediatisierter deutscher Fürst.
Ein Malteser, sein Schwager.
Paul Lubinski, Michael Czarinski, Ein Priester — geächtete Polen.
Thaddeus, Pauls Diener.
Ein Kammerdiener des Fürsten.
Der Kastellan des Schlosses.
Eugenie, des Fürsten Tochter.
Die Baronesse, ihre Gouvernante.
Mariane, ihre Gesellschafterin.

Schauplatz in und bei einem Schlosse des Fürsten am Rhein.

Zeit kurz nach dem letzten Polenkriege.

Erster Aufzug.

Eine abgelegne, einsame Stelle des Parks. Über einen Bach führt malerisch eine Knüppelbrücke; nahe daran unter einer riesigen Linde ein Steintisch und eine Moosbank. Im Hintergrunde sieht man ein kleines Stück vom Schlosse, einige Bogenfenster der Schloßkapelle über dichtem Taxusgesträuch.

Erster Auftritt.

Die Baronesse und Mariane kommen im Gespräch einen Laubgang daher.

Baronesse. Und die wonnevolle Aussicht auf diese sechs, sage sechs langen, sechs ewigen Wochen, die wir hier verbringen sollen, bis der Fürst aus Italien zurückkommt! So lange soll kein Sonett auf meine Augen gemacht werden! So lange soll ich nicht einen, nicht einen einzigen Anbeter des Tages zwanzigmal zum glücklichsten und zwanzigmal zum unglücklichsten aller Sterblichen machen können! — nicht einmal — Mariane, wie bin ich eurer langweiligen schönen Natur so satt!

Mariane. Ich liebe das Landleben, aber ein thätiges. Aber tage- lang ohne ernste Beschäftigung an diesen schaurigen Stellen hier zu weilen wie die Prinzessin —

Baronesse. Was? Kräuter suchen und Arzeneien kochen für kranke Bettler, stundenlang in den schmutzigen Hütten herumkriechen, deren

bloßer Anblick einem Gemüte Schauer erregen kann, das weiße Wäsche mit Leidenschaft liebt! Das nennst du keine ernste Beschäftigung? Wen hat Ihre fürstliche Hoheit doch jetzt in der Kur? Noch immer den alten — wie nennt man's doch? — Die Leutchen, die in der schönen Natur wohnen, nennen dergleichen, glaub ich — Kesselflicker — Gott sei bei uns! —

Mariane. Die kranke Pächterin in der Meierei dort drüben ist jetzt ihr einziger Patient; der Pächter ist schon Rekonvalescent. Nein, Julie, die Güte eines Menschen sollte nie Gegenstand des Spottes werden. Die Armen vergöttern sie.

Baronesse. Ich will keinen Menschen verspotten. Bis zum sechzehnten Jahr in einem einsamen Kloster aufgewachsen zu sein, wo man außer dem Beichtvater keinen Mann, nicht einmal den eignen Vater gesehn hat; von einer überspannten Tante mit philosophischen Grillen, heidnischen Tugendgeschichten, mit Vorstellungen von der Welt und den Menschen angesteckt worden zu sein, über die man weinen möchte, wenn man nicht lachen müßte — das ist ohne Spott schon Unglück genug.

Mariane. Ja; sie sieht in den Menschen Engel, sie sieht alles besser und schöner, als es ist. Ist das eine Krankheit, so könnte man keinen bessern Arzt für die Prinzessin finden als Sie, Julie. Ihrer Geschicklichkeit, schöne Täuschungen zu zerstreuen, kommt nur die Bereitwilligkeit gleich, diese Geschicklichkeit anzuwenden. Diese Geschicklichkeit ist's, die die Prinzessin vollends melancholisch machen wird. Nein, Julie; das kann zu nichts Gutem führen.

Baronesse. Stille mit Predigen, stille! Dieser Ort ist schauerlich genug, auch ohne Beihilfe der Langeweile einem die Laune zu verderben. Mir ist, so oft ich hierher komme, als müßte hier jemand heimlich begraben sein. Aber nun endlich etwas Vernünftigeres! Dort im Dörfchen halten sich derzeit zwei polnische Flüchtlinge auf, von denen ich den einen kenne. Er hatte sich — der Aar! — an dem Lichte meiner Schönheit bereits die Schwingen versengt, als die polnische Revolution ihn vor dem völligen Verbrennen rettete. Der Kaiser von Rußland hat den Trotzkopf nicht fangen können; die Aussicht auf diese langen, ewigen sechs Wochen könnte mich verleiten, einen Versuch zu machen, ob meinen Augen nicht gelingen sollte, was der russischen Majestät mißlungen ist. Und was die Melancholie der Prinzessin betrifft; ich will mich fünf Jahre älter angeben, als ich bin, wenn es etwas Schlimmeres ist als eine recht bösartige Langeweile, die sich auf die edeln Teile geworfen hat! Sie muß leben lernen, und das lernt sich nur vom Leben selbst. Unsre Geächteten kommen täglich um diese Zeit hierher — die Prinzessin hab ich schon präveniert; wo es etwas zu trösten giebt, ist sie gleich bereit; sie macht auf Kranke und Unglückliche förmlich Jagd.

Mariane. Sie wollen die Prinzessin in Ihren — Roman, oder wie Sie's nennen, was Sie spielen wollen, verwickeln?

Baronesse. Verwickeln? — Du bist so schwerfällig, wie die Prin=

zessin. — Eine Lektion geben in der angewandten Lebenskunst. Glaubst du, ich verliere die Fäden aus der Hand?

Mariane. Sie kommt.

Zweiter Auftritt.

Eugenie. Baronesse. Mariane.

Baronesse. Nun, schöne Gottheit des Waldesdunkels, gönnen Sie uns armen Sterblichen einmal Ihren Anblick. Was finden Sie nur an diesen alten knorrigen Bäumen?

Eugenie. Was ich nicht suche; und was ich suche, das find ich nicht.

Baronesse. Götter lieben dunkle Sprüche. Schöne Gottheit, sprechen Sie menschlich mit Menschen.

Eugenie. Du möchtest mich wieder ärmer machen. Dir ist's eine Lust, mich irre zu machen an allem, was ich glaube. Du nimmst nur immer und giebst nie etwas dagegen. — O daß ich noch in meinem Kloster wäre! Wenn sonst die Menschen so herrlich waren, warum sollten sie es jetzt nicht mehr sein können? Nein, nein, ich glaub dir's nicht. Du könntest nicht so heiter sein, wär's dein Ernst.

Baronesse. Aber was verlangen Sie nur von den Menschen? Ich bin schon froh, wenn sie mich nicht gähnen macht — ich weiß nicht, was Sie mehr wollen von dieser armseligen Welt! Die Welt, von der Sie träumen, wartet noch auf ihren Kolumbus. Noch ist's am größten Hofe wie im kleinsten Bauernhaus der wirklichen Welt die Selbstsucht, die befiehlt und die gehorcht. Süße Göttin, wer glücklich sein will, muß leben können; ich meine, der darf das Leben nicht als ein ernstes schweres Geschäft betrachten, sondern als eine heitere leichte Kunst. Wollen Sie sich für den langen schweren Weg noch mit dem Gewichte von Tugenden behängen, die lange nicht mehr im Kurs sind? Das Leben wird jedem das, wofür er es nimmt. Dem einen wird die Arbeit zum Spiel, dem andern das Spiel zur Arbeit — Sie sehen, ich weiß auch zu philosophieren. — Sie werden leben lernen. Schön, jung, vornehm, liebenswürdig werden Sie sich eher heimisch fühlen in dieser verkehrten Welt, als Sie denken.

Eugenie. Du glaubst es? — Ich glaub es nicht, oder die Welt ist besser, als du sie siehst.

Dritter Auftritt.

Thaddeus, erst noch in dem Auftritt. **Vorige.**

Thaddeus. Nein, das war schlecht von Ihnen. Sie mögen sagen, was Sie wollen; das heißt schlecht gehandelt an mir altem Mann. Nein! Nein. Seine Entschuldigungen sollen nicht gelten!

Baronesse. Mit wem spricht aber der Alte?

Mariane. Es scheint, er spricht mit sich selbst.

Thaddeus (indem er auftritt). Seine Entschuldigungen sollen nicht gelten!

Eugenie. Der arme Alte. Seine Füße tragen ihn kaum mehr. Gute Mariane, du bringst ein Glas Milch und Brot aus der Meierei drüben.

Ich heiße ihn unterdes sich setzen. — Guter Alter, es ist ein heißer Tag, und Ihr seid müde; ruht Euch ein wenig hier aus.

Thaddeus. Das Mädchen ist schön wie ein Engel und freundlich wie ein Engel. Hier will ich ruhn. Vergelt ihr's Gott. — Ich setze mich schon. Wenn ich heut Abend bete, will ich für sie mitbeten. Aber sie braucht's nicht. Hätt ich eine schwere Sünde begangen, müßte sie für mich beten. Ihr kann der liebe Gott gewiß nichts abschlagen. Vergelt's Ihnen der liebe Gott.

Eugenie. So; nehm er doch sein Bündel ab, armer Mann.

Thaddeus. Ja, armer Mann! Und ein gekränkter Mann! Gott belohn Ihre Freundlichkeit gegen einen armen Mann, einen gekränkten Mann. Ihnen könnt ich alles klagen, was mir fehlt, und dann dächt ich, mir wäre geholfen.

Eugenie. So; stell er seine Füße auf das Bänkchen. Ist er einer von den unglücklichen Polen, armer Mann?

Thaddeus. Einer von den unglücklichen Polen? — (Schüttelt den Kopf.) Polen hat's einmal gegeben, aber es giebt keine Polen mehr.

Eugenie (giebt ihm hastig Geld). Hier — hier; hätt ich mehr, ihr solltet alles haben.

Thaddeus. Danke. Danke. Nein; hier hab ich was. (Zeigt auf seinen Bündel.) Da ist das ganze Geld für das Häuschen und die Wirtschaft noch, schöne blanke Thaler und Papier. Der liebe Gott hat dem altem Thaddeus überall die Herzen aufgeschlossen; er mußte nichts nehmen davon. Nein; beileibe! ich wär lieber verhungert; das muß ich ja haben, wenn ich ihn finde. Wenn Sie sich so gar sehr um einen alten gekränkten Mann bemühn, muß Thaddeus weinen wie ein altes Weib. Sehen Sie, ich hab ihn auf meinen Armen getragen, auf diesen zwei alten Armen hier; ich hab ihm Bogen und Pfeile geschnitzt, hab ihm Vögel ausgestopft und hab ihn unsre schönen polnischen Lieder singen gelehrt — und nun vergilt er mir's so schlecht in meinem Alter.

Eugenie. Es muß traurig sein, ein ungeratenes Kind zu haben.

Thaddeus. Ungeraten? Nein, nein, das ist er nicht. Er ist gut und freundlich, wie Sie sind, er ist tapfer und brav; kein Pole hat tapferer gekämpft für sein armes Vaterland als er, kein Held ist tapferer, kein Mensch menschlicher. Er ist mein und aller Polen Stolz. Nur an mir hat er schlecht gehandelt.

Eugenie. Das glaubt ihr vielleicht nur, Alter, wenn er sonst so brav ist.

Thaddeus. Wenn er sonst so brav ist? — Wenn er voraneilte, daß die langen schwarzen Haare hinter ihm her flogen, und ein Freiheitslied sang mit seiner Stimme, die die Trompeten übertönte, da riß es die Menschen mit Gewalt hinter ihm drein; wie ein Rausch kam es über den Nüchternsten, der ihn so zuversichtlich dahinfliegen sah, als wüßte er, er sei des Sieges Lieblingssohn. Und wie der Bräutigam die Braut, umarmte er die Gefahr auf dem Schlachtfelde; wo sie war, suchte er sie auf. Nach der Schlacht ging er tröstend und erquickend

von Verwundeten zu Verwundeten; wer ihm die Hand noch einmal drücken konnte, der starb glücklich. Sie wußten, ihre Witwen und Waisen waren seine Schwestern und seine Kinder. Er war der reichste Mann in Polen, aber seine Reichtümer gehörten seinem Vaterlande, wie er selbst; er sah sich nur als ihren Verwalter an.

Eugenie (tief ergriffen für sich). Lebt doch solch ein Mensch? Gott! wer ein Mann wäre und sein Freund! Erzählt mir noch von ihm, guter Alter.

Thaddeus. Er hatte einen Freund, mit dem er von Kindheit an aufgewachsen war. Der hieß Leo Sombinski. Die beiden hatten nur einen Willen zusammen. Sie konnten nicht sein ohne den andern. Sah man den einen, wußte man, der andre war nicht weit. Wie es immer schlechter wurde mit Polen, da schickte er den andern ins Ausland, seine bedeutenden Güter, die er besaß, zu verkaufen und Pferde dafür einzuhandeln und Waffen für Polen. Da fiel Polen, und mein Herr wurde geächtet. Was aus Leo geworden ist, weiß niemand. Es hieß, er hätte sich in der Fremde angekauft von Pauls Gelde und lebte unbekümmert um diesen guter Dinge; aber meinen Herrn durfte niemand dergleichen hören lassen. Leo, sagte er, kommt zu mir, oder er ist tot.

Eugenie. Und dieser Mensch irrt nun heimatlos? arm? verlassen? O Gott! Alter, ihr habt mich unglücklich gemacht.

Thaddeus (leidenschaftlich). Das hat er mir gethan, das hat er mir gethan. Wie ich mich freute, wenn sie von ihm erzählten, da dacht ich nicht, daß er zuletzt so schändlich an mir altem Mann handeln könnte, wie er gethan hat. Wenn ich ihn fände, sollt er's fühlen. Seine Ausreden sollen nicht gelten!

Baronesse (zu Eugenien). Einen bessern Lobredner könnt ich keinem Menschen wünschen, als solch eine Entrüstung seines Dieners.

Vierter Auftritt.

Paul Lubinski. Vorige.

(Paul und Thaddeus werden einander gewahr und erschrecken; Eugenie erschrickt mit und zeigt die wärmste Teilnahme; die Baronesse ist verwundert. Paul eilt, ohne die andern zu bemerken, in Thaddeus Arme, der sich Gewalt anthun muß, seine Entrüstung fest zu halten, und deshalb jenem nicht in das Gesicht sieht.)

Paul. Bist du's denn, Thaddeus? Bist du's denn wirklich, du teurer Alter? Hab ich Vater, Bruder, Vaterland, hab ich alles wieder einen seligen Augenblick lang? Du guter, alter, treuer Thaddeus, wo kommst du nur her?

Thaddeus. Ja, guter alter, treuer Thaddeus — dadurch machen Sie's nicht gut, daß Sie so schlecht an mir gehandelt haben.

Paul. Schlecht? An dir? Bist du klug, du lieber, närrischer Alter?

Thaddeus. Ja, schlecht haben Sie an mir gehandelt. Schändlich haben Sie an mir gehandelt. Ich habe Ihren Eltern über fünfzig Jahre gedient, und das ist mein Lohn.

Paul. Thaddeus, ich habe an keinem Menschen schlecht gehandelt — du kennst mich von Jugend auf — wie sollt ich's an dir?

Thaddeus. Das kann ich beschwören. Dafür hab ich Sie auf meinen Armen getragen und Ihnen unsre schönen polnischen Lieder gelehrt. Um so schlechter ist's von Ihnen, daß Sie an einem alten Mann, der jeden Augenblick sein Leben für Sie hingegeben hätte, so handeln konnten.

Paul. Ja, die Lieder, die du mir lehrtest! Ach, Thaddeus, erinnere mich nicht an das, was mir ewig verloren ist. Großer Gott! — Einen Strahl nur von meines Vaterlandes Sonne! Einen Hauch nur von der Luft, die um Polens Höhen weht! — Thaddeus, was macht meine Mutter? meine Schwester? (Er hat ihn krampfhaft bei beiden Händen gefaßt.)

Thaddeus. Ihre Mutter und Ihre Schwester?

Paul. Hat man sie entehrend behandelt? Hat man — um Gottes willen sprich!

Thaddeus. Nein; nein. Sie sind wohl; ihnen ist besser, als uns.

Paul. Sie sind tot? —

Thaddeus. An der Nachricht von Polens Ende und ihres Sohnes Ächtung starb Ihre Mutter; Ihre Schwester bald darauf an Polens und ihrer Mutter Tod.

Paul (nach einer Pause des Schmerzes). Nein — nein — ich will nicht klagen. — Thaddeus — du hast sie gekannt — nein, ich will nicht klagen. Thaddeus, wär's nicht, wenn ich klagte, als gönnt ich's ihnen nicht? — Warum durften sie nicht aus Freude sterben über Polens Rettung? — O Gott, meine Mutter — nein, nein; Thaddeus, ich kann's eher tragen; so ist's besser; so ist's gut. (Faßt sich gewaltsam.) Aber du bist müde, mein alter, guter — nein, nein; so ist's besser, nun weiß ich — sie duldet meine Leiden nicht mehr mit — du bist angegriffen; komm mit mir; du mußt etwas genießen, so gut oder so schlecht ich's eben habe. Dann sollst du mir sagen, womit ich dich gekränkt habe — ja, so ist's besser; so ist's gut.

Thaddeus. Nein; eher will ich keinen Bissen essen, eher will ich keinen Tropfen trinken, bis ich meinen Groll vom Herzen geredet habe. Sie gehn fort aus Polen und sagen mir nicht und schreiben mir nicht, wohin? als wenn ich ein Hund wär, der nichts zu wissen braucht. Und wenn ich ein Hund war, konnt ich noch Ihre Spur finden. So muß ich alter gekränkter Mann aufs Geratewohl in die Welt hineinlaufen.

Paul. Wunderlicher Thaddeus, sollt ich dich in mein Unglück mit hineinziehn? War ich glücklich — glaubst du, du hättest mir fehlen dürfen? Thaddeus, es ist gräßlich, kein Vaterland haben, wie das Tier des Waldes gehetzt umherirren. Du Alter solltest mein Los nicht teilen. Glücklich sein könnt ich nicht ohne einen meiner Freunde; muß ich dulden, will ich's allein.

Thaddeus. Sie machen mir nichts vor. Sie machen mir nichts vor. Sie können sich nicht rein brennen! Sie haben mich alten Mann im Stiche gelassen, wie kein braver Pole seinen Hund im Stiche läßt.

Paul. Thaddeus, ich bin arm; das Wenige, was ich noch hatte, ist

bald verzehrt. Du saßest daheim in deinem Häuschen und hattest dein Auskommen —

Thaddeus. Ich habe so lang von Ihres Vaters Tische gegessen und Sie wollen mich verachten? Nun verkauf ich zu Hause mein Bißchen und muß herumirren. Wo ich hinkam, waren Polen gewesen, aber ihren Namen konnte man mir nicht sagen. Es ist Zufall, daß ich Sie noch finde. Wenn ich alter Mann nun aus Herzeleid in der Fremde gestorben wäre, das hätten Sie auf Ihrem Gewissen gehabt.

Paul. Thaddeus, mein Stolz ist alles, was mir übrig geblieben ist. Bist du aus Polen mir nach, um mich zu demütigen?

Thaddeus (außer sich). Sie wollen mich alten Mann von sich stoßen, der wie ein Hund Ihnen nachgelaufen ist? der seine ganze Zuversicht auf Sie gesetzt hat? Gut. Gut. Dort bleiben und zusehen, wie ein andrer auf Ihren Gütern wirtschaftet? Das konnt ich nicht. Mit dem Bißchen, was ich hier mitbringe, dacht ich nun für meine alten Tage zu sorgen. Darauf hatt' ich gerechnet. Dafür, dacht ich, muß er dir versprechen, daß er dich nicht wieder verlassen will, und wenn er wieder in bessere Umstände kommt, dir alles ersetzen und doppelten Lohn geben will von heute an gerechnet. Gut. Gut. Nach Polen komm ich nicht wieder,/ und behalten will er mich alten Mann nicht. Gut. Gut. An der Straße will ich sitzen, und fragt mich einer, was mir fehlt, will ich sagen: Mein Herr, dem ich gedient habe von Kindesbeinen an, hat mich nun, da ich alt bin, von sich gejagt und mich hinausgestoßen in die Fremde. Gut. Gut. Da will ich sitzen, bis ich sterbe vor Hunger und Herzeleid, aber Gott im Himmel will ich's klagen.

Paul. Thaddeus, du marterst mich.

Thaddeus. Das will ich auch! Das will ich auch! Wenn ich wüßte, was Sie am meisten kränkte, das wollt ich thun, bis Sie sagten: Ich will dich nicht in die Fremde hinausstoßen, Alter; bleib bei mir.

Paul. Ich muß es schon sagen, alter Thaddeus, aber —

Thaddeus. Aber alles ersetzen, und doppelten Lohn von heut an gerechnet. Sonst bleib ich nicht.

Paul. Thaddeus! Thaddeus!

Thaddeus. Geben Sie mir die Hand darauf, damit ich meiner Sache sicher bin. So. Nun will ich's Ihnen auch vergessen, wie Sie mich gekränkt haben. Nein; verzeihen will ich's Ihnen; vergessen kann ich's nicht.

Fünfter Auftritt.

Mariane kommt zurück mit Milch, Brot und Früchten. Die Vorigen.

Baronesse. Da wäre ja ein Romänchen angeknüpft für einige von den unendlichen sechs Wochen. Dort kommt mein alter Bekannter, der andre Pole, dem ich ganz zufällig begegnen muß. (Zu Eugenien.) Trösten Sie den hübschen Polen. Aber — wohl verstanden — wir sind hier aus der Meierei, Verwandte von der Pächterin. (Lachend zu Mariane.)

Dir, Mariane, fällt der Alte zu. Wie? Führ ihn ins Lusthäuschen, da mag er schlafen. (Ab.)

Eugenie (mit Milch). Es ist sehr heiß. Die Milch ist frisch und wohlschmeckend. Nein — Sie zürnen nicht. (Geht nach dem Orte, wo Mariane die Früchte hingesetzt hat, um sie zu holen.)

Paul (verwundert und verlegen). Ich weiß nicht — Thaddeus, wir sind nicht allein. Wer ist das Mädchen? Sie ist schön wie Polens Sonne. Ihre Stimme klang mir wie ein Glockenton aus meiner Kinderzeit. So lang ich ihr Lächeln sah, war ich ein Glücklicher.

Thaddeus. Sie wird wohl in die Meierei dort gehören. Ich erzählte ihr von Ihnen, da weinte sie vor Freude, daß es solche Menschen gäbe.

Paul. Nein, Thaddeus, wenn du von mir sprichst, erzählst du Märchen. Das ist nicht gut.

Thaddeus. Freilich; Sie möchten sich selbst verkleinern. Ich mußt ihr mehr von Ihnen erzählen. Die großen Tropfen fielen ihr aus den Augen. Die Hände hielt sie über dem pochenden Herzen gefaltet, als wenn sie betete. „Wer ein Mann wäre und sein Freund!" so rief sie. Ich hätte ihr den ganzen Tag von Ihnen erzählen mögen, nur um sie so lange lächeln zu sehn.

Paul (steht bewegt auf, will mehr sagen, ruft aber nur). Thaddeus!

Eugenie (kommt mit Obst zurück).

Mariane (zu Thaddeus). Kommen Sie, Alter; Sie sollen sich ausruhn. (Mit Thaddeus ab.)

Sechster Auftritt.

Paul. Eugenie.

Paul. So freundliche Sorge ist mir lang nicht geworden. — Ich hatte — haben Sie Geschwister, mein Fräulein?

Eugenie. Nein.

Paul. Ich hatte eine Schwester in Ihrem Alter. — Aber Ihre Eltern leben noch —

Eugenie. Mein Vater; aber ich hab ihn nie gesehn.

Paul. Ist's möglich? — Er weiß nicht, wie schön und gut Sie sind.

Eugenie. Ich wurde im Kloster einsam erzogen. Meine Tante war eine herrliche Frau. Wie glücklich war ich, wenn ich zu ihren Füßen saß, und sie mir erzählte von herrlichen Menschen der Vorzeit; es war nichts Großes und Schönes, was nicht das Bürgerrecht hatte in ihrem Herzen. Aber dennoch sehnt ich mich, einen Bruder zu haben oder eine Schwester.

Paul. Ja, man hat an sich selbst mehr Freude, lebt jemand, der uns liebt. Der lebt nur ein halbes Leben, der allein steht in der Welt. Ich hatte, was der Glücklichste nur haben kann. Ich hatte Eltern, wie selten ein Kind; ich hatte Bruder und Schwester; ich hatte einen Freund! Mein Bruder war glücklicher, als ich. Er starb für Polens Freiheit; sein letzter Blick sah sein Volk als Sieger; mein Vater teilte sein schönes Los. Mutter — Gott meine Mutter! — (Sich fassend.) Mutter und

Schwester sind gestorben, der Freund ist verschollen — ich allein lebe noch, kann man Leben nennen, was keine Gegenwart, keine Zukunft hat. Nichts steht mir freundlich nah, nichts hab ich zu hoffen; meine Seele irrt, wie ein ruheloser, heimatloser Geist, heimatlos, wie ich selbst, über den Stätten ehemaligen Glücks. Denn was ich liebte, was mir nahe stand, das birgt das Grab.

Eugenie (fortgerissen von Mitleid). Nein, nein, nicht alles! Wüßten Sie, wie mich schmerzt, daß ich nur ein Mädchen bin. Was ich sagen mag, es sind nur Worte; das beste, was ich habe, sind nur Thränen. Wär ich ein Mann, ich zöge mit Ihnen. Dürft ich mit Ihnen dulden, wie wollt ich stolz sein!

Paul (sieht sie verwundert und gerührt an). Ihr Vater weiß nicht, wie glücklich er ist. Und Sie haben Ihren Vater nie gesehen?

Eugenie. Ich soll ihn sehen. In wenig Wochen soll ich ihn sehn. Ich träume nichts andres. Wenn ich einen Wagen höre, denk ich, er ist's; hör ich jemand kommen, spring ich auf!

Paul (bewegt). Das Leben hat noch ein Glück, das ich nie ahnte. Ich habe alles aus dem blutenden Herzen reißen müssen — und lebe noch; dies könnt ich nicht! — Sie wohnen hier reizend.

Eugenie. Gott! Wie konnt ich Sie an Glück erinnern, das — und doch mußt ich's Ihnen erzählen. Ich kann's sonst niemand — sie sind alle so kalt, so gleichgültig. — Ich erzähle Ihnen, wie glücklich ich bin — ach, ich sollte nicht glücklich sein; es ist Sünde, glücklich zu sein, wenn so edle Menschen unglücklich sind.

Paul. O, erzählen Sie mir. Ich fühle mit Ihnen. Ich bin glücklich, hör ich, daß Sie glücklich sind. Mir ist, als hätt' ich eine neue Heimat gefunden, als fühlt ich wieder, wie schön das Leben ist. Der Himmel lächelt mich an, als wäre aller Schmerz nur ein Traum.

Eugenie. Er ist's ja, ist nur ein Traum. Wir sollen's jauchzend empfinden, wenn wir erwachen.

Paul (faßt ihre Hand). So Hand in Hand einschlafen zum Erwachen auf ewig! — Großer Gott! nun ahn ich erst, was heimatlos sein heißt. Naht die Freude dem Unglücklichen, so wirkt sie wie der flüchtige Blitz; sie macht die Nacht nur dunkler. Lassen Sie mich fliehn, ehe der Fluch, der an meinen Freuden haftet, Sie erreicht. O sehen Sie: Sie traten freundlich tröstend zu mir wie ein seliger Engel — wie hab ich's vergolten? Ich habe Sie traurig gemacht.

Eugenie. Nein, nein, nicht traurig. Ich war's, eh' ich Sie sah; nun bin ich's nicht mehr.

Paul. Und doch. Sie weinen; ich habe Sie beleidigt.

Eugenie. Nein, nein! Was müssen Sie von mir denken! Nein, ich bin glücklich. So glücklich war ich nie. Noch vor wenigen Minuten dacht ich: O daß du ihn sehen solltest, nur sehen! Und doch — dacht ich — was ist solch einem Mann, was ein unbedeutend Mädchen für ihn empfindet; und nun — nun — zürnen Sie nicht, daß ich weine; ich weine aus Freude.

Paul. Du empfandest für mich, du süße Unschuld?

Eugenie. O wie das eigen ist! Wie ich von Ihnen hörte, wagt ich nicht in Gedanken zu Ihnen aufzublicken, so hoch sah ich Sie über mir — und nun sind Sie so freundlich, so mild, daß mir ist, als hätt' ich Sie immer gekannt, als müßt ich Ihnen sagen, was mich freut, und klagen, was mir nur irgend fehlt, als müßten Sie alles mitfühlen, was ich fühle. Sie sind so ganz anders, als andre Männer. So dacht ich mir die Männer in meinem Kloster.

Paul. Ihre Verwandte kehrt wieder. Darf ich Sie morgen wiedersehn.

Eugenie (freudig). Sie sähen mich gerne wieder?

Siebenter Auftritt.

Baronesse eilig und aufgeregt. Vorige.

Baronesse (zu Eugenien). Ihr Vater ist unerwartet früh in der Stadt angekommen. Er wünscht, daß wir ihm entgegen kommen. Wir müssen uns eiligst umkleiden.

Eugenie. Umkleiden erst?

Baronesse. Sie kennen Ihren Vater nicht. Er verzeiht Ihnen, wenn Sie ungern kommen, aber er verzeiht Ihnen nicht, wenn Sie die Fürstin vergessen. Die Zeit ist zu kurz. Ich möchte Ihnen noch manchen Wink geben —

Eugenie. Erst laß mich ihm sagen, daß ich Morgen wieder hier bin.

Baronesse. Wem sagen? Wer ist der Ihm?

Eugenie. Ihm — dem Polen. Sieh nicht finster. Ich bin so glücklich.

Baronesse. Der unglückliche Einfall! Das ist vorbei. Sie dürfen ihn nicht wiedersehen. Ich will ihn verständigen. Gehn Sie unterdessen.

Eugenie (zu Paul). Mein Vater —

Paul. Glückliche vergessen gern. Sie werden über den Vater —

Eugenie (lebhaft). Nein, nein. Das fühl ich zu gewiß. Ich müßte mich selbst vergessen. Nein; ich werde ihm erzählen von — ach; ich weiß Ihren Namen nicht —

Paul. Paul — Lubinski hieß ich einst.

Eugenie. Und ich will nur Eugenie heißen.

Baronesse (betont). Der Wagen ist bereit. Der Durchlauchtigste Fürst, Ihr Vater, wird unwillig werden.

Paul (erschrocken). Der Fürst? — Gnädigste Prinzessin —

Eugenie. Nein, nein; ich heiße Eugenie, nicht Prinzessin. Mich schmerzt, wenn Sie erschrecken.

Baronesse (verneigt sich gegen Paul und will Eugenie abführen).

Eugenie (für sich). Nein; so kann ich nicht gehn. (Macht sich los und geht zu Paul; mit dem innigsten Tone.) Wenn Sie traurig sind, kann ich mich nicht freuen. Morgen sind Sie wieder hier. (Will gehn; bleibt aber noch.) Gewiß, mein Vater ist nicht, wie Julie sagt. Es soll herrlich werden, wenn Sie nur bleiben! (Sie sieht ihn noch mit bittendem Blick und gefalteten Händen an und geht mit der Baronesse.)

Achter Auftritt.

Paul Lubinski allein.

Paul. Paul! Paul! Nimm dich in acht! Nimm dich in acht! — Wenn du noch kannst. — Bist du's denn noch selber, der sich schwindelnd zu besinnen müht, daß er ein Unglücklicher war, der von dem Leben nichts mehr erwartete? Der Klang dieser Stimme — dieses Lächeln — jeder Laut sprach es, jeder Blick rief es, wovon die süße Unschuld noch nicht weiß, daß sie es verschweigen sollte. Ich habe gelitten, ich habe gekämpft wie ein Mann. Das Unmögliche will ich noch — nur dies Glück von mir zu weisen habe ich nicht den Mut.

Neunter Auftritt.

Michael Czarinski. Paul Lubinski.

Michael. Gut, daß ich dich endlich treffe, Paul. Wie, Paul? Ich muß dich sprechen, Paul. Weißt du? Ich habe dir von ihm gesagt. Wie? — Das nennt diese Canaille ihr Vaterland — wie er bei Warschau vom Pferde absteigt und bis an die Knöchel in den Schmutz einsinkt. Hol ihn der Teufel — den Vandamme mein ich, wenn er's gesagt hat. Und ich stand nicht zwei Schritte davon, wie der seinem Prinzen — Friedrich oder wie er heißt, diese Geschichte von Vandamme erzählt. Wie, Paul? „Das nennt diese Canaille“ — und wie er die Vogelscheuche von Prinzen dabei angrinst und dieser wieder das Gerippe von einem Vertrauten. Zum Teufel! Sollen zwei Kerle, die zusammen nicht so viel wiegen, wie der bloße rechte Arm eines Mannes, einem Polen so etwas sagen? Und dies Kichern dazu, wie ein paar dumme Jungen, die einem rechtschaffenen Mann, ohne daß er's merkte, ein Papier an den Kragen geheftet haben. Aber, Paul, du hörst nicht auf mich.

Paul (in Gedanken). Doch doch —

Michael. Höre, Paul, hier herum wohnen hübsche Weiber. Eben begegnete mir eine. Hatte ich nicht den Kopf voll über diesen Burschen, so konnte mir's schon an das Herz gehn. So hat der Kopf seine Schuldigkeit gethan und das Herz gerettet. Noch dazu war's eine alte Amour, aus besserer Zeit noch her. Ist dir auch eine begegnet? Höre, du wirst mir rot. Sei gescheit, alter Paul. Höre; ein Polenherz kann kein Liebchen mehr haben, als die Ehre allein. Die nimmt mit dem bloßen Herzen fürlieb. Dummes Zeug. Wenn's zum Ernste gehen soll, sollst du einen Heimatschein aufweisen und kommst nur in Verlegenheit. Wie, Paul?

Paul. Nun freilich hör ich.

Michael (sieht ihn mitleidig an). Du hörst? Nein; du träumst, Paul. Laß dich nur von der Hoffnung nicht verlocken. Du weißt, wie wir mit dieser Dame stehn. Armer Paul, willst du mehr vom Schicksal,

als einen ehrenvollen Tod? Morgen gehn wir. Dezember wird's ja wohl noch Krieg geben, wo man für ein zu Grunde gerichtet Leben einen rühmlichen Tod kaufen kann. — Aber erst, Paul, diesen — höre, damals gleich schrieb ich ihm ein Briefchen, das er nicht hinter den Spiegel stecken sollte. Aber er war schon abgereist. Vorhin kommt der Fürst im Städtchen an, dem dies Gut gehört — und mein Bekannter von damals ist in seinem Gefolge. Heute noch will ich ihm seinen Paß schreiben. Du sekundierst mir.

Paul. Du willst —

Michael. Diesem Major ein Thürchen in den Leib machen, aus dem seine Bedientenseele gehorsamst unterthänigst herauskriechen kann.

Paul. Bist du rasend? Glaubst du, er wird sich stellen? Du bedenkst nicht, daß wir Flüchtlinge, daß wir Geduldete hier sind? Wie gern man einen solchen Vorwand ergreifen wird, uns los zu werden.

Michael. Einen Vorwand? — Hm, du bist auch nicht träg mit Vorwänden. Das muß in der Luft liegen. In Polen warst du anders. Paul! Paul! ich kenne dich nicht mehr. Dich, dessen Feuer ich täglich von meinem Phlegma zugießen mußte, muß ich nun anblasen! Paul, du bist kein Pole mehr. Ich, der ich sonst ein armer Sünder gegen dich war, bin nun ein ganzer Kerl gegen dich. Wie du zu deinem sterbenden Vater sagtest: Leben ist nichts! Sterben ist nichts! Freisein ist alles! und wir wieder in das russische Feuer rannten — dein Vater starb nicht; er vergaß das Weiterleben aus Freude, solch einen Sohn zu haben. Da warst du noch ein Pole! Wenn dich Leo jetzt sähe! Gut, daß er tot ist; so sieht er nicht, daß du es bist.

Paul. Fasse mich nicht bei dem Schwur an meines Vaters Leiche. Zwinge mich nicht, Micha — es kostet mich mein letztes, schönstes Glück!

Michael. Ich wollte dich nicht selbst an deinen Schwur erinnern. Du hast dich anders besonnen. Du willst kein Pole mehr sein. Gut. Ich gebe dir dein Wort zurück. (Will gehen.)

Paul. Das rafft mein Glück in der Knospe hinweg! — Halt, Micha — ich sekundiere. (Beide ab.)

Zweiter Aufzug.

Zimmer der Prinzessin.
Zu beiden Seiten Thüren. Hinten gotische Fenster, vor denen wilder Wein und Rosenbüsche.

Erster Auftritt.

Eugenie. Baronesse.

Eugenie (aus tiefen Gedanken auffahrend). O eine Brust! eine treue Brust, an der ich meine Sorgen ausweine! Wonach ich fasse, um mich daran zu halten, das weicht fliehend zurück, und was ich zu halten wähne, zergeht mir spurlos in den Händen wie die Bilder eines Traumes. Keine Hoffnung hält mir Wort. — Julie! Wie wir vorfuhren am Schlosse; wie ich zitternd, außer mir, eine Waise, die einen Vater finden soll, aus dem Wagen eile — nein, heraus fliege, falle in seine Arme, — o Gott, da tritt er zurück. Unzufriedenheit war's, was er empfand, wie er sein Kind zum erstenmal sah; Unzufriedenheit — von keinem Zug der Liebe, der Freude gemildert. Ich spähte mit der Angst eines Menschen, der ein lang geträumtes Glück verlieren soll, nach einem Zug, einem einzigen Zug, einem einzigen, einzigen der Freude, der Liebe in seinem Gesicht. Ach, es war ein Gesicht von Stein, kein gastlicher Anhalt drin für ein Tochterherz. In den Tönen seiner Stimme klang kein Herz. — Kein Wort — kein freundlich, herzlich Wort für ein einzig Kind! Für ein Kind, das jahrelang die Seligkeit dieses Augenblickes geträumt hatte. Durch alle Adern drang nur Eiseskälte; ich fühlte mich innerlich erstarren. Mein Herz erkaltete fühlbar; ich konnte kein Glied regen; mir war, als würd ich Stein. Er sprach — ich verstand ihn nicht; ein freundlich Wort, nur eins! Ich wäre glücklich gewesen. Ich konnte nicht antworten. Hätt' ich mein Herz reden lassen, er wäre noch kälter geworden; ich wußte nicht, was auf seine förmlichen Reden erwidern. Ich sehe den Zug der Unzufriedenheit wachsen. Hätt' ich nicht weinen können, ich hätte sterben müssen! Wie im Traum — als ginge mich's gar nicht an, als spräch — ein Fremder von einer Fremden — hört ich nun, wie er zu einem seines Gefolges spricht: Man rufe den Arzt; die Prinzessin scheint von der Reise angegriffen. Und zu mir sagt er mit frostigem Lächeln: Sie sind unwohl; ich hoffe, Sie anders wiederzusehen. Er führt mich an den Wagen und verbeugt sich kalt, und sieht sich nicht ein einzig, nicht ein armes einziges Mal nach mir um. Dieses „anders" war so scharf betont; ich mußt es verstehn. Dies „anders" erfüllt mich mit Angst, ihm wieder zu begegnen. Julie! ich muß ihn fürchten. Ich Unglückliche kann meinen Vater nicht lieben. Ich kann's

nicht, kann's nicht, kann's nicht! Ach ich hatte mir's so schön ausgedacht. Von Paul wollt ich ihm erzählen —

Baronesse. Von Paul — von dem Polen? Sind Sie bei Sinnen? Das ist vorbei; den Polen kennen Sie nicht mehr. Was geht Sie der Pole an? Es sollte ein Scherz werden, ein Zeitvertreib für sechs lange Wochen —

Eugenie. Was hat dir der arme Pole gethan?

Baronesse. Daß um Gottes willen der Fürst nichts von Ihrer Teilnahme für diesen Polen erfährt! Er würde glauben —

Eugenie. Was könnt er glauben?

Baronesse. Nein, Sie sind — zu unschuldig. Man möchte lachen, wenn man nicht weinen müßte. Er würde glauben, Sie hätten mit dem Polen ein Verhältnis —

Eugenie. Er ist anders wie mein Vater. So dacht ich mir meinen Vater, nur älter.

Baronesse. Dieser unglückselige Pole. Er muß fort — noch heute! Was hat Ihnen der Unglückselige gesagt?

Eugenie. Es macht ihn glücklich, mich zu sehen.

Baronesse. Das wagt' er? Und sie hörten ihn an? Wiesen den Unbesonnenen nicht zurück?

Eugenie. Er sprach, wie er fühlte. Sollt ich ihn belügen?

Baronesse. Was können Sie, die Fürstentochter, gemein haben mit einem Geächteten?

Eugenie. Ich soll ihn verachten, weil er unglücklich ist? Ihn verachten, der von seiner stolzen Höhe zu mir armem Mädchen sich herabbeugt? Der mir vertraut und mir allein, nachdem er alles verloren! Und der letzte, schwerste Schlag sollt ihm von mir kommen? Handeln Frauen so, so wollt ich lieber eine Schlange sein, als ein Weib.

Baronesse. Und was mußt er selbst von Ihnen denken? Die Männer verachten das Entgegenkommen an den Frauen. Dem Manne gegenüber ist auch die Fürstentochter Weib; und will sie ihren Rang, so darf sie ihrem Geschlechte nichts vergeben. Die höchste Fürstentochter kann mit allem Glanze ihres Standes das gefallene Weib nicht bedecken. Sie kennen die Männer nicht. Es ist Notwehr, wenn wir der Falschheit der Männer Verstellung entgegensetzen.

Eugenie. Du sagst, die Männer sind schlecht und die Frauen müssen schlecht sein? Ich möchte nicht leben in deiner Welt!

Baronesse. Mir glauben Sie, Eugenie; ich kenne das Leben.

Eugenie. Bist du ein Engel? Soll ich dir glauben, wenn du zu den Menschen gehörst, die du mir verdächtigst! Nein, du machst mich nicht irre an ihm. Ihr alle seid falsch; er ist der einzige, der mich nicht betrügt. Nein! Ich will glauben! ich muß glauben, sonst kann ich nicht leben!

Baronesse. So lassen Sie Ihren Vater um des Polen selbst willen nichts von diesem erfahren. Sie haben an seinem Empfang gesehn, daß Ihr Vater die Regungen des Herzens für Schwäche hält. Ihr

Glauben an die Menschen, der Sie alle so sehen läßt, wie Sie selbst sind, könnte sich fürchterlich bestrafen. Lassen Sie sich das Schicksal Ihrer Mutter eine Warnung sein. Sie liebte Ihren Vater mit Leidenschaft, die er, der nie gefühlt hat, was Liebe ist, mit einer Kälte erwiderte, an der ihr Herz zu Tode fror.

Eugenie. O so ist nur ein Glück auf Erden möglich — das Glück, als ein Kind zu sterben.

Zweiter Auftritt.

Die Thüre links wird durch einen Lakaien geöffnet, durch die bald darauf hereintritt

Der Fürst. Eugenie. Baronesse.

Baronesse. Der Fürst selbst. — Um Gottes willen fassen Sie sich. Sie zittern —

Eugenie. Um Gottes willen geh nicht von mir. Er wird mich fragen; ich werde nicht antworten können vor Angst. Julie, verlaß mich nicht!

Baronesse. Thun Sie sich nur diesmal Gewalt an und fassen Sie sich.

Eugenie. Siehst du das steinerne Angesicht? Dieser Mann, der kein Herz in der Brust trägt, dieses gespenstische Bild, vor dem mir schaudert, ist mein Vater. Ich kann ihn nicht ansehn. Halte mich fest in deinen Armen, an deinem warmen Herzen, damit sein Blick mich nicht versteinert.

Baronesse. Sie sind wirklich fieberkrank, Eugenie.

Fürst (tritt auf; zu Eugenien). Sie haben sich ennuyiert in diesem öden Steinhaufen — (Da Eugenie schweigt, fährt er fort.) Es hieß jungen Damen viel zugemutet — — dafür bin ich Ersatz schuldig — Sie scheinen nicht gern zu sprechen? —

Eugenie (ohne ihn anzusehn). O es ist schön, sehr schön hier.

Fürst. Was könnte Ihnen hier gefallen haben?

Eugenie. Man ist so allein mit sich.

Fürst. Mit sechzehn Jahren sucht man die Einsamkeit sonst nicht —

Eugenie (verbeugt sich).

Fürst (zur Baronesse). Folgen der Klostererziehung, die bald verschwinden werden. (Zu Eugenien.) Ich habe Ihnen etwas zu sagen. (Die Baronesse will sich zurückziehn; da Eugenie ihr ängstlich nachsieht, als wollte sie ihr folgen, sagt der Fürst zu der Baronesse:) Bleiben Sie. (Zu Eugenien.) Soeben erhalte ich Nachricht, daß Prinz Friedrich morgen hier eintreffen wird. Sie haben das Kloster verlassen, um sich ihm zu verloben. — (Er beobachtet Eugenien, die kein Zeichen von Teilnahme giebt, einige Augenblicke, dann fährt er fort.) Sein Bruder, der Fürst, ist krank; aus gewisser Quelle weiß ich, daß die Krankheit eine unheilbare ist, daß die Ärzte ihn aufgegeben haben. So wie er stirbt, wird Prinz Friedrich Regierender. — — Sie werden ein glückliches, ein beneidetes Los haben. Der Prinz ist angenehm, ein schöner Mann, geistreich, nach-

giebig, wenn Sie seiner Lieblingslaune, schöne Herzen zu erobern, nachsehen wollen, haben Sie ihn in Ihrer Hand. — Ich hoffe, Sie werden sich ihm von einer vorteilhafteren Seite zeigen, als mir.

Dritter Auftritt.

Mariane außer sich, ohne den Fürsten zu bemerken auf die Baronesse zu, die sich weiter nach dem Hintergrunde zu etwas zu thun macht. Vorige.

Mariane. Wissen Sie schon? O es ist gräßlich!

Baronesse (sucht sie durch Zeichen auf die Gegenwart des Fürsten aufmerksam zu machen).

Mariane (versteht sie nicht). Ein Schuß im Hölzchen, dort bei der Kapelle — ein Duell — die Polen, sagt man. — Einer ist geblieben. Der Schuß ging über dem rechten Aug in die Stirne — solch ein Schrecken — ich weiß nicht, ob ich lebe —

Fürst. Was ist?

Mariane (erschrickt, den Fürsten zu sehn).

Baronesse (zum Fürsten, indem sie durch Zeichen andeutet, die Prinzessin dürfe es nicht hören). Ein Duell soll im Hölzchen bei der alten Schloßkapelle stattgefunden haben. Einer von den Duellanten soll geblieben sein durch einen Schuß in die Stirne —

Mariane. Über dem rechten Auge — es heißt, die Polen — einer blieb auf der Stelle —

Eugenie. Großer Gott! (Sie sinkt bewußtlos in einen Stuhl; die Baronesse eilt ihr zu Hilfe.)

Baronesse (zu Mariane). Sie Unvorsichtige! Wie können Sie die Prinzessin so erschrecken. Sie kann nicht von solchen Dingen reden hören — ihre Nervenschwäche! Geben Sie den Flacon dort her.

Fürst (zu Mariane). Lassen Sie schnell einen Arzt besorgen. (Mariane ab.) Die Polen? Wer sind diese Polen —

Vierter Auftritt.

Der Kammerdiener, gleich nach ihm der Malteser. Die Vorigen ohne Mariane.

Kammerdiener (meldend). Fürstliche Hoheit, Prinz Hermann. (Ab.)

Der Malteser (der gleich hinter dem Kammerdiener eintrat). Guten Morgen, Schwager Max.

Fürst (ihn förmlich begrüßend). Was verschafft mir die seltene Ehre?

Malteser. Wozu da hinterhalten. In solchen Fällen ist gerade heraus das beste. Ich komme erstlich, die Herrschaft, die der gewonnene Prozeß mir zuspricht, in Besitz zu nehmen —

Fürst (auf Eugenien zeigend). Sie sehen, hier ist nicht der bequemste Augenblick für Geschäfte —

Malteser. Zweitens sodann — wollten Sie diese Papiere ansehn?

Fürst (erschrocken). Wollen Sie mich demütigen?

Malteser. Hier, was Sie dem großen Juden schuldig geworden sind —

die Cession der Schuld an mich — dann hier und hier. — Sie haben übel gewirtschaftet, aber es ist um mein Nichtchen dort, dem der liebe Gott einen tüchtigen Mann beschere und — den Gemahl meiner Schwester durft ich nicht fallen lassen. Sie sind niemand mehr etwas schuldig, außer mir.

Fürst. Ich kann Sie jetzt nicht bezahlen. Wollen Sie mich zu Grunde richten?

Malteser. Na; nur, daß es gesagt ist. Damit hat's Zeit, bis Sie können. (Er betrachtet Eugenie.) Macht er's mit dem armen Dinge da wie vorzeiten mit ihrer Mutter? (Zum Fürsten.) Was fehlt meinem armen Nichtchen?

Fürst. Das Gerücht von einem Duell —

Malteser. Aha! Ich kam dort vorbei. Der Major ist garstig zugerichtet —

Fürst. Der Major? — der verdienstvolle Liebling des Prinzen Friedrich?

Malteser. Gewesen. Eine Pistolenkugel hat dieser übermäßigen Aufhäufung von Verdiensten ein Ende gemacht. Dieser verdienstvolle Liebling! Sein unschätzbarstes Verdienst bestand in der Kunst, mit der Schere papierne Männchen auszuschneiden — wenn man nicht die Fertigkeit, auf der hohlen Hand den Klang des Posthorns nachzuahmen, für noch verdienstlicher hält. Soviel steht fest für einen künftigen Biographen des großen Mannes, daß er hauptsächlich durch diese beiden Dinge die Gunst seines fürstlichen Herrn gewonnen, der mit Recht viel darauf hält, da er selbst in diesen Künsten nicht ungeschickt ist.

Fürst. Der Major? Das ist höchst unangenehm! höchst unangenehm!

Malteser. Man sagt von Polen — doch ist's nur ein Gerücht. Einem Polen bin ich auf der Spur, den ich schon seit Monden suche. Find ich ihn, so hat die gewonnene Herrschaft gleich ihren Herrn. Er wird mein Erbe. Zum Teufel mit den Ausschneidern und Virtuosen auf der hohlen Hand. Der Pole wird mein Erbe und muß mein Nichtchen hier heiraten.

Fürst. Ihre Güte setzt sich vergeblich so sehr in Unkosten, Herr Schwager. Denn ich habe die Ehre, Sie zu versichern, daß meine Tochter derzeit noch keines Vormundes bedarf. Ich hoffe, Sie sind morgen mein Gast zur Verlobung der Prinzessin mit dem Prinzen Friedrich.

Malteser. Hm. Ich habe davon flüstern gehört. Daraus wird nichts. Er möchte wohl, aber er hat keinen Willen, und sein Onkel, der ihn an seinen Fäden hat, hat sich bereits weiter umgesehen.

Fürst. Ich weiß, daß man von mehreren Seiten gegen diese Vermählung gearbeitet hat; ich bedaure, daß es vergeblich geschah. Doch möchten wir so delikate Sachen nicht lieber auf dem Marktplatze des Städtchens verhandeln? Ich bin untröstlich über den unglückseligen Vorfall mit dem Duell. Mußte der unglückselige Major gerade auf

seiner Sendung an mich, als mein Gast sich von seinem Schicksal erreichen lassen?

Malteser (für sich). Ja; der verdienstvolle Mann konnte delikater sein.

Fürst. Ich muß alles Mögliche thun, den Prinzen von meiner Teilnahme an diesem schmerzlichen Vorfall zu überzeugen. Sie verzeihen —

Malteser. Bitte — ich begleite Sie. Vielleicht erfahr ich etwas, was meinen Polen betrifft. (Beide ab.)

Fünfter Auftritt.

Eugenie. Die Baronesse.

Eugenie. O sage mir: Er lebt! Sei barmherzig und sage: Er lebt! Hab Mitleid mit einem Mädchen, das seinen Vater verloren hat und seinen Glauben an die Menschheit, das verkauft werden soll an einen Fremden, den sie nicht kennt, den sie haßt. Julie! Julie! sprich: Er lebt!

Baronesse. Diesen Polen hat ein unselig Geschick hierher gebracht.

Eugenie. Ihr seid ihm alle feind. O ich durchschaue euch. Wer euresgleichen scheint, den laßt ihr gelten; wenn ihr seht, daß einer besser ist als ihr, das könnt ihr ihm nicht vergeben! Du bist falsch, wie sie alle sind. Und doch will ich dich lieben, mehr als das beste Kind die beste Mutter liebt, sagst du: Er lebt!

Baronesse. Um Gottes willen —

Eugenie. Nein! Nein! Er kann nicht tot sein! Wie sollte der Himmel sein schönstes Werk zertrümmern? Nein; nicht zertrümmert hat er's; er hat's der Welt genommen, die sein nicht wert war — er ist tot. Ja, er ist tot; ich hoffe ja, daß er lebe; wie sollt er da leben können! Du sagst's, du sagst: Er ist tot. O sag es nicht noch einmal. Deine Augen sagen's schon. Laß deinen Mund es nicht nachsprechen, willst du mich nicht töten.

Baronesse. Wie Sie so heftig sind! Der Major ist geblieben, sonst niemand. Nun um Ihret-, meinet- und um des Polen selbst willen begeben Sie sich in Ihr Kabinett und legen sich zur Ruhe. Wenn der Fürst wiederkehrte und Sie von dem Polen phantasieren hörte, des armen Polen Schicksal würde ein trauriges. Ich will mich unterdessen nach allem erkundigen, was man von dem Duell weiß — aber Sie müssen mir gehorchen.

Eugenie. O sieh, wie ich gehorche, wie schnell ich gehe — (kehrt in der Thüre um) nunmehr solltest du wieder da sein, und bist noch nicht fort!

Baronesse. Nicht eher geh ich, bis ich Sie in Ihrem Kabinett weiß.

Eugenie (kehrt wieder um). Du bist so langsam, und mir wird der Augenblick zur Ewigkeit. (Ab.)

(Baronesse schließt die Thür hinter ihr.)

Sechster Auftritt.

Die Baronesse, allein, wirft sich erschöpft auf einen Stuhl.

Baronesse. Einen Augenblick muß ich ruhn. Ich zittre an allen Gliedern. Großer Gott, wie soll das werden! Alle Schuld wird zuletzt auf mich fallen. O daß ich nie dies Schloß gesehen hätte. (Geht.)

Siebenter Auftritt.

Paul Lubinski, den Michael Czarinski mit sich fortziehen will.

Paul. Laß mich! Laß mich, sag ich.

Michael. Was willst du hier?

Paul. Weiß ich, was ich will? Ich weiß nur, was ich nicht kann — gehn!

Michael. Und gerade hier, wo man uns finden muß?

Paul. Gleichviel. — Bleiben! Bleiben! Frag mich nicht. Ich habe keine Antwort als: Bleiben! Was ich will? In einem Felsloch wohnen, und wär's nicht größer als das Lager des Dachses. In Büschen atemlos lauschend kauern wie der gehetzte Hirsch, im Moos mich eingraben wie die verfolgte Schlange — nur nicht gehn, nicht gehn!

Michael. Paul, sei gescheit. Willst du auf ihrer Hochzeit tanzen oder an einem Kirchenpfeiler lehnen, bis die Trauung beendet ist, und dann hinfallen liebesgeckenmäßig wie ein Frosch, daß der Kalkant vor Schrecken Wind zu machen vergißt? Paul, Paul, sei gescheit; sei ein Mann. Nur erst eine sichere Zuflucht. Dann schreib ihr. Frage sie, ob sie mit dir gehen will. Will sie; gut. Will sie nicht; auch gut — desto besser; so hast du nichts an ihr verloren. Daß sie eine Prinzessin ist? Dummes Zeug. Der liebe Gott hat Männer und Weiber erschaffen und keine Lakaiengötter und Zofengöttinnen. Und ich möchte kein Mädchen freien mit Bewilligung von Vater, Mutter, Gevattern und Basen. Seine Liebe herausholen wie aus einer Löwengrube — das freut den Mann! Aber zum Teufel, die Zeit vergeht, und der Teufel holt, was uns von Freiheit geblieben ist. Meine Gründe sind wahrlich gut, Paul.

Paul. Gründe sind gut, nur nicht für den, der keine hören will. Laß mich! Bei Gott, ich bin nicht zum Hören aufgelegt.

Michael. Du willst nicht. Willst durchaus nicht. So muß ich dich deinem Schicksal überlassen. Ich habe gethan, was ich konnte; mit eigner Gefahr hab ich's gethan. Du selbst bist mein Zeuge. Dir können sie doch nicht ans Leben. Hörst du? über der nächsten Grenze erwart ich dich. Leb wohl! Leb wohl, mein alter braver Paul! (Küßt ihn und geht.)

Achter Auftritt.

Die Baronesse begegnet Michael in der Thüre. Sie erschrickt, wie sie Paul gewahr wird.

Baronesse. Unglücklicher, was wollen Sie hier? Ihnen wird nachgesetzt. Fliehen Sie. Was wollen Sie hier?

Paul. Zu ihr. Sie muß ich fragen —

Baronesse. Rasender, wollen Sie die Prinzessin verderben?

Paul. Eins, nur eins, eins will ich nur! Alles andre hab ich aus dem blutenden Herzen gerissen. Das letzte kämpf ich dem Schicksal ab. Der Mensch kann, wenn er können will!

Baronesse (stellt sich abwehrend vor die Thüre der Prinzessin). Fort, Rasender. Sie können sie nicht sprechen. Sie dürfen sie nicht sprechen.

Paul. Raum für einen Verzweifelten, der die letzte Frage thun will an sein Geschick!

Baronesse. Unbesonnener, retten Sie Ihr Leben, Ihre Freiheit.

Paul. Meine Freiheit? Ha ha, ich bin frei wie die Wolke, die der Sturm peitscht, wie der Hirsch, dem die Hunde folgen. Wer sagt Ihnen, daß ich leben will? Ich will's nicht, kann ich's nicht für sie!

Neunter Auftritt.

Eugenie. Die Vorigen.

Eugenie (zwischen Freude und Schreck). Paul!

Paul. Eugenie!

Baronesse. O nun ist alles verloren!

Eugenie (schaudernd zurücktretend). Hast du ihn getötet? Klebt Blut an deinen Händen?

Paul. Ich nicht.

Eugenie (faßt ihn bei den Händen). O, das ist gut; nun ist alles gut.

Baronesse. Schlimm ist's, schlimm, wenn jemand den Rasenden bei Ihnen sieht. Reden Sie ihm zu — geben Sie ihm Hoffnung, nur daß er geht. Er soll fliehen — wenn Sie es wollen, thut er's. Wenn der Fürst käme! (Geht nach der Thür, in der sie zuweilen lauschend sichtbar wird.)

Eugenie (sieht ihr verachtend nach). Hoffnung geben? Ich soll die göttliche Trösterin entweihen, um ihn zu betrügen? O, der Gedanke ist euer wert. — Nein, himmlische Wahrheit, ich bleibe dein Kind. — Paul flieh, rette dich!

Paul. Ich will's, weiß ich, daß du mich liebst.

Eugenie. Fingen sie dich, ich müßte sterben.

Paul. Ich will sterben, wenn du mich nicht liebst.

Eugenie. Rette dich. Rette dich mir.

Paul. Hab ich dich nicht; was soll ich retten? O sage mir's.

Eugenie. Wärst du wie andre Männer, du könntest mir's verdenken. Laß mich's nicht sagen. Glaube mir's ungesagt.

Paul. Du sollst einem andern gehören.

Eugenie. Nie. Nimmermehr. O glaube du an mich, wie ich an dich glaube.

Paul. Du bist ein Engel und weißt, dich muß lieben, wer dir naht. Ich bin ein Mensch und muß die Gewißheit umschlingen, wenn ich nicht sinken soll.

Eugenie. Ein ungewöhnlich Schicksal hat uns erfaßt; ein unwiderstehlich drängender Strom hat uns in seine Wirbel gerissen, eh' wir noch

wissen, wie uns geschehen ist. Was sonst Monden, Jahre braucht, ist in wenig Stunden des Schreckens und Schmerzes gereift. Ein großes Geschick hebt uns über das Hergebrachte. Ja, Paul, ich darf es sagen: Wir mußten uns finden und lieben; und fanden wir uns nicht, wir hätten nicht geliebt, bis wir uns dort gefunden hätten. Und gefunden hätten wir uns! Bei diesem Herzen, das der Wahrheit heilig ist: ich bin dein, und du bist mein. O sprich: wo wäre die Gewalt, ein Herz zu zwingen, das wollen kann? Glaubst du mir nicht?

Paul. Dir glaub ich, dir! Strafe die Wahrheit selbst Lügen, und ich glaube dir.

Baronesse (voll Angst herein). Er kommt! Er selbst! — Sie — schnell in Ihre Zimmer, legen sich zu Bette, sind so krank, daß Sie niemand sprechen können — und Sie — es bleibt kein andrer Weg; Sie müssen durch dies Fenster. Sie bleiben in den Büschen um die Kapelle, bis die Nacht Sie deckt und Ihre Flucht.

Paul (voll Schmerz). Eugenie —

Eugenie (ebenso). Du willst fort? — Ach ja, du mußt —

Paul. Leb wohl! Ich lasse mich selbst zurück.

Eugenie. O Gott! Seh ich dich wieder, ach! nur einmal auf dieser trüben Welt? — Paul? — Nein; flieh, flieh; gieb nichts auf mich thörichtes Mädchen.

Baronesse. Ein Augenblick verdirbt uns alle. Lassen Sie ihn doch!

Eugenie (bricht in Thränen aus). Leb wohl — geh und nimm mein Leben mit dir —

Paul (preßt sie an sein Herz). Leb wohl. Du glaubst, ich gehe, und ich bleibe doch.

Eugenie. Gottes Engel und mein Herz mit dir!

Baronesse (drängt Paul ans Fenster; indem er im Fenster steht).

Paul. Mein Bild für sie — glücklicher, als sein Urbild! (Er giebt der Baronesse ein Medaillon und springt aus dem Fenster; da die Baronesse zugleich nach der Thüre sieht, in der Eugenie mit dem Schmerzensruf: Paul, verschwindet, fällt das Medaillon zu Boden. Die Baronesse wendet sich danach hin; sie kann, indem der Fürst eintritt, nur noch ihr Tuch darauf fallen lassen.)

Zehnter Auftritt.

Der Fürst. Die Baronesse.

Der Fürst (nachdem er seine Blicke zwischen der Baronesse, die ihre Aufregung nicht ganz bergen kann, und dem offnen Fenster wechseln lassen). Wie befindet sich die Prinzessin?

Baronesse (nach Fassung ringend). Ihr Unwohlsein hat auf bedenkliche Weise zugenommen. Ich glaubte, es würde ihr zuträglicher sein, sich zu Bette zu begeben.

Fürst (indem sie nach dem offenen Fenster geht, an dem noch der Stuhl, über den Paul stieg). Ich erwarte jeden Augenblick den Arzt aus der Stadt. (Während er durch das Fenster sieht, will die Baronesse das Tuch mit dem Bilde

zugleich aufheben.) Was haben Sie da? Zeigen Sie doch — ich meine, das Medaillon, das Sie da aufhoben.

Baronesse (indem sie es giebt, für sich). Ich bin verloren.

Fürst (betrachtet das Medaillon). Ein schöner Kopf. Der Uniform nach ein Pole. Ganz recht. Hier steht Paul Lubinski. — Ganz artig. Gewiß Pariser Miniature. Nur hier sollt ich es nicht finden. (Fixiert die Baronesse.) Gehört dies Zimmer nicht zu denen der Prinzessin? — Und der Bote, seh ich, der es brachte, hatte es eilig; sonst hätt' er die Büsche hier mehr geschont. Und man fand noch nicht Zeit, den Stuhl hier zu beseitigen. Madame —

Baronesse (fällt auf die Kniee). Gnädigster Herr, Vergebung! Ich habe Strafe verdient. Ich flehe Sie nur an, die Prinzessin nichts davon erfahren zu lassen, die ich veranlaßte, sich zu Bette zu legen — nur — um den Mann hier ungestört sprechen zu können, der — mir teuer ist und — den ich, da er zu fliehen gezwungen war, nur diesen Augenblick noch sprechen konnte. Ich kann's nicht mehr ertragen, daß er mir teuer ist; Gnade, gnädigster Herr, Gnade für ihn — ich werde freudig ergeben dann meine Strafe, meine verdiente Strafe erdulden.

Fürst (ernst und mit Nachdruck). Es ist möglich, was Sie da sagen, und ich will es Ihnen glauben; verstehn Sie mich? ich will es Ihnen glauben — um Ihrer selbst willen will ich Ihnen glauben. Ich will selbst, um Sie nicht zu kompromittieren, die Verfolgung der Schuldigen nicht weiter betreiben. — — Ihr Besuch kam noch zu rechter Zeit. Eine Viertelstunde später und Sie waren auf der Reise nach der Residenz. (Aus der Thür sprechend.) Den Reisewagen.

Baronesse (will nach der Thür der Prinzessin). Durchlaucht erlauben mir, nur das Nötigste —

Fürst. Ihre Garderobe und was Sie sonst hier besitzen, wird man Ihnen nachsenden. Ich habe das Vergnügen, Sie an den Wagen zu begleiten. Sie haben Aufträge dahin erhalten, die Ihre Eile nötig machten. Sie haben es in der Hand, die Meinung der Welt über Ihre schnelle Abreise zu berichtigen, und werden dies Spiel geschickter arrangieren, als das eben verlorene. Die Folgen ihres Benehmens fallen auf Sie zurück. Ich bitte um Ihren Arm. Das Medaillon werd ich Ihnen mit Dank zurückstellen. (Er führt sie ab.)

Dritter Aufzug.

Vor den Fenstern der Gemächer, in denen der zweite Aufzug spielte. Dichtes Taxusgebüsch nach der Seite hin, wo die Fassade der Schloßkapelle sichtbar wird. Wild verraster Platz, die Schloßfenster von Wein und andern Rankgewächsen umwachsen; hohe, blühende Linden überschatten den Platz.

Erster Auftritt.

Der Malteser. Der Kammerdiener.

Kammerdiener. Aus jenem Fenster dort; die Baronesse half ihm heraus. Gleich darauf erscheint der Fürst in dem Fenster. Der Wagen wird angespannt, und die Gouvernante reist ab, wie sie eben geht und steht, ohne erst zu der Reise sich anzukleiden, ohne Abschied zu nehmen von irgend jemand. An dem Fenster dort in dem Zimmer droben sah eine weinende Dame mit dem Tuche winkend dem Fliehenden nach, der in größter Eile im Gebüsche verschwand.

Malteser. Ein Liebeshandel dieser eiteln, leichtfertigen Baronesse.

Kammerdiener. Aber die weinende Gestalt, die ihm nachwinkte, war die Baronesse nicht.

Malteser. So war sie sonst eine von den Damen. Alter, beruhigt euch über das vergossene Wasser. Eine Thränendürre ist nicht zu befürchten.

Kammerdiener. Mariane, die Gesellschafterin der Prinzessin, war eben nur bei mir gewesen. Und sonst war keine Dame um die Prinzessin. Warum durfte die Baronesse vor ihrer Abreise niemand sprechen? Hier sprang er heraus und dort in das Gebüsch hinein; eben dort erschien die Baronesse und der Fürst — aber von den Fenstern daneben winkte es ihm nach; — Gott behüte die lieben Hände, die ihm nachwinkten!

Malteser. Ich merke, ich soll erraten; Ihr wünschtet, ich wüßt es, und doch möchtet Ihr's mir nicht gesagt haben — Alter, hab ich Euch verstanden?

Kammerdiener. Wollte Gott, es wär anders. Ich sehe nichts als Unheil vor uns. Warum schleicht sein alter Diener immer noch hier herum!

Malteser. Ihr meint, sein Herr sei — wer ist sein Herr?

Kammerdiener. Ja, gnädigster Herr, ich fürchte, der unglückselige Pole ist noch in unsrer Nähe.

Malteser. Pole? Der unglückselige Pole? Einer von denen, die den Major —?

Kammerdiener. Ganz recht —

Malteser. Und derselbe, den Ihr herausspringen saht? Wenn Ihr nicht irrtet —

Kammerdiener. Eine solche Gestalt vergißt man nicht leicht und verwechselt man nicht leicht. Großer Gott, wie soll das werden! Soll ich's dem Herrn melden? Soll ich's nicht? Vielleicht bringt er heute schon den Prinzen mit. Sie kennen ihn. Wenn er's erfährt! Sie wissen — wie hat mir das Herz geblutet, wie die selige Fürstin, Ihro fürstlichen Gnaden Schwester noch lebte. Sie lebte so unglücklich, als sie schön und gut war; ich sehe sie noch vor mir; Prinzessin Eugenie ist ihr vollkommenes Ebenbild. Was hab ich gelitten, wenn ich sah, wie das schöne Vermögen, das er von der seligen Fürstin hatte, im unmäßigen Aufwand dahinging, erst die Kapitalien, dann die Herrschaften, eine um die andre —

Malteser. Ja, Alter; ihn hatte auch nur die reiche Erbin aus angesehenem Hause gereizt. Für ihre persönlichen Vorzüge fehlte ihm der Sinn.

Kammerdiener. Ja; sie war ihm zu sanft, zu gut. Ein kaltes, stolzes Bild wollte er aus ihr machen, und das gelang ihm nicht. Sie zerbrach unter seinen harten Händen. Und ihre Tochter, ihr schönes Ebenbild! Gnädigster Herr, ich bin ihm stets treu gewesen, aber ich habe oft für mich den Kopf geschüttelt; es ist das erste Mal, daß ich so von ihm rede. Ich hab ihn immer verteidigt gegen andre. Gegen Sie allein kann ich mein Herz ausschütten. Hat er denn je verlangt, sein Kind zu sehn? Und nun er's zu sich kommen läßt, ist es sein Herz, das sie ruft?

Malteser. Ja; sein Aufwand hat ihn zu Grunde gerichtet; diese Heirat seiner Tochter mit Prinz Friedrich soll ihm wieder aufhelfen. Dazu für seinen grenzenlosen Ehrgeiz die Aussicht, sein Eidam müsse in kurzem Regierender werden. Aber mit dem Eidam ist's nichts. — Alter, ein Vertrauen um das andre; könnt ihr euch noch eines polnischen Grafen erinnern, Leo Lubinski, der öfter bei mir war? Ihr erschreckt?

Kammerdiener. Drum war er mir so bekannt! Ich konnte mich nur nicht erinnern. Drum war mir, als hätt' ich ihn schon gesehn. Ja, das lange schwarze Haar —

Malteser. Ein bleiches schönes Gesicht darunter —

Kammerdiener. Groß und schlank —

Malteser. Stolz in der Haltung —

Kammerdiener. Ja, so schnell er in den Büschen —

Malteser. In den Büschen? Mensch, versteh ich dich recht? Der, den du dort herausspringen sahst? Was ist mit dem?

Kammerdiener. Dreißig Jahre machen manches Erinnerungsbild bleich. Aber ich müßte meinem Gedächtnis nicht mehr trauen dürfen, wenn's nicht jenes Grafen Ebenbild war —

Malteser. Mensch! Mensch! Alter! Sollte —! Diesen Grafen mit meiner Schwester zu vereinigen, die er liebte, war einst mein Lieblingswunsch; nun ist's der, beide in ihren Kindern vereint zu wissen. Damals kam ich zu spät; meine Schwester hatte schon die unglückliche Neigung zu diesem Fürsten gefaßt. — Wie ich unter fremdem Namen

in den Reihen der Polen mitfocht, lernt ich seinen Sohn kennen, schön, glühend, rasch, mutig und edel, wie sein Vater. Da schwur ich, alles zu thun, die mir die Liebsten waren, in ihren Kindern zu vereinen. Verwundet und unfähig zum Kämpfen verließ ich Polen. Ach nur zu bald folgte mir die Kunde, Polen sei gefallen und seine edelsten Männer geächtet. Mein Freund war geblieben, sein Sohn unter den Geächteten. Umsonst hab ich bis jetzt alles versucht, ihn aufzufinden, und nun — Alter! ist er's, so wäre ja alles gut. Aber — aber Alter — ist er's nicht, und sie ist, wie ihre Mutter war — schnell gefaßt, ewig gehalten — Alter, das wäre schlimm.

Kammerdiener. Sehn Sie, dort kommt der Alte, sein Diener. Er schleicht umher, als hab er eine heimliche Bestellung. Jetzt wird er uns gewahr und will uns ausweichen. Ich ruf ihn. Er kann Ihnen gewiß Auskunft geben, ob sein Herr es ist, den Sie suchen, und, ist er's, wo er sich aufhält. — Ja, Alter, kommt einmal hierher, der vornehme Herr will mit Euch sprechen.

Zweiter Auftritt.

Thaddeus. Die Vorigen.

Thaddeus. Was wollen diese Menschen vom alten Thaddeus? Er muß schon bleiben, sonst schöpfen sie Verdacht.

Malteser. Seid Ihr ein Pole, Alter?

Thaddeus. Könnte sein, Herr.

Malteser. Kennt Ihr Paul Lubinski, Alter?

Thaddeus. Könnte sein, Herr. Wer kannte Paul Lubinski nicht? — Pfui, Thaddeus, nimm dich in acht.

Malteser. Recht, Alter: er ist der Polen Bravster.

Thaddeus. Ist er?

Malteser. Zweifelt Ihr daran? So kennt Ihr ihn nicht.

Thaddeus (immer wärmer). Ich kenn ihn nicht?

Malteser. Oder Ihr seid sein Feind.

Thaddeus (hitzig). Ich, Herr? Ich? Und wer hat ihn getragen, wie er noch nicht laufen konnte, als diese beiden alten Arme hier? Wer hat ihm vom Sobieski und vom Koszjusko erzählt, wenn nicht der alte Thaddeus? Das erste Wort, das er lallen konnte, war „Polen"; wer hat's ihn gelehrt, Herr, wenn nicht der alte Thaddeus? Wer hat seine Heimat hinter sich gelassen und ist ihm nachgelaufen in die weite Welt, als der alte Thaddeus? Und der alte Thaddeus wäre sein Feind? Das ist dumm geredet, Herr.

Kammerdiener. Heda, Alter! Es ist der Schwager des Durchlauchtigsten Fürsten, der mit Euch spricht.

Thaddeus (für sich). Halt, Thaddeus, was machst du da? Mußt du deinen Herrn verraten, alter Dummkopf? Keine Silbe mehr sollen sie hören vom alten Thaddeus. Oho; Thaddeus ist nicht so dumm.

Malteser. Der Eifer gefällt mir an Euch, Alter. Hier habt Ihr zwei

Dukaten; Ihr sollt zehn haben, hundert sollt Ihr haben, sagt Ihr mir, wo Paul Lubinski lebt.

Thaddeus (für sich). Pfui mit dem Blutgeld. Nehmt Eure Dukaten wieder; ich stehe nicht in Euren Diensten. Ich mag Eure Dukaten nicht. Was weiß ich von Paul Lubinski? Fragt einen, der von ihm weiß.

Malteser. Ihr traut mir nicht, Alter?

Thaddeus. Könnte sein, Herr.

Malteser. Hast du nie von dem deutschen Obersten, dem Obersten Max gehört?

Kammerdiener. Von dem deutschen Fürsten, der mit Euerm Herrn focht?

Thaddeus. Ich weiß von keinem Herrn. Was soll ich wissen? Ich bin ein alter, dummer Mann; ich kann nicht lesen und nicht schreiben. (Er geht; die andern folgen ihm im Gespräch.)

Malteser. Alter, wartet doch einen Augenblick noch.

Thaddeus. Ich muß zu Hause sein, eh's dunkel wird. (Ab.)

Malteser (im Abgehen zum Kammerdiener). Aus dem Alten ist nichts herauszubringen. Folgen wir ihm, wird er noch mißtrauischer. Wir müssen ihn treuherzig machen. Thut, als merktet ihr nicht, was er will.

(Alle ab.)

Dritter Auftritt.

Eugenie, bald darauf Mariane.

Eugenie (kommt tiefsinnig daher und bleibt plötzlich stehn, als wenn sie etwas sähe). Flieh, flieh, Paul! hinter dem Busche lauert ein Feind — und hier — und — hier (als schräke sie aus einem Traum auf) — Großer Gott! ja es war nur ein Traum. — Gott, wo mag er jetzt irren, allein — nein nein! all meine Wünsche sind bei ihm!

Mariane (mit einem Handkörbchen). Sie erschrecken? Ich bin's ja, Ihre treue Mariane.

Eugenie. Hast du das Körbchen zu den Kräutern für den Thee für die Pachterin? Was macht ihr Mann?

Mariane. Das Tränkchen, das Sie ihm bereiteten, hat Wunder gewirkt.

Eugenie. Ja; es ist eine kräftige Arznei. — Ich erschrak, wie ich dich kommen hörte. Ich glaubte, es sei der Fürst mit dem Prinzen, dem er entgegengereist ist. Nicht, Mariane, es ist schlimm, wenn ein Kind erschrecken muß vor seinem Vater? Nun hilf mir Lindenblüte pflücken. Im Kloster dacht ich nicht, wieviel Dank ich meiner Tante schuldig war, daß sie mich diese Arzneien brauen gelehrt. Nun weiß ich's. Giebt es etwas, was eignes Unglück mildern kann, so ist es die Freude, fremdes mildern zu können.

Mariane (leiser). Der alte Thaddeus begegnete mir eben; er hatte auf mich gewartet und gab mir dies Briefchen für Sie.

Eugenie (erschrocken). Gieb! Gieb! Großer Gott!

Mariane. Sie können es vor Zittern nicht öffnen. Ich will Ihnen helfen.

Eugenie (setzt sich). Dank, gute Mariane. — Pflück indessen.

Mariane (pflückt Lindenblüte in das Körbchen).

Eugenie (liest). „Ich wohne unter den Toten; im Grabgewölbe unter der Kapelle. Unter den dichten Sträuchern drum herum fand ich eine Lücke in der Mauer. Willst du mir gehören, so komm diese Nacht zu mir herab; ein polnischer Priester, ein Unglücksgefährte, den mein Thaddeus aufgetrieben hat, vereinigt uns unzertrennlich für diese Welt. Dir wird es leicht, wenn du dir den Schlüssel verschaffst zu der Thüre, die aus der stets offnen Kapelle in das Grabgewölbe führt. Schreibe nicht; sage meinem Thaddeus nur „Leben" oder „Tod". Schreibst du Bogen voll, es würde nur eine Umschreibung eines dieser Wörter werden, und ein unglücklich Geschick könnt es in unrechte Hände bringen. Sagst du „Leben", so leb ich und trotze dem Schicksal ein Glück ab für dich und mich; sagst du „Tod" — deine fürstlichen Ahnen werden den Geächteten unter sich ruhen lassen, wenn es wahr ist, daß der Tod versöhnt." — (Nach einer kleinen Pause, in der sie vor sich hin gesehen hat.) Ist das nicht Schierling dort an der Mauer?

Mariane. Wie kommen Sie darauf? Ja, das ist Schierling.

Eugenie. Ist nicht Schierling ein Gift? Nicht, Mariane, es wirkt Schwindel?

Mariane. Der Absud davon wirkt den Tod. Ich weiß, daß eine ganze Familie davon starb. Aber was ist Ihnen? Sie werden so bleich?

Eugenie. Nichts. Nichts. Ich dachte nur daran, wie ähnlich dieser Schierling dem Leben ist. Er scheint so saftig und frisch, und innen lauert der Tod. Mariane, was versprach mir das Leben! Es hielt sein Wort nicht; der, an den es mich wies als an den Freund, den Vater, der wendet sich fremd von mir, und dem Fremden, in dem ich den ersehnten Freund fand —

Mariane. Geben Sie mir ein Briefchen an den Alten?

Eugenie. Hol ihn her, gute Mariane; ich muß ihn selbst sprechen.

Vierter Auftritt.

Eugenie, dann Mariane zurück mit Thaddeus.

Eugenie (pflückt Schierling). Und nun komm, du Wunderkraut, das seinen Besitzer der Furcht des Wechsels überhebt. Komm, Zauberblume, vor der die Schlösser springen. Vielleicht bedarf ich deiner. Dich nennen die Menschen Gift und fliehen vor dir — o sie verkennen dich! Du bist die Arznei; das Leben ist der Gifttrank. (Sie wirft die Lindenblüte aus dem Körbchen, füllt es mit dem Schierling und deckt Lindenblüte darüber.) Gottes Barmherzigkeit wird verhüten, daß ich dich brauche, aber besitzen muß ich dich. Das Schwerste wird leicht, weiß man, daß man es abwerfen kann, wenn man will.

Mariane und **Thaddeus** (treten auf).

Eugenie (zu Marianen). Nun, Liebste, geh zum Kastellan; den Schlüssel zum Grabgewölbe soll er mir schicken. Ich will mir's betrachten; das wird mich zerstreuen. (Mariane ab.) Und nun, Alter, lieber Alter; nun können wir unbeobachtet reden. Alter, guter Alter, du verstehst mich, ohne daß ich dich frage.

Thaddeus. Ja; Gott segne Ihre Freundlichkeit für meinen Herrn. Nunmehr lauert er, daß es Nacht werden soll, denn bei Tage darf Thaddeus nicht an seinen Versteck. Er ißt nicht, er trinkt nicht; unbeweglich sitzt er unten zwischen den Särgen und sieht vor sich hin, daß einem das alte Herz zerspringen möchte, wenn man ihm zusieht; und nun vollends, wer ihn gekannt hat in seinem Glücke, wie der alte Thaddeus. Dabei ist er so ruhig und mild; kein Ton des Schmerzes, keine Klage; er ist ein Mann im Unglück wie im Glück. Essen Sie doch nur etwas, sagt ich; Sie verkommen mir sonst. Ja, sagt er, Thaddeus, wenn du mir die Antwort gebracht hast, dann will ich essen, dann will ich thun, was du willst.

Eugenie. Armer Paul! Armer Paul! — Sag ihm „Leben!" guter Thaddeus. Hörst du? „Leben!" Daß du dich nicht versprichst, du lieber Alter, und „Tod" sagst oder „Sterben". Um Gottes willen nicht! Hörst du? Ich will dir das Wort aufschreiben.

Thaddeus. Wird der alte Thaddeus das Wort vergessen, mit dem er seinen armen Herrn glücklich machen kann?

Eugenie. Wenn du dich aber versprächest —

Thaddeus. Und wenn ich mich verspräche, hätt' er die Botschaft mir schon von der Stirn gelesen. Er ist des alten Thaddeus Einziges, weiß er. Bin ich froh, bin ich traurig, so ist's seine Freude, ist's sein Kummer. Er wird aufspringen und mir ins Gesicht sehen, dann wird er laut aufschreien vor Freude. Gott segne Sie für die Freude, die Sie meinem Herrn machen. Gott segne Sie für die Freude, die Sie dem alten Thaddeus machen, daß er seinem armen Herrn solche Botschaft bringen darf. Wenn ich nur eben so gewiß den Brief hier nicht vergesse, den Herr Michael Czarinski von der Grenze hergeschickt hat.

Eugenie. Dort kommt der Kastellan selbst. Es darf uns niemand beisammen sehn. Geh, lieber Alter, sag ihm „Leben"; mein Leben ist schon bei ihm. (Thaddeus geht.)

Fünfter Auftritt.

Kastellan. Mariane. Eugenie.

Eugenie. Sie bringen mir den Schlüssel selbst?

Kastellan. Durchlaucht, ich bring ihn, aber ich flehe, verlangen Sie ihn nicht.

Eugenie. Sie wollen —

Kastellan. Sie blühn in voller Jugendschöne. Sie gehen dem Schönsten entgegen, was das Leben bieten kann; hören Sie die Bitte eines Greises, verlangen Sie den Schlüssel nicht.

Eugenie. Ich verstehe Sie nicht. Was hat der Schlüssel mit meinem Glücke zu schaffen?

Kastellan. Sie würden meine Gründe für Aberglauben halten. Ich bin nicht abergläubisch, aber es giebt Dinge, die eine Ausnahme von dem machen, was uns natürlich scheint.

Eugenie. Geben Sie mir den Schlüssel, Alter; die Gründe schenk ich Ihnen.

Kastellan. Sie scherzen darüber. Mir ist, als säh ich Sie an dem Rande einer Gruft hinscherzen. Gleichwohl — verzeihen Sie dem Greise, dessen Haar im treuen Dienste Ihres Großvaters und Vaters erblichen ist — gleichwohl scheint dieses Lächeln den Schmerz zu kennen. Ich weiß nicht, was Sie thun wollen, aber es ist etwas, was über das Glück Ihres ganzen Lebens entscheidet.

Eugenie (für sich). Der Mann ist ein Prophet. Ja, solcher Art ist's, was ich thun will.

Kastellan. Das Grabgewölbe will ein Opfer, wird es ohne Not geöffnet. Drei Fälle hab ich erlebt, die es beweisen; mehrere noch wußte mein Vorgänger zu erzählen. Es ist an mehreren Stellen baufällig; die Furcht hielt mich ab, bauen zu lassen, weil ich es hätte öffnen müssen. (Mit einer gewissen Feierlichkeit.) Und so oft es geöffnet wurde ohne Not, so oft starb ein Glied Ihrer fürstlichen Familie eines gewaltsamen Todes. Fürst Nikolaus stürzte mit dem Pferde; zehn Jahre darauf wurde Prinzessin Natalie von Dero Bruder unvorsichtigerweise auf der Jagd erschossen; beide starben nicht vierundzwanzig Stunden nach Öffnung des Gewölbes. Prinz Georg, der dritte, der es seit meinem Gedenken öffnete, entleibte sich in einem Anfall von Melancholie noch in derselben Stunde.

Mariane (hängt sich voll Schauder an die Prinzessin). Heißen Sie ihn gehn mit seinem Schlüssel. Er sieht selbst aus wie ein Gespenst.

Eugenie (nach einer Pause; für sich). Wer es unnötigerweise öffnet? — Nein; unnötigerweise öffne ich's nicht. Käm ich nicht, er würde sich betrogen glauben und — Gott im Himmel! eine zu rasche That — Nein; hier ist keine Wahl. Mag sich unser Schicksal erfüllen — Paul, ich komme! — Ich habe Sie geduldig angehört, Herr Kastellan, und nun will ich den Schlüssel zum Lohne dafür. Der Fürst, mein Vater, will ihn haben. (Für sich.) So zwingt sein Märchen mich zur Lüge. Heilige Wahrheit, verzeih mir diese erste Lüge. Geben Sie.

Kastellan (faltet die Hände und sieht sie mit traurig flehenden Blicken an, dann giebt er). Hier, Durchlauchtigste Prinzessin, ist der Schlüssel. — Gott wende alles zum besten. (Er wischt sich die Augen, verbeugt sich und geht.)

Eugenie. Guter Alter, deinen Wunsch bet ich aus innerster Seele mit. — Sorge dafür, Mariane, daß mich niemand stört, während ich die Arznei bereite. — Ja, guter Alter; Gott wende alles zum besten! (Beide ab.)

Vorzimmer des Fürsten.
Unter einem Spiegel hängen zwei Pistolen. Auf jeder Seite eine Thüre, die rechts in des Fürsten Kabinett, die links auf den Korridor. Nacht.

Sechster Auftritt.

Der Fürst im Reiseroce, vom **Kammerdiener** begleitet.

Der Fürst (einen Brief in der Hand). Sein Bruder gestorben, der Regierende — allerdings ein zureichender Grund. Ich will mir nicht denken, er könnte einen andern Grund gehabt haben, nicht zu kommen, nachdem von beiden Seiten die Zusammenkunft bestimmt worden war. — Morgen will er mich hier besuchen — doch, damit ich nicht irrig dem Verdacht Raum gebe, er könnte einen andern Grund gehabt haben. Nun verlang ich, daß man sich über die Heirat entscheidet; dieses Hinhalten kompromittiert die Prinzessin. Dann giebt er meinen Feinden Gelegenheit, sich in die Sache zu mengen. Dieser Malteser — (Sein Blick fällt auf den Kammerdiener.) Geben Sie mir das Hauskleid. (Kammerdiener hilft ihm sich umziehn.) Konvenieren ihm die Zimmer?

Kammerdiener. Durchlaucht halten zu Gnaden, von —

Fürst. Hören Sie nicht? meinem — dem Prinzen Hermann?

Kammerdiener. Er bedauerte, Sie hier beengen zu sollen; er hätte ebensogut im andern Flügel oder in einer andern Etage —

Fürst. Ist seine Hoheit so anspruchslos? Die übrigen Zimmer sind nicht eingerichtet. Nunmehr wird er sich zurückgezogen haben?

Kammerdiener. Er schreibt Briefe —

Fürst. Hm — an den Hof des Prinzen Friedrich —?

Kammerdiener. Wünschen Durchlaucht seine Gesellschaft?

Fürst. Ich will wissen, ob ich vor seiner Gesellschaft sicher bin. Die Form ist ihm kein hinreichender Grund, zu unpassender Zeit mit Besuchen zu verschonen. Ihre Gesellschaft scheint er zu lieben.

Kammerdiener (betreten). Durchlaucht —

Fürst. Schon gut. — Wie ist das Befinden der Prinzessin?

Kammerdiener. Der Arzt findet den Zustand der Prinzessin aufgeregt, aber nicht krankhaft. Er hat einiges verordnet.

Fürst (tritt auf ihn zu). Haben Sie sonst etwas zu melden? — Ich wünsche nicht durch andre zu erfahren, was Sie mir sagen konnten. Bis jetzt hab ich Ihnen trauen dürfen.

Kammerdiener. Um Gott, Durchlauchtigster Herr, könnten Sie zweifeln?

Fürst. Ich liebe thätige Beweise. Ich bin kein Freund von Redensarten. — Ich werde einen Teil der Nacht den Geschäften widmen. Bleiben Sie in der Nähe. (Wendet sich in der Thür.) Noch eins; hören Sie? Ich lieb es nicht, wenn sich meine Diener ausforschen lassen. (Ab in sein Kabinett.)

Siebenter Auftritt.

Kammerdiener allein, dann der Kastellan.

Kammerdiener. Gott! Was soll das werden? Ich seh das Ärgste kommen und kann's nicht ändern. — Wer kommt da noch so spät?

Der Kastellan (tritt auf atemlos und verstört).

Kammerdiener. Wie sehen Sie aus? Was ist Ihnen begegnet?

Kastellan. Ich muß den Fürsten sprechen, muß ihn augenblicklich sprechen. Ich wollte zu der Prinzessin, aber der ganze Flügel ist abgeschlossen. Alter! Alter! Wir gehen schrecklichen Dingen entgegen.

Kammerdiener. Ist etwas geschehen?

Kastellan. Noch, hoff ich zum allmächtigen Gott im Himmel, nichts. — Ich Unseliger, daß ich den Schlüssel hergab; ich durft ihn nur in des Fürsten eigne Hände geben.

Kammerdiener. Den Schlüssel? welchen Schlüssel?

Kastellan. Zum Grabgewölbe. — Glauben Sie, daß Geister erscheinen können?

Kammerdiener. Aber wem gaben Sie den Schlüssel?

Kastellan. Der Prinzessin.

Kammerdiener. Gott! nun wird mir alles klar. — Der Fürst darf den alten Mann nicht hören. Hören Sie, der Fürst ist beschäftigt; ich darf niemand vorlassen. Gehen Sie. Kommen Sie morgen wieder

Kastellan. Vielleicht ist's noch zu verhindern. Nein, ich will's nicht auf meinem Gewissen haben.

Kammerdiener. Gehen Sie; ich darf niemand vorlassen. Gehen Sie.

Achter Auftritt.

Der Fürst. Vorige.

Kastellan. Lassen Sie mich zu ihm, oder ich rufe Gewalt!

Kammerdiener (den Fürsten gewahrend). Nun ist alles verloren.

Fürst (zum Kastellan). Was wollen Sie?

Kastellan. Durchlaucht, auf meinen Knieen beschwör ich Sie; brauchen Sie den unglückseligen Schlüssel nicht!

Fürst. Welchen Schlüssel?

Kastellan. Den Sie mir heute abfordern ließen.

Fürst. Ich hätte Ihnen einen Schlüssel abfordern lassen? Durch wen?

Kastellan. Durch die Prinzessin Eugenie.

Fürst. Sie phantasieren, alter Mann.

Kastellan. Nein! Nein! ich weiß es nur zu gewiß.

Fürst. Was war es doch für ein Schlüssel?

Kastellan. Der Schlüssel zum Grabgewölbe. Ich wollte ihn nicht geben, aber Durchlaucht selbst hätten es befohlen; da gab ich ihn, ich Unseliger!

Fürst (nach kleiner Pause). Ganz recht; ich besinne mich. Eh' ich abreiste

gab ich den Auftrag. Welch ein Lärmen um einen Schlüssel! — Ach ja, mir fällt ein, man erzählt sich Märchen vom Grabgewölbe.

Kastellan. Wären's Märchen! In diesem Grabgewölbe — gnädigster Herr, mit meinen Augen hab ich's gesehen, mit meinen Ohren hab ich's gehört. Noch fröstelt mir's durch alle Adern, noch ringelt sich der Schauder mir am Rückgrat herab. Mich reut es, daß ich den Schlüssel gegeben hatte, eine Angst, wie ich sie nie gefühlt habe, ließ mich nicht ruhn. Es trieb mich wie Gewissensbisse, die Prinzessin so lange zu flehn, bis ich den Schlüssel wieder hätte. Aber ich fand den ganzen Flügel abgeschlossen, den die Prinzessin bewohnt. Meine Angst wuchs. Ich hätte mich vor die Thüre der Kapelle gestellt und mit meinen letzten Kräften jedermann den Eintritt gewehrt. Aber der Korridor, der zu der Kapelle führt, war mit abgeschlossen. Ich entsann mich, daß die Mauern des Grabgewölbes nach außen zu so verfallen sind, daß man, wenn man durch die dicken Büsche drum herum hindurch gedrungen ist, hineinsehen, wohl auch hinabsteigen kann in das Gewölbe. Hier wollt ich bleiben, und hört ich von innen jemand nahen, meine Stimme noch einmal flehend und warnend erheben, weil sonst kein Weg übrig blieb, das Entsetzliche zu verhüten. Und wie ich näher komme durch die Büsche, so ist's, als ob ein bleiches Licht herausstrahle durch die Mauerlücken, und ein riesenhafter Schatten sich drinnen bewegte. Mir pochte das Herz, alle meine Glieder flogen, dennoch blieb ich. Da hör ich drinnen eine leise hohle Stimme sagen: „Kommst du, Thaddeus? Bringst du Leben in das Reich der Toten?" So sprach's. Mir aber war's, als faßten hundert gespenstige Krallen nach meinen Kleidern; ich rannte davon. Wie ich erfuhr, daß mein Durchlauchtigster Herr angekommen wäre, eilt ich hierher. Gott lasse mich nicht zu spät gekommen sein!

Fürst. Legen Sie sich zu Bette, Alter, und erholen Sie sich von Ihrer Furcht. Ihren treuen Willen erkenn ich an, aber Sie haben sich ohne Not abgeängstigt.

Kastellan (voll Angst). Durchlaucht —

Fürst (winkt). Ich will allein sein. Gute Nacht. (Wendet sich. Kastellan ab.)

Fürst (wendet sich nach dem Kammerdiener, fixiert ihn bedeutend). Der Alte faselte, aber er meinte es redlich. Das ist mehr, als andre von sich sagen können. Sie können gehn. Ich werde mich allein entkleiden.

(Kammerdiener steht betreten, auf wiederholten Handwink des Fürsten geht auch er.)

Neunter Auftritt.

Der Fürst (allein. Eine Pause). Die Schatten meiner Furcht sind Wesen geworden; gut; so kenn ich meinen Feind. — Dieses Maltesers Sklave sollt ich werden? Und dort greift die freche Hand eines heimatlosen Abenteurers nach dem Innersten meiner Ehre. Meine eignen Diener werden meinen Feinden willige Werkzeuge. Jenes leichtsinnige Weib mochte mich belügen — sie that es ungeschickt genug; aber daß der

Mann mich verkauft, dem ich dreißig Jahre lang getraut! — (Pause.) Diese Heirat muß zustande kommen; sonst seh ich nirgend Rettung von der schandevollen Bevormundung eines übermütigen Verwandten. Das leiseste Gerücht von dem Fehltritt der Unbesonnenen muß die Heirat rückgängig machen. Noch liegen die Fäden allein in meiner Hand. Diese Nacht (er untersucht die Pistolen und findet sie geladen) tilgt jede Spur jenes Fehltritts oder einen Namen von der Liste der Lebenden, der zu stolz war, das Leben zu behalten, wenn er die Bürde der Schande zugleich mit abwerfen konnte. (Er nimmt die Pistolen zu sich und geht ab.)

Zehnter Auftritt.

Nachdem die Bühne einige Augenblicke leer gestanden, kommen der Malteser, der Kammerdiener.

Kammerdiener. Hören Sie? Er schließt die Korridorthüre ab. Er geht durch den Park nach dem Grabgewölbe.

Malteser. Warum durch den Park?

Kammerdiener. Die Prinzessin hat ihren ganzen Flügel abschließen lassen. Der Kastellan schwatzte von einem Lichtschein im Grabgewölbe und von einer Stimme drin. Die Prinzessin hat den Schlüssel zum Gewölbe; es ist nur zu gewiß, daß es ein Rendezvous dort gilt.

Malteser. Von einem Schein schwatzt er? Höre; solch ein Schein bedeutet, daß ein Schatz zu heben ist. Sollte mein Pole dort wohnen? Alter? — Was erschrickst du?

Kammerdiener. Die geladnen Pistolen seh ich nicht mehr, die nur vorhin noch unter dem Spiegel hingen.

Malteser. Donnerwetter! Er soll sein Pulver sparen zum Feuerwerk. Wie kommen wir hinaus. Wir müssen ihm auf dem Fuße nach.

Kammerdiener. Wir müßten durch das Pförtchen —

Malteser. Nur schnell! schnell, Alter! Mein ganzes Glück steht auf dem Spiel! (Beide eilig ab.)

Vierter Aufzug.

Das Innere des Grabgewölbes unter der Schloßkapelle, von einer Lampe spärlich erleuchtet. Links führt eine Treppe zu der Thür in die Kapelle; rechts die Lücke in der Mauer und die Büsche darum sichtbar. Der Mond kommt etwas später und erleuchtet die Fenster und die Büsche vor der Lücke.

Erster Auftritt.

Paul Lubinski liegt auf der Erde zwischen übereinander geschichteten Särgen schlafend ausgestreckt; bald nach dem Aufzuge des Vorhangs kommt **Thaddeus** durch die Mauerlücke; er stellt das Geschirr, das er mitgebracht hat, im Vordergrund auf einen Sarg, dann geht er zu dem Schlummernden und betrachtet ihn eine kleine Weile.

Thaddeus. Ob der alte Thaddeus ihn weckt? Oder ob er ihn fortschlafen läßt? Freilich braucht er Ruhe, aber er muß doch etwas genießen, dann die Antwort von der Prinzessin und der Brief — (Paul seufzt im Schlafe tief auf.) Er träumt schwer, da ist's besser, Thaddeus weckt ihn. Herr Graf! (Schüttelt ihn.) Bester Herr Graf, werden Sie munter.

Paul (erhebt sich halben Leibes und streckt die Hände abwehrend gegen Thaddeus). Fort! Fragt nicht mich! — Fort, hohläugiges Gespenst!

Thaddeus. Was sehen Sie denn, Herr Graf? Erkennen Sie Ihren alten Thaddeus nicht mehr?

Paul. Du bist's, Alter?

Thaddeus. Ich sah, daß Sie unruhig schliefen, und weckte Sie.

Paul. Gott sei Dank, es war nur ein Traum. Die Särge barsten, und heraus stiegen ihre Bewohner, Männer und Frauen, hohläugig und bleich. Sie umringten mich und erinnerten: Uns ist ein Was versprochen. Das Leben vertröstete uns auf den Tod, aber der Tod ist stumm. Alles war Wechsel und Schein, Sinnestrug und Glaubenstäuschung; gieb uns ein Gewisses, an das wir uns halten, ein Licht, das uns erwärmt. Einer glühte für Freiheit, ein andrer für das Wissen, für ein geliebtes Wesen der dritte. Aber die Freiheit war ein Schemen, das Wissen ein Nichts; sie starben, wie das Hirn stille stand; die Liebe wohnt nur in der Wärme des Blutes. Wir waren Freunde, Brüder, Schwestern, Gatten; uns wieder zu sehen über den Tod war unsre süßeste, gewisseste Hoffnung. Und nun kennen wir uns nicht mehr, wir haben in uns nur das geliebt, was wir waren, was wir nicht mehr sind. — Und während sie so wimmern und das Grausen mich verzehren will, schwebt über mir in goldnen Wolken Eugenie wie ein rettender Engel und reicht mir den Arm, um mich hinauf zu heben zu sich. Aber all die Gespenster faßten nach mir mit knöchernen

Händen und halten mich fest und wimmern: „Erst gieb uns ein Gewisses, erst ein Licht, das uns erwärmt, eher lassen wir dich nicht." Da wecktest du mich.

Thaddeus. Es ist kein Wunder, daß Sie so schreckliche Dinge träumten. Ich könnte hier nicht schlafen.

Paul (sich erhebend). Du bringst Antwort?

Thaddeus. Die bring ich. Aber erst sollen Sie mir etwas genießen, Sie verkommen sonst.

Paul. So gieb mir einen Becher Wein, guter Thaddeus, aber erst die Antwort.

Thaddeus. „Leben," Herr! (Er holt einen Becher Wein aus einer Flasche, die er mitgebracht hat.)

Paul (jubelnd). Leben! Leben! Ja, ich wußt es! Thaddeus, in meiner Seele wird Frühling. Bilder der Wonne drängen sich und machen mich trunken. Sonnige Tage, blauer Himmel mit Frühlingswolken, ein traulich Häuschen, und unter blühenden Bäumen — mein süßes Weib, goldlockige Kinder um mich. Meine Liebe, mein Glück, mein kehrend Glück, dir dieses Glas! (Er trinkt.) Thaddeus, Thaddeus! Nur ein Winkelchen Erde mein — und sie ginge mit mir!

Thaddeus. Sie dürfen nur den Mut nicht sinken lassen, so wird sich alles noch finden. — Es ist eine weiße Rose aus ihr geworden. „Sag ihm: Leben," sagte sie; „mein Leben wohnt schon bei ihm."

Paul. Den Mut sinken, Thaddeus? Bei Gott, solch ein Weib ist's wert, um sie ein Mann zu sein. Laß sie aufstehn, alle, die hier schlafen, um mir sie zu rauben. Laß das Schicksal alle seine Schrecken aufbieten — Thaddeus —, ich kämpfe sie ihm ab.

Thaddeus. Nein. Freveln dürfen Sie nicht; das heißt den lieben Herrgott, der helfen will, vor den Kopf stoßen. Aber nun thun Sie mir die einzige Liebe und genießen was.

Paul (sinnend). Ist nicht heut der fünfundzwanzigste? Weißt du, Thaddeus, was dieser Tag mir bedeutet?

Thaddeus. Soll der alte Thaddeus nicht wissen? — Ich wollte Sie nur nicht daran erinnern.

Paul. Und warum, Thaddeus? Es klebt kein Ehrenmakel an dem Tag. Wie ich mein Gewissen durchblättere, es ist kein Fleck darin, den ich schamvoll überschlagen müßte. Unglück steht darin, doch hab ich es getragen wie ein Mann. Thaddeus, den Kräftigen schmückt die Last, unter der er ungebeugt einhergeht.

Thaddeus. Heut vor fünfundzwanzig Jahren — ist mir's, als war's gestern — so was sehn meine Augen nicht mehr, solch eine Pracht und einen Glanz. Eine ganze Woche vorher ging's zu wie im Krieg. Hatten wir das ganze Schloß ausgeputzt mit Fahnen und grünem Zeug. Meilenweit her kamen die Menschen. Der beste Wein floß in Strömen. Hei! hatten die Köche zu thun, all die Mäuler satt zu machen, die gekommen waren, zu gaffen und zu jubeln. Wo man

hinhorchte, geigt' es und hüpft' es, was Saiten und Sohlen hielten. Der alte Thaddeus aber hatte seine eignen Gedanken und seine Freude im voraus, denn er hatte ein Feuerwerk in der Arbeit, wie Polen noch keins gesehen hatte. Tanzt, dacht ich bei mir, tanzt nur zu; ihr werdet euch wundern. Und wie's nun hieß, daß die gnädige Gräfin eines Söhnleins genesen war! 's war heller Mittag. Das Feuerwerk sollte freilich erst bei Nacht abgebrannt werden; in der Freude meines Herzens denk ich: Was Tag! was Nacht! und los ging's wie ein Wetter. Die Feuerräder sprudelten, die Raketen zischten, und die Menschen purzelten übereinander und dachten, der jüngste Tag geht los. War das lustig, alter Thaddeus!

Paul. Ja Alter; heut vor fünfundzwanzig Jahren sah's anders mit uns aus. In seidnen Windeln lag ich; meine Wiege war mit Silber ausgelegt; nur dadurch, daß ich geboren wurde, war ich Herr von majestätischen Wäldern, prächtigen Schlössern, lachenden Fluren. Eine Schar glänzender Diener folgte dem Handwink meines Vaters — jetzt hab ich nicht, wo ich mein Haupt hinlege, der Mietsmann des Moders, der Nachbar der Molche, die ungern nur den Eindringling unter sich dulden. Kein Vater, kein Bruder mehr denkt meiner; keine Mutter segnet den fernen Sohn im Herzen und übt an Fremdlingen die Milde, die andre ihrem Liebling erweisen sollen. Thaddeus, mein Gedächtnis ist ein Totenacker; über jedem teuern Namen steht ein Kreuz. — Was der Jüngling Teures hatte, das legte er zu seinem Teuersten, seinem toten Vaterlande in den Sarg; doch vor dem Manne steht eine goldne Zukunft — ein Weib, rein, schön, wahr wie die heilige, unentweihte Natur. Sage nicht, Thaddeus, ich kenne sie erst seit gestern. Wie ich noch ein Knabe war, in stillen Mondnächten — Thaddeus, für Leo wär ich gestorben — aber es war etwas andres als Freundschaft, wonach ich in süßer Unruhe umherirrte, vergeblich die glühende Stirn in die thauesfeuchten Blätter drückend, etwas andres, was mich selbst im Siegesjubel plötzlich aufseufzen machte. Sage nicht, ich kenne sie erst seit gestern — schon als Kind sucht ich sie, sehnt ich mich nach ihr. Nein, Thaddeus; es war nicht bloß das Bedürfnis nach Liebe — ich hätte früher geliebt —, die Macht über den Sternen hatte uns einander bestimmt; drum riß sie mich aus teuern Armen, trieb mich aus dem Vaterlande, daß wir uns finden mußten. — Hast du dem Priester gesagt, Thaddeus? —

Thaddeus (schlägt sich an die Stirne). Alter Thaddeus — oben wartet er noch im Park. Ich will ihn nur gleich herunter holen. (Ab durch die Lücke.)

Zweiter Auftritt.

Paul Lubinski allein; gleich darauf Eugenie.

Paul. Knarrt nicht die Kapellenthür in den Angeln? Ja; es naht jemand. Die Thür wird geöffnet. Sie ist's. (Ihr entgegen.)

Eugenie kommt, eine brennende Kerze in der Hand, durch die geöffnete Thüre und schreitet eilend die Treppe herab.

Paul. So schwebt der Engel der Seligkeit über der Nacht der Gräber!

Eugenie. Paul!

Paul. Eugenie! — Und dich grauste nicht vor diesem Wege?

Eugenie. Er führte zu dir! — Die alten Ahnenbilder schienen unwillig aus ihren Rahmen heraussteigen zu wollen — das Echo höhnte mir geisterhaft meine Schritte nach; in der Kapelle lag der Schatten wie ein kauerndes Untier zusammengerollt, das, zum Sprunge bereit, seiner Beute lauert. Mich graust nicht. Und lag der Tod selbst in meinem Wege, ich wär über ihn dahingeschritten mit geflügeltem Fuß. Es galt ja: zu dir!

Dritter Auftritt.

Thaddeus mit dem Priester. Die Vorigen.

Paul. Hier kommt der Priester, der uns vereinigen will. — Hab ich Sie nicht schon gesehn?

Priester. Am Tage nach der Schlacht bei Ostrolenka war es, wo ich den jungen Helden hoch zu Pferde sah, den ich so lange zu sehn gewünscht, von weinenden Weibern und Kindern umringt, die die Schlacht zu Witwen und Waisen gemacht hatte. Er hob Kind um Kind zu sich auf das Pferd, streichelte und küßte sie und sagte zu den Müttern: Lehrt sie Gott bitten, daß er sie einst so schön sterben lassen will, wie ihre Väter. Die sind nun meine Kinder; ich habe sie geerbt —

Paul (verlegen abwehrend). Lassen Sie ruhn, was die Zeit begraben hat.

Priester. Das Große und Schöne begräbt keine Zeit. Es lebt und wirkt belebend in die fernsten Zeiten hinüber. — Die glücklichen Mütter umfaßten freudeschluchzend seine Knie, sie rissen sich um seine Hände, sie mit Küssen zu bedecken. Aber der Held, schamrot wie eine Jungfrau und verwundert wie ein Kind, daß andre für groß hielten, was ihm nur natürlich schien, wehrte ihnen und sprach: Ihr wunderlichen Leute, thu ich denn mehr als ein Pole?

Eugenie. Mein Paul! wie unverdient glücklich ich bin!

Thaddeus. Thaddeus! Thaddeus! fällt dir der Brief endlich ein? Damit ich's nicht wieder vergesse. Herr Michael Czarinski schickt ihn von der Grenze. Es sei sehr Wichtiges.

Paul. Guter Alter; gieb (will den Brief einstecken, sieht dabei die Adresse und erschrickt).

Eugenie. Was ist dir, mein Paul? Du erbleichst.

Paul (erbricht den Brief, überfliegt ihn und setzt sich erschöpft auf einen Sarg; Eugenie lehnt sich mit zärtlicher Teilnahme an ihn; mit matter Stimme). Gehst du mit mir?

Eugenie. Du fragst?

Paul. Fort aus deinem Vaterlande?

Eugenie. Wo du bist, ist mein Vaterland.

Paul. Du willst alles verlassen?

Eugenie. Was verlaß ich, darf ich dir folgen?

Paul. Dem Heimatlosen folgen, dem Ärmsten, der nichts hat — nicht eine Hütte, in die er dich führen kann.

Eugenie. Dem Ärmsten — hast du nicht mich? Mich rechnest du nicht? — Gott, wenn du weinst, zerbricht mir das Herz.

Paul (trocknet die Augen). Ja; Glück ist schwerer tragen als Unglück. Dem Unglück hab ich den Mann gezeigt; das Glück macht mich zum Weibe. — Der Brief ist von Leo.

Eugenie (freudig). Er lebt?

Paul. Er lebt mir doppelt in deiner Freude. — Und was er schreibt! — (liest) „Lubinski in Neupolen in Nordamerika. — Mein Paul" — (muß inne halten) Meine Mutter tritt mir unbezwinglich ins Auge — ich kann nicht lesen. — Leo und dich im Arm — und ich frage das Geschick, ob es einen Glücklichern schaffen kann. — Nun brauchst du nichts zu entbehren, was du gewohnt bist. Mein ist die Wonne, mein Lieb schmücken zu können mit allem, was die Welt Schönes hat. Ich — eben noch der ärmste Mann, der Heimatlose, der Gehetzte — ich rufe: Wo ist der Glücklichere? Zeigt ihn mir, und all mein Glück hab er dazu, ist er glücklicher als ich. — Leo hat mein Vermögen gerettet. Er erfährt, ich sei geblieben — sonst lebte kein Erbe mehr — so geht er damit nach Amerika, um das Geld, das er dem Besitzer nicht mehr zurückgeben kann, nun wenigstens in dessen Sinn zu verwenden. — In einer Gegend von Nordamerika, die unsrer verlornen Heimat ähnelt, hat er Land gekauft zu einer Zuflucht für geächtete Polen. „Den Fluß, der die Ländereien durchfließt, tauft ich die Weichsel" — und nun legt er alles an, Park und Gebäude, wie es in meines Vaters Gütern angelegt war. Leo! Leo! Du herrlicher Leo! „An dem Fluß baut ich den Pavillon aus dem Schloßgarten deines Vaters auf, wo wir zusammen träumten als Knaben schon von Polens Freiheit." Ja; ja; dort lasen wir Sobieskis Geschichte. Du, alter Thaddeus, hattest uns den türkischen Feldherrn aus Holz geschnitten, nach dem wir mit Armbrüsten schossen; er hatte einen Generalshut auf dem Kopfe und steife Stiefeln an den Füßen. Wir lachten über den steif gestiefelten Türken, und du lachtest mit; wir stellten ihn an den künstlichen Felsen — ob Leo — ja, ja, auch den Felsen hat er gebaut, wie er in meines Vaters Parke stand. — In dem Pavillon wollen wir sitzen, du, Leo und ich! Der alte Thaddeus muß uns wieder einen Türken schnitzen —

Thaddeus. Damit Sie wieder über den alten Thaddeus lachen können —

Paul. Und der alte Thaddeus mit — wir wollen leben, daß uns die Seligkeit nichts schenken kann. — „So baut ich" — Leo! Leo! — „in dem freien Polen, das ich über dem Meere gründete, dir, dem vermeintlich Toten, ein lebendig Denkmal." Und nun erfährt er — von einem Geächteten, der seine Zuflucht aufsucht — daß ich noch lebe. Er übergiebt diesen Brief einem aus Amerika zurückkehrenden Deutschen aus dem Nachbarlande, der ihm verspricht, mich ausfindig machen zu wollen.

Der muß zu Czarinski gekommen sein. — Nun fragt Leo an, ob ich nach Amerika kommen will, oder ob ich einen Ort in Europa bestimmen will, wohin er mir das Gerettete bringe. Auf den ersten Fall liegt ein Schiff in Havre bereit, uns überzuführen. Hier sendet er einen bedeutenden Wechsel auf ein Haus in Havre. Eugenie, folgst du mir in meine neue Heimat?

Eugenie. Dahin, mein Paul, heute noch! Fort aus dieser Welt der Lüge und des Eigennutzes. Ich kleide mich nur schnell —

Paul. Thaddeus besorgt die Pferde. Die Grenze ist nah. Wenig Stunden noch, und nichts kann uns mehr trennen! Das erste Grauen des Morgens sieht lachend auf unsre Sicherheit. Kommen Sie nun, unsern Bund vor dem Altare zu weihen. Hier treffen wir uns wieder!

Eugenie. Hier und bald! — Du erschrickst?

Paul. Du wurdest bleich —

Eugenie. Ein Echo wiederholte dein: Hier treffen wir uns wieder. Es klang, als käm es aus den Särgen.

Paul. Und dein: Hier und bald! wiederholte das Echo, als riefen's uns die Toten nach.

Eugenie (von einer Ahnung ergriffen, hält sich an ihn). Paul!

Paul. Reut dich dein Vorsatz?

Eugenie. Nein! nein! ich fürchte den Tod nicht mit dir! (Alle nach der Kapelle ab.)

Vierter Auftritt.

Nachdem die Bühne kurze Zeit leer gestanden, kommt durch die Mauerlücke langsamen Schritts

Der Fürst (nachdem er sich umgesehn). Ja; diese Räume bewohnt ein Lebender. — Hier die Lampe — und was schimmert dort? (Er hebt etwas auf.) Ihr Bild, auf der Rückseite ihre Hand. Die Unbesonnene! Ich hoffte, zweifeln zu dürfen. — Nun bleibt nur der Weg der Ehre. — (Pause.) Der Elende kommt. — Ist das einer, so verdreifacht das Echo seine Tritte. Nein; ich höre sprechen — (Er tritt hinter einen Pfeiler.)

Fünfter Auftritt.

Paul Lubinski, Thaddeus, der Priester zurückkommend; die beiden letzten gehen, während Paul spricht, durch die Mauerlücke ab. Der Fürst.

Paul. Nun sei jung, mein alter Thaddeus; diese Nacht nur sei wieder jung. Eh' der Morgen graut, müssen wir über der Grenze sein. Wenn du mit den Pferden am Ausgange des Parkes angekommen bist, läßt uns der fromme Priester, der uns begleitet, es wissen. Nur behutsam. Alter! Alter! Alles wird wieder gut.

Sechster Auftritt.

Paul Lubinski. Der Fürst; zuletzt der Malteser.

Paul. Ja, du bist zurückgekehrt, mein wankelmütig Glück, und schmiegst dich reuig zu den Füßen deines Herrn. Du wolltest mich vernichten

durch deine Entfernung, aber du sahst, ich war stärker als du. Ihr feigen Dämonen des Geschickes! Den Weichenden verfolgt ihr feindlich; vor dem Mutigen werft ihr euch dienend in den Staub. Mein Glück halt ich fest in meinen Armen — wer ringt mir's ab?

Fürst (tritt vor). Einer von uns hat seine Rechnung falsch gemacht. Einer von uns verläßt nicht lebend diesen Ort.

Paul (überrascht). Wer sind Sie, der in der Wohnung des Friedens sein Verderben sucht?

Fürst. — Verderben, aber nicht meines. Kennen Sie dieses Bild? Ein Schurke hat die Unerfahrenheit dieser Armen benutzt, sie zu verderben. — Nichts weiter. (Reicht ihm ein Pistol.) Hier, nehmen Sie. Fühlen Sie die Rache des beleidigten Vaters, oder vollenden Sie Ihr Verbrechen an der Tochter. Einer von uns darf nicht lebend diese Stätte verlassen. Nehmen Sie; Sie haben den ersten Schuß.

Paul (entsetzt). Ich? Nimmer!

Fürst. Feiger Sünder! Hatten Sie nur zum ersten Schritt Mut! und erbleichen vor dem zweiten? Was zögern Sie? Das Herz meiner Ehre haben Sie getroffen. Was Sie noch thun können, ist weniger, als was Sie schon gethan haben.

Paul. Um Gottes willen, hören Sie mich! Verderben Sie nicht Ihr einzig Kind.

Fürst. Elender, Sie haben es verdorben. Ich will es rächen oder sterben.

Paul (sich bezwingend). An meinen Worten hängt meines Weibes Glück und meins! — ich muß ruhig bleiben — ich muß um Gottes willen ruhig bleiben. Hören Sie — Sie müssen mich hören. Ich bin der Gatte Ihrer Tochter. Ich darf nicht schießen. Gott und die Menschen verzeihn dem nicht, der gegen den Verwandten wütet.

Fürst. Gott und die Menschen verzeihn dem nicht, der die heilige Unschuld zu Schurkenplänen mißbraucht. Einen Bund, den der ehrlose Betrüger mit dem Betrognen schließt, heiligt kein Gott. Der Unerfahrnen haben Sie Liebe geheuchelt — mich wollten Sie brandschatzen. Wie hoch stellen Sie die Abfindungssumme? Sie sind erkannt; lassen Sie immer die Maske fallen.

Paul. Mein Herz, mein stolzes Herz, halt an dich! Vergiß nicht, daß dieser Mann ihr Vater ist. Sei Gott mein Zeuge, wie meine Ehre fleckenlos ist. Meine Verwandtschaft entehrt Sie nicht. Ich bin Graf Paul Lubinski; mein Name ist edel wie Ihrer. Ich will nichts von Ihnen, als Ihre Tochter, ich bin nicht reich, aber ich habe genug, sie standesgemäß zu erhalten. Wollen Sie einen Menschen zwingen, zum Mörder an dem zu werden, was er liebt? O machen Sie Ihre beiden Kinder glücklich. Menschlich sein schändet keinen Fürsten. Um Menschlichkeit bitten für das Teuerste entehrt keinen Mann.

Fürst. Um sein Leben betteln entehrt nur den Mann von Ehre.

Paul. Selbst das will ich. Ja, ich will um mein Leben bitten, das meinem Weibe gehört; ich will um Ihr Leben bitten, das Ihrer Tochter

gehört. Gott ist mein Zeuge, wie das Herz mir blutet bei der ersten Erniedrigung meines Lebens — und dennoch — (er kniet) Vernichten Sie nicht meine Seele; lassen Sie mich nicht vergebens bitten! Es wäre gräßlich, müßt ich zum Mörder werden an dem Vater meines Weibes. (Er erwartet Antwort; der Fürst wendet sich mit verächtlichem Lächeln.)

Paul (indem er sich taumelnd erhebt). Nur nicht dies verächtliche Zucken mit den Mundwinkeln — um Gottes willen haben Sie Barmherzigkeit mit uns allen — sagen Sie schnell — (aufschreiend) Gott! ich habe gekniet — habe vor einem Menschen gekniet — vergeblich gekniet — der Mensch duldet nur, was er kann — Gott sei mir gnädig — geben Sie — Sie sind's, der es will — Sie mach' ich verantwortlich vor Gottes Richterstuhl — Gott sieht es, und Gott weiß es — geben Sie. (Wie der Fürst das Pistol geben will, hört man außen die Stimme des Maltesers.)

Malteser. Hier — hier schimmert ein Licht durch die Büsche; hier finden wir ihn. Kommt, Alter.

Fürst (wild). Muß dieser — (er bezwingt sich; leise zu Paul) Sind Sie ein Mann von Ehre, so wollen Sie nicht, daß meine Tochter kompromittiert wird. Vernichten Sie, was in unrechte Hände kommen könnte, und finden Sie mich, jedoch allein, in einer Stunde an der Brücke im Park. Einer nur darf die Stelle verlassen. Sie kommen, auf Ehrenwort.

Paul (rasch). Auf Ehrenwort, ich komme!

Fürst (dem Malteser schnell entgegen, der eben in der Lücke sichtbar wird). Sie wundern sich, mir hier zu begegnen. Der Kastellan faselt von Gespenstern. Es ist der Schein von faulem Holz, was hier leuchtet. Keine Spur von etwas Lebendem. Kommen Sie; ich habe mit Ihnen zu reden. (Ab mit dem Malteser.)

Siebenter Auftritt.

Paul (allein). Ich komme! Er soll nicht leben, der mich knieen gesehn hat vor sich — hohnlachend mich knieen gesehn hat vor sich. — Paul! Paul! — Herr Gott, was willst du thun? Herr Gott, was hast du gethan? Unglücklicher, den du töten willst — es ist ihr Vater! — Nein; ich wache — es ist kein schwerer Traum — es ist Wirklichkeit. Hier stand er — hier — mir gegenüber — ich bat — bat vergebens — das Gefühl entsetzlicher Kränkung übermannte mich — kein guter Geist warf sich versöhnend zwischen mich und mein brennend Herz — o hätt' ein einz'ger Zug aus diesem Marmorgesicht gesprochen! Ein Klang seiner Stimme mich an sie erinnert! Ich nahm die Forderung an, versprach, versprach mit meinem Ehrenwort — Gott! was versprach ich! (Er sinkt zwischen den Särgen zusammen. Nach einer Pause erhebt er sich nicht ruhig.) An der Brücke im Park — wo ich sie zum erstenmal sah — wo dieser Himmel seliger Unschuld mir aufging, dessen Glanz dies Auge nie mehr trinken soll; wo all mein Leben dem Zauber einer Engelstimme ein jubelnd Echo wurde, worin dies Ohr sich nicht mehr

berauschen soll? — An der Brücke im Park — ich muß — mich bindet mein Wort. Und einer nur verläßt die Stelle lebend? — Gut. Ich bin der Eine nicht.

Achter Auftritt.

Thaddeus. Paul Lubinski.

Thaddeus (kommt mit sich redend). Sag ihm erst, daß er auf seiner Hut sein soll, alter Thaddeus. — Herr Graf, löschen Sie die Lampe. Es schleichen Gesichter da in den Büschen herum. Ich höre hinter mir herkommen; da drück ich mich in einen von den weißblühenden Büschen, bis sie vorüber sind, und wer ist dabei? Gerade das Gesicht mit der Narbe längs der Stirn, das mich heute, wie ich das Briefchen bestellen wollte, nach Ihnen ausfragte und mir hundert Dukaten geben wollte, wenn ich ihm sagte, wo Sie wären. Aber der alte Thaddeus war nicht so dumm.

Paul. Grüßen mich alle meine Freunde noch? Ja, die Stimme, die uns vorhin störte, war die Stimme des Maltesers. Thaddeus, thu mir dem Mann nicht unrecht. Er ist der edelste Mensch, den ich kenne.

Thaddeus. Um so besser. Nun aber, alter Thaddeus, lauf! In einer halben Stunde bin ich mit den Pferden am Park.

Paul. Laß das, Thaddeus. Wir brauchen keine Pferde.

Thaddeus (verwundert). Brauchen keine Pferde?

Paul (schreibt und spricht dabei). Bei Ihrer Freundschaft, die mein Stolz war, beschwör ich Sie, forschen Sie nicht weiter nach mir. Leben Sie wohl. Mein alter Thaddeus, der Ihnen dies bringt, ist mein Vermächtnis an Sie. (Faltet das Billet.) So, Thaddeus. Diese Zeilen bringst du dem Mann, der nach mir forschte.

Thaddeus. Herr Graf, was geht mit Ihnen vor?

Paul. Und nun hier Leos Wechsel. Das ist dein. Deine Treue und Liebe kann ich nicht lohnen; ich muß dein Schuldner bleiben. Ich träumte eine Stunde lang vom Glück — wir müssen uns trennen, Thaddeus.

Thaddeus (niedergedonnert). Trennen? Ich alter Mann? Geben Sie acht, was Sie sagen; das geht ja gar nicht!

Paul (schreibt). „Du bist mein Erbe.“ (Faltet.) Ich weiß es, edler Leo, unsre unglücklichen Gefährten beerben mich; du bist nur der Verteiler. Mein alter Thaddeus, dies Blättchen couvertierst du morgen. Hier ist Leos Adresse.

Thaddeus (nimmt sprachlos vor Bestürzung Pauls Billet und Leos Brief).

Paul. Noch eins, du guter, alter Thaddeus. In zwei Stunden geh mit einem Spaten in den Park, an die schöne düstre Stelle bei der Brücke —

Thaddeus. Wo ich Sie traf —?

Paul. Ganz recht. Dort an der Brücke wirst du einen Leichnam

liegend finden; weißt du die hohe Linde dort? Unter ihr saßen wir, wie ich sie zum erstenmal sah. Da begräbst du die Leiche, machst die Erde über ihr eben, streust Zweige und Blätter darauf, damit man das Neugegrabene nicht sieht, und sprichst über die Stelle ein leises Gebet.

Thaddeus. Heiliger Gott, Herr, womit gehn Sie um? Ich bin Ihnen aus Polen nach, Ihre Kinder auf meinen Armen zu tragen, wie ich Sie getragen habe, aber nicht — nein, nein Herr Graf! —

Paul. Es konnte ein seliges Zusammenleben werden, Alter. — Still, still! Mach mich nicht weich, Thaddeus. Bin ich nicht ein Krieger? und ein Pole? Nein, Thaddeus, einen Mann soll der Tod an mir finden. Komm, thu mir mein Ehrenkleid an, in dem ich für mein Polen focht. In ihm will ich begraben sein.

Thaddeus (holt eine Uniform aus einem Bündel und hilft Paul ankleiden). Aber warum wollen Sie sterben, jetzt wo das Glück Ihnen wieder freundlich ist? Und so sich begraben lassen ohne Sang und ohne Klang, ohne Priester und auf ungeweihtem Boden?

Paul. Du bist der einzige, der darum wissen darf. Ja, ich bin's, den du finden und begraben und über dessen Grabe du beten wirst. Meine alte Heimat, mein Vaterland ist dem Heimatlosen verschlossen; meine neue Heimat ist, wo ich sie fand; und hier will ich ruhn. Und du sollst mich begraben, alter treuer Freund. Eine Thräne aus deinen lieben alten Augen ist mir mehr als Glockengeläute und das handwerksmäßige Gebet der Priester.

Thaddeus. Nein! Nein! Sie müssen nicht sterben! Sie dürfen nicht sterben! Und müssen Sie sterben, so stirbt Thaddeus mit. Schon einmal haben Sie so falsch an mir gehandelt. Erst gingen Sie ohne mich in die weite Welt, und nun wollen Sie ohne mich sterben? Das ist schlecht von Ihnen! Das ist schlecht von Ihnen. Nein! Nein! Sie mögen sagen, was Sie wollen, das ist schlecht!

Paul. Thaddeus, ich hielt dich für meinen Freund; ich habe auf dich gerechnet. Soll ich mich verrechnet haben? Du hast mir nie einen größeren Dienst erwiesen, als den, um welchen ich dich jetzt bitte, und grade diesen wolltest du mir nicht erweisen? Nein; da kenn ich meinen Thaddeus besser.

Thaddeus (schluchzend). Ja, Sie wissen, daß Sie alles mit mir machen können, auch was nicht recht ist. Aber ich will diesmal nicht gehorchen. Zu Ihrem Freunde, zu dem Schwager des Fürsten, will ich gehn; Sie sollen gezwungen werden, nicht zu sterben!

Paul. So geh, du hartes Herz; mich aber siehst du nie wieder. Ich wäre gestorben mit dem freudigen Bewußtsein, Thaddeus ist mein treuester Freund auf Erden. Nun soll ich glauben, du bist falsch. Du willst mir den Tod schwer machen. Gut. Geh. Ich halte dich nicht.

Thaddeus (kehrt um). Verzeih's Ihnen Gott, was Sie an mir thun. Soll's nicht anders sein, im alten Thaddeus sollen Sie nicht geirrt haben.

Paul. Alter Thaddeus, kein Mensch darf um meine Liebe wissen; gieb mir die Hand darauf. O die Verleumdung ist geschäftig! Drum soll niemand des Geächteten Leiche finden; drum soll der Malteser nicht forschen. Sein edler Eifer könnte absichtslos das kränken, was mir das Teuerste ist. Ich muß verschwinden wie ein Geist, dessen Fuß keine Spur zurückläßt. — Leb wohl, du treueste Seele auf dieser Welt; (er umarmt ihn) mich ruft mein Verhängnis. (Ab.)

Thaddeus (sinkt zusammen). Gut. Gut. Ich will ihn begraben und will seine Briefe bestellen; dann will ich auf seinem Grabe heulend liegen wie ein Hund, bis ich auch sterbe. Aber Gott im Himmel will ich's klagen! Gott im Himmel will ich's kagen! (Indem er geht, fällt der Vorhang.)

Fünfter Aufzug.

Zimmer der Prinzessin.

Durch die offene Balkonthür hinten sieht man den Sternenhimmel.

Erster Auftritt.

Eugenie. Mariane.

Eugenie. Nein, gute Mariane; du mußt mir folgen.

Mariane. Sie sind gewiß krank. Lassen Sie mich bei Ihnen bleiben. Ich seh's Ihnen an, der Schreck und Kummer dieser Tage hat Ihnen ein Fieber zugezogen. Ich will Ihnen vorschwatzen, was ich weiß; vielleicht zerstreut Sie's.

Eugenie. Du meinst es gut, liebe Mariane. Aber mir fehlt nichts als Ruhe. Ich kann nicht schlafen, wenn ich denken muß, sie sitzt meinetwegen auf.

Mariane. Ich kenn es; wenn man krank ist und nicht schlafen kann und Stunde nach Stunde schlagen hört, und man sich vorkommt wie der einzige lebendige Mensch auf der Welt!

Eugenie. Kann ich nicht schlafen, ruf ich dich. Was? So haben wir beide unsern Willen.

Mariane. Aber rufen Sie mich auch. Sie stören mich ja nicht, wenn Sie mich rufen. Die Sorge wird mich ohnehin nicht schlafen lassen.

Eugenie. Nun, gute Nacht, Mariane, du gute Mariane; du meinst es mit mir wie eine Schwester. So, nun geh. Gute Nacht! (Mariane entfernt sich traurig.)

Zweiter Auftritt.

Eugenie allein.

Eugenie. Und nun schnell! schnell! Den Regenmantel gegen die kühle Morgenluft. — Gewiß! nunmehr erschrickt er freudig bei jedem Geräusch und glaubt, ich komme. Nun dies Kästchen. Die mir es gab, verklärte Tante, ich weiß, dein Geist umschwebt mich segnend, schützend. Du weißt, daß ich nicht anders kann, will ich wahr bleiben und gut. (Will gehn.) Eugenie, es ist deines Vaters Haus, das du auf ewig verlassen willst. Hast du keinen Abschiedsgruß für ihn? Er hatte keinen Gruß für sein Kind, das er zum erstenmal sah. Er rief es ja nicht aus Liebe zu sich; nein, um es seinem Ehrgeiz zu opfern. Ihn verläßt nicht frevelnd ein geliebtes Kind, um einem Verführer zu folgen; aus seinen zwingenden Händen rettet sich ein armes Opfer. — Erst aber, Zeugnis meines zu geringen Vertrauens auf Gottes Barmherzigkeit, komm, Fläschchen mit dem todbringenden Saft, den ich braute, dich vernichte ich — (horchend) still! Nahen nicht Schritte? (Sie stellt das Fläschchen, das sie aus dem Fenster werfen wollte, auf den Tisch.) Den Korridor entlang? Der Unbesonnene! Er ist es selbst. Ich zögerte ihm zu lang. Ich komme, Paul! mein Paul, ich komme!

(Wie sie gegen die Thür eilt, öffnet sich diese.)

Dritter Auftritt.

Der Fürst. Eugenie.

Eugenie (fährt zurück; mit schmerzlicher Resignation). Hier soll's nicht sein. — Herz, sieh nach andern Sternen auf.

Fürst (als bemerke er weder ihre Reisekleidung noch ihre Bewegung). Mir ist unwohl; solche Anwandlungen vergehn leichter in lieber Gesellschaft. — Doch sollt ich keinen Nachschlüssel nötig haben, um zu meiner Tochter zu gelangen. Kennen Sie das Bild? Die Hand, die dieses Billet schrieb, thäte wohl, dergleichen besser aufzuheben. Künftig bedenken Sie besser, was der Braut des Prinzen Friedrich ziemt.

Eugenie. Göttliche Wahrheit, gieb mir deinen Mut. — Ich kenne den Prinzen nicht —

Fürst. Diesen Morgen noch werden Sie ihn kennen lernen: Sie werden sich ihm verloben.

Eugenie (entschlossen). Ich? Nimmermehr!

Fürst. Sie sprechen sehr entschieden.

Eugenie. Ich will nur wahr sein; ich muß wahr sein.

Fürst (mit mildem Tone). Kaum gefunden wollen Sie mich schon wieder lassen, Eugenie?

Eugenie (für sich). O daß er härter spräche. Dieser Ton schmilzt meine Kraft. Dem ersten väterlichen Worte, das ich von ihm höre, darf ich nicht gehorchen!

Fürst. Ich kann's nicht glauben, daß ein Fremdling Ihnen näher steht, als der Vater.

Eugenie. Gott! ich weiß nicht, ob ich ein Herz zu ihm fassen darf. Mein Vater — wenn ich Sie so nennen darf —, Sie wissen alles; ich kann Ihnen nichts verheimlichen, und könnt ich es, ich wollte nicht. O Gott, ich weiß noch nicht, ob ich Sie gewonnen habe, und muß schon fürchten, Sie wieder zu verlieren. — Ich trat aus dem Kloster, um dem lang ersehnten Vater zu gehören. Sie nahmen mich kalt auf, unzufrieden, unwillig. Die Baronesse raubte mir meinen Glauben an die Menschen. O Vater, er ist mir kein Fremdling! Wie Sie mir so fremd dastanden, und ich, vernichtet in all meinen Hoffnungen, zerknickt in meinem innersten Leben dahinsank, trat er zu mir — ich hätte sterben müssen, fand ich nicht Ein Herz, ein edles, warmes Herz. O lassen Sie ihm, was Sie ihm danken — großer Gott! ich weiß nicht, ob Sie's ihm danken, daß er Ihr Kind bewahrte vor Verzweiflung; ich weiß nicht, ob Sie ein Herz haben für Ihr Kind!

Fürst. Ich habe ein Herz für mein irrendes Kind, das seine Rettung in seiner Schande sieht.

Eugenie. Ich verstehe Sie nicht. Gott! wüßt ich erst, ob ein Vater mit mir spricht.

Fürst. Es schmerzt mich, daß ich es sagen muß. Ein Verführer hat Ihre Unkenntnis des Lebens benutzt, ein Elender, Unwürdiger —

Eugenie. Ein Unwürdiger? Sie sprechen von einem andern.

Fürst. Eugenie, ich zeige Ihnen mehr Geduld, als Sie verdienen. Ein Unwürdiger hat Sie getäuscht, ein Betrüger, der auf die Summen rechnete, mit denen man Sie von ihm loszukaufen suchen würde. Und Sie waren nur zu willig, für kalte, studierte Floskeln die Ehre Ihrer Familie preiszugeben.

Eugenie. O Gott! so träumt ich! —

Fürst. Ja, Sie träumten. Danken Sie Gott, daß es Ihrem Vater gelang, Sie zu wecken, eh' es zu spät war.

Eugenie. Das ist Ihnen gelungen. Ja, Sie haben mich aus einem schönen Traum geweckt. Diese väterlichen Töne, träumt ich, galten Ihrem Kinde; o sie galten nur Ihren Zwecken. Gott! o Gott! ich sollte flehn, sollte ihn zu erweichen suchen — aber ich kann nicht; ich kann ihn nicht Vater nennen; ich kann nicht heucheln — mir graut vor ihm.

Fürst. Eugenie, Sie treiben mich zum äußersten. Nun denn, so hören Sie: Noch diese Nacht erklären Sie sich für des Prinzen Braut, oder einen sehen Sie nicht lebend wieder, Ihren Vater oder Ihren Verführer; oder morgen hab ich Ihre Ehre gerächt, oder Sie können sich ohne weitern Widerspruch auf Erden in die Arme stürzen, von denen das Blut Ihres Vaters träuft.

Eugenie (schaudernd). Sie wollten? — Gott, das wäre zu entsetzlich! Nein, nein; das wollen Sie nicht thun, das können Sie nicht thun wollen! Nein! Nein! Und haben Sie kein Vaterherz, so sind Sie

doch ein Mensch und können nicht unmenschlich sein. Nein, nein, Sie können's nicht. Wär's wahr, und ich wollte gehorchen, müßt ich dem Gatten die heilige Treue brechen, und will ich's nicht — nein! nein! auf beiden Seiten steht Sünde und Wahnsinn! Großer Gott!

Fürst. In das Unvermeidliche sich ergeben ist Pflicht.

Eugenie. Das Unmögliche zu verlangen ist unmenschlich. Nein! Sie können's nicht! Sie dürfen's nicht! Sie glauben nicht an die Rechte des Herzens. Vater — daß sie nicht aufstehn als Rächer! Vater, mein Herz könnte, was Sie an meinem Gatten thun, an Ihrer Tochter rächen.

Fürst. Ihr Herz wird Ruhe belohnen für das tugendhafte Opfer. Sie werden nicht immer denken wie jetzt. Das Frauenherz ist so weich, daß schnell und tief etwas sich ihm eingräbt, aber das Eingegrabene sich wiederum schnell verwischt. Sie werden das harte Mittel, das Sie mir jetzt abnötigen, einst segnen. Sie werden mir's danken, daß ich Sie abhielt, einer flüchtigen Jugendgrille das Glück Ihres Lebens zu opfern. Ich lasse Sie mit sich allein.

Eugenie. Sie dürfen nicht gehen und mich der fürchterlichen Angst überlassen. Nein; es ist nicht Ihr Ernst. Sie wollten mich schrecken, überraschen; das ist Ihnen gelungen —

Fürst. Ihr Schicksal sind Sie selbst. Drei Lose sind in Ihre Hand gelegt —

Eugenie (auf den Knieen). Nein! nein! Sie müssen mich aufheben, müssen sagen: Ich habe das Äußerste versuchen wollen, aber ich bin ein Mensch. — Gott! Sie haben so viel menschliche Mittel — Sie können mich verstoßen, Sie können — mich töten — ich will die Hand küssen, die mir den Gnadenstoß giebt — nun um Gottes willen, Vater — Gott! wie fang ich's an, Sie zu rühren — wälzen Sie nicht — wären Sie ein Mensch — ein Wurm, der sich so vor Ihnen krümmte, müßte Sie erweichen — Vater! Vater! Seien Sie barmherzig — bei Ihrer Seele — bei dem Richter, der einst richten wird zwischen Ihnen und mir —

Fürst. Ich lasse Ihnen eine halbe Stunde, sich zu entscheiden. (Geht, nachdem er nach der Uhr gesehn.)

Eugenie (erhebt sich resigniert). Nun denn — ich habe gethan, was mir möglich war; ein menschlich Herz wäre weich geworden. Nun soll keine Bitte bei dem Unmenschlichen mehr dein Weib erniedrigen, mein edler unglücklicher Paul. Mag er thun, wozu sein hartes Herz ihn treibt. Er handelt, wie er muß; so will auch ich handeln.

Vierter Auftritt.

Eugenie (allein). Nun, mein Herz, mein armes Herz, was mußt du thun? Die heilige Treue brechen? oder den Gatten töten durch des Vaters, oder den Vater töten durch des Gatten Hand? Gräßlich klug ist der Anschlag ausgesonnen, ein schwaches Weib zu zwingen — eins nur hat der kalte Rechner vergessen, eins, was nicht in

seinem Buche stand — die Unbesiegbarkeit der Liebe! — Wie lautete doch seine frostige Weisheit? Das Frauenherz ist so weich, daß schnell und tief etwas sich ihm eingräbt und das Eingegrabene sich eben so leicht wiederum verwischt? Herz, mein Herz, bist du so treulos, wie er sagt, sollst du nicht leben, bis die Zeit dich zum Verräter machen kann! (An der Thür.) Einen Becher Wein, liebe Mariane; aber schnell — Der Vater soll den Gatten oder der Gatte den Vater mir töten, brech ich nicht mein heilig Wort. Aber daß ich dir zuvorkommen könnte — daran dachtest du nicht? Du bist so entschlossen, und dir fiel nicht ein, deine Tochter könnte etwas von deiner Entschlossenheit besitzen?

Fünfter Auftritt.

Mariane. Eugenie.

Mariane (bringt Wein). Sie wollen so spät noch — und trinken sonst gar keinen Wein?

Eugenie. Weißt du nicht, liebe Mariane: tausende trinken in diesen goldnen Tropfen Vergessen ihres Grams. Vielleicht gelingt mir's auch. Es ist nur, um diese Fieberbilder los zu werden, um ruhig zu schlafen. Ein freudiges Erwachen wird Gott schenken.

Mariane. In Ihren Blicken ist etwas, was mich ängstigt.

Eugenie. Laß gut sein; jede Angst vergeht. Und nun — schlaf wohl.

Mariane. Sie sprechen so feierlich.

Eugenie. Der Fürst wird bald wiederkommen, um mir anzukündigen, daß ich eines Prinzen Braut bin. Glaubst du, ich weiß nicht, was einer glücklichen Braut ziemt?

Mariane. Großer Gott! ich hörte Sie vorhin — mir brach das Herz.

Eugenie. Nicht, Mariane? Hätt' er ein Herz, es wäre weich geworden. O hätt' er deins! — Ich habe dir noch gar kein Andenken gegeben, liebe Mariane. (Öffnet das Käftchen.) Hier, Mariane, nimm diesen Ring; er ist echt wie deine Treue. So oft du ihn ansiehst, denk an mich und diese Stunde. Du weinst und kannst nicht sprechen? Gieb dir keine Mühe zu sprechen; ich verstehe deine Thränen. Mich hat der Schmerz die Sprache gelehrt, die keine Worte hat. Daß dich die Freude sie lehrte!

Mariane. Bitten Sie den Fürsten, daß Sie mich mitnehmen dürfen. Mein ganzes Leben gehört Ihnen.

Eugenie. Nein, Mariane; mitnehmen darf ich dich nicht. Aber folgen wirst du mir. (Für sich.) Gott gebe, spät und glücklicher. Und nun geh; ich erwarte den Fürsten. (Wie Mariane an der Thür ist, geht sie ihr nach, umarmt sie; dann drängt sie die Weinende mit sanfter Gewalt aus der Thür, die sie schließt.) Gute Nacht, gute Nacht, Mariane.

Sechster Auftritt.

Eugenie (allein. Sie hebt den Becher feierlich und gießt von dem Wein auf die Erde). Nimm, Mutter Erde, wenn du, die Hoffnung hat, das edelste

Blut zu trinken solch geringes Opfer nicht verschmähst. — Nein! dies edelste Blut wirst du nicht trinken; denn die ihn morden soll, vertilgt sich selbst. Komm, du Fläschchen mit Tod gefüllt, wecke du mich aus dem schweren Traum des Lebens. (Sie gießt aus dem Fläschchen den Becher voll.) Paul, mein Paul — dies trink ich — (sie will trinken).

Siebenter Auftritt.

Eugenie. Paul Lubinski erst noch in dem Auftritt.

Paul (fern). Eugenie!

Eugenie (fährt auf und stellt den Becher hin). Um Gottes willen! was war das? Will das Schicksal, daß ich eile? Und ruft mich mit seiner Stimme, weil es weiß, daß ich dieser Stimme nichts versagen kann? Was rauscht da draußen in der Linde am Balkon? Rief's nicht zum zweitenmal? — Ein Mensch erklimmt — Gott im Himmel! (Paul springt über das Geländer des Balkons in ihre Arme.)

Paul. Eugenie!

Eugenie. Paul! (Sie können beide nicht sprechen.)

Eugenie (sich fassend). O nun ist alles gut. Wir fliehn.

Paul. Nichts! Nichts ist gut! Ich habe dich verdorben.

Eugenie. O fasse Mut, Paul! Winkt uns doch über dem Meere ein Asyl.

Paul. Ich darf nicht fliehn.

Eugenie. Was hielte dich?

Paul. Mein Wort — mein Ehrenwort. Ich versprach —

Eugenie. O Gott! meinem Vater?

Paul. Du weißt? —

Eugenie. Du willst ihn töten?

Paul. Leb wohl.

Eugenie. Ich verstehe dich — du willst sterben. Mein edler Paul! — Nein — mein eigennütziger Paul. Ich soll leben. — Wer stirbt, ist der Glückliche.

Paul (sieht sie an und stürzt vor ihr nieder).

Eugenie (erschrocken). Mein Paul!

Paul. Laß! laß! Ich darf mein Auge nicht zu dir erheben! Der Verdammte zu dem Engel. Ich darf nicht sehen, welch himmlisch Bild ich vernichtet habe. Selig preist sich, wer es anschaun darf — ich hab's vernichtet. Dem Fluche, der mich verfolgt, hab ich Ungeheuer das reinste Leben geopfert. Hier lieg ich, wo ich ewig liegen sollte; im Staub vor dir. Ich war ein Mann, bis das Gewissen mich zerbrach. O fluch ihm nicht, der sich selbst verflucht! Nein, fluche ihm, daß ich aufsehn kann zu dir. Deine Reinheit tötet mich.

Eugenie (um ihn bemüht, zärtlich, weinend). Paul! mein Paul! kränkst du, was mir das Teuerste ist? Ist das Edle fluchenswürdig, so ist's auch der, der es liebt. Bin ich nicht du? Willst du mir fluchen, Paul? Paul! Paul! laß uns klar bleiben; wir brauchen Klarheit.

Nein du liebst mich nicht, denn du hörst mich nicht. Hilf mir sinnen, mein Paul. Siehst du, deiner Liebe sinken schon die Flügel; halte dich an mir; meine Liebe trägt uns beide. Laß uns sinnen, Paul, eh's zu spät wird, eh' er wiederkehrt, der Feind unsers Glücks. Ist keine Hoffnung mehr unter diesem Himmel, Paul? Kein Weg mehr, den wir vereint gehen dürfen? Der Himmel wär so heiter, die Erde so schön, und wir müßten unglücklich sein? wir allein unter den Tausenden rettungslos unglücklich? Kein Weg mehr, Paul?

Paul. Keiner — keiner — keiner mehr.

Eugenie. O doch, kleinmütiger Paul; einen giebt's noch, einen Weg; ich geh ihn. Es ist ein Weg für den, dem keiner auf Erden mehr offen steht. Nur dann nicht ist es Sünde, diesen Weg zu gehn, wenn's Sünde ist, ihn nicht zu gehn.

Paul (freudig überrascht). Versteh ich dich? — In diesem Becher —

Eugenie. Ist's, was uns vereint. Auf seinem Grund liegt Freiheit und unvergängliche Wonne. Oder fürchtest du, Paul, der Tod könne uns trennen? Nein! nein! ich weiß gewiß! Laß die Glücklichen zweifeln; die Unglücklichen wissen's, daß ein Jenseits ist, ein Wiedersehn.

Paul. Du bist eine Heldin. Du bist stärker als ich.

Eugenie. O sieh; der Himmel feiert unsre Brautnacht mit seinen ewigen Fackeln — dort am Saume naht die Sonne schon. Auf den Tag nach dieser Nacht bring ich dir den Gruß — den letzten Gruß für diese Welt, mein Paul! (Sie trinkt und reicht den Becher, den sie von neuem füllt, an Paul.)

Paul. Und so erwidr' ich ihn! (Trinkt.)

Eugenie. Dein Teil war der bessere. Du hast mich übervorteilt, Paul. Mein Trank war mit Wein verdünnt. Und du hast mir nichts über gelassen. Warte, du böser Paul. — O Paul, wie konnten wir glücklich sein!

Paul. Sind wir's nicht, mein Weib? Sterben wir nicht vereint? Wie viele sind so glücklich, die das Leben scheidet?

Eugenie. Ja, mein Paul, wir sind glücklich. Komm, laß uns einschlummern, wie wir erwachen wollen —

Paul. Herz am Herzen —

Eugenie. Aug im seligen Auge — der Tod ist nur eine kurze Pause in unserm Glück, ein Umsehen, ein Schließen der Augen und Wiederöffnen! So macht die Wonnethräne im Aug einen Augenblick lang den Geliebten uns unsichtbar, und eh' wir's noch dachten, ist sie herabgerollt, und vor dem feuchten Auge stehn die süßen Züge glänzender als vorher.

Paul. Siehst du, so wird es wahr, dies: Hier treffen wir uns wieder! hier und bald! Drum erschütterte uns der eigne Ruf; unser Schicksal sprach in unsern Worten.

Eugenie. Wir haben das Schicksal besiegt, mein Paul. Tief unter uns rollen seine donnernden Wogen; wir stehn selig umfangen auf sonnigem Gipfel.

Paul. Süße Schenkin, dein Trank ist kräftig, schon fühl ich meine Glieder erstarren; all mein Blut dringt sehnend nach meinem Herzen, um deinem Herzen nah zu sein.

Eugenie. Mein schöner Paul, du leuchtest bleich wie ein Stern, wenn der Morgen naht.

Paul. Er naht — leb wohl — komm — bald —

Eugenie. Eilst du mir voraus? — Noch einmal, eh' mir der müde Arm versagt, laß mich dich sehen — so — vollsaugen sollen meine Augen sich, daß dein Bild mir leuchtet im letzten Kampf — auf dem letzten Wege — (Sie küßt ihn.)

Paul. Mein — (Er stirbt.)

Eugenie. Dein — ja dein! — Wie bleich du bist, mein Paul. Du bist bleich vor Gram, daß ich so lange zögere, dir zu folgen. Weg werf ich die hindernde Last des Lebens und bin bei dir. Gott! Schon weht mich der schaurig kühle Fittich an. Herz — dem bangen Lebewohl folgt schnell ein selig — seliges — Willkommen! (Sie deckt den roten Teppich, womit das Sofa bedeckt war, über sich und Paul.)

Achter Auftritt.

Der Fürst. Der Malteser. Vorige.

Der Fürst (indem er einen Brief in seinen Händen krampfhaft zusammenknittert). Ja; nun ist's klar, man hat mich zum besten gehabt. — Ich warte hier — und schon hat man anderweit für ihn geworben. Schon rüstet man die Vermählung; an allen Höfen wird's bekannt und — ich bin kompromittiert.

Malteser. Gut, Max; morgen schon deklarierst du die Verbindung deiner Tochter mit Paul Lubinski, meinem Erben. So hast du die Wortbrüchigkeit wett gemacht.

Fürst. Ich werde nicht anders können. Doch —

Malteser. Was noch?

Fürst. Die Mißverständnisse zwischen dem Grafen und mir —

Malteser. Heißen sie, wie sie wollen, ich gleiche sie aus —

Fürst. Ich bin in Verlegenheit, wie ich die Form rette.

Malteser. Laß deine traurige Form, Bruder Max. Wag's einmal, ein Mensch zu sein. — Du weißt, wo er ist, du weißt's gewiß — wo ist er? auf der Stelle hol ich ihn.

Fürst (lächelnd). Wie Sie nun sind. Die Vermählung wird Morgen deklariert; diese Nacht noch schreib ich an die nächsten Höfe. Prinz Friedrich soll seinen Zweck nicht erreicht haben. Mit dem Grafen übereilen Sie nichts. Nur unter einer Bedingung kann ich meine Zustimmung geben. Graf Lubinski wird heimlich und unbemerkt abreisen; wir werden uns brieflich über den Ehrenpunkt verständigen; dann kehrt er seinem Stande gemäß zurück — es heißt, er kommt aus Italien, dann —

Malteser (ungeduldig). Gut, gut; aber —

Fürst. Sie finden den Grafen in der Krypte unter der Kapelle. Von meinen Dienern darf ihn keiner sehn —

Malteser. Soll mir doch eins gelingen auf dieser Welt! Donnerwetter! Das alte Schloß soll schnauben unter der Last jubelnder Gäste. Daß ich nur den Hals nicht breche vor freudiger Eile. J so soll dich! Hab ich dich endlich? Das kam —

Eugenie (erhebt sich mit letzter Kraft; der Teppich fällt zur Seite). Zu spät —

Malteser (hält den Becher in die Höhe). Um Gottes willen — war das Gift?

Fürst (nach der Thüre). Den Arzt!

Eugenie. Gieb uns — Ein — Grab. (Sie stirbt.)

Fürst. Den Arzt!

Malteser. Das ist kein Blut in ihren Wangen; das ist der Morgen, der sie trauernd rötet. Hier hilft kein Arzt mehr. Über deine traurige Form! Sieh, du hast's nicht hindern können. Die sind vereint. Die trennt nichts mehr.

Neunter Auftritt.

Dienerschaft erschrocken. Mariane sinkt über der Prinzessin weinend zusammen. Der Fürst erhebt sich mit mühsam errungener Fassung von dem Stuhl, auf den er sank. Vorige.

Malteser. Max, ihre letzte Bitte wirst du gewähren?

Fürst (bejaht sprachlos und wendet sich, um zu gehen).

Das
Fräulein von Scuderi.

Schauspiel in fünf Aufzügen,

nach

E. T. H. Hoffmanns Erzählung.

Einleitung.

Dieses Drama wurde in den Jahren 1846—47 vollendet und von Otto Ludwig Anfang 1849 an Gutzkow, den damaligen Dramaturgen der Dresdener Hofbühne gesandt. Dieser nahm die Dichtung günstig auf, hielt aber eine Bearbeitung für nötig, und Ludwig, dessen Kunstanschauung sich inzwischen der romantischen Kunstrichtung ab und dem Natürlichen, wie sie im „Erbförster" zu Tage trat, zugewandt hatte, war nur zu geneigt, das Drama einfach ad acta zu legen. Er verzichtete auf jede Veröffentlichung, und diese erfolgte erst in den 1865—69 herausgegebenen Nachlaßschriften.

Den Stoff, wie auch den Titel entlehnte er einer der abgerundetsten Erzählungen E. T. H. Hoffmanns, die zuerst im „Taschenbuch der Liebe und Freundschaft für 1820" erschienen war. Sehr mit Recht hat Moritz Heydrich darauf hingewiesen, daß ein dämonisches Geheimnis der eigenen Dichterbrust Ludwig zu diesem Stoffe hinzog, denn in Cardillac ist „ein verzerrtes Spiegelbild der echt künstlerischen Leidenschaft des Vollendungsdranges, der sich in der Ausgestaltung des geschaffenen Werkes nie genug thut, verkörpert". Niemand wurde von dieser Leidenschaft ja gerade mehr heimgesucht, als Otto Ludwig.

Es ist die letzte und die einzige vollendete Arbeit des Dichters, in welcher er das tragische Schicksal nicht aus der eigenen freien That, sondern von einem düster waltenden Fatum herleitete. Der während der Arbeit und gleich nach ihrer Vollendung sich vollziehende Umschwung seiner künstlerisch sittlichen Weltanschauung veranlaßte ihn, selbst auf die Veröffentlichung des psychologisch hoch bedeutsamen Werkes zu verzichten.

Der Herausgeber.

Das Fräulein von Scuderi.

Personen.

Louis XIV., König von Frankreich.
Graf Miossens.
Serons, ein berühmter Arzt in Paris, der Scuderi Hausfreund.
Degrais, Polizeilieutenant von Paris.
Bontems, Louis' Kammerdiener.
René Cardillac, ein Goldschmied in Paris.
Olivier Brusson, sein Geselle.
Meister Martin, ein Maler.
Meister Lejean, ein verarmter Goldschmied.
Baptiste, der Scuderi Kammerdiener.
Jérome, Bedienter des Grafen Miossens.
Fräulein von Scuderi.
La Martinière, ihre Kammerfrau.
Madelon, Cardillacs Tochter, Brussons Braut.
Caton, Haushälterin Meister Claude Patrus, des Mietsmanns in Cardillacs Hause.
Gendarmen.

Das Stück spielt in Paris, anfangs des achtzehnten Jahrhunderts.

Erster Aufzug.

Bei der Scuderi.
Einfaches Zimmer. Ein Bücherschrank, Schreibtisch mit Papieren, nicht ängstlich geordnet. Eine Thür im Fond und eine Seitenthür.

Erster Auftritt.

Graf Miossens. Serons im Gespräch.

Serons. Ja, mein Herr Graf von Miossens, es ging,
Seid Ihr's verließt, in Frankreich wunderlich.
Miossens. Ich glaube das Unglaubliche nur Euch.
Serons. Kein Band mehr heilig. Von des Argwohns Eishauch
Des trauten Herdes letzte Glut gelöscht.
Der Vater traut den eignen Kindern nicht;
Der Mann ißt nicht von seines Weibes Kost;
Der Bruder sieht im Bruder seinen Mörder.
Und wohl ihm, muß ich sagen, wenn er's that.
Denn ohne Mitleid wütete der Giftmord
Wie eine Seuche durch das ganze Land.

Miossens. Das Übel war verzweifelt und verzweifelt auch,
Ja noch verzweifelter, mein ich, die Kur.
Ein Tribunal, so unbeschränkt an Macht
Als diese chambre ardente, ist unerhört.
Und dieser unerbittliche la Regnie
An seiner Spitze. Spanien hat nun
Nichts mehr voraus vor Frankreich. Der Gerichtshof
Wiegt Spaniens heiliges Gericht noch auf.
Serons. Wahr ist's; die fernste Möglichkeit genügt,
Das kleinste Wort, das man willkürlich auslegt,
Und frech dringt er ins Innerste der Häuser
Und reißt den Vater aus der Seinen Arm.
Da schützt kein Rang, kein Ruf, kein wohlerworben
Verdienst. Der Henker der Tortur arbeitet
Für den Kollegen auf dem Blutgerüst;
Denn eher giebt der Tod ein Opfer wieder,
Als dieser la Regnie. Aus seinen Kerkern
Führt nur ein Weg: der Weg aufs Blutgerüst.
Und Gnade dem, der laut ein Urteil wagt
Über dies Treiben! Gegen Euch, Herr Graf,
Sonst gegen niemand thu ich's.
Miossens. Meister Serons,
Daß Eu'r Vertrauen ich zu schätzen weiß,
Beweist, daß ich es argwohnlos erwidre.
Denn hier beschützt mich die Geburt so wenig,
Als Euch der Ruf von Eurer Meisterschaft
Als Arzt. Den Pair des Reichs, den Grafen trennt
Kein Vorrecht mehr von dem gemeinen Pöbel.
Die Kammer ist's nicht mehr der Pairs, die ihre
Mitglieder richtet. Vor ein königlich
Tribunal wie den Bürger und den Bauer
Schleppt man den Herzog, Grafen und Baron.
Dem König konnte nichts gelegner kommen
Als dies Verbrechen, das dem neuen Griff
In unser Recht erwünschten Vorwand lieh.
Ein Stückchen Staatskunst, das dem schlauen Schüler
Des schlauen Lehrers Ehre macht. Das ist
Ein Kunststück noch aus Mazarinis Schule.
Damit bricht er des Adels Ansehn vollends,
Und sichert sich zugleich des Pöbels Gunst,
Und spielt uns dieses Werkzeug aus den Händen,
Und wie erst wir es gegen ihn gebraucht,
Wird er's zu brauchen wissen gegen uns.
Der Ananas lebt von gemeinem Dünger —
Und dieser große Ludwig ward so groß,
Weil er es nicht verschmäht, so klein zu sein,

Dem Kote schön zu thun an seinen Sohlen.
Alt, uralt ist die Wahlverwandtschaft zwischen
Der Hefe und dem Schaum.

Serons. Und wirklich war es nur des Volkes Gunst,
Was dies Tribunal möglich machen konnte,
Das sich herausnimmt, was der König selbst
Nicht wagt, und seine Eifersucht herausstrotzt,
Die keine Macht im Staate sonst mag dulden,
Als die wie Strahlen von der einen Sonne
Ausgehn allein vom Königsdiadem.
Doch schon beginnt die leichtgeschürzte Gunst
Des Volks den alten Günstling zu verlassen.

Miossens. Ein Lied scheint jetzt der Günstling von Paris.
Schon vor dem Thor empfing es mich; bald lief's
Neben mir her, bald kam es mir entgegen.
Ein alter Schuster brummt es bei der Arbeit;
Die jungen Herrn — Ihr wißt — die eben nichts sind
Als jung, begrüßten sich damit, als wär's
Ihr Bundesgruß; den Kunden gab's der Krämer
Unter den Buden als Zulage drein.

Serons. Das Volk spielt gern mit solchem Wort. Es läuft,
Ist's einmal ausgeprägt, wie eine Münze
Von Hand zu Hand. Wer nicht von seinem Eignen
Die Schuld der Unterhaltung tilgen kann,
Stutzt seine Armut mit Entlehntem auf.
Ich kenne manchen, der nicht hundert Worte
Im Vorrat hat, und dennoch sich was weiß;
Und neunundneunzig sind geborgt davon.
Die meisten Menschen leben von der Phrase
Und sind drum selber nur lebend'ge Phrasen.
Ein eignes Sein wird immer seltener.
Solch Wort fliegt wie ein bunter Federball
Hin und zurück durch den Verkehr, bis sich
Die Farb vergriffen oder bis ein andrer
Und bunterer des Vor'gen Gönner erbt.

„Liebe sei der Helmschmuck fein,
Den nur Tapferkeit soll tragen.
Wer vor Dieben kann verzagen,
Ist nicht wert, geliebt zu sein."

Das Verschen, das Ihr meint: ist's dieses nicht?

Miossens. „Wer vor Dieben kann verzagen,
Ist nicht wert geliebt zu sein —"
Ganz recht. Das ist's.

Serons. Wißt Ihr, wer diese Münze
Hat ausgeprägt? Die liebenswürd'ge Dame,
Die wir erwarten hier in ihrem Zimmer.

Miossens. Das Fräulein Scuderi? Bei meiner Seele!
In diesem Wort weht 'was von ihrem Atem.
Und kommt's von ihr, dann hat dies kleine Lied
Eine Geschichte, die mich int'ressiert.
Von ganzem Herzen acht ich diese Dame.
Serons. Und wenn sie's nicht verdient, verdient es keine.
Miossens. Bewundernswürdig ist, ja unbegreiflich,
Wie dieses Fräulein aus des Alters Schiffbruch
Der Jugend Reize sich gerettet hat.
Von siebzig Jahren zeigen sich kaum dreißig.
Der süße Duft der Mädchenhaftigkeit
Liegt über die Erfahrung hier gebreitet,
Die nur ein langes Leben geben kann.
Und so vereinigt sie, was beide Zeiten,
Den Winter und den Sommer, reizend macht.
Wenn man nur sie sieht, meint man, weißes Haar
Gehöre zur vollkommnen Frauenschöne;
Sie ist die Anmut selbst, in weißen Haaren.
Serons. Der Seele Jugend ist der warme Boden,
Der dieses Fräuleins ew'ge Blüte treibt.
Inmitten dieser sittenlosen Stadt
Steht sie in wunderbarer Reinheit da;
Selbst die Verleumdung hat es nie gewagt,
Ihr Schwarz in dieses reine Weiß zu malen.
Arm ist sie und doch ist sie reich im Geben,
Weil Weisheit ihre Güte unterstützt.
Kann sie nur wenig geben, giebt sie's so,
Daß dieses Wenig Viel den Armen wird.
Denn sie giebt nicht nur, um zu geben, wie's
Die Reichen thun; nein sie giebt, um zu helfen.
Bis sie nach Hause kommt von ihrer Andacht
Zu Notre-Dame, verkürzet Euch vielleicht
Die Zeit, zu hören, wie jenes Lied entstand.
Miossens. Erzählt mir, Meister Serons; seid so freundlich.
Serons. Trotz Regnies Strenge, trotz der Schlauheit Degrais',
Des Polizeilieutenants, treibt eine Bande
Von Mördern in den Straßen von Paris
Allnächtlich ungescheut ihr gräßlich Handwerk.
Es hat damit ganz eigene Bewandtnis.
Denn nur den Adel trifft der Meuchelbolch,
Nur auf Geschmeide scheint es abgesehn.
Wo ist der Edelmann jetzt in Paris,
Der nicht sein Liebchen hätte, das er nachts
Geheim besucht? Und wer geht diesen Weg,
Der nicht zuweilen ein Geschenk, sei es
Ein edler Schmuck, ein Ring, ein reiches Armband,

Auf seinem Herzen trüg für seine Herrin?
Ein böser Geist scheint jener Bande dienstbar,
Der ihr's verrät, so oft ein Kavalier
Mit solchem Schmuck zur Liebsten nächtlich wandert.
Denn früh am Morgen findet man ihn tot,
Und sonst ist nichts ihm als der Schmuck geraubt.
Der schlaue Degrais tobt, daß seine List
Vor einer größern weichen muß. Vergeblich,
Daß die Maréchaussée, ein kleines Heer
An Zahl, die Straßen von Paris allnächtlich
Bei jedem Stundenschlag durchzieht; vergeblich,
Was irgend List ersinnen mag, Verkleidung,
Verstecke — nichts, nichts spürt die Thäter auf
Und ihre Spur erneuert jeden Neumond
Ein und derselbe Dolch — scheint es doch fast
Ein und derselbe Arm; so gleicht sich stets
Des Stoßes Richtung und der Wunde Form.

Miossens. Und keinem noch gelang's —?

Serons. Wenn er allein ging,
War er verloren.

Miossens. Das geschieht noch jetzt?

Serons. Vor wenig Nächten noch. —

Miossens (für sich). Dies Wagnis könnte
Mich reizen. Nunmehr ist der Schmuck wohl fertig,
Mit dem der Narr, der Goldschmied Cardillac
Mich fast ein ganzes Jahr hat hingehalten.
Die Nacht noch, wenn es möglich ist. Ich will
Den Arm doch sehn, der schwerer wiegt, als meiner.
Ein Harnisch unterm Kleid —; ich will doch gleich
Zum Goldschmied schicken. — Bester Meister Serons,
Mir fällt ein wichtiges Geschäft da ein.
Beendigt nur, ich bitt Euch, die Erzählung.
Vielleicht kommt unterdes das Fräulein. Sonst
Ersuch ich Euch, mich zu entschuldigen
Bei unsrer Freundin, komm ich später wieder.

Serons (verneigt sich). Die Herrn vom Hofe wandten sich vor kurzem
Deshalb in einer Schrift, von Dichterhand
Geschrieben, an den König. Ein Gericht —
Das war des Schreibens Inhalt — zu bestellen
Mit größrer Vollmacht und Befugnis noch,
Als die von des la Regnie Tribunal.
Das Schreiben wußte Ludwigs Eitelkeit
So wohl zu treffen, daß er schon bereit schien,
Ihm zu willfahren. Fast schon unterlag sein
Bedenken, als sein Auge wie aus Zufall
Auf unsre Freundin fiel — es war in den

Gemächern der Marquise Maintenon,
Und unter andern Herrn und Damen auch
Das Fräulein gegenwärtig, das der König
Vorzüglich schätzt und achtet. Bei ihr bleibt
Er stehn und fragt — er fordert sie zuweilen
Zum Scherz heraus — sie lächelnd, ob nicht sie auch
Den Rittern um der edlen Minne willen
Geholfen sehen möchte. Da erhob
Das Fräulein sich. Ein Rot, wie's morgenröter
Die siebzehnjähr'ge Wang nicht kleiden kann,
Umwob die edeln Züge; zwischen Scham
Und edlem Zürnen sprach sie aus dem Stegreif:
„Liebe sei der Helmschmuck fein,
Den nur Tapferkeit darf tragen.
Wer vor Dieben kann verzagen,
Ist nicht wert, geliebt zu sein."
Der König, überrascht von dieser Verse
Erhabnem Sinn, verneigte sich voll Achtung,
Und ließ sofort die vier gereimten Zeilen
Als Antwort setzen unter das Gesuch.
Von diesem aber war nicht mehr die Rede.

Miossens. Nun, Meister nehmt den Dank für Eure Güte.
Ein wichtiges Geschäft ruft mich. Empfehlt mich
Dem würd'gen Fräulein und lebt wohl für heut. (Ab.)

Zweiter Auftritt.

La Martinière. Serons.

Martinière (in der Thür). Sie sind allein?

Serons. Ich bin's. Soeben ging
Der Graf Miossens. (Sie kommt herein.) Seid Ihr krank? Was ist Euch,
Frau Martinière? Ist dem Fräulein 'was?
Ihr seid so ängstlich —

Martinière. Meister Serons, wie
Hab ich den Augenblick erwartet, Euch
Allein zu sprechen.

Serons. Nun so sprecht! Wir sind's.

Martinière. Denkt Euch, die vor'ge Nacht — das Fräulein war
Bei Hof — und ich allein in diesem Zimmer,
Baptiste war in die Nachbarschaft gegangen,
Ich weiß nicht anders, als die Hausthür hat
Baptiste verschlossen — denkt, wie ich erschrecke,
Als ich die Vorhausthüren gehen höre
So hastig, daß ich weiß, Baptist ist's nicht,
Und eh' ich mich besinne nur, warum ich

Doch so erschrecke — Meister Serons! wird
Die Thür hier aufgerissen und ich bin —
Denkt Euch — allein mit einem Manne hier
Mit wildem Blick, von wildem Haar umflattert,
Todblaß — zwei glüh'nde Augen — „Schweigt" — so spricht er
Mit droh'nder Stimme, droh'nderen Gebärden —
„Schweigt, wenn Ihr Euer Leben liebt!" Ich mußte
Wohl schweigen. An der Kehle packte mich
Der Schrecken fest mit unsichtbarer Hand.
„Wo ist das Fräulein Scuderi?" — Was ich
Auch stammeln mag, er glaubt mir nicht. Bald droht er,
Bald ruft er, wie im tiefsten Jammer weinend:
Die einz'ge Hoffnung sei's in seinem Elend,
Dem Fräulein Scuderi sein Herz zu öffnen, —
Spricht von der Qual, die seit acht langen Tagen
An seinem Leben zehre. Endlich hab ich
Die Stimme wieder, rufe nach Baptiste.
Die Gasse her lärmt die Maréchaussée.
Das giebt mir meinen ganzen Mut zurück.
Auf seinem Antlitz war es, als erblaßte
Die Blässe selbst; ein Schrei rang stöhnend sich
Aus seiner Brust, der mir das Herz durchschnitt.
Ein Kästchen holt er unterm Mantel vor
Und stellt's hier auf den Tisch und Hände ringend
Stürzt er davon. Baptiste fand offne Thüren,
Wie er zurück kam. Dann, als heute Mittag
Ich mit dem Fräulein nach dem Hofe fuhr,
Da reißt's den Schlag Euch auf, daß wir erschrecken.
Ein bleich Gesicht, von Haaren wild umflogen,
Sieht Euch herein — es war derselbe, ganz
Gewiß derselbe, der den Schmuck gebracht.
Wir schreien auf vor Schreck. Er gleitet stöhnend
Vom Tritt herab — ich weiß nicht, wo er blieb.
Hat's nicht geschellt? Ja — Gott sei Dank! Da kommt
Mein Fräulein. Ach, Ihr wißt nicht, werter Meister,
Wie mich seit gestern Abend alles ängstet.
Sie sollte nicht allein gehn, doch sie thut's.
Beseht einstweilen Euch das Kästchen und
Was drinnen ist. Dies Kästchen ist's, das gestern
Der schauerliche Zuspruch hat gebracht.
Entschuldigt mich; ich komme gleich zurück.

Dritter Auftritt.

Serons (allein; betrachtend). Ein Etui für einen Schmuck, wenn ich
Nicht irre. Und ich irre nicht. (Nimmt heraus.) Das ist

Ein Schmuck für eine Königin. So wertvoll
Der Stoff — die Kunst hier überwiegt ihn noch.
Nie sah ich solchen Wert, nie solche Arbeit.

Vierter Auftritt.

Fräulein Scuderi. Martinière. Serons.

Fräulein (giebt Serons die Hand).
Ihr seid mir nicht willkommner, alter Freund,
Als sonst; das ist nicht möglich. Doch bedürftiger
Des Freundesrates fanden Sie mich nie.
Sie wissen alles? Haben auch die Zeilen
Gelesen?

Serons (hat ihr die Hand geküßt). Zeilen? — welche?

Fräulein. Hier, worin
Der unheilvolle Schmuck gewickelt ist.

Serons. Hier ist etwas geschrieben.

Fräulein. Lesen Sie
Und ist es möglich, trösten Sie mich dann.
Ich habe siebzig Jahre leben müssen,
Um soviel Hohn und Schimpf noch zu erleben.

Serons (liest). „Liebe sei der Helmschmuck fein,
Den nur Tapferkeit darf tragen;
Wer vor Dieben kann verzagen,
Ist nicht wert, geliebt zu sein!"

„Euer scharfsinniger Geist, hochgeehrte Dame, hat uns, die wir an der Schwäche und Feigheit das Recht des Stärkern üben und uns Schätze zueignen, die auf unwürdige Weise vergeudet werden sollen, vor großer Verfolgung errettet. Als Zeichen unserer Dankbarkeit nehmt diesen Schmuck, das Kostbarste, was wir seit langer Zeit auftreiben konnten. Wir bitten, daß Ihr uns Eure Freundschaft und Euer huldvolles Andenken nicht entziehen möget. Die Unsichtbaren."

Fräulein. Und was sagt Ihr dazu?

Serons. Ich weiß nicht, was
Ich denken soll. Der wunderliche Baum
Der Zeit wirft Euch die allerwunderlichste
Von seinen Früchten in den Weg. — Wollt Ihr
Den Schmuck behalten?

Fräulein. Ich? Doch nimmermehr! —
Wär er nicht gar so wertvoll, könnt ich glauben,
Die Sache rühre von den Rittern her
Als Rache für den unbedachten Scherz.
Ich möchte mit des Himmels Gabe hadern,
Die harmlos mich so tief herabgewürdigt,
Daß eine Rotte Bösewichter mich
Für ihren Advokaten halten darf.

Serons. Deshalb mein Fräulein, zürnt der Gabe nicht,
Die — harmlos, wie Ihr selber sagt — so oft
Den Freundeskreis Euch hat entzückt. Was wär
So herrlich, daß gemeine Bosheit nicht,
Wenn's ihr nur dient, sich drauf berufen sollte?
Martinière. Sie sind nie billig gegen sich.
Fräulein. Was würden
Sie thun an meiner Stelle?
Martinière. Weg erst mit
Dem Schmuck hier. Wessen Blut mag daran kleben!
Geben Sie ihn der nächsten besten Kirche.
Fräulein. Das darf ich nicht.
Serons. Sie dürfen's nicht?
Martinière. Warum?
Fräulein. Ich darf nicht fremdes Eigentum verschenken.
Martinière. Wie wollen Sie den rechtlichen Besitzer
Ermitteln? Mag's die Kirche dann!
Fräulein. Ich seh's
Ihm an den Augen an. Mein alter Freund
Hat etwas ausgefunden.
Martinière. Denn Sie können
Die Sache doch zum Stadtgespräch nicht machen.
Wenn Degrais was davon erfährt. Das wäre
Genug, Euch in La Regnies Hand zu liefern.
Fräulein. Laß unsern Freund —
Serons. Was ich davon verstehe,
Giebt's einen Goldschmied nur, der das kann machen,
Nicht in Paris allein, nein, in ganz Frankreich,
In ganz Europa. René Cardillac
Ist dieses Schmucks Verfertiger. Laßt ihn
Her zu Euch kommen; laßt den Schmuck ihn sehn.
Er muß es wissen, wem er ihn gemacht,
Und diesem gebt sein Eignes dann zurück.
Fräulein. Nun siehst du, Martinière, Serons denkt
Wie ich. Und war Baptiste schon bei dem Goldschmied?
Martinière. Er fand ihn nicht daheim. Zu Saint-Sulpice
Fand er den Meister. Der will kommen, wie
Er seine Andacht nur beendigt hat.
Ihr könnt ihn jeden Augenblick erwarten.
Serons. Erschreckt mir nicht, mein Fräulein, wenn er kommt.
Er ist ein seltsamer Gesell. So wie
Es Menschen giebt, die unter Engelslarven
Den Teufel bergen, so giebt's Menschen auch,
Die Teufel scheinen und doch Engel sind.
Zu diesen stellt den Cardillac. Nie barg
Eine rauhre Nuß Euch einen süßern Kern.

Ein langes, frommes, tadelfreies Leben
Voll Biederkeit und jeder Bürgertugend
Steht für die wunderliche Larve ein.
Er ist ein Künstler, der so ganz versunken
In seine goldnen Träume ist, daß ihm
Die Wirklichkeit zum bloßen Traum geworden,
Der Traum zur Wirklichkeit. Nachtwandlern gleich
Geht er durchs äußre Leben und erschreckt
Die Wachenden.

Fünfter Auftritt.

Baptiste. Die Vorigen. Dann Cardillac.

Baptiste. Der Meister Cardillac!
Er hat nicht lange Zeit. Noch in zwei Kirchen
Muß er den Abend, sagt er.
Fräulein. Laß ihn kommen.
Baptiste (abgehend). Ihr könnt eintreten, Meister Cardillac.
Cardillac (tritt unbeholfen ein).
Fräulein. Seid Ihr der Meister Cardillac?
Cardillac (verneigt sich).
Serons. So wenig
Kann dieser Meister sich verleugnen, als
Seine Arbeit. Beide rät man gleich.
Cardillac. Ihr seid
Sehr gütig, Herr.
Fräulein. Ich ließ Euch, Meister, bitten,
Zu mir zu kommen. Eine Frage hab ich
An Euch.
Cardillac. Habt tausend, und antworten will ich.
Fräulein. Seht diesen Schmuck und leset diese Zeilen.
Ein Unbekannter brachte gestern nachts,
Als ich abwesend war, dies beides und
Entfloh.
Cardillac (liest und besieht). Hm! Ja! Das glaub ich.
Fräulein. Ihr seht nun,
Daß ich das nicht behalten kann, woran
Das Blut des Eigners klebt.
Cardillac. Klebt Blut daran?
Zeigt doch! Hm! Ich für mein Teil, ich seh
Hier nichts von Blut. Das macht verdammte Flecken.
Das müßt ich sehn.
Serons. Das Fräulein meint's nicht wörtlich.
Man sagt ja wohl: an diesem oder jenem
Klebt Blut, wenn drum ein Mord begangen ist.
Cardillac. Hm, ja! das sagt man freilich. Und die Frage?
So ist's das nicht?

Serons. Zwei Fragen sind's. Die erste
Ist: ob Ihr diesen Schmuck gemacht?
Cardillac (wird eifrig). Ob ich?
Das ist die Frage? Und nun frag ich Euch,
Wenn Ihr's erlaubt, ob hier noch Frage sein kann?
Warum habt Ihr nicht Euer Aug gefragt?
Muß man mich fragen, ob ich das gemacht,
Was keiner sonst kann machen, als nur ich?
Die Arbeit, Herr, von mir, die Euch nicht selbst sagt,
Wer sie gemacht hat, seht, die nehm ich so
Und schlag sie Euch zu Brei. Herr, habt Ihr Augen?
Und fragt mich, was Ihr selber sehen könnt?
Warum fragt Ihr mich nicht, ob das hier gelb,
Das rot und das — ei, geht mir doch zum Henker!
Serons. Ei, Meister, seid Ihr kurz —
Cardillac. Herr, seid Ihr lang
Mit Euern Fragen. Nunmehr könnt ich auch
Die zweite wissen.
Serons. Gut. So sagt dem Fräulein,
Für wen Ihr diesen Schmuck verfertigt habt?
Cardillac. Ihr fragt schon wieder unnütz, Herr. Für wen
Denn sonst als für das Fräulein?
Serons. Habt Ihr mich
Zum besten?
Cardillac. Wem? wenn dem nicht, der ihn hat?
Serons. Wenn Ihr es so nehmt, freilich; wenn sie ihn
Einmal besitzen sollte, war er auch
Für sie gemacht. Doch seht Ihr, daß das Fräulein
Ihn nicht besitzen will. Deshalb ja eben
Seid Ihr gefragt. Man will von Euch nun wissen,
Wem dieser Schmuck hier rechtlich angehört,
Wem Ihr ihn auf Bestellung habt gemacht?
Cardillac. Den macht ich, Herr, auf eigene Bestellung,
Das heißt, — wenn Ihr es hören wollt —: ich suchte
Ein's Tags das Schönste von Demanten aus,
Was ich besaß. Ich bin so arm nicht, Herr,
Daß ich nicht kaufen könnte, was ich mache:
Den Schmuck hier macht ich mir zum heil'gen Christ,
Und als er fertig war, da sagt ich mir:
Du bist ein großer Sünder, Cardillac,
Du willst den Schmuck zur Buße deiner Sünden
Den Heil'gen opfern, wenn du dich erst satt
Gesehen hast. Und legt ihn in die Truhe.
Da war er eines Morgens fort — weiß Gott,
Wie es geschehn — der einz'ge Schmuck allein
War fort; sonst fehlte nichts. Was ist das anders

Als Himmelsschickung? sag ich nun. Mir war
So fromm zu Mut, da ich den Schmuck gehämmert,
Und wie ich nun das edle Fräulein seh,
So wird es hell mir vor den innern Augen:
Da weiß ich endlich, daß ich sonst für niemand
Den Schmuck gemacht, als für das edle Fräulein.

Serons. Ei seht; Ihr glänzt in allen Farben, Meister,
Trotz Euerm Schmuck hier. Daß Ihr fromm seid, wußt ich;
Daß Ihr galant sein könnt, trotz einem Hofherrn,
Damit habt Ihr mich überrascht.

Fräulein (verwundert lächelnd). Hab ich
Euch recht verstanden?

Cardillac. Wenn Ihr gütigst mich
Verstehen wollt, bitt ich Euch nicht vergebens:
Helft meinem frommen Traume zur Erfüllung,
Behaltet gütigst, was nur Euch gehört.

Fräulein. Nein, Meister, seid Ihr denn —? Was fällt Euch ein?
Wär ich, was ich gewesen bin, noch jung
Und, was ich nie war, schön; dann, ja; wer weiß,
Was dann geschäh. Denn wär ich jung und schön,
Wär ich auch eitel. Aber, aber, Meister —
Auch abgesehn davon, daß ich nicht weiß,
Wie ich nun eben zu der Gabe komme;
Was soll dem welken Arm der frische Schmuck,
Der nur erinnern wird an das, was fehlt?
Und was dem Halse der Matrone, die
Sich putzt, indem sie ihn versteckt? Ich weiß,
Es ziert ein Schmuck die Schönheit nur allein,
Die schön genug ist, auch den Schmuck zu zieren.
Soll er in ew'ger Ruh begraben liegen?
Nein; eine Sünde wär's an ihm und Euch.

Cardillac (hat, während das Fräulein sprach, den Schmuck in die Hand genommen und mit Überwindung wieder hingesetzt; jetzt faßt er ihn krampfhaft mit zitternder Hand; sein Wesen ist im Kampf; was er spricht, mehr Selbstgespräch).
Ihr wollt ihn nicht. Durchaus nicht. Wollt ihn nicht.

(Er schiebt ihn mit Gewalt wieder von sich.)

Geb ich's der Kirche, hat die Armut nichts.
Doch in des Fräuleins Hand da wuchert es,
Bringt Segenszinsen hundert-, tausendfach,
Und was ich vorhab, dazu brauch ich Segen.
Und sicher bin ich vor dem bösen Geist.
Sie ist ein Kind des Lichts. Aufkommen kann
Er nicht vor ihr. — Nein, nein. Mein edles Fräulein,
Ihr müßt —

(Er faßt ihn, um ihn dem Fräulein hinzureichen; wie er ihn in der Hand hat, reut's ihn und er zieht ihn zurück.)

Ihr wollt ihn nicht. Bricht mir der Schweiß
Da aus. Ich bitt Euch, habt Barmherzigkeit
Mit einem Sünder, nehmt ihn hin —
(Er nimmt den schon hingeschobenen wieder zurück; schwer aufatmend.)
Ihr wollt
Ihn nicht — durchaus nicht — wollt ihn nicht? Ah, ah!
Er bleibt mir an den Händen kleben und
Doch brennt er mich. (Er bricht in Schluchzen aus.)
Nehmt ihn doch nur. Nehmt ihn.
O, all ihr Heiligen! — Ich — hm — ja — ich —
Muß schnell nach Haus; da fiel mir etwas ein.
(Bleibt stehn und hebt die Hand nach dem Schmuck; bezwingt sich.)
Ob — ja — nein. Ich muß fort, muß fort. Ja, ich
Muß fort. Hm, ja; da wartet einer — seht — (Bezwingt sich noch einmal.)

Fräulein. So nehmt doch —

Cardillac (kratzt sich an den Ohren). Ist das eilig! Ist das eilig!
(Als wenn ihn jemand gerufen.)
Ich komme schon! (In polternder Eile, wie gejagt, ab.)

Sechster Auftritt.

Vorige ohne Cardillac.

Fräulein (nach einer Pause verdutzt, wie alle).
Kränkt ihn die Weigrung so?

Serons (der die unbehagliche Stimmung durch einen Scherz verscheuchen will).
Mein Fräulein, nehmt mir Euer Herz in acht!
Um Euer Herz will Euch der Meister bringen.
Das ist der Fisch, nach dem der Schmuck hier angelt.

Martinière. Ja; er ist rasend, wenn er nicht verliebt ist.

Fräulein (lachend). Das wär mir doch noch eine Goldschmiedsbraut:
Gesetzt von Jahren und von echtem Adel.
Wenn er — wir scherzen und doch ist es uns
Kein rechter Herzensernst mit diesem Scherz.
Ich will es nur gestehn, was ich empfinde.
Mich kränkt es, daß ich einem Ehrenmann
So unrecht thun muß, und kann's doch nicht ändern.
Sein Hiersein preßte mir, ein Alp, die Brust
Und kaum barg unter Scherzen ich die Angst.
Mehr war's als Widerwillen — Grauen war's,
War Schauder, was der Mann mir hat erregt.

Serons (zum Gehen fertig).

Martinière. Verliebt ist er. Das laß ich mir nicht nehmen!

Zweiter Aufzug.

Cardillacs Werkstatt.

Erster Auftritt.

Olivier sitzt arbeitend. Madelon, von ihm nicht bemerkt, naht sich ihm; zuweilen hält er inne und seufzt auf; wie er das wieder thut, neigt sie sich zu ihm; aufsehend sieht er ihr Gesicht an dem seinen.

Madelon. Schon wieder?
Olivier (schrickt auf). Madelon?
Madelon. Wie klingt das kläglich!
Das heißt nicht: Madelon ist all mein Glück.
Böser Olivier, bist du so falsch?
Du sagtest: Madelon, du bist mein Ich;
Und weiß dein Ich allein nicht, was dich kränkt?
Olivier. Mein Glück ist dein; den Schmerz laß mich behalten.
Madelon. Gieb lieber mir den Schmerz. Den Schmerz vertraut
Man nur dem Freund; das Glück teilt man mit jedem;
Vertraust du mir den Schmerz, bin ich dein Freund.
Bin ich dein Freund nicht? Ach, so täuscht ich mich!
Dir wollt ich alles sein; und nun giebst du
Die bessre Hälfte mir zurück. Du denkst,
Ich bin ein kindisch Mädchen, gut nur, wenn du
Erheitrung brauchst. Ernst muß der Freund dir sein.
Ich bin nicht kindisch nur; ich kann auch ernst sein.
Wie quält ich mich! Er überschätzt mich, dacht ich,
Hält mich für besser, klüger, als ich bin.
Nun seh ich, wie ich irrte, und du zwingst mich,
Mich selbst zu loben. Alles dir zu sein,
Hofft ich — und bin dir nichts.
Olivier. Du bist mir — zu viel!
Madelon. Doch hast du recht. Ich bin ein albern Kind.
Gewiß! Sonst könnt ich raten, was dir fehlt.
Ich kann's nicht, kann nur weinen, kann nur bitten,
Wenn dich was ängstet, das dich treffen soll,
Laß mich's mittreffen!
Olivier (thut sich Gewalt an). Eine Grille ist's.
Du würdest lachen, wenn du's wüßtest. Komm
Und laß uns scherzen.
Madelon. Sag mir, ist's mein Vater?
Olivier (kann eine Anwandlung nicht bergen). Dein Vater?
Madelon. Claudes Caton sagt es mir.

Er hat dich hart behandelt meinetwegen,
Armer Olivier! Für dich nicht hätt' er
Mich aufgezogen — doch was ist dir?

Olivier (aus Gedanken aufschreckend). Wo=
Von sprach ich doch?

Madelon. Von meinem Vater.

Olivier. Was
Hab ich —

Madelon. Wie er dich aus dem Haus gestoßen,
Weil er erfuhr, daß du mich liebtest. Ich
Hatt' es ihm selbst gesagt. Olivier,
Nicht wahr? Ein Kind darf seinem Vater nichts
Verschweigen? Wollt ich auch, ich könnt es nicht.
Und er ist gut, wenn er auch manchmal zürnt.
Das eine Mal schien all mein Flehn umsonst,
Doch in der Nacht —

Olivier (wieder aus Gedanken aufschreckend).
Was weißt du von der Nacht?

Madelon. Du närrischer Olivier; wie du fragst!
Hatt' er sich's anders überlegt. Da fiel
Ihm bei, wie du so fleißig doch und wie
Geschickt du bist. Früh kam er vor mein Bett
Und sagte: „Wohin denkst du, daß so früh
Ich gehe?" — „Auf den Markt wohl?" — „Albern Kind!
So früh? Ich gehe zu Olivier Brusson
Und will er, seid ihr Bräutigam und Braut."
Da litt mich's freilich auch im Bett nicht mehr.
Du schrickst? Ich hör's am Tritt. 's ist Claudes Caton;
Sie darf uns nicht beisammen sehn, sonst zieht
Sie uns mit ihren Scherzen auf.

Zweiter Auftritt.

Caton. Vorige.

Caton (noch in der Thür). Weil ich
Doch just vorbeigeh. Guten Tag herein!
Wo Liebesleute sind, braucht's nicht den Wunsch.
Ich muß mich setzen, wenn ihr mir's vergönnt.
Vor Schrecken zittern mir die Knie. Stets mächt'ger
Wird der Gottseibeiuns. Ei, ei, ei, ei!
's geht nirgends toller zu, als auf der Welt.

Madelon. Ihr habt doch stets 'was Neues.

Caton. Ja; das Neue,
Gott sei's geklagt. Seit vierzig Jahren hab ich
So vieles Neue nicht erlebt, als nun
In einem Monat. Hm; das Neue, das —

Ist neu; das Alte aber ist das Gute.
Und doch ist jetzt nichts neuer als das Gute.
Doch das ist's nicht, was ich zu sagen kam.
Ja, braver Meister Cardillac, jetzt müssen
Die Frommen sich zusammenthun. Denn soll
Die Welt ein Jahr noch halten, kostet's Knieen
Und Beten, Fasten, Beichten, Händeringen. —
Der fromme Meister — in der Kirch ist er
Gewiß. Wo sollt er anders sein? Ganz recht,
's ist seine Zeit. O ja, in dieser Zeit
Ist's endlich Zeit, auf nichts mehr Zeit zu wenden,
Als daß bei Zeit — du lieber Gott! bin ich
Da in die Zeit gekommen — was doch — ja,
Mich wundert gar nichts mehr; i Gott bewahre!
Die Welt geht jetzt so rasch, daß man sich nicht
Verwundern darf, will man zurück nicht bleiben.
Der Meister Cardillac — kenn ich ihn vier
Und zwanzig Jahr? Wie so? Und war sein Ja
Nicht mehr, als wenn ein andrer schwur, sein Nein
Nicht wie ein eisern Thor, dadurch kein Aber,
Kein Außer und kein Doch den Weg mehr fand?
Und doch! Heut schilt er laut, das Angesicht
Zornflammig: Fort mit dir! Aus meinem Haus!
Für dich hängt diese Frucht zu hoch. Mein Kind
Solch einem Burschen? Und denselben Burschen,
Den er heut ausgewiesen, führt er selber
Mit seiner selben Hand durch selbe Thür
In selbes Haus und in die selbe Stube,
Zur selben Tochter, die er erst ihm hat
Versagt. Da möchte man doch selber nicht
Den selben Augen und den selben Ohren —
Ich sage weiter nichts; auch wollt ich damit
Gar eigentlich nichts sagen. Sonst einmal,
Wenn einem eine Taub ins Maul geflogen,
Will sagen: wenn ein Mensch ein Glück gemacht,
So war er fröhlich auch von Angesicht
Und lobte Gott und die ihm wohlgethan —
Ihr meint, das geht auf Euch? Nun, wen es traf,
Der wird's wohl spüren. Aber solch ein Bräutlein —
Euch mein ich nicht, Herr Brusson. Ja, des Königs
Erhabene Person, wär er nichts mehr
Als eines Bürgers Kind, dürfte sechs Kerzen
Von weißem Wachse seinem Heil'gen stiften.
Was meint Ihr? René Cardillacs, des bravsten
Und angesehnsten Bürgers in Paris
Erwählter Schwiegersohn — und ein Gesicht,

Als wär — ich nenne niemand, nein; ich nicht!
Doch kommen einem allerlei Gedanken.
Ein gut Gewissen macht nicht bleich — ich meine
Den Mann im Mond — und wenn ein großer Haß
So plötzlich sich in Lieb verwandelt, wer
Muß denn auch gleich an Liebestränke denken!
Ein frommer Mensch denkt heutzutag gar nicht.
Nun bin ich fertig für diesmal. (Schritte außen; indem sie öffnet.)
Der Meister?
Ja. Und der arme Lejean ist mit ihm.

Dritter Auftritt.

Cardillac rasch herein; hinter ihm Lejean. Die Vorigen.

Cardillac. Ihr wollt? — Was wollt Ihr? Kommt Ihr mir
schon wieder?
Hab ich nicht erst —? Wer saugt am Bürger nicht
Sich voll? Der Hof, die Kirche; muß auch solch —
Ihr kommt zu mir, als müßt es sein. Zu wem
Geh ich denn nun?
Lejean. Wärt Ihr ein braver Armer,
So sagt ich: Geht zu René Cardillac!
Wenn Gott nicht hilft, so hilft der Cardillac.
Caton. Bei Gott! Er ist ein Sieb. Von oben schüttet
Der Herrgott; unten liest das Armut auf.
Cardillac (als sollt es niemand sehen, daß er giebt).
So; gebt die Hand — so Tölpel. Muß es denn
Jed Mutterkind mit ansehn? (Barsch.) Ich Euch geben
Und immer geben! Fragt doch, ob ich solch
Ein Schwamm bin, den man nur zu drücken braucht.
Lejean. O, Meister —
Cardillac. Haltets Maul! — Sie nennen mich
Freigiebig hier? Ich bin's nicht. Ich bin geizig.
Und sagt Ihr's jemand — überlaufen wird
Man ohnedem von Freund und Feind. Schon gut.
Noch eins! Wenn Ihr wo sagen hört: der Mann,
Der Cardillac ist doch ein geiz'ger Schuft;
Da zuckt die Achseln, sagt: das weiß der liebe
Gerechte Gott und ich — ich hab's erfahren!
Sagt Ihr mir irgendwo, daß ich Euch gab — (Wieder barsch.)
Nun geht und laßt mich ungeschoren!
Lejean. Tausend
Und aber tausend —
Cardillac. Wollt Ihr gehen? frag' ich.
Lejean. Laßt einen alten Mann —
Cardillac. Schert Euch zu dem

Und jenem —

Lejean. So nimm du den Dank, o Gott,
Den dieser gute Mann —

Cardillac. Zum Henker! Bringt
In dieser gotteslästerlichen Zeit
Die Menschen noch zum Fluchen!

(Wieder, als sollt es niemand sonst hören.)

Seid mir sparsam
Und jeden Freitag könnt Ihr — (Wieder barsch.) Wart, ich will
Euch Beine machen! (Er kommt mit einem Hammer auf ihn zu.)

Lejean (entflieht).

Vierter Auftritt.

Vorige ohne Lejean.

Caton. Wunderbar! O über
Den Mann, der aller Heil'gen Wunderlichster
Und aller Wunderlichen Heiligster!
Ihr seid mir ein Johannes in der Wüste.
Wie jener seinen Leib in hären Kleid,
Versteckt Ihre Eure Milde hinter Zorn.

Cardillac. Gieb mir mein Hauskleid, Madelon — Daheim
Ist doch daheim.

Caton. Doch, Meister Cardillac,
Wo wir auch sind, sind wir bei Gott zur Miete.

Cardillac. Und mit der Zunge tragen wir sie ab.

Caton. Weshalb ich eigentlich gekommen bin —
Laut red ich nicht davon. Ihr wißt, daß man
Fast jeden Morgen hier in Gottes liebem
Paris Erschlagene gefunden hat.

Cardillac. Und wenn ich's weiß?

Caton. So wißt Ihr nichts; ich meine,
Nicht, wer's gethan.

Cardillac. Und das ist just soviel,
Denk ich, als einer weiß. 's weiß keiner mehr.

Caton. Ganz recht. Und einer weiß es doch. Wißt Ihr,
Der eine, der das alles angestellt.

Cardillac (wild). Der eine? Dumm Geschwätz! Was wißt Ihr da
Von einem? Hol Euch der und jener! Hat
Man Euch ein Märchen aufgeheftet? Ja?
Mit Euerm einen! Dichtet ihm doch gleich —
Seid einmal drüber — einen Namen an.
Bringt noch unschuld'ge Bürger ins Gerede
Mit Euerm —

Caton. Ei, geratet Ihr in Zorn,
Verblaßt Euch ganz.

Cardillac. Verblaßt? Ich bin nicht blaß.
Was sucht Ihr mir da im Gesicht herum?
Was einer? Nein, ich sag Euch: Hundert sind's,
Hundert zum wenigsten. Es langen hundert
Noch nicht. Und einer? Warum nicht ein Halber?
Das wär der Teufel!

Caton. Freilich doch, nun freilich!
Der ist's ja eben, den ich meine.

Cardillac. Was?

Caton. Ja; der Gottseibeiuns. Das weiß ich so
Genau, als wär ich selbst dabei gewesen.
Seht Ihr, hätt' ich die Hörner ihm befühlt
Mit meinen Händen, wüßt ich's nicht genauer.
Warum denn sonst der Lärmen der Patrouillen
Mit Räuspern und mit Stöcken durch die Straßen?
Als wollten sie den Dieb zu fürchten machen
Mit ihrer Furcht? Lärmt auch die Katze, wenn
Sie Mäuse fangen will? Wann war's doch? War's
Vorgestern nicht, daß Euch der schlaue Degrais,
Der Polizeilieutenant — er war vermummt
Und schlich auf allen Vieren durch die Straßen
Im Schatten fort; und wie er in Gedanken
Der Mutter Gottes zwanzig Kerzen stiftet
So dick wie er, wenn sie's gelingen läßt —
Da singt's und tanzt's die Straße her, wie nur
Ein Kavalier, wenn er zur Liebsten schleicht.
Nun — ich verteid'ge solche Gänge nicht,
Ich nicht. Die Strafe war auch gleich dahinter:
Ein Faustschlag wie ein Donnerschlag. Da liegt
Der Kavalier. Der Polizeilieutenant
Schreit laut: Nun hab ich Euch, Ihr Mörderbande!
Stößt in sein Horn, oder vielmehr er will's,
Will schreien und will stoßen. Ach, du heil'ger
Sebastian! Was schreit er und was stößt er?
Er schreit Miau. Vor Schrecken fährt er sich
Hinter die Ohren. Da war keine Haut mehr,
Ich meine, keine Menschenhaut. Er greift
Sich ins Gesicht — ach, nichts und nichts als Hammel-
Und Katzenfell. Der Teufel aber springt
Euch wie ein Hund, so groß als wie ein Kalb,
Mit Augen — hört, mit Augen! na — mit Augen,
Ich sage weiter nichts davon. Hättet
Ihr sie gesehn — na, ich vergesse sie
In hundert Jahren nicht.

Cardillac. Ha, ha, ha, ha!
Ihr waret selbst dabei?

Caton. So was man selbst
Dabeisein nennt, so eigentlich nun nicht.
Das weiß doch aber alle Welt, was der
Gottseibeiuns für Augen hat. — Der springt
Auf Degrais los. Der will schnell auf die Beine,
Ich meine, auf die Menschenbeine. Das
Ist Häckerspinnen. Nun, so läuft er denn
Als Katze auf vier Beinen fort. Der Hund,
Groß wie ein Ochse, immer hinterher.
So geht es Straßen auf und Straßen ab.
Die Katz macht Sprünge groß wie ihre Angst,
Doch der Gottseibeiuns mit seinem langen
Kamelhals immer hinterdrein, bis endlich
Degrais die Genovevenkirch erreicht, —
Da war er sicher. Der Gottseibeiuns
Sah durch die Kuppelfenster —
Cardillac. Kuppelfenster?
Das nenn ich doch in kurzer Zeit gewachsen.
Und Degrais, wuchs der mit?
Caton. Nein; der ward kleiner.
Durchs Schlüsselloch entkam er in die Kirche.
Da schlug es Eins und Degrais saß, gestaltet
Wie sonst, in einem Beichtstuhl. Doch ihm war's,
Als wär er nur aus einem Traum erwacht.
Der Gottseibeiuns aber war entwichen.

Fünfter Auftritt.

Martin. Vorige. Caton im Abgehn.

Martin. Gott grüß Euch. Seid Ihr Meister Cardillac?
Cardillac. Zuweilen.
Martin. Wie?
Cardillac. Ich meine, Meister — Cardillac
Heiß ich nun fünfzig Jahr. Ihr seht, ich hab
Zu thun.
Martin. Ihr überrascht mich nicht. Ich muß es
Gestehn: der Ruf von Eurer Seltsamkeit,
Nicht mein Geschäft allein führt mich zu Euch.
Cardillac. Den Leuten, die wie alle andern sind,
Deucht jeder seltsam, der ist, wie er selbst.
Ich bitt Euch, geht! Wer Kurzweil kommt zu suchen,
Bringt Langeweile mit. Ich merk schon, Euer
Geschäft ist, einen Narren mir zu zeigen.
Vergebt; ich bin gern grad heraus.
Martin (für sich). Was ist
Das für ein Mensch! Welch stechend unstet Auge!

Ist dieses trocken biedre Wesen Wahrheit,
Hat keine Seele je unpassender,
Als dieses Mannes Seele, hier gewohnt.

Cardillac. Ihr habt wohl selten ein Gesicht gesehn?
Ich kann's nicht leiden, dieses Spionieren.
Ihr seht, Ihr stört mich. Wollt Ihr was, so sagt's
Und geht.

Martin. Hier bring ich, Meister Cardillac,
Fünf edle Steine, nichts Besonders eben —

Cardillac. Seid Ihr ein Kenner? Nichts Besonders? Hm.
Euch soll doch gleich — Wenn Ihr kein Auge habt,
So laßt's die edlen Steine nicht entgelten!
Hm, hm, ei, ei, (indem er sie in der Hand zusammenstellt)
Das macht sich. Hm; ja. Setzt
Die schönsten Mädchenaugen einem Fisch
An seinen Bauch. Was? Augen sind nicht Schuppen,
Und Euer Goldschmied war ein Stümper. Hol ihn
Der Teufel. Schön ist alles. Nichts ist häßlich,
Wenn's nur an seiner rechten Stelle steht.
Was ist das Schöne? Was an einem Schmuck?
Die Steine sind es nicht; das Gold ist's auch nicht.
Stellt sie ein wenig anders, als sie müssen,
Es ist dasselbe Gold, dieselben Steine,
Doch mit der Schönheit ist's vorbei. So wie
Des Mondes Abglanz in dem Krug mit Wasser,
So ist das Schöne eines Schönern Abglanz,
Das Ihr mit Händen nur nicht greifen könnt.
Ihr könnt nichts weiter thun, als Euern Krug
So stellen, daß der Mond sich drinnen spiegelt,
Und steht er recht, scheint schlechtes Wasser Gold. —
Hm. — Nichts Besonders. Wartet nur. Ich kenn Euch!
Der fadste Hans, der nicht sein leichtes Handwerk
Begreift, spricht man von Kunst, da reckt er sich
Und reißt sich selber zur Bewundrung hin
Mit weisem Urteil und mit Lob und Tadel.
Und hätt' er nur nichts Besseres zu thun,
Er würd uns zeigen, wie man's machen muß.
Gebt her und sagt mir, was es werden soll.
Ein Halsband? Armband? Diadem?

Martin. Ein Halsband.

Cardillac. Recht. Recht. Nun geht zum — daß ich's nicht vergesse,
Ihr heißt?

Martin. Ich heiße Martin.

Cardillac. Martin? Seid —
Ich will doch hoffen —

Martin. Wohne Faubourg Saint
Germain.

Cardillac. Seid Ihr der große Maler, der
Die heil'gen Kön'ge in der Notre-Dame
Gemalt?

Martin. Was weiter?

Cardillac. Ei, zum Teufel, Herr!
Was weiter? Nichts. Denn weiter geht es nicht.
Seht ich verstehe nichts von Proportionen
Und von Verkürzungen. Doch für die Farbe
Und für den Schmuck, da hab ich Sinn für Hundert.
Da an des Mohrenkönigs Säbel habt
Ihr Edelsteine angebracht — man sieht,
Ihr habt Verständnis von der Steine Wesen.
Ihr seid ein großer Maler.

(Er bringt ihm seine Steine mit heftiger Gebärde wieder auf.)

Da — da, nehmt,
Laßt Euer Halsband machen, wo Ihr wollt.

(Er setzt sich wieder zur Arbeit.)

Martin (erstaunt). Plagt Euch —? Nur eben wolltet Ihr —

Cardillac. Ich wollte;
Nun will ich nicht.

Martin. So sagt mir wenigstens,
Warum?

Cardillac. Wenn einer erst ins Fragen kommt.
Warum halt ich den Hammer mit der Rechten?
Könnt ich ihn nicht auch in der Linken halten?
Wenn ich ihn nun mit meinen Zähnen faßte?
Ihr fragt: warum ich Euch nichts machen will?
Wenn ich nun frage: warum fragt Ihr mich?

Sechster Auftritt.

Jérome. Die Vorigen.

Cardillac (barsch). Was giebt's?

Jérome. Graf Miossens, mein gnäd'ger Herr,
Will sich nicht mehr gedulden mit dem Schmuck —

Cardillac. Ah, mit dem Schmuck. Kommt wieder, guter Freund,
In acht — in vierzehn Tagen. Heute ist
Der erste; fragt am letzten wieder nach.

Jérome. Zehn Monde schon habt Ihr mich so zum Narren.
Jetzt reißt dem Grafen die Geduld. Wenn nicht
Den fert'gen Schmuck, so will er seine Steine;
Ich geh nicht eher, bis Ihr mir sie gebt.

Cardillac. Hol Euch der — da, ins Teufels Namen, nehmt!

(Er bringt den Schmuck zum Vorschein.)

Jérome. Nun endlich ist er fertig!
Cardillac. Fertig? Wißt
Ihr auch davon? Wärt Ihr erst selber fertig!
Und kurz und gut: ich geb ihn Euch noch nicht.
(Er will den Schmuck wieder wegnehmen.)
Martin. Ein herrlich Stück. Erlaubt. Und das nennt Ihr
Nicht fertig?
Cardillac. Was? Ein Stuhl, ein Tisch, ein Sattel,
'ne Pflugschar, die wird fertig. Denn das Handwerk
Ist endlich. Ist es brauchbar, ist's geraten.
Das Schöne wird nie fertig; immer könnt es
Noch schöner sein. Und Ihr, ein Künstler, sprecht
Von Fertigsein?
Martin. Das Schöne ist ein Maß.
Was drunter und was drüber ist's nicht mehr.
Cardillac (lauernd).
Was, guter Freund? Ihr braucht es doch noch nicht?
Jérome. Ich sag Euch, morgen muß der Graf es haben.
Cardillac. Was morgen? Übermorgen. Ist's denn gar
So eilig?
Jérome. Ein Geburtstag ist im Jahr
Nur einmal.
Cardillac. Ein Geburtstag; hm; 's hat freilich
Zweifachen Wert, kommt es zum rechten Tag.
Und die Frau Gräfin — ist wohl jung und schön —?
Jérome (lachend). Ja; sie ist schon zum zweitenmale jung.
Sie war schon einmal zwanzig; jetzt wird
Sie's noch einmal dazu.
Cardillac. Spitzbube du!
Der Bursch ist witzig. Gut. Den Schmuck schlag ich
Zusammen noch einmal. So wie er ist,
Paßt er für zwanzig Jahre, nicht für vierzig.
Jérome. So gebt ihn nur; denn — im Vertraun — der gnäd'gen
Frau Gräfin wird der nicht zu teil. Der kommt
Gar nicht so weit von hier. Wißt Ihr? — Da um
Die Ecke —
Cardillac. Um die Ecke —
Jérome. Von der Straße
Nicaise; da gleich bei der langen Mauer —
Da wohnt —
Cardillac. Was kümmert's mich? Laßt mich zufrieden
Mit Euerm Sündenleben.
Jérome. Mein Herr Graf
Kommt nur soeben aus dem Krieg zurück.
Wer aus der Fremde kommt — so ist's Gebrauch —
Der muß — Ihr wißt schon — schwitzen —

Cardillac. Dacht ich's nicht?
Ja; dies Paris; das ist ein neues Sodom.
Da hilft kein Warnen mehr, kein Himmelszeichen.
Und schickt der Herrgott einmal eine Pest,
Muß der Strafengel noch zum Kuppler werden.
Jérome (will fort). Nun gebt ihn her —
Cardillac. Kommt morgen wieder, morgen.
Jérome. Nun gut. Vor zehn Uhr aber, sag ich Euch!
Punkt Elfe pflegt mein Herr — ist's just nicht Vollmond —
Ihr wißt nun, welchen Weg zu gehn. Er wird
Mich schelten, daß ich heut den Schmuck nicht bringe. (Ab.)

Siebenter Auftritt.

Vorige ohne Jérome.

Cardillac (für sich). Da um die Ecke — und Punkt Elf —
Martin. Ich sehe,
Man hat mich nicht belogen. Zwingen muß
Man Euch, will man zu dem Bestellten kommen.
Cardillac. Gebt Ihr ein Bild, an das Ihr Euch gewöhnt,
So gern aus Euern Händen, Meister Martin?
Ein Bild wird erst durch den Beschauer fertig.
So ist's mit Büchern auch. Ein Buch ist schlecht,
Wenn's nicht den rechten Leser findet, der
Im Lesen erst es fertig macht. Es liest
Kein Leser mehr heraus, als er hinein liest.
Dem andern ist dasselbe Buch ein ander's.
Macht Ihr ein Bild, so ist's die Wirklichkeit,
Durch Euer großes Auge angeschaut.
Der Kluge weiß Euch Dank; indem er sie
Durch Euer Auge schaut, glaubt er die Klarheit,
Die Ruh, die Euerm Anschaun eigen ist,
Die wohn in seinem Aug. Er fühlt sich größer
In Eurer größeren Persönlichkeit;
Das nennt er Kunstgenuß und dankt es Euch. —
Hol Euch — da der Gedanke macht mich wild:
Mein Werk soll ich hingeben, mich, mich selbst,
So wie's dem Herrn beliebt zu winken!
Hört Ihr? das macht mich toll. Was meint Ihr? Wie?
Martin. Was hilft's. Ein jeder Stand hat seine Rechte.
So wollt es Gott. Drum laß ich mir's gefallen.
Cardillac. Hat seine Rechte? Schwatzt mir nicht so zahm.
Gott schuf das Recht; die Rechte schuf der Teufel.
Ich sag es Euch nur, Meister: Frankreichs Adel
Ist faul. Dem schönen Frankreich fehlt ein Gärtner.
Der schneidet, schneidet, bis aufs Leben schneidet.
Davon ein andermal. Was, Meister Martin?

Ihr macht den Stuhl, und dürft nicht sitzen drauf.
Ihr schafft, damit ein andrer schwelgen kann.
Aus Euern Mühen destilliert er Wein. —
Und, trunken von dem Wein, sieht er sich um,
Ob Ihr ein schönes Weib nicht habt; ob er
Nicht der Gesundheit Eures Hauses kann
Das Gift einimpfen, das sein Blut verpestet.
Und was Ihr schuft, was Euerm tiefsten Wesen,
Da es erregt in heißen Wogen schwoll,
Entstieg wie jene Göttin aus dem Meere,
Wovor Ihr selber knien und schmachten möchtet
Ein ganzes Leben lang, — um die verstumpften Sinne
Empor zu stacheln, holt er sich die Kraft
An Eurem Bild, um Euer Haus zu schänden.
Ihr müßt Euch selbst verkaufen. Denn das Bild
Ist mehr Ihr, als Ihr selbst — denn Ihr müßt leben.
Ihr müßt ihn selber waffnen, Euch zu schänden
Mit Eurem Heiligsten — denn Ihr müßt leben.

Martin. Er kauft die Leinwand, doch das Bild bleibt mein;
Er holt es in sein Haus, doch bleibt's bei mir.
Dem, der es schaffen kann, gehört das Schöne,
Der Reiche hat den Marmor — wir den Gott.

Cardillac. Zum Teufel, nein! sag ich. Denn, wenn er will,
Kann er den Marmor, den er kauft, zerschlagen. —
Mein ist nur, was ich straflos kann zerstören; —
Und thut er das, hat Euer Gott ein Ende.
Aus Eurer Göttin macht er seine Dirne
Durch frech Betrachten. — (Er hat den Schmuck in der Hand.)
Diese Himmelsfunken,
Die süßen, wonn'gen Tropfen meines Herzbluts,
Die soll ein andrer — Herr, was sagtet Ihr,
Wenn Ihr so einen bei der Tochter fändet?
Solch einen Blutvergifter? — Seht, das kann
Mich wütend machen.

Martin. Seid Ihr wunderlich!
Ihr liebt den König, weiß ich, und doch wollt
Ihr ihm nichts schaffen, habt, so hört ich einst,
Ihn auf den Knien gebeten, ihm nichts schaffen
Zu müssen —

Cardillac. Ich lieb ihn, schmied ich gleich ihm nichts. (Fromm.)
Erhalt uns Gott den lieben Bürgerkönig, (für sich)
Die große Ratte, die die kleinen frißt!

Martin. Und dann liebt Ihr den Adel nicht und dennoch
Arbeitet Ihr nur für den Adel. Mich,
So scheint es, achtet Ihr und dennoch weist
Ihr selber mich zu einem andern Meister, —

Ich kann nicht denken, welchen Grund Ihr habt.
Cardillac. Ich lieb den Adel nicht und dennoch — Muß
Man denn zu allen Dingen Gründe haben?
Genug, ich thu's. Warum trägt einer Lust
Zu dem? warum der andre zu was anderm?
Warum stehlt Ihr nicht und ein andrer thut's?
Kommt das auf Euch an?
Martin. Seid Ihr bei Vernunft?
Der böse Keim liegt freilich in uns allen,
Doch unsre Schuld ist's, überwächst er uns.
Nur selten sah ich einen Arm wie Euern;
Nicht Ruh, die Arbeit hat ihn so gestählt.
Durch Übung wächst das Gute und das Böse.
Cardillac. Was da? Was könnt Ihr gegen Eure Art?
Seid Ihr ein Kind des Tags, liegt Euer Wesen
Am Tag und, was Ihr thut, Ihr wißt, warum!
Und Ihr könnt sagen: morgen will ich das
Und in zehn Jahren will ich noch dasselbe!
Das kann der Mensch nicht, den die Nacht regiert.
Er ist sich selbst ein Rätsel. Dunkler Drang
Regiert ihn und er kann nicht, wie er will.
Martin. Pah! Das ist Euer Scherz nur. Nennt Euch doch
Paris den wackersten von seinen Bürgern;
Zum Wohlthun fleißig, wie zu dem Gebet.
Cardillac. Drum denk ich: ist er sonst nur fromm und gut,
So gönnt dem alten Kauze seine Launen!
Martin. So muß ich meine Steine weiter tragen?
Cardillac. Wärt Ihr von Adel, so behielt ich sie.
Ihr seid es nicht; so geht in Gottes Namen!
Martin. Und fragt mich einer, so verschweig ich's nicht:
Paris hat keinen seltnern Kauz, als Euch. (Er geht.)

Achter Auftritt.

Vorige außer Martin.

Cardillac (in Gedanken hin und her).
Punkt Elf — und um die Ecke — zwanzig Schritte
Von hier — so mag's. Was summt mir stets im Ohr?
Ich will's nicht wissen. — Hm, Ihr seid nicht klug —
Der böse Keim liegt freilich in uns allen,
Doch unsre Schuld ist's — Was ist Schuld? Was ist's?
Der Narr! Die Schuld trägt, der uns schuf. Ich hab
Mich nicht geschaffen. Wär ich nicht, so wär
Ich nicht so, wie ich bin. Und bin ich nicht,
Wie er mich möchte — warum hat er mich —
Wie kann mich einer ohne meinen Willen

Ins Leben setzen und bestimmen noch
Dazu: Du sollst dich plagen, besser werden,
Als ich dich schuf. — Hm — also punkt elf Uhr —
(Versinkt wieder ins Brüten.)
Das was ein Hüben hat, hat auch ein Drüben,
Dasselbe Ding ist licht und Dunkel, je
Nachdem es steht, die Seite bald, bald die.
Gut war nicht ohne Bös; wer's Gute schuf,
Der schuf das Böse mit. Und schuf's ein Gott,
So ist das Böse göttlich wie das Gute.
Er kann nichts schaffen, was er selbst nicht ist.
Und hat's ein andrer — warum litt er's denn?
Und mußt er's leiden, kann er's auch nicht strafen.
Albernes Zeug. Das Drüben ist so nötig
Als wie das Hüben. Wie der Tag, die Nacht.
Da um die Ecke — still mit deinem Summen,
Verwünschte Wespe! — zwanzig Schritte nur —
(Er fährt auf und gewahrt Madelon und Olivier, die beide bei ihrer Arbeit sitzen.)
Hm. Mit dem Jungen muß ich endlich reden.
He, Madelon, du störst mich. Geh hinunter
Zu Claudes Caton. Hörst du?
Madelon. Väterchen,
Ich gehe schon. Siehst du?
(Sie legt ihre Arbeit in Ordnung und will ihn umarmen.)
Cardillac (abwehrend). Schon gut. Ich rufe.
Eh' komm mir nicht. Schon gut. Schon gut. Ja; ja.
Madelon (ab).

Neunter Auftritt.

Cardillac. Olivier.

Cardillac (sieht ihr nach; dann macht er Schritte, mit welchen er sich Olivier nähert. Plötzlich bleibt er bei diesem, der erschrickt, stehn).
Hör du, Olivier, du bist mir so
Verändert. Bist nicht der mehr, der du mir
Vor vierzehn Tagen warst. Das hat 'nen Grund.
Was fehlt dir, Junge?
Olivier. Fragt Euch selbst. Ihr wißt es
Besser, als ich.
Cardillac. Kommst du so außer dich!
Wie du mir bleich wirst. Hm; das muß doch was
Bedrohlich's sein! Sagst du's?
Olivier. Entsetzlicher!
Auf Euch stand all mein Hoffen. Keinen Vater
Liebt so sein Sohn —
Cardillac. Das laß beiseite jetzt.
Jetzt möcht ich wissen, was du weißt, was du

Von mir zu wissen glaubst — verstehst du? glaubst?
Ich hab's gern reinlich zwischen mir und andern.
Ein redlich Wort verhütet Mißverstand.

Olivier. Sprecht Ihr von Redlichkeit?

Cardillac. Und sollt ich nicht?
Du hast von mir geträumt jene Nacht —

Olivier. Geträumt,
Bis jene Nacht mich gräßlich hat geweckt.
Ihr seid ein Ungeheuer. In der Faust
Zuckt mir's. Fort, Mörder! Fort von mir.

Cardillac (ganz ruhig und kalt). Kurios.
Sonst seh ich, wie ein Tiger, scharf bei Nacht
Und höre leiser, als der Hase hört,
Der bangend sich im hohen Grase birgt.
Dich hört ich nicht, der meinen Schritten folgte,
Nicht eher, als mein schauriges Geheimnis
Dir meine That verriet, das Degrais' List
In aller Wachen Wachsamkeit verhöhnt. (Indem er die Thür abschließt.)
Der Zufall, du nicht, hat mich dir entlarvt.
Recht so, mein Junge. Recht. So weiß man doch
Nun, wie man steht.

Olivier (springt auf). Was wollt Ihr, Gräßlicher?
Wollt Ihr mich morden? Kommt mir nicht zu nah.
Ich bin nicht ungewarnt, wie Eure Opfer.

Cardillac. Zu spät entdeckt ich dich; und doch noch nicht
Zu spät. Es war ein Sprung, ein Stoß. Der Löwe
Springt sichrer nicht. Der Blitzstrahl schmettert nicht
Mit ungestümrer Kraft sein Opfer nieder,
Die Lungen um den einz'gen Schrei betrügend.
Ich schone dich. Warum? — Wenn ich dir sage:
Ein Stoß, und mein Geheimnis war begraben
Bis zu dem Tag, der alle Gräber öffnet.
Trotz deiner Jugendkraft bist du ein Kind
Nur gegen mich. — Und wollt ich noch — was wär's?
Ein armer Bursch wie du verschwindet spurlos
In dieser ungeheuern Stadt. — Ich geh
Zu der Genossen einem: Hattet Ihr
Die Steine nicht, nach denen ich geschickt?
Ihr habt geschickt? — Nun freilich. Meinen Burschen.
Und weil ich vieles Geld ihm mitgegeben
Und er nicht heimkommt, mach ich selbst mich auf.
So geh ich und der Juwelierer lacht
Mir nach und denkt: wie ist der Mann so ehrlich,
Der einem Burschen soviel Geld vertraut.
Ich frage noch in ein'gen Häusern nach.
So läuft die Sache mir voraus und komm ich

Aufs Rathaus, kommt sie da mir schon entgegen,
Begleitet von Bedauernis und Warnung
Von wegen der zu großen Ehrlichkeit.
Nun ja. Bin ich nicht René Cardillac,
Das Muster eines wohlgesinnten Bürgers?
Derweil im tiefsten Keller du vermoderst,
Hetzt deinen Namen Scherg und Schande matt.

Olivier. Sei du so klug und stark; aus Furcht nicht schwieg ich.
Doch Madelon! — O dreimal heil'ger Gott!
Mir ist's um Madelon, und thu ich unrecht,
Thu ich's um Madelon und nicht um dich.

Cardillac (heiser lachend). Um Madelon —

Olivier. Die Nachricht wär ihr Tod.

Cardillac. Wie rührend, wenn's ein andrer hörte. Mich
Täuscht Ihr mit solchen Phrasen nicht. Aus Liebe?
Der Mensch thut nichts aus Liebe, macht er's auch
Sich selbst und andern weiß. Ich will's Euch sagen,
Warum Ihr schwiegt. Wenn Ihr Beweise hättet
Und Zeugen, schwiegt Ihr nicht. Und was denn hättet
Ihr sagen wollen? Etwa das: Ihr sucht
Vergeblich jener Bande Spur, die frech
Auf offner Straße Mord und Diebstahl paart?
's ist keine Bande. Einer nur thut alles.
Unmöglich. Und wer wär der eine dann?
Der René Cardillac? Der Goldschmied? Habt
Ihr Zeugen? Oder sonst Beweis? Ihr habt
Sie nicht? Ihr seid ein Thor, wenn nicht ein Schurke,
Die wunderlich beschränkte Künstlerseele,
In frommen Träumen heim'scher denn auf Erden,
Der unbeholfen Kinder lachen macht,
Der jede Laune harmlos walten läßt
Und ehrlich sagt, was Dümmere verschweigen,
Der Bettler schilt und immer wieder giebt;
Der wär entschlossen wie ein Löwe, schnell
Und blutig wie ein Tiger, listig wie
Ein Fuchs? Dem hätte jener Schlaukopf Degrais
Vergeblich tausend Fallen schon gestellt?
Und wußte man, daß ich dich fortgejagt,
Wie nah dann lag's, der Bursche will sich rächen?
Ihr hießet vor der Welt und Madelon
Ein undankbarer Bösewicht. — So stand's
Noch kürzlich. Da war ich dein sicher schon,
Als ich den Schmuck dir heimlich anvertraute —
Und hätt's nicht, wenn das Fräulein selbst zu Haus war.
Zurückgekehrt zu mir, gingt Ihr dann auch
Zu klagen und man glaubte auch, Ihr ständet

Nun als mein Helfer da und mein Genosse;
Und Madelon —

Olivier. Ihr wißt, womit Ihr mich
Zu allem treiben könnt. Um Madelon
Schweig ich. Ich sollte sagen: Madelon,
Dein Vater ist — Verzeih mir's Gott, ich kann nicht.
Doch Eures Treibens Helfer werd ich nicht.
So wahr ich lebe, niemand sollt Ihr mehr
Berauben, niemand töten mehr; soll mich's
Mein Leben kosten oder Euch das Eure.

Cardillac (hat Schritte gemacht, nun bleibt er wieder vor Olivier stehen; sein Ton ist verändert).

Du hältst mich für ein Scheusal — und ich bin's.
Du thust mir recht und doch thust du mir unrecht.
(Stellt Stühle nahe zusammen.)
Komm, setze dich, Olivier; du sollst
Der Einz'ge schaun in meines Busens Hölle.
Mir ist, als müßt es mir das Herz erleichtern.
Und sieh, ich glaub an Himmelsschickungen.
So eine ist's, die dir mich hat verraten.
Zu meiner Bessrung hat sie dich geschickt.
Verworfen bin ich, doch, Olivier,
Elender noch, als ich verworfen bin.
Ich bin ein Elender, weit elender,
Als es der Säufer und der Wüstling ist,
Der das verachtet und verwünscht, dem er,
Kaum daß er es verschwor, aufs neu verfällt.
Das ist des Bösen schwerste Strafe, daß
Er nicht ganz bös kann sein. In seinem Herzen
Bleibt unverwüstlich noch ein Stückchen Himmel,
Ihn ewig ans Verlorne zu erinnern,
Ein Stern, vor dem die Nacht sich schaudernd krümmt,
Ein kühler Hauch, der noch die Gluten anfacht,
Die kein Erbarmen löscht. — —
Und gäb's für Tugend sonst kein Zeugnis mehr,
Das Laster selbst muß für die Tugend zeugen.
Leis' ist der Stimme Ton, doch unbestechlich.
Wenn ich auf meinen Knieen betend ringe
Um Selbstvergessen in der Andacht Taumel,
Dann flüstert sie: Du lügst, dir ist's kein Ernst;
Du möchtest Gott betrügen und dich selbst.
Dann fahr ich auf: es ist kein Gott! und bau
Aus Gründen mir ein Bollwerk auf, und schließ ich
Hohnlachend dann: es ist kein Gott! dann flüstert's
Wie Echo irgend aus des Zimmers Ecke:
Und doch ist einer! — Und so leis' es flüstert,

Es überbrüllten's tausend Donner nicht.
Und kämpft um mich der Himmel und die Hölle,
Kann ich's nicht ändern, wenn die Hölle siegt.
(Eine Pause, während Cardillac einige Schritte macht; sein Ton wieder verändert.)
Eh' ich geboren ward, sechs Monde früher
Warf meines Vaters Herr — er war Leibeigner —
In Ketten ihn. Warum? Weil meine Mutter,
Die ihm gefiel, ihm nicht zu Willen war.
Doch einen Vorwand brauchte man. Mein Vater
Sollt edeles Gestein zum Schmuck ihm fassen;
Damit er nun nicht in Versuchung komme,
Sei er bewacht, bis er das Werk vollendet.
Meine Mutter war, wie junge Weiber sind,
Nach Schmucke lüstern. Mit des Mannes Arbeit
Und dem Versprechen, dann ihn frei zu lassen,
Bestach der Edelmann des Weibes Tugend.
Den Morgen nach der sünd'gen Nacht war endlich
Mein Vater frei, wie es der Graf versprochen.
Doch kaum in seiner Hütte, als der Graf
Mit seinen Schergen auf dem Fuß ihm folgte.
„Hier," rief der Graf, „dies Weib hat einen Schmuck
Von mir bekommen, weil es mir an Münze
Gebrach, sogleich ihr die Gefälligkeit,
Die Kurzweil einer Nacht nach Wert zu lohnen.
Hier ist das Geld; nun gebt das Pfand heraus!
Gutwillig, oder man entreißt es Euch!
Mein Vater — was der fühlte, denk dir selbst.
Meine Mutter — was die that? Sie leugnete,
Bis sie der Schmuck, gefunden, Lügen strafte.
Schnell war mein Vater, doch der Graf war schneller,
Hatt' auch den Dolch zur Hand. — Aus ihrer Ohnmacht
Erwachte meiner Mutter Seele nie
Zur vollen Wirklichkeit. Barmherzig täuschte
Der Wahn, wo Wahrheit nur Verzweiflung bot.
Bei Tag und Nacht nie dachte sie was anders
Mehr, als den Schmuck. Der Wahnsinn spielt wie Kinder;
Er macht aus allem alles. Einen Strohhalm
Band sie um ihren Arm und jauchzt ihm zu;
Verlor sie ihn, so war der Schmuck gestohlen,
Im nächsten Strohhalm war er wieder ihr.
Ich wurde ungeboren schon der Erbe
Von ihres Wahnsinns Keim. Der Anblick edeln
Gesteins erregte schon des Kindes Triebe,
Und kam's aus meinen Augen, war es mir
Gestohlen, faßte mich ein Schmerz und Grimm
Auf den, der es besaß, was mein doch war.

Dazu ein Haß auf alle, die genossen,
Ohne zu schaffen, während der Arbeiter
Aus seinem eignen Schweiß sein dürftig Brot
Nicht kneten darf, giebt er das beste nicht
Dem faulen Dränger hin. —
Der Schein des Bluts
Schlich sich durch meiner Mutter brechend Aug'
In meiner Zukunft Schlummer als ein wild
Vordeutend Traumgespenst. Da schlief es, bis
Der Haß es weckte und des Wahnsinns Erbtum.
Meines Vaters Mörder war der erste, den
Es fraß; der erste war's, der letzte nicht.
Nun steht's blutrot an meines Bettes Fuß
Und macht mich toll und zeigt die Spangen mir,
Die ich aus meiner Hand gegeben habe —
Läßt mir die Steine blitzen in das Herz
Und wendet sie bald so, bald so — wie es
Ein üppig Weib mit seinen Reizen thut.
Im halben Wahnsinn fass' ich nach dem Schmuck
Und greife leere Luft. Ich schließ die Augen,
Um nicht zu sehn. Vergeblich. Seh ich's mit
Den Augen nicht, so seh's ich's mit dem Herzen.
Dann flüstert's: Fort mit dem, der dir ihn stahl!
Fort mit dem Dränger! Fort mit dem Verführer!
Zapf das verdorbne Blut ihm aus den Adern,
Eh' er das Weib, die Tochter dir vergiftet.
René, auf! Straf ihn. Räch an ihm das Elend.
Im Traum eil ich ihm nach und fass' ihn fest
Und bohr den Stahl ihm in die Brust; und wieder
Seh ich ihn gehn und wieder treff ich ihn.
Und eher kehrt nicht Ruh in meine Brust,
Bis, was ich träumte, wirklich ist geschehen
Und meinen Schmuck ich halt in meiner Hand. —
Hab ich so das Gespenst mit Blut versöhnt,
Dann ist mir leicht, als hätt' ich recht gethan.
Doch lange ruht der blut'ge Wahnsinn nicht.
Sieh her — (Er öffnet eine geheime Wandthür.)
Die Schmucke hier im Schrein. Bei jedem
Ein Blatt, worauf geschrieben steht, wem er
Auf nächt'gem Gang das Leben hat gekostet,
Damit nach meinem Tod das ungerecht
Erworbne Gut an seinen Eigner kommt. —
Du kennst den Grund von meinem Elend nun,
Doch meines Elends Tiefe weiß nur ich.
Ein Zufall, der die schwangern Mütter schreckt,
Prägt unsern Seelen ihre Zukunft auf.

Das Leben ist nichts anders, als die Seele,
Aus sich herausgestellt, ihr Spiegelbild,
Erschien ein Engel meiner schwangern Mutter
Am Ostermorgen beim Geläut der Glocken,
Wär meine Seele weiß, wie sein Gewand.
So schwankt sie ruhlos in den dunkeln Tiefen.
Mein Äußeres wär ihrer Schwärze Bild,
Prägt ich nicht die Verräter des Gewissens
Mühsam mit eiserner Beharrlichkeit
Zu ihren Gegenteilen um. Es muß
Der herrenlose Zustand meines Innern,
Wenn meine Seele meiner Faust voraneilt
Und Reue sie vergeblich halten will,
Zerstreutheit scheinen, wie sie Künstlern eignet;
Und zwischen der Affekte zack'ge Klippen
Breit' ich das Thal erheuchelten Gemüts,
Werf über meines innern Leibs Gebrechen
Den Schleier allen Greuls, Scheinheiligkeit.
Und so erschein ich ein gutmüt'ger Poltrer.
Bete für mich, Olivier! Ach, bete,
Daß das Gespenst mich läßt. O bete, daß
Ich fromm kann werden. Keine Seligkeit
Muß reichen an den frommen Seelenfrieden.
Wie ein Verdammter, siehst du, könnt ich heulen,
Meff' ich die Himmelshöhe jener Wonnen
An meiner Qualen Höllentiefe ab. —
Der Hoffnung grünes Eiland, ewig grün,
Des Glaubens blauer Himmel drüber hin — (Er verliert sich ins Brüten.)
Hm ja; Aquamarin läßt schon sich sehn;
Jubelnder der Rubin; doch der Demant
Hat alle Farben, weil er keine hat,
Ist die Kokette drunter — — — — (Wie aus einem Traum auf.)
Ja, — der Schmuck —
Der Schmuck, den ich der Scuderi gesandt — (Sich besinnend.)
Du hast ihn hingeschafft, Olivier.

Olivier. Ihr wißt es doch; ich hab ihn hingeschafft.

Cardillac. Du hast ihn hingeschafft. — (Für sich.) Ich wollte doch,
Er wär noch da.

Olivier (für sich, ihn beobachtend). Gott! womit geht er um?

Cardillac (wie vorhin). Erblassen, dacht ich, sollte das Gespenst
Vor jener Heil'gen — denn so strahlt sie mir
Wehthuend in der Seele Aug'. Sie ist
Ein Kind des Tags. — Fort, Gespenst! Es geht
Nicht fort. Vielleicht, wenn ich was anders in
Die Händ' ihm spiele. Morgen mag der Graf

Miossens — (Wie erleichtert, reibt die Hände.)
Ja; das hilft; der muß — der muß.
Punkt elf — da um die Ecke — zwanzig Schritt.
Schon gut. — Der Himmel will mich nicht. Er stößt mich
Zurück. — Und dennoch wollt ich doch, ich hätte
Den Schmuck noch von dem Fräulein — —
Ah! Du bist
Noch da, Olivier? Es ist schon spät.
Schlaf wohl. — Läg er im Meer. — Ich schließ die Hausthür. (Ab.)

Zehnter Auftritt.

Olivier allein, später Cardillac in der Thür.

Olivier. Ich weiß nicht, wach ich oder träum ich schwer?
Was will er von dem Fräulein Scuderi?
Will er sie morden um den Schmuck? — Wenn ich
Verhindern könnte, was der Unmensch brütet!
Da leuchtet mir zum zweitenmal der Stern;
Ist's Gottes Fügung, daß der Teufel selbst
Mich an die Retterin erinnern muß?
Heut Nacht noch, wenn er schläft, mich niemand sieht,
Steig ich durchs Fenster und durch die
Geheime Thür. Ja; ich muß zu ihr!
Diesmal wird mir's gelingen, sie zu treffen.
Wenn ich ihr sage, Anne Guiots Sohn
Fleht Euch um Rat, um Hilfe und um Rettung —
Behalten darf den Schmuck sie nicht. — Gewiß!
Sie ist so gut, so klug. Gewiß, sie weiß
Mir Rat, wie Cardillac unschädlich wird,
Ohne daß Madelon davon erfährt. —
Cardillac (erscheint in der Thür).
Bist du noch auf? Leg dich zu Bett. (Ab.)
Olivier. Ja, Meister.
Ich geh zu ihr und sie wird Hilfe wissen. (Ab.)

Beim Fräulein von Scuderi.
Eine Thür im Fond und eine Seitenthür.

Elfter Auftritt.

Baptiste und die Martinière kommen im Streit durch die Fondthür.

Martinière. Kein Mensch kann durch verschlossne Thüren gehn.
Das kann nur der Gottseibeiuns.
Baptiste. Drum hätten
Sie schließen sollen.
Martinière. Ich?

Baptiste. Sie hatten mir
Die Schlüssel abgeschwatzt.
Martinière. Geschwatzt? Mit Ihnen
Da schwatzt man auch. Ich schwatze nicht mit Ihnen.
Baptiste. Ich werde wachen.
Martinière. Sie? O gehn Sie immer
Zu Bett. Die Augen fallen Ihnen zu.
Ich glaub, Sie schlafen stehend schon.
Baptiste. Madame!
Martinière. Monsieur!

Zwölfter Auftritt.

Das Fräulein. Die Vorigen.

Fräulein (aus der Seitenthür). Ei, Kinder! Lebt ihr stets im Krieg?
Martinière. Der Herr hier —
Baptiste. Diese Dame hier —
Martinière. Er will —
Baptiste. Sie denkt —
Fräulein. Schon gut. Schon gut. — Was euch entzweit
Ihr wunderlichen Kinder, sollt euch einigen.
Ich weiß, es ist die Lieb und Treu für mich.
Du, lege dich, Baptist. Ich weiß, du hast
Die ganze vor'ge Nacht gewacht. Und du,
Martinière, hilf mir mich entkleiden. (Da Baptiste zögert.)
Ei was! Ihr müßt mir folgen, junges Volk.
Schlaft. Ihr bedürft's. Was fürchtet ihr für mich?
Ein armes Fräulein, das nichts hat, als Bücher
Und etwas Staat, darin an Hof zu gehn,
Das ist, so hoff ich, doch vor Räubern sicher.
Baptiste. Gehn will ich; aber schlafen? Gnädigs Fräulein —
Martinière. Mein Gott, so gehn Sie nur.
Baptiste. Sie — Sie — o Sie —
Fräulein (giebt ihm die Hand).
Kehr dich doch nicht an die. Schlaf wohl, Baptist'.
Baptiste. Die heil'ge Frau thu, was Baptist' nicht kann.
(Küßt ihr die Hand und geht.)

Dreizehnter Auftritt.

Das Fräulein. Die Martinière.

Fräulein. Heut Nacht träumt ich zweimal von Anne Guiot.
Martinière. An was man denkt, das träumt man. Sie verdient nicht,
Die Undankbare, daß Sie an sie denken.
Fräulein. Wie hart du bist.
Martinière. Was Sie an ihr gethan,

Die rechte Mutter that es nicht. Sie nahmen
Das Mädchen von der Straße auf, in Lumpen
Gehüllt, vor Frost und Hunger zähneklappend;
Erzogen sie mit Muttertreu und Sorgfalt,
Und als ein braver Werber sich gefunden,
Entblößten Sie sich selbst, um sie zu kleiden.

Fräulein. Wer weiß, welch traurig Schicksal sie verhindert,
Ein Zeichen ihres Lebens mir zu geben,
Wenn sie noch lebt. Ich müßte mich erkund'gen.

Martinière. Und haben Sie das nicht gethan?

Fräulein. Ja. Doch
Wie einer nur, der etwas thut, damit
Er sich nichts vorzuwerfen haben will.

Martinière. Ich leid es nicht, daß Sie sich unrecht thun.
Sie thaten, was Sie konnten.

Fräulein. Zwanzig Jahr
Nun müßt Olivier sein, wenn er noch lebt,
Das arme, liebe Kind; wer weiß, wo es
Jetzt darbt, und ich leb hier im Überfluß.

Martinière. Nun freilich. Und nun fehlt nur, daß Sie sagen:
Sie sind an seinem Unglück schuld.

Fräulein. Vielleicht,
Wenn ich es sagte, sagt ich nur die Wahrheit.
Ich ließ sie ziehn mit ihrem Mann.

Martinière. Er hatte
Das Heimweh. Wollen Sie den Schweizer halten,
Wenn ihn das Heimweh faßt? Das wär sein Tod.

Fräulein. Du bist ein guter Anwalt, wenn es mich
Verteid'gen gilt. Nun geh. Daß du nicht wachst!
Die Straße wird nicht leer von Degrais' Wächtern.
Schlaf wohl. Vielleicht giebt mir's ein freundlicher
Engel im Traum, wo Anne Guiot lebt. (Martinière küßt ihr die Hand.)

Martinière. Ich schließe nur die Thüren.

Fräulein (geht ab durch die Seitenthür).

Martinière. Sie ist selbst
Ein Engel. Und die Martinière fleht,
Der Himmel soll ihn noch der Erde gönnen,
Bis sie ihn einst begleiten darf. (Sie geht. Gleich darauf kommt:)

Vierzehnter Auftritt.

Olivier außer sich; die Martinière hinter ihm.

Martinière (erst noch in der Scene). Baptiste!
Schnell rufen Sie die Wache! Räuber! Mörder!

Olivier. Ich muß sie sprechen. Still! wollt Ihr nicht sterben.

Martinière (hat ihm die Seitenthür abgewonnen, die sie mit ihrem Rücken deckt).
Versucht's! Doch lebend lass' ich Euch nicht zu ihr.
Olivier. O Gott! So nah dem Ziel und sollt es nicht
Erreichen. — Habt Erbarmen! Die Verzweiflung
Trieb mich, den Dolch zu ziehn. Ich muß sie sprechen.
Frau Martinière, denn das seid Ihr doch; —
Hier liegt mein Dolch. Ist Euch ihr Leben lieb,
Laßt mich zu ihr. Ich bin —

Fünfzehnter Auftritt.

Das Fräulein. Die Vorigen.

Olivier. Da ist sie selbst.
O Gott sei Dank.
Fräulein. Wer rief nach mir?
Martinière. Laßt ihn
Euch nicht so nah. Dank sei der heil'gen Jungfrau —
Hört ihr die Waffen? und Baptistes Stimme?
Die Wache kommt!
Olivier. So muß ich eilen. Fräulein,
Bei Gott und allen Heil'gen fleh ich Euch,
Schickt morgen jenen Schmuck an Cardillac,
Den Ihr zu Nacht erhieltet. Schickt ihn hin,
Er soll die Steine anders fassen. Mehr
Kann ich nicht sagen. Mich vertreibt mein Schicksal.
Schickt, Fräulein, schickt. — Eur Leben hängt daran. (Ab.)

Sechzehnter Auftritt.

Vorige ohne Olivier.

Fräulein. Was wollte dieser Mensch?
Martinière. Nach Euch verlangt er.
Der Schreck! Die Angst! Nun die Gefahr vorbei ist,
Nun fühl ich erst, wie ich erschrocken bin.
Ob sie ihn haben? (Am Fenster.) Nein; da eilt er hin,
Der Bösewicht.
Fräulein. Die Haare flogen wild
Ihm um die bleiche Stirn; es zuckten ihm
Die Lippen fiebrisch, doch im Auge selbst
Lag etwas freundlich Frommes. Fast erinnert
Er mich an Anne Guiot —
Martinière. Freilich, was
Das Herz erfüllt, das kommt uns in die Augen.
Sind wir betrübt, gleicht alles unserm Kummer.
Ich sah ihn schon einmal; es ist derselbe,
Der von den Räubern Euch den Schmuck gebracht.

Fräulein. Nicht möglich!

Martinière. Darum sprach er von dem Schmuck.
O gebt ihn weg, den unglücksel'gen Schmuck.
Es ist kein Segen dran. — Da kommt Baptiste.

Siebzehnter Auftritt.

Baptiste. Vorige.

Martinière. Nun? Haben Sie den Menschen? Ja; Sie sind
Der Rechte!

Baptiste (keuchend). Er war schon zu weit. Er hatte
Zuviel Vorsprung.

Martinière. Zwei Schritte.

Baptiste. Wenigstens
Zweihundert.

Fräulein. Lass' es gut sein, ehrlicher
Baptiste. Sie neckt dich nur. Sie macht's nicht anders.
Du kennst sie ja. Dafür ist sie ein Kind
Auch noch.

Baptiste. Ein Kind von fünfzig Jahren.

Martinière. Fünf-
Undvierzig erst, wenn Sie erlauben, Herr.

Fräulein. Da bist du fünfzehn älter, mußt drum klüger
Auch sein, Baptist. — Ja, Jugend hat nicht Tugend.
Man hat seine Not, in Ordnung euch zu halten,
Ihr junges Volk. Nun geht; geht. Gute Nacht.

(Alle gehen.)

Dritter Aufzug.

Cardillacs Werkstatt.

Erster Auftritt.

Cardillac (allein; arbeitend).
Wer kommt da? Ach; der Graf von Miossens
Wird schicken nach dem Schmuck. (Er holt den Schmuck herbei.)
Hol Euch der Teufel,
Ihr Lastervolk! (Betrachtet den Schmuck.) Dich wollen sie mir nehmen,
Mein Kleinod! Meine Seele! So wie dich,
Liebt ich noch keinen. Und dich, armes Herz,
Will man mir nehmen, einer Dirne hängen

An den verbuhlten Hals. — Du mußt es dulden,
Du armes Ding. Doch ich, ich will's nicht dulden!
Daß ich an jenen denke, den die Scuderi
Nun hat, das ärgert dich. Ich wär ein Narr,
Dächt ich an jenen. Du bist tausendmal
So schön. Recht! Äugle, Schelm, mit mir, daß ich
Jenen vergesse. —
Eine Heil'ge ist
Das Fräulein; ihr ein Haar möcht ich nicht krümmen,
Doch dieser — Graf und seinesgleichen! Ja;
Der Himmel will mich nicht, und dennoch schon ich
Und schäume nur den Moder oben ab.
Kein heilsam Kraut, langhäls'ge Gräser nur
Reut ich, die frech die Kräuter überwuchern.
(Schritte in der Scene.)
Das ist der Graf Miossens selbst. Was solch
Ein Fußtritt sich herausnimmt. Wie ein Herold
Zieht er voran und ruft: Platz da, Gesindel!
Hier kommt des Herrgotts feinstes Backwerk! Doch
Will ich den Hochmut dulden. Er ist noch
Bescheiden gegen jenen Hochmut von
Herablassung. Läßt Gottes Kuchen sich
Soweit herab, zu Gottes Schwarzbrot sich
Herabzulassen; wie läßt sich das Lächeln
So gnädig dann herab, dem Glücklichen,
Der die Herablassung erdulden muß,
Bis auf den Zoll die Tiefe vorzurechnen,
In welche sich der gnäd'ge Herr so gnädig
Herabgelassen, um zu thun, als wär er
Nichts, als ein bloßer Mensch, nichts, als Canaille.

Zweiter Auftritt.

Miossens. Cardillac.

Miossens. Bin ich hier bei dem Goldschmied Cardillac?
Cardillac. Ist's Euch gefällig; nun so denkt, Ihr seid's.
Miossens. Mein Schmuck ist fertig. Gebt ihn.
Cardillac. Wißt Ihr das,
Herr Graf?
Miossens. Ich höre: will man sein Bestelltes
Von Euch, so muß man selbst es holen. Gebt.
Die Rechnung wird mein Diener morgen holen.
Cardillac. Ihr meint, wenn Ihr befehlt, muß man gehorchen.
Sonst bät ich Euch: Herr Graf, seid nicht so kurz.
Miossens. Meint Ihr, Graf Miossens soll mit Euch schön thun?
Meine Hände sind zu schwer dazu. Ich bin

Zu streicheln nicht gewohnt und rat Euch Gutes,
Herr Bürger.

Cardillac. Euer Rat, Ihr wißt's wohl, ist
Zu gut für einen Bürger. Drum behaltet
Ihn selbst.

Miossens. Ihr wollt mir trotzen? Wagt, mir so
Zu kommen, Ihr elender Knecht? Her mit
Dem Schmuck.

Cardillac. Ja, ja! Hier. Hier. Nehmt ihn und — geht.
Dies Zimmer hier ist mein. Begreift Ihr das?
Ihr edler Herr, Ihr gnäd'ger Graf? Seht Ihr,
So werf ich Euch die Trepp hinab; Ihr hoch-
Geborner Herr! Was unterfängt sich nicht
Solch ein elender Knecht! Denn seht, solch einer
Hat Arme just wie Ihr. Daran habt Ihr
Wohl gar noch nicht gedacht? Ihr meintet wohl,
Ihr Herren nur seid Menschen und habt Köpfe,
Habt Arme, Beine und dergleichen mehr?
Ich will Euch zeigen, daß wir Arme haben,
So gut und bessre noch als Ihr.

Miossens. Fort mit
Der Hand, verrückter Knecht! Solch ein Verrückter
Hat mehr als Menschenkraft. Heiß ich Miossens,
So kommt Euch teuer dieses Thun.

Cardillac. Verzeiht,
Mein gnäd'ger Herr, wenn ich in allertiefster
Demut Euch hier beim gnäd'gen Kragen packe
Und Euch in tiefster Unterwürfigkeit
Die Trepp' hinab — 's ist eines Knechtes Treppe,
Und drum nicht wert, daß Ihr hinunter geht —
Wollt Ihr das nicht, so packt Euch huldreichst selbst!

Miossens. Wahnsinniger, ich gehe schon. (Ab.)

Dritter Auftritt.

Cardillac (allein). Ha ha,
Ha ha ha ha. — (Pause, dann fährt er auf.) Er geht mit meinem Schmuck.
Halt ich ihn auf? Laß ihn nur. Laß ihn nur.
Er wird nicht weit gehn. — Da — Da um die Ecke —
Punkt Elf. — Gott sei's gedankt. Das war ein Stein
Vom Herzen; das betrügt den wilden Geist
Da drin. — Statt jener werf ich den ihm vor.
Was wär das eine Schurkenthat gewesen,
Das Fräulein morden, das ein Engel ist.
Verbrecher morden, das ist kein Verbrechen.
Thut's doch der Richter auf dem Richterstuhl,

Auf den ihn Gott gesetzt. Er thut es freilich
Nur an den Kleinen. Große Missethäter
Zerreißen ihm sein Netz. Um das, worum man
Das Schächerlein hängt an das große Kreuz,
Hängt man ein Kreuzlein an den großen Schächer.
Das machen ihre angebornen Rechte.
Ha, ha; mein Thun ist mir auch angeboren,
So mach ich draus ein angeboren Recht
Und bin der Herr von Adelshaß, der Ritter
Vom Dolch, ha, ha! der Graf von Straßenmord.
Der Straßenmord, der ist ihr altes Recht,
Davon ist dies Paris ihr Pergament,
Und fleißig haben sie's mit Blut besiegelt.
Warum, was sie Jahrhunderte gethan,
Warum nicht ahmen das wir ihnen nach,
Wie wir's mit Kleidern und mit Sitten thun?
Scheint sich der Bürger doch ein Bauer, geht er
Nicht wie ein Herr gekleidet. Was? — Schlag Elf —
Nun ist es Zehn erst, und kaum das. — Das ist
Mein Morgen; da wird meine Seele frisch
Und stark. Ein anderer bin ich bei Nacht.

(Schritte; Gebärden, zuweilen ein Gelächter; sein Selbstgespräch wird mählich wieder lauter.)

Ha ha — ja doch — hm ja. Was ist's? Was ist's?
Ein Leuchten wie von faulem Holz; ein — ja doch —
Ein Krampf, der durch des Dunkels Wimpern zittert,
Am totenfahlen Blei der bunte Moder;
Der Ausschlag böser Säfte; wie der Pilz,
Die Blatter auf der kranken Haut der Erde,
So bunt und seltsam und so flüchtig auch.
Die offne Wunde an dem stummen Nichts
Und wir die Maden drin, und eine macht
Die andre Made fürchten mit Vergeltung,
Dem nebligen Popanz; so macht das Nichts
Im Nichts das Nichts mit künft'gem Nichts zu fürchten.
Je schärfer man's beschaut, je kleiner wird's
Und endlich schwindet's; 's ist im Auge nur,
Nicht außer ihm und in der Wirklichkeit,
Krankheit des Aug's und schwindet mit der Krankheit — —
Diese Zofe der Verwesung, unermüdlich
Mit Schmink und Putz; wie bunt und frech — es bleibt
Der alte Tod; er wechselt nur die Kleider.
Schmink ist das Leben auf der Wang des Todes
Und weiter nichts. Und doch ist ein Geschrei,
Wenn einer, der der Narren Narr nicht ist,
Ein Tröpfchen Schmink verwischt. Ho: ein Geschrei

Von Tugend, Glauben, Liebe. Seifenblasen,
Von weitem Weltensterne, in der Näh
Zwei Tropfen Seifenwasser, wenn der kalte
Verstand sie anhaucht. Kommt mir an, ihr Blasen,
Bastarde ihr vom Tag, dem Millionenteil
Des Augenblickes Leben; kommt mir an!
Der Tag ist nur die krankgewordne Nacht,
Nur ein Erbleichen auf der Mohrin Antlitz,
Das kaum die Wang ihr mit dem Fuß berührt.
Tag ist's, so lang die Nacht sich nicht besinnt.
Da kommt 'ne Blase. Tugend? Ja, dich kenn ich:
Wenn Müdigkeit des Menschen wirkliche
Natur einmal einnicken macht, dann steigst
Du auf und Narren rufen: Welche Tugend!
Dann ist der edele Entschluß gefaßt,
Das nicht zu nehmen, was man nicht mehr mag,
Und just so lang hält der Entschluß, wie du!
  Noch eine Blase? — Wie 'ne rote Mütze.
Von Gottes Gnaden war hier ein Tyrann,
Nun sind es Hundert in der Freiheit Namen.
Die Thaten nicht, die Thäter wechseln nur.
Ob einer sie besitzt, ob Hunderttausend —
Wer die Gewalt hat, der mißbraucht sie auch.
  Noch eine Blase? Her damit. Es ist
'ne Arbeit. Ha ha! Eine Krücke kommt
Geflogen; drum ein Heil'genschein von Seife.
Nach fremden Göttern rafft um sich die Ohnmacht,
Die sich nicht selber Gott kann sein, und tauscht
Des Lebens wilden, sturmdurchbrausten Baum
Um dürres Holz, 'ne Krücke. Eine Krücke
Für Lahme nennt man Glauben. Ha ha ha!
Drum liebt er seinen Glauben, seine Krücke,
Und haßt den Starken, der sie nicht bedarf,
Und wütet, wenn man nach der Krücke faßt.
  Noch eine Blase? Eine noch? Die Liebe;
Ein stolzes Schifflein auf der Jugend Welle,
Und falsche Schwüre blasen in die Segel.
Der Zwitter, oben Geist und unten Vieh.
Das Feuer liebt das Holz, das Holz das Feuer.
Des Mannes Lieb ist Herrschsucht. Wie das Feuer
Ums Holz, schlägt er verzehrend seinen Arm
Um des Weibes Selbst und schlingt es gierig in sich,
Und ist nichts zu verzehren mehr, dann ekelt
Ihm vor der Asche und er flackert weiter.
Des Wolfes Liebe ist, das Lamm zu fressen;
Des Lammes Liebe, sich vom Wolfe fressen

Zu lassen. — Und die Menschenlieb, die Milch,
Von der der Menschheit Brei so süßlich schmeckt,
Die Kinderspeise für entnervte Magen?
Haß ist der wilde Atem der Natur;
Haß ist der Atem in der Menschenbrust,
Der sie zu markiger Gesundheit schwillt,
Und Liebe nur ihr lungensüchtig Keuchen.
Kampf ist des Tieres Leben. Die Vernichtung
Ernährt uns; wir ernähren die Vernichtung.
Die Lunge frißt, ein gierig Tier, die Luft;
Das Auge schlingt die lichten Strahlen ein;
Die Arglist lauert dem Vertrauen auf;
Der Wille sucht die Willen zu verschlingen.
Und wenn wir nicht die Dinge mehr vernichten,
Vernichten uns die Dinge. Fried' und Ordnung
Sind für die Schwäche; denn da ist der Schwache
Der Starke, und der Starke ist der Schwache.
Still da, du Stimm' im Busen, wildes Tier;
Daß du mir nicht die Vorsicht überschreist. —
Punkt Elf — da an der Mauer hin. Huscht nur
Verbuhlter Luftzug, an dem Busentuch
Der stillen, traumversunknen Gäßchen hin.
Die Nacht läßt leben, hält ihr Ohr gern zu.
Ihr habt die dunkeln Straßen gern; ich auch.
Nur zu — nur zu — Ihr kommt mir schon. Ich will
Meinen Schmuck schon haben. — Klirrt nur mit den Sporen,
Besorgt Eu'r eigen Grabgeläut. Still — still —
Die Nacht hält ihren Atem an — ihm nach —
Treu wie sein Schatten — lautlos leicht wie er —
Dem trüben Blick einsamer Lampen, die
Vor Langweil nicken und sich mühsam nur
Einmal aufrecken und dann wieder nicken —
Jetzt biegt er ein — schnell hinterher — die Mauer
Entlang — des Vorsprungs Schattenmantel um
Die Brust geworfen — flink an ihm vorbei,
Denn ihm zuvorzukommen gilt's. Hier hinter
Das Heil'genbild — das Heil'ge ist gefällig,
Deckt das Unheil'ge gern — und nun nicht atmen —
Schon recken sich des Armes Muskeln — still —
Noch fünfzehn Schritt — noch zehn — so; nun den Arm
In die Höh; der andre drückt den schweren Atem
Zurück — noch fünf — noch drei — noch zwei — noch

(Ein Sprung beschließt die Vision und ein Stoß mit der Hand, in der er den Dolch zu haben meint.)

So;
Nun ist's geschehn. Und nun den Schmuck, den Schmuck;

Her mit dem Schmuck. Nun hab ich —

(Er erwacht wie aus einem Traum, matt.)

Nein — ich hab
Ihn nicht. 's war ein Traum. — Ich hab ihn nicht,
Meinen Schmuck. Ich hab ihn nicht. — He, munter! munter! —
Es lauscht doch niemand? Nein. Verwünschtes Träumen!
Ich schließ die Thüre. Meine Leute müssen
Zu Bett. — Die Caton lauscht mir so umher.
's ist hohe Zeit. Kommt jemand? Ja. Bewahr —

(Er singt.) Bewahr uns unser besser Teil,
Bewahr uns unser Seelenheil.
Laß es dem Satan nicht gelingen,
Daß er uns fängt in seinen Schlingen.

Vierter Auftritt.

Olivier. Cardillac.

Cardillac (unterbricht sich im Singen).
Kommst du, mein Junge? Wo ist Madelon?
Zeit ist's, zu schließen. Ich bin schläfrig.

Olivier (für sich). Nein.
Er täuscht mich nicht. Er geht mit etwas um —

Cardillac (hat für sich fortgesungen; gähnend).
Was meinst du? Ah, ah. Sagtest du nicht was?

Olivier. Ich? Nein. Ich sagte nichts.

Cardillac. Nun, so schlaf wohl,
Mein Junge. Diese Nacht hab ich geträumt:
Ich war ein andrer Mensch. Ich will es werden.
Schwer ist es, doch wenn man nur wollen will,
So kann man können. Leg dich. O, es ist
Ein Wohlgefühl, das fromme Wollen. Tugend
Geht über allen Schmuck — den Schmuck — er hat
Ihn noch — den — (Er reißt sich mit Gewalt los.)

Wie gesagt — wie? sagt ich's nicht?
Daß ich — nun freilich; ah, ich bin schon halb
Im Schlaf; bin heute müd geworden. Voll
Eine Stunde hab ich in Notre-Dame gekniet.
Ich schließe. Leg dich. — Gute Nacht, mein Junge.

(Er geht, ein Licht in der Hand; man hört ihn singen und gähnen.)

Fünfter Auftritt.

Olivier allein; gleich darauf Madelon.

Olivier. Daß mit dem Fräulein wieder mir's mißlang.
Gott! sie hat nichts geschickt, hat meine Warnung
Verachtet, und der Unmensch — o, es ist

Nur zu gewiß, er brütet ihren Tod.
Was thu ich? Nein, er darf es nicht. Dann wär ich
Sein Helfer, sein Genosse. Um Madelon
Schweig ich, doch nicht, daß er —

Madelon (ist eingetreten und während der letzten Worte, ohne darauf zu hören, von hinten nach ihm zugeschlichen und hält ihm die Augen zu).
Rat, rat, wer's ist?

Olivier. Du —

Madelon (immer noch mit veränderter Stimme).
Nein. Ich nicht. Es ist Herrn Claudes Caton.

Olivier (will sich nichts merken lassen). Du, wart — (Geräusch; er erschrickt.)

Madelon. Erschrickst du? Fährst du auf um nichts?
Es war das Thor, das in den Angeln kreischte.
Der Vater schließt's. —

Olivier (für sich). Daß ich ihn nicht verfehle!

Madelon. Dich wundert's auch —

Olivier (wie vorhin). Ging ich vor ihm, er merkt es.

Madelon. Er ist so eigen sonst und spart kein Öl,
Und läßt das durst'ge Thor doch immer schrein.
Was pocht da noch? Gewiß ist's Claudes Caton.
Was die nur immer auf den Treppen schleicht.
(Während sie öffnet und Caton eintritt, spricht)

Olivier. Ich will ihm nach. An der geheimen Thür
Wart ich auf ihn. Bin ich nicht jung und schnell?
Er soll nicht! Nein, ich duld es nicht. Wie gestern
Steig ich aus meinem Fenster. Gott, laß mir's
Um Madelon gelingen! (Er eilt ab, ohne Caton zu bemerken.)

Sechster Auftritt.

Caton. Madelon.

Caton. Na, das heiß ich
Es eilig haben. — Keine gute Nacht —
Nichts. Im Vorbeigehn, dächt ich, gute Nacht,
Angenehme Ruh oder sonst was zu sagen,
Das könnt die schnellste Eile noch erlauben;
Guten Tag, gute Nacht, Mamsell Caton. Hat er's
Doch sonst gekonnt. — Ich will nicht lange stören.
Die Lamp wird's ohnehin nicht lang mehr machen.
(Sie löscht ihre Lampe aus und stellt sie hin.)
Die junge Welt — wenn ich was loben kann,
Thu ich's; das weiß die ganze Welt. Wo Caton
Die Achseln zuckt, da schlagen andre Fraun
Die Hände schreiend überm Kopf zusammen.
Na — na; ich sage nichts. Wenn ich nicht täglich
Den Meister Cardillac mit Augen sähe —

Das ist ein Trost noch, solchen Mann zu sehn.
Ich kam an seinem Kämmerlein vorbei
Und hörte seine frommen Seufzerlein.
Der Mann — Gewalt thut er dem Himmel an;
Gott selber kann sich seiner nicht erwehren.
Horcht nur — (Sie öffnet die Thür; man hört Cardillac singen.) Hört Ihr?
(Sie singt mit:)
Daß er uns fängt in seinen Schlingen.
Dich fängt er nicht, dich nicht, du frommer Mann.
Ich aber bete für dein armes Kind.
Behüte Gott die liebe Madelon.
Denn, fürcht ich, fürcht ich schier, der Satan sinnt,
(sie bekreuzt sich, singend:)
Wie er sie fängt in seinen Schlingen.

Madelon. Es ist schon spät, Frau Caton —

Caton. Eine Seele
Zu retten aus des Gottseibeiuns Klauen,
Ist's nie zu spät.

Madelon. Der Vater hat's nicht gern,
Wenn ich nach ihm noch auf bin.

Caton. So? Und er
Ist streng; ich weiß es. Ja, ich möchte nicht
Mit ihm zusammenkommen anders, als
In Fried' und Frömmigkeit. Ich zünde nur
Mein Lämplein wieder an. (Sie beginnt, kann aber damit nicht fertig werden.)
Ich sage nur:
Die Menschen leben froh und unbekümmert
Und lassen Gott den guten Vater sein;
Warum muß ich denn nur den Bösen sehn,
Wo ich nur hinseh? und mich drob ereifern?
Die andern, o wie sind sie glücklich blind;
Warum muß mich denn nur der Geist regieren,
Daß ich mich über alles ärgern muß
Und überall Gottlosigkeit entdecken,
Daß ich drein schlagen möcht mit Hand und Füßen?
Ich denke, Gott hat etwas mit mir vor.
Ich gehe schon. Nur eins. Ich sage nur —
Ich weiß, Ihr hört's nicht gern; doch sprechen muß ich,
Wenn mich der Geist regiert. Ich frage nur:
Was kann ein junger Mensch darunter haben,
Bleich auszusehn, wenn er sein gutes Essen,
Sein Trinken hat und seine rechte Ordnung
In allen Dingen, nicht für Wäsche braucht,
Noch für Geleuchte, Betten, Knecht und Vieh,
Noch sonst für was zu sorgen? Was? Wie kann er
Sich unterstehn da, blaß zu sein? Und da vorbei

Mir nichts und dir nichts stürzen, als wär ich
'ne Nadel, und das bin ich, Dank Gott, nicht.
Ein gutes Auge kann mich noch erkennen.
Ich sage nur: was hat er blaß zu sein?
Kann er nicht sagen: Guten Abend; wie?
Und daß ich's Euch nur sage: was steigt er
Aus seinem Fenster nachts? Kann er das nicht
Den Herren lassen? — Nicht, als lobt ich die —
Und hat ein Bräutchen wie ein Nelkenstöcklein!

Madelon. Ihr scherzt, Frau Caton; das ist Eure Art so.

Caton. Meint Ihr, Unart sei meine Art? Da schlüg ich
Doch noch in meinem Alter aus der Art.
Ich sag Euch: das ist eine Art von dem
Gottseibeiuns. Nehmt Euch vor dem in acht.
Ich sag's ihm so noch, daß es eine Art hat.
Ei, mag er klettern doch, soviel er will,
Was geht das mich an? Aber zu verschwinden,
Spurlos verschwinden, sag ich Euch, rein von
Der Gotteserde wegverschwinden, ganz und gar
So mir nichts, dir nichts und, weiß Gott, wohin?
Das geht Euch nicht mit rechten Dingen zu.
Was ist er bleich und sagt nicht guten Abend?
Als wenn er mich nicht säh? Hat seinen Grund:
Der Gottseibeiuns mag von mir nichts wissen;
Er weiß, ich bin ihm immer auf dem Dach.
Na, nichts für ungut. Ja; Ihr glaubt mir nicht.
Ihr seid verliebt; da seht Ihr freilich nicht.
's ist eine wilde Nacht heut, schaurig, schaurig,
Über die Maßen schaurig. Nun, wir stehn
Und reden hier im warmen Kämmerlein,
Derweil vielleicht da draußen auf der Straß 'nem
Vornehmen Mutterkind der kalte Dolch
Ins warme Herz fährt —

Madelon. Macht Ihr mich zu fürchten.
Sprecht nicht so garst'ge Dinge, böse Caton.
Gewiß steck ich die Nacht bis an die Stirn
Unter der Decke. Daß ein Mensch so was
Soll können; doch ich glaub's Euch nicht.

Caton. Ich glaube,
Ihr glaubt, es glaubt es jemand gern? — Für heut
Nun weiter nichts, als eine gute Nacht.
Schlaft Ihr nur. Schlaft Ihr nur. Wir wollen desto
Munterer sein. Die Maréchaussé — hört
Ihr sie? — die ist mein Adjutant; ein frommes Lied dazu —
Nun laßt den Bösen bellen. — Gute Nacht.
Schlaft nur. Denn Gott und Claudes Caton wacht. (Ab.)

Siebenter Auftritt.

Madelon (allein). Was die nicht sieht! Ich zittre ordentlich
Vor Furcht. Daß es so böse Menschen giebt!
Wie glücklich bin ich doch, du lieber Gott,
Daß ich so guten Menschen angehöre.
Man sagt: so fromm, wie René Cardillac.
Da muß ich dankbar sein, so lang ich lebe;
Könnt ich nicht eines bösen Menschen Kind sein? —
Ob solche böse Menschen Kinder haben
Und Bräute? Und was könnten die dazu?
Ach, das ist schrecklich, wenn man sich's nur denkt!
Ich will's nicht denken, krank könnt ich sonst werden
Vor bloßer Furcht. Nein, ich will beten. Gott,
Ich kann es nicht dem Vater danken, daß er
So gut ist und so brav. Hörst du ein Kind,
O so vergilt du's ihm! Und meinen Bräut'gam —
Ich weiß nicht, was ihm fehlt, doch ist's kein Unrecht,
Das weiß ich so gewiß — laß wieder sein
So froh und heiter, als er sonst es war. —
Wird das so seltsam sein, wenn man mich Frau nennt,
Und ich nicht mehr im bloßen Kopf kann gehn,
Ein Häubchen tragen muß. Wie ich mag aussehn?
Ach, ich muß lachen, wenn ich nur dran denke.
Und schämen werd ich mich zuerst. Warum?
's wird ja nicht anders, als es jetzt schon ist —
Was ist's denn weiter, wenn's Frau Brusson heißt?
Das ist schon wahr. Und doch werd ich mich schämen.
(Sie geht mit ihrer Lampe durch die Seitenthür, nachdem sie das Licht ausgelöscht.)

Achter Auftritt.

Einige Zeit bleibt das Theater leer, dann Schritte und das Werda der Maréchaussé auf der Straße. Dann bringt Olivier den verwundeten Cardillac mehr getragen als geführt.

Cardillac. Oh — hierher — hierher — oh. Der Teufel selbst
Hat ihm die Hand geführt. — Langsam — nur langsam —
Ich bin des Todes.

Olivier. Setzt Euch in den Stuhl hier.
Gott! ich bin ganz verwirrt — so wie im Traum.
Sagt nur, was ich beginnen soll?

Cardillac. Meinen Schmuck!
Meinen Schmuck!

Olivier. Ist das entsetzlich, wie er stiert
Und mit den Händen tastet in der Luft.
Was thun? Was thun? Kommt zu Euch, Meister, sagt,

Ich bitt Euch, Meister, sagt, was ich beginne?
Fahrt Ihr so fort, so tötet mich die Angst.

Cardillac. Es wär ein Gott? Es wär ein Gott? Du lügst.
Ich soll nicht ruhig sterben.

Olivier. Meister, ich
Hab nichts gesagt.

Cardillac. Nein, nein, du bist's auch nicht.
Und doch spricht's immerfort. Sieh hin, sieh hin
In jene Ecke; dort kommt's her. Sieh hin,
Wer dort ist?

Olivier. Dort ist niemand.

Cardillac. Aber hier
Hörst du, Olivier? „Und doch ist einer,
Und doch!“ Wahnsinnig könnte man da werden.
Sieh hin ans Fenster du. Vielleicht spricht jemand
Durchs Fenster: 's ist ein Gott und doch ist einer!

Olivier. Spräch jemand, Meister, so hört ich's doch auch.

Cardillac. Wie's flüstert: 's ist ein Gott und doch ist einer —
Und doch! und doch! und immer, immer, immer:
Es ist ein Gott! Es ist ganz nah herum —
's ist in mir selber, glaub ich. Wie das brennt
In meiner Seele Ohr. Wie wird mir angst.
Nimm mir den schwersten Hammer, schlag damit
Den Amboß, bis er weißlich glüht. Laß! Laß!
Bräch selbst der eh'rne Himmel müd zusammen,
Kreischten die Stern in ungeölten Angeln,
Und ging der Donner mit dem Reiter durch
Und schlüg den Huf der Wolk in ihren Rücken
Daß sie aufstöhnte hunderttausendstimmig —
Das Flüstern übertönt es nicht: „Es ist
Ein Gott!“ O, brüllt es selbst mit Sturmposaunen
Daher, so wär es doch zu tragen noch;
Vor einem Lärmen kann die Seele flüchten
Unter der Betäubung Vampirflügel. Diesem
Entsetzlich leisen Flüstern muß sie stehn.
Das hält sie fest und leuchtet unbarmherzig
Ihr alle Falten aus, so daß ihr selbst
Vor ihrer wüsten, leeren Tiefe graut.
„Und doch ist einer!“ Hörst du? „Doch ist einer!“
Ha ha ha! „Doch ist einer — doch ist einer.“
Wär ich wahnsinnig, dann wär alles gut.

Olivier. Die Seele, angstverwirrt, vergreift sich, mengt
Die Gegenteile schaurig lächerlich.
Der Jammer flucht und die Verzweiflung jubelt,
Das Lachen weint, das Weinen lacht. Und mir
Reißt Schwindel hier an dieses Abgrunds Kluft

Die Stütze der Besinnung aus der Hand.
Ach, großer Gott, wie bin ich ratlos.
Cardillac. Schaff
Mir Madelon. Vielleicht, wenn ich sie seh —
Olivier (pocht an Madelons Thür).
He, Madelon! Hörst du mich, Madelon?
Steh auf! Steh auf! Dein Vater —
Cardillac. Nimm den Dolch
Mir aus der Brust. Versteck ihn. Sag ihr nicht,
Daß ich gemordet bin. Deck mir was über
Die Brust, daß sie das Blut nicht sehen kann.
Olivier (steckt den Dolch in die Tasche, bedeckt Cardillac die Brust und pocht wieder). Sie hört mich nicht.
Cardillac. Solang man jung ist, hat
Man guten Schlaf und jeder Traum ist süß
Vom Zucker der Gewissensruh.
Olivier. Hörst du?
He, Madelon!
Madelon (draußen). Was ist?
Olivier. Schnell komm heraus.
Madelon. Ich komme schon. Ich zieh mich nur schnell an.
Olivier. Eil dich.
Cardillac. Meinen Schmuck! Meinen Schmuck!
Olivier. Wie schauerlich!
Das Fieber rüttelt ihn schon wieder.
Cardillac. Gieb
Mir meinen Schmuck, und du sollst leben bleiben.
Ich will dir einen andern schaffen. O,
Ich weiß schon, wie man Schmucke schafft. Still doch,
Wenn ich dir was erzählen will. Hör du,
Warum ist rot das Gold und weiß das Silber?
Still doch; so was sagt man nicht gerne laut.
Das Gold ist rot von all dem roten Blut,
Das drum geflossen ist; das Silber bleich
Vor Schauder über das, wozu es lockt.
Sie schliefen süß unschuld'gen Kinderschlaf —
So heißt's, wenn man noch keine Träume hat —
Am Erdenherzen, bis das Raubtier Mensch
Der alten Mutter in das Eingeweide
Die Klauen schlug. Die arglos Schlummernden,
Sie mußten Räuber, Kuppler, Mörder werden;
Nun rächen sie ihre Unschuld am Verführer;
Aus Knechten werden sie des Menschen Herr
Und treiben ihn zu allem Gräßlichen.
Alles ist gut, was noch nicht Menschen dient,
Dem schlauen Feind der Unschuld der Natur.

Die ew'gen Sterne selbst am Himmel dort,
Wenn sie des Menschen Gier erreichen könnte,
Die müßten seiner Lüste Kuppler werden. —
Her mit dem Schmuck. Fort mit dem Schmuck. Fort! — Her! —
Die Steine brennen. Bunte Flammen sind's,
Die durch das Aug' mit glühnden Zungen züngeln
Und, durst'ge Vampire, an dem Hirn mir saugen.
Das brennt! Das brennt! Das brennt! Dasselbe, was
Des Menschen Himmel ist, ist seine Hölle.
's giebt Menschen, die nur beten dürfen, und
Ablassen muß der böse Geist von ihnen.
Ich kann der Kirche schenken. Die Kirch ist feil.
Für Geld verkauft der Priester mir den Himmel.
Für Geld ist Erd und Himmel feil. Ha ha!

Olivier. Ein jedes Haar bäumt einzeln ihm die Angst
Und Schauer kräuseln flüchtig seine Haut,
Wie Wirbelwind den Staub am Boden hin.
Aufzuckt Entsetzen jeder Nerv an ihm,
Ein jeder Nerv ein Mensch im Todesringen.
Jetzt faltet er die Hände. Welch ein Beter.

Cardillac. 's könnt jemand lauschen; Claudes Caton etwa —
(Er singt:) Und laß dem Satan —
Hol euch die Pest, ihr Blutvergifter — halt ihn!
Mir nach, Olivier, schnell! halt ihn! halt ihn!
Halt ihn! Da läuft er fort mit meinem Schmuck.
Mach mir die Füße frei, Olivier;
Eine Spinn' umspinnt sie mir — da fall nicht über
Den roten Faden — ich lauf und lauf und lauf
Und komm nicht von der Stelle — und muß dort sein
Punkt Elf — da an der Mauer. Gieb die Schmucke;
Hörst du, Olivier? Laß Messen lesen.
Dann hol ich mir sie wieder. — So was kommt
Nicht alle Tage vor; die werden lachen;
Was steht ihr da und schüttelt euch! Bin ich
Der Cardillac nicht mehr, der fromme Bürger?
Ha ha ha ha; die Guten ließ ich leben,
Hab nur die Schurken abgethan. Ha! ha!
Hörst du? hörst du? wie's hämmert hier? Ha ha,
Und hin- und herächzt in der Nerven Kreuzgang?
Wie's angstvoll an die leeren Zellen pocht?
Wie's ruft, wie's trippelt hin und her und stöhnt?
'ne arme Seel, die soll begraben werden
Und hämmert jetzt sich selber ihren Sarg.
(Singt:) O du heilig ewig Gut,
Nimm uns du in deine Hut!
Ich will Euch — Harnisch unterm Koller tragen,

'nen tugendhaften Mann zum Narren haben,
Mit meinem eignen Dolche mich bedienen —!
Olivier. Sie kommt. Gott! wenn sie seine Reden hört,
Wenn sie erfährt —
Cardillac. Ich will Euch, Schurkenpack!
Halt ihn! Halt ihn! Halt ihn! Olivier!
Er hat meinen Schmuck noch. Bohr ihm durch den Harnisch!
Such seine Seele mit dem Dolch! Halt fest,
Und laß sie nicht! Die Seelen sind wie Luft,
Wie Blasen. Halt sie fest! Nagl' ihm die Seele
Ans Herz! Häng sie an seinen Därmen auf!
Halt ihn! Halt ihn! Zapf ab! Zapf ab! Zapf ab!
(Singt:) Und fassen uns des Todes Wehen,
Laß deine Engel um uns stehen.

Neunter Auftritt.

Madelon im Nachtkleide und aufgelösten Haaren; mit einem Licht. Die Vorigen.

Cardillac. Was ist da — da — da — da? — ein weißer Engel?
Er thut mir in der Seele Augen weh.
Ich kann das Weiße nicht — hat er meinen Schmuck?
Und wenn's ein Engel ist, meinen Schmuck soll er
Mir geben.
Madelon (vom ersten Schreck erholt). Vater! Vater! Was ist dir?
Cardillac. Ich hab ein Kind? — Ach, so ein frommes Kind.
Dein Atem kühlt mit süßem Veilchenduft —
Das wäre schön, wenn nicht — jetzt faßt er mich,
Der Tod — Laß — laß — o — o — (Er kann nicht mehr sprechen.)
Olivier. Siehst du? Er winkt.
Die Hand sollst du ihm geben —
Madelon. Vater, stirb
Mir nicht! Ach, stirb mir nicht! Was hab ich dir
Gethan, daß du mir stirbst?
Olivier. Er legt deine Hand
In meine — sieht nach dem Schranke — wie? was meint Ihr?
Er deutet — macht ein Kreuz — ja, ich versteh Euch.
Ja; ja; er zuckt! es ist vorbei. —
Madelon. Nein! Nein!
Er soll noch leben! Nein, er muß noch leben!
Laß ihn nicht sterben! Liebst du mich, laß ihn
Nicht sterben! Wenn du Mitleid hast mit mir —
Ich will dir alles, was du willst — nur laß ihn
Nicht sterben! —
Olivier. Madelon! Mein armes Mädchen!
Madelon. Gott, hier ist Blut — ist — Hilf'! er ist ermordet!
Olivier. Um Gottes willen, schweig! — Wenn's jemand hörte!

Madelon. Olivier! Hilfe! Hilfe!
Olivier (außer sich). Du sollst schweigen!
Die Wache zieht vorbei. Ach, Madelon,
Komm zu dir!
Madelon. Du? Du bist's? Und hätt' ich mich
Verloren, hier in deinem Aug' fänd ich
Mich wieder. Ach, Olivier, könnt ich
Nur weinen!
Olivier. Horch! Was ist das?
Madelon. Nun hab ich
Nur dich noch auf der Welt, nur dich allein!
Olivier. Um Gottes willen! horch; da auf der Treppe —
Es klingen Sporen. Gott! wer wird mir glauben!
Madelon. Was fürchtest du? Ist nicht mein Vater nun
Ein Engel? Fühlst du's nicht? Mir ist, es weht
Um uns wie leiser, lauer Flügelschlag.
Nun bet ich noch um eins so gern zu Gott.
Bei ihm ist ja der gute Vater nun!

Zehnter Auftritt.

Caton, Degrais, Gendarmen, erst noch in der Scene. Die Vorigen.

Caton (draußen). Hierher, Herr Polizeilieutenant Degrais!
Hier war's, hier oben. O, ich kenne noch
Den Gottseibeiuns; der macht Claudes Caton
Nichts vor.
Degrais (weiter entfernt als Caton). Nicht einen Fußbreit dieses Hauses
Laßt undurchsucht.
Caton. Wenn Eure Leute nur
Stand halten.
Degrais. Ihr seid sicher.
Caton. Meinetwegen?
Mit meinem Rosenkranz und frommen Sprüchlein
Nehm ich's allein auf mit dem Gottseibeiuns.
Laßt sehen, wer den andern schützen wird.
Ihr mich oder ich Euch? Nur hier herauf.
Kein Wunder, daß Ihr nicht den Bösen fangt;
Der wird Euch leichter fangen, als Ihr ihn.
Er hat Euch schon. Das Liebeln, Trinken, Spielen,
Das Fluchen und das weltliche Erzeigen,
Das sind die Henkel, dran er Menschen faßt.
Nehmt's nicht für ungut, Herr, doch ich muß sprechen,
Wenn mich der Geist regiert. Wie kommt Ihr mir?
Ihr wäret mir die rechten Himmelsfechter.
Wozu das Schwert? Einen Weihwedel hängt
An Eure Seiten. Ein Gebetbuch faßt

Anstatt des Stabs in Eure Hand. Was soll
Dies weltliche Gekrös von Posamenten?
Hängt's Paternoster um. Das ist Euch besser.
Dann fangt den Satan Ihr; so fängt er Euch.

Degrais. Gut ist's, Frau Caton, was Ihr sprecht. Doch besser,
Wenn Ihr jetzt schwiegt.

Caton. Glaubt Ihr, ich kann nicht schweigen?
Doch muß ich schweigen, bin ich unnütz hier.

Degrais. Wir brauchen Euch, Frau Caton.

Caton. So; Ihr braucht mich?
Ich brauche niemand. Doch — wenn Ihr mich braucht,
Claude Patru ist mein Herr; ich weiß nicht, ob er
Euch kennt? — Nein, Gott sei Dank, er kennt Euch nicht.
Und ging ich, nicht um Euretwillen ging ich,
Denn seht: ich steh in Gottes Namen hier.
Doch Ihr sollt sehen, daß ich schweigen kann. —
Nur immer hier heran. Hier ist die Thür,
Hier in der Stube war der wilde Zank.
Ich wohne gleich darunter. Hier ist vorhin
Geröchelt worden. Hier herein, so fangen
Wir den Gottseibeiuns in seinem Nest.
Ich habe nicht umsonst gewacht. Ich wußte: (sie tritt ein mit ihrer Lampe)
Der Herrgott hatte Großes mit mir vor.

Degrais (tritt ein; Gendarmen besetzen die Thür).
Im Namen des hochpeinlichen Gerichtshofs
Chambre ardente; was ist hier geschehn?

Caton. Ihr fragt noch, Herr? Seht Ihr nicht hier? Da liegt er,
Der tugendhafte Mann — doch ich kann schweigen.

Degrais (untersuchend). Gemordet? Leuchtet her.

Caton. Gott sei uns gnädig!

Degrais. Ha, endlich. Gott sei Dank!

Caton. Seid Ihr ein Heide?
Wollt Ihr uns allesamt — doch ich kann schweigen.

Degrais. Dieselbe Wunde. Endlich, endlich sind wir
Der Mörderbande auf der Spur. Wer ist
Der Bursche hier?

Caton. Olivier Brusson, sein (auf die Leiche zeigend)
Geselle.

Degrais. Seht, wie er erbleicht.

Olivier. Herr, wenn ich
Erbleiche, so ist's nicht aus Schuld. Ich bin
Unschuldig. Bleich macht der Gedank' mich nur,
Daß ich als schuldig Euch erscheinen muß.

Degrais. Müßt Ihr? Das mein ich eben.

Olivier. Ihr müßt glauben:
In diesem Zimmer sei die That geschehn,

Und ich der Thäter.
Degrais. Ja; das muß ich denken,
Bis Ihr mir, daß es anders ist, beweist.
Frau Caton, sprecht: Habt Ihr an diesem Burschen
Bemerkt, daß er jähzornig ist? daß er
Im Streit mit seinem Meister war?
Caton. Hm ja;
Jähzornig? Nun, das weiß ich selber nicht.
Noch vor acht Tagen, das weiß ich gewiß,
War er ein andrer. Wie 'ne Taube, seht,
'ne ausgestopfte Taube, lustig, rot
Von Wangen — ei, er war ein hübscher Junge.
Ein Hammerschlag, ein muntrer Ton und wieder
Ein Hammerschlag: so schmiedet er ein Lied
Und eine Arbeit miteinander fertig,
Und Lied und Arbeit, beides war geraten.
Ja, damals hatt' er stets ein freundlich Wort,
Ein guten Tag, Frau Caton; und seit gestern,
Glaubt Ihr, daß mich der Bösewicht nur einmal
Gegrüßt hat? — Und wie ich Euch schon gesagt,
Der Meister jagt ihn fort und bracht ihn doch
Den nächsten Morgen selbst ins Haus zurück.
Olivier. So wahr ich lebe und so wahr Ihr lebet,
In diesem Haus ist's nicht geschehn. Der Meister
War ausgegangen —
Caton. Ausgegangen? Seht doch!
Euch wird schon noch der Lügenatem ausgehn.
Olivier. Und in der Straß' Nicaise stach ihn einer
An meiner Seite tot. Ich trug ihn heim.
Caton. Ihr trugt ihn heim? Durchs Fenster? Durch den Schornstein?
Ihr trugt ihn heim?
Degrais. Nach Euern Worten scheint es,
Es führt kein zweiter Eingang in das Haus.
Caton. So wenig als zwei Wege in den Himmel.
Und diesen einen Weg hielt ich belagert
Mit allem Sturmgeschütz der Frömmigkeit.
Hab mit den Augen hier den Seligen
Die einz'ge Thür verschließen sehn; bin dann
An seinem Schlafgemach vorbeigekommen,
Da sang er einen gottesfürcht'gen Vers —
Es ist noch keine Stund' vorbei seitdem —
Und bin seitdem nicht von der Trepp gekommen.
Und wär er ausgegangen, was doch nicht ist,
So müßt er mir vorbeigekommen sein —
Das wär er nimmer ohn ein freundlich Wort;
Und müßt die Thür alsdann geöffnet haben —

Denn durch verschlossne Thüren geht kein Mensch.
Und nur vorhin hab ich den Seligen
Mit ganz erstickter Brust hier röcheln hören:
„Halt ihn! Halt ihn!“ Und, Herr, wie klang Euch das!
Degrais. Was sagst du nun? Wie, Bursche?
Olivier. Herr, so wahr
Ein Gott im Himmel ist, der Meineid straft,
Ich kann nichts anders sagen, als ich sagte.
Vor meinen Augen stach ihn einer tot.
Degrais. Geschah's ihn zu berauben?
Olivier. Herr, ich weiß nicht.
Degrais. Und du hieltst nicht den Mörder ab? Du standst
Dabei und ließest es geschehn? Standst ruhig
Dabei? riefst nicht um Hilfe?
Olivier. Herr, zum ersten
Kam ich zu spät. Und Hilf herbeizuholen,
Verbot der Meister selbst. Ich durft es nicht.
Degrais. Wenn Ihr wollt lügen, lügt wahrscheinlicher.
Und was hatt' er so spät in jener Gasse
Zu thun?
Olivier. Ich weiß nicht.
Degrais. Was du selbst?
Olivier. Ich kann's Euch
Nicht sagen.
Degrais. So? Kommt mir doch etwas näher.
Ihr blutet wohl zuweilen aus der Nase?
Oder habt Ihr Euch geritzt?
Olivier. Als ich ihn trug,
Da floß das Blut von ihm auf mich herab.
Degrais. Und ließ, der ihn erschlug, den Dolch zurück?
Nahm er ihn mit sich?
Olivier (verwirrt). Herr, das weiß ich nicht.
Degrais. Es scheint, wir wissen mehr, als Ihr. Er nahm
Ihn mit sich. Wußt er, daß der That Genosse
Auch ihr Verräter würde sein — (mit feierlich erhobener Stimme) He! Ihr,
Olivier Brusson,
(er reißt ihm rasch den Dolch aus der Tasche und hält denselben ihm vor die Augen)
wovon ist der Dolch
In Eurer Tasche blutig bis ans Heft?
Olivier. Ich bin verloren! Ohne Schuld verloren!
Degrais (untersucht). Das Messer und die Wunde hier verleugnen
Sich nicht. Mit diesem Dolche ist's geschehn.
Olivier. Der Meister wollt es so, daß ich den Dolch
Ihm aus der Wunde nahm und ihn versteckte;
Er wollte nicht, daß es sein Kind erführe —
Degrais. Er wollte? Ihr, Ihr wolltet's nicht. Genug.

Faßt ihn und legt ihm Ketten an die Hände.
Vielleicht, wenn er die span'schen Stiefel trägt,
Fällt dann ihm ein, was jetzt ihm ist entfallen.

Olivier. Gott! Die Tortur! Allmächt'ger Gott! Sie werden
Mich zwingen zu gestehn, was ich nicht weiß.
La Regnie läßt kein Opfer aus den Händen.
Fesselt mich nicht — und ich bekenn Euch alles.
Ich bin unschuldig, doch —

Degrais. Und doch unschuldig?
Hört man Euch Buben selbst, seid Ihr nie schuldig.

Olivier. Ich will Euch nichts verschweigen. Ihr sollt sehn,
Daß ich der Schuldige nicht bin. Zwei Thüren nur
(Mit einer Bewegung nach dem geheimen Wandschrank hin.)
Brauch ich zu öffnen, und Ihr müßt mir glauben.
Unglücklich bin ich; schuldig bin ich nicht.
Laßt mich, und Ihr sollt sehn.

Degrais. Wohlan, so laßt ihn;
Zeig uns, daß du unschuldig bist, und du
Bist frei. (Sie lassen ihn.)

Olivier. Was thu ich?
(Nach Madelon blickend, um welche, da sie ohnmächtig, Caton beschäftigt ist.)
Madelon! — Ich darf's nicht.
Nein. Führt mich fort.
(Sie halten ihn wieder.)
Nein, laßt mich! Großer Gott!
(Er sinkt auf die Kniee.)
Was thun? Was thun? O Gott, erleichtre mir
Den Kampf. — Hier sterben, schmerzens-, schreckensvoll,
Und doch unschuldig — dort, o Madelon,
Meine arme Madelon! Es wär ihr Tod.
Wie hast du so entsetzlich mich verlassen!
Und doch, sterb ich, so muß sie mich verfluchen —
Und trag ich alles, das ertrag ich nicht.
Ich will sie fragen. Madelon!
(Sie fährt aus ihrer Lethargie auf und umschlingt ihn leidenschaftlich.)
Kann ich
Sie lassen? Ich muß leben! Ich muß leben!
Dies Auge soll ich nicht mehr sehn, wie's Frieden
Und Ruh mir in die trübe Seele blickt —
Ja; ich will leben! Ihr sollt sehn, daß ich
Unschuldig bin. Ich bin der Mörder nicht.
Ich will Euch zeigen, wer der Mörder war.

Madelon. Mein frommer Vater, hilf uns doch vom Himmel!
Olivier, sei unverzagt. Er ist
Ja dort und wird dir helfen. O, ich weiß es!

Olivier. Du weißt es, daß er dort ist? — Ja; so muß

Ich sterben. Eins nur, Madelon, nur eins,
Eins laß mich fragen: Hältst mich du für schuldig?
Wenn sie mich töten —

Madelon. Dich, Olivier?

Wenn sie dich töten, will ich auch nicht leben.

Olivier. Glaubst du an meine Unschuld?

Madelon. Wie an Gott
Und meinen Vater.

Olivier. Ja; es muß! — So führt mich,
Wohin Ihr wollt. Ich bin bereit, zu sterben.
Verdien ich's, ist es nicht um diesen Mord.
Schuldig bin ich — und doch bin ich unschuldig.

Degrais. Schließt ihn und führt ihn fort. Wer ist dies Mädchen?

Caton. Des Sel'gen Tochter, Herr. Ein Engel.

Degrais. Weiß
Sie von der That?

Caton. Ich ging nur erst von ihr.
Sie legte sich zu Bett.

Olivier. Als ich sie weckte,
War alles schon geschehn.

Caton. Seht Ihr, wie sie
Sich schämt, daß Ihr sie so betrachtet?

Degrais. Vorwärts.

Madelon (an Olivier hängend).
Ach, Herr, nehmt ihn mir nicht! Ich habe niemand
Mehr auf der Welt, als ihn. Er ist unschuldig.
Seht, wenn er schuldig wär, liebt ich ihn nicht.
Er ist so brav, so gut. Ach, Herr, warum
Sollt ich das sagen, wenn es anders wäre!

(Auf ein Zeichen von Degrais bewegt sich der Zug.)

O Gott, Ihr hört mich nicht. Ihr wollt ihn töten.
Ich aber laß ihn nicht. Erst tötet mich.
Wenn Ihr ihn tötet, tötet Ihr mich mit,
Und wenn Ihr's nicht wollt. Führt mich mit!

Degrais. Das könnte
Noch werden. — Vorwärts.

Madelon. Führt mich mit! Wo er ist,
Muß ich sein. Wo er nicht ist, kann ich ja
Nicht sein, kann ich nicht leben. Habt Erbarmen!
Ihr tötet mich doch einmal, trennt Ihr uns.

Degrais. Zurück!

Olivier (indem er weggeführt wird). Ach Madelon! arme Madelon!
Meine arme Madelon!

Degrais. Vorwärts!

Madelon (will zu Olivier; dieser aber ist so von Gendarmen umgeben, daß sie nicht zu ihm kann). Olivier! (Sie sinkt um; Caton bemüht sich um sie.)

Olivier (an der Thür schon, hält mit Gewalt an).
Ihr zürnet mir, Frau Caton. Nicht um mich
Erfüllt mir eine Bitte. Schützt die Arme,
Die stützenlos nun in der Welt soll stehn.
Betet für mich, denn ich muß sterben, weiß ich.
Ihr haltet mich für einen Bösewicht;
Und ich nur weiß, daß ich unschuldig bin.
(Auf erneuten Wink Degrais' drängen die Gendarmen ihn mit sich fort. Indem fährt Madelon aus Catons Armen auf, sieht sich wild um und eilt, außer sich, nach. Einige tragen den Leichnam ab.)

Vierter Aufzug.

Bei der Scuderi.
(Wie früher.)

Erster Auftritt.

Serons und Martinière im Gespräch; sie sprechen leise, um Madelon nicht zu wecken, die auf einem Ruhbett schlafend liegt.

Martinière. Da schleppte man den Mörder eben fort.
Serons. Den Mörder Cardillacs?
Martinière. Den Leichnam trugen
Zwei Männer nah genug an uns vorbei,
Daß ich erkennen konnte, wer es war;
Obgleich nur eben erst die Sonne aufging.
Serons (auf Madelon zeigend). Das Mädchen aber —
Martinière. Hing wie außer sich
Dem Mörder um den Hals; und als man ihn
Gewaltsam von ihr trennte, schlug sie nieder
In Ohnmacht auf das Pflaster. Wie sie das sah,
Da ließ mein Fräulein halten. Alles war
Vergessen, Landpartie und Freundin — alles.
Das war so Wasser auf des Fräuleins Mühle,
Die Jagd auf die Verlassenen macht. Sie nahm
Das Mädchen von dem Pflaster in den Wagen;
Zurück ging's und wir waren wieder hier,
Von wo wir kamen.
Serons. Und das Fräulein?
Martinière. Damit
War's nicht zu Ende. Recht ging's nun erst an.

Serons. Die Kleine blieb dabei, ihr Bräutigam sei
Der Mörder nicht —
Martinière. Ja. Und mein Fräulein hat
Sich's nun geschworen, unversucht will sie
Nichts lassen, was den Menschen retten kann.
Serons. Das sieht dem Fräulein ähnlich, wie das Mitleid
Den Engeln. Doch vergeblich müht sie sich.
Eh' windet sie dem Satan eine Seele
Aus der Hand, als diesem la Regnie ein Opfer.
Und gegen ihren Schützling spricht zu viel,
Als daß man ihre Meinung teilen könnte.
Martinière. Nun ging's sechs Tage lang von Pontius zu
Pilatus, zu la Regnie, zu — weiß ich's?
Sie ißt nicht, schläft nicht — und da hilft kein Wort.
Jetzt eben ist sie wieder auf der Straße. (Nach Madelon zeigend.)
Wär's nicht ein gar so liebes Kind, ich könnte
Der Kleinen dort in vollem Ernste gram sein.
Serons. Da kommt sie selbst.

Zweiter Auftritt.

Fräulein. Martinière. Serons. Madelon schlafend.

Martinière. Und ganz erhitzt.
Serons. Mein Fräulein. (Küßt ihr die Hand.)
Fräulein. Mein alter Freund, willkommen.
Serons. So erhitzt —
Martinière (stellt ihr einen Stuhl).
Ruhn Sie erst aus, bevor Sie sprechen.
Fräulein (betrachtet erst Madelon liebevoll). Ruhn?
La Regnie ruht nicht.
Serons. Lassen Sie doch den.
Was geht Sie der an?
Fräulein. Seht, er weiß noch nicht,
Daß ich ein Advokat geworden bin.
Ei, das versteht ihr nicht, ihr jungen Leute;
Ein junger Anwalt, der muß rührig sein.
Serons (will ihr den Puls fühlen). Sie müssen —
Fräulein (immer im Scherz). Dacht ich's nicht? Er will den Puls
Mir fühlen. Ja, das ist so hergebracht.
Wenn man das Rechte will mit rechtem Ernst
Und nicht bloß auf die eigne Ruhe denkt,
Dann fühlen uns die Leute an den Puls.
Serons (ebenso). Wenn jemand will Unmögliches erzwingen,
Dann ist's am Platz. Sie, bestes Fräulein, sollten
Sich schonen.
Fräulein. Schonen. Ja; das ist das Wort.

Man muß das Unrecht dulden, wo es sei,
Wenn's uns nur nicht betrifft; das heißt: sich schonen.
Ich dachte schon, Serons, auch Euch zu werben
Zu einem Kämpfer der bedrohten Unschuld.
Ihr geltet was beim König und man hört Euch.
Hab ich die Rechnung ohne Wirt gemacht?
Helft Ihr mir, Freund? Oder müßt Ihr — Euch schonen?
Wie?

Serons (bedenklich). Fräulein —

Fräulein (ahmt's ihm nach). Fräulein — O, nun ist's schon gut.
Inkommodiert die Zunge mir nicht weiter.
Antwort genug hab ich an dieser Probe.

Serons. So machen sie's, die Ritter von dem Recht;
Niemand ist ungerechter — um das Recht.

Fräulein. Und Ihr seid ein Besonnener, der vor
Besonnenheit nicht zur Besinnung kommt.
An Euch, ich seh's schon, darf ich mich nicht wenden.
Was ich bedarf ist Hilfe, wackre That.
Ich weiß, was man bei Euch, Ihr Klugen, findet:
Rat, der nicht rät, und Hilfe, die nicht hilft.
Ihr, die Ihr bis zur Unbesonnenheit
Besonnen seid, geht mir, geht. Einen brauch ich,
Der sich vergessen kann. Das könnt Ihr nicht.

Serons. Und doch — gesetzt —

Fräulein. Ja, wenn und in dem Fall
Der Fall vorfiele, daß, im Fall der Fall wär —
Die einz'ge Antwort, die ich brauchen kann,
Die heißt: Ja oder Nein. Ich will, will nicht.
Atem vergeudet, wer die That will sparen.
O, Ihr Besonnenen, so zeigt mir doch
Das Große, was Ihr auf der Welt gethan?
Das Größte, was geschah, — die Klugheit nicht,
Die Einfalt that's in edelm Selbstvergessen
Und die Besonnenheit — hat zugesehn.
Vielleicht thu ich Euch unrecht und Ihr seid
Noch nicht verloren, seid noch zu entflammen.

(Sie führt ihn vor das Ruhebett.)

Hierher, Serons, hier kommt mir her und seht
Dies Antlitz. Seht es noch einmal und wagt
Mir nur mit eines Zweifels Hundertteil
Die Wahrheit dieser Stirne zu verleumden.
Ihr sollt dem Mund nicht glauben, wenn er wacht;
Euch will ich's glauben, Mund und Wachen lügt.
Doch Aug' und Stirn und Schlummer lügen nicht.
Seht her und wagt's zu sagen: Dieses Mädchen
Liebt einen Mörder. — Wär es; ja, dann traut ich

Mir selbst nicht mehr. Und sagt mir einer dann:
Der Meister Serons hat's gethan, Ihr selbst
Habt ihm geholfen — dann — dann glaub ich's ihm;
Dann glaub ich alles, wär's auch noch so toll;
Dann ist der Schöpfer selber der Verfälscher.

Serons. An dieses Kindes Reinheit zweifl ich nicht.
Doch alles, was man weiß, spricht gegen ihn,
Ihr seid's allein, die seine Sache führt.

Fräulein. Die Welt ist hart; sie glaubt das Schlimme lieber.
Der Angeklagte ist den meisten Menschen
Schon ein Gerichteter. Was gegen ihn spricht,
Das weiß man; weiß man auch, was für ihn spricht?
Was ihn verdammen kann, drum müht sich jeder,
Da weiß der was und der; zu seinem Besten,
Ach, da hat niemand Lust und niemand Zeit.
Ihr seid, wie alle. So spricht der la Regnie,
So Degrais. Ach, an Härte sind die Menschen
Sich alle gleich.

Dritter Auftritt.

Baptiste ängstlich. Vorige.

Fräulein. Was fehlt dir?

Baptiste. Nur erschreckt
Mir nicht; ach, gnäd'ges Fräulein —

Fräulein. Närrischer
Baptiste; warum sagst du nicht: Erschreckt mir?
Denn beides sagt dasselbe. Und nun sprich,
Warum?

Baptiste. Der Polizeilieutnant —

Martinière. O Himmel!
Was will der bei Euch?

Baptiste. Degrais will Euch sprechen.

Fräulein. Seid Ihr so kindisch noch und fürchtet Euch
Vor einem Titel? Laß ihn ein.

Baptiste. Es ist
Nie etwas Gutes, was der bringt. Und einen
Verhängten Wagen führen sie mit sich.

Fräulein. So ist er nicht allein?

Baptiste. Am Wagen unten
Da halten vier Bewaffnete.

Fräulein. Laßt ihn
Nicht warten.

Baptiste (geht kopfschüttelnd).

Vierter Auftritt.

Degrais. Vorige.

Degrais. Edles Fräulein, Ihr entschuldigt
Mein Kommen mit des Präsidenten Auftrag.
Fräulein. Entschuldigt, daß ich sitze, Herr, und thut
Das Gleiche, dann —
Degrais. Mein Auftrag lautet nur
An Euch.
Fräulein (zu Serons). Mein werter Freund —
Serons (küßt ihr die Hand und entfernt sich).
Fräulein (zur Martinière). Geh, Martinière, nimm die Kleine mit dir.
Martinière (weckt die Madelon, bedeutet sie, und beide gehen durch die Seitenthür ab).

Fünfter Auftritt.

Fräulein. Degrais.

Fräulein. Und nun sind wir allein. Nun sprecht. Ich höre
Degrais (hat auf ihren Wink Platz genommen).
Der Präsident la Regnie würd Euch nicht
Belästigen, mein Fräulein, kennt er nicht
Eure hohe Tugend, Euern edeln Mut.
Es liegt in Eurer Hand das letzte Mittel,
Der Sache Wahrheit an den Tag zu bringen,
Die Euch so wichtig scheint als uns.
Fräulein. Ihr sprecht
Von dem Olivier Brusson. Redet weiter.
Degrais. Er dringt in uns mit flehentlichen Bitten,
Ihm zu erlauben, daß er Euch, mein Fräulein,
Sein Herz entdecke. Alles will er Euch
Gestehn. Laßt Euch herab, mein gnädig's Fräulein,
Und Ihr erspart vielleicht ihm die Tortur.
Fräulein. Ich soll — (Sie steht auf, ernst.)
Mein Herr, hab ich Euch recht verstanden?
Ich zweifle noch, ob man es wagt, mir eine
Gemeinheit zuzumuten solcher Art.
Aushorchen soll ich den Unglücklichen?
Soll sein Vertraun mißbrauchen und verraten?
Und wär er auch der Mörder, der er scheint,
Und hört ich ihn, so ruhte sein Bekenntnis
Mir als ein Beichtgeheimnis in der Brust.
Degrais. Vielleicht, mein Fräulein, änderte sich dann
Euer Entschluß. Erinnert Euch, Ihr batet
Den Präsidenten selbst um Menschlichkeit.
Ihr sollt allein ihn sprechen. Niemand soll

Behorchen, was er Euch vertrauen wird.
Ihr könnt es dann entdecken, könnt's verschweigen,
Könnt soviel davon sagen, als Euch gut dünkt;
Das Alles hängt von Euerm Willen ab.
Und daß Ihr nichts zu fürchten habt von ihm,
Dafür steh ich mit meinem Leben ein;
Er spricht von Euch mit brünstiger Verehrung.

Fräulein. Ihr habt ihn bei Euch?

Degrais. Sprecht Ihr Ja, so steht er
Den Augenblick vor Euch. Und sprecht Ihr Nein,
So geht die Untersuchung ihren Gang,
Und die Tortur —

Fräulein. O Gott!

Degrais (zuckt die Achseln). Wir müssen ein
Geständnis haben —

Fräulein. Ein Geständnis; ja,
Und wär's ein falsches, ein Geständnis nur!
Geht, geht, Ihr Helfer der Gerechtigkeit;
Ihr machtet einen Engel zu dem Mörder,
Nur, daß Ihr nichts vergebens habt gethan! (Nach kurzem Besinnen.)
So laßt ihn kommen.

Degrais (aus der Thür). Olivier Brusson, kommt
Herein!

Sechster Auftritt.

Olivier. Vorige.

Degrais. Ich mache Platz.

Fräulein (wie sie den Olivier sieht). Was seh ich? Laßt mich
Mit diesem Menschen nicht allein. Gott! ist
Es der? — Hört, nehmt ihn fort. Den Menschen will ich
Nicht sprechen.

Degrais. Kommt denn, Bursche.

Olivier. Großer Gott!
Auch diesmal soll mir's nicht gelingen?

Fräulein. Geht!
Geht! Hört Ihr?

Degrais (mit Olivier ab).

Siebenter Auftritt.

Das Fräulein allein, bald darauf Madelon. Martinière.

Fräulein. O so ist es doch! ist doch!
Es ist derselbe, der das Kästchen — Gott,
Warum durft ich nicht sterben, eh' ich das
Erfuhr!

Madelon (stürzt herein).

Martinière (sucht vergeblich sie zurückzuhalten).
Madelon. O Mutter! Meine zweite Mutter!
Er ist gerettet! Nicht? Ach nein. Ihr weint.
Fräulein. Geh — geh —
Madelon. Was ist Euch? Hab ich Euch gekränkt?
Was hab ich Euch gethan?
Fräulein. Nichts. Nichts. Das Herz
Gebrochen — weiter nichts.
Martinière. Was ist Euch nur?
Fräulein. Geht! Geht mir! Ihr seid alle falsch. Ich mag nicht
Mehr leben.
Martinière. Gott! Was ist hier nur geschehn?
Fräulein. Und hätt's ein Engel mir gesagt — die Schrift
Auf dieses Mädchens Stirn ist nachgemünzt.
Die Thränen fließen nicht des Vaters Tod,
Sie fließen seinem Mörder, dem Gedanken
Der eignen Schuld, der Furcht vor eigner Strafe,
Vor — Gott! wohin gerat ich da!
Madelon. Ihr seht
Mich nicht mehr an. Und ich weiß nicht —
Fräulein (die sich mühsam gefaßt zeigt). Geh, tröst
Über den Mörder dich, den ein gerechtes
Gericht verfolgt. Und mög's die heil'ge Jungfrau
Verhüten, daß nicht auf dir selbst ein Teil
Der Blutschuld laste.
Madelon. So ist alles, alles
Verloren! (Sie sinkt um; die Martinière um sie beschäftigt.)
Fräulein. Meine Welt ist mir zerbrochen,
Meine Welt voll hoher, edeler Gestalten;
Die Scherben stechen mir die Seele wund.
Und in la Regnies Welt soll ich nun leben.
Wie bin ich hilflos, schwach und ganz verlassen
In dieser kalten, schauerlichen Welt!
Wenn ich nicht unbedingt mehr trauen darf —
Wo fängt der Zweifel an? wo hört er auf?
Madelon (knieend). Ach Gott! Mein Vater, der du nun bei Gott bist,
Bist du nicht mehr so gut? liebst mich nicht mehr,
So wie du mich geliebt, da du noch lebtest?
O, ist der Himmel dir so schön, daß du
Dein armes Kind vergißt, das du auf Erden
Zurückgelassen hast in Not und Zagen?
Fräulein (die sich erst von Madelon wegwenden wollte, um nicht bestochen zu werden, kämpft mit dem Eindruck).
Hör auf. Hör auf. Zerreiß mir nicht das Herz
Noch vollends. — Wer kann diese Töne hören.
Und doch mißtraun? — Und muß ich denn? Wer kann

Mich zwingen? Hab ich siebzig Jahre der Tugend
Gelebt, nur um im einundsiebzigsten
An ihrem Dasein zu verzweifeln? Nein!
Vertrauen, Lebensatem meiner Seele,
Dich will ich atmen, bis ich nicht mehr atme.
Du Martinière, schnell! Baptiste soll eilen,
Degrais zu sagen, daß er wiederkehre. (Da Martinière sprechen will.)
Nein. Geh erst, und dann rat mir ab!

Martinière (ab).

Achter Auftritt.

Vorige ohne die Martinière.

Fräulein (kann sich nicht mehr bemeistern; sie nimmt Madelon in die Arme).
Mein Kind!
Meine Madelon. Mein liebes, armes Kind.

Madelon (umschlingt sie leidenschaftlich).
Ach, nun ist alles gut. Sie liebt mich wieder!

Fräulein. Muß ich auch noch dich ängsten, liebes Wesen?

Madelon. Ja, du wirst helfen, meine zweite Mutter!

Fräulein. Vertrau mir nicht so. Rot werd ich, ich fühl's,
Wenn du mich so beschämst. Nur kaum, daß ich
Die Welt geschmäht um ihrer Härte willen,
War ich schon selber hart. — Ach, schon sein Namen —
Olivier Brusson — mußte mich zur Milde
Bewegen. Gott, nun fällt mir ein, was mich
So eigen ansprach in des Menschen Zügen,
Es war etwas von Anne Guiots Antlitz.
Es war ihr Aug'. Wie konnt ich nur —! Sie selbst
Hab ich von mir gewiesen in dem Armen.
Gewiß, nur Schmerz sprach aus den milden Zügen.
Sie kommen schon. (Zu Madelon.) Mein liebes Leben, geh jetzt,
Laß mich allein.

Madelon (umarmt das Fräulein leidenschaftlich und geht).

Neunter Auftritt.

Martinière. Degrais. Fräulein. Dann Olivier.

Degrais. Mein edles Fräulein, Ihr
Befahlt —

Fräulein. Entschuldigt, daß ich mich so kindisch
Benahm. Ich habe mich gefaßt und will
Ihn sprechen.

Degrais (wartet, bis Martinière auf des Fräuleins Wink in die Seitenthüre ab, welche das Fräulein selbst verriegelt, dann öffnet er die Mittelthür).
Kommt herein, Olivier Brusson.
Anderthalb Stunden Zeit durft ich Euch gönnen.

Davon ist schon ein großer Teil verstrichen.
Drum faßt Euch kurz. — Ich gehe. (Zum Fräulein.) Ein Glockenzug
Ruft mich, wenn Ihr mich braucht. (Ab.)

Zehnter Auftritt.

Olivier. Fräulein.

Fräulein. Unglücklicher,
Nun sprecht; wir sind allein.
Olivier. Verehrtes Fräulein,
Erschreckt nicht vor mir. Mit dem rechten Namen
Nanntet Ihr mich. Und bin ich schuldig, bin ich
Weit unglücklicher, als ich schuldig bin. —
Ach, kennt Ihr mich denn gar nicht mehr? Ist Euch
Mein Antlitz stumm? Spricht nicht mein Auge mehr
Die Sprache, die Euch wiedertönt im Herzen?
Ihr meintet selbst, wie ich so klein noch war —
Fräulein. So trog's nicht. Ihr seid Anne Guiots Sohn.
Sie war's, die mich aus diesen Augen ansah.
Und lebt sie noch, die gute Anne?
Olivier. Nein.
Ein gütig Schicksal schloß ihr Aug', daß sie
Nicht sehn muß, was aus ihrem Kind geworden.
Fräulein. Die Anne tot? Und Euch, mein Kind und Annens Kind,
Muß ich so elend wiedersehn?
Olivier. Wie gern
Erzählt ich Euch von meiner Mutter. Wie sie
Undankbar schien, zudringlich nicht zu scheinen;
Wie ich — doch meine Worte sind gezählt,
Und reden muß ich Euch von andern Dingen.
Die Welt hält mich für meines Meisters Mörder
Und für ein Glied von jener Räuberbande,
Will mich zur Auskunft zwingen über sie.
Ich weiß, mein Fräuleiu, ich allein, wer jene
Verruchten Thaten alle hat begangen,
Mein Leben könnt ich retten, nennt ich ihn.
Doch will ich sterben, und nur Ihr, nur Ihr
Sollt wissen, was mit mir begraben wird.
Ihr sollt mich nicht verkennen. Weiß ich nur,
Daß Ihr verschweigen wollt, was ich Euch sage —
Fräulein. Das will ich, meiner Anne armes Kind;
Könnt ich mehr thun für dich, als das!
Olivier. So hört.
Es sind die Worte eines Sterbenden,
Die Ihr vernehmen werdet. Sterben will ich.
Was ich Euch sage, — mich zu retten, sag

Ich's nicht. Weshalb sollt ich Euch drum belügen?
Doch Eilen gilt's. Degrais zählt die Minuten.
Darum verschweig ich's, wie zu Cardillac
Ich als Geselle kam. Genug; da war ich,
Und Madelon, des Meisters Tochter, war
Mir hold; wir liebten uns. Deshalb stieß mich
Der Meister eines Tages aus dem Haus;
Denn nicht für mich hab er sein Kind erzogen.
Nun denkt Euch, was die Zeit mir nicht zu sagen
Erlaubt, denkt meinen Schmerz. Euch wird's nicht wundern,
Wenn ich die Nacht hindurch verzweiflungsvoll
Das Haus umirrte, das mein Liebstes barg.
Mein Schicksal wollt es so. In dieser Nacht
Sollte der Zufall mir enthüllen, was
Selbst Degrais' Scharfsinn unenthüllbar blieb.
Da stand ich an der Wund, die fensterlos
Vom Hause Cardillacs nach einem engen
Und dunkeln Gäßchen weist. Da hört ich's knarren
Sechs Schritt von mir, und — denkt Euch mein Erstaunen —
Ein Heiligenbild, die einzige Verzierung
An dieser Wand bewegt sich, dreht sich leis
Wie eine Thür nach innen, und heraus
Kommt Cardillac geschlichen. Tiefer Schatten
Verbirgt vor seinen Lauerblicken mich.
Nun eilt er flüchtig und auf leisen Sohlen
Hart an den Häusern hin. Ich — eil ihm nach
Ohn einen andern Grund, als dunkle Ahnung:
Ich könnte, eilt ich nur, etwas Entsetzliches
Verhindern. Gott! Die Ahnung trog nicht, insofern
Sie das Entsetzliche vorausempfand.
Doch zum Verhindern kam ich schon zu spät.
Ich sah nur noch den Tigersprung, sah lautlos
Das Opfer fallen, ihm den Schmuck entreißen,
Und schon verbarg der Schatten jenen wieder.
Ich warf mich auf das Opfer, ihm zu helfen
Und es zu retten, wenn noch Rettung möglich.
Es war ein junger, schöner Kavalier;
Doch furchtbar sicher war der Stoß gewesen.
Nun rannt ich durch die Straßen; das Entsetzen
Hinter mir her. Erst spät zwang Müdigkeit
Mich, in der Herberg mir ein Bett zu suchen.
Ich schlief noch nicht, als mit der Sonne früh
Ein Mann zu mir herein ins Zimmer trat.
Gott! wie erschrak ich. Es war Cardillac,
Und mit gutmüt'gem Poltern, wie's ihm zu
Gebot stand und als wäre nichts geschehn,

Hieß er mich aufstehn und nach Haus ihm folgen,
Wo Madelon, die einmal ohne mich
Nicht leben könne, mich als Braut erwarte.
Dann sagt er mir, er sei ein großer Sünder,
Durch mich jedoch gedenk er sich zu bessern.
Ich ging mit ihm. Da gab er später mir
Einen Schmuck; es war derselbe, den ich Euch
Auf sein Geheiß gebracht —

Fräulein. Nun wird mir klar —
Erzählt nur weiter.

Olivier. Als er Euern Namen
Aussprach, da war mir schon, als wär geholfen.
Ich dachte mir: dem Fräulein sagst du alles,
Was dich bedrängt, und sie wird Hilfe wissen,
Wird wissen, wie der Cardillac unschädlich
Zu machen ist, ohne daß Madelon
Die Schande des verruchten Vaters teilt
Und je erfährt, was sie — ach, teures Fräulein,
Sie sieht in ihrem Vater einen Heiligen,
Und Wahnsinn oder Tod brächt ihr das Wissen.

Fräulein. Ja; leidenschaftlich, wie sie ist —

Olivier (freudig überrascht). Ihr kennt sie?

Fräulein. Ich sah sie neulich.

Olivier. O, so wißt Ihr selber,
Daß sie ein Engel ist, o, so begreift Ihr,
Warum ich lieber sterben will, als sie —
Seht, teures Fräulein; sollen die Gerichte
Ihres Vaters Leichnam aus dem Grabe reißen
Und die vermoderten Gebeine noch
Brandmarken? — Madelon wird mich beweinen
Als den unschuldig Hingerichteten.
Die Zeit wird diesen Schmerz sie tragen lehren.
Doch tödlich, nimmer heilbar tödlich müßte
Verzweiflung über sie die Wahrheit bringen.
Drum will ich sterben.

Fräulein (ihre Rührung bemeisternd). Und du trafst mich nicht.
Du suchtest mich noch einmal auf; auch da
Gelang dir's nicht. An meines Wagens Schlag —

Olivier. Ich war's; ich war der Elende, der Euch
So oft erschreckte, ohne daß es ihm
Gelingen sollte, Euch sein Herz zu öffnen.
Mein böses Schicksal wollt es so; denn anders
Stünd's nun um mich, gelang mir's, Euch zu sprechen.

Fräulein (wie vorhin). Und Cardillac? — Er war —

Olivier. Er war's allein.
Nicht eine Bande war's von Mördern. Ihn

Trieb angeborner Wahnsinn zu dem Ärgsten.
Ihn quälten wilde Träume, hetzten ihn,
Bis er den Schmuck, den er gefaßt, dem Eigner
Gewaltsam heimlich wieder abgenommen.
Eines Tags erzählt er's mir. Er öffnete
Einen geheimen Schrein mir in der Wand.
Drin hängen all die Schmucke, die er gewaltsam
Durch Mord gewonnen, und bei jedem steht
Auf einem Zettel Jahr und Tag und Namen,
Wem er und wann das Leben hat gekostet.

Fräulein. Entsetzlich! Ja, so trog sein Ansehn nicht,
Trog nicht der Schauder, der mich damals faßte,
Als — doch erzähle weiter.

Olivier. Heilig hatt'
Ich mir versprochen, zwar um Madelon
Den Schleier nicht zu lüften, der des Vaters
Unthaten barg; doch — sei es mit Gefahr
Des eignen Lebens — neue Greuel zu
Verhindern; sonst war ich sein Mordgenosse.
Da zeigte sein Gespenst ihm Euern Schmuck.
Was hab ich da gelitten! Ganze Nächte
Lag ich versteckt bei der geheimen Thür.
Ich warnt Euch, meine Warnung war vergebens.
Er ging. Ich eilt ihm nach. Doch diesmal galt es
Dem Grafen Miossens. Zum erstenmal
Gelang der Stoß ihm nicht. Ihn selber traf
Das Schicksal, das den Grafen treffen sollte.
Ich trug ihn eilend heim auf meinen Schultern —
Den Sterbenden — durch die geheime Thür.
Hier legt er röchelnd unsre Hände noch
Ineinander, dann — Ihr wißt, wie man mich bei
Dem Toten fand und für den Mörder nahm.
Alles sprach gegen mich und was für mich sprach,
Das Dasein der geheimen Thür, des Schrankes
Mußt ich verschweigen wegen Madelons. —
Noch eins drückt mich. Der Sterbende hat mich,
Da er schon sprachlos war, mit Blick und Zeichen
Beschworen, das geraubte Gut der Kirche
Zu übergeben. Ach, vielleicht wird Euch
Es möglich sein, sein Begehren zu erfüllen. —

(Pause. Das ganze Gefühl seiner Lage kommt über ihn; er sinkt weinend mit vor das Gesicht geschlagenen Händen in die Kniee. Die Scuderi weint auch. Er faßt sich und erhebt sich.)

Ich weiß, was mich erwartet. — Ihr, Ihr seid
Gewiß von meiner Unschuld überzeugt.
Nichts hab ich sonst gethan, als daß ich schwieg;

Doch keine Marter soll mir das entpressen.
Und nun, — ach, hört die Bitten Anne Guiots;
Sie ist's, die Euch in meinem Jammer fleht. —
Und nun, ach! hört mich, hört die Bitten eines,
Der sterben muß so jung und ohne Schuld:
Erbarmet Euch der armen Madelon,
Und dankbar will ich Euch noch sterbend segnen!

Fräulein (umarmt ihn, kann kaum sprechen). Mein armes Kind!

Olivier. O, wie Ihr mich beseligt,
Wie Ihr das Sterben mir erleichtert!

Fräulein. Gott!
Das Sterben! Ist kein Weg denn mehr, dich zu
Erretten. Ach! wenn ich verspreche, alles
Zu thun, um dich zu retten, was ich kann —
Wie ist das ein geringer Trost! Was kann ich,
Die arme Greisin, ich, das schwache Weib,
Als weinen, beten und vor Jammer sterben. (Sie besinnt sich.)
Eins kann ich doch. Kann eine Freude dir
Bereiten. Höre; du sollst jemand sehn.
Rätst du den Jemand? (Sie ruft durch die entriegelte Thür.) Madelon!

Olivier. O Gott!
Sie ist's? Sie hier? Sie soll ich sehn?

Elfter Auftritt.

Madelon. Vorige.

Madelon (stürzt in seine Arme). Olivier!

Olivier. Du bist's? Mein einzigs?

Madelon. Bist du's denn? Ich kann dich
Vor Thränen noch nicht sehn.

Olivier. Ich hab dich wieder! (Weinend und lachend.)
Ha ha, ich hab dich wieder, meine Seele!

Madelon. Ach, du bist bleich, Olivier; mein armer
Olivier!

Olivier. Ich bin nicht arm jetzt. Nein.
Ha ha, ich will den sehn, der reicher ist!

Fräulein (ebenso glücklich wie die Liebenden).
Sein Ich hält der Verdorbne krampfhaft fest;
Er hat nichts weiter auf der Welt. So selig
Vergessen kann sich nur das reine Herz. —
Den kalten Degrais hör ich schon. Ihr müßt
Euch trennen, Kinder. Madelon! Sie ist
Ohnmächtig. Hilf, Olivier; wir tragen
Sie da hinaus. Ach, arme, arme Kinder!
(Es geschieht; sie schließen die Thür.)
Martinière, sorg für das arme Kind.

Zwölfter Auftritt.

Degrais. Die Vorigen.

Degrais. Entschuldigt, edles Fräulein, wenn ich störe.
Die Frist ist um, die mir der Präsident
Bewilligt hat. Olivier Brusson — (Aus der Thür sprechend.) Legt ihm
Die Ketten wieder an — Ihr müßt nun gehn.
Olivier. Mein Fräulein, heißen Dank — und lebet wohl! (Er geht.)
Fräulein. Lebt wohl, Olivier Brusson! Hört mich Gott,
Sag ich Euch nicht zum letztenmal Lebwohl.
(Zu Degrais, der sie fragend ansieht.)
Mein würd'ger Meister, der Beklagte hat mir
Glaubwürdig seine Unschuld dargethan,
Und nur ein edelmütiger Entschluß,
Die Unschuld selbst nicht zu vernichten, hält ihn
Zurück, Euch sein Geheimnis zu entschleiern.
Ein Entschluß, den Ihr selbst bewundern würdet,
Der um so edler ist, als er geheim bleibt.
Degrais (fein lächelnd, voll Höflichkeit).
Den Präsidenten wird es freun, wenn es
Brusson bei seiner hohen Gönnerin
Gelungen, ganz sich zu rechtfertigen.
Doch was den edelmütigen Entschluß
Mit dem Geheimnis anbetrifft, wird's ihm
Unendlich leid thun, daß die Chambre ardente
Dergleichen Edelmut nicht würd'gen kann,
Der ihr ein Vorwand nur erscheinen darf;
Und sich, bis das Geheimnis ihr bekannt,
Sich an das Nichtgeheime halten muß.
Zum Beispiel daran, daß, solange nun
Olivier Brusson in Verwahrung ist,
Der Straßenmord schon feiert —
Fräulein. Haltet ein.
Um Gottes willen folgert nichts daraus,
Daß Brusson nun — ich darf nichts sagen. Wüßtet
Ihr — Soviel nur kann ich Euch sagen: Er
Ist nicht der Mörder Cardillacs; er ist
Unschuldig an dem Straßenmord. Ein böses
Geschick zwingt ihn, der Schuldige zu scheinen
Und was ihn retten könnte, zu verschweigen.
Degrais (immer sehr verbindlich).
Der fromme Glaube, der Euch ziert, dem Richter
Würd er schlecht anstehn. Gut, Ihr sagt, mein Fräulein:
Er muß verschweigen, was ihn retten kann,
Und Edelmut ist's, was dazu ihn treibt; —

Mein Fräulein, diese Worte sprach er selbst,
Als ich ihn griff: „Ich bin bereit zu sterben.
Verdien ich's, ist es nicht um diesen Mord."
Und worum sonst? Wenn nicht um diesen, doch
Um andre? — Ging der Edelmut so weit,
Muß er verschweigen, was ihn retten kann,
Daß er noch spricht, was ihn verderben muß?

Fräulein. O, dieses unheilbringende Geheimnis,
Was für ihn zeugen sollte, klagt ihn an.
Und doch —

Degrais (achselzuckend, macht sich zum Gehen bereit, immer sehr höflich.)
Der Präsident that, was er konnte.
Des Richters Pflicht ist Unschuld, oder Schuld
An den Tag zu bringen. Weil nun, wie Ihr sagt,
Nur des Geheimnisses Entschleierung
Die Unschuld ihm beweisen kann, so weist Ihr
Den Weg uns selbst, der zu dem Ziele führt.
Wir sind so unbescheiden nicht, in Euer
Vertrauen uns zu drängen. Uns bleibt immer
Ein Mittel noch.

Fräulein. Ihr lächelt? Gräßlich ist
Das Lächeln, wie das Mittel. Geht; mich schaudert.

Degrais. Auch könnt es sein, daß wir des Toten Tochter --

Fräulein. Was wollt —

Degrais. Bedürften bei dem weiteren
Prozeß. Den Präsidenten würd es schmerzen,
Da er es weiß, daß Ihr Euch ihrer annehmt,
Wenn die Notwendigkeit unvorbereitet
Euch träfe —

Fräulein. Sie —? O, Ihr seid keine Menschen.
Was wollt Ihr mit der Armen? Wollt Ihr sie
Noch ärmer machen? noch unglücklicher?
Wollt Ihr — vor Euerm eisernen Gesicht
Erstarrt mein Blut! Nein — ich will nicht vergebens —
Gut — thut, was Ihr — Ihr dürft ja alles thun,
All das, weshalb Ihr andere bestraft.
Doch glaubt nicht, daß sie schutzlos ist, bin ich
Auch nur ein Weib. Geht, geht, mein Herr.

Degrais (immer ruhig und äußerlich höflich). Deshalb,
So bittet er inständig Euch, mein Fräulein,
Daß Ihr mit dem Gedanken Euch vertraut.
Denn schmerzen würd's ihn, wenn Ihr ihn verkenntet.
(Verbeugt sich tief und geht.)

Dreizehnter Auftritt.

Fräulein allein. Dann Baptiste.

Fräulein. Nein; ich verkenn Euch nicht. Glaubt ich, Ihr wärt
Ein Mensch mit einem Herzen; ja, dann thät ich's.
Und was nun — was nun thun? Und was nun lassen?
Die Unschuld aus des Molochs Arm zu retten?
Baptiste. Der Graf von Miossens.
Fräulein. Es thut mir leid.
Ich kann ihn jetzt nicht sprechen. Ich bin krank.
Bin —
Baptiste. Um Olivier Brusson —
Fräulein. Was sagst du?
Baptiste. Käm er. Notwendig sei's, daß er Euch spreche
Wegen des Brusson.
Fräulein. Wie? noch einer, der mich
Abmahnen will? Und doch — war's nicht der Graf
Miossens, der — vielleicht — er ist willkommen.

Vierzehnter Auftritt.

Graf Miossens. Das Fräulein.

Miossens (küßt ihr die Hand).
Ich will nicht lange stören, teures Fräulein.
Ihr seid, so hör ich, Brussons Gönnerin;
Und ihn betreffend, kann ich eine Nachricht
Euch geben, die vielleicht ihm nützlich ist.
Von Euerm ritterlichen Spruch begeistert:
„Wer vor Dieben kann verzagen,
Ist nicht wert, geliebt zu sein —"
Beschloß ich, einen Harnisch unterm Rock,
Mit einem Schmuck allein auf nächt'gem Wege,
Dem Harnisch und dem sichern Arm vertrauend,
Das blutige Gezücht der Nacht zu treffen.
Fräulein. Und das gelang Euch.
Miossens (nachdem er sie einen Augenblick angesehn). Es gelang mir. Ja.
Doch wär mir's ohne Harnisch nicht gelungen,
So übermenschlich war des Räubers Kraft
Und so entsetzlich seiner Muskeln Schnelle.
Noch rang ich mit dem einen, als ein andrer
Ihm beizustehen kam. Der eine stürzt
Zur rechten Zeit. Ich kann den Degen noch
Gegen den andern ziehn. Da tönen Schritte
Und Waffenklirren Straß' herauf. Ich floh,
Um nicht la Regnie in die Hand zu fallen.
Fräulein. Der andre aber —

Miossens. Eilte zu dem Leichnam —
Fräulein. Und rafft' ihn auf und trug ihn fort —
Miossens. Ihr wißt —
So sah ich recht; so war's derselbe, den
Degrais jetzt hat an mir vorbeigeführt.
Fräulein. Jetzt saht Ihr recht, doch neulich nicht. Der jenem
Zu Hilfe, wie Ihr meint, herbeigeeilt,
Der kam, um jenes Frevelthat zu hindern.
O Gott sei Dank! Nun tagt es endlich! endlich!
Euch sendet Gott mir, der die Unschuld schützt;
Denn Euer Zeugnis muß den Armen retten.
Miossens (tritt einen Schritt zurück).
Mein Fräulein, mißversteht mich nicht —
Fräulein. Wer Euch
Für edel hält, der mißversteht Euch nicht.
Miossens. Euch sagt ich, was ich sagte; niemand sonst.
Fräulein. Euch glaub ich, was Ihr sagt; nur nicht das eine,
Womit den eignen Mut Ihr wollt verleumden.
Miossens. Graf Miossens weicht keinem Gegner, der
Mit seinen Waffen ficht. Doch gegen Ränke,
Spitzfind'gen Schein, der mit der Schwere des
Gesetzes sich bewaffnet, kann ich nichts
Und bin ein wehrlos Opfer, wie ein andrer.
Und wagt ich's doch, müßt es ein andrer Preis,
Als eines solchen Menschen Rettung sein.
Fräulein. Eines solchen — wie Ihr das verächtlich aussprecht!
Gilt's seinem Rufe? Gilt es seiner Herkunft?
Gilt es der letztern, sag ich Euch: Ihr steht
So hoch, nicht um den Niedern zu zertreten.
Ihr steht so hoch, den Niedern zu beschützen,
Wenn Unrecht ihn bedrängen will. Heißt Ihr
Ein Edler darum, daß Ihr's nicht zu sein braucht?
Wollt Ihr ein Ritter sein, so seid ein Retter.
Seid Ihr ein Mann, so seid Ihr es, damit
Ein Weib nicht wünschen muß, ein Mann zu sein.
Gilt's seinem Rufe nur, so sag ich Euch,
Ich, die Ihr nie als Lügnerin gekannt,
Daß er unschuldig ist an alledem,
Was man ihm schuld giebt.
Miossens (ausweichend). Doch ist's nicht das Sein.
Mein Fräulein, nur der Schein, was hier verdammt.
Fräulein (öffnet die Seitenthür).
Und seht dies Mädchen dort. Dies Mädchen liebt ihn,
Wie wärmer nie ein Mädchenherz geliebt;
Liebt ihn —
Miossens. Welch wunderbare Ähnlichkeit!

Es ist die Herzogin von la Vallière,
Um vierzig Jahre jünger nur. — Ja; jetzt
Begreif ich wohl, warum der König noch
Nach soviel Jahren der Zerstreuung kann
Mit Wehmut seiner Jugendliebe denken.

Fräulein (schließt die Thür wieder).
Was sagt Ihr nun? Wenn Ihr mit Euerm Ruhme,
Mit Euerm Rang —

Miossens. Mein Fräulein, wißt Ihr nicht
Wie lang dieser la Regnie jenen tapfern
Herzog von Luxemburg, den Stolz von Frankreich,
In der Bastille Kerker schmachten ließ,
Und um ein Horoskop, um weiter nichts,
Das er sich stellen lassen? Was half ihm
Ruhm und Verdienst? Und meine Lage wär
Ungleich gefährlicher. Ich traf den Mörder
In jener Nacht mit seinem eignen Dolch.
Nun denkt, in welchem Rufe Cardillac
Von Frömmigkeit und Bürgertugend stand.
Freigebig gleicht des blut'gen Todes Unrecht
Die allgemeine Meinung durch Verklärung
Des Lebens aus, das ihm vorhergegangen.
Und selbst geringe Aussaat solchen Lebens
Bringt solchem Tod oft hundertfache Ernte.
Ich bin der Lebende; er ist der Tote.
Was man dem Toten zuviel giebt, das nimmt man
Dem Lebenden. Vom allgemeinen Zorn
Borgt sich die Klage Macht und schüchtert die
Verteid'gung ein. — Und nun bedenkt, was an
Den Dolch sich knüpft. Wer dieses Dolches Herr,
Der so genau in all die Wunden paßt,
Dem läd't Verdacht die Morde sämtlich auf.
Und sagen: diese eine That hab ich,
Heißt sagen: alle hab ich sie gethan. — — —
Zu einem will ich mich erbieten, wenn
Daran Ihr G'nüge finden könnt. — Was Ihr
Durchsetzen wollt, als Recht könnt Ihr es nicht
Durchsetzen vor la Regnies Richterstuhl,
Und wollt ich opfern, was ich nicht will opfern.
Ihr müßt Euch an den König wenden, nur
Auf seine eigne Überzeugung, sein
Gefühl, das, wo der Richter strafen muß,
Das königliche Gnadenrecht darf üben,
Euch klug berufen. Dazu will ich Euch,
Mein edles Fräulein, helfen, das ich achte,
Mehr, als ich irgend jemand andern achte.

Ihr sollt Euch bei dem Könige geheim
Auf mich berufen, und — ich will nicht fehlen.

Fräulein. Ja; Ihr habt mir den einz'gen Weg gezeigt.
Ihn will ich gehn an Eurer Hand. Dank Euch.

Miossens (küßt ihr die Hand und geht).

Fünfzehnter Auftritt.

Fräulein allein. Dann die Martinière.

Fräulein (durch die Seitenthür, die sie dann schließt).
Schnell, Martinière, daß ich nicht die Zeit
Versäume, wo den König ich allein
Bei der Marquise Maintenon kann treffen. (Wieder durch die Thür.)
Baptiste soll eine Sänfte holen. Dann
Hilf mir mich kleiden. (Schließt wieder.) Den unsel'gen Schmuck
Von Cardillac leg ich heut an. Das muß
Den König selbst auf die Geschichte bringen.

Martinière (kommt durch die Seitenthür; sie möchte gern abraten; das Fräulein läßt sie nicht zu Wort kommen in schelmischer Eilfertigkeit).

Fräulein. Schnell putze mich. — Ja; das ist eine Kunst,
Solch einen alten Menschen aufzustutzen,
Der Müh nicht wert, die man sich giebt —

Martinière (während des Anziehens, kommt endlich vom Zeichen zum Wort).
Allein —

Fräulein. Und aller Putz, mit dem die Alten sich
Aufdonnern —

Martinière. Aber —

Fräulein. Zeigt nur eben, daß es
Vergeblich Mühen ist.

Martinière. Doch —

Fräulein. Doch? — Schon gut.
Ich seh die Aber all in deinen Augen.
Was sollst du deinen Mund bemühn! Du weißt,
Wer Recht behalten will, behält auch Recht.
Drum laß mich gehen; mir ist nicht zu helfen —
Es muß gelingen. Muß! Und drum gelingt's. —
Daß ich so alt sein muß, jetzt, wo ich jung
Sein müßte. Muß ich's auch? Muß ich denn alt sein?
Und müßt ich's, hab ich keine Zeit dazu.
Ich kann nicht alt sein; denn das kostet Zeit!

Fünfter Aufzug.

Wieder bei der Scuderi.
(Wie im vorigen.)

Erster Auftritt.

Das Fräulein liegt in einem Sessel krank, die Füße in Decken gehüllt auf einem Taburett; diese umschlingend sitzt schlafend Madelon. Serons sitzt neben dem Fräulein auf einem Stuhl. Die Martinière bei einer weiblichen Arbeit, von welcher weg sie immer nach dem Fräulein sieht.

Fräulein (mitleidig auf Madelon blickend).
Das arme Ding! Rück ihr das Köpfchen doch
Ein wenig höher, gute Martinière,
Doch weck sie nicht. (Es geschieht.) Das Lächeln, das ihr freundlich
Ein süßer Traum auf ihre Lippe zaubert,
Soll vorschnell nicht die Wirklichkeit verscheuchen.
So. — Noch etwas. — Das arme Mädchen hat
Die ganze Nacht gewacht in dieser Stellung,
Bis sie den Morgen früh nach Kinderart
Über dem Weinen eingeschlafen ist. —
Ja, lieber Meister Serons, huldreich hörte
Der König mich, versprach, was ihm nur möglich,
Wollt er für meinen Schützling thun. Und hat
Nur Miossens das Seine auch gethan,
Hoff ich das beste.

Serons. Zweimal schon war er,
So hört ich, bei dem König. Einmal blieb
Er eine Stunde voll mit ihm allein. —
Noch etwas. Heute morgen war ich in
Cardillacs Haus, um etwas zu erfragen,
Wenn's möglich, was für Euern Schützling spräche.
Frau Caton, Meister Patrus, dort des Mietsmanns,
Haushälterin, erzählte mir von Wundern.
Zwei Nächte schon sei über ihrer Wohnung
In Meister Cardillacs eh'mal'ger Werkstatt
Ein Schreiten und ein lebhaftes Gespräch
Gewesen. Da es bei verschlossner Hausthür
Geschehn und sonst kein Eingang mehr ins Haus,
So sei kein Zweifel, daß der Gottseibeiuns
In eigener Person der Redner sei.
Sie fürchte nun den Gottseibeiuns nicht,
Sei drum dem Treiben einst so nah als möglich
Geschlichen, und wenn sie nicht wüßte, daß es

Nur eitel Blendwerk damit sei, so würde
Sie schwören, daß sie den Olivier Brusson
Und Degrais miteinander sprechen hören.
 Fräulein (erheitert). Ei, das kommt immer besser. Seht mich nicht
So fragend an, warum, was Ihr erzählt,
Mich so erfreut —
 Serons. Mein Fräulein, Ihr vergeßt
Die Hausthür, die geschlossen war. Das Reden
Klang eben nur in der Frau Caton Hirn,
Sonst nirgends.
 Fräulein. Doch versichr' ich Euch, es klang
Wo anders noch — Still, still! ich sag zuviel.
Horch, Martinière, schellt es nicht im Vorhaus?
 Martinière. Ich hörte nichts.
 Fräulein. Doch ich. So silbern klang mir's,
Als hätt' es gute Nachricht mir zu melden.
 Martinière (ab).
 Fräulein. Daß ich hier liegen muß. So Freud' als Kummer
Drückt doppelt auf den Liegenden. So was
Hilfloses ist im Liegen. Alter Freund,
Laßt mich nur auf sein und Ihr werdet sehn,
Nur schneller dann genes' ich.
 Serons. Ruhe muß
Der Unruh Folge tilgen. Zuviel war's,
Was diese Tage Eure Seele hat
Dem Körper zugemutet.
 Fräulein. Und nun mutet
Der Körper noch weit mehr der Seele zu.
Doch muß ich Euch gestehn: einmal schon hab ich
Versucht heut, aufzustehn, und konnt es nicht.
 Martinière (freudig herein, einen Brief in die Höhe haltend).
Hier ist's! Hier! Hier!
 Fräulein. Ei junges Volk, was giebt's?
 Martinière. Vom Hof, mein Fräulein.
 Serons. Ihr verfärbt Euch; seht,
Ich sollt es nicht erlauben, daß Ihr jetzt
Euch um die Sache kümmert —
 Fräulein. Besser, jetzt
Erblassen, als nachher erröten. Gieb. Das ist
Die Hand der Maintenon. — Wie mir das Herz pocht.
Nur junge Mädchen, dacht ich, hätten Herzen.
Nun weiß ich's besser. Sieh; ich kann das Blatt
Vor Zittern nicht erbrechen. Brich und lies.
 Martinière. Geht mir's doch nicht viel besser. Gott, nun ist
Ja alles gut! (Sie liest:)
 „Ich bedaure, mein sehr würdiges Fräulein, daß ich in der Euch

bewußten Sache nichts thun kann. Das Volk will des Angeklagten Tod. Es gilt, dem Volke die Gerechtigkeit seines Königs zu zeigen. Ihr wißt, wie der König in diesem Punkte denkt; ebenso, daß ich, Euch zu gefallen, schon zu weit über meinen Grundsatz hinausgegangen bin: mich auf keine Weise in die Geschäfte zu mischen.

(Eine Pause der Betretenheit.)

Martinière. Ach, Ihr verblaßt Euch ganz.

Fräulein. Schlimm, schlimm genug,
Daß ich nichts Bessers weiß zu thun. Jetzt, wo
Geholfen werden muß. — Sie sagt sich los,
Und alles in dem Brief ist hoffnungslos.
Und ich — hier lieg ich —

Martinière. Nein; Ihr werdet mich
Im ganzen Ernst nun böse machen! Habt Ihr —

Fräulein. Was hab ich? Nichts hab ich gethan. Wer nicht
Genug gethan hat, der hat nichts gethan.

Martinière. Ach ja. Euch ähnlich sieht's. Warum packt Ihr
Euch nicht die Schuld noch auf, daß es mißlang?
Bis jetzt hab ich geduldig zugesehn.
Nun aber wird's zuviel. Ich leid es nicht,
Daß Sie noch etwas thun in dieser Sache.
Sie haben nun das Ihrige gethan.

Fräulein. Dir ist das Grund genug, weil du nur mich
Entschuld'gen willst. Du kannst das, aber ich
Darf's nicht. Ich darf mich nicht entschuldigen.
Was kommt da noch? Das ist Baptiste.

Zweiter Auftritt.

Baptiste. Vorige.

Fräulein. Was ist?

Serons (will Baptiste abhalten von dem Fräulein).
Sie haben Schlimmes —

Martinière. Schweigen Sie.

Fräulein. Sprich nur,
Baptiste; ich heiße dir's.

Baptiste. Heut noch, heut noch
Soll die Hinrichtung sein.

Fräulein. Von wem?

Baptiste. Von —

Martinière. Daß Sie uns
Das Fräulein töten? Sie —?

Baptiste. Mein Gott, was soll
Ich denn nun thun?

Fräulein. Laß dich nicht irre machen,
Mein ehrlicher Baptiste. Und sprecht mir leise,

Daß Ihr das arme Kind nicht weckt. Es ist
Ihr Urteil, fürcht ich, was du sprechen willst.
Das Restchen Traum, das ihr Gesicht umlächelt,
Vielleicht, vielleicht ist es ihr letztes Lächeln,
Denn seine sichre Rettung träumt sie noch.
Heut schon will man ihn töten? Gott und wann?
Baptiste. Den Abend noch. La Regnie hat geschworen,
Kein Engel soll ihn retten.
Fräulein. Großer Gott!
Baptiste. Das Volk ist ganz empört.
Fräulein. Empört? Was sagst du?
Worüber denn empört, wenn er soll sterben?
Baptiste. Darüber eben, daß er sterben soll.
Fräulein. Und hast du recht gehört?
Baptiste. Da braucht man nicht
Sehr aufzuhorchen. Hört man's doch von hier
Wie ferne Wellen brausen. „Nieder mit
La Regnie," schreit das Volk, „der König lebe!
Der König soll uns ein Gericht ernennen
Gegen den Mörder Regnie!" Keinen mehr
Will es hinrichten lassen, den la Regnie
Verurteilt.
Fräulein. Und doch schreibt die Maintenon
Das Gegenteil?
Serons. Sie schreibt, wie sie's erfuhr.
Der König ist ein Haupt, das seinen Augen
Und Ohren selten trauen darf. Und eh'
Der Ruf des Volks in seine Höh' gelangt,
Ist er oft so undeutlich schon geworden,
Daß es nur kleiner Müh bedarf, aus ihm
Sein Gegenteil zu deuten. Eben so
Umlagert in unruh'ger Zeit das Volk
Ein Haufe feiler Schmeichler, der, was ihm
Vom Throne kommt, verfälscht. Sicher ist's: Das,
Was Ludwig für des Volkes Stimme hält,
Ist Regnies nur und seiner Kreaturen.
Martinière. Was? Ihr wollt aufstehn? Jetzt? Bei Eurer Schwäche?
Fräulein. Jetzt
Darf ich nicht schwach sein.
Martinière. Doch Ihr seid's. Und Ruhe
Nur kann Euch helfen jetzt.
Fräulein. Wo jetzo muß
Geholfen werden, hilft die Ruhe nicht,
Da hilft nur Thätigkeit.
Martinière. Und was denn wollen
Sie thun?

Fräulein. Zum König gehn. Den König sprechen,
Dem König sagen, wie man ihn belügt.
Serons. Sie kommen nicht zu ihm.
Fräulein. Um diese Zeit
Beginnt der Staatsrat in der Maintenon
Gemächern.
Serons. Doch Sie kommen nicht dahin.
Die Schwäche läßt Sie nicht. Und wären's nicht
La Regnies Ränke. Glauben Sie, er wird
Sie vor den König lassen?
Fräulein. Was la Regnie
Wird thun, das weiß ich nicht. Ich weiß nur, was
Ich thun muß.
Serons. Welchen Gegnern werfen Sie
Den Handschuh hin?
Fräulein. Der Gegner nicht, das Recht ist's,
Was man bedenken muß.
Serons. Der Mutigste
In Frankreich wagt nicht, was Sie wagen wollen.
Es ist la Regnie, ist der allgewaltige
Minister Louvois, sein Busenfreund!
Martinière. O Himmel! Säh ich nicht, wie es muß kommen!
Ich seh es, was das End' wird sein. Des Königs
Ungnade —
Fräulein. Und du meinst, die kostet mir
Den kleinen Jahrgehalt, von dem ich lebe?
Martinière. Von dem so viele Arme leben; ja.
Serons. Vielleicht noch mehr. Die Rache des la Regnie kann
Sie bluten lassen —
Fräulein (lächelnd). Nun, da käm ich ja
Über die Ungnad' weg mit bester Art.
Serons. Die Aufregung schon kann sie töten.
Fräulein. Seht doch!
Da schlüpft ich dem la Regnie aus der Hand.
Martinière. Und die paar Jahre, die Ihr Alter Ihnen
Noch gönnt, so hinzuwerfen!
Fräulein. Ist's so wenig,
So ist's auch nicht so großer Schonung wert.
Und werf ich sie denn hin für nichts? Such ich
Sie für den höchsten Preis nicht loszuschlagen?
Martinière. Und selbst die Maintenon hat Sie verlassen.
Fräulein. So nöt'ger ist es, daß ich selber handle.
Schnell, Martinière, gieb mir den Mantel um.
Und du, Baptiste, bring eine Sänfte her.
Sagt, Serons, seht auch Ihr die Ähnlichkeit
Zwischen dem Mädchen und der la Vallière?

Serons. Sie kann nicht größer sein — doch —
Fräulein. Hör, Baptiste,
Zwei Sänften bring, und schnell. Nun, Meister Arzt,
Wo ist die Schwäche denn? Steh ich nicht straff
Wie Ihr?
Serons. Der Körper borgt noch von der Seele —
Fräulein. Dann mag die Seele von dem Körper borgen.
Ich muß sie wecken nun. He, Madelon,
Wach auf! — Wir können uns nicht putzen erst.
Dem Veilchen steht nichts schöner, als sein Laub,
Der Frucht nichts schöner, als ihr leiser Duft.
Nicht ein Gedanke von Gefallsucht darf
Dies schöne Bild der Reinheit heut entstellen.
Wach auf!
Madelon (erwachend). Ja, meine Mutter. Ach, ich glaube,
Doch war ich eingeschlafen. Zürne nicht.
Fräulein. Sagt ihr noch nichts. Vielleicht ist ihr der Schmerz
Noch zu ersparen.
Martinière. Ach, Sie denken nur
An andrer Schmerz —
Fräulein. Das beste Mittel ist's,
Den eignen zu vergessen. — Sei nicht böse;
Auch du mußt mit. Wenn ich einmal beschwere,
Dann thu ich's ordentlich. Ich weiß nicht, was
Mir widerfahren kann. Und du, Baptiste,
Bleibst heim.
Baptiste. Ich nicht, mein Fräulein. Der Baptiste
Bleibt nicht daheim. Er geht mit Euch zum König.
Ging's in den Tod, der alte Baptiste ließ
Euch nicht allein.
Serons. Erlaubt's ihm, Fräulein, und
Erlaubt's auch mir. Erlaubt mir, daß ich über
Eure Gesundheit wachen darf.
Fräulein. Still! Still!
Ihr bösen guten Menschen. Wollt Ihr mich
Zum Weinen bringen jetzt mit Eurer Liebe?
Ihr sollt mir doch — bei Gott, ich müßte weinen,
Hätt' ich die Zeit dazu. Nun seht Ihr nicht,
Daß ich muß helfen, wo ich kann? Wie soll ich
Denn sonst Gott dankbar sein für Eure Liebe?
(Sie stützt sich auf Martinière und Madelon; im Gehen.)
Es geht noch langsam. Doch laßt das nur gut sein.
Komm ich erst in den Gang, dann überhol ich
Euch alle. Und nun vorwärts. — Hat er ein-
Undsiebzig Jahr gehalten mir bis jetzt,

Der alte Leib, wird er auf einen Tag
Mehr oder weniger nicht interessiert sein.
Kommt, Kinder, kommt. Schon geht's was besser. Kommt.
(Alle ab.)

Verwandlung.

In den Gemächern der Marquise Maintenon.
Eine Mittelthür. Zwei Seitenthüren vorn.

Dritter Auftritt.

Das Fräulein, geführt von der Martinière und Madelon, durch die Mittelthür. Serons.

Fräulein. Da wären wir. Dies ist das Zimmer. Hier
Kommt er vorbei.

Serons. Die Maintenon stellt Euch
Dies Zimmer zur Verfügung. Doch ihr selbst
Möchte vergönnt sein, wegzubleiben. Sie
Will Euch nicht hindern; doch Ihr sollt auch nicht
Auf sie zählen.

Fräulein. Kommt nicht jemand? Ja. Nun geht,
Ihr lieben Menschen. Laßt mich nun allein.

Martinière. Ihr zittert.

Fräulein. Es ist kühl hier. Sonst um nichts.
Du, Madelon, mußt an der Thüre bleiben,
Daß ich dich gleich —

Madelon. Ja, Mutter; ich will nah sein.

Fräulein. Heut bin ich eine wichtige Person.
Ich fühl's bis in die Füße. Gebt mir doch
Einen Stuhl. — Hier muß ich auf der Lauer liegen.
Dorther kommt mir mein Wild. Sollt ich's erlaufen,
Da wär es sicher heut vor mir.
(Der Stuhl wird ihr nahe an die Seitenthür gesetzt.)
Nun geht. (Giebt allen die Hand.)

Vierter Auftritt.

Das Fräulein (allein). Bis jetzt hab ich gescherzt, die lieben Menschen
Mir heiter zu erhalten, die um mich
Sich ängsten. Und nun wird mir selber bang.
Muß ich die Thür hier lang ansehn und denken:
Hier wird er kommen, geht mir's wie dem Kranken,
Dem man das Messer vor die Augen hält,
Das ihm soll helfen. — Ist dies auch ein Kampf?
Mein alter Leib, nur jetzt verlass' mich nicht,

Wo alles mich verlassen hat und ich
Allein auf mich muß stehen — oder sitzen!
Ich muß versuchen, über diese Spanne
Voll schwerer Spannung mich hinwegzuscherzen.
Der gute Gott soll dieses freundliche
Geschenk mir nicht umsonst verliehen haben.
Er selbst ist ja ein heitrer Gott und alles,
Was er geschaffen, ist sein heitrer Spiegel.
Scheint einem Menschen dieser Spiegel trüb,
Ist's nur sein eignes trübes Angesicht,
Was ihm daraus so trüb entgegensieht.
Der gute Wille lächelt, Frömmigkeit
Und Tugend, Glaube, Liebe, Hoffnung lächeln;
Die gute That hat keine finstre Stirn.
Heiter ist alles Gute; doppelt gut,
Wenn's doppelt heiter ist. — Nun komme, was
Da will! — (Schritte; sie schrickt zusammen und steht auf.)

Fünfter Auftritt.

Bontems. Fräulein.

Fräulein. Das ist Bontems, der Kamerdiener
Des Königs, nicht der König selbst.
Bontems. Mein Fräulein,
Erwartet Ihr den König?
Fräulein. Sonst wär ich
Nicht hier.
Bontems. Ihr seid es um des Brussons willen —
Fräulein. Um der Unschuld willen, Freund.
Bontems. So gut die Sache
Erst stand, unwiederbringlich ist sie nun
Verloren. Seine Majestät, der König
Wollte den Brusson selber sehn. Schon ist er
Hierhergeführt und wartet auf den Wink.
Wenn ihn der König einmal sah, war er
Gerettet. Denn wie Licht und Wärme von
Der Sonne, geht der Strahl der Gnade von
Der Majestät aus. Aber la Regnie
Kam dem zuvor. Bei der Gerechtigkeit,
Deren Bild die Majestät soll sein, beschwor er
Den König, stellt des Volkes Wut ihm vor,
Wenn dieser Sünder, dessen Tod das Volk
Zu seiner eignen Sache macht und laut
Zum König aufschreit um ein strenges Beispiel,
Begnadigt würde. Das ist seine Seite,
Wo er verwundbar ist. Im Kampfe gegen
Den Adel muß er auf das Volk sich stützen.

Jetzt eben führt man den Unglücklichen
Zurück in die Gewalt der strengen Richter,
Und seinen Tod kann niemand mehr verhindern.
Der König ist so ungehalten auf des
Brussons Verteidiger, daß er kein Wort
Für ihn mehr hören will! ja, nicht den Namen
Des Brusson darf ihm jemand nennen, der
Den höchsten Zorn nicht auf sich laden will.
Mein Fräulein, laßt Euch raten; gebt es auf,
Alles in diesem Spiel zu wagen, wo
Ihr nichts gewinnen könnt. Wollt Ihr, so nah
Dem Grab, so schwere Last noch auf Euch laden,
Den Zorn des Königs und jenes la Regnie
Allmächt'ge Rache? Nein, mein edles Fräulein.
Ich kann etwas bei seiner Majestät,
Und wo es sonst mag sein, glaubt meinem Wort,
Dürft Ihr auf meine Dienste sicher rechnen.
Doch hier — des Königs Zorn ist noch zu neu,
Und dieser Richter Rächerarm zu eilig. — —
Er kommt. — Der König kommt. — Sie wollen dennoch —?
Mag Gott Sie schützen bei dem kühnen Wagnis. (Er zieht sich zurück.)

Sechster Auftritt.

Das Fräulein allein, gleich darauf der König.

(Das Fräulein erhebt sich; der König tritt ein aus der rechten Seitenthür; wie er das Fräulein sieht, verfinstern sich seine Züge; er schwankt einen Augenblick, ob er nicht wieder umkehren soll; er will schnell vorbei; um das Fräulein nicht zu Wort kommen zu lassen, spricht er während des Gehens.)

König. Ah. Seht. Mein edles Fräulein Scuderi.
Ich habe dringende Geschäfte —
Fräulein. Majestät,
Das dringendste Geschäft für einen König ist
Gerechtigkeit!
König (bleibt verwundert stehen). Die rufen Sie an? (Will gehn.)
Fräulein. Majestät,
Im Namen Ihres Volks ruf ich sie an.
Im Namen Ihres Volks Gerechtigkeit!
König. Die soll dem Volke werden. Doch uns deucht,
Die wir gewähren wollen, ist die nicht,
Um die Sie bitten.
Fräulein. Hören müssen Sie!
König. Wohlan; ich will Sie hören. Einen Namen
Nur nehm ich aus. Wie Sie den Namen nennen —
Fräulein. Den sollen Sie nicht hören. Einen Fremdling
In diesen Zimmern bring ich, wenn sein Name
Auch oft genannt wird —

König. Muten Sie mir jetzt
Nicht zu, spitzfind'ge Rätsel aufzulösen —
Fräulein. Das Volk, mein König, ruft zu Euch um Recht
Gegen die Mörder —
König. Das wird ihnen schon.
Fräulein. Nicht gegen die, mein König, die bei Nacht
Und heimlich morden; nein, mein König. Recht
Gegen die Mörder, die bei Tage morden
Und öffentlich, und die dem Recht zum Hohn
Sein heilig Schwert zum Mörderdolch entweihn;
Gegen die Mörder, die, was sie verletzen,
Zum Vorwand selber nehmen der Verletzung;
Die unterm Namen der Gerechtigkeit die
Gerechtigkeit verhöhnen; die dem König
Des Volkes Lieb entfremden. Darum ruft
Das Volk, das seinen König lieben will,
Recht gegen die Entfremder, die Entweiher,
Recht gegen die la Regnie!
König. Fräulein, Ihr
Seid kühn.
Fräulein. Ich weiß es, was ich wage, daß ich
Den Fremdling hier einführen will: die Wahrheit.
Ihr wollt das Recht, mein König, doch la Regnie
Will's nicht. Ihr wollt, das Volk soll Euch vertrauen,
Seinen Vater in Euch sehn; Ihr wollt es, aber
La Regnie will es nicht. Ihr wollt die Wahrheit,
Ihr seid so groß, die Wahrheit nicht zu hassen,
Selbst wenn sie Euch nicht zeigte, was Ihr wünscht;
Ihr wollt die Wahrheit, doch la Regnie will
Sie nicht. Mein König, gebt dem Volk, was Ihr,
Nicht, was la Regnie will.
König. Die Klage will beweisen,
Verdächtigung will nur schaden.
Fräulein. Majestät,
Ich steh am Grabe. Mich erwartet schon
Ein höhrer Richter, als Ihr selber seid,
Der Richter, der auch Euch einst richten wird,
Der zwischen uns entscheiden wird. Glaubt Ihr
Nicht mir, so sendet Boten, doch nicht jene,
Die in la Regnies Solde stehn. Denn die
Geschöpfe loben ihren Schöpfer. — Mich
Führte mein Weg durch große Haufen Volks.
(Auf einen Wink des Königs Bontems ab.)
„Nieder la Regnie! Doch der König lebe!
Der König soll uns ein Gericht ernennen
Gegen den Mörder Regnie. Keinen mehr

Soll dieser Schlächter schlachten!" Solche Worte
Hört ich von Hunderten, und nicht allein
Vom Pöbel, der nur, um zu schreien, schreit.
Wut gegen den la Regnie und Vertrauen
Zu seinem väterlichen König spricht
Von jedem Mund. Rechtfertigt, Herr, das letzte,
Indem der ersten Ihr ihr Recht verschafft.
Sie wollen nicht zwei Kön'ge, sagen sie,
Sie wollen nur den einen, gottgesetzten,
Den König, den sie lieben, der sie liebt,
Und der vom andern sie befreien wird,
Den alle hassen und der alle haßt!

König (steht sinnend).

Fräulein (holt Madelon).

Siebenter Auftritt.

Madelon. Vorige.

Fräulein (Madelon an der Hand).
Sag du's ihm, Unschuld, was sein Volk begehrt
Von seiner Liebe. Fleh im Namen aller
Unmünd'gen um das Recht der Unschuld, um
Der Schwäche Schutz! Sag ihm in ihrem Namen:
Kein Alter, kein Geschlecht, kein schwer erworben
Verdienst, kein Ruf schützt vor la Regnies Schergen.
Das Geständnis ist schon fertig vor der Frage.
Das Vorgesagte zwingt die Henkerqual,
Dem — Richter nachzusprechen, und die Unschuld
Gesteht Verbrechen, die sie nicht dem Namen
Nach kennt. Aus seiner Kinder Armen reißt er
Auf bloße Möglichkeit den Vater. Der
Weiß nicht, warum? Das braucht's ja nicht. Man wird's
Ihm auf die Zunge legen schon, was er
Gestehen soll. Er wird es gern. Denn das
Geständnis lohnt der Tod, der endliche
Befreier aus der Kerker-Modergruft
Und — (Sie wird immer schwächer.) aus der Quäler Händen —

Bontems (der unterdes wieder erschienen). Ha! wie schlau!
Die la Vallière selber —

König (macht eine Bewegung zu gehn).

Fraulein (wankend). Recht, mein König! —
Mein König — Recht — Ich sterbe — mir wird übel —

König (zu Madelon). Schnell, rufen Sie um Beistand —

(Er fängt die Sinkende auf; Bontems stellt schnell einen Stuhl, worauf sie der König gleiten läßt. Der König geht bis zur andern Seitenthür, wohin Bontems auf seinen Wink ihm folgt; dort bleibt er so lange stehen, bis er Madelon mit der Scuderi Leuten zurückkommen sieht.)

Achter Auftritt.

Das Fräulein, die Martinière, Madelon, Serons.

Fräulein. Ich muß sterben
Und — hab — nicht — (Will aufstehn und dem König nach.)
Recht, mein König!
(Sie fällt der Martinière ohnmächtig in die Arme.)
Martinière. Ach! sie stirbt!
Madelon (aufschreiend).
Sie stirbt? Ich laß dich nicht! Du darfst nicht sterben!
Martinière. Ach! ist sie tot, nimm mich mit ihr, mein Gott!
Serons (um sie beschäftigt).
Noch stirbt sie nicht, macht uns noch nicht zu Waisen.
Reibt ihr die Stirn mit diesen Tropfen. So.
Seht Ihr, schon wirkt's.

Neunter Auftritt.

Olivier. Vorige.

Olivier (erstaunt). Meine Mutter? Madelon? Ich
Bin frei! Gott ich bin frei! Ich muß nicht sterben!
Ich muß in Regnies Kerkern nicht verschmachten.
Frei bin ich! Keine Kette rasselt mehr
Und weckt mich aus dem goldnen Freiheitstraum
Zur Verzweiflung auf. Noch immer fürcht ich, jetzt,
Jetzt wird sie klirren. Nein, es ist kein Traum! Ich
Bin frei, frei wie der Vogel in der Luft,
Frei wie der Fisch im Meer. Hab ich nur erst
An den Gedanken mich gewöhnt. — Meine Madelon,
Hier laß uns danken! Hier zu ihren Füßen
Der Retterin. Hier danken, weinen, jubeln!
Fräulein (öffnet die Augen).
Wo bin ich? Wenn ich nicht im Himmel bin?
Olivier. Ihr seid ein Engel. Wo Ihr seid, da ist
Der Himmel.
Fräulein. Meiner Anne Guiot Sohn —
Olivier. Ist frei durch Euch, frei wie des Himmels Wolken!
Fräulein. Ihr, Serons — Martinière — Madelon —
(Giebt jedem die Hand.)
Ja; ich bin in der Maintenon Gemächern,
Wo ich den König — doch wo ist der König?
Ohnmächtig war ich wohl? Ihr lieben Menschen
Seid so bekümmert, und um mich. Daß ich
Euch soviel Sorgen mache.
Martinière (bei ihr knieend, fast zürnend). Ewig sieht
Sie nur das wenige der andern; für

Ihr eignes Viel hat sie kein Aug'. Ein jeder
Thut ihr genug; sie selber nur kann nie sich
Genug thun.

Fräulein (abwehrend). Still! Wer kommt?

Zehnter Auftritt.

Bontems. Vorige.

Bontems. Mein edles Fräulein,
Ihr habt gesiegt. Von Herzen meinen Glückwunsch.
Soeben fliegt der Bote fort. Die Chambre
Ardente hat aufgehört. Mit Regnies Reich
Ist's aus. Schon habt Ihr Euern Schützling wieder.
In Frankreichs Namen dankt der König Euch.
Es sei kein Wunder, sagt er; wessen Sache
Die Tugend selber führt, der muß gewinnen.
Hier sendet er an Euers Schützlings Braut
Einen Abschlag nur von dem, was Frankreich schulde,
Sie auszusteuern, wie's der Braut geziemt
Von Euerm Schützling. Beide sollen aber
Von diesem Augenblick das Land verlassen
Und sich in seine Heimat Genf zurückziehn,
Wo sie der König nicht vergessen wird.
Doch allen Dank verbittet sich der König.

(Er verbeugt sich und geht schnell ab.)

Elfter Auftritt.

Vorige ohne Bontems.

Fräulein. So geht, ihr Kinder. Gott und dieser Kuß
Mit euch.

Olivier. Ihr wollt allein uns ziehen lassen?
Nein. Ihr geht mit uns.

Madelon. Mutter, Ihr zieht mit.

Fräulein. Ihr dummen Kinder, denkt ihr denn, es ist
'ne Kleinigkeit —? Denkt nur die hundert Schachteln;
Meine Tauben und den alten Star — ei ja,
Ihr junges Volk wißt, was dazu gehört,
Wenn solch ein altes Fräulein reisen soll,
Und gar im Augenblick. — Geht; geht, ihr Kinder,
Und dankt dem König durch Gehorsam. Laßt
Nunmehr die Raupe sich einspinnen, wo sie
So lang gewohnt. In meinem Alter reißen
Die alten Fäden nicht so leicht und spinnen
So leicht sich neue an. Geht, Kinder, geht!
Und wird's euch wohl, wenn ihr die neue Heimat

Erblickt, bin ich's, die euch entgegen kommt
Von dort. — Thut mir die Liebe! Nein. — Kein Wort mehr.
Doch eins! Olivier, komm noch einmal.
Der Bischof von Paris wird jene Schmucke,
Als ihm von einem reuig Sterbenden
Dazu vertraut, den Eignern wiedergeben.

Olivier. O meine —

Fräulein. Stille! Still! Kein Wort jetzt mehr,
Wenn ihr mich liebt. Lebt wohl.

Madelon. Lebt wohl. Doch kommt
Uns nach!

Olivier. Denn ohne Euch ist unser Glück
Ein halbes nur! (Olivier und Madelon ab.)

Zwölfter Auftritt.

Vorige ohne Olivier und Madelon; bald hernach Baptiste.

Fräulein (zu Serons; man merkt, daß sie sich in Gegenwart der eben Abgegangenen Gewalt angethan hat). Gut, daß sie gehen müssen,
Bevor ich sie betrüben mußte —

Serons. Meint Ihr —

Fräulein. Ich mein es nicht; ich weiß es, wußt es schon
Vorher. Mein letztes Haus darf ich bestellen.
Meine Seele hat dem alten Leib zuviel
Geborgt. Nun ist sie bankrott wie er. —
Nun geh ich gern.

Martinière. O sprecht nicht so.

Fräulein. Ich denk
Euch wenig Sorgen mehr zu machen. Hoff ich doch,
Mein heiter Leben schließt ein heiter Ende.

Baptiste (echauffiert herein).

Fräulein. Was ist, Baptiste? Wo hast du deinen Atem
Gelassen?

Baptiste. Fräulein! Ach, mein gnädig Fräulein!
Das ist mein schönster Tag in diesem Leben.
Wenn Ihr — ach, ganz Paris ist Euch ein Sprachrohr
Für diesen einen Ruf: das Fräulein Scuderi!
Die Retterin! Die Helferin! Die — (schluchzend) ich —
Ich überleb die Freude nicht. Die Chambre
Ardente sei aufgelöst. Den Boten trugen sie
Auf ihren Schultern. Ach, mein Fräulein, geht
Jetzt nicht, denn sie zerreißen Euch vor Lieb'
Und Dankbarkeit.

Fräulein. Das Schicksal mußte mir
Was Bittres mischen in das allzusüße
Getränk. Muß ich das Stadtgespräch noch werden?

Was hab ich denn gethan für solchen Preis?
Soviel als von dem Beifall das Verdienst
Übersteigt, soviel verliert der Beifall selbst
An seinem Wert. Zu große Ehre macht
Sich selber wohlfeil. Und ein stiller Blick
Des Gleichverstehns ehrt Geber und Empfänger
Mehr, als der Straßen lärmendes Gepränge.
Ein solcher Dank würdigt allein vor Gott
Sich selber nicht herab. Die Maintenon
Wird mir den Aufenthalt bei ihr vergönnen,
Bis diese guten Menschen wieder ruhig
Genug sind, mich nicht schamrot mehr zu machen.
(Sie wendet sich, auf die Martinière gestützt, zu gehn. Die andern folgen.)

Der Erbförster.

Trauerspiel in fünf Aufzügen.

Einleitung.

Der Erbförster ist Otto Ludwigs populärste dramatische Dichtung. Wie immer bei diesem Dichter sind ihr mehrere unvollendete Entwürfe desselben Problems vorausgegangen, deren Titel „Die Wildschützen", „Willem Berndt", „Eine Waldtragödie" lauten, und mit denen sich der Dichter seit 1846 beschäftigte.

In „Willem Berndt" sollte „die ganze Metaphysik des Rechtsgefühls entwickelt werden." Es sollte „in Iffland zu wurzeln scheinen und mit dem Wipfel an Shakespeare rühren." Die Grundstimmung der Dichtung, wie sie Ludwig in seinen Planheften andeutete, ist im großen Ganzen auch für den späteren „Erbförster" festgehalten worden. Er schrieb: „Der rauschende Wald müsse dem Stücke stets über die Schulter sehen, dazu das schaurige Handwerk. Die Sprache kernig, volksmäßig, anschaulich, derb sprichwörtlich, kurz: lutherisch. — Berndt, eine mächtige, zusammengefaßte, sich selbst beherrschende Natur, ein sittlicher Mensch, über den die Rachsucht erst dann Gewalt erhält, wenn sie sich als Rechtsgefühl maskiert. Seine Festigkeit bis zum eisenköpfigen Eigensinn. Die Gewohnheit, seine mächtige ausgreifende Natur zu beherrschen, seine starken innigen Gefühle zusammenzuhalten, giebt ihm das Vornehme, die Ruhe, die er immer anstrebt, das Plastische, Große, die Bewußtheit seiner Gewalt über sich, und deshalb über andere — ein Selbstgefühl und eine Überlegenheit, die nach und nach in Rechtswahnsinn übergeht. Das Laster tritt zu ihm in Gestalt einer Tugend. — Er übersieht seine Frau geistig, die ihn nicht versteht, und der er sich nicht verständlich machen kann, weil ihr Wesen dem seinigen gerade entgegengesetzt ist. Seine Tochter ist ihm sein Alles — aber er läßt sich's nicht merken. Je mächtiger sein Gefühl, seine Leidenschaft, desto imposanter die ruhige Gewalt, mit der er sie zusammenhält."

Gewisse Eindrücke des Jahres 1848 sollen den Anstoß zur letzten Bearbeitung gegeben haben, die Ludwig im Sommer 1849 in ländlicher Zurückgezogenheit fertigstellte. Devrient war von dem Stücke ganz begeistert, las es schleunigst dem Dresdener Intendanten vor und erwirkte die sofortige Annahme.

Schon am 4. März 1850 erlebte der „Erbförster" seine erste Aufführung. Otto Ludwig schrieb darüber in seinem Tagebuch: „Erbförster zum erstenmal. Das Publikum, auch König, Königin und Prinzessinnen auffallend still und aufmerksam. Devrient, der wunderbar spielte, und die Bürck mehrfach applaudiert. Während der letzten zwei Aufzüge schien das Publikum wie perplex, noch nach dem Schlusse einen Moment tiefe Stille, dann ich von mehreren Stimmen gerufen. Ich hatte gehofft, man würde die Schauspieler rufen, die es verdient hatten."

Auch Devrients Tagebuchaufzeichnung bewies, daß der Eindruck ein sehr mächtiger, wenn auch kein angenehmer auf das Publikum gewesen war; er schrieb: „Die beiden ersten Akte machten glänzende Wirkung. Vom dritten Akt an erlag das weichliche Publikum unter den Martern der nahenden Katastrophe, nur einzelne behielten zuletzt den Mut zu ohnmächtigen Beifallsäußerungen."

Die Presse urteilte zum Teil sehr ungünstig darüber, und einzelne Blätter fielen geradezu über das Werk her und rissen es herunter. Dennoch wurde das Stück der Reihe nach von den hervorragendsten Bühnen Deutschlands aufgeführt, und in den verständnisvolleren Kreisen der Litteraturfreunde war Otto Ludwig seit diesem Tage ein Mann, auf den man die größten Erwartungen setzte.

Von Interesse dürfte noch sein, wie Otto Ludwig das Stück gegen den Vorwurf zu verteidigen suchte, daß der *Zufall* in der Herbeiführung der Katastrophe eine zu große Rolle spiele. Er schrieb in einem Briefe an Julian Schmidt: „Wie die Geschichte da steht, ist sie so: der Alte sieht den Robert und schießt auf ihn; Marie läuft *absichtlich* in den Schuß, sie wird getroffen, statt Roberts. Es ist keine zufällige Verwechselung der beiden, kein zufälliger Freischützenschuß durch Wanken des Gewehrs oder etwas dergleichen oder gar durch überirdischen Einfluß, er zielt und schießt vollkommen sicher und würde den Robert treffen. Nur weil ich die Stimmung des Furchtbarerhabenen wollte, habe ich das Verhältnis etwas ins Unklare und Undeutliche gespielt, das ein wesentliches Ingredienz desselben ist. An sich ist es ganz klar und durchaus kein Stück Schicksalstragödie. Das dämonisch Erscheinende kann keinem tragischen Dichter verwehrt werden, wenn es als wahrscheinliches und natürliches Glied der Kausalwirkung eingeflochten ist. Hier ist es natürlich und wahrscheinlich, es ist kein Wunder, es geht natürlich

zu, nur die Stimmung des Wunders ist darüber gebreitet. Die wunderbaren Motive sind das Fehlerhafte in den Schicksalsstücken, und ich bin ein so großer Freund der realistischen Motive, daß ich selbst von den durch die Konvenienz geheiligten idealen Motiven nur mit größter Vorsicht Gebrauch mache. Selbst die Ungewißheit ist realistisch aus des alten Försters Zustand notwendig herzuleiten. Ich weiß wohl, ich hätte dergleichen Ausstellungen vorbeugen können, wenn ich das Verhältnis abstrakt hätte markieren wollen. Aber ich bin ein solcher Realist, daß mir meine eigene Einmischung in die Handlung auch nicht viel weniger absurd erscheinen würde, als die Einmischung von etwas Übernatürlichem. — Dann hielt ich's für milder und notwendig zum Abschluß, wenn ich Marien erschießen ließ, anstatt Robert. Denken Sie sich die notwendigen Folgen und vielleicht stimmen Sie mit mir überein. Was wäre für Marien mit einem Leben gewonnen, das die Erinnerung an den Tod des Geliebten durch das Verbrechen des Vaters vergiften müßte; was für den alten Förster, denken zu müssen, daß sein Liebstes ein vielleicht langes vergiftetes Leben hindurch mit Schauder und Abscheu an ihn denken müsse! So stirbt sie einen schnellen Tod und stirbt als die Retterin ihres Geliebten; so ist ihre Resignation auf seinen Besitz um ihres Vaters willen erst etwas, wenn sie eine Liebe zu besiegen hat, der man sie fähig sieht, ihr Leben zu opfern. — In dem „Erbförster" habe ich die Gefahr darstellen wollen, in der der Instinktmensch schwebt, dem die Reflexion nur um so schlimmere Dienste thut, wenn er meint, sie los zu sein. Daß, wer bewußt den Verstand verachtet und vertreiben will, unbewußt der Sophisterei verfällt. Daß das Herz nicht allein der Führer durch das Leben sein kann, daß, wo der Mensch am selbständigsten auf seiner Einseitigkeit zu stehen glaubt, er in Wirklichkeit am unselbständigsten ist. Denken Sie sich ihn etwa als eine Umkehrung und Ergänzung des Hamletproblems. Wie Hamlet ein Warnungsbild für das Übergewicht der Reflexion, so ist der Erbförster eins für das Übergewicht des Instinkts; wo der eine den klarsten Beweisen nicht traut, weil er halb unwillkürlich einen Vorwand für seine Thatflucht sucht, glaubt der andre den ungewissesten, unwahrscheinlichsten Gerüchten und läßt sich von einem Bibelspruch bestimmen, weil dieser wie jene dem aufgeweckten Tiere in ihm, der Rachsucht entgegenkommen."

Ludwig übersah, daß nicht das Zufällige in der Schlußkatastrophe der Dichtung zum Vorwurf gemacht wurde, sondern die ganze Kette von Zufällen, welche zu dieser Katastrophe hinführten, oder vielmehr, daß es nicht der blinde Zufall der Wirklichkeit war, der fast immer dann eintreten wird, wenn die Entscheidung eben auf eine Messerscheide von Ereignissen gestellt ist, sondern die planvollen Zufälligkeiten, welche der Dichter aneinander reihte, um zu seinem Resultate zu gelangen.

Aber freilich die Schwächen der Dichtung liegen in der Eigenart des Ludwigschen Kunstschaffens, und über diese Schwächen sind die großen rein-künstlerischen Schönheiten der Dichtung viel zu sehr außer acht gelassen worden. Noch heute nimmt „der Erbförster" in der allgemeinen Wertschätzung nicht die Stellung ein, die dem Werke, wie seinem Schöpfer gebührte.

Der Herausgeber.

Der Erbförster.

Personen.

Stein, ein reicher Fabrikherr und Güterbesitzer.
Robert, sein Sohn.
Christian Ulrich, Förster des Gutes Düsterwalde, genannt der Erbförster.
Sophie, seine Frau.
Andres, Forstgehilfe bei Ulrich } beider
Marie } Kinder.
Wilhelm } Kinder.
Wilkens, ein großer Bauer, der Försterin Oheim.
Der Pastor von Waldenrode.
Möller, Steins Buchhalter.
Jäger Gottfried, genannt der Buchjäger.
Weiler, Ulrichs Holzhüter.
Der Wirt von der Grenzschenke.
Frei } Wilddiebe.
Lindenschmied } Wilddiebe.
Kathrine.
Bastian, Steins Diener.
Zwei Träger.

Das Stück spielt abwechselnd im Jägerhaus von Düsterwalde und in Steins Schloß zu Waldenrode, einmal im dritten Aufzug in der Grenzschenke und im heimlichen Grunde.

Erster Aufzug.

Jägerhaus von Düsterwalde.

Im Hintergrunde des Zimmers eine Flügelthür und ein Schrank, zu beiden Seiten gewöhnliche Thüren. Rechts ein Fenster; links im Hintergrunde der Ofen; weiter vorn eine Schwarzwälderuhr; dann ein Riegel, an dem mehrere Flinten, darunter zwei doppelläufige, Jagdtaschen und dergleichen Gerät hängen, und ein Bücherbord, auf dem Bibel und Gesangbücher liegen.

Erster Auftritt.

Man hört in der Scene Musikanten ein Stückchen blasen.

Weiler, langsam sich umsehend durch die Mittelthür; die Försterin, zugleich geschäftig von links. Dann Andres, Wilhelm, zuletzt Marie.

Försterin. Da sind die Musikanten schon. Wo hab ich nur den Kellerschlüssel? Die Musik muß zu trinken haben. — Der Weiler?
Weiler. Der Weiler. Wo ist denn der Alte? Der Förster?
Försterin. Mein Mann? Ist er nicht draußen?
Weiler. Von wegen mit den Holzhauern.
Försterin. Kann er nicht warten?
Weiler. Warten? Behüte. Alle Hände voll zu thun.
Försterin. So mach er, daß er fortkommt.

Weiler (sehr ruhig Tabak in seine kurze Thonpfeife stopfend). Ja.

Försterin. Sollt er vielleicht schon mit dem Herrn Stein —

Weiler. Ja; Sand gestreut schon am Dienstag. Und die Guirlanden draußen an der Thür — Heut ist doch gar die Verlobung vom Herrn Robert Stein und der Jungfer Marie? Da wird die Freundschaft noch erst recht dick werden, wenn's heißt: „der Herr Schwiegervater Stein". Und das ist noch nicht einmal alles. Der Stein hat nun auch das Gut gekauft, worauf der Ulrich Förster ist. Der dicke Advokat aus der Stadt hat's gestern richtig gemacht. Und der Stein ist heut als Herr von Düsterwalde aus seinem Bett gestiegen.

Försterin. Hier den Tisch —

Weiler (indem sie den Tisch zusammen tragen, auf der linken Seite). Wird's der Ulrich gut kriegen, nun sein alter Freund sein Herr geworden ist und noch obendrein sein Schwiegervater wird.

Försterin. Weiter nach dem Ofen zu. Noch einer muß herein.

Weiler (in sich hineinlachend). Wahre Kesselflicker die beiden, der Stein und der Ulrich. Alle Tage einmal Zank.

Försterin. Warum nicht gar Zank? Scherz ist's. (Geschäftig hinaus, gleich darauf wieder herein.)

Weiler (hinter ihr her gestikulierend bis an die Thür). Scherz? Da hat sich's. Der eine hitzig, der andre eigensinnig. Seit sich's um den Kauf handelt, da ist das Durchforsten der tägliche Zankapfel. Die reichen Leute wollen doch immer auch was verstehn, wenn's auch nichts ist damit. Da meint der Stein, wenn er allemal die andere Reihe Bäume wegschlüg im Wald, da bekäm die erste mehr Licht und mehr Platz zum Wachsen. Kann auch sein, daß der Buchjäger das aufgestöbert hat in einem alten Buch. Aber damit kommt er dem Ulrich schön an. Noch vorgestern denk ich, sie fressen einander auf, daß von keinem was übrig bleibt. Der Stein: es wird durchforstet. Der Förster: es wird nicht durchforstet. Der Stein: Aber es wird durchforstet. Der Förster: Aber es wird nicht durchforstet. Der Stein: Aber es wird durchforstet. Der Förster: Aber es wird nicht durchforstet. Der Stein auf, den Rock zu, zwei Knöpfe auf einmal, zwei Stühle über den Haufen gerannt und — fort. Ich, denk ich, nun wird's doch einmal aus sein mit der Freundschaft? Ja, prosit Mahlzeit. Das war vorgestern Nacht und gestern früh — kaum war's Tag — wer da vom Schloß daher gepfiffen kommt und an des Försters Fenster pocht, als wär nie nichts passiert — das ist der Stein. Und wer schon eine Viertelstunde gewartet hat und drin sein „Gleich!" unter dem weißen Schnauzbart hervorschnarcht — das ist der Ulrich. Und nun miteinander hinaus, mir nichts, dir nichts — in den Wald — als wär nie kein Zank gewest. Und das fällt auch keinem Menschen mehr auf. Nachts gezankt und früh miteinander in den Wald — als müßt's so sein. Aber macht er's denn mit seinen Jungen anders, der Stein? Mit dem Robert? Der Stein? Hat der nicht schon ein halb Dutzend Mal fortgewollt? Und hernach ist er wieder zu gut. Konfuse

Wirtschaft das! (Während des letztern ist er Schritt vor Schritt vor dem Tisch zurückgewichen, den Andres und Wilhelm hereingetragen bringen und an den bereits zur Linken stehenden Tisch fügen, der in der Richtung von der Rampe nach dem Hintergrunde steht.)

Försterin. Hierher. So. Und nun Stühle, Jungens. Aus der obern Stube. Der Weiler könnte wohl —

Andres und **Wilhelm** (ab).

Weiler (pressiert, indem er sich zum Gehen fertig macht). Wenn er nicht die Hände voll zu thun hätte, der Weiler! Draußen mit den Holzmachern — dann wegen des Tannensamens und von wegen mit dem Salz — da — ich kann nicht zu Gedanken kommen vor der Arbeit. Und der Alte — (Gebärden, Ulrichs Strenge andeutend.)

Försterin. Na; ich will nicht schuld sein, wenn Er etwas versäumt. (Geht wieder.)

Weiler (ganz ruhig). Ja. (Den Finger an der Nase.) Aber ob er auch jetzt allemal der erste sein wird, der die Hand bietet? Der Stein? Wenn er nun des Försters sein Herr ist? Ja; ich will nicht prophezein, aber — der Herr hat doch allemal recht, weil er der Herr ist. Hm. Wenn's mal was Ernsthaftes gäbe! Hab ohnehin mal wieder die lustigen Gesichter satt.

Försterin (mit Andres und Wilhelm, die Stühle tragend). Sieben, acht, neun, zehn Stühle. (Zählt nochmals leise.) Ja.

Weiler. War auch kein übel Gesicht das, was der Buchjäger gestern schnitt, Mosjeh Andres; Sie haben auch wieder was mit ihm vorgehabt.

Försterin. Mit dem rachsüchtigen, brutalen Menschen? (Sie deckt die Tafel.)

Andres. Wer kann mit dem in Frieden leben?

Försterin. Nun; geschehn ist geschehn. Aber in acht nehmen darfst du dich vor dem.

Weiler. Sela. Denn es ist kein Glied an dem Kerl, woran der Kerl nicht schlecht wär.

Andres. Ich fürcht ihn nicht.

Försterin. Du, Wilhelm, ins Gärtchen. Kaiserkronen, Löwenmaul, Rittersporn — nur was Großes, damit es ein Ansehn hat im Glas. — Steins werden bald kommen mit Herrn Möller, dem Buchhalter —

Weiler. Dem Hagestolz —

Försterin. Sieh doch, Andres, ob der Vetter Wilkens noch nicht kommt?

Andres, **Wilhelm** (ab).

Weiler. Der Wilkens kommt auch?

Försterin (betonend). Der Herr Wilkens? Wird nicht ausbleiben, wenn seiner Muhme Tochter Verlobung hat!

Weiler. Hm, freilich. Hat Geld, der Herr Wilkens. Der größte Bauer in der Gegend. Ich war auch einmal ein Herr Weiler. Eh' mir die Gläubiger meinen Kaffeeladen zugeschlossen. Da haben sie den „Herrn" in die Thür geklemmt. Da steckt er noch. Nun ist's „der

Weiler" schlechtweg. „Der Weiler könnte" — „weil der Weiler doch einmal da ist" etcetera. Manchmal, wenn mir's Vergnügen macht, ärgr' ich mich drüber. Ein eigen Vergnügen, sich zu ärgern — aber es ist eins. Hui, da kommt die Jungfer Braut.

Marie (tritt auf; während des Folgenden wird von den Frauen die Tafel gedeckt).

Weiler. Hui! Wie ein Eichhörnchen.

Försterin. Der Weiler will dir eine Schmeichelei sagen, Marie. Er hat seine aparte Art.

Weiler. Ja. Schad't nichts. Grob oder fein. Wenn das Weibsen nur merkt, daß es geschmeichelt sein soll, da ist es schon zufrieden. Wie wenn die Jungen so'n glattes Kätzelchen streichen. Sanft oder rauh, wohl oder weh, es kann sich's nicht erwehren zu spinnen.

Marie. Und der Vergleich war wohl auch eine Streichelei?

Weiler. Wenn Sie spinnen müssen, wird's schon gestreichelt gewesen sein.

Marie (durchs Fenster sehend). Er kommt, Mutter.

Försterin. Der Robert?

Weiler. Da will ich nur zu meinen Holzmachern. Sonst flucht der Alte! (Ab.)

Försterin (nachrufend). Wenn Er nicht hereinkommen kann, will ich Ihm sein Teil aufheben. — Ein ungemütlicher Mensch! Und höflich wird er nunmehr auch nicht. Das kommt noch aus seiner guten Zeit her. Und deshalb sieht's ihm auch dein Vater nach. Weil sie alte Kameraden waren. Der Buchjäger gehörte auch dazu. Wie der sein Vermögen vertrunken hatte, kam er an den Stein. (Die Tafel übersehend.) Hier oben der Bräutigamsvater. Daneben deiner. Dann der gute, launige Herr Pastor. Wenn der nicht wär, wär der Robert längst fort.

Marie. Mutter, dasmal war der Robert so wild, so ungestüm —

Försterin. Ja; dasmal konnten der Pastor und wir ihn kaum halten. (Zählt die schon Genannten noch einmal.) Dann hier Herr Möller. Und dort dein Herr Pate, der Herr Vetter Wilkens. Dann hier ich, dort Robert und du. Untenan endlich Andres und Wilhelm. Wie die Zeit vergeht! Wenn ich an meinen Verlobungstag denke! Da war ich nicht so glücklich, als heut.

Marie. Mutter, ob's jedem Mädchen so ist, das eine Braut werden soll, wie mir?

Försterin. Hat nicht jede so große Ursache froh zu sein, wie du.

Marie. Aber ist denn das auch Fröhlichkeit, was ich fühle? Mir ist so schwer, Mutter, so —

Försterin. Freilich; wie dem Blümchen, an dem ein Thautropfen hängt. Es hängt den Kopf und doch ist der Thau ihm keine Last.

Marie. Als wär's unrecht von mir, daß ich den Vater verlassen will — wenn's gleich um Robert ist.

Försterin. Das Wort Gottes sagt: Das Weib soll Vater und Mutter verlassen und am Manne hangen. — Bei mir war's noch anders, als

bei dir. Dein Vater war schon ein schmucker Mann — nicht mehr so jung, aber hoch und straff wie eine Tanne; sein Bart war damals noch kohlschwarz. Es sah gar manche nach ihm um, die ihn gern gehabt hätte; das wußt ich. Aber er war mir zu ernst und streng; alles nahm er so genau, und aufs Vergnügen hielt er gar nichts. Es war nicht leicht, sich in ihn zu schicken. Brotsorgen hab ich nicht gehabt. Und daß er mich etwa barsch behandelt hätte — das müßt ich auch lügen, wenn schon er barsch thut.

Marie. Und mehr hatt'st du nicht gehofft? Mehr nicht?

Försterin. Wenn der liebe Gott alles erfüllen sollte, was solch ein Mädchenherz hofft, das selber nicht weiß, was es will! Aber da kommt Robert. Wir wollen recht fröhlich sein, damit er nicht in seine Gedanken fällt.

Zweiter Auftritt.

Robert. Vorige.

Robert. Guten Morgen, liebe Mutter. Guten Morgen, Marie.

Försterin. Guten Morgen, Herr Bräutigam in Hoffnung.

Robert. Wie ich mich freue, Sie so heiter zu sehn. Aber du, Marie? Du bist traurig, Marie? Und ich bin so froh. So überfroh! Den ganzen Morgen schon bin ich im Wald. Wo die Büsche am hellsten funkelten vom Thau, da drängt ich mich durch, daß die feuchten Zweige mir ins glühende Gesicht schlagen mußten; da warf ich mich ins Gras. Aber es litt mich nirgends. Mir war, als könnte mir nichts helfen, als wenn ich laut weinte. — Und du, sonst so frisch und munter, wie ein Reh — du bist traurig? heute traurig?

Försterin. Sie freut sich gewiß, lieber Robert, aber Sie kennen sie ja von klein auf — wo andre laut werden, da wird sie still.

Marie. Nein, Robert; traurig bin ich gewiß nicht; mir ist nur so feierlich. Den ganzen Morgen schon. Wo ich geh und steh, als wär ich in der Kirche. Und —

Robert. Und —

Marie. Und daß nun bald das Leben hinter mir abreißen soll, wie unter mir versinken und ein neues angehn soll, ein so ganz neues — sei nicht böse, guter Robert! — das ist mir so eigen, so ängstlich —

Robert. Ein neues Leben? Ein so ganz neues Leben? Es ist ja noch immer das alte Leben, Marie, nur schöner. Es ist ja noch immer der alte liebe Baum, unter dem wir sitzen, nur daß er blüht.

Marie. Dann, daß ich den Vater verlassen soll! — und die Mutter! Das Alte seh ich vergehn, das Neue seh ich nicht kommen; das Alte muß ich lassen, und das Neue kann ich nicht erreichen —

Robert. Mußt du denn den Vater lassen? Bleiben wir nicht alle beisammen? Hat nicht deshalb mein Vater das Gut Düsterwalde gekauft?

Försterin. Das ist die Angst, die man im Frühjahr hat, man weiß nicht woher? und nicht warum? Und im Frühjahr weiß man doch,

daß es nur immer noch schöner werden muß, und fürchtet sich doch. Man fürchtet sich eben vor dem Glück. Nun sollen sich meine liebsten Wünsche erfüllen und — geht mir's denn anders? Kann ich mir nicht ordentlich wünschen, es wär ein Braten verbrannt, oder es zerbräch etwa von den feinen Tellern einer? Glück ist wie Sonne. Ein wenig Schatten muß sein, wenn's dem Menschen wohl werden soll. Ich will nur nachsehn, ob's in der Küche nicht ein wenig dergleichen Schatten gesetzt hat. (Ab links.)

Marie (nachdem sie und Robert einige Augenblicke schweigend gegenüber gestanden). Fehlt dir was, Robert?

Robert. Mir? Nein. Vielleicht —

Marie. Du bist noch auf deinen Vater böse? Und er ist so gut!

Robert. Daß er so gut ist! Daß seine Güte fast schwerer zu tragen ist, als seine heftigen Launen! Sein Zorn verletzt nur, seine Güte demütigt. Seinem Zorn setz ich meinen Stolz entgegen — aber was seiner Güte?

Marie. Und du wolltest fort, du böser Robert, und uns alle verlassen!

Robert. Ich wollte, aber ich bin ja noch da. O das war eine böse Zeit! Ich war an allem irr, an dir, Marie, an mir selbst. Aber das ist ja nun alles vorbei. Ein wenig Schatten muß sein, aber nur nicht zuviel. Komm, Marie. Hier im Haus ist's so schwül. Die Musikanten sollen uns das fröhlichste Stückchen aufspielen, das sie können. (Sie wollen ab.)

Dritter Auftritt.

Der Förster, die Försterin hinter ihm. Vorige.

Marie (wie sie den Förster sieht, läßt sie Robert und umschlingt jenen).

Förster. Daß dich — Mädel! (Sich los machend.) Ist das ein Sonnenblick nach einem Regentag, daß einem die Bremsen an den Kopf fliegen? Habt ihr dem Robert die Ohren voll gelamentiert, Weibsvolk? Albernes Ding da. (Schiebt Marie von sich.) Ich hab mit Robert zu reden. Ich hab Sie gesucht, Herr Stein.

Robert. Herr Stein? Nicht mehr Robert und du?

Förster. Hat alles seine Zeit, das du und das Sie. Wenn das Weibsvolk weg ist —

Försterin. Wir machen schon Platz, alter Werwolf. Red immer.

Förster. Ja. Sowie ihr draußen seid.

Robert (führt sie). Nicht böse, liebe Mutter.

Försterin. Da könnte man auch nicht aufhören, böse zu sein.

Förster. Macht die Thür zu; hört ihr?

Försterin. Nu — nu —

Förster. Wer ist hier Herr? Element!

Vierter Auftritt.

Förster. Robert.

Förster (wie sie allein sind, wird er verlegen und geht einigemal auf und ab).

Robert. Sie wollten —

Förster. Freilich — (Wischt sich den Schweiß.) Hm. Setzen Sie sich, Herr Stein.

Robert. Diese Vorbereitungen —

Förster (zeigt auf einen Stuhl am vordern Ende des gedeckten Tisches).

Robert (setzt sich).

Förster (nimmt die Bibel vom Bord, setzt sich Robert gegenüber, thut die Brille auf, schlägt auf, räuspert sich). Sprüche Salomonis, einunddreißig, zehn: „Wem ein tugendhaft Weib beschert ist, die ist viel edler, denn die köstlichsten Perlen. Ihres Mannes Herz darf sich auf sie verlassen und Nahrung wird ihm nicht mangeln. Sie thut ihm Liebes und kein Leides sein Leben lang.“ (Kleine Pause, dann barsch nach dem Fenster, indem er sitzen bleibt.) Wilhelm, ob du dich vorsehen wirst da draußen! Und dann weiter unten am dreißigsten. Wird er mir doch den ganzen Buchsbaum vertreten, der Element! „Lieblich und schön sein ist nichts; ein Weib, das den Herrn fürchtet, soll man loben.“ — — Robert —

Robert (aus Gedanken). Vater Ulrich —

Förster. Wiederum Sirach da am soundsovielsten. — Herr Stein —

Robert. Schon wieder „Herr?“

Förster. Ich muß schon noch einmal du sagen. Sonst geht mir's nicht los da von der Lunge. — Robert —

Robert. Sie sind so feierlich!

Förster. Feierlich? Kann sein. Die Sache ist auch danach. Man ist kein Heide. (Stellt sich in Positur.) Du hast dich also in Gott entschlossen, Robert —

Robert. Aber —

Förster. Ja, wenn du mich so ansiehst. — Du willst heiraten, Robert?

Robert (steht auf, verwundert). Aber Sie wissen's doch —

Förster. Freilich. Aber eine Einleitung muß doch sein. Setz dich nur. Aber du mußt mich auch einmal ausreden lassen. Hab sonst eine gesunde Brust. 's ist mir aber, wenn ich predigen will, als säh ich den Pastor im Chorrock hinter einem Hasen her. (Erleichtert.) So; jetzt hab ich die Fährte. Es wechselt ein Hirsch vom Lutzdorfer herüber. Hörst du, Robert? Und nun paß' auf. Hier die Gabel ist der Hirsch. Hier da, siehst du? Hier das Salzfaß, das bist du. Und der Wind kommt vom Teller daher. Was machst du nun, um den Hirsch zu beschleichen? Was? (Einhelfend.) Du — nun?

Robert. Ich muß —

Förster (nickend). Mußt — (Gebärden.)

Robert. Ihm den Wind abgewinnen.

Förster. Wind abgewinnen. Richtig. Merkst du nun, wo ich hinaus will? Du mußt ihm den Wind abgewinnen. Das ist's. Siehst du,

deshalb mußt ich mit dir reden. (Feierlich.) Du mußt dem Hirsch den Wind abgewinnen. (Steht auf.) Und nun — mach sie glücklich, Robert, meine Marie. (Will gehn.)

Robert. Aber was hat das mit Marien zu schaffen?

Förster. Ja; du hast mich noch nicht verstanden? Siehst du? Der Hirsch darf's nicht merken, daß dir's um ihn zu thun ist, und die Frau noch weniger. Du machst zu viel Sachen mit den Weibern. Kinder dürfen nicht wissen, wie lieb man sie hat, beileibe nicht; aber Weiber noch weniger. Sie sind auch nichts als erwachsene Kinder, nur pfiffiger. Und die Kinder sind schon pfiffig genug.

Setz dich, Robert. Ich muß dir doch was erzählen. (Sie sitzen am Rande des Tisches, dem Publikum zugewendet.) Wie meine Marie vier Jahr alt war, nicht höher als so — komm ich einmal später am Tag nach Haus, als gewöhnlich. Wo ist die Marie? frag ich. Eins sagt: in der Kammer, das andere: vor dem Haus. Sie wird ja kommen. Aber prost't die Mahlzeit; es wird Abend, es wird Nacht und — keine Marie da. Ich geh hinaus. Im Garten, im Grenzbusch, an den Klippen im heimlichen Grund, im ganzen Forst — keine Marie. Meine Frau sucht indessen bei euch, dann im Dorfe Haus für Haus. Wen sie nicht find't, das ist die Marie. Soll sie jemand gestohlen haben? Ei, sie war ein Wachspüppchen von einem Kind, die Marie. Ich komm in kein Bette die ganze Nacht; die Marie war schon damals mein ganzes Leben. Den andern Morgen biet ich das ganze Dorf auf. Da fehlt keiner. Sie waren alle vernarrt in die Marie. Ich will doch wenigstens die Leiche begraben. Im heimlichen Grund, weißt du? das Tannendickicht — unter den Klippen am Lautensteg, wo der alte Felsweg drüber hingeht überm Bach — daneben die Weiden. Dasmal kriech ich das ganze Dickicht aus. In der Mitte ist der kleine Wiesenraum; da seh ich endlich was Rotes und Weißes. Gott und Herr! und sie ist's — und nicht etwa tot oder krank, nein, frisch und lebendig im grünen Gras drin und hat sich rote Bäckchen geschlafen wie die Feuerblumen. Robert! — Aber (er sieht sich um, leiser) sie wird's doch nicht etwa hören? (Er rückt näher an Robert; wenn er sich einmal vergißt, spricht er dann desto leiser.) Ich sage: bist du's denn? Freilich, sagt sie und wischt sich die Augen, daß sie funkeln. Und lebst? sag ich, und bist nicht gestorben? sag ich, vor Hunger und vor Angst? sag ich. Einen halben Tag und eine ganze Nacht im Wald allein, im dicksten Wald? Komm, sag ich, daß die Mutter sich unterdes nicht tot ängstigt, sag ich. Sagt sie: Wart noch, Vater. Aber warum und worauf? Bis das Kind wieder kommt, sagt sie. Und nimm's auch mit; bitte Vater; das ist dir ein liebes Kind. Aber was denn um alle Welt für eins? frag ich. Das zu mir gekommen ist, sagt sie, wie ich vorhin von euch fortgelaufen war um den gelben Schmetterling, und nun auf einmal so allein war im Wald und weinen wollte und nach euch schrein, und mir Beeren gesucht hat und so schön mit mir gespielt hat. Vorhin? sag ich. Ist's denn nicht einmal Nacht geworden unterdessen? sag ich. Das wollte sie nicht

glauben. Wir suchten das Kind und — fanden's natürlich nicht. Die Menschen glauben an nichts mehr; aber ich weiß, was ich weiß. Verstehst du, Robert? Sag nichts. Ich dächte, ich hätt' es verschändet, wenn ich's auf die Zunge nähm. Da, drück mir stillschweigend die Hand. Gut, Robert. — Daß sie nicht hört, was wir von ihr reden. (Geht leise nach der Thür; sieht nach.)

Marie (draußen). Willst du was, Vater?

Förster (lacht dem Robert heimlich zu, dann barsch). Nichts! Und komm mir nicht etwa herein, eh' ich — (Kommt wieder; leise.) Siehst du, so mußt du's machen. Du machst viel zu viel Sachen mit dem Mädel da. Sie ist (noch leiser) ein Mädel, auf das jeder Vater stolz sein könnte, und ich denk, sie soll eine Frau werden nach dem Herzen Gottes. Ich hab eine; siehst du, dir sag ich's, weil ich weiß, daß du's ihr nicht wieder sagst; denn sie darf nichts davon wissen, sonst wär alle Arbeit umsonst. Und Arbeit hat mich's gekostet, bis ich sie so weit gebracht hab; Arbeit, sag ich dir. — Daß du mir mein Mädel nicht verdirbst, an das ich so viel Müh' gewandt hab, sie richtig zu erziehn.

Robert. Sie können denken — aber ich verstehe Sie gar nicht.

Förster. Das ist's ja eben. Mit Fleiß thust du's nicht. Aber tausend Element! mach mir nicht so viel Sachen mit dem Mädel, hörst du? Wenn du so fortmachst, hat sie dich in vier Wochen im Sack. Die Weiber wollen immer Herr sein; darauf geht ihr ganzes Dichten und Trachten, ohne daß sie's selber denken. Und wenn sie's sind, dann sind sie doch unglücklich. Weiß ich mehr als ein Beispiel davon. Ich seh nur zur Thür hinein und da weiß ich schon, was der Mann wert ist. Ich seh nur das Vieh an. Ist die Katze oder der Hund nicht gezogen, so sind's die Kinder auch nicht, und die Frau noch weniger. Was? Meine Frau kennt mich noch immer nicht, was das da (zeigt aufs Herz) betrifft. Und hätt' sie mir das einmal abgeluchst — dann heidi, Autorität! Die Frau kann ein Engel sein; der Mann aber muß thun wie ein Bär. Und absonderlich ein Jäger. Das gehört dazu wie der Schnauzbart und der grüne Rock.

Robert. Aber sollte denn —

Förster (eifrig). Nein, Robert. Ein für allemal nicht; da ist kein Ausweg. Entweder er zieht sie sich oder sie zieht sich ihn. — Zum Beispiel, wie man's da machen muß, nur ein Exempel. Meine Frau kann keinen Menschen leiden sehn — da kommt denn das Elend haufenweise und ich möchte wissen, was draus werden sollte, wenn ich sie noch ins Gesicht loben wollte darum. Da brumm ich denn und fluch eins wie ein Landsknecht, aber dabei mach ich ganz sachte Platz, daß sie freie Hände kriegt. Und merk ich nun, sie ist fertig, da komm ich wieder wie von ungefähr gebrummt und gewettert. Da heißt's: der Erbförster ist schlimmer auf die Armut wie der Teufel, aber seine Frau und sein Mädel, das sind Engel vom Himmel. Und das sagen sie, daß ich's hören soll. Und ich hör's auch; aber ich thu nicht dergleichen

und lach mir inwendig eins und äußerlich thu ich noch um eins so barsch. — Es scheint, draußen kommen die Gäste schon. Robert, meine Frau und mein Mädel, meine Marie — wenn ich einmal — du verstehst mich, Robert. Gieb mir die Hand. Gott sieht uns. (Wischt sich über das Auge.) Himmelelement! — Daß du den Weibern nichts merken läßt — und regierst sie, wie's sein muß — (Er wendet sich um, seine Weichheit zu verbergen, mit Gebärden seinen Zorn ausdrückend, daß er sie nicht bezwingen kann. In der Thür trifft er auf:)

Fünfter Auftritt.

Stein. Möller. Wilkens. Marie. Försterin. Vorige.
(Begrüßungen mit dem Förster.)

Stein. Wohin so rasch, Alter? Habt Ihr schon Händel mit dem da?

Förster. Ja; ich hab ihm die Leviten gegeigt, dem jungen Herrn, von wegen mit dem Weibsvolk da.

Stein. Hochverrat gegen die Majestät des Pantoffels? Und das dulden Sie, Frau Schwiegermutter?

Förster. Ein bißchen mehr, ein bißchen weniger — wo man sich einmal auf so viel hat einrichten müssen! — Und da sag einer, die Frau da wär nicht gescheit genug, einen unter den Pantoffel zu bringen. Aber gieb uns Karten. Ich hab dem Stein da Revanche versprechen müssen auf heut vor dem Frühstück noch —

Stein. Und die muß ich haben.

(Der Förster und Stein sitzen einander gegenüber rechts und spielen Karte.)

Försterin (sieht einen Augenblick zu; dann zu Robert, indem sie geschäftig abgeht). Wenn sie nur heut nicht etwa wieder auf das Durchforsten kommen!

Möller (links zu Wilkens tretend; indem er auf Marie zeigt, die eben mit der ab- und zugehenden Mutter und Robert spricht). Das nenn ich eine schmucke Braut.

Wilkens. Und auch kein Bettelkind, Herr Buchhalter.

Möller (galant). Wer weiß nicht, daß Herr Wilkens ihrer Mutter Oheim ist?

Wilkens (geschmeichelt). Hm.

Möller. Und Herr Wilkens braucht sich, mein ich, des Hauses Stein und Sohn nicht zu schämen.

Wilkens (ruhig). Bewahre.

Möller (wird ganz Feuer). Herr, die Firma Stein und Sohn! Ich diene der Firma zwanzig Jahr. Das ist meine Ehre und mein Stolz. Die Firma ist mein Weib und Kind!

Wilkens. Ei ja.

Möller. Die ersten Häuser in Deutschland würden sich's für eine Ehre rechnen, sich mit Stein und Sohn zu verschwägern.

Wilkens. Glaub's schon. (Wendet sich zum Brautpaar.)

Möller (grimmig für sich). Und der Kerl thut noch so bauernstolz, als müßte sich Stein und Sohn auf sein Jägergänschen da noch was Rechtes einbilden. Seine fünfundvierzig gehn in drei Teile, und das erst nach seinem Tod. Die einzige Tochter von Löhlein und Compagnie mit ihren achtzig! Das war ein ander Kapital ins Geschäft; und flüssig von heut ab. Die Mißheirat ist unverzeihlich. Was hilft's? Man muß — (draußen ertönt ein Dreher) den Ärger vertanzen. Kann ich die Ehre haben, Frau Försterin, im Grünen? (Mit alter Junggesellengrazie.)

Stein. Ob ich einmal Karten bekomme!

Försterin. Soviel haben wir wohl noch Zeit?

Wilkens. Der Wilkens läßt sich auch nicht wegwerfen; (in der Tasche kramend) der Wilkens muß auch noch einmal seinen Thaler auflegen für die Musikanten. Es wird wohl erlaubt sein, Herr Bräutigam?

(Möller führt die Försterin, Wilkens Marien hinaus. Robert folgt.)

Sechster Auftritt.

Stein. Förster.

Stein (wirft die Karten hin). Hab ich denn einen Trumpf?

Förster (meldend). Zwanzig in Grün.

Stein (nimmt seine Karten wieder auf; ungeduldig). Warum nicht Vierzig? Da über dem Grün fällt mir ein — Hast du's überlegt nun, das mit dem Durchforsten?

Förster. Der Kerl ist ein — (Sie spielen fortwährend.)

Stein. Welcher Kerl?

Förster. Der das ausgeheckt hat.

Stein. Ich?

Förster. Dein Buchjäger da —

Stein (wird immer hitziger; betonend). Mein Buchjäger?

Förster (immer ruhiger und leichter). Na, meinetwegen meiner.

Stein. Was du immer mit dem hast!

Förster. So laß ihn weg.

Stein. Als wenn ich — du — bei jeder Gelegenheit bringst du den. Du kannst nicht von ihm loskommen. Wie Teig hängt er dir in den Zähnen.

Förster (sehr ruhig). Wie zum Exempel jetzt.

Stein. Du hast's einmal darauf abgesehn, mich zu ärgern.

Förster. Dummes Zeug; dir ist's nur ums Krakehlen.

Stein. Mir? — Aber was stichst du da gleich, wenn ich mich verwerfe?

Förster. Verworfen ist verspielt.

Stein (wirft seine Karten hin). Nun; da hast du die ganze Geschichte! (Springt auf.)

Förster. Ich gebe. (Mischt ganz ruhig und giebt.)

Stein (der Schritte gemacht). Ich spiele nicht mehr mit dir.

Förster (ohne sich stören zu lassen). Aber das Geben ist an mir.
Stein (setzt sich wieder). Alter Eigensinn!
Förster. Gleich oben hinaus.
Stein (nimmt seine Karten; noch heftig). Nicht nachgegeben! Und wenn sein Unrecht klar ist wie der Tag.

Siebenter Auftritt.

Möller, der die Försterin geführt bringt, Wilkens. Der Walzer draußen zu Ende. Die Vorigen.

Försterin. Aber nun dächt ich —
Förster. Noch einmal herum.
Försterin. Fertig wär alles —
Förster. Der Pastor —
Försterin. Mit dem Frühstück sollten wir nicht auf ihn warten, hat er sagen lassen. Aber punkt Elf käm er zur Verlobung.
Förster. So setzt euch und eßt.
Stein. Bitte — lassen Sie sich nicht abhalten.
Förster. Ob wir hier sitzen oder dort. — Jetzt einmal vierzig in Grün! (Immer im Spielen.)
Stein. In Gottes Namen.
Förster (siegreich). Fällt dir der Buchjäger nicht wieder ein? Und das Durchforsten? — Das wäre —
Stein (hält an sich). Nun siehst du doch —
Förster (immer rascher). Daß der Kerl ein Esel ist. Der Ober ist ein Freimann.
Stein. Ich denke daran, daß wir nicht allein sind.
Förster (etwas vom Spiel erhitzt). Und Trumpf — Und Trumpf! — Durchforsten!
Stein. Es ist genug, sag ich. Der Einfall war mein.
Förster. Und Trumpf!
Stein. Und wenn ich — (Er bezwingt sich.)
Förster (siegreich). Ja und was denn? (Macht die Karten zusammen.)
Stein (äußerste Gewalt sich anthuend, nicht loszubrechen). Und wenn ich's haben wollte — und wenn ich drauf bestünde — so —
Förster. Blieb's, wie es ist.
Ste n. So würde durchforstet.
Förster. Nichts würde.
Stein. Das wollen wir doch sehn. Und nun wird durchforstet.
Förster. Nichts wird.
Stein. Herr Förster!
Förster (lachend). Herr Stein!
Stein. Es ist gut. Es ist gut.
Förster (mit Seelenruhe). Wie's ist
Stein. Kein Wort —
Förster. Und kein Baum —

Stein (steht auf). Keinen Widerspruch und keinen Hohn. Das bitt' ich mir aus. Das muß ich mir ausbitten. Ich bin Herr von Düsterwalde.

Förster. Und ich bin Förster von Düsterwalde.

Stein (wird immer hitziger; man sieht, welchen Anteil an seiner Empfindlichkeit und zugleich an seinem Bemühn, dieselbe zu bezwingen, die Gegenwart anderer hat. Der Förster behandelt die Sache leicht, wie etwas, was alle Tage vorkommt. Die Försterin sieht voll wachsender Angst von einem zum andern. Wilkens verändert keinen Zug. Möller ficht seines Herrn Partei gestikulierend mit durch. Immer rasches Zusammenspiel). Sie sind mein Diener. Und ich befehle: es wird durchforstet. Oder Sie sind's gewesen. Es wird durchforstet!

Förster. Alter Hitzkopf!

Stein. Oder Sie sind mein Förster gewesen.

Förster. Dummes Zeug.

Stein. Und der Buchjäger wird in Ihre Stelle kommen.

Förster. Recht so. Ich gratuliere.

Stein (knöpft sich ein). Es wird durchforstet.

Förster. Es wird nicht durchforstet.

Försterin (zwischen den beiden). Aber —

Stein. Es thut mir unendlich leid. — Herr Möller! — Ich empfehle mich allerseits. (Ab.)

Möller. Bravo! Endlich einmal ausgesprochen wie Stein und Sohn! Ganz Gehorsamster. (Folgt Stein.)

Förster. Ich gebe — (Er sieht beim Mischen auf.) Aber — So laßt ihn laufen! Wenn er nicht eine Stunde lang sitzen kann, ohne loszugehn, der alte Pulversack der —!

Achter Auftritt.

Förster, der gleichmütig dort sitzt, Försterin neben seinem Stuhle stehend. Wilkens tritt zum Förster.

Försterin. Aber was soll nur das werden?

Wilkens. Er hätt' ihm nachgesollt.

Förster. Alter Hitzkopf.

Försterin. Ich bin wie aus dem Himmel gefallen. Am Verlobungstag!

Wilkens. Aber Er wird doch nicht um die paar elenden Bäume da —

Förster. Elende Bäume? Donnerwetter! In meinem Forst ist kein elender Baum! — Dummes Zeug. Lamentiert mir da um nichts.

Wilkens. Aber der Herr Stein —

Förster. Wird nicht weit laufen. Wenn er ausgebraust hat, ist er der erste, der — Er ist besser, als ich.

Wilkens. Aber —

Förster. Ihr habt doch immer ein Aber. So macht er's alle Tag'. Seit zwanzig Jahren —

Wilkens. Aber heut ist er sein Herr.

Förster. Herr oder nicht; durchforstet wird nicht.

Wilkens. Aber so verliert Er die Stelle.

Förster. An den Buchjäger? Litanei. Der Stein kann den Buchjäger selbst nicht leiden und weiß, was er an mir hat; ich brauche mich nicht zu loben. Zeig er mir den Forst in der ganzen Gegend, der dasteht wie meiner. — Hört Ihr? Da ist er ja schon wieder. Setzt Euch. Und wenn er hereinkommt, thut mir nicht dergleichen.

Neunter Auftritt.

Möller rasch herein. Vorige. Zuletzt Andres.

Förster (nicht aufsehend). Na, ich gebe. (Nimmt die Karten, bemerkt seinen Irrtum.) Sie sind's, Herr Möller?

Möller (feierlich). Aufzuwarten.

Förster. So setzen Sie sich. Ist er wieder kühl, der alte Hitzkopf? Warum kommt er nicht herein? Ich soll ihn holen? (Will gehn.)

Möller. Herr Stein läßt den Herrn Förster fragen, ob er sich besonnen hätte?

Förster. Dächt ich doch!

Möller Daß Sie durchforsten wollen.

Förster. Daß ich nicht durchforsten will.

Möller. Das heißt, daß Sie die Försterstelle aufgeben.

Förster. Das heißt — daß Sie ein Narr sind.

Möller (sehr feierlich). Ich habe den Auftrag von Herrn Adolf Friedrich Stein, Chef des Handelshauses Stein und Sohn, im Fall Sie den Befehl Ihres Herrn auszuführen noch sich weigern sollten, Ihnen Ihre Absetzung anzukündigen und auf der Stelle dem Buchjäger zu notifizieren, daß er Förster von Düsterwalde ist.

Förster. Und das wär Ihnen ein Vergnügen —

Möller. Von mir ist hier nicht die Rede; hier ist die Rede von der Firma Stein und Sohn, die zu vertreten ich die Ehre habe. Ich lasse Ihnen fünf Minuten Bedenkzeit. (Tritt ans Fenster.)

Förster. Absetzen? Mich absetzen? Wissen Sie, was das heißt? Einen Mann, der vierzig Jahre lang redlich gedient? Himmelelement, Herr! Wenn ich thäte, was er will — dann wär ich absetzenswert. Durchforsten! Und der Berg liegt gegen Nord und Nordwest offen wie ein Buch —

Wilkens. Hm! Aber von seinen Bäumen ist dahier auch gar nicht die Rede.

Förster. Daß der Wind sich hineinlegt und alles zusammenknickt? Element! Dummes Zeug. Es ist gar nicht sein Ernst. Wenn er sich nur erst besinnt. —

Wilkens. Drum und so sagt ich ja. Bis es zum Hauen kommt, kann einer sich noch hundertmal besinnen. Und das sieht er doch, daß es dem Herrn Stein hier nicht absolut ums Hauen ist? Sondern nur,

daß er sein Ansehn behaupten will. Wenn er Herr ist, so muß er doch Recht behalten.

Förster. Aber er hat unrecht, und zu einem Unrecht sag ich nicht Ja. Vierzig Jahr hab ich das Meine nicht geachtet um das, was mir anvertraut war, hab ich —

Wilkens. Hm, und so dächt ich, wenn Er's vierzig Jahr mit seinen Bäumen treu gemeint hat, so könnt Er das nun auch einmal mit Frau und Kindern und mit sich selbst.

Förster. Weiß Er, daß das dem Stein ein Schaden werden kann von sechstausend Thalern? Was? Um die ich ihn brächte mit meinem Ja? Und dann sollt einer auftreten und sagen: der Ulrich hat ja dazu gesagt? In fünfzehn Jahren konnte ein Schlag dastehn, daß ein Jägerherz aufgehn mußte davor, und —

Wilkens. Hm; und das kann ja noch immer —

Förster. Wenn der vermaledeite Wind von Hersbruck her einmal drin gelegen hat? Er red't, wie Er's versteht.

Försterin (furchtsam). Aber was soll aus uns werden?

Förster. Wir sind ehrliche Leute und das wollen wir bleiben.

Wilkens. Hm! Wenn hier von der Redlichkeit ganz und gar die Rede wäre!

Förster. Aber zum Teufel, Herr, von was sonst? Was? Pfötchen geben? Schlagt nur zu! Ihr werdet schon klug werden. Und ins Fäustchen lachen? Nur kein ehrliches, offenes Wort. Das ist Eure Bauernmoral so. Wenn's Euch nur nicht an den Geldbeutel geht, Ihr laßt's gehn. Wo Ihr nicht müßt —

Wilkens (selbstzufrieden). Hm, ja. Wo der Bauer nicht muß, da regt er nicht Hand und nicht Fuß. Da hat Er schon recht; das ist so die Bauernmoral. Und ich sag Ihm, die Bauernmoral ist nicht dumm. Hätt' Er die Bauernmoral befolgt, so hätt' Er seine Schuldigkeit gethan und nicht für den Heller mehr und hätte das Seine an sich gewandt und an Frau und Kinder, und nicht an fremdes Gut; so könnt's Ihm nun auch egal sein, was draus wird. — Wes Brot ich esse, des Lied ich singe. Er wird nicht bezahlt, daß Er Herr, sondern daß Er Diener sein soll. Wenn also Sein Herr sagt: es soll durchforstet werden —

Förster. So muß ich dafür sein, daß es nicht geschieht. Der redliche Mann geht vor den Diener.

Wilkens. Hm! Da wären wir ja glücklich wieder beim Anfang. (Wendet sich.)

Försterin. Er will doch nicht gehen? Er ist noch mein einziger Trost, der Herr Vetter. Er wird sich ja noch besinnen. Auf den Herrn Vetter giebt er noch das meiste.

Wilkens. Das merk ich.

Försterin. Die Verlobung! — Die Marie! — Und daß auch der Herr Pastor nicht da ist! Wenn doch nur der Herr Vetter —

Andres (tritt auf).

Wilkens. Er hat einen Schädel von Eisen. Kann man ihm denn was deutlich machen?

Möller (der bis jetzt ruhig aus dem Fenster gesehn, sieht nach seiner Uhr und wendet sich dann feierlich gegen den Förster). Herr Förster; nun möcht ich um Ihre letzte Erklärung bitten.

Förster. Was ich gesagt hab, das hab ich gesagt. (Schritte; bleibt stehn.) Und übrigens kann er's gar nicht, das mit dem Absetzen. Er kann mich ja gar nicht absetzen. Erst muß er mir nachweisen, daß ich's verdient hab. Um nichts und wieder nichts kann er mich nicht absetzen.

Möller (mit Ansehn). Also Sie wollen nicht? Rund heraus: Sie wollen nicht?

Förster. Wenn's Ihnen noch nicht rund genug war, nein! Runder kann ich's nicht zusammenbringen. Ein Schurke will ich nicht sein, und einen redlichen Mann kann er nicht absetzen. Ist das nun rund genug, daß es rollt? Ich bin Förster und ich bleibe Förster und — durchforstet wird nicht. Das sagen Sie Ihrem Herrn und Ihrem Buchjäger und wem Sie wollen!

Försterin. Haben Sie nur ein wenig Geduld mit ihm. Das kann ja gar nicht Herrn Steins Ernst sein und Sie haben schon soviel Güte gehabt —

Möller. Wenn ich's wäre, ich Justus Möller — was thät ich nicht, der Frau Försterin zu gefallen? Aber ich stehe hier als Bevollmächtigter von Stein und Sohn.

Förster. Wenn er ein Recht zu haben glaubt, so mag er's verfolgen. Und du sollst mein gutes Recht nicht so beleidigen, Weib, daß du beim Unrecht betteln gehst. Guten Tag, Herr Möller: Wünschen Sie sonst noch was? Nicht? Haben Sie mir sonst noch was zu sagen?

Möller (sehr feierlich). Nichts, als daß Ihre Försterschaft von diesem Augenblick an zu Ende ist. Hier ist die Besoldung, ein Halbjahr voraus. — Dafür werden Sie so bald als möglich, spätestens in drei Tagen, das Forsthaus räumen, damit der nunmehrige Förster hereinziehn kann, der von diesem Augenblick an ganz allein für den Forst zu sorgen hat.

Förster (muß sich setzen).

Försterin (zu Andres, den sie immer zurückhalten müssen und der nun nach der Thüre eilt). Wohin, Andres?

Andres. Dem Robert sagen, was sein Vater —

Försterin. Daß du nicht etwa —

Andres. Laß mich, Mutter, eh' ich den am Kragen fasse da — (Heftig ab.)

Förster. Schon gut. Schon gut. Daß du mir still bist, Weib! (Steht auf.) Guten Tag, Herr Möller. Hier haben Sie Geld liegen lassen. Herr, sonst werf ich's Ihnen nach. (Tritt ans Fenster und pfeift.)

Möller. Sie sehen, Frau Försterin, ich thu meine Schuldigkeit mit Schmerzen. Ich gehe zum Buchjäger.

Förster (ohne sich nach ihm zu wenden). Glückliche Reise!

Zehnter Auftritt.

Der Förster steht am Fenster und pfeift. Willens sucht Stock und Hut. Die Försterin sieht ratlos von einem zum andern. Möller im Abgehn stößt auf Robert und Andres, die hereingestürmt kommen. Marie hängt an Roberts Arm, den sie zu besänftigen sucht.

Robert (zornig im Hereintreten). Er soll nachgeben, er soll den schönen Tag nicht stören.

Andres. Geh zu deinem Vater; der hat den Streit angefangen.

Möller. Gut, daß ich Ihnen begegne, Herr Stein. Sie möchten sogleich nach Hause kommen. (Ab.)

Robert. Ulrich, Sie geben nach, Sie müssen nachgeben.

Förster (sich vom Fenster wendend). Sie, Herr Stein? Was suchen Sie bei mir? Marie, du gehst dort hinaus. Was suchen Sie denn bei dem Mann, den Ihr Vater absetzen will?

Robert. Aber warum wollen Sie nicht Ja sagen?

Andres. Weil er ein rechtschaffener Mann bleiben will und sich nicht zum Schurken machen lassen will von euch. (Förster winkt ihm zu schweigen.)

Robert. Mit dir red ich jetzt nicht, Andres.

Förster. Sind Sie mit Ihres Vaters Bewilligung hier, Herr Stein? Außerdem — Herr, und wenn Ihr Vater mir meine Stelle nehmen könnte und meine Ehre — daß ich ein unbescholten Kind hab, das kann er mir nicht nehmen. Und ein andrer — was? Junger Herr, hier bin ich kitzlich. Verstanden?

Försterin. Aber willst du's noch mit dem letzten Freund verderben?

Förster. Die Marie hat einen Ruf zu verlieren. Wenn Er ein Freund ist, weiß Er ohne mich, was Er thun muß.

Robert. Ich weiß, was ich thun muß, aber Sie wissen's nicht; sonst setzten Sie Ihrer Kinder Glück nicht an eine Laune — an —

Förster. Oho; das sagen Sie Ihrem Vater, junger Herr.

Robert. An einen Eigensinn. Ich hab Ihr Wort und Marie hat das meine; ich bin ein Mann und will kein Schurke sein.

Förster. Und weil Sie kein Schurke sein wollen, soll ich einer sein? Soll's heißen: der Ulrich hat Vater und Sohn auseinander gebracht? Herr, mein Mädel da ist zu gut, als daß es heißen soll von ihr, sie hat sich in die Familie geschlichen. Herr Stein, hier bin ich zu Haus. Sie wissen, was ich meine.

Försterin. So laß die Kinder wenigstens —

Förster. Einen dummen Streich machen? Und ihr seht zu und hernach wißt ihr nichts als Heulen.

Robert. Marie, wie es auch werden mag —

Förster. Ich weiß nicht, ob ich die Marie kenn. Wenn ich die Marie nicht kenn, so ist's besser, du gehst gleich mit ihm.

Marie. Vater, er meint's so treu.

Förster. Gut; so geh mit ihm.

Försterin. So hart —

Robert. Bei dem Himmel, Marie, der uns einander bestimmt hat —

Förster (wie vorhin, zur Försterin). Und daß du mir nicht etwa — Hörst du, wenn's geschäh — (Er wendet sich mit ihr nach dem Hintergrunde.)

Andres (losbrechend). Nun ist's genug. Marie, du gehst oder der hier geht.

Försterin. Nun fang auch du noch an, Andres! (Sie geht zu ihm auf die linke Seite.)

Andres. Ich hab lange genug geschwiegen. Laß mich, Mutter. Sein Vater hat meinen Vater beschimpft, der soll nicht auch noch meine Schwester beschimpfen.

Robert. Du bist mein, Marie. Den will ich sehn, der uns — Fort mit der Hand!

Marie. Robert, es ist mein Bruder!

Andres (drohend). Nur einen Schritt weiter, so —

Robert. Fort, sag ich, um Gottes willen —

Andres. Du bist mein Mann nicht —

Robert. Nicht mit der Fingerspitze sollst du berühren, was mein ist. Euch allen zum Trotz —

Andres. Hörst du's, Vater?

Förster (zwischen die beiden tretend). Zurück da, Bursche. Wer ist Herr im Haus?

Andres. Bist du's, Vater, so zeig, daß du's bist, oder laß mich's dem zeigen da.

Förster. Andres, jetzt gehst du dorthin und muckst mir nicht.

Andres. Vater —

Förster. Ob du Parition leisten wirst!

Andres (reißt eine Flinte von der Wand).

Förster. Was machst du da?

Andres (verbissen). Nichts. Hier im Hause bist du Herr; draußen ist's niemand; draußen sind wir's alle.

Förster. In meinem Forst bin ich's.

Andres. Aber keinen Schritt weiter.

Förster. Was heißt das? Antwort!

Andres. Nichts weiter, Vater. Es braucht's nur der dort zu wissen. Wenn du auf deine Ehre nicht hältst — für der Marie ihre sorg ich. Das ist für den, der der Marie zu nahe kommt.

Försterin. Was für Reden!

Robert. Reden eben. Kinder fürchten sich vor Reden.

Andres. Bei Reden soll's nicht bleiben, so wahr ich ein Mann bin.

Robert. Wärst du ein Mann, du drohtest nicht, du —

Andres. Wären wir wo anders, du höhntest nicht —

Förster. Andres!

Robert. } Gieb Raum —
Andres. } Fort, sag ich.

Förster (fast zugleich pfeift durchdringend auf dem Finger).

Andres. Wo du nicht mehr —

Förster (indem er zwischen die beiden tritt). Rebellische Jungens! Ruhe da. Daß sich's keiner einfallen läßt! Blitzjunge da! Wenn ich einen Vormund brauche, so nehm ich keinen Gelbschnabel dazu. Bin ich Herr hier oder ist's sonst jemand? Was hast du hier zu thun, Bursche? In den Wald mit dir; dem Weiler auf die Hände sehn, daß er nicht faulenzt; dann ein Dutzend Ahornpflanzen in der Baumschule herausgenommen, in feuchtes Moos geschlagen; der Haslauer Bote, wenn er kommt, daß er nicht warten muß. Kein Muck. Vorwärts!

Andres (gehorcht und geht, nachdem er Robert noch einen herausfordernden Blick zugeworfen, den dieser beantwortet).

Förster. Und Sie, Herr Stein; guten Tag, Herr Stein; Sie wissen, was ich meine.

Försterin. Wenn Sie's Ihrem Vater vorstellten; aber sanft und freundlich! Und brächten ihn zurück.

Marie. Dann säh ich, wie lieb du mich hast, Robert.

Förster (milder). Eher kommst du mir nicht wieder. Adieu, Robert. Und läßt mir das Mädel da in Ruh'.

Robert. Ich gehe. Aber wie's auch werden mag, mein Recht an die Marie geb ich nicht auf. (Ab.)

Försterin. Muß heut denn alles zum schlimmsten ausgehn? Und Er, Herr Vetter, auch Er will uns verlassen?

Wilkens. Hm! Wenn einer absolut mit der Stirn durch die Wand will! Der Narr bin ich nicht, der die Hand dazwischen hält. (Ab.)

Zweiter Aufzug.

Im Schlosse.

Erster Auftritt.

Stein (allein; er sitzt). Verwünschter alter Eigensinn! Der ganze schöne Tag verdorben. Jetzt säßen wir bei Tisch. Recht mag er schon haben, daß das Durchforsten nicht taugt. Aber muß er mich deshalb so in Rage bringen? Freilich, ich mußte klüger sein als er. Meine Hitze war schon auch mit schuld. — Mich dauert nur die Försterin — und die Kinder. Ich will auch — (Steht auf, setzt sich wieder.) Was denn? Eine Thorheit mit der andern gut machen? So unüberlegt im Nachgeben sein, wie ich's im Übelnehmen war? Alter Sprudelkopf! Aber das soll mir eine Lehre sein. — (Kleine Pause, dann steht er wieder auf, nimmt Hut und Stock und wirft beides wieder hin.) Nein, es geht nicht; es geht durchaus nicht. Was? Das wär eine Blamage, nie wieder gut zu machen. Das Mal muß er kommen; ich kann ihm nicht helfen. Aber er hat vielleicht schon — ist das nicht Möller? (Rasch dem Kommenden entgegen.)

Zweiter Auftritt.

Robert. Stein.

Robert (erhitzt hereintretend). Sie wollen mein Glück zerstören, Vater?

Stein (überrascht, unwillig). Robert!

Robert. Das dürfen Sie nicht.

Stein. Daran fehlt's, daß auch du kommst und mir den Kopf warm machst.

Robert. Vater, von der Verlobung lassen Sie mich wegholen wie das Kind vom Spielzeug; aber ich bin kein Kind, dem man giebt und nimmt, wie's einem einfällt, ich hab Ihr Wort und Sie müssen es halten. Sie wollen mein Glück einer Laune opfern? Soweit geht kein Vaterrecht!

Stein. Aber was willst du nun eigentlich?

Robert. Sie fragen, ob Sie sich mit dem Förster versöhnen wollen?

Stein. Junge, wie kannst du dich unterstehn? Willst du mich zur Rede stellen? — Geh zu dem Eigensinn; er hat unrecht, er muß nachgeben.

Robert. Vom Förster komm ich; er wies mich zu Ihnen —

Stein. Ich kann nichts thun — und nun laß mich in Ruh.

Robert. Sie wollen nichts zur Versöhnung thun?

Stein. Nichts, wenn er nicht nachgiebt; und nun geh deiner Wege.

Robert. Wenn Sie nichts zur Versöhnung thun, betret ich seine Schwelle nie wieder. Andres und ich sind Todfeinde geworden; vielleicht steh ich ihm heut noch auf Tod und Leben gegenüber. — So mag's kommen, wie's will; ich hab alles gethan, was ich thun konnte. Vater — mich kann kein Vorwurf treffen. Wenn ein Unglück geschieht — Sie konnten's verhüten und der Förster konnt es verhüten — Marie ist mein, und nicht Sie und nicht der Förster sollen mir sie nehmen.

Stein. Bist du rasend, Junge? Den Augenblick auf dein Zimmer! Hörst du?

Robert. Vater, ich frage Sie —

Stein. Zu gehorchen hast du, nicht zu fragen!

Robert. Der Jähzorn reißt Sie hin. Vater, ich bitte Sie, reißen Sie die Narbe hier nicht auf, die nur halb geheilt ist. Ich will's erwarten, bis Sie ruhig geworden sind, bis Sie Ihrer wieder mächtig sind.

Stein. Du siehst, daß ich meiner mächtig bin; du willst mich mit Gewalt reizen und es gelingt dir nicht. Aber nun kein Wort mehr! Keinen Laut!

Robert (außer sich). Kein Wort? Hundert Worte, tausend Worte, soviel die Brust erträgt. Ich will reden; bis ich's los habe da vom Herzen, will ich reden. Ihrem Möller, Ihren Schmiedeknechten verbieten Sie zu reden, mir nicht. Zeigen Sie Ihre Ungeduld, wie Sie wollen, bleiben Sie oder gehn Sie — reden will ich. Sie sollen's einmal wissen, daß ich's nicht mehr ertragen will, wie ein Knabe be-

handelt zu sein, daß ich frei sein will, daß ich allein stehen kann, daß Sie mich sollen achten müssen, daß ich weder Ihr noch irgend eines Menschen Spielball sein will.

Stein. Drohst du mir mit dem alten Lied? Ich kann's auswendig. Du bist noch da? Ich denke, du bist gegangen. Ja so; reden willst du, reden. Rede, thu, was du willst; ich halte dich nicht.

Robert (ruhig im Tone des Entschlusses). Und wenn Sie's nun wollten, es wär zu spät. Auf meinem Recht besteh ich und sollt es mein oder eines andern Leben kosten; aber Sie und den Förster mach' ich verantwortlich dafür.

Stein (den seine Hitze schon zu reuen beginnt). Junge —

Robert. Leben Sie wohl — vielleicht auf ewig! (Stürzt ab.)

Dritter Auftritt.

Stein allein, dann der Pastor.

Stein (sich vergessend einen Schritt nach). Wohin? — Robert! Junge! — Verwünscht! Kaum die Hitze verredet und den Augenblick darauf — Aber ist's auch nicht, als hätten alle sich verschworen, mich mit Gewalt nicht aus dem Harnisch herauskommen zu lassen? Wenn er sich wirklich verfeindet hat und rennt mit den Hitzköpfen zusammen — Aber nachlaufen kann ich ihm doch nicht. — Kommt er wieder?

Pastor (tritt ein).

Stein. Sie, Pastor? Sie treffen mich da —

Pastor. Hab's schon gehört. (Giebt ihm die Hand.)

Stein. Der Robert, der Junge —

Pastor. Hat mich fast über den Haufen gerannt. Er will wieder einmal fort? Was? Den wollen wir schon fest machen.

Stein. Und mit dem alten Eigensinn —

Pastor. Weiß schon. Ist auch die alte Geschichte, die ewige Geschichte, von der man das Ende allemal vorher weiß.

Stein. Das Mal doch nicht so gewiß.

Pastor. Ja; sie ist verwickelter als sonst, weil zugleich die mit dem jungen Herrn drein kam. Und noch überdies ist der junge Herr das Mal auch mit dem Andres zusammengerannt, indes —

Stein. Ist er das nicht, der hier kommt?

Vierter Auftritt.

Möller. Die Vorigen.

Stein. Sie, Möller? Wie sieht's aus? Er giebt nach?

Möller. So wenig, daß er Ihnen vielmehr sagen läßt, Sie könnten ihn gar nicht absetzen.

Stein. Ich könnte nicht? — (Ruhiger.) Wenn er noch meinte, ich könnte es nicht wollen. — Und Sie haben alles versucht?

Möller. Alles.

Stein. Auch mit dem Buchjäger gedroht? Als sollte der Förster werden, als sollten Sie dem sogleich die Bestallung bringen, wenn —

Möller. Als sollt ich? — Mein Auftrag klang bestimmter. Ich bringe Ihnen den gehorsamsten Dank des Buchjägers; er nimmt die Stelle an.

Stein. Er nimmt — er nimmt sie an? Er nimmt sie wirklich an? Was das für ein dienstwilliger Mensch ist, der Buchjäger! Und Sie dazu — mit Ihrer Eile. — Sind Sie ganz des Teufels, Herr? Ein Schreckschuß sollt es sein für den Ulrich. Der sollte vernünftig werden — nachgeben. Und wenn ich's in der Hitze so gesagt hätte, wie Sie's verstanden, so hätten Sie's anders verstehen müssen. Sie wissen, daß ich im Herzen nicht daran denke, den alten Mann da, der tausendmal mehr wert ist — aber Sie haben's auch, Sie haben's richtig verstanden, aber — ich erinnre mich nun zu spät, Sie haben immer gegen diese Heirat gesprochen.

Möller. Ich habe zwanzig Jahre der Firma Stein und Sohn gedient, Zeit genug, einmal zu erfahren, daß man auch zu gewissenhaft dienen kann. Ich habe nichts gethan, als buchstäblich Ihren Auftrag erfüllt. Und wenn Sie mich dennoch verkennen wollen, so muß das mein Trost sein: Ich habe der Würde von Stein und Sohn nichts vergeben. (Er setzt sich zur Arbeit.)

Stein. So mag's Ihnen die „Würde von Stein und Sohn" danken, was Sie da gemacht haben, ich nicht. (Pause.) Aber freilich; bei Licht besehn, was war auch anders zu thun? nach dem, was vorgegangen war. Beruhigen Sie sich nur. — Ich hab einmal den Herrn geltend gemacht —

Pastor. Der obendrein noch so neu ist.

Stein. Ich hab einmal die verwünschte Wahl gestellt. Vor dem alten Wilkens da. Ich kann doch nicht — So ein verwünschtes rasches Wort! Und das man noch nicht einmal recht innerlich ernst gemeint hat, und das nun zum Schicksal wird, weil wir uns nicht die Mühe gaben, sein Herr zu sein —

Pastor. Ja, der Besonnenheit wird es verwünscht schwer, für die Schulden einzustehen, die die Hitze gemacht hat. Warum haben Sie auch nicht wie gewöhnlich bloß unter vier Augen gezankt!

Stein (der Schritte gemacht). Nein, es geht nicht. — Und dennoch, wenn ich an die hitzigen Jungen denke — Möller, schicken Sie doch gleich nach meinem Robert, lassen Sie ihn suchen; ich hätte mit ihm zu reden.

Möller (geht und kommt bald wieder).

Stein. Ich kann dem alten Eigensinn nicht helfen; das Mal muß er zu Kreuze kriechen. Ich kann mein Wort nicht zurücknehmen, das muß er selbst einsehn. Und nunmehr kann er auch zu Verstande gekommen sein. — Aber damit er sieht, daß ich bereit bin, zur Versöhnung zu thun, was ich nur irgend kann, ohne mich zu blamieren — wie wär's, Pastor, wenn Sie zu ihm gingen? Die Stelle freilich, die muß er vor der Hand aufgeben, aber seinen bisherigen Gehalt, den

kann er — ja, den soll er verdoppelt fortbeziehn; er mag ihn einstweilen als eine Pension ansehn. Ich dächte — er ist doch die Hauptschuld an der Geschichte — damit bezahlt er seinen Teil daran billig genug.

Pastor. Ich mache mich gleich auf den Weg.

Stein. Und ich begleite Sie ein Stück. Muß ich doch nicht ganz allein promenieren.

(Beide links ab.)

Fünfter Auftritt.

Möller allein, dann der Buchjäger.

Möller. Und wenn nichts aus der Hochzeit würde da mit der Löhlein, so hat Stein und Sohn doch einmal durchgegriffen. Die Galle hat mir's umgewendet, wenn er allemal der erste war — Das Mal bin ich zufrieden mit meinem Alten und will seine Nase gern einstecken. — Aber was poltert nur da draußen herum? (In der Thür.) Ein Glück, daß die durch die Zimmer gingen. Es ist der Buchjäger. Und in welchem Zustand! Ist das auch ein Mensch? (Er bringt den betrunkenen Buchjäger hereingeführt.)

Buchjäger (erst noch in der Scene). Wo ist der Stein? Heda, Kerl! der Stein! Seid Ihr's, Möller?

Möller (mit Gönneransehn). Daß Ihr's seid, darüber kann man nicht im Zweifel sein. Was wollt Ihr hier?

Buchjäger (indem ihn Möller auf einen Stuhl setzt). Bedanken; man muß sich doch bedanken. Holt mir den Stein. Bedanken — 's ist einmal Mode so.

Möller. In diesem Zustand?

Buchjäger (indem ihn Möller mit Anstrengung auf dem Stuhl niederhalten muß). Zustand? Was geht Euch der Zustand an? Daß ich mich bedanken will, das ist Zustand genug. Laßt mich mit dem Zustand zufrieden. Ist er drin? Was?

Möller. Da drin ist niemand. Seid froh, daß niemand drinnen ist. Euch ist nicht zu helfen. Ihr wollt einmal auf keinen grünen Zweig kommen. Eure Gönner können keinen noch so klugen Streich für Euch machen, ohne daß Ihr selber gleich einen hundertmal so dummen draufsetzt, der alles wieder verdirbt. Den Herrn reut's schon, daß er Euch die Stelle gegeben hat, und Ihr gebt ihm auch gleich —

Buchjäger. Ihr dummer Kerl Ihr, das Ihr seid. Mit Eurer Gönnerschaft, das Ihr seid. Wenn Ihr nicht den Stein und den Ulrich auseinanderbringen wolltet der Löhlein wegen! Und wenn ich so dumm wär, wie so ein verwetterter, vermöllerter, vergönnerter Kerl. Basta. Daß ich einen Tag Förster bin? Denn zwei Tag dauert's nicht, bis die zwei Kesselflicker wieder einig sind; hernach ist's wieder aus mit meiner Försterschaft. Ihr denkt, weil Ihr keinen Durst habt, seid Ihr ein honnetter Kerl? Einen Tag weiß ich's — einen Tag bin ich's — Tu — Turbationsförster nämlich — und den Tag hab

ich angewandt Bruderherz — an Ulrich Andres — angewandt, Bruderherz. Komm, Bruderherz, denn ich bin fidel, Bruderherz. Du vermöllerter Gönner du! (Fällt ihm um den Hals.)

Möller (schamhaft und äußerst verlegen sich seiner erwehrend). Aber was denken Sie denn? Wenn's jemand sähe! So schämen Sie sich doch! (Sich in der Autorität gewaltsam zurechtrückend.) Mit Ulrichs Andres habt Ihr was vorgehabt? Was?

Buchjäger. Vorgehabt, vorgehabt, den hab ich vorgehabt, wißt Ihr? von wegen gestern, wißt Ihr? und von wegen der Galle auf seinen Alten, wißt Ihr? Ihr wißt nichts, wißt Ihr? Seinen weißen Katzenbart, der Alte, soll er zerbeißen vor Wut, wenn er's hört —

Möller. Aber was mögt Ihr nur mit dem Andres angestellt haben?

Buchjäger. Was? Nichts. Werdet's Zeit genug erfahren. Was? Durst, Durst, das ist mein Jammergeschrei, das ist mein Siechtum, mein Elend, das ist mein Gichtbruch, daran muß ich noch umkommen in meinen jungen Jahren. Wo ist der Stein?

Möller. Jetzt kommt Ihr mit auf meine Stube und trinkt eine Tasse schwarzen Kaffee, damit Ihr vernünftig werdet. Ich muß dann nach dem Hochofen; da nehm ich Euch mit bis an die Mühle am heimlichen Grund. Und Ihr geht vollends heim. Man muß Euch die Hände binden, wenn Ihr Euer Glück nicht wegjucken sollt.

Buchjäger (indem ihn Möller abführt). Wo ist er? Heda! Wo ist er? Der Stein?

Im Jägerhaus.

Sechster Auftritt.

Die Försterin allein, dann Weiler und später der Förster.

Försterin (das Fenster schließend). Er kommt noch immer nicht zurück, der Robert, und der Herr Pastor auch nicht.

Weiler (indem er durch die Mitte tritt). Na, wenn der nicht auf die Nase fällt! Aber wer ist's denn nun eigentlich? Ob mir die Frau Försterin was aufgehoben hat? Aber ich hab ohnehin keinen Appetit. Hm.

Försterin. Kalt wird's geworden sein. (Holt einen Teller mit Speisen aus dem Ofen, Brot u. s. w. dazu aus dem Schrank und setzt es auf den Tisch zur Linken.)

Weiler. Wir werden alle einmal kalt. (Setzt sich zum Essen.)

Förster (ist seitwärts eingetreten). Hat er den Hirsch wieder gespürt da aus dem Lutzdorfer?

Weiler. Will dich stolzieren. Aber so ist's. So wie's heißt Mann und Frau, Herr und Diener — dann ist Lieb und Freundschaft heidi!

Förster. Und was heißt das da mit dem Stolzieren?

Weiler. Mit allen vier Beinen stand er da am Grenzbusch im Hafer drin und fraß.

Förster. Wer?

Weiler. Der Hirsch da aus dem Lutzdorfer.

Förster (nachdrücklich). Ein Hirsch hat Läufte, und keine Beine, und frißt auch nicht, sondern er äset.

Weiler. Meinetwegen.

Försterin (seine Mahlzeit besorgend). Aber was ist denn nur?

Weiler. Hm.

Försterin. Ob man's nun erfährt? Wenn man nichts wissen will, da wird er nicht fertig.

Förster (bleibt vor ihm stehen; streng). Weiler, hört Er?

Weiler. Na, der Buchjäger da. Sechs Zoll ist der heut gewachsen, hat gleich seinen Hut mit den Tressen aufgesetzt nnd seinen Hirschfänger umgethan und zwei Bittre und ein sechs Kümmel mehr getrunken als gewöhnlich; hat aber auch einen Weg nötig, noch halb so breit wie sonst.

Förster. Ist er fertig?

Weiler. Beinah! Aber wer ist denn nun eigentlich der richtige Förster von Düsterwalde? Der weist schon die Holzhauer zum Durchforsten an, da muß er's doch sein? Aber Ihr thut auch, als wärt Ihr's noch?

Förster. Ich bin's auch noch; ich bin Förster von Düsterwalde und niemand sonst.

Weiler. Ihr wollt's durchsetzen? Aber ich will Euch sagen, wer heutzutage Recht behält. (Pantomime des Geldzählens.) Wer den längsten Atem hat. — Wer kommt da so eilig?

Siebenter Auftritt.

Wilkens in seiner Art hastig herein. Weiler essend. Förster. Försterin.

Wilkens (eintretend). Aber was ist denn nur passiert dahier? Einen guten Tag herein.

Försterin (erschrocken). Passiert? Aber um Gottes willen — ist denn was passiert?

Förster. Gleich oben hinaus.

Wilkens. Er wird doch noch sehen mit seinem Eigensinn.

Försterin. Aber was denn nur?

Wilkens. Weiß ich's? Begegnet mir der konfuse Hanns da am Scheibenweg und ficht mit den Händen, als wenn er auf jemand losschlüge und weist daher nach dem Jägerhaus —

Förster. Er wies auf den Wald; das Durchforsten meint er —

Wilkens. Mein Weg war eigentlich ein anderer, aber ich denke, ich muß doch sehn. Und da steht auch gleich eins in tiefen Gedanken, da nicht weit vom Haus. Ist's der Andres. Denk ich, den fragst du. Hm. Wie mich der kommen hört, fährt er auf, sieht mich wild an und — fort ist er. Ich ruf ihn; hm; der hat ja seinen Namen vergessen. Ich lauf ihm nach, aber der — fort, als hätt' er kein gutes Gewissen.

Försterin. Was das nun wieder ist!

Förster (ruft aus dem Fenster mit Autorität). Andres!

Weiler. Da kommt er ja schon.

Achter Auftritt.

Der Pastor. Vorige. Weiler sitzend.

Weiler. 's ist der Herr Pastor. (Begrüßung.)

Försterin. Gott sei Dank! Der gute Herr Pastor!

Förster. Sie meinen zur Verlobung zu kommen, Herr Pastor — aber —

Pastor. Ich weiß alles, was Ihr angestellt habt.

Förster. Der Herr Stein —

Pastor. Von dem komm ich eben. Und was ich Ihnen zu bringen habe — ich weiß, Sie nehmen's deshalb um nichts unfreundlicher auf, weil ich's bringe.

Försterin. Wenn der Herr Pastor vom Herrn Stein kommen, da kann noch alles gut werden. Aber Sie wissen nicht, Herr Pastor, wie eigensinnig der Mann da ist.

Pastor. Was denn? Ich weiß alles. Aber er ist doch nicht der Hauptsünder; sonst käm ich nicht als Steins Gesandter. Der will den ersten Schritt thun.

Wilkens. Ich thät ihn nicht, wenn ich der Herr wär.

Pastor. Ja, alter Freund Ulrich, dem Stein thut's leid, daß seine Hitze die Ursach' gegeben hat, den schönen Tag zu stören.

Förster. Hört Er, Vetter Wilkens?

Pastor. Das mit dem Absetzen war gar nicht so schlimm gemeint.

Förster. Hört Er, Weiler?

Pastor. Daß es nun freilich sein Bewenden dabei haben müßte —

Förster. Sein Bewenden — Herr Pastor, was soll das heißen?

Pastor. Daß er sein Wort nicht sogleich wieder zurücknehmen könnte, ohne sich zu blamieren — Das müßten Sie selbst einsehn.

Förster (gedehnt). So? Und der Buchjäger?

Pastor (zuckt die Achseln). Ist vorderhand Förster von Düsterwalde; das ist nicht zu ändern —

Förster. Das sagen Sie; aber ich sag Ihnen, Herr Pastor, der Buchjäger ist's nicht; Förster von Düsterwalde bin ich. Und ich bin's, Herr Pastor, und ich bleib's, Herr Pastor, bis der Herr Stein bewiesen hat, daß ich gegen meine Pflicht gehandelt hab.

Pastor. Damit Sie aber sähen, wie bereit er seinerseits wär, sein Teil Unrecht auszugleichen und das alte gemütliche Verhältnis wiederherzustellen, sollen Sie Ihren bisherigen Gehalt verdoppelt fortbehalten als Pension.

Förster (macht Schritte und pfeift).

Pastor. Soweit mein Auftrag, alter Freund; und nun —

Förster (bleibt vor dem Pastor stehn). Wofür, Herr? Will er mir meine Ehre damit abkaufen? Herr Pastor, meine Ehre ist mir nicht feil. (Er macht Schritte und pfeift.)

Pastor. Aber alter, wunderlicher Freund —

Wilkens. Ja wenn er einen Menschen anhörte!

Förster (wie vorhin). Soll's ein Gnadengehalt sein? Ich brauche keine Gnade. Ich kann arbeiten. Umsonst nehm ich nichts. Ich nehme keine Almosen. Ich weiß, er kann mich nicht absetzen, wenn ich nicht schlecht gewesen bin; das weiß ich aus mehreren Exempeln, zum Beispiel vom Jäger Rupert in Erdmannsgrün. Wenn ich mich willig absetzen ließe, so gestünd ich selber ein, daß ich schlecht wär. Dem Rupert konnten sie auch nichts beweisen und er blieb in seinem Dienst. Und wer nimmt einen Abgesetzten in Dienst? Herr Pastor, ich hab von Vater und Großvater eine Ehre ererbt und bin sie meinen Kindern und Kindeskindern schuldig; mein Vater hat vor mir die Stelle gehabt und mein Großvater vor meinem Vater; sie heißen mich den Erbförster im ganzen Thal; ich wär der erste aus meinem Stamm, der abgesetzt wäre. Gehn Sie hinaus in meinen Forst, Herr Pastor, und wenn Ihnen nicht die Seele davor aufgeht — Herr Pastor, ich habe den Forst bis auf den Kirchhof gezogen; da liegt mein Vater und mein Großvater und von ihren Herrn steht das Zeugnis auf ihren Steinen: Sie waren redliche Männer und treue Diener. Sie liegen, wie sich's für Jägersleute gebührt, unter grünen Tannen. Herr, und wenn mein Kindeskind einmal dahin käm und fragte: Aber warum liegt der nicht unter den Tannen, der sie gepflanzt hat? Warum haben wir nichts mehr da zu suchen? Ist der ein Schurke gewesen, daß sein Herr ihn hat absetzen dürfen? Und wenn sie meinen Grabhügel suchen und finden ihn hinter der Kirchhofsmauer? Herr, wenn Sie ohne Ihre Ehre leben können, so ist's gut für Sie — oder vielmehr, so ist's schlecht von Ihnen. Aber sehen Sie, Herr Pastor, für mich giebt's nur eine Wahl, entweder neben meinem Vater und Großvater unter die Tannen oder — hinter die Kirchhofsmauer. Herr Pastor, ich bin Förster hier, oder er müßte öffentlich erklären, der Herr Stein, daß er an mir gehandelt hat, als ein Schurke. Das Meine hab ich in seinen Forst gewandt; ich will nichts herausnehmen als den Stock, an dem ich in die Welt gehe und in meinen alten Tagen einen neuen Dienst suche; aber von mir muß die Schande abgewischt sein und auf ihm muß sie kleben bleiben. Ich bin in meinem Recht und will's behaupten.

Wilkens. In seinem Recht? Hm. Was will Er mit dem Recht? Recht kostet Geld. Recht ist ein Spielzeug für die Reichen wie Pferde und Wagen. Hm. Mit seinem Recht und Unrecht da. Sein Recht, das ist sein Eigensinn; Er reißt noch Frau und Kindern die Kleider vom Leibe, damit Er nur seinen Eigensinn warm halten kann.

Pastor. Aber —

Neunter Auftritt.

Wilhelm. Vorige.

Wilhelm. Vater, der Andres ist draußen und will nicht herein. Ich hab's ihm gesagt, daß du ihn gerufen hast.

Försterin. Komm, Wilhelm, wir wollen hinaus zum Andres —

Förster. Stille da, Weib! Daß ihr ihn vollends konfus macht mit Lamentieren? Entweder ihr verhaltet euch ruhig, oder ihr geht dahinaus und ich zieh hinter euch den Schlüssel ab. (Er geht feierlich nach der hintern Thür.) Andres! Du kommst sogleich herein. Hörst du?

Zehnter Auftritt.

Andres. Vorige.

Andres (in der Thür; wie er die Menschen sieht, will er zurück).

Förster. Andres, du kommst herein. Vor deinen Vorgesetzten. (Setzt sich wie zu einem Verhör.)

Förster, Försterin, Weiler, Wilhelm auf der linken Seite; Pastor, Wilkens auf der rechten; Andres, der niemand anzusehen wagt, in der Mitte.

Förster. Hierher, Forstgehilfe Andres Ulrich. Wo kommst du her?

Andres. Vom Gehege, Vater.

Förster. Wo hast du deine Flinte, Andres Ulrich?

Andres (schweigt).

Förster. Wer hat sie?

Andres (dumpf). Der Buchjäger.

Förster (steht unwillkürlich auf).

Försterin (voll Angst). Ulrich!

Förster (setzt sich wieder). Hier hat niemand zu reden als der Forstgehilfe Ulrich und sein Vorgesetzter. Andres —

Andres. Vater —

Förster. Warum siehst du mich nicht an?

Andres. Ich kann niemand mehr unter die Augen sehn. Ich will als Schiffsjunge nach Amerika. Laß mich, Vater!

Förster. Junge, du hast zu antworten, wenn dich dein Vorgesetzter fragt. Was hat der Buchjäger? Heraus damit.

Andres. Ich war eben drüber, die Ahornpflanzen in der Baumschule herauszunehmen —

Förster. Wie ich dir befohlen hatte.

Andres. Da kam der —

Förster. Der Buchjäger. Weiter, Andres Ulrich.

Andres. Mit sechs Holzhauern vom Brandsberg her —

Förster. Vom — weiter, Andres Ulrich.

Andres. Er war betrunken —

Weiler (halblaut). Wie gewöhnlich — (auf einen Blick des Försters, als hätt' er nichts gesagt).

Andres. Und die Holzhauer waren's auch. Er ließ die Korbflasche umgehn. Hier wird angefangen, sagt er; der Ulrich hat schöne Wirtschaft gemacht, sagt er; darum ist er abgesetzt. Wie er das gesagt hatte, trat ich vor —

Förster. Tratst du vor — (Steht auf.)

Andres. Und sagte, er wär ein elender Verleumder. Und übrigens hab er nichts anzuordnen im Forst.

Förster (streckt sich). Im Forst.

Andres. Und sollte gehn, wohin er gehörte.

Förster (nachdrücklich). Gehörte. (Setzt sich.) Und der —

Andres. Sachte —

Förster (steht auf, setzt sich wieder, pfeift und trommelt vor sich auf dem Tisch; dann) Weiter —

Andres. Und sagte: „was will der Kerl?"

Förster (mit starker Stimme). Andres!

Andres. Vater —

Förster. Und du? Weiter, weiter.

Andres. „Hat da Pflanzen aus meinem Forst in der Hand? (Leise.) Haltet mir den Holzdieb, den Pflanzenstehler!"

Förster (kleine Pause). Und die —

Andres. Hielten mich.

Förster. Und du —

Andres. Es waren zu viel — mein Wehren half mir nichts.

Förster (der den Kampf mitkämpft). Half nichts; es waren sechs über einem.

Andres. Ich war wütend, wie ich sah, was er wollte. Sie zogen mich — aus. Ich sagte, er sollte mich erschießen, sonst wollt ich's ihn, wenn er mich lebendig gehn ließe. Dazu lacht er. Die — mußten — mich — halten —

Förster (springt auf). Und der —

Andres (widerstrebend; flehend). Vater —

Förster. Und der hat —

Andres. Hat —

Förster (schwach). Hat —

Andres (außer sich). Vater ich kann's nicht sagen. Das hat mir noch kein Mensch gethan auf der Welt!

Förster (tiefatmend). Stille jetzt. Sag's hernach — Andres. (Pause, er geht bei Andres vorüber, der nun zur Försterin tritt.) Schönes Wetter heut, Herr Pastor — zuckt mich da auf einmal wieder der alte Fluß im Arm. Und die Mücken spielen so tief — Es wird noch Gewitter geben heut. — Andres, er hat dich — ich hab's nie, und ein Fremder — ein — sag nichts, Andres — ich versteh dich. (Macht Schritte.)

Försterin (zu Andres). Daß du auch den Buchjäger gestern gereizt hast!

Weiler. Hab ich's nicht prophezeit?

Försterin. Du bist totenblaß. Ich will dir Tropfen geben —

Förster (bleibt straff vor Andres stehn, die Försterin weicht ängstlich zurück). Hör, Andres. Und Er, Weiler. (Weiler kommt vor.) Aufgepaßt. Wer in meinen Forst kommt mit der Flinte — angerufen! Versteht Ihr mich?

Weiler. Hm.

Förster. So ist die Instruktion. Angerufen! Ich bin der Förster und niemand sonst und ihr seid meine Leute. Der Herr und sein Sohn passieren. Wer aber sonst in meinen Forst kommt mit einer Flinte, hört ihr? mag's sein, wer's will; mag er einen grünen Rock

am Leibe haben oder nicht — der ist ein Wildschütz, der wird angerufen: Halt! Flinte weg! Wie's die Instruktion besagt. Wirft er sie hin, gut; wirft er sie nicht hin, drauf gebrannt — wie's die Instruktion besagt. — Und du, Wilhelm, gehst auf der Stelle zum Advokat Schirmer in der Stadt. Dem erzählst du alles. Er soll eine Klage machen gegen den Stein und seinen Buchjäger und soll sie einreichen bei den Gerichten. Vergiß nichts, Wilhelm; daß mein Vater und mein Großvater die Stelle hatten, daß sie mich den Erbförster heißen, das Exempel vom Rupert in Erdmannsgrün; es wird nicht nötig sein, aber aus Vorsicht; daß der Forst offen liegt gegen Mitternacht und Abend, vergiß mir nicht; und daß der Stein mich absetzen will, weil ich nicht als ein Schurke an ihm handeln will. Wenn du jetzt gehst, kannst du noch vor Nacht wieder heim kommen. Andres und ich begleiten dich bis an die Grenzschenke. Da kann dich der Andres abends erwarten, wenn du wieder kommst. (Zu Andres, der unter den Flinten wählt.) Nimm die doppelläufige mit dem gelben Riemen, Andres. Ich nehm die andere.

Andres (thut es). Mutter, ein Tuch; mich überläuft es so kalt.

Försterin (holt es aus dem Schrank). Aber du solltest heimbleiben, Andres, auf den Ärger. (Hilft ihm das Tuch um den Hals binden.)

Wilkens. Und Er sieht nicht, daß Er absolut unrecht behalten muß? Er ist mit sehenden Augen blind?

Pastor. Des Absetzens wegen wollen Sie klagen? Das können Sie nicht.

Förster (der sich unterdessen den Hirschfänger angesteckt). Das kann ich nicht? So ist's recht, daß er mich absetzen will?

Pastor. Unbillig ist's gewiß, unrecht vor dem Herzen, aber nicht vor dem Gericht.

Förster. Was vor dem Herzen recht ist, das muß auch vor den Gerichten recht sein.

Pastor. Wenn Sie sich's erklären lassen wollten —

Förster. Erklären? Hier ist alles klar bis auf Ihre Hirngespinste da, womit einen die Herren eintreiben möchten, daß man an seinem eignen Verstand irr werden soll. Mit Aber und Wenn, das kenn ich. Die Aber und Wenn die kommen ganz oben aus dem Kopfe; da weiß das Herz nichts davon; das sind Praktikenmacher. Nun gut, Herr Pastor, erklären Sie doch einmal. Aber mit Ja und Nein. Was drüber ist, das ist vom Übel. Die Aber und Wenn sind vom Übel. Der Herr Stein will mir meine Ehre nehmen; meine Treu' und Rechtschaffenheit will er mir mit Schande vergelten; in meinem fünfundsechzigsten soll ich dastehn als ein Schurke. Nun, Herr Pastor, auf Ja und Nein: ist das recht?

Pastor. Auf Ja und Nein? — Freilich; recht ist's nicht im gewöhnlichen Sinne, aber —

Förster (fällt ein, siegreich). Also recht ist's nicht? Und wenn's nicht recht ist, so muß es unrecht sein. Und dazu sind die Gerichte da auf

der Welt, daß Unrecht nicht geschehen soll. Mich soll kein Mensch irr machen an meinem guten Recht; und der ist mein Freund gewesen für immer, der mir noch das Wort vom Nachgeben spricht. Amen. Wenn's nur ein Aber brauchte, Unrecht aus Recht zu machen, so wollt ich lieber unter den Wilden leben, so wollt ich lieber das erbärmlichste Tier sein auf Gottes Erdboden als ein Mensch. Seid ihr fertig, Jungens?

Andres und **Wilhelm.** Ja.

Förster. So kommt, Jungens. Alles andere kann zum Teufel gehn, Herr; aber Recht, Herr, Recht muß Recht bleiben! (Indem er geht und die andern folgen, fällt der Vorhang.)

Dritter Aufzug.

Grenzschenke.

Erster Auftritt.

Lindenschmied. Wirt. Möller tritt herein; nach ihm Frei.

Möller. Herr Wirt, ein Glas. (Für sich.) Wird ja nunmehr seinen Weg vollends heimfinden, der Buchjäger. Von der Mühle da am heimlichen Grund hat er kaum eine Viertelstunde nach Haus. — Einen guten Abend.

Frei (noch außen). Ein Glas im Vorübergehn. (Tritt ein.) Da hinüber ins Herzogliche. Da geht's lustig zu.

Wirt. Gott behüt uns vor der Sorte Lustigkeit. Wohl bekomm's, Herr Buchhalter!

Möller. Eine schöne Gesellschaft!

Wirt. Wollen Sie sich nicht setzen, Herr Buchhalter?

Möller. Danke. Ich muß noch nach dem Hochofen den Abend; meine Leute sind schon voraus. (Für sich, indem er das Glas an den Mund nimmt.) Auf glückliches Zustandebringen der Heirat mit Löhlein und Compagnie.

Frei. Da drüben weiß man schon nicht mehr, was oben und was unten ist, und bei uns geht's heut oder morgen noch los. Der Erbförster hat sich schon in seinem Jägerhaus verbarrikadiert.

Wirt. Dummes Zeug. Der! Die Gewissenhaftigkeit selbst!

Frei. Man ist so lange gewissenhaft, als es geht. Ein Hundsfott, der's eine Stunde länger ist. Den Buchjäger will er oder seine Leute erschießen, wo sie ihn finden. (Gebärde.) Und der Erbförster fackelt nicht; da kenn ich den alten Teufelskerl mit seinem weißen Schnauzbart.

Lindenschmied (heiser lachend). Oho!

Frei (sieht sich nach ihm um). Wollt Ihr etwa dem Buchjäger seine Partei nehmen? Was, Lindenschmied?

Lindenschmied (wie vorhin). Dem Buchjäger seine —

Frei. Weiß jedes Kind, wie lieb Ihr den habt.

Lindenschmied (mit Gebärde, wie vorhin). Haha!

Frei. Der Weiler hat's den Erbförster selbst sagen hören. Und ich sag Euch, was der Erbförster sagt, das ist so gut, als hätt's ein anderer schon gethan.

Lindenschmied. Wird sich hüten, der — Erbförster. — (Gedämpft.) Wenn die nicht wären, die am grünen Tisch. Und der nicht wär, der — (Deutet pantomimisch an, daß er den Nachrichter meint.)

Frei. Der hat aufgehört. Der —. Denn jetzt ist's (schlägt auf den Tisch) Freiheit! Der Erbförster soll leben! Und wer's schlimm mit ihm meint — ich zeig auf niemanden —

Möller (eilig). Hier, Herr Wirt. Schon fast acht.

Wirt. So eilig, Herr Buchhalter?

Möller. Im Hochofen warten sie auf mich.

Wirt. Sie bekommen —

Möller (schon an der Thür). Laſſ' Er nur. Ich behalt es gut auf morgen. (Ab.)

Zweiter Auftritt.

Vorige, ohne Möller.

Frei (steht auf; die Faust hinter ihm her ballend). Nichts sollt Ihr gut behalten, du und deinesgleichen da. Es soll Euch alles bezahlt werden. Lindenschmied, geht Ihr mit da hinüber ins Herzogliche?

Lindenschmied. Hab meinen Weg für mich. (Kommt vor.) Die hinter ihrem grünen Tisch! Daß ein ehrlicher Kerl erschrickt, wenn ein Blatt rauscht, und hinter sich sieht, ob nicht der Büttel hinter ihm drein ist.

Frei. Wird umgeworfen der, der grüne Tisch — sag ich Euch. In zehn Jahren soll's niemand mehr erfragen können, was so'n Büttel 'mal für ein Ding gewesen ist. Jetzt ist Freiheit und die Ordnung hat aufgehört; jeder kann machen was er will, kein Büttel mehr, kein grüner Tisch mehr, sag ich Euch; kein Turm, keine Ketten. Hätt' der Herrgott die Hasen expreß für den Edelmann gemacht, so hätt' er ihnen gleich sein Wappen in den Pelz gebrannt. War eine Kleinigkeit das für einen Mann wie der Herrgott. Das wissen die Menschen jetzt, daß die in den Zuchthäusern verehrungswürdige Dulder sind, und die Vornehmen sind Spitzbuben, und wenn sie noch so ehrlich wären. Und die Fleißigen sind Spitzbuben; denn die sind schuld, daß die braven Leute, die nicht arbeiten mögen, arm sind. Das könnt Ihr in den Blättern gedruckt lesen. Und wenn der Erbförster den Buchjäger vornimmt (Pantomime), so kann ihm niemand was anhaben drum; denn der Buchjäger hat die ehrlichen Leute ins Zuchthaus gebracht, wenn sie gestohlen hatten.

Lindenschmied. Und wird nicht gestraft? Nicht? Und auch ein anderer nicht, wenn er's thut?

Frei. Und auch ein anderer nicht, sag ich Euch. Da drüben haben die ehrlichen Leute das Schloß angebrannt und geplündert; mehrere Menschen sind dabei verunglückt; kräht kein Hahn danach. Wer jetzt so was auszuwetzen hat. Und der Ulrich braucht nicht weit zu laufen; der Buchjäger torkelt da im heimlichen Grund herum, hat den Hut verloren —

Lindenschmied (fährt krampfhaft hastig in die Taschen). Und nichts — gar nichts — nicht ein stumpfes Messer bei mir!

Dritter Auftritt.

Andres. Vorige.

Andres (hereintretend). Ist das heiß hier! (Er nimmt sein Tuch ab.) Guten Abend. (Wickelt das Tuch um das Flintenschloß und lehnt die Flinte neben sich an.) Daß sich niemand da vergreift; die Flinte ist geladen. (Zum Wirt.) Ich weiß nicht, was das ist. Wird mir auf einmal so elend da herum. Ich wollte auf meinen Bruder warten an der Grenze.

Wirt. Machen Sie sich's bequem, Herr Forstgehilfe.

Andres. Noch kommt der Wilhelm wohl nicht. (Er wirft sich auf eine Bank, legt bald die Arme auf den Tisch und den Kopf darauf.)

Frei (schlägt sein Glas auf den Tisch auf). Noch eins, Wirt. Und das ist Gnade, daß ich jetzt bei Ihm trinke, wo's noch was kostet. In acht Tagen muß er schaffen und kein ehrlicher Mensch braucht Ihm mehr einen Pfennig zu bezahlen dafür, sag ich ihm.

Lindenschmied (von nun an unverwandt bald nach Andres, bald nach der Flinte schielend). Wenn er einschlief einmal — der da! (Über den Tisch gelehnt zu Frei heimlich.) Da im heimlichen Grund, sagt Ihr? — Und meint Ihr auch gewiß, Frei, daß nichts mehr gestraft wird?

Frei. Vorurteil, sag ich Euch. Wenn Ihr was anstellt und sie hängen Euch, sollt Ihr mich einen Schuft nennen Euer Leben lang. Seht Ihr. Was man sonst einmal Treu und Ehrlichkeit genannt hat, das haben uns die alten Weiber weis gemacht. Und ein Kerl, der sein Wort hält, das ist ein Schuft und so einem trau ich nicht über die Thürschwelle. Das Volk ist ehrlich an und für sich, weil's das Volk ist. Ihr sollt nur die Herren da reden hören; war ein Professor dabei, der muß es wissen.

Lindenschmied (führt ihn fort). Aber mit dem Gewissen? Und von wegen mit dem da drüben?

Frei. Vorurteil. Nichts weiter, sag ich Euch.

Lindenschmied. Hab's immer gedacht das; aber sonst durfte man so was nicht sagen.

Frei. Dem Volk haben sie von Himmel und Hölle weis gemacht, damit der gnädige Herr seine Hasen allein behalten sollte. Den armen Leuten haben sie von Kind an ein Gewissen eingetrichtert, damit sie

sich's gefallen lassen sollten, wenn die Reichen herrlich und in Freuden lebten.

Lindenschmied. Und er ist im heimlichen Grund?

Wirt (wird aufmerksam).

Frei. Wer?

Lindenschmied. Der — (Knöpft sich ein.)

Frei. Wo wollt Ihr hin?

Lindenschmied. Schulden bezahlen, eh' die Welt neu wird. (Während er Andres verstohlen beobachtet, mit der Linken in der Westentasche, um den Wirt zu bezahlen.) Kann's nur nicht herauskriegen da mit der —

Frei. Eure Finger an der Linken sind steif —

Lindenschmied (mit Gebärde). Die an der Rechten werden noch krumm.

Frei. Habt Ihr einen Fluß gehabt?

Lindenschmied (heiser lachend). Ja, einen bleiernen. Zwei Lot Pulver und drei Schrot. (Er spricht immer gedämpft, um den Andres nicht zu wecken.) Ein Denkzettel von dem da im heimlichen Grund —

Frei. Vom Buchjäger?

Lindenschmied. Weil ich Thaler schlug aus dem Strahlauer Herrn seinen Rehen. Lief ungemünztes Geld genug im Wald herum.

Frei. Noch eins, Wirt. (Giebt dem sein Glas.)

Lindenschmied (in sich verloren, allein im Vordergrund). Sechsmal lief ich hinaus, wo er vorbeikommen sollte; aber er kam mir nicht. Damals war das Gewissen noch Mode. Da dacht ich: jetzt soll's nicht sein, und verschob's, wenn er mir einmal von selber käme, so daß ich sehn müßte, es sollte sein. Nächte lang hat's mich gewürgt wie der Alp und von meinem Blut gezehrt, daß ich nicht an ihn sollte, und jetzt — ha, ha, ha! (Lacht krampfhaft kurz, weckt sich damit aus seinen Gedanken und sieht sich betreten um.)

Frei. Habt Ihr gelacht, Lindenschmied?

Lindenschmied. Weiß nicht, ob ich's war.

Frei. Ihr habt eine kuriose Lache. Geht Ihr mit, Lindenschmied? Ins Herzogliche?

Lindenschmied (schlägt ihn auf die Schulter). Mann, jetzt ist Freiheit! Hab' meinen eignen Weg.

Frei. Meinetwegen! (Tritt in den Hintergrund zum Wirt.) Was hab ich zu zahlen zuguterletzt? Hier; gebt heraus.

Wirt. Da sind drei, vier —

Lindenschmied (hat den Augenblick benutzt, wo niemand ihn beobachtet, Andres' Flinte verstohlen hinwegzunehmen, und eilt mit derselben ab).

Frei. Welche Zeit, Wirt?

Wirt. Achte durch.

Frei (im Abgehen). Adies!

Vierter Auftritt.

Wirt. Andres.

Andres (schrickt auf). Acht? — Nun kann der Wilhelm kommen.

Wirt (naht sich Andres ängstlich). Sie sind ein braver Mensch; Ihnen kann ich meine Angst ausschütten. Das ist eine greuliche Brut, die da eben gingen. Worte sind gefallen! Der Buchjäger ist betrunken im heimlichen Grund und der Lindenschmied, sein Todfeind, ihm nach. Unter Reden! Er sprach von Fingerkrummmachen. Und der Mensch ist zu allem fähig.

Andres. Er meint, der Lindenschmied will dem Buchjäger ans Leben?

Wirt. Aber gesagt hab ich's nicht. Wenn ich's anzeige, brennen die mir das Haus über dem Kopf zusammen. Und wenn ich nichts thu — (Macht Schritte.)

Andres (wollte aufstehn, setzt sich wieder). Um den? — Mag ihm geschehn, was Gott zuläßt. Um den geh ich nicht.

Wirt (wie vorhin). Was ich nur anfang da?

Andres. Der Vater sagt: wenn's Hilfe gilt, muß jeder tüchtige Mensch einstehn und nachher erst fragen: wem hab ich geholfen?

Wirt. Ob ich's doch anzeige? Aber —

Andres (steht rasch entschlossen auf). Ich gehe. Ich will sehn, ob ich ihn finde, den Buchjäger. Dem Wilhelm wird ja nichts geschehn. Sind nur die paar Schritte bis heim. Was such ich da nur? Mein Tuch. Da in den Schläfen hämmert's und saust's. Wo hab ich's doch? — Ich hab's um die Flinte gebunden. (Da er die nicht findet.) Aber wo ist meine Flinte?

Wirt. Ihre Flinte fehlt?

Andres. Hier hatt' ich sie angelehnt. Die mit dem gelben Riemen.

Wirt. Die hab ich erst noch lehnen sehn.

Andres. Hat Er sie vielleicht aufgehoben?

Wirt. Ich? Nicht angerührt. Allmächtiger Gott! Wenn der Lindenschmied — Sie lagen und ich zählte just — Was ist da zu machen?

Andres. Nichts. Ich geh ohne Flinte. Ich hab nicht Zeit, erst eine andere zu Hause zu holen.

Wirt. Aber unbewaffnet —

Andres. Laß Er nur. Wenn mir nur nicht noch schlimmer wird da auf der Brust. (In der Thür.) Wenn ich nur nicht zu spät komme. (Draußen.) Gute Nacht, Meister Wirt. (Sie sind beide unterdes abgegangen.)

Verwandlung.

Im heimlichen Grund.

Pittoreske Waldschlucht; hinten querüber der Bach, jenseits desselben Felsen, an welchen ein steiler, schmaler Weg mit dem Bach gleichläuft; Dämmerung.

Fünfter Auftritt.

Robert hat eine Flinte umhängen. Kathrine.

Kathrine. Wie schauerlich das hier ist! Wir sind schon so weit vom Schlosse. Wo sind wir nur, Herr Robert?

Robert. Im heimlichen Grund, Kathrine.

Kathrine. Im heimlichen Grund? Wo's so unsicher ist? Wo immer die Wilddiebe aus dem Herzoglichen —? (Sieht sich ängstlich um.)

Robert. Ohne Sorgen, Kleine; wir haben einen sichern Begleiter bei uns. (An sein Gewehr schlagend.) Siehst du dort?

Kathrine. Etwas schimmern wie eine weiße Wand und dunkle Laden daran —

Robert. Das ist das Jägerhaus.

Kathrine. Wirklich? Ja, Gott sei Dank. Jetzt seh ich das Hirschgeweih oben am First gegen den Abendhimmel.

Robert. Hier ist der Brief. Aber so frei in der Hand darfst du ihn nicht tragen. — Hast du auch einen Vorwand? Wenn der Alte dir begegnen sollte?

Kathrine (verschämt und selbstzufrieden lächelnd). Ach, Herr Robert, sollte ein Mädchen so dumm sein? Da machen Sie sich keine Sorge. Meine kleinen Schwestern lernen stricken und nähn bei der Mamsell — da —

Robert (macht den Brief zusammen, in den er sah). Nun hier, Kathrine. Aber nur in Mariens oder ihrer Mutter Hände giebst du den Brief, niemand sonst, auch Andres und Wilhelm nicht. Nur in ihre eignen oder in ihrer Mutter Hände.

Kathrine. Aber so weit soll ich noch allein?

Robert. Kaum zwei Büchsenschüsse weit. Mich darf niemand in der Nähe des Jägerhauses sehn. — Heimwärts gehst du die Straße. Nur wenn du den Brief nicht hast anbringen können, kommst du hierher zurück.

Kathrine. Aber daß Sie auch nicht fortgehn.

Robert. Nein, Kathrine. Hier bleib ich.

Kathrine (ab).

Sechster Auftritt.

Robert allein, dann der Buchjäger, zuletzt Möller mit zwei Arbeitern.

Robert (sieht Kathrinen eine Weile nach; dann Schritte). Ob sie kommen wird? Ob sie ihren Vater lassen wird um mich? (Bleibt stehen.) Als ein Jäger geh ich in die Welt. Ich bin jung, kräftig, und versteh mein Handwerk aus dem Grund — warum sollt es nicht glücken? (Sich in Gedanken verlierend.) Und dann — so aus dem Walde heimkommen — so kräftig müd vom Tagewerk im Freien! Und sie hätte schon nach mir umgesehn — und käme mir entgegen — und nähm mir die Flinte ab — um auch etwas zu tragen — und hinge sie um — und so stände mein Jägerhaus, wie das dort — so rauscht es in den Bäumen, und

ich umschlänge sie und jubelte: nur das Glück ist ein Glück, das man sich selber dankt! — Und dann —

(Ein Schuß fällt und weckt ihn.)

Buchjäger (noch in der Scene, aufstöhnend). Schurke!

Robert. Was ist das?

Buchjäger (kommt auf die Scene getaumelt; Robert eilt auf ihn zu und faßt den Sinkenden). Ich — bin — bin —

Robert. Gottfried! Um's Himmels willen! Ist auf Sie geschossen worden? Heda! Niemand in der Nähe? Heda! zu Hilfe!

Möller (in der Scene). Schnell, Leute, dort hinüber! Vom Steg her kommt das Rufen!

Robert. Dort kommen Menschen. Hierher! Hierher! Zu Hilfe!

Möller (wie vorhin). Das ist Herrn Roberts Stimme.

Robert. Wenn hier Rettung möglich ist, muß sie schnell kommen. (Öffnet des Stöhnenden Rock und Weste.)

Möller. Ja, Sie sind es, Herr Stein. (Tritt auf mit zwei Arbeitern.) Aber —

Robert. Möller — Sie sind es? Sehn Sie, was hier geschehen ist — Leben Sie noch, Gottfried?

Buchjäger. Noch — aber —

Möller (hinzutretend). Der Buchjäger. Barmherziger Gott!

Robert. Meuchlings erschossen. Die Kugel ging durch den Rücken.

Möller. Gottfried, reden Sie; wer hat's gethan?

Buchjäger. Er hatt' — die Flinte — mit dem gelben Riemen —

Robert. Andres' Flinte?

Buchjäger. Er hat — mir's — gedroht —

Robert. Es ist nicht möglich!

Möller. War's der Andres, Gottfried?

Buchjäger. Der — Andres — ja —

Möller. Er stirbt. (Pause.) Leute, nehmt ihn auf. Und Sie, Herr Stein — das ist eine Mördergrube dahier. Kommen Sie! Kommen Sie! Es lauern noch mehr dahier herum; nur erst begegnete uns der Weiler mit dem Gewehr — der boshafte Mensch; der spionierte, das ist klar. Das ist eine förmliche Jagd. Kommen Sie! Aber um Gottes willen, warum wollen Sie nicht —

Robert. Gehn Sie nur.

Möller. Aber was haben Sie nur vor? Und Ihr Herr Vater — wenn ich Sie allein in der Gefahr lasse — wenn ich Sie nicht mitbringe. Wie soll er mir glauben, daß ich Ihnen zugeredet habe?

Robert. Sie haben ja Zeugen hier bei sich. Ein Wort für Tausend — ich bleibe hier. (Macht heftige Schritte.)

Möller. Nun so kommt, Leute; ihr habt's gehört. (Im Abgehen.) Allmächtiger Gott! Was wird das noch werden.

(Die Arbeiter haben die Leiche aufgenommen; Möller mit ihnen ab.)

Siebenter Auftritt.

Robert allein, später Andres, zuletzt Lindenschmied.

Robert. Schändlich! Schändlich! Einer solchen Rache wär Andres fähig gewesen? Und ich muß es glauben — ich muß! Der Sterbende sagt es; er hatt' es gedroht — es war seine Flinte — und alles ist wirklich — hier starb der Gemordete — hier ist — er schrieb's mit seinem Blut in den Rasen, damit ich nicht zweifeln dürfte. Und solche Menschen stehn zwischen mir und meinem Glück? Steh fest, Robert, hier gilt's das Äußerste! Du hast's mit Menschen zu thun, die keine Unthat scheun. — Wer kommt dort? — Er ist es selbst — Andres — (Dem Andres, der noch nicht sichtbar, entgegen.) Nur heran! Wenn du mich suchst, Mörder. Mich findest du nicht wehrlos und ungewarnt wie den Buchjäger —

Andres (indem er bleich und wankend auftritt). Der Buchjäger —?

Robert. Dort tragen sie ihn hin. Er ist gemordet und du hast es gethan.

Andres (aufwallend). Ich, Robert?

Robert. Der Gemordete hat dich erkannt und deine Flinte — und dein Gewissen zeichnet dich.

Andres. Hör' mich — um Gottes willen —

Lindenschmied (kommt hinten über den Felsweg geschlichen).

Robert. Flieh, Mörder. Jeder Schritt trägt dich dem Blutgerüst entgegen. Hier ist das Blut, das dich anklagt, und du selbst trägst das bleiche Geständnis vor dir her; das Fieber, das dich rüttelt, zeugt gegen dich.

Andres. Das Fieber über dich, schändlicher Lügner! Die Flinte stahl mir der Lindenschmied, der dem Buchjäger aufpassen wollte. Ich eilte nach, wie ich's erfuhr; ich wurde ohnmächtig — riß mich mit Gewalt aus der Ohnmacht auf und —

Robert. Der Lindenschmied hätte —

Andres. Glaubst du mir nicht, sieh dorthin nach dem Felsenweg —

Robert. Mörder, steh! oder ich schieß dich nieder.

Lindenschmied (eilt auf dem Felsenwege über die Bühne).

Robert (folgt ihm unten).

Andres (wankt ihm nach). Sieh dich vor, Robert! Der Mensch ist verzweifelt — es geht um Tod und Leben!

Lindenschmied (hinter der Scene). Bleibt zurück; ich schieße!

Robert (ebenso). Die Flinte weg und steh!

Andres. Er schlägt an — spring seitwärts, Robert! (Es fallen zwei Schüsse nacheinander.) Da ist's geschehn! (Er verschwindet in den Büschen.)

Verwandlung.

Schloß.

Achter Auftritt.

Stein unruhig herein; dann Bastian, später der Pastor

Stein. Ob der Möller vergessen hat, den Robert suchen zu lassen? Oder ob der Junge — der Zwist mit dem Andres! Bastian!

Bastian (in der Thür).

Stein. Wo ist der Buchhalter?

Bastian. Gegen Abend noch nach dem Hochofen gegangen.

Stein. War mein Robert nicht wieder zu Hause seit heut Mittag?

Bastian. Der Herr Robert haben sich reisefertig gemacht und sind dann mit Kastellans Kathrine weggegangen.

Stein (winkt).

Bastian (geht).

Stein. Und der Pastor — könnte nun auch längst zurück sein —

Bastian (in der Thür). Der Herr Pastor —

Stein. Wie gerufen.

Pastor (tritt auf).

Stein (giebt ihm die Hand). Endlich! Endlich! Bringen Sie gute Nachricht?

Pastor (achselzuckend). Sie könnte besser sein.

Stein. Sind Sie dem Hitzkopf, dem Robert begegnet?

Pastor. Nein.

Stein. Ich hofft es schon — weil Sie so lange blieben, Sie würden ihn mitbringen.

Pastor. Ein Kranker, zu dem man mich von meinem Weg hierher abrief, hat mich bis jetzt aufgehalten.

Stein. So denken Sie nur, Sie kommen vom Kranken zum Kränkeren. Wenn Ungeduld, Unzufriedenheit mit sich selbst, schlimme Befürchtungen Krankheiten wären, so wär ich ein gefährlicher Patient. — Aber die Antwort. — Ich lasse Sie auch nicht einmal zu Atem kommen. (Deutet ihm an, Platz zu nehmen; setzt sich, steht gleich wieder auf.) Wenn ich nur wenigstens sitzen könnte. Sechsmal schon hatt' ich den Hut mechanisch in der Hand; so reißt mich die alte Gewohnheit des Zusammenlebens mit dem Förster in Händen und Füßen, schlimmer als das Podagra. Unterdes hatt' ich einen Gedanken — aber erst: wie ist's mit dem alten Eigensinn?

Pastor. Ich kam eben nicht zum besten bei ihm an mit Ihrem Anerbieten. Und doch, wer weiß, ob er sich nicht noch dazu verstanden hätte, wenn nicht unglücklicherweise die Geschichte mit dem Andres —

Stein. Mit dem Andres? welche Geschichte? (Springt auf.) Er ist doch nicht mit dem Robert zusammen gerannt?

Pastor. Das Mal nur mit dem Buchjäger —

Stein (setzt sich wieder). Sie sehn, ich zittre vor Ungeduld —

Pastor. Der Buchjäger, betrunken wie gewöhnlich, hat ihn wie einen Holzdieb behandelt, ihn schlagen lassen —

Stein (springt wieder auf).

Pastor. Da war's denn kein Wunder, daß der Alte auf nichts mehr hörte und jeden, der außer Ihnen mit dem Gewehre in den Forst kommt, als einen Wilddieb behandeln lassen will.

Stein (der Schritte gemacht). Bastian!

Bastian (in der Thür).

Stein. So wie Möller kommt — die Canaille wieder abgesetzt — eingesperrt soll die Bestie werden — hörst du?

Bastian. Der Buchhalter?

Stein. Der Buchjäger — und der Möller mit, wenn er — Kommen Sie, Pastor! (Nimmt Hut und Stock.)

Bastian (ab).

Pastor. Sie wollen —

Stein. Sie fragen? — Hin zum Alten! Die Grillen wegwerfen, allen Wilkens und Möllers zum Trotz!

Pastor. Recht so! Ich bin dabei. (Er steht auf.)

Stein (bleibt stehn). Warten Sie noch, Pastor. Soll ich vergebens den guten Gedanken gehabt haben? Hören Sie, was mir vorhin einfiel — wie vom Himmel herunter. Pastor! wenn ich dem Robert heut noch Düsterwalde abträte? Als selbständiges Eigentum? Er könnt ihn mit allen Ehren wieder einsetzen, den Alten, und niemand wär blamiert. Augenblicklich setz ich die Cession auf. Sie schnell ins Jägerhaus, Pastor —

Pastor. Mit dieser Botschaft —

Stein. Eh' der Alte oder die hitzigen Jungen oder alle drei einen Streich machen, der — (Er macht sich zum Schreiben fertig.)

Pastor. Und morgen —

Stein. Als wär kein Heute gewesen —

Pastor. Kommt Herr Stein wie gewöhnlich um die Jägerhausecke und pocht ans Fenster und der weiße Schnauzbart drin schnarcht sein „Gleich" —

Stein. Und wenn Sie den Robert treffen —

Pastor. Bin ich der erste, der dem neuen Gutsherrn von Düsterwalde gratuliert —

Stein. Und heute bringen Sie alle mit, den Alten, die Jungen, die Mutter und die Braut, dann (kommt zum Pastor nach der Thüre) brechen wir zum Vorfest meinem ältesten Johannisberger den Hals. — Was ist aber draußen? Wer stürmt da die Treppe herauf? (In der Thüre.) Was ist passiert?

Neunter Auftritt.

Vorige, Möller, später Bastian.

Möller (außer sich herein). Gräßlich! Gräßlich!

Stein. Aber was ist denn?

Möller. Ein Mord! Ein entsetzlicher Mord!

Stein. Aber so sagen Sie doch —

Möller. Der Herr Robert —

Stein. Mein Sohn! (Sinkt in einen Stuhl.)

Pastor. Robert ist gemordet? (Tritt besorgt zu Stein.)

Bastian (tritt ein).

Möller. Noch nicht; noch, hoff ich, nicht. Aber — ich bin ganz außer mir. — Den Buchjäger hat er schon erschossen, Ulrichs Andres. Die machen förmlich Jagd auf ihre Feinde, die vom Jägerhaus. Den Buchjäger ließ ich heimschaffen. Der Mensch sieht gräßlich aus; die Kugel ging links am Rückgrat ein. Er ist in Herrn Roberts Armen gestorben. Ich fragt ihn noch: war's der Andres, Gottfried? „Der Andres war's," sagt er, — „der Andres war's" — und streckte sich und aus war's mit ihm. Ich bat Herrn Robert, um Gottes willen mit heimzukommen; er war ganz außer sich und wollte nicht. Und keine zweihundert Schritt war ich mit den Leuten, da fielen wieder zwei Schüsse hinter uns.

Stein (steht auf; außer sich). Augenblicklich zu Pferde — Sie können's tot reiten — nur schnell — Militär aus der Stadt — den ganzen Wald besetzen — die Mordbande einfangen da vom Jägerhaus. Du, Bastian, schnell meine Lütticher, die geladene — dann die Arbeiter zusammenrufen — sich bewaffnen — nach — wo war's, Möller?

Möller. Beim ersten Lautensteg — im heimlichen Grund, kaum eine halbe Viertelstunde überm Jägerhaus drüben.

Pastor. Gott gebe nur, daß das Schlimmste noch zu verhüten steht.

Stein (stampft mit dem Fuß). Bastian! Bastian! Und was stehen Sie noch da? So eilen Sie doch!

Möller (ab).

Stein. Und ich — während — Bastian!

Bastian (bringt die Flinte).

Stein (reißt sie ihm aus der Hand). Ich komme! Robert; halte dich! — ich komme!

(Alle ab. Vorhang fällt.)

Vierter Aufzug.

Jägerhaus.

Dämmerung.

Erster Auftritt.

Wilkens. Die Försterin.

Wilkens. Ihr Mann ist abgesetzt; da beißt die Maus nicht den Faden ab. Und wenn er bleiben will, ist's just der verkehrte Weg, den er da einschlägt; durch Aufruhr darf sich's schon der Stein nicht abtrotzen lassen. Der Buchjäger ist jetzt Förster. Hm. Der Buchjäger ist ein brutaler Mann; aber hier ist er im Recht. Wenn sie nun zusammenrennen, Ihr Mann und der Buchjäger? Und jeder den andern als Wilddieb behandeln will? Oder der Buchjäger noch einmal über den Andres gerät? Und der thut, was ihm sein Vater befohlen hat? Oder der Andres und der junge Stein geraten aneinander? Hm. Und im besten Fall so ist der Ulrich ein abgesetzter Mann, den kein Mensch wird in seinen Diensten haben wollen nach dem offenen Aufruhr, den er sich hat zu schulden kommen lassen. Und was soll dann aus Ihr werden und aus Ihren Kindern?

Försterin. Der Herr Vetter Wilkens wird seine Hand nicht von uns abziehn. Wenn der Herr Vetter nur noch einmal mit ihm spräch.

Wilkens. Nach dem Trumpf, den er darauf gesetzt hat? Und wenn der nicht wär; einem Tauben zu predigen, da ist mir meine Lunge zu lieb dazu. — Sie muß von ihm weg mit den Kindern. Das sagt ich mir unterwegs vorhin und gab mir die Hand darauf, daß ich's durchsetzen wollte, und kehrte wieder um, damit ich's Ihr sagte. Eh' Sie eine Leiche oder einen Mörder im Hause hat.

Försterin (schlägt vor Schreck die Hände zusammen). So schlimm wird's ja nicht werden!

Wilkens. Hm. Sie will's drauf ankommen lassen; Sie ist mir auch eine kuriose Mutter. Ich bin aber nicht so gleichgültig wie Sie und will kein Unglück auf meinem Gewissen haben, wenn ich's verhüten kann. Ich habe noch den weitsten Weg. Kurz und gut: läßt Sie den und kommt mit Ihren Kindern zu mir, so soll's zur Stunde gerichtlich gemacht werden, daß Sie und Ihre Kinder meine Erben sind. Bis morgen Mittag kann Sie ein Langes und Breites überlegen. Ist Sie morgen Mittag bis Zwölf in der Grenzschenke, da will ich Sie erwarten, so gehn wir auf der Stelle in die Stadt zum Notar; ist Sie's nicht — auch gut. Aber ich bin ein Schurke meines Namens — und Sie weiß, dem Wilkens sein Wort wiegt sein Pfund — und die Hand

an mir soll verflucht sein, die Ihr oder Ihren Kindern dann noch den Bissen Brot abschneidet. (Geht.)

Försterin (erst überwältigt, indem sie ihm ängstlich eilig folgt). Aber, Herr Vetter! Herr Vetter Wilkens —!

Zweiter Auftritt.

Marie allein; dann die Försterin zurück.

Marie (hat ein Briefchen in der Hand). Daß ich's doch genommen hab! — Bis ich mich besann — und da hatt' ich's schon in den Händen — und die Kathrine war auch so schnell wieder fort. — Ich hätt's nicht nehmen sollen.

Försterin (auftretend). Die harten Männer! Da hilft kein Bitten. Was hast du da, Marie?

Marie. Einen Brief von Robert.

Försterin. Wenn den dein Vater säh!

Marie. Ich weiß auch gar nicht, wie ich ihn genommen hab. Aber der Robert dauerte mich so sehr. Die Kathrine sagte, er ständ unten im heimlichen Grund und wartete. Da fiel mir auch mein Traum ein von heute Nacht.

Försterin. Ein Traum?

Marie. Da war ich dort am Quell bei den Weiden an meinem Lieblingsplätzchen und saß in den bunten Blumen und sah nach dem Himmel hinauf; da stand ein Gewitter und mir war so schwer, daß ich vergehen wollte. Und das Kind, weißt du, das bei mir gewesen war vor vierzehn Jahren, wie ich mich verirrt hatte, das saß neben mir und sagte: Arme Marie! und zog mir den Brautkranz aus dem Haar und steckte mir dafür eine große, blutrote Rose an die Brust. Da sank ich hinter mich in das Gras zurück, ich wußte nicht, wie. Drüben im Dorfe läuteten sie, und das Singen der Vögel, das Zirpen der Grillen, die leise Abendluft in den Weiden über mir — das alles war wie ein Wiegenlied. Und der Rasen sank mit mir tiefer und immer tiefer und das Läuten und das Singen klang immer ferner — der Himmel wurde wieder blau und mir wurde so leicht — so leicht —

Försterin. Ein eigener Traum. Hast du den Brief aufgemacht?

Marie. Nein, Mutter; und ich will's auch nicht.

Försterin. So laß ihn wenigstens den Vater nicht sehn. — Ach! Marie, wir werden fort müssen vom Vater!

Marie. Vom Vater? Wir?

Försterin. Er kommt; laß dir nichts merken. Steck den Brief ein. Nimm die Bibel da vor dich, daß er dir nichts anmerkt. Ich will's noch einmal versuchen — wenn er denkt, wir gehen sonst, giebt er doch vielleicht nach und wir können bleiben.

Dritter Auftritt.

Die Bühne wird immer dunkler.

Der Förster. Die Vorigen.

Förster. Der Wilhelm noch nicht da?

Försterin. Ich hab ihn noch nicht gesehn.

Förster (tritt ans Fenster und trommelt gedankenvoll daran).

Försterin (beginnt einzupacken).

Marie. Aber, Mutter —

Försterin. Stille jetzt, Marie, und meng dich nicht ins Gespräch.

Förster (hat sich gewandt und eine Weile seiner Frau zugesehn). Was machst du da?

Försterin (ohne aufzusehn). Ein paar Kleider pack ich ein — wenn ich fort muß —

Förster. Wir müssen nicht. Dafür giebt's ein Recht.

Försterin (kopfschüttelnd). Dein Recht? (Fährt fort.) Ich werde fort müssen mit den Kindern.

Förster (überrascht). Du wirst —

Försterin. Wenn du nicht Frieden machst mit dem Stein.

Förster. Wenn —

Försterin. Du brauchst dich nicht zu ereifern, Ulrich; du kannst nicht anders und ich auch nicht. Ich mache dir keinen Vorwurf; ich sage nichts, gar nichts. Du willst für deinen Feind ansehn, wer dir zum Nachgeben rät — laß mich nur ausreden — und der Vetter Wilkens will die Kinder enterben, wenn du auf deinem Kopf bestehst und ich nicht mit den Kindern bei ihm bin bis morgen Mittag; ich kann da nichts thun, als — schweigend gehn.

Förster (tief atmend). Du willst —

Försterin. Ich will nichts; du willst und der Vetter Wilkens will. Ihr harten Männer macht das Schicksal und — wir müssen's erdulden. Wenn du nachgäbst, ja, dann könnten wir bleiben. Glaubst du, ich geh gern? Für mich — ich wollte aushalten bis zum Tod. Aber um die Kinder — und um — dich mit.

Förster (finster). Wie so um mich?

Försterin. Du bist abgesetzt, du hast kein Vermögen; und einen andern Dienst in deinem Alter — nach deiner Geschichte mit dem Stein — du könntest —

Förster (heftig). Almosen nehmen? Von Frau und Kindern?

Försterin. Ereifere dich nicht. Ich sage ja nicht: Gieb nach; ich will dir ja nichts aufdringen. Du kannst nicht nachgeben und ich — kann nicht bleiben — wenn du nicht nachgiebst. — Müssen wir auseinander (ihre Stimme zittert) — so wollen wir's im Guten. Wir wollen einander verzeihn, was das andere uns zuwider thut, oder (mit leisem Vorwurf) — wovon das andere denkt, daß man ihm zuwider thut.

Förster. Du willst also zu Wilkens?

Försterin. Ich muß.

Förster. Und die Kinder sollen mit?

Försterin. Um die ist's, daß ich's thu.

Förster. Wollt ihr nicht auch den Nero mitnehmen? draußen? den Hund? Was soll er länger bei seinem abgesetzten Herrn, der Hund? Nehmt ihn mit, den Hund. Und wenn ich recht behalte, wie ich recht behalten muß — und als kein Schurke mehr dasteh vor der Welt — dann — kann er ja wiederkommen, der Hund. Ihr meint, er geht nicht von mir? Wird doch die Bestie nicht dümmer sein, wie die Menschen sind. Weib und Kinder sind klug, und so 'ne arme Bestie will allein dumm sein? Man muß der Bestie einen Tritt geben für ihre Dummheit. Ein alter Mann — ein ruinierter Mann, der als Schurke daständ, wenn's dem Stein nachging, in seinen weißen Haaren, und so 'ne Bestie will nicht Vernunft annehmen? Fünfzig Jahre redlich gedient und aus dem Dienst als ein Schurke, weil ich kein Schurke sein will — hab das Meine zugesetzt dabei, und die arme Bestie will in ihrem Hundehaus dankbarer sein, als der reiche Stein in seinem Schloß? Da sollte man doch das ganze Bestienzeug vor den Kopf schießen, wenn's zu weiter nichts da wär', als daß sich der Mensch vor ihm schämen müßte. — (Schritte; er kehrt sich zu ihr, weicher.) Wir sollen Zwei sein? Nach fünfundzwanzig Jahren? — Gut. So mag jedes allein tragen von nun an — so lang das Herz hält.

Försterin. Ulrich — (Sie muß Marien immer abhalten, die zum Förster stürzen will.)

Förster. Wir sind Zwei von nun. Geht, geht. Der Wilkens ist reich und ich bin ein armer Mann trotz meinem Recht. Ihr zieht dem Gelde nach. Ich halt euch nicht. Aber wenn ihr sagt, ihr habt recht gethan — dann — Und nun ist's abgethan. Nicht mehr das W o r t davon.

Vierter Auftritt.

Wilhelm. Die Vorigen.

Förster (sitzt rechts). Komm her, Wilhelm. Wo hast du den Andres gelassen?

Wilhelm. Ich hab an der Grenzschenke eine Viertelstunde lang auf ihn gewartet.

Förster. Hat er gedacht, du kommst später —

Försterin (für sich). Der Andres ist nicht mit? Dem Ohm seine Reden kommen mir nicht aus den Gedanken.

Marie (zündet die Lampe an und setzt sie auf den Tisch zum Förster).

Förster. Hast du den Advokaten gefragt, bis wenn die Sache aus sein kann? Daß ich mein Recht hab?

Wilhelm. Er will keine Klage machen.

Försterin (tiefaufatmend für sich). Das wär noch eine Hoffnung —

Förster (steht auf, ganz perplex). Er will —

Wilhelm. Du wärst nicht im Recht, Vater.

Förster. Nicht im Recht —? (Muß sich setzen.)

Försterin (wie vorhin). Daß er doch noch nachgäb.

Wilhelm. Die Staatsdiener wären, die könnten nicht abgesetzt werden, wenn's ihnen nicht zu erweisen stünd, daß sie's verdient hätten. Aber du wärst keiner; dein Herr wär nicht der Staat, sondern der, dem der Forst gehörte, der Gutsbesitzer.

Förster (verbissen). Also wenn ich ein Staatsdiener wär, dann dürfte mir der Stein nicht unrecht thun. Und weil ich keiner bin, so darf er mich zum Schurken machen? — Du hast ihn nicht verstanden, Wilhelm.

Wilhelm. Er hat mir's dreimal vorgesagt.

Förster. Weil du ihm die Sache nicht vorgestellt hast, wie sie ist. Daß dein Urgroßvater schon Düsterwalder Förster war, und dein Großvater nach ihm, und daß sie mich schon vierzig Jahr den Erbförster heißen im ganzen Thal.

Wilhelm. Das, sagt er, gereichte Herren und Dienern zur Ehre, aber vor Gericht darauf zu gründen wär nichts.

Förster. Aber er weiß nicht, daß der Stein mich absetzen will, weil ich für sein Bestes war, daß der Forst gegen Mitternacht und Abend offen liegt. So ein Advokat weiß nicht, daß so ein Wald wie ein Gewölbe ist, wo immer eins das andere hält und trägt. So hält's alle Gewalt aus, aber brecht nur ein Dutzend Steine mitten heraus, so holt's der und jener.

Wilhelm. Dazu zuckt er nur die Achseln.

Förster (immer eifriger). Und das Meine, was ich hineingewendet hab? Und daß ich die Bäume alle selber gepflanzt hab? Was? Die der Wind nun um nichts und wieder nichts zusammenknicken soll?

Wilhelm. Dazu hat er nur gelächelt. Du möchtest ein recht braver Mann sein, aber vor Gericht gält das nicht.

Förster (steht auf). Wenn einer brav ist, das gilt nichts? So muß einer ein Schelm sein, wenn's was gelten soll vor Gericht? — Aber der Rupert von Erdmannsgrün? Was? Wilhelm?

Wilhelm. Der wär eben ein Staatsdiener gewesen. Nachher ging ich noch zu einem andern Advokaten; der lachte mir geradezu ins Gesicht. Aber dem hab ich's gesagt wie ein Jägerjunge.

Förster. Gut. Aber der Andres? Was?

Wilhelm. Wie der Andres in den Wald gegangen wär, hat er gesagt, wärst du schon abgesetzt gewesen. Das müßtest du selber wissen, daß kein Fremder in einem Forst Pflanzen herausnehmen dürfe, so mir nichts, dir nichts, und ohne des Försters Wissen und Willen. Der rechtmäßige Förster wär aber da schon der Buchjäger gewesen und so hätt' der Andres sich's allein zuzuschreiben, wenn er wie ein Holzdieb behandelt worden wär. Und da würd' er selber einsehn, daß er besser daran thät, wenn er die Zurechtweisung ruhig ertrüg und nicht weiter an die Sache rührte und froh wär, daß er noch so davon gekommen wär.

Förster (hat sich wieder gesetzt; eine Pause; dann pfeift er und trommelt vor sich auf dem Tisch).

Försterin (ihn ängstlich beobachtend). Wenn er so ruhig wird —

Förster. Also ich muß ein Schurke bleiben vor der Welt? Gut. — Warum packt Ihr nicht ein, Weiber? Wilhelm, hol mir eine Flasche Wein.

Försterin. Du willst Wein trinken? Und weißt, er thut dir kein gut, Ulrich? Und noch dazu in den Ärger hinein —

Förster. Ich muß andere Gedanken haben.

Försterin. Du wirst allemal so außer dich auf den Wein, du kannst dir den Tod darin trinken.

Förster. Besser den Tod trinken, wie als ein Schurke leben. Und ein Schurke muß ich bleiben vor der Welt. Wilhelm, eine Flasche und ein Glas. Bin ich schon nicht mehr Herr im Haus? Vorwärts!

Wilhelm (geht).

Försterin. Wenn du dir noch einen andern Gedanken faßtest; aber du thust's nicht und — ich muß fort.

Förster. Das ist abgethan, Weib, und mein Gedanke ist gefaßt. Lamentiert mir nicht. Morgen geht's fort. Wenn ich schon kein Staatsdiener bin und — heut will ich noch einmal lustig sein.

Wilhelm (bringt Wein; der Förster schenkt ein und trinkt öfter, jedesmal ein volles Glas; dazwischen pfeift und trommelt er).

Förster. Thut mir das Licht da weg, daß ich meinen Schatten nicht seh.

Wilhelm (stellt die Lampe auf den Tisch der Frauen, setzt sich zu diesen und nimmt die noch offene Bibel vor sich).

Försterin (für sich und zu Marien). Der Andres kommt immer noch nicht, und 's ist schon so lang dunkel. Und ich muß gehn morgen. Jetzt sag ich wohl: ich muß gehn, und weiß noch nicht, wenn's dazu kommt, ob ich's auch kann. Wenn man zwanzig Jahr zusammengelebt hat in Freud und Leid. Und vom Wald Abschied nehmen, der den ganzen Tag so grün zu allen Fenstern hereinguckt. Wie still's uns vorkommen wird, wenn wir das Rauschen nicht mehr hören und den Vogelgesang und den Axtschlag hallen den ganzen Tag. Und die alte Schwarzwälderuhr dort — so ging sie schon, wie ich noch eine Braut war, und nun bist du schon eine gewesen. Dort in jener Ecke standst du zum erstenmal auf und liefst, Marie, drei Schrittchen weit, und da, wo der Vater sitzt, saß ich und weinte vor Freude. Ist das das Leben? Ein ewig Abschiednehmen? Wenn ich doch bliebe? Wenn ich dran denke, was der Ohm sagte, daß alles geschehn könnte! Wenn der Brief vom Robert — Wilhelm, geh doch in den Garten. Ich muß das Trinkglas beim Born vergessen haben, oder in der Laube oder sonst da herum.

Wilhelm (geht).

Fünfter Auftritt.

Vorige ohne Wilhelm. Försterin und Marie vorn an der Lampe arbeitend. Der Förster bald hinten sitzend, bald am Tische vorbei Schritte machend ans Fenster.

Försterin (nachdem sie gewartet, bis Wilhelm hinaus ist.) Wenn du sähest, Marie, was der Robert schreibt.

Marie. Ich soll's öffnen, Mutter?

Försterin. Vielleicht läßt sich noch alles gut machen und der Robert schreibt uns, wie. Wenn du's nicht öffnen willst, gieb mir's. Wenn ich's thu, brauchst du dir nichts vorzuwerfen. (Sie öffnet.) Wenn ich lesen könnte bei Licht! Wenn ich die Brille nähm, müßt er's merken. Lies mir's vor, Marie.

Marie. Ich soll's lesen, Mutter?

Försterin. Wenn ich dir's heiße, kannst du's wohl. Da leg's neben die Bibel. Und wenn er näher kommt oder wenn er aufmerksam wird, so liest du aus der Bibel.

Marie. Aber was?

Försterin. Was dir zuerst in die Augen fällt. Wenn ich huste, liest du aus der Bibel. Zuerst das Briefchen.

Marie (liest). „Liebe Marie. Ich hab dir so viel —"

Försterin. Er steht schon wieder auf von seinem Stuhl; lies aus der Bibel, bis er am Fenster ist.

Marie. „Um Schade, Auge um Auge, Zahn um Zahn. Wie er einen Menschen hat verletzet, so soll man ihm wieder thun."

Förster (trommelt am Fenster).

Försterin (ihn immer beobachtend). Nun den Brief, Marie, bis ich huste.

Marie. „Ich hab dir so viel zu sagen. Komm den Abend oder die Nacht in den heimlichen Grund an den Quell unter den Weiden; da will ich dich erwarten. Komm, Marie. Morgen früh geh ich in die Welt, dir und mir ein Glück zu erwerben. Kommst du nicht, so weiß ich, wie du's meinst, und du siehst nie wieder —"

Försterin. Er will fort? in die Welt? Für immer, wenn du nicht gehst? Dann wär alles verloren!

Marie. „Du siehst nie wieder deinen Robert."

Försterin (hustet, da der Förster sich eben vom Fenster wendet). Aus der Bibel, Marie.

Marie. „Wie er einen Menschen verletzet hat, so soll man ihm wieder thun. Es soll einerlei Recht unter euch sein, den Fremden und den Einheimischen, denn ich bin der Herr, euer Gott."

Förster (ist aufmerksam geworden, bleibt stehn). Was ist das da vom Recht?

Marie. „Es soll einerlei Recht unter euch sein —"

Förster. Es soll einerlei — Wo steht das da?

Marie. Hier, Vater; da links oben.

Förster. Leg was darauf, wo das anfängt, was du da gelesen hast vom Recht. — Seht ihr nun, daß ich recht hab? Wenn schon ich

unrecht behalten muß. Daß das alte Herz dadrin kein Lügner ist? „Es soll einerlei Recht unter euch sein." Nicht eins für Staatsdiener apart. — Damals war das Recht noch gesund, da wohnt es noch nicht in den staubigen, dunstigen Stuben. Unter den Thoren, im Freien wurd es gehalten, wie man da liest. Wenn ich zu sagen hätte, müßten die Gerichte im Walde sein; im Walde bleibt dem Menschen das Herz gesund; da weiß man, was recht ist und was unrecht ist ohne Wenn und Aber. Mit ihrem heimlichen Karten haben sie's verabert und verwennt, in ihren dumpfen, staubigen Stuben, da ist's krank und stumpf geworden und ist's welk geworden, so daß sie's kneten können, wie sie wollen; und nun muß besiegelt werden und muß verbrieft werden, was recht ist, sonst soll's nicht recht sein; nun haben sie dem Manneswort die Geltung genommen und einen Spitzbuben daraus gemacht, seitdem man nur das zu halten braucht, was man beschworen hat und besiegelt hat und verbrieft, und haben aus dem alten guten Recht einen Achselträger gemacht, daß ein alter Mann, der nicht das Federchen an seiner Ehre gelitten hat, als ein Schurke dastehn muß vor den Menschen — weil die in ihren Stuben zwei Rechte haben statt eins. (Er setzt sich und trinkt.)

Försterin. Es wird immer dunkler und der Andres kommt nicht. Und bei solchen Reden wird einem erst recht angst. Wenn du zum Robert gingest —

Marie. Zum Robert? Aber was denkst du denn, Mutter?

Försterin. Daß das ein Gottesfinger ist — das da mit dem Robert seinem Brief.

Marie. Ich soll zum Robert? Jetzt? Nach dem heimlichen Grund?

Försterin. Und was wär's? Fürchten thust du dich nicht.

Marie. Fürchten auch! (Stolz.) Ulrichs Mädchen!

Försterin. Wie oft bist du tiefer in der Nacht draußen gewesen!

Marie. Aber der Vater wußt's auch. Wenn's der Vater will und du, weiß ich, steht hinter jedem Baum ein Engel. — Und der Vater sagte: wenn ich die Marie nicht kenn —

Försterin. Ich kann nicht so gut fort wie du, ohne daß er's merkt. — Es konnte alles noch gut werden — aber — es *sollte* nicht sein. Und dein Traum? Dir wurde so leicht, der Himmel wurde so blau — Siehst du, im heimlichen Grunde, am Quell unter den Weiden, da soll dein und unser aller Gram aufhören.

Marie (den Kopf schüttelnd). Meinst du, Mutter?

Försterin. Wenn du gingst. Wir könnten dann beim Vater bleiben, der Robert redete noch einmal mit seinem Vater, der Ohm Wilkens gäb auch nach und der Brautkranz sollte dir zum zweitenmal noch schöner stehn.

Marie. Ich soll den Vater betrügen, Mutter? Dann glaubt ich, mir könnt's nie wieder gut gehn auf der Welt.

Försterin. Gingst du doch für ihn. Vielleicht wenn er morgen hin-

aus muß ins Elend oder wenn sie ihn einsetzen in den Turm oder noch was Schlimmeres geschieht —

Marie. Dem Vater? —

Försterin. Ja. Dann wirst du vielleicht zu spät denken, wär ich doch gegangen!

Marie. Aber Mutter, wenn ich nun im Walde wär und der Vater begegnete mir? Oder träf uns beisammen?

Försterin. Wir müssen ihn fragen, ob er heim bleibt.

Marie. Ich kann ihn nicht ansehn, ohne daß mir das Herz zerspringen will.

Försterin. Frag ihn wegen der Suppe.

Marie. Ich will ihn gleich fragen. (Sie nähert sich dem Förster ängstlich, steht neben ihm, ohne daß er sie bemerkt).

Försterin (aufmunternd). Sei kein Kind!

Marie (leise). Vater. (Sie beugt sich über ihn; außer sich vor Mitleid.) Vater, armer Vater! (Sie will ihn umschlingen.)

Förster (sieht sich um; rauh). Was giebt's? Ohne Lamentieren!

Försterin (da Marie ohne Fassung steht). Die Marie —

Marie (bezwingt sich). Gehst du heut noch in den Wald?

Förster. Warum?

Marie. Weil —

Försterin (fällt ein aus Furcht, Marie möchte die Wahrheit sagen). Der Suppe wegen; ob sie die wärmen soll?

Förster. Nein. Und was willst du noch, dummes Ding? (Wendet sich ab. Da Marie zögert, rauh.) Hörst du?

Marie (zur Försterin zurück). Mutter, er hat geweint! Ich sah eine Thräne an seiner Wimper hängen, Mutter! und ich will ihn betrügen.

Försterin. Er weint, daß er in seinem Alter noch ins Elend soll. — Und du — mußt ja nicht gehn.

Marie. Wenn du so sprichst, Mutter! — Ich gehe ja.

Försterin. So sag gute Nacht; Zeit ist's nunmehr. Ich helfe dir dann aus dem Fenster steigen. Jetzt wartet der Robert schon, du kannst bald zurück sein.

Marie. Ja, Mutter, ich will gehn. Aber nicht um den Robert, Mutter, und um mich; nur für den Vater. Ich will's ihm sagen. Robert, will ich ihm sagen, du findest noch ein Mädchen, schöner und besser als mich, aber mein Vater findet kein Kind mehr, wenn ich ihn lasse. Ich will's ihm sagen; Robert, will ich ihm sagen, ich will dich vergessen; Gott wird mir's geben, daß ich dich vergessen kann. Bleib fern von mir, daß ich dich nicht wiederseh. Er wird's, nicht, Mutter? er wird's; ich hab ihn ja so sehr geliebt.

Försterin. Geh nur; sag gute Nacht und laß dir nichts merken.

Marie (steht beim Förster).

Försterin. Die Marie will dir gute Nacht sagen.

Förster. Kannst's nicht selbst, dummes Ding?

Marie (sich beherrschend). Gute Nacht, Vater.

Förster. Gute Nacht. — Ihr braucht nicht auf mich zu warten morgen, wenn Ihr zum Ohm geht. Ich bin vielleicht schon aus. Ich hab einen Gang; weiß nicht, ob ich wiederkomme — morgen. Und nehmt den Nero mit — und was sonst noch da ist, nehmt alles mit. Ich brauche nichts mehr — als mein Handwerkszeug, meinen Stutz und — Pulver und Blei. Die andern Flinten könnt Ihr verkaufen. Geh zum Wilkens du, armes Ding, der verschafft dir vielleicht den Robert noch — wenn ich nur erst fort bin; wenn die Leute nur erst vergessen haben, daß dein Vater ein abgesetzter Mann war.

Marie. Gute Nacht. (Außer sich.) Gute Nacht, Vater!

Förster. Mädel, das ist ja eine gute Nacht wie auf ewig. — Hast recht, Marie. So ein Flecken muß weg, wie ich einer bin auf Euerm guten Namen. Geh, Marie. Hörst du, Marie?

Marie. Du sollst bleiben, Vater, und gehst du, geh ich mit dir.

Förster. Was ich für einen Weg hab, den geht man allein. Geh, Marie.

Försterin. Leg dich, Marie.

Förster. Gute Nacht; und nun ist's gut; du weißt, ich kann das Lamentieren nicht leiden.

Marie. Du gehst nicht ohne mich, Vater, du kannst nicht leben ohne mich, Vater; Vater, das fühl ich jetzt an mir.

Förster (abwehrend). Ja doch. Was so'n Gelbschnabel nicht fühlt.

Marie. Du wendst dich ab, Vater, damit ich nicht sehn soll, daß du weinst; Vater, stell dich wild, wie du willst —

Förster (will sich losmachen). Dummes Ding da.

Marie. Ich geh mit dir. Du hältst auf dein Recht und ich auf meins und das ist, daß ich dich nicht lassen darf. Vater, ich fühl's nur jetzt erst so, daß ich niemand auf der Welt so lieb hab als dich. Morgen gehn wir zusammen — wenn du gehen mußt. Ich zieh vom Wilhelm Kleider an. Es giebt ja noch grünen Wald auf der Welt. Und lamentieren hören sollst du mich gewiß nicht: deshalb fürchte dich nicht. Ich kann ja die Nächte weinen, wo du's nicht siehst. Aber dann siehst du mir's am Tage an den Augen an. Ich muß ja gar nicht weinen. Nur lachen will ich und vor dir herhüpfen und singen; die schönen Jägerlieder. — Siehst du, Vater, das ist die letzte Thräne um den Robert; und die ist schon trocken, siehst du? Wir wollen schon noch ein Glück finden auf der Welt — wenn du fort mußt, Vater. Und wenn's nicht sein soll, so wollen wir Gott danken und bitten, wenn er uns nur brav sein läßt. Dann wollen wir denken: es ist zu viel verlangt, wenn wir auch noch glücklich sein wollen. Hab ich nicht dich? Hast du nicht dein gutes Recht und deine Marie? Was brauchen wir mehr? (An seinem Hals.)

Förster (der sie immer abgewehrt hat, fast wild, weil er sich der Weichheit kaum mehr erwehren kann). Freilich! Freilich! Dummes Ding. (Ruhiger.) Und ein Tischchen deck dich, ein Goldeselein schlag aus, und das Märchen ist fertig. Nun leg dich, Marie. (Rauh.) Hörst du?

Försterin. Komm, Marie.

Marie (an der Kammerthür sieht sie sich um, sie eilt nochmals zu ihm; ihn außer sich umschlingend). Gute Nacht! Gute Nacht!

(Sie eilt in ihre Kammer. Die Försterin folgt.)

Förster (ihr nachsehend). Mein Mädel, mein armes Mädel. Hier darf's nicht sein, wenn ich mir ein Ende mach! — Element, schäm dich, alter —

Sechster Auftritt.

Weiler. Der Förster.

Weiler (grüßt schweigend; er ist sehr aufgeregt; er hängt die Flinte an den Riegel und macht sich mit dem Jagdzeug zu thun). Hm.

Förster (wird ihn gewahr). Er? (Fällt wieder in Gedanken.)

Weiler. Ich.

Förster. Wo kommt Ihr noch her?

Weiler. Aus dem Walde. — Am Staket hab ich Euern Wilhelm gesprochen. Also seid Ihr doch abgesetzt.

Förster. Weil's zweierlei Recht giebt.

Weiler. Und das habt Ihr nicht vorher gewußt?

Förster. Euern Lohn habt Ihr auf drei Monate voraus.

Weiler. Und könnt gehn; das weiß ich auch. Wo ist denn Euer Wilhelm? Ja so; ich bin ihm begegnet. Und Euer Andres?

Förster (halb abwesend). Nicht zu Haus.

Weiler. Aber Ihr wißt doch wohl, wo Euer Andres ist?

Förster (ungeduldig). Was wollt Ihr noch? Laßt mich in Ruh.

Weiler. Meinetwegen. Mir kann's gleichviel sein.

Förster. Drum denk ich, Ihr geht.

Weiler. Also der Andres. Und Ihr wißt nicht, wo er ist?

Förster. Immer der Andres! Habt Ihr was, so seid nicht wie ein Gewitter, das stundenlang steht.

Weiler (zeigt nach dem Fenster). Da unten überm Lautenberge kommt eins herauf. Die Kibitze kreischten so ängstlich. Dacht's vorher. Es war zu schwül. — Ulrich, (kommt zu ihm) vor einer Stunde ist einer erschossen worden.

Förster. Ihr wißt, wer?

Weiler. Ihr wißt's nicht? Wenn Euer Andres zu Hause wär —

Förster. Immer vom Andres! Ihr wißt was von ihm.

Weiler. Hm. Die Büchse — hört mal, hatt' Euer Andres die mit dem gelben Riemen?

Förster. Warum?

Weiler (wie in Gedanken). Ich kenne doch Eure Büchse —

Förster. Ihr wollt mich konfus machen?

Weiler. Ihr habt sie nicht zu Haus?

Förster. Ich antwort Euch nicht mehr. Hab ohnehin Wein getrunken.

Weiler. Gebt wohl acht, daß Ihr Euch nicht irrt.

Förster. Gebt wohl acht, daß ich Euch nicht am Kragen fasse.

Weiler. 's ist nicht zum Spaß —

Förster. Das sollt Ihr sehn.

Weiler. Aber ich weiß nichts, als was ich gehört hab und gesehen hab. Und setzt Euch. Mir ist's auch nicht, wie lange stehn. Muß aussehn, mein ich, wie meine Thonpfeife da. (Der Förster am Tische rechts sitzend; Weiler hat sich einen Stuhl dicht zu ihm gerückt, erzählt hastig mit unheimlich gedämpfter Stimme). Wie ich vorhin zum Feierabend von meinen Holzhauern weggeh, hör ich einen Schuß da, da nach dem heimlichen Grunde zu. Ich denke, wenn Ihr's vielleicht wärt, und geh darauf zu. Aber es mußt's der Robert Stein gewesen sein. Der geht Euch da bei dem ersten Lautensteg hin und her wie eine Schildwache. Denk ich: Worauf muß denn der lauern? Auf ein Wildbret nicht; denn da läuft man nicht hin und her. Denk ich, das mußt du absolvieren. Machst dich hinter die hohe Eiche. Da siehst du alles und wirst nicht gesehn. Aber ich bin Euch noch nicht dort, da wird ein Hallo hinter mir. Und was hör ich da? Euern Andres und den Robert im ärgsten Zank. Ich konnte nichts Ordentliches verstehn; aber man hörte, daß sie auf Tod und Leben hintereinander waren. Ich will mich eben näher schleichen; da kommen sie schon gerannt. Der eine drüben auf dem Felsenweg über dem Bach, der andere hüben. Der hüben, das war der Robert, die Flinte am Backen. Zwei Schritt von mir bleibt er stehn. „Steh! oder ich schieß dich nieder!" Auf dem Felsenweg kann niemand ausweichen. Da heißt's: Mensch, wehr dich deines Lebens! Und nun piff paff — zwei Schüsse hintereinander. Dem auf dem Felsen seiner pfiff zwischen dem Robert und mir in die Büsche hinein. Aber dem Robert seiner — Ulrich; ich hab manchen Schuß gehört, aber so keinen, man konnt's dem Blei anhören, es witterte Menschenleben. Ich weiß nicht, wie mir's war, wie der drüben zusammenbrach wie ein getroffener Hirsch —

Förster. Der Andres?

Weiler. Wer soll's sonst gewesen sein? Was? Ist er denn zu Haus etwa? Wißt Ihr etwa, wo er sonst ist? Und der Getroffene hatte die Flinte mit dem gelben Riemen. Die hielt er fest; der Riemen leuchtete ordentlich wie ein Notzeichen durch die Dämmerung. Das klang schauerlich, wie das Eisenzeug an der Flinte über die Klippen herunterklapperte und die Leiche nach durch die Büsche knickte und schleifte — bis der Bach unten aufklatscht, als führ er vor Schrecken zusammen. Und wie's nun so kurios still wurde darauf, als müßt es sich selber erst besinnen, was doch passiert wär; da war's, als jagte mich einer. Ich müßte schon eine halbe Stunde da sein, wenn ich mich nicht verlaufen hätte. Ich, der jeden Baum kennt da herum. Da könnt Ihr Euch nun denken, wie mir's war. Erst am zweiten Lautensteg, da nach Haslau zu, hatt' ich das Herz, einen Augenblick zu verschnaufen. Dort, wo der Bach in Felsstücken spektakelt. Ich seh zufällig hinunter. Da hantiert der Bach mit einem bunten Lumpen

Da ist's. Kennt Ihr's vielleicht? (Bringt Andres' Tuch zum Vorschein und hält's ihm vor die Augen; der Förster reißt's ihm aus der Hand.)

Förster. Lauter Gestalten vor meinen Augen — der Wein — (Er hält's bald ferner, bald näher, ohne es sehn zu können.)

Weiler (kleine Pause.) Ihr seid so still. Fehlt Euch was?

Förster (stößt einen einzigen lauten Atem aus und hält das Tuch immer noch mechanisch vor sich hin, ohne es zu sehn).

Weiler. Euer Gesicht ist ganz verzerrt. Will Eure Frau rufen.

Förster (eine Bewegung, als schöb er mit äußerster Anstrengung eine Last von sich). Laßt nur; 'n bißchen Schwindel. Hab heuer noch nicht zu Ader gelassen; der Wein dazu — 's geht schon vorüber — Sagt niemand was davon — (Erhebt sich mühsam.)

Weiler. So sind die doch richtig zusammengeraten, der Andres und der Robert. Aber was wollt Ihr denn nun thun? Als ein abgesetzter Mann? Wenn der sagt: ich hab den Wildschütz angerufen; er hat das Gewehr nicht weggeworfen? Ihr wißt's am besten, dann darf der Jäger drauf brennen. Er braucht nicht einmal zu rufen; wenn er nur richtig trifft, so hat er auch recht. Und wer nun vollends wie Euer Andres zwei Stock tief vom Felsen ins Wasser gefallen ist, dem steht die Zunge still ohne Pulver und Blei. Ihr kennt ja das Recht, wie es heutzutage ist! Und Euch werden sie obendrein noch einstecken wegen Widersetzlichkeit. Ihr dauert mich. Ich möchte nicht Ihr sein. Was?

Förster. Das Wetter ist schon über dem Lautenberg, hört Ihr? Wenn Ihr lang macht, erwischt Euch der Regen.

Weiler. Es blitzte schon vorhin. Wie ich die Lärchenhöhe herkam, macht es die ganze Gegend hell. Da sah ich, der Robert geht noch immer hin und her bei den Weiden unten.

Förster (geht nach der Thür, damit Weiler sehn soll, er wartet auf dessen Gehn).

Weiler. Wollt Ihr nochmal zum Advokaten gehn? Ja, wenn Ihr ein Staatsdiener wärt. Aber was wollt Ihr sonst?

Förster. Nichts.

Weiler. Wer's glaubt —

Förster. Narr, der Ihr seid; zu Bette gehen.

Weiler. Ist noch gar nicht so weit.

Förster. Die Thür zumachen und die Laden.

Weiler (da er nicht anders kann; zögernd). Nun, so schlaft wohl, Ulrich — wenn Ihr könnt.

(Ab; der Förster hinter ihm.)

Siebenter Auftritt.

Die Försterin. Später der Förster und Wilhelm.

Försterin (aus Mariens Kammer). Nun kann sie sein, wo die Weiden anfangen. (Am Fenster.) Er macht die Laden herum. Ich muß der Marie ihren zum Schein schließen, damit sie hereinsteigen kann, wenn

sie zurückkommt. Der Andres noch immer nicht da! Wird mir doch auf einmal, als hätt' ich die Marie nicht fortlassen sollen.

Förster (mit Wilhelm eintretend. Die Försterin geht wieder in die Kammer).

Wilhelm (im Eintreten). Vater, Kramers Lore kam ans Stacket, der Stein wäre außer sich; man hätte Schüsse im Walde gehört — der Robert fehlte und der Stein hätte den Möller in die Stadt geschickt; der sollte Soldaten holen. Die ganze Mörderbande im Jägerhaus sollten sie gefangen nehmen, hat er gesagt. Der Möller wär eben im Carriere vor Kramers vorbeigesprengt. Vor Eins könnten sie da sein.

Förster (indem die Försterin aus Mariens Thür tritt). Was hast du noch draußen? (Sieht sich um.)

Wilhelm. Im Garten, Vater. Mutter, in der Laube war nichts.

Försterin (bleibt an der Thür). So muß es doch hereingekommen sein. (Zum Förster.) Suchst du was?

Förster. Ich? Nein. Ja, die Büchse mit dem gelben Riemen. Wo die herumstehen muß? Vielleicht in der Marie ihrer —

Försterin (unwillkürlich die Thür deckend, rasch). In der Marie ihrer Kammer ist keine Flinte.

Wilhelm. Die hat doch der Andres mit, wie er mich begleiten ging.

Förster. Gut. (Zeigt das Tuch.) Hab' ich da ein fremdes Tuch in der Tasche; ist's dein, Wilhelm?

Försterin. Das rot und gelbe Tuch? Das gehört dem Andres.

Förster. Er hat's gestern liegen lassen und ich hab's in Gedanken eingesteckt.

Försterin. Gestern? Heut' erst, eh' ihr gingt, hab ich's ihm gegeben.

Förster. Hast du's ihm — gut.

Försterin (kommt näher). Ja! Ja! das ist Andres' Tuch. (Sie betrachtet's.) Hier ist's gezeichnet.

Förster (will's ihr abnehmen). Gieb her.

Försterin. Es ist naß. — Und was ist das für Blut da an dem Tuch?

Förster. Blut? (Bezwingt sich.) Von meiner Hand. Ich hab mich da am Flintenschloß gerissen. Geh' nur!

Försterin (beschäftigt sich auf der andern Seite der Bühne).

Förster. Wilhelm, komm her. Lies einmal da, da in der Bibel, von da an, wo das Zeichen liegt.

Wilhelm. Mitten im Kapitel?

Förster. Vom Zeichen da. Vorwärts! (Holt seinen Hut.)

Wilhelm (liest). „Welcher des Herrn Namen lästert, der soll —"

Förster. Das ist's nicht. (Hängt die Flinte um.)

Wilhelm. „Wer irgend einen Menschen erschlägt" — ist's das?

Förster (ergriffen, tritt einen Schritt näher). Nein — aber lies nur. (Er steht bei Wilhelm; während des Folgenden nimmt er unwillkürlich den Hut ab und faltet die Hände darüber.)

Wilhelm. „Wer irgend einen Menschen erschlägt, der soll des Todes sterben. Wer aber ein Vieh erschlägt, der soll's bezahlen Leib um Leib. Und wer seinen Nächsten verletzet, dem soll man thun, wie er gethan

hat. Schade um Schade, Auge um Auge, Zahn um Zahn. Wie er einem Menschen gethan hat, so soll man ihm wieder thun. Also daß wer ein Vieh erschlägt, der soll's bezahlen. Wer aber einen Menschen erschlägt, der soll sterben."

Förster. Der soll sterben.

Wilhelm. „Es soll ein Recht sein unter euch, den Fremden und den Einheimischen, denn ich bin der Herr, euer Gott."

Förster. Amen. (Setzt den Hut auf, will gehn; wendet sich.) Wann könnten die da sein, Wilhelm?

Wilhelm. Die Soldaten?

Förster. Vor —

Wilhelm. Vor Eins.

Förster. Noch Zeit genug.

Wilhelm. Wozu, Vater?

Förster. Zum — Ausschlafen.

Wilhelm. Vater, wie siehst du mich nur an?

Förster. Zu Bett, Wilhelm. (Da die Försterin eintritt.) Gieb der Mutter die Hand.

Försterin (überrascht). Willst du noch fort, Christian?

Förster. Ja.

Försterin. Hat der Weiler vielleicht den Hirsch wieder gespürt?

Förster. Ja. Kann sein.

Försterin. Wie du aussiehst! Man könnte sich fürchten vor dir, wenn man nicht wüßte, wie's wird, wenn du Wein getrunken hast.

Förster. Drum will ich ins Freie.

Försterin. Dann siehst du alles anders, wie's ist. Du kannst in die Schlucht stürzen.

Förster. Dann schneidst du das Blatt dort aus der Bibel und legst mir's mit in den Sarg.

Försterin. Was das für Reden sind!

Förster. Zu Bett, Wilhelm. (Wilhelm ab.) Bete — oder bete nicht —

Försterin. Was ist mit dir, Christian? Warum wird mir so angst? Bleib, um Gottes willen, bleib! Dein Geschäft wird ja noch Zeit haben.

Förster. Nein; es muß heute noch gethan sein. (Er geht.)

Försterin (will ihm nach). Ulrich —

Förster (in der Thür sich wendend, leise vor sich hin). Aug' um Auge — Zahn um Zahn. (Ab.)

Försterin (vor dem Schein des Wetterleuchtens zurückweichend, der durch die geöffnete Thür dringt). Gott sei uns gnädig! (In der Thür.) Ulrich! (Draußen verklingend.) Ulrich!

(Vorhang fällt.)

Fünfter Aufzug.

Jägerhaus.

Nacht. Kurze Zeit das Theater leer, dann

Erster Auftritt.

Die Försterin allein, kommt mit einer Lampe herein, leuchtet in Mariens Kammer hinaus, stellt die Lampe auf den Tisch, geht an das Fenster, öffnet den Laden, durch welchen der Schein des Wetterleuchtens hereinbringt, sieht hinaus; dann schließt sie beides wieder, nimmt die Lampe wieder und leuchtet abermals in die Kammer. Dazwischen horcht sie manchmal auf und zeigt große Angst.

Försterin. Noch immer nicht! Wenn er ihr begegnet wär! Wenn er sie beisammen getroffen hätte. Nun müßte sie da sein. Daß ich sie auch fortgelassen hab! Und der Andres kommt auch nicht. Und die schwüle Wetternacht dazu! (Sie horcht auf.) Das war sie doch? Endlich! Gott sei gelobt! (Leuchtet in die Kammer.) Nein; sie ist's nicht. Der Wind stieß den angelehnten Laden auf.

Zweiter Auftritt.

Wilhelm in Hembärmeln. Försterin.

Wilhelm. Sind die Soldaten da, Mutter? (An Mariens Kammerthür.) Mutter, wo ist der Vater?

Försterin (erschrickt und schließt die Thür schnell).

Wilhelm. Und die Marie? Sie ist nicht in ihrer Kammer?

Försterin. Was du dir einbildst.

Wilhelm. Ihr Bett ist noch wie frischgemacht.

Försterin (horcht erschrocken). Ist das der Vater? Wilhelm, sag nichts davon vor dem Vater!

Wilhelm. Ich bin's auch, der den Angeber macht. Aber du mußt mir sagen, wo die Marie ist.

Försterin. Nach dem heimlichen Grund. Um den Robert zu bitten —

Wilhelm. Mutter, wir betteln bei niemand. Ich hole sie.

Försterin. Bei dem Wetter?

Wilhelm (zieht seine Jacke an). Das wär mir auch ein Jägerjunge, der sich aus so 'nem bißchen Blitzen was machte. Sag mir nur, welchen Weg die Marie gegangen ist. Den untern am Wasser? Gut. Sie ist nicht wie die andern, aber sie ist doch nur ein Mädchen. Und das fürchtet sich. (Ab.)

Dritter Auftritt.

Försterin allein; ihm nach.

Försterin. Wilhelm! Wilhelm! (Kommt wieder.) Er ist schon fort. Und das Wetter wird immer schlimmer. Unten ein Nebel und oben das Gewitter immer näher. Und vom Brandsberg her kommt noch eins dazu. Und der Ulrich draußen und keins von den Kindern zu Haus. Und so ganz allein in dem einsamen Jägerhaus mitten im Wald und so tief in der Nacht —

(Man hört eine Thür zuschlagen; sie schrickt auf.)

Barmherziger Gott! Er ist's. Wenn er in die Kammer säh und säh die Marie nicht! Oder —

Vierter Auftritt.

Der Förster hastig herein; bleich und verstört. Die Försterin.

Försterin (ihm entgegen). Bist du's schon — (sich korrigierend) endlich?

Förster (sich scheu umschauend). Hat jemand nach mir gefragt?

Försterin. Nein. Sind sie hinter dir?

Förster. Wer?

Försterin. Der Buchjäger —

Förster. Warum?

Försterin. Weil du kommst wie gehetzt.

Förster. Die Soldaten meint ich. — — Daß ich überall die Marie seh. Im heimlichen Grund —

Försterin (erschrickt). Im heimlichen Grund — (für sich) Großer Gott!

Förster. Und auf dem ganzen Rückweg hört ich sie hinter mir gehn.

Försterin. Auf dem Rückweg —

Förster. Wenn ich ging, hört ich sie hinter mir; wenn ich stand, stand sie auch, aber ich sah nicht um.

Försterin (erleichtert). Du sahst nicht um?

Förster. Ich wußte ja, es war nichts. — Mir ist, als müßte sie jetzt noch hinter mir stehn.

Försterin (will ablenken). Hast du was geschossen? Liegt's draußen?

Förster (unwillkürlich schaudernd). Draußen?

Försterin. Vor der Thür. Wie siehst du mich an? — Was ist das an dir?

Förster (wendet sich unwillkürlich ab). Was ist's?

Försterin. Ein Fleck —

Förster. Was du siehst —

Försterin. Warum willst du's nicht zeigen.

Förster. Es ist nichts. (Er wendet sich zum Tische rechts, legt die Flinte ab.) Die Suppe warm? Die Zunge klebt mir an.

Försterin (nimmt einen Teller und Löffel aus dem Schrank, geht damit zum Ofen, wo sie die Suppe eingießt). Wenn er in die Kammer säh! Was ich

frage, das frag ich nur in der Angst, daß er die Marie darüber vergessen soll. (Sie setzt die Suppe vor den Förster auf den Tisch zur Rechten; horcht.) Regt sich's nicht in der Kammer? (An des Försters Stuhl, um ihn zu beschäftigen.) Ulrich, meinst du nicht, daß der Robert noch alles wieder gut machen könnte?

Förster (macht eine Bewegung).

Försterin. Was fährst du so auf?

Förster. Weck' mir die Marie nicht. — War nicht jemand am Fenster?

Försterin. Das ist der alte Rosendorn draußen, der immer so ängstlich nickt und ans Fenster pocht, als hätt' er Unglück zu verhüten und niemand hörte auf ihn. (Pause; für sich.) Es ist so still. Ich muß nur reden, sonst hört er meinen Atem und merkt mir die Angst an. Und daß er die Marie nicht hört, wenn sie ins Fenster steigt. (Öfter dazwischen lauschend.) Den ganzen Abend liegt mir's im Sinn. Gestern noch sagte mir der Robert —

Förster. Immer der —

Försterin (hat sich zu ihm gesetzt). Wir gingen an den Weiden hin; dort, wo das Tannendickicht ist, unter dem Felsen, im heimlichen Grund —

Förster (heftig). Laß den weg —

Försterin. Fährst du auf! Es war in der Abendsonne; und wie ich mich umseh, da kommt's hervor unter den Tannen — so rot. Ich — erschrocken — um Gotteswillen, sag ich, das ist doch Blut!

Förster (wirft den Löffel hin und steht auf).

Försterin. Da spiegelte sich das Abendrot in dem Wasser. — Aber was hast du nur?

Förster. Immer mit deinem Grund. Was kümmert dich der Grund?

Försterin. Ist dir was begegnet dort? Es soll nicht richtig sein dort. Robert hat mir's gestern erzählt. Es soll ein böser Fleck sein dort. Da hat einer einen andern umgebra—

Förster (faßt nach der Flinte). Was weißt du?

Försterin (voll Angst zurückweichend). Ulrich! —

Förster. Wirst du schweigen?

Försterin (bleibt vor ihm stehen; schaudernd und ahnend). Ulrich! Was hast du gethan?

Förster (hat sich gefaßt). Dummes Zeug da. Ist das eine Nacht für solche Geschichten? (Versinkt.)

Försterin. Schieß zu. Eine Stunde früher, eine Stunde später; du hast mich doch auf deinem Gewissen. (Sinkt in einen Stuhl links.)

Förster (Pause; dann, während er langsame Schritte macht, mit denen er ihr zögernd allmählich näher kommt). Ich muß dir was sagen, Sophie. — Wenn du's nicht schon weißt. — Es läßt mir keine Ruh. — Ich bin im Recht. Aber — und dann weiß ich nicht, ist's wahr oder ist's nur ein schwerer Traum? — So einer, wo man nicht thun kann, was man will und sich abmattet — weil man immer thun muß, was man nicht will. — Komm her. Hörst du? Leg die drei Finger auf die Bibel.

Försterin. Großer Gott! was wird das sein!

Förster. Es wär gräßlich, wenn ich sie umbringen müßte, und am Ende wär alles doch nur — und dann hätt' ich's vergeblich — Sophie — (Ganz nahe; leise.) Es soll ein Toter liegen im heimlichen Grund.

Försterin. Du bist im Rausche oder im Wahnsinn.

Förster. In meinem Recht bin ich. Sieh mich an, Weib. Glaubst du an einen Gott im Himmel? Gut. Gut. So leg die drei Finger auf die Bibel, da hierher. Da steht mein Recht. Nun sprich mir nach: „So gewiß ich selig werden will —"

Försterin (matt). So gewiß ich selig werden will —

Förster. „So gewiß soll's ein Geheimnis bleiben, was ich jetzt erfahre."

Försterin. So gewiß soll's ein Geheimnis bleiben, was ich jetzt erfahre. (Sie muß sich setzen.)

Förster. Und nun merk auf. — Es ist kurz — kein Aber und kein Wenn dabei — es ist klar wie das Recht — und Recht muß Recht bleiben — sonst brauchen wir keinen Gott im Himmel! (Nachdem er schon einige Mal angesetzt, gedrückt und leise, indem er sie vorführt.) Erschrick nicht. — Der Robert hat unsern Andres erschossen und ich — ich hab ihn gerichtet.

Försterin. Ach Gott! (Sie kann sich kaum mehr halten; sie will nach dem Stuhl; er hält sie fest.)

Förster. Ich hab ihn gerichtet. Wie's dort steht, Auge um Auge, Zahn um Zahn. Ich hab ihn gerichtet, weil die Gerichte nicht recht richten. Sie haben zweierlei Recht und hier steht's: Ihr sollt einerlei Recht haben. Ich hab ihn nicht gemordet; ich hab ihn gerichtet. (Er macht Schritte, versinkt dann wieder an der Stelle, wo er die Försterin noch glaubt, die nach dem Stuhle schleicht.) Aber ich weiß nicht, ob's auch geschehen ist — das, was geschehen ist. Im Kopf ist mir's so wild und wüst — (besinnt sich mühsam) aber es ist doch wohl geschehen — was geschehen ist — und wie's geschehen sollte — was geschehen ist — da kommt mir die Marie in die Augen, als stellte sie sich vor ihn und winkte mir zurück und schrie: es ist ja der — nun der, den du weißt. Es war dummes Zeug; es war nur in meinen Augen. Auf den Wein geht mir's allemal so, daß ich Dinge seh, die nicht da sind. Und wenn sie's gewesen wär — der Schuß war schon nicht mehr in meiner Hand.

Försterin. Allmächtiger Gott! (Sie schleppt sich mühsam in Mariens Kammer.)

Förster (wird's nicht gewahr und fährt vor sich hinstarrend fort, als stände sie noch neben ihm). Sie war's nicht. Wie sollte die Marie dort hinkommen? Es ist eben der Wein, daß ich sie heut überall seh. Aber ich war doch erschrocken, bis ich sah, es war nur der Rauch gewesen vom Schuß. Es ging alles im Kreis vor meinen Augen. Aber wie der Rauch weg war — das war ein Augenblick — da sah ich den — noch immer dastehn wie vorhin, aber nur einen Augenblick — da brach

er zusammen, da war's geschehen, was geschehen ist. Da faltet ich die Hände über meinem Stutz und sagte: Dir ist dein Recht geschehn. Und betete: Gott sei seiner armen Seele gnädig. Da flog ein Schwarm Eulen auf und krächzte. Das war, als sagten sie Amen; da stand ich wieder straff auf meinen Füßen. Denn das Recht will Gott und Erd' und Himmel und alle Kreatur. (Er versinkt ins Brüten.)

Fünfter Auftritt.

Förster versunken, allein; dann Stein, der Pastor, erst noch in der Scene.

Stein (noch draußen). Ulrich!

Förster (erwachend, mechanisch). Stein!

Stein (wie oben). Hörst du?

Förster (auf einmal im Zusammenhang). Es ist doch geschehn. (Er faßt nach der Flinte, bezwingt sich aber.) Nein; nicht den Gedanken mehr als mein Recht!

Stein (eintretend; der Pastor hinter ihm). Wo ist dein Andres, Ulrich?

Förster. Was willst du von meinem Andres?

Stein. Meinen Robert von ihm fordern.

Förster. Deinen Robert? Von meinem Andres? — Hier sieh her. (Zeigt das Tuch.)

Pastor. Um Gottes willen! — an dem Tuche klebt Blut!

Stein. Was ist das?

Förster. Das ist meines Andres Blut und dein Robert hat's vergossen. Und du hast deinen Möller nach Soldaten geschickt. Und du hast mich zum Schurken gemacht vor der Welt. Mit euern zwei Rechten! Daß ihr's biegen könnt, wie ihr wollt. Aber hier (auf seine Brust schlagend) giebt's noch ein Recht; das könnt ihr nicht biegen und eure Advokaten nicht.

Sechster Auftritt.

Andres erst noch draußen. Die Vorigen.

Andres (draußen, leise). Vater —

Pastor. } Wer ruft?
Stein. } Ist das nicht Andres Stimme?

Förster (fortfahrend). Hier steht es: Einerlei Recht soll sein. Und das Recht hat euch gerichtet. Wer einen Menschen erschlägt, der —

Andres. Vater!

Förster (zitternd nach der Thür starrend, tonlos, mechanisch). Der — der — soll — sterben —

Andres (tritt ein).

Stein (Andres entgegen). Gott sei Dank! Andres, du lebst!

Förster (rafft sich zusammen). Es ist nicht wahr. Er ist tot. Er muß tot sein.

Andres. Vater!

Förster (die Hand abwehrend gegen ihn ausgestreckt). Wer bist du?
Andres (immer ängstlicher). Kennst du deinen Andres nicht mehr?
Förster. Mein Andres ist tot. Liegst du erschlagen im heimlichen Grund — dann sollst du mein Andres sein, dann ist alles gut, dann wollen wir jubeln, dann wollen wir singen: Herr Gott, dich loben wir!
Pastor. Er ist wahnsinnig.
Stein. Andres, mein Robert —
Andres. Sie haben mein Tuch, das der Lindenschmied mir gestohlen hat, eh' er den Buchjäger erschoß.
Stein. Der Lindenschmied hat den Buchjäger erschossen? Und mein Robert —
Andres. Robert verfolgte ihn. Er zwang Robert, auf ihn zu schießen.
Förster. Der? Der hat deine Flinte? —
Andres. Mit meinem Tuch gestohlen.
Förster. Und der Robert hat ihn —?
Andres. Der Lindenschmied war nicht tödlich getroffen; da ließ ich ihn in der Mühle verbinden und in die Gerichte schaffen —
Förster (immer mehr zusammenbrechend). Ich hab unrecht! (Sinkt in einen Stuhl.)
Andres. Drum komm ich jetzt erst heim.
Förster (steht auf, geht mit dem Gewehr zu Stein). Stein, thu mir mein Recht.
Stein. Was soll das?
Förster. Aug' um Aug', Zahn um Zahn —
Stein (den Pastor ansehend). Was ist das wieder?
Förster. Der Weiler hielt den Lindenschmied mit der Flinte für meinen Andres. Dein Robert hat den Lindenschmied getroffen und ich — hab deinen Robert dafür erschossen.
Pastor. Allmächtiger Gott!
Andres (zugleich). Den Robert!
Förster (fast zugleich). Schieß zu.
Stein (hat die Flinte an sich gerissen). Mörder du! (Der Pastor fällt ihm in den Arm.)
Andres (schnelles Zusammenspiel). Den Robert, Vater? Der Robert lebt.
Stein. Er lebt?
Pastor. Er lebt?
Förster. Er — lebt?
Andres. Er lebt, so gewiß ich lebe!
} Zugleich.
Förster. Es war nur ein Traum? Ich wär kein Mörder? Ich wär ein unbescholtener Mann?
Pastor. Das sind Sie, Ulrich. Verscheuchen Sie den unglücklichen Wahn.
Stein. Mann, wozu hättst du mich verleitet! (Legt die Büchse weg.)
Förster. Du hast ihn gesehn? Wann hast du ihn gesehn, Andres? Jetzt, Andres? Jetzt erst, Andres?
Andres. Nur jetzt, wie ich heimging, begegnet ich zwei Männern

aus der Mühle mit einer Tragbahre. Der Robert hatte sie eben aus den Betten gerufen; sie gingen nach dem heimlichen Grund; Robert war ihnen schon voraus.

Förster. Nach dem heimlichen Grund?

Pastor. Mit einer Bahre?

Stein. Was lauert da noch?

Förster (ist nach Mariens Kammerthür gelaufen; zieht jetzt die Hand vom Drücker wieder zurück). Gott sei Dank! (Horchend.) Ich hör sie atmen. O sie hat einen ruhigen Schlaf. Eine Welt von Sorgen und sie atmet sie einem weg von der Brust. Hören Sie, Herr Pastor, hören Sie?

Stein. Der Unglückliche! Sein Wahnsinn kehrt wieder.

Pastor (nach einer ängstlichen Pause, in der der Förster an seinem Gesichte hing). Ich höre nichts. Das ist Ihr eigner schwerer Atem, den Sie hören.

Förster (beginnt wieder zusammenzubrechen). Mein eigner schwerer Atem, den ich höre — (Er rafft sich zusammen, öffnet.) Meine Augen lügen. Wo sie nicht ist, da seh ich sie, und wo sie ist, da seh ich sie nicht. Herr Pastor, um Gottes willen sagen Sie: dort liegt die Marie. (Er hat den Pastor krampfhaft beim Arm gepackt.)

Pastor. Ich sehe sie nicht. Das Bett da ist unberührt, die Fenster offen — die Frau Försterin —

Förster (stürzt in die Kammer). Weib! Weib! Unglückliches Weib!

Siebenter Auftritt.

Försterin gespenstig; kann kaum gehn und sprechen, vom Förster mit Gewalt hereingerissen. Vorige.

Förster. Wo hast du mein Kind?

Andres. Mutter, was ist dir? (Er unterstützt sie auf der einen, der Pastor auf der andern Seite.)

Försterin. Andres! Doch einer!

Förster (schüttelt sie). Mein Kind! Mein Kind! Wo hast du mein Kind?

Försterin (mit Abscheu, aber schwach). Lass' mich, du —

Förster. Meine Marie!

Försterin. Nach dem heimlichen Grunde — du —

Förster. Rabe, du lügst!

Försterin. Zum Robert —

Förster. Ja, sie ist mir begegnet — im Nebel — wie ich kam —

Försterin. Das war der Wilhelm —

Förster. Die Marie war's, Weib, die Marie!

Pastor. Sie kann nicht mehr antworten. Sie ist ohnmächtig.

Stein. Macht sie von dem Rasenden los!

Förster. Du willst sagen, ich hätte mein Kind —

Andres. Mutter! Mutter! (Er und der Pastor, um sie beschäftigt, am Tische rechts.)

Stein (der unterdes den Förster von ihr abzuhalten sucht). Laß sie los, Wahnsinniger!

Förster. Wahnsinnig? Gott gebe, daß ich's bin! (Es pocht; entsetzt tritt er einen Schritt zurück und streckt abwehrend die Hand gegen die Thür.) Dummes Zeug! Was wollt ihr denn? Ihr alle da? Das ist ja die Marie. Sie steht draußen und traut sich nicht herein, weil sie in die Nacht hinausgelaufen ist. Sie hat das Herz nicht; ich bin streng — o ich bin streng. Dummes Mädel! (Er reißt sich selber auf.) Komme, was da will! (Er stürzt nach der Thür; eh' er sie erreicht, pocht es nochmals; er tritt wieder entsetzt und ohnmächtig zurück.) Das hitzige Fieber grassiert — weiter ist's nichts. Das sind die Vorboten; Zähneklappern und Frösteln am Rückgrat herab. Holunderthee — 's ist um eine Nacht Schweiß oder zwei. — Was hat das Pochen mit dem Fieber? Warum macht niemand auf? Ruf' doch eins herein. Warum seid ihr alle so bleich und bringt die Zähne nicht voneinander? Hat eins Märchen erzählt und ihr graut euch? Meine Marie war ein lebendig Märchen — sie ist — sie ist, will ich sagen. Daß die Marie tot wär, das thut sie mir nicht zuleid. Sie weiß, daß ich nicht leben kann ohne meine Marie. Hört ihr sie kichern draußen? Nun wird sie hereinhüpfen und mir die Augen zuhalten, wie sie's macht, und ich darf ihr den Spaß nicht verderben. O es ist (er will lachen und schluchzt) — ein (wie außer sich) — Einmal muß es doch — Herein! (Er wollte nach der Thür, sinkt aber mit zugehaltenen Augen in einen Stuhl links.)

Achter Auftritt.

Robert, Wilhelm, dann zwei Männer mit einer bedeckten Bahre, die sie hinstellen und gehn. **Die Vorigen.**

Stein. Robert! (Ihm entgegen.) Siehst du, Ulrich? Er lebt!

Robert (ihm in die Arme fallend, bleich und außer sich). Vater! Vater!

Stein. Was ist dir?

Robert. Daß der Mörder mich getroffen hätte! Vater Ulrich, sei ein Mann!

Förster (zusammengerafft mit letzter Anstrengung). Nur zu. Ich will sehn, ob ich einer bin.

Robert (nimmt die Decke weg).

Stein. Großer Gott!

Försterin (die, von Andres und dem Pastor unterstützt, an der Bahre in die Knie gesunken ist). Marie!

Andres. Ach Gott! sie ist's, die Marie.

Stein (Zusammenspiel aller). Wie ist's geschehn? Erkläre, Robert!

Pastor. Mir ist's entsetzlich klar.

Robert (mühsam seine Fassung erhaltend). Sie betete: „Gott laß mich nur meines Vaters sein." Ich will ihr sagen: Marie, du läßt mich? Da springt sie auf mich zu, als wenn sie mich decken wollte mit dem eignen Leib, winkt und ruft nach dem Walde zu. Ich sehe niemand;

ich verstehe sie nicht; ich will fragen: was ist dir, Marie? da fällt ein Schuß, sie bricht mir in den Armen zusammen, ich stürze über sie, eine Kugel hat ihr Herz getroffen.

Försterin. Das war ihr Traum.

Stein (hält Robert in seinen Armen, fast zugleich). Sie starb für dich.

Förster. Sie sah mich auf ihn zielen und lief absichtlich in meinen Schuß. Ich wollte richten und — hab mich selbst gerichtet. Verbrechen und Strafe mit eins. Ich betete: Gott sei seiner armen Seele gnädig; ich betete für mich; und die Eulen haben Amen gekrächzt und meinten mich!

Robert (tritt entsetzt zurück). Allmächtiger — er hat's selbst —!

Stein. Du hast's nicht mit Bewußtsein gethan. Ein schrecklicher Wahnsinn trieb dich wider deinen Willen.

Pastor. Nicht so starr, Mann. Gott legt nicht den äußern Maßstab an die That. Unschuld und Verbrechen stehn an den Enden des Menschlichen; aber den Unschuldigen und den Verbrecher trennt oft nur ein schnellerer Puls.

Förster. Gebt mir Worte des Lebens für euer Hirngespinst, kein Wenn und kein Aber. Sagt mir was, daß ich's glauben muß. Eure Reden zwingen nicht. Was tröstet ihr meinen Kopf? Tröstet mein Herz, wenn ihr könnt. Könnt ihr mein Kind lebendig machen mit euerm Trost, daß mir's in die Arme fliegt? Dann tröstet zu. Jedes Wort, das mein Kind nicht lebendig macht, schlägt's noch einmal tot.

Stein. Flieh' nach Amerika; ich will dir Pässe besorgen; all mein Geld ist dein. Dein Weib und deine Kinder sind die meinen!

Förster. Hörst du, Andres, was der Mann da sagt? Er will euch Geld geben. Dafür kauft euch eine Leierorgel. Damit zieht auf den Märkten umher und singt von dem alten Mordkerl, der sein Kind erschoß. Um nichts, um gar nichts, auf der Welt um nichts. Ihr braucht kein Bild. Nehmt die alte Frau da mit; so malt euch kein Maler die Geschichte, wie sie auf ihrem Gesicht geschrieben steht. Streicht mir das Kind heraus. Beschreibt sie schöner, als sie war — wenn ihr das könnt, wie ihr euch den schönsten Engel denkt, und dann sagt: Sie war doch noch tausendmal schöner. Und den alten Mordkerl stellt mir hin, daß über das Kind ein Wasserfall kommt von Thränen und auf den Alten jeder Gassenjunge die Fäuste ballt. Das wär ein Herz, wie's der alte Mordkerl hatte, der's erschoß, das die Geschichte hörte und euch nicht mit klappernden Zähnen den letzten Pfennig gäb, und hätt's zehn verhungernde Kinder zu Haus, und nicht zu Gott betete für das Kind und dem alten Mordkerl fluchte, der's erschoß. Sagt nicht: der Mann war redlich sein Leben lang und hat sich gehütet vor dem Bösen und hat einen Gott geglaubt und hat kein Stäubchen gelitten an seiner Ehre, sonst glauben sie's euch nicht. Sagt, er sah aus wie ein Wolf, sagt nicht, sein Bart war weiß, wie er's that, sonst giebt euch niemand was. Das glaubt euch niemand, daß einer so alt sein kann und doch so ein Bösewicht. Und unten hin macht noch ein Bild, wo der alte Mordkerl sich erschießt und als Gespenst umgeht bei Nacht. Und wo er's

that, da sitzt er wimmernd die Mitternächte hindurch mit seinen glühenden Augen und seinem weißen Bart; und da fühlt kein Lüftchen und da fällt kein Thau und kein Regen; da wachsen giftige Blumen, das ist verflucht, wie er selbst. Und das Tier, das sich hin verirrt, brüllt vor Angst und den Menschen rüttelt's wie ein Fieber. Und einem Engel geht ein Streifen aus dem Mund: da sitzt er, den Gott gezeichnet hat. Abel war ein Mann und Kain nur sein Bruder, aber das war ein Kind, und der's erschlug, war sein Vater. Für den Kain noch eine Seligkeit, aber für den alten Kindesmörder keine — keine — keine! — O einen Trost! Einen Trost! Einen Strohhalm nur von einem Trost. Ich wollt meine Seligkeit drum geben, wenn ich eine zu erwarten hätte. Gott will ich fragen, ob's noch einen Trost giebt für mich. (Er nimmt die Bibel und liest, erst an allen Gliedern zitternd, mit stoßendem Atem.) „Wer irgend einen Menschen" —

Pastor. Nicht weiter, Ulrich. Lassen Sie mich Ihnen Worte des Lebens zeigen, Worte der Menschlichkeit. „Gott will nicht den Tod des Sünders, sondern daß er sich bessere und lebe" —

Förster (der die Bibel festhält und sich losmacht, fast zugleich). Laßt mich, ihr Unmenschen mit eurer Menschlichkeit. (Er liest weiter, mit jedem Wort wird sein Wesen ruhiger und gewisser, der Ton seiner Stimme kräftiger.) „Wer irgend einen Menschen erschlägt, der soll des Todes sterben." (Legt die Bibel hin.)

Stein. In diesen Worten findet er Beruhigung?

Pastor. Gönnt jedem den Trost, der ihn tröstet.

Förster (nimmt die Bibel wieder auf; der Ausdruck seines Wesens steigt bis zur Freudigkeit). Das ist Gewißheit, das ist Verheißung, das zwingt; kein Aber und kein Wenn. Wer irgend einen Menschen erschlägt, der soll des Todes sterben; das heißt: dann ist's gebüßt, dann ist's ausgelöscht und er ist wieder rein. (Er setzt seinen Hut auf und knöpft sich ein.) Ich geh in die Gerichte. (Will gehn.)

Stein. Und du meinst, sie werden dich töten?

Förster (bleibt stehn und wendet sich).

Pastor. Man hat Schuldigere begnadigt als Sie.

Förster. Zum Zuchthaus — was? wie den Lentner? der — Ja, sie richten nicht recht, nicht, wie's dasteht, in ihren Gerichten; weiß ich's doch — aber — gut — gut — (Nimmt die Flinte.)

Stein. Was willst du!

Förster. Nichts. Die Flinte da muß ich mithaben, womit's geschehen ist. O sie nehmen's genau damit. — Lebt wohl, Andres, Wilhelm — Haltet die Mutter gut. (Giebt allen die Hände.) Stein — Herr Pastor — Robert — Sophie — Sie ist ohnmächtig; Gott wird sie mir bald nachschicken. — Begrabt mir mein Kind. Laßt die Glocken läuten; ihren Brautkranz legt auf ihren Sarg — o ich bin ein altes Weib — Wenn wir uns wiedersehn, bin ich kein Mörder mehr. (Grüßt noch einmal mit der Hand.)

Stein. Du willst —

Förster (wendet sich an der Thür). Mein Recht — und dann (zeigt in die Höh') zu meinem Kind. (Ab.)

(Kurze Pause, in welcher die Übrigen mit Verwunderung und Rührung ihm nachsehn.)

Stein (von Ahnung ergriffen). Wenn der andere Lauf noch geladen ist — schnell, eilt ihm nach —

(Vor der Thüre fällt ein Schuß.)

Zu spät! — Ich ahnt es.

Andres, Wilhelm (hinauseilend). Vater!

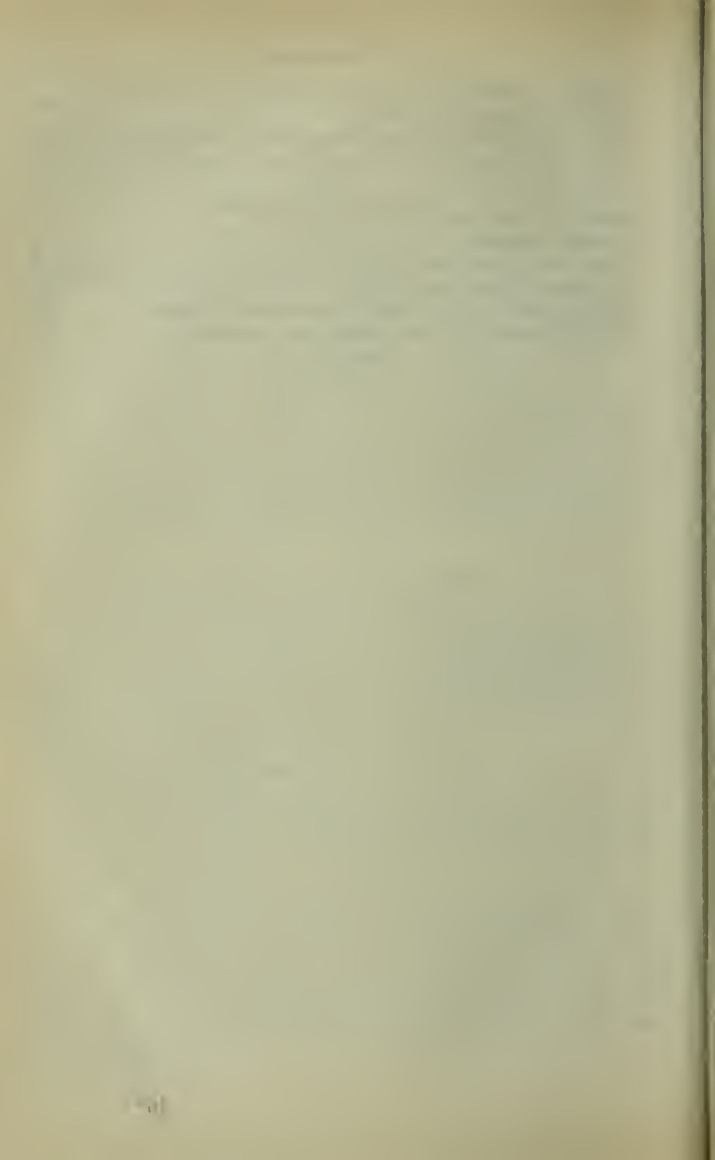
Robert (in der offenen Thür von Schreck und Schmerz festgehalten über das, was er sieht). Er hat sein Recht!

Stein (auch an der Thür). Zum zweitenmal sein Richter.

Pastor (hinzutretend). Ihm geschehe, wie er geglaubt.

(Fast zugleich.)

(Vorhang fällt.)



Die Makkabäer.

Trauerspiel in fünf Aufzügen.

Einleitung.

Die Makkabäertragödie ist nach dem allgemeinen Urteil der litterarischen Autoritäten die hervorragendste und gehaltvollste dramatische Dichtung Otto Ludwigs. Er selbst wollte in ihr „das Muster einer idealen Tragödie" schaffen, „in der sich das Poetische und Theatralische aufs innigste mit dem Charakteristischen verbinden sollte" und dabei wollte er „der Oper mit ihren eigenen Waffen" gegenübertreten.

Sein nie sich selbst genügender Dichtergeist hat mit diesem Stoffe mächtig gerungen, sodaß drei fast vollständig fertiggestellte Fassungen vorliegen, von denen aus der ersten und zweiten auch Proben im Druck veröffentlicht sind.

Die erste Fassung schrieb er 1850 unter dem Titel „Die Makkabäerin"; in derselben baute sich der Konflikt vorzugsweise auf der Doppelehe Judahs auf und dem Gegensatz zwischen den beiden Frauen, der stolzen, eifersüchtigen Lea und der demütigen, ruhig duldenden Thirza, während die nationale That des Mannes mehr im Hintergrunde blieb.

Vorzugsweise auf den Rat Ed. Devrients änderte Ludwig in der zweiten Bearbeitung „Die Mutter der Makkabäer" (1851) diesen Konflikt in den zwischen Schwiegermutter und Schwiegertochter, ließ diese beiden Figuren aber mehr zurücktreten und drängte dafür Judah und seinen Bruder Eleazar in den Vordergrund und den zwischen diesen Brüdern zur Geltung kommenden Gegensatz zwischen Sein und Schein.

Noch mehr trat dieser Kontrast in der dritten 1851 bis 1852 vollendeten Fassung in den Vordergrund. Dieselbe erlebte 1853 ihre erste Aufführung in Dresden und gleich darauf in Wien. Charakteristisch für die Wirkung der Dichtung auf das Publikum ist, daß bei der Première ein Akt ausgelacht wurde; mit jeder weiteren Aufführung änderte sich die Meinung des Publikums jedoch zu Gunsten des Werkes, sodaß es sich bald allgemeiner Anerkennung erfreute.

Aber auch mit seiner dritten Fassung war der Dichter selbst nicht zufrieden. Das Motiv (welches er der ersten Fassung zu Grunde gelegt hatte) war eben der Kern des ganzen Stückes, wie er später meinte, „besser war es, ich ließ das Sujet ganz fallen und machte mich an einen andern Stoff. Bei der Umarbeitung, die auf keine Weise gelingen wollte, verlor ich die Unbefangenheit des Schaffens, damit die Keckheit, die zwischen Fehlgriffen richtig greift, und meine produktive Kraft wurde von kritischer Hypochondrie gelähmt".

Dem Drama ist mit Recht zum Vorwurf gemacht worden, daß es nicht „realistische Ideale", d. h. „die Ideale unserer Zeit", wie es Otto Ludwig in seinen ästhetischen Schriften vom Dramatiker verlangte, darstellt, sondern sich zum Teil auf Irrtümern einer längstvergangenen Zeit (wie das Kampfverbot am Sabbathtage) aufbaut, auch die Vielspaltigkeit der Motive beeinträchtigt vielfach die Wirkung, aber dennoch gehört dieses Werk durch die psychologische Vertiefung der Charaktere und den hinreißenden Schwung vieler Scenen zu den hervorragendsten deutschen Bühnendichtungen und möge hier ein Wort eines der großen dichterischen Zeitgenossen Ludwigs, Emanuel Geibels, Platz finden: „So lebendig mich ‚Der Erbförster' in sich hineinzog, die Kritik hatte mir bis zum letzten Augenblick ausgereicht. Bei den ‚Makkabäern' war das anders. So lange ich las, kam ich gar nicht zur Reflexion, ich hatte nur die Empfindung, daß etwas Übermächtiges mich anrührte, und mich überkam jener Schauder, welcher der Menschheit bestes Teil ist und der über alle Theorie hinaus die Gegenwart des Genius offenbart. Seitdem habe ich das Stück vielfach wieder gelesen, leise und laut, und die Wirkung ist für mich und andere stets dieselbe geblieben. Die ganze Handlung ist in eine Sphäre tragischer Hoheit hinaufgehoben, wie sie selbst bei unsern ersten Meistern nur selten vorkommt, und doch sind nirgends die verknüpfenden Bande durchschnitten zwischen Himmel und Erde; es ist dieser Erhabenheit ein unvergleichliches Maß von jenem Realismus beigesellt, welchen wir an Shakespeare bewundern. Die vereinzelten Mängel werden von dem inkommensurabeln Etwas der Poesie, die das Ganze durchwebt, sowie von dem reinen Verhältnis zwischen Schuld und Buße überreich aufgewogen."

Der Herausgeber.

Die Makkabäer.

Personen.

Antiochus Eupator, Antiochus Epiphanes' Sohn, König von Syrien.
Gorgias, Nikanor } syrische Feldherren.
Mattathias, ein jüdischer Priester zu Modin.
Lea, sein Weib.
Simon, Judah, Jonathan, Eleazar, Johannes, Joarim, Benjamin } beider Söhne.
Naemi, Judahs Weib, Boas Tochter.
Jojakim, Sohn eines jüngeren Bruders Mattathias'.
Simei, ein jüdischer Priester zu Modin.
Amri, sein Sohn.
Boas, Simeis Bruder, Judahs Schwiegervater.
Aaron, Sohn eines andern Bruders Simeis'.
Issaschar, ein Ältester von Modin.
Ustel, ein jüdischer Hauptmann.
Nathan, ein jüdischer Krieger.
Josuah, Eliah, Misael, Ruben } Bürger von Modin.
Ämilius Barbus, römischer Gesandter an Judah.
Ein jerusalemitisches Weib.
Ein Greis, ihr Vater.
Ein syrischer Hauptmann.

Syrische, jüdische Hauptleute und Krieger. Gefolge des Barbus. Volk von Modin und Jerusalem. Mägde Leas. Bekränzte Kinder, Frauen und Greise. Jungfrauen mit Flöten und Zimbeln.

Die Scene vor den Thoren von Modin, einmal im dritten Aufzug ein Hügel bei Ammaus, im vierten bei Rahels Grab und in Jerusalem, im fünften im Lager des Antiochus vor Jerusalem.
Die Zeit zwischen den Jahren 167 und 161 vor der christlichen Zeitrechnung.

Erster Aufzug.

Vor den Thoren der Bergstadt Modin im Gebirge Judah.

Rechts vom Schauspieler die Häuser der Familie Simei, links die des Hauses Mattathias; rechts führt ein Felsenweg aus dem Thale herauf, das den Berg, auf dem Modin liegt, umgiebt; die daher Kommenden werden erst mit den Häuptern, dann allmählich ganz sichtbar; links vorn mündet eine Felsenschlucht aus. Hinten ein Thor der Stadt Modin; über der Stadtmauer, die meist aus natürlichen Felsen besteht, die Häuser der Stadt, und über diesen fern und ferner die zackigen Hörner des Gebirges Judah; der Horizont hoch angenommen. Palmen und Therebinthen den Thalweg herauf und sonst verstreut. Links vorn ein steinerner Tisch und Rasenbänke.

Lea, den Thalweg heruntersehend. **Joarim**, kränzewindend auf einer Rasenbank. **Benjamin**, zuhörend vor ihm. Hinten kränzewindende Mägde.

Joarim (indem er lebhaft erzählend auf die Bank tritt und in das Thal hinunterzeigt.)
Da — diesseits in dem Thal der Terebinthen
Lag Saul, dort Goliath mit seinem Heer.
Dort aus dem Bach nahm David sich den Kiesel —
Ist's nicht so, Mutter?
Lea. Bei der Eiche dort
Traf er auf Goliath.
Joarim. Und schlug ihn nieder.
Und Saul und unsers Volkes Krieger jagten
Die Brüder Goliaths durchs ganze Thal
Bis an das Thor von Ekron und von Gaza.
Benjamin. Von Salomo erzähl mir, Joarim.
Joarim. Da Saul gestorben war, ward David König,
Und nach ihm Salomo, sein Sohn. Da war
Israel groß — nicht, Mutter?
Benjamin. Da war's groß? (Er läuft zu Lea.)
Was heißt das, Mutter? Sag mir: wer ist groß?
Lea. Der, den man fürchtet, auch wenn er nicht droht.
Benjamin. Und so war Salomo?
Lea. Er war's; es knieten
Fünf Heidenkönige um seinen Stuhl,
Froh, ihm zu dienen.
Joarim. Schiffe ließ er baun —
Lea (im wachsenden Eifer vergißt sie auszuschauen und nähert sich mit Benjam dem Joarim. Beide Kinder ganz Ohr).
Und seine Segel trugen seinen Ruhm
Das Meer entlang, so weit als Menschen wohnen.
Bis an Ägypten dehnte sich sein Reich,
Von Typhsa bis gen Gaza zahlten ihm
Die Könige Tribut. Die Tochter Pharao
Erkannt' es für ein Glück, sein Weib zu sein,
Und bracht ihm Gaza zu in Kanaan.
Er saß auf elfnem Stuhl mit Gold bedeckt,
Und pur von Gold war all sein Trinkgefäß.
Benjamin (ausbrechend). O, daß ich groß wär!
Lea (lächelnd). Du?
Benjamin. Damit, wenn du
Von mir erzähltest, deine Augen glänzten,
Wie wenn du uns von Salomo erzählst,
Und du nicht weintest mehr, daß Israel
Zerfiel und schwach ward und des Fremden Knecht,
Und nun der Syrier sitzt auf Davids Stuhl.

Joarim. Ich weine nicht. Was würde Judah sagen!
Ein Mann und weinen?! Pfui!
Lea. Bist du ein Mann?
Joarim. Nein; werden will ich's, daß du nicht mehr traurig
Mußt sagen: Israel hat keinen Mann!
Lea (ihn liebkosend). Das willst du? du?
Benjamin (von der andern Seite sich beischmiegend).
Ich auch; doch du mußt froh sein.
Lea. O, hielte stets der Mann dem Kinde Wort,
Wer dürft' es mehr als ich? Doch so ist's nicht.
Joarim. Warum auch weinen? Kommt nicht einst der Retter,
Der Israel befrein wird und erhöhn?
Zum großen Volk uns wieder machen, hoch
Auf Zion herrschend, wie's einst David that?
Das hat der Herr verheißen, unser Gott,
Da er noch zu den Menschen redete.
Drum laß den Gram und sei uns fröhlich, Mutter,
Will er aus Judahs Stamm ihn doch erwecken,
Aus Davids Haus, und bist doch du auch, Mutter,
Aus Judahs Stamm und von des David Haus!
Eleazar (kommt den Thalweg herauf).
Benjamin. Sieh, hier kommt Eleazar.
Lea (Eleazar entgegen). Ist die Schafschur
Beendet schon? Kommt Euer Vater?
Eleazar (er ist hastig und aufgeregt). Mutter,
Hilf mir von hier!
Lea. Was ist dir? Bist du nicht
Vom Vater mir gesandt? Was sollteſt du? —
Daß er nicht zürne. Ihr da, (sie küßt die Kinder) zu den Mägden;
Helft Kränze winden zu des Vaters Fest. (Sie gehorchen.)
Nun, Eleazar? (Sie führt ihn vor.)
Eleazar. Vor dem Hause will
Er essen und schon sind sie auf dem Weg'.
Lea. Wen bringt er mir zu Gaste?
Eleazar. Judahs Schwäher,
Den Boas, dessen Bruder Simei
Und Amri —
Lea. Freunde, Mattathias würdig?
So weis' er im Gesetz, im Leben ist
Er's nicht. Ein Kind durchschaute diese Heuchler,
Doch ihn macht seine eigne Treue blind.
Ist Judah bei der Schafschur?
Eleazar. Wußt' ich nicht,
Nach Judah würdst du fragen? Wär ich Judah,
Nach Eleazar hättst du nicht gefragt.
Lea. Was ist dir? Bist du krank?

Eleazar. An Judah krank ich.
Nur eben erst da an dem Felsensteig:
„Wer ist der schlanke Knab' mit Feueraug'
Und stolzem Wesen?" — „Von des Judah Brüdern
Ist's einer." — „Judah? Kennst du den?" — „Ich sollte
Nicht kennen, der die einz'ge Hoffnung ist
Des Volks?" — „Ja, einen Mann laß uns erschaffen,
So sprach der Herr, und Judah ward. Er, der
Nun Lamm, nun Löwe ist, und wieder Lamm,
So wie der Augenblick ihn heischt; so stolz
Im Denken, stark im Thun und schlicht von Wort.
Ist er der Mann nicht, Israel zu retten,
So ist es keiner!" So wetteifert Zung'
Mit Zung', ihn lobend; Eleazar ist,
Der Gegenwärtige, vergessen, jeder
Lebt im Abwesenden. Und sollt er nicht?
Judah nur ist etwas und Eleazar
Ein Namenloser, einer, der nichts wäre,
Wär er des Allgenannten Bruder nicht.
Laß mich von hier!

Lea. Wohin?

Eleazar. Gleichviel; nur wo
Ich nicht mehr Judahs Bruder heißen muß.

Lea. Wollt ihr mich beide lassen, böse Knaben?

Eleazar. Mich wirst du nicht vermissen, bleibt nur er.

Lea. Judah? Verließ er nicht die Mutter schon,
Wie er sich an die Simeitin hing,
Die niedre Magd, des niedern Hauses Tochter.
Vom jüngsten Sohn des jüngsten Aarons?
Das unterm Heuchelschleier Abfall birgt?
Der Herr will Mattathias' Haus erhöhn
Und durch des Mattathias Haus sein Volk;
Den König wählt er sich, den Helden wählt er,
Der jenen krönen soll, aus diesem Haus
Und —

Eleazar. Was sprichst du? Wer ist es, den der Herr
Zum König sich erwählt? Ist's Judah?

Lea. Nein.
Ihn zog ich auf zu seines Volkes Helden,
Zum Retter aus des Fremden Drängerhand —

Eleazar. Ein König — sagtest du — aus unserm Haus?

Lea. Der Gram verriet, was Hoffnung heimlich hegte.

Eleazar. Wer ist er? wer der König, den du meinst?

Lea. Du bist er.

Eleazar. Ich? — Doch woher sprichst du das?

Lea. Frag' nicht; laß dir genug sein, daß ich's sprach.

Eleazar (sinnend). Ja. — Du hast mir, da ich ein Kind noch war,
Schon einmal so gesprochen. Um den Stolz
Gegen die Brüder hatte Mattathias
Mich streng bestraft; ich saß und weinte; da
Tratst du zu mir; nur einen Augenblick,
Damit der Vater es nicht merkte; streicheltest
Die nasse Wange mir — als sprächst du's jetzt,
Hör ich dein Wort: Vergiß dein Weinen, Kind;
Die Zeit wird kommen, wo du stolz sein d a r f s t.
Lea. Das merktest du?
Eleazar. Lehr mich selbst vergessen!
Eh' lernt ich alle Weisheit dieser Welt,
Eh' daß ich dieses einz'ge Wort vergäße!
Lea. Soll ich's ihm sagen? Quillt aus seinem Eifer
Doch Trost, er wird nicht sein, wie Judah ist!
Weil Mattathias mir's verbot? Der Weisheit
Soll man gehorchen, nicht dem Mund. So höre —
Doch deinen Mund versiegle kluges Schweigen:
Vor zwanzig Jahren, da, als ich mit dir
Gesegnet, las ich einst im Jesaias,
Wie ich gewohnt war schon von Kindheit auf,
Da, wo er von des Retters Zukunft spricht,
Der wieder Davids Stuhl erhöhen soll;
Da faßte mich der ganze Schmerz des Falls
Des Hauses David, meines Väterhauses,
Und seiner Knechtschaft unter fremdem Arm,
Der ganze Schmerz um meiner Söhne Schmach,
Da zu gehorchen, wo sie herrschen sollten,
Um dich, die Knospe, die, noch nicht geöffnet,
Im Mutterschoße schon die Ketten trug.
Und Asche streut ich auf mein Haupt und schloß
Mich einsam ins Gemach und fastete
Und hielt den Schlummer fern drei Nächte lang.
So lang schrie ich zum Herrn um seine Hilfe:
Herr, mich laß weinend in die Grube fahren,
Doch meine Kinder laß den Retter sehn
Dein Volk erhöhen vor der Erde Völkern
Und ihren Stuhl erhöhen vor dem Volk,
Wie's Fürstenkindern ziemt. Ja — weiter ging ich —
Herr, schrie ich endlich, wecke deinen Retter
Aus meinem Samen! — Da, wie ich so schrie —
Eleazar. Wie du so schriest, da — was geschah da?
Lea. Da
Fiel Müdigkeit vom Herrn auf mein Gebein
Und — das Gesicht des Herrn kam über mich.
Eleazar. Des Herrn Gesicht? — Doch wie —

Lea. Es brannten rings
Die Wände, wie um Moses einst der Busch,
Und oben — wich die Decke weit und weiter
Und dehnte sich und wie ein Saphir war's.
Und durch den unermeßlich weiten Raum
Ging erst ein Donner,
Dann eine Stimme, säuselnd wie die Luft,
Wenn sie bei Nacht in Palmenwipfeln säuselt,
Und rieselnd, wie ein Quell in Wüsten rieselt,
Und sprach, doch ich verstand nicht, was sie sprach,
Und doch wußt ich, sie sprach: erheb dein Auge.
Eleazar. Und du erhobst dein Aug' und sahst — was sahst
Du da?
Lea. Aarons Hut sah ich sich langsam
Herniederlassen. Über meinem Schoß
Hielt er im Schweben wie ein Adler, der
Mit ausgespannten Flügeln auf der Luft
Zu ruhen scheint — so lang, als sprachlos ich
Und wie gelähmt zurückgesunken lag —
Und um
Den Hut lief wie ein Kranz die Krone Davids.
Eleazar. Die Krone Davids? Um Aarons Hut
Lief wie ein Kranz die Krone Davids? um
Den Hohenpriesterhut —
Lea. Die Königskrone.
Eleazar. Und schwebte über deinem Schoß und du,
Mit mir warst du gesegnet, nicht mit Judah?
Lea. Mit dir.
Eleazar. Doch dann! doch dann!
Lea. War es verschwunden
So plötzlich, wie ein Wolkenschatten schwindet,
Und ich sank auf die Knie' —
Eleazar. Das war's, was mit
Gesang zu Nacht im Thal der Terebinthen
Einst vor mir herzog wie Prophetenruf!
Lea. Schon naht dein Vater uns —
Eleazar. Ja, alles eint
Sich, um zu rufen: ein Gesicht war's und
Kein Traum! Den nächsten Anspruch hat zur Würde
Des Hohenpriesters nach dem Haus Onias',
Der jetzt den Hut auf seinem Haupte trägt,
Des Mattathias, meines Vaters Haus —
Doch — welche Welt von Hindernissen legt
Sich in Onias' Söhnen, seinen Enkeln
Dem raschen Glauben in den Weg!
Lea. Du glaubst

An Hindernisse? Hindernisse findet
Nur der, der an sie glaubt.
Eleazar. Was heißt das?
Lea. Nichts.
Wenn du mich nicht verstehst, so sprach ich nicht
Zu dir. Komm.
Eleazar (kämpfend). Nur besonnen laß uns bleiben!
Lea. O freilich! Fasten und durchwachte Nächte
Und Jesaias' flammend Wort — ist's denn
Ein Wunder dann, zu sehn, was nirgend ist
Und dem Besonnenheit den Glauben weigert?
O so besonnen sein, das kostet wenig
Besinnen! Doch schon kommt dein Vater. Birg,
Was dich bewegt. Wir reden mehr davon.
Judah (kommt, einen toten Löwen über der Schulter).
Lea. Du, Judah?
Judah. Friede sei mit meiner Herrin.
Lea. Zu deines Vaters Fest kommst du allein?
Judah. Hier bring ich einen Gast, der ungebeten
Oft einsprach; (er wirft ihn in die Öffnung der Felsschlucht)
's ist ein sonderbarer Kauz;
Das Mal mußt ich ihn nöt'gen.
Lea. Wußt er nur
In Demut seine Tücke zu verhüllen,
Dann —
Judah. Dann war er kein Löwe. Ganz gewiß.
Kommt dort nicht Mattathias?
Lea. Warum kommst du
Allein?
Judah. Du siehst, ich komme nicht vom Haus;
Und käm ich auch vom Haus, ich sparte dir
Verhaßten Anblick, ihr Demütigung.
Lea. Doch deinem Haus ersparst du diese nicht,
Wie —
Judah. Laß das abgethan sein, bitt' ich, Herrin.
Lea. Wie Judahs Liebe zu der Mutter ist,
Ja abgethan, wie Judahs großes Streben,
Ja abgethan, wie all der Größe Saat,
Mit Thränen in die Seele dir gestreut,
Vor einer Demutslarve falschem Lächeln!
O Judah, harrst du so des Herren Ruf?
Der Stunde so, mein irrgelocktes Kind,
Die Mattathias' Haus erhöhen soll,
Daß du, du selbst, der es erhöhn soll, es
Erniedrigst? Komm zurück zum Herrn, zur Mutter,
Trenn diesen Ehbund, wirf die Heuchlerin

Zurück in ihres Loses Niedrigkeit!

Judah. Kein Los ist niedrig, das die Seele adelt.
Und wahrlich, Mutter, nicht hinab, hinauf
Sehn muß ein solch gewöhnlich Menschenaug'
An ihr, als deines Judah ist. So hoch
Erhebt sie ihrer Demut Niedrigkeit,
Als nicht des Stolzes kühnstes Wagen schwindelt,
So rein — doch wozu zwingst du mich? Ich lobe,
Was mein ist. Gut, daß mich kein Fremder hörte,
Sonst säh er mich erröten.

Lea (wollte antworten; da sie die Kommenden hört, schweigt sie).

Simei, Mattathias von Johannes geführt, Boas, Amri, Simeon, Jonathan kommen den Thalweg herauf. Judah begrüßt die Kommenden.

Simei (indem er sichtbar wird). Was beklagst du,
Was deine Schuld nicht ist?

Judah (für sich). Schon wieder jammernd!

Mattathias (wird sichtbar).
Die Schuld der Väter ist der Kinder Schuld.

Boas (ebenso). Allein Ergebung hilft sie leichter tragen.

Amri. Hat dich dein Gott mit voller Hand gesegnet,
Daß über fremdes Leid du klagen sollst?

Mattathias. Ist mir mein Bruder fremd? mein Volk ein Fremder?

Simei. Wahr ist's, es könnte besser sein, wie's ist.

Judah (für sich). Könnt's wirklich?

Simei. Doch zu unsrer Väter Zeit
War's noch weit schlimmer. Sind wir nicht im Lande
Von Jakobs Erbteil mindstens? Haben wir
Nicht unsern Hohenpriester noch?

Judah (wie vorhin). So lang er
Des Syriers Schatten ist.

Simei. Und unsern Gott?

Judah (wie vorhin). So lang der Syrier ihn wohnen läßt
Bei sich zur Miete.

Simei. Sind wir sozusagen
Nicht noch ein Volk für uns? Antiochus,
Der Ältere ist ein Tyrann, doch hält ihm
Der Herr die Hand gebunden wider uns.
Sein Sohn Antiochus, der Jüngere,
Der in Jerusalem jetzt sitzt, ist uns
Gewogen.

Judah. Ja, er sucht uns abzuschmeicheln,
Was uns sein Vater noch nicht abgetrotzt.
Herr, wenn aus andern Gründen auch, doch rat ich
Wie Simei, laß deinen Kummer fahren.
Weintest du mit dem Weinenden — nun das

Begriff ich, doch du weinst um den, der lacht,
Du weinst im Haus, das eine Hochzeit feiert,
Du siehst im Geiste, Herr, ein ander Volk.
Dies Volk sitzt nicht mehr unter Thränenweiden
Und Jeremias' Harfe, Herr, hat längst
Schon keine Saiten mehr. Dies Volk ist nicht mehr
Dem Volke Jesaias' gleich; so abgegriffen
Ist von den vielen Händen das Gepräg',
Durch die es ging. Du seufzest nach dem Retter,
Der Altes wiederbringen soll? Die Zeit
Geht vorwärts; tot ist das Vergangene,
Und Volk und Kinder greifen nach dem Neuen.
Herr, ziehst hinauf du nach Jerusalem —
Daß dir's nicht geht wie mir! Ich stand verdutzt.
Rings griechische Gewänder! — ist's auch noch
Die alte Davidsstadt? — und Alt und Jung
Wie auf verdrehten Knien! — Wie gottgesandt
Kam mir da Joel, unser alter Gastfreund,
Entgegen. Joel! rief ich; vor dem Ruf
Erschrak der Mann und wich vor mir; ich nach,
Und erst in einem kleinen Gäßchen, nah
Am Schafthor, blieb er ganz verlegen stehn.
„Ich bitte dich: nenn mich nicht Joel mehr,
Denn Menelaus heiß ich jetzt, so, wie
Onias' jüngster Bruder. Freund, man merkt,
Daß du vom Lande kommst; ich bitte dich:
Sprich griechisch oder lass' mich gehn. Nennst du
Verdrehtes Bein das angezogne Knie,
Mit dem die Griechen ihre Götter bilden,
Das so weit schöner ist, als unser jüdisch
Gemeines Stehn auf straffem Bein? Ja, Freund,
Solch alter Vorurteile wie dies Stehn
Auf straffen Beinen sind wir voll; das kommt
Von unserm Eigensinn, mit dem wir uns
Dem Strom der griech'schen Bildung abgeschlossen,
Draus alles abgestorbne Völkertum
Des Morgens neues Leben trinken muß.
Doch Jason wird uns retten!" Jason? Was
Soll uns der Grieche? fragt ich. „Nun beim Zeus!
Entgegnet er, Modin liegt aus der Welt.
Onias' Bruder ist's, des Hohenpriesters —
In der gestreckten Kniezeit hieß er Jakob —
Er ist's, der uns die Fechterschulen baut,
Der uns zu Menschen machen wird, so bald
Er an Onias' Stelle sitzt. Schon hat er
Antiochus vierhundert Centner Silbers

Geboten, daß er ihn nicht hindern soll,
Wenn er sich mit Onias' Krone krönt.
Und schon —

Mattathias. Halt ein! Der Mund müsse verstummen,
Der lachend so ein frommes Ohr zersticht,
Den Pfeil des Unglücks noch mit Hohn vergiftet! —
Der Unglücksel'ge wirft den frommen Namen,
Mit dem sein Vater ihn genannt, von sich!

Boas. Die Sprache, die der Herr geheiligt, da er
Vom Sinai zu seinem Volk sie sprach!

Mattathias. Aarons Priesterhut macht er zur Ware:

Judah. Die man beim Syrierkönig kauft —

Mattathias. Er lockt
Das Volk mit griech'schem Greul vom Herren fort!

Boas. Wie gehst mit deinem Volk du zu Gericht!

Simei. Ich sag Euch: Thorheit ist's, 's ist Lüge von
Dem — Menelaus oder wie er sonst heißt.
Vierhundert Centner Silber! wie käm Jason
Dazu?

Judah. Der Tempelschatz ist reich, mein Ohm,
Und Schlüssel giebt's wohl zu dem Heiligsten.

Mattathias. Vom Schatz des Herrn! Der Waisʼ und Witwen Armut?
Entsetzlich! mehr, als eine Zunge kann
Aussprechen, mehr als hören kann ein Ohr.
Doch Fromme giebt's noch in Jerusalem,
Gewiß noch Männer in der Davidsstadt,
Die eng um das Gesetz des Herrn sich scharen;
Sie werden Schulter sich an Schulter stemmen —

Judah. Herr, sie verfluchen sich einer den andern.
Der so abscheulich thut, daß im Gesetz
Er einen Buchstab anders liest, als er.
Die einen nennen sich die Heiligen,
Die andern die Gerechten. Beide macht
Die Wut des Hasses blind fürs Allgemeine.
Der Laue höhnt, der Syrier lächelt — Herr
Sieh hin, das ist das Volk, um das du klagst.

Mattathias. Herr, sende deinem Volk bald einen Retter!

Judah. Herr, sende deinem Retter bald ein Volk!

Mattathias. Zweifaches Weh häufst du auf deinen Knecht.
Sein Volk hat sich von dir gewandt und der
Die Blüte seiner Hoffnung war, ist nun
Ein Höhner, der des eignen Volkes Schmach
Herzlos verspottet, wie der Spötter Ham
An Noah einst, dem eignen Vater that!

Judah. Und soll ich ächzen? Meiner Väter Gott!
Gäb's keinen andern Weg zu deiner Gnade

Als nur durchs Ächzen — außen müßt ich bleiben;
So wenig ist von einem Junikätzchen
Im Judah.

Simei (zu Mattathias, der sich von Judah ab nach hinten wendet).
Er ist scharf wie Bergesluft.
's ist Jugend, von sich selber überfüllt,
Und Kraft, die mit sich selbst nicht weiß, wohin?
Laß ihn nur, Alter; oft hab ich's erlebt:
Die wildsten Knaben wurden mit der Zeit
Die zahmsten Männer.

Lea. Herr, irr nicht zu früh
Im eignen Kind. Haßt er das Volk, so haßt er's
Aus Liebe. Diesen Haß und diese Liebe
Laß für ihn bürgen. — Nur des Diamants
Harrt dieser Stahl, der würdig ist, den Funken
Zu wecken, der in seiner Kühle schläft.
Den großen Mann in ihm zu wecken, braucht's nur
Den großen Augenblick. — Boas und Simei
Und Amri, Mattathias lud euch ein,
So wünscht er, daß ich euch willkommen heiße.
Und nun, Herr, wirf die Sorgen weg. Schön sitzt
Sich's unter dieser Palme Schatten heut;
Ein Lüftchen, kühl vom Schnee des Libanon,
Erfrischt die Sinne. Was von Sorge noch
Und Last des Tags dich drückt — sieh hin: dort nahn
Bekränzte Dirnen, mit dem Saitenspiel
Und leichten Tanz es dir hinweg zu scherzen.

(Sie gehn nach hinten; Mägde ihnen mit Kränzen tanzend entgegen.)

Simei (zu Amri). Sie heißt willkommen uns, w e i l e r e s w ü n s c h t,
Gleichviel! ihr Mahl ist besser als ihr Gruß. (Beide folgen.)

Jojakim (wird den Thalweg herauf kommend sichtbar).
Weh' über Israel!

Mattathias. Was für ein Ruf?

Jojakim (bleibt wie entsetzt stehn, wie er das Bekränzen sieht).
Ist das des Mattathias Haus?

Mattathias. So fragt
Des Mattathias Brudersohn?

Jojakim. Der Zorn
Des Herrn auf Israel, und Mattathias
Hält Feste? Israel in Sack und Asche,
Und Mattathias kränzt sein Haupt? Dort Stöhnen,
Hier Saitenspiel?

Mattathias. Eh' du uns zürnst um etwas,
Das wir nicht wissen, meld es uns. Ist's von
Onias?

Simei. Wie? er wär entsetzt?

Jojakim. Entsetzt,
Meinst du, und stehst schon bleich? was willst du thun,
Vernimmst du, was ihm wirklich ist geschehn?
Fort mit den Kränzen! Staub auf euer Haupt!
Tot ist Onias!

Mattathias (wie alle erschrocken). Tot?

Simei. Tot?

Lea. Tot, sagst du?
Hörtest du's, Eleazar?

Eleazar. Staunend —

Lea. Schweig;
Ruf all dein Leben jetzt in's Ohr.

Jojakim. Ich sagt es —
Gemordet — Herr der Rache, weck den Rächer
Für deinen Knecht und deines Knechtes Haus!

Mattathias. Sein Haus?

Boas. Was lauert mehr noch?

Eleazar. Auch sein Haus?

Lea. Ich atme kaum —

Jojakim. Des Greisen spärlich Blut
Genügte seinen Mördern nicht; sie wollten sich
In Blut berauschen. Alle sieben Söhne
Onias' — ja, als lebte noch der Greis
In jedem seiner Enkel fort — das Blut
Des ganzen Hauses schreit zum Rächer auf.

Lea (zu Eleazar). Zweifelst du noch?

Eleazar. Woran? an meiner Seele?
Den Königsreif fühl ich schon um die Stirn.

Lea. Vor dir send ich, der dir den Weg bereitet.

Mattathias (der wie die übrigen überwältigt gestanden).
Onias tot? Weint, Töchter Israels!

Boas. Er war ein Quell im Thale Israel —

Jojakim. Und Menelaus zieht herauf.

Lea. Auch der?
Er will Onias rächen?

Jojakim. Nein; er will
Von Jasons Haupt, er, den der Herr verfluche,
Die Kron' entreißen des Verfluchten Haupt,
Sich selbst damit zu krönen.

Simei. So bestiehlt
Der Dieb den Dieb.

Lea (zu Eleazar). Und treibt uns selbst zur Eil',
Ihm zu begegnen.

Simei (sie haben sich mit den Augen verständigt). Amri, komm; wir gehn.

Lea. Da mit Verwirrung so die Zeit uns droht,
Die Stadt Modin verlangt von euch ein Beispiel —

Beschließt drum, Männer, wie ihr handeln wollt

Simei (für sich). Soll ich die Stufe sein für fremden Fuß? —
Nun so beschließ ich, daß es wenig taugt,
Sich selber das Gesind' zu überlassen. (Zu Boas.)
Komm, denn du fehlst so gut als ich daheim. (Simei geht mit Amri.)

Mattathias. Ihr geht? Nun Rat und Hilfe nötig, lassen
Die Freunde mich? Boas, auch du?

Boas. Was ist
Boas, daß er ein Beispiel geben sollte?
Der Mann der Demut? Welch ein Beispiel kann
Modin von Boas fordern, als Ergebung
In Demut? Sei der Herr mit dir, mein Bruder!
(Umarmt Mattathias und geht.)

Lea. Laß sie; denn der Verlust ist ein Gewinn.
Ließen uns alle, die den falschen Sinn
In Demut hüllen. Alles laß! Denk jetzt
Nur an den Anspruch, an der Söhne Recht.

Mattathias. Bist du berauscht? So wie dem Trunknen glüht
Die Wange dir.

Lea. Von Mutterseligkeit.
Denn wär ich trunken; doch ich bin es nicht.
Die Muttersorge heißt mich mich besinnen,
Denn nur Besonnenheit führt zu dem Ziel.

Mattathias. Du sprichst von unserm Anspruch?

Lea. Soll ich nicht?
Nun da kein Hindernis —

Mattathias. Vergissest du
Onias' Brüder?

Lea. Die durch ihre Schuld
Längst selber dem Vergessen sich geweiht?
Kann auch der Abgefallne Priester sein?
Ihr Anspruch lischt in ihres Abfalls Greul,
Dein Anspruch steigt voll Reinheit leuchtend auf,
Ein Stern, nach dem sich alle Blicke richten.

Jojakim. Ja, Herr, nach dem Gesetz bührt dir der Hut.

Lea. Dir hält das Alter schon den Fuß gebunden;
Send einen deiner Söhne denn hinab,
Was man von deinem Anspruch denkt, zu hören.
Die Gleichgesinnten gilt's dann zu vereinen,
Das Volk sich zu gewinnen ohne Aufsehn
Und scheinbar ohne Zweck; klug dann abwarten,
Bis des Onias Brüder ihre Kraft
Und die Geduld des Volkes selbst vergeudet
Und alles, von Verwirrung übersättigt,
Im andern Zustand schon den bessern sieht.
Dem Syrier selbst wird es gelegen kommen,

Kann Ruh' er schaffen und den Schein doch wahren.
Schnell sende, Herr, eh' uns die Hast der Zeit
Verliert und unsre Reu' vergeblich nachweint.
Du siehst dich um und wählst? Den Überlegnen, der
Verwirren kann und selber fest doch stehn
In der Verwirrung. — Sieh, ob ich vorhin
Zuviel sprach. (Zu Judah, der in sich kämpfend dasteht, feierlich.)
Judah! Mattathias Sohn!

Judah. Es rief? und du warst's, Herrin?

Lea. Ich? Die Stunde rief,
Die Größe selbst: Auf, was in Judah Mann ist!

Judah. Den Schakal? —

Lea. Träumst du jetzt vom Jagen?

Judah. Bis
Der Löwe kommen wird, und — kommen wird er.

Lea. Verträumtest, was die Toten wecken müßte?
Du weißt nicht, was geschehn?

Judah. Doch, doch; ich weiß es.

Lea. Der Mann in Judah fände seine Stunde,
Die Stunde nicht in Judah ihren Mann?

Judah. Ich bin ein Freund der Ruhe — und was sollt ich —
Hier wo es Worte künstlich setzen gilt,
Ein feines Spiel zu spielen — was soll da
Der ungelenke Judah? Den Gewinnenden,
Den Glänzenden, den Redner sende, Herrin,
Send Eleazar!

Mattathias. Siehst du deinen Judah?

Lea. Hat dieses Weib ihn mir schon so verderbt?

Mattathias. Sein Hohn verschont des eignen Bruders nicht.

Judah. Ihn sendet, er hat Ehrgeiz; Judah, wißt Ihr,
Hat keinen.

Lea. Herr, folg ihm.

Mattathias. Der Leichtverführte
Ist's, der euch Weiber leicht verführt. Klug ist er,
Allein ihm fehlt die Festigkeit des Manns.

Lea. Herr, ist dir das Gesicht, das mir der Herr
Einst sandte, noch ein Traum? da wundervoll
Für seine Wahrheit schon Erfüllung zeugt?
Hat nicht der Herr den Ungebornen schon
Erwählt? und meinst du, seinem Boten wird
Der Herr nicht geben, was er braucht? Und sieh:
Ist er nicht schon ein andrer, als er war?
Wie jetzt der Größe Schwing' ihn trägt — Herr, sieh
Ihn an — wo ist die Krone, Herr, die ihm
Mehr Glanz zu leihn vermag, als er der Krone?
Nun kommt herein, daß —

Eleazar. Nicht die Schwelle, Herrin,
Vom Vaterhaus beschreitet Eleazar,
Eh' er des Herren Botschaft ausgeführt.
Laß meinen Stab mir holen.

Lea (winkt). Joarim!

Joarim (ins Haus).

Lea. Sieh, wie der Eifer seine Stirn vergoldet,
Daß ohne Krone schon er König ist.
So bleib, mein Kind!

Eleazar. So, Herrin; kleiner nie,
Als meine Größe. Nie soll Eleazar
Sich Größe leihn von Etwas außer ihm,
Und wär's die Krone.

Mattathias. Herr, verschließ dein Ohr!

Lea. So ehrt dein Denken deiner Mutter Ahnen.

(Joarim bringt den Stab.)

Hier nimm den Stab; wär's schon das Scepter Davids!
Nun segn' ihn, Herr, und heiß ihn ziehn.

Mattathias. Ist das
Dein Segen? Ist das einer Mutter Segen?
Die Mutter soll das Kind vor Leidenschaft
Behüten, die den Reiferen oft dahinreißt, —
Und du, du selber füllst des Knaben Hirn
Mit Schwindelbildern? Reizest seinen Stolz
Zur Überhebung, deiner gleich? Weh dir!
Daß dich der Herr nicht an dem Gegenstand
Der Überhebung strafe, daß du nicht
Dem Liebling fluchen müssest!

Lea. Ist's denn besser
Zum Abschied zürnen? Sieh, noch ließ ich keinen
Von meinen Söhnen in die Fremde ziehn;
Soll ich ihn niederdrücken, wenn er geht?

Eleazar. Herr, laß mich ziehn und gieb mir deinen Segen.

Lea. So leicht läßt du die Mutter? — Geh und kehr
Dich nichts an mich; das Mutterherz ist thöricht.

Mattathias. Geleit ihn, Jojakim, sei sein Gewissen!

Lea. Vorsichtig, Kind, sei mit dem Syrier.
Sei freundlich mit dem Niedrigsten; ein Lächeln,
Das nichts dich kostet, tauscht dir Herzen ein.

Mattathias. Sei oft in seinem Hause, halte dich
Zu seinen Knechten —

Lea. Sei aufmerksam, daß du
Gesund bleibst. Schwerer ist die Luft da unten
Und man wird leichter krank. O daß ich dich
Mit diesem Kuß versiegeln könnte wie
Ein Kleinod, daß dich keine rauhe Hand

Berühren könnte und kein gift'ger Hauch,
Bis daß dich Größ' erbräch und leuchtend hoch
An ihrer Stirn' hieß glänzen. — Leb — lebwohl!

Mattathias. Nimm diese Lehren noch: Thu mehr als not,
Und denk, du hättest weniger gethan.
Siehst du, daß andre falsch sind, sei du selbst
Gerecht, so mußt an der Gerechtigkeit
Der Welt du nie verzweifeln und behältst
Die Thatkraft unzerbrochen. Laß dich nicht
Irr machen am Geringsten im Gesetz.
Denn Zweifel frißt wie Feuer fort und wird
Nur hungriger vom Fressen. Werde nie
So reich am Geist, daß arm du würd'st am Herzen.
Des Menschen ist der erste Schritt, der zweite
Nur halb, der dritte so nur, wie ein Schiff
Auf hoher See des Eigners ist; drum, wenn
Den ersten Schritt du thun willst, denke, daß
Du in dem ersten schon den dritten thust.
Nun geh, mein Sohn, der sei gesegnet, der
Dich segnet, wer dir flucht, der sei verflucht.
Lebwohl, mein Jojakim, sei, wie du bist.

Jojakim. Dein Auftrag, Herr, sei deines Knechtes Seele.

Lea. Leb wohl, und laß uns öfter von dir hören.
Was hilft's, zu zaudern, zu verschieben, was
Doch einmal sein muß. Lieber eile, Herz,
Dem Jetzt voraus, vergiß sein wirklich Gehn,
Indem du ihn im Geiste kehren siehst,
Die Herrlichkeit der Könige mit ihm.

Eleazar. Nun, Herr und Herrin! Brüder, lebet wohl!
Es heften Flügel sich an meine Füße.
Der Herr trägt mich auf seiner Hand dahin.

Die Brüder. Lebwohl!

Lea. Noch diesen Kuß nimm, Leas Sohn,
Und diesen Gruß, (wirft sich vor ihm nieder) Israels künft'ger König!

Eleazar (hebt sie auf). Nicht so. Vor dir kniet einst das weite Land,
Zu deinen Füßen dieses Landes König. (Ab. Die andern folgen, außer)

Judah (der einen Augenblick den Gehenden nachsieht).
Geh hin und sei der Sklav des S c h e i n s, der Schatten
Des Syriers. Judah will s e i n. Ihn treibt
Ein andrer Ehrgeiz, der das Höchste nur
Sein wert hält; — Einziger Gedanke du,
Der diesen Busen bis zum Springen schwellt,
Reif in des Schweigens Schatten. Nur die That
Soll deine Zunge sein.

(Indem er nach der andern Seite geht, fällt der Vorhang.)

Zweiter Aufzug.

Scene wie im ersten.

Judah, Naemi vom Thale herauf, aus dem Hause Lea; dann Mattathias von Jonathan, Johannes, Joarim, Benjamin geführt.

Lea. Gut, daß mein Bote dich so schnell getroffen.
Judah. Dein Bote? Sandtest du nach mir?
Lea. Die Hand
Des Herrn fiel plötzlich auf sein Haupt —
(Sie zeigt auf Mattathias, der eben aus dem Hause kommt.)
Judah. Was seh ich?
Lea. Der Todesengel folgt dem müden Schritt
Schon mit gehobnem Schwert. Bald wird es fallen.
Der Sterbende verlangte nach Naemi,
Der Simeitin —
Naemi (flehend, Judahs Unwillen zuvorzukommen).
Zürne nicht der Mutter
Um dieses Wort, Herr —
Judah. Hörst du? Mattathias
Verlangt nach Judahs Weib. — Geh zu ihm, Demut.
(Sie geht nach einem bittenden Blicke auf Mattathias zu; Judah und Lea folgen.)
Mattathias. Noch einmal sei mein Stab, du blühend Reis.
Naemi (indem er sich auf sie stützt).
Noch tausendmal, erhört der Herr Naemi.
Mattathias. Heiß mich nicht leben. Tagesmüd bin ich
Und dürste nach der Ruh', so wie ein Knecht
Zur Zeit der Ernte nach dem Schatten dürstet
Und nach dem Quell der Wanderer sich sehnt.
Hier hin, mein Kind, (zeigt nach der Bank) hier endet sich mein Weg,
Hier laßt mich sitzen, wo mein brechend Aug'
Die Stätten sieht vom Ruhme Israel,
Dort, wo Sennaherib dem Herrn erlag,
Dort, wo Isais Sohn den Riesen schlug.
Süß, wie der Atem einer jungen Braut,
Weht hier die Luft, und lieblich, wie ihr Mund
Auf ihres Liebsten Mund, liegt kühler Schatten
Auf dieser Stelle, da ich sterben will.
(Sie helfen ihm sich niederlassen und unterstützen den Sitzenden, um ihn knieend.)
Gott Abrahams! wie hast, Barmherz'ger, du
Den Knecht gesegnet; wie so wenig war,
Herr, seines Dienstes und wie reich sein Lohn!
Herr, zürnst du, daß ich, den du reich gemacht,
Aus eignem Trieb ein armer Bettler war?

Daß ich die Freude, die du täglich reichtest,
Aus meinen Händen gleiten ließ und nach
Dem Jammer griff, mit dem dein Volk du schlugst?
Ach, die einst herrschend saß, die Königin
Der Völker, liegt verachtet nun im Staub,
Vor deren Blick die Völker zitterten —
Zerteilung hat sie schwach gemacht; nun ist's
An ihr, zu knien und fremden Hohn zu tragen.
Glied wütet wider Glied; voll Schadenfreude
Lacht nun der Starke, straflos höhnt der Schwache;
Beut sich die Rechte selber doch dem Feind,
Der Linken Kraft zu fesseln, jubelt doch
Der Fuß dem Feinde zu, drängt der das Haupt.
O Schmach, wenn Kinder einer Mutter sich
Befeinden! Schmach dem Mann, der ohne Scham
Die Schande seiner eignen Mutter mehrt!
Kommt, Söhne, eh' der Tod mein Aug' verlöscht,
Daß ich Euch segne. Wo ist Eleazar?
Ist nicht nach ihm gesandt?

Lea. Schon muß er kommen.

Mattathias. Und Judah? — Sendet nicht nach ihm. Soll er
Den Sterbenden verhöhnen?

Judah. Herr —

Mattathias. Das ist
Der Arm von Erz, ist meines Judah Arm,
Doch das ist meines Judah Herz nicht mehr.

Judah. Herr — soll ich prahlen? — jetzt?

Lea. Herr, reg dich nicht
So auf. Erheitre dich! Wirkt Eleazar
Doch für dein Volk!

Mattathias. Für sich, nicht für sein Volk!
Nur für sein Haus, nicht für des Herren Größe.
Was kann des Herren Volke Gutes kommen,
So lang's ein Knecht ist in des Fremden Hand?
Mein Leben frißt der Tod mit meiner Hoffnung,
Daß meine Augen noch den Retter sähn.
Herr, laß sie brechen, denn dein Retter ist
Noch fern. Wie wird mir? (Sinkt in Ohnmacht.)

Lea. Seht nach Eleazar!
Kommt er noch nicht?

Jonathan (umschauend). Herrin, er kommt.

Lea. So heißt
Ihn eilen.

Jonathan (winkt). Jojakim ist mit ihm.

Lea. Wer
Hat Jojakim gerufen?

Eleazar (erst noch in der Scene). Lebt er noch? (Er tritt auf.)
Daß er mich segne.

Jojakim (tritt auf). Daß er dich verfluche!

Lea (tritt Jojakim in den Weg). Willst du ihn töten?

Jojakim (will immer Eleazar folgen). Besser ist's, er stirbt,
Als daß du länger ihm die Wahrheit birgst.

Lea. Du nahst ihm nicht! (Hält ihn ab.)

Eleazar (beim Vater knieend). Schon kehrt sein Geist zu ihm.

Mattathias. Sind das nicht meiner Söhne Häupter?

Eleazar. Vater!

Mattathias. Die Stimme meines Eleazars? Ja; ich seh ihn.
Noch einmal an des Hauses Fenster tritt
Die Seele, eh' sie es für immer läßt. —
Wie steht es unten?

Eleazar. Gnade hat dein Knecht
Gefunden vor dem Aug' Antiochus
Des Jüngern.

Jojakim. Gnade? Um den Preis der Gnade
Des Herrn.

Mattathias. Ist das nicht Jojakim?

Eleazar. Mich höre,
Nicht diesen, Herr! Antiochus ist edel
Und seine Schwester ist ein hehres Weib,
So wie der Grieche seine Herä bildet,
Doch süßer Reiz dämpft lieblich ihre Hoheit.
Sie steigt von ihrem Thron zu mir herab,
Wie Selenä einst zu Endymion.

Lea. Wer könnte sich erwehren, ihn zu lieben!

Mattathias. Mußt du dein Süß in Bitter hüllen? Was
Schmähst du mein Ohr und deinen Mund mit solch
Unheil'gen Lauten? — Weh! ich seh's, es wird
Die Tochter Syriens sein schwaches Herz
Zu ihren Göttern lenken!

Jojakim. Weh dir, Mann
Des Todes, stirb, doch fluch ihm erst. Er hat
Geopfert vor dem Aug' des Syriers.

Mattathias. Geopfert?

Lea. Doch nach unserm Brauch. Siehst du,
Warum der Herr den Starken nicht erwählt?
Er wollte nicht das Schwert. Das Kosen sollte
Sein Bote sein. Er machte, daß das Herz
Der Tochter Syriens nach deinem Sohn
Sich sehnte, Freundschaft goß er in das Herz
Antiochus' für deinen Sohn, wie er
In Jonathans für David goß.

Jojakim (auflachend). Ha, Freundschaft?

Eleazar. Ja, Freundschaft! Dir zum Trotze und den Deinen,
Dem Neid, der jeden Atem mir belauert. —
Und seines Vaters Tod erharrt er nur,
Der noch die Hand hält über Menelaus,
Damit er mich zum Hohenpriester setze;
Und meine Brüder sollen Fürsten sein.

Jojakim. Vom Dornbusch Feigen und vom Heiden Freundschaft!
Unseliger, der nur die Angel ist,
Mit der der Heide fäht nach deinem Volk,
Und die er fallen läßt, hat er den Fisch!
Unsel'ger, der um Flitter, Kindertand
Von Schmeichelei sein eigen Volk verrät!

Mattathias. Weh mir! Soll ich dem eignen Kinde fluchen?

Lea (tritt dazwischen).
Wenn du mußt thun, was dich der Fremde heißt,
Der Neider, dem der Neid die Seele frißt,
Sei blind; sieh nicht, wie Jesaias Wort:
„Dann wird Ägypten und Assyrien
Zum Herren flehn auf seinem heil'gen Berg"
Durch Eleazar sich erfüllen soll;
Fluch ihm, der Jesaias Wort erfüllt,
Dem eignen Kind! Was fluchst du nicht? Mußt du
Nicht fluchen? Will's nicht Jojakim? (Stellt sich vor Eleazar.)
Wohl! fluch ihm, doch
Mir fluche mit!

Aaron, Simei kommen voll Angst den Felsweg herauf.

Aaron. Der Syrier!

Simei. Weh uns! der Syrier!
Er kommt!

Aaron. Es kommen Reisige, vom Zorn
Des Syriers ausgesandt!

Mattathias. Was überschreit
Den Jammer Mattathias'? Häufst du, Herr,
Noch mehr auf einen Sterbenden?

Aaron. Er zieht
Herauf schon gen Modin!

Boas (kommt aus seinem Hause). Wozu dies Schrein?
Ein Haufen Jasoniten, Reisige
Von der Partei des Menelaus, der
Hinabzieht nach Jerusalem. Geht heim
Und fleht in Demut, daß nicht Schlimmres komme!

Aaron (ins Thal zeigend). Herr, sieh sie selbst!

Simei (ebenso). Hier sind sie schon. Sie steigen
Herauf —

Judah (hinabsehend). Nikanor ist's und Gorgias —

Eleazar (ebenso). Antiochus des Alten beide Hände.

Boas. Ein Durchzug nach Ägypten ist's —

Simei. Wer kommt
Da atemlos?

Aaron. Und gärend wie der Schlauch,
Den zu zerreißen droht sein Inhalt?

Amri (kommt den Thalweg heraufgestürzt). Er
Ist in Jerusalem —

Judah. Wer?

Amri. Er — der König —
Der Syrier — der Alte — er hat den Tempel
Erbrochen und entweiht! Er hat das Heiligste
Besudelt mit dem Blut unreiner Tiere.

Judah (zornig). Er hat — o gut! er hat dem Volke endlich
Ans Herz gegriffen!

Amri. Er hat den Schaubrottisch
Geraubt — den Rauchaltar hat er genommen —
Den siebenarm'gen Leuchter weggeführt,
Und aus der Bundeslade hat er das
Gesetz gerissen und hat es zerrissen,
Mit seiner Hand zerriß er das Gesetz.

Jojakim. Der Herr reckt seinen Arm; sein Volk, thu Buße!

Amri. Gerissen hat er's aus der Bundeslade
Und hat's zerrissen; mit den eignen Händen
Zerriß er das Gesetz —

Judah (für sich). Und unsre Ketten,
Wenn dieses Volk noch zürnen kann.

Nikanor, Gorgias mit syrischen Kriegern den Feldweg herauf. Es ist Volk zusammengelaufen. Eine Pause der Erwartung.

Gorgias. Hier sorge,
Nikanor, daß der Altar sich erhebt.
Und ich verkünd'ge den Befehl indes.

Nikanor. Dort seh ich Steine haufenweis geschichtet.
Macht euch ans Werk, ihr Krieger!

Simei. Was soll das
Uns werden?

Gorgias (tritt in die Mitte, so oft er den Namen Antiochus nennt, neigen sich die Syrier, die Simeiten und welche im Volk).
Unser Herr Antiochus,
König von Syrien und Babylon,
Armenien, Mesopotamien,
Assyrien, Bithynien, Israel,
Von Paphlagonien, der Herr von Pontos,
Von Cappadokien und Pergamos,
Und von Galatia wie von Ägypten,

König von Indien, Antiochus,
Der unser aller Herr, thut euch zu wissen:
Nachdem es mir gefallen hat, daß alle,
Die in dem Schatten lagern meines Stuhls,
Hinfür zu meinen Göttern beten sollen,
Also sollt ihr auch, Männer von Judäa
Und Israel, in euern Städten, sollt
Auf euern Bergen steinerne Altäre
Errichten, meinen Göttern da zu opfern.

Nikanor. So spricht der König, unser Herr und eurer.
Gehorcht ihm denn, ihr Männer dieser Stadt.
Helft Steine tragen und den Altar schichten.
Greift an!

Simon (tritt vor). Herr, das sei fern von uns. Denn unser
Gesetz verbeut uns, irgendwo 'nen Altar
Zu haben, außer in dem Tempel zu
Jerusalem; wie unser Gott, der Herr,
Ein einz'ger ist, und keiner neben ihm,
Und hier nicht wohnt und sonst auch nirgendwo,
Als nur im Tempel zu Jerusalem.

Gorgias. Im Tempel zu Jerusalem wird Zeus
Olympios wohnen; in dem Tempel, der
Sich hier erheben wird, die herrschende
Athenä.

Simei. Hier ein Tempel?

Aaron. Hier ein Altar?

Nikanor. Murrt ihr, Verstockte, wider euern Herrn?
Meint ihr, der Herr der halben Welt entsendet
Uns in dies Ländchen, um mit seinem Knecht
Zu handeln? Er befiehlt. Der Herr gebeut,
Der Sklav' gehorcht. Greift an!

Mattathias. Herr Zebaoth,
Laß uns so tief nicht sinken!

Gorgias. Welcher hier
Ist Mattathias?

Eleazar. Hier der Sterbende.

Simon. Herr, laß ihn ruhig sterben; sprich mit uns!

Gorgias. Ihr seid die Söhne Mattathias?

Simon. Herr,
Du sagst es.

Gorgias. Und du heißest?

Simon. Simon, Herr.

Gorgias. Nun wohl denn, Simon, Mattathias' Haus
Ist angesehn beim Volke dieser Stadt
Vor allen; weise geh's denn allen vor
Mit gutem Beispiel, sich und sie zu retten

Vorm Zorn Antiochus'.

Simon. Herr, schlimmer wäre
Der Stadt des Herren Zorn, als der des Königs.

Nikanor. Du zeichnest selbst dich als des Königs Feind?
Er wird dich finden.

Gorgias. Euch, ihr übrigen,
Geb ich Bedenkzeit, bis das Werk vollendet.

Auf der Rasenbank links vorn **Mattathias**, von **Naemi** und **Benjamin** gehalten, das Haupt zurückgesunken an des hinter ihm stehenden **Joarim** Brust; die Seinen um ihn gruppiert und zwischen ihn und den Vorgang geteilt; ganz vorn **Judah**; dann **Eleazar** und **Lea**; rechts **Simei**, **Amri Boas** und **Verwandte** beratend; in der Mitte hinter dem Altar, den die Krieger errichten, **Gorgias** und **Nikanor**; sowie der Altar fertig, stehn die Krieger im Halbkreis hinter ihnen. Das **Volk**, darunter rechts ganz vorn **Aaron**, hinter ihm Anhänger Simeis, auf der rechten Seite **Issaschar**, **Usiel** und andre Anhänger des Hauses **Mattathias**, umgiebt die drei Gruppen im Halbkreis.

Judah. Halt an dich, Herz! nicht unreif reiß die Frucht
Vom Baum der Rettung! Jonathan! du, eil
Zu meinem Hause bei den Terebinthen;
Voll ist's von Waffen, bring sie her; und du,
Johannes, mit Posaunen ruf das Volk
Der Stadt hierher und auf dem Wege sprich
Mit tausend Feuerzungen zu dem Volk —

Jonathan. Herr —

Judah (bittend). Fort.

Johannes. Bedenke —

Judah. Erst helft mir's vollbringen,
Dann widerratet — dann will ich bedenken.

Jonathan, Johannes (ab).

Lea (zu Eleazar). Siehst du die Augen glühn? den Atem stocken?
Die Fäuste, die sich unwillkürlich ballen?
Die Hände, die nach Waffen in der Luft
Schon suchend greifen, eh' der Kopf noch weiß,
Wozu? Nur eines Wort's bedarf's,
Das diesem Zorn, der nach dem Ausdruck ringt
Und ihn nicht finden kann, die Zunge leiht,
Den dumpfen Drang sich selbst verstehen lehrt —
Und hingerissen sind sie wie im Sturm
Über sich selbst aus dem gewohnten Dulden
Zu einer That, die kein Besinnen un-
Gethan mehr machen kann und schwanker Reu'
Den Weg abschneidet, je zurückzukehren;
Und was nicht Mut, das wird Verzweiflung enden.
Der Herr hat selbst den Augenblick gesandt.
Groß sollst du sein durch dich, nicht durch die Gunst
Des Syriers; du sollst der Frommen Zweifel

An dir beschämen, sollst —

Eleazar. Doch denkst du auch,
Israel ist der Saum nur am Gewand
Des Syriers? ein Nichts vor seiner Macht?
Dem Syrier gehorcht die Welt. Und nur
Der Alte ist's, der uns bedräut. Und wird
Er ewig leben? Ein Gewitter braust er
Vorbei und Heitre bringt sein milder Sohn.

Gorgias. Schon wendet thränenschwer ihr mildes Antlitz
Die Gnade. Einmal noch winkt ihre Hand.

Nikanor. Weh Euch, weicht sie dem Zorn, eh' Ihr gehorchtet!

Simei (der sich lebhaft mit den Seinen beratet). Was thu ich?

Amri. Folg dem Syrier, so bewahrst du
Des Volkes Leben vor Verderben; so
Hebst du dein Haus vor Mattathias' Haus.

Boas. Demütig beug dich vor des Herren Hand,
In der der Syrier nur die Rute ist.

Simei. Der Mensch will leben, wenn er sonst nichts will!

Gorgias. Vollendet steht der Altar; hebt das Bild,
Das segenbringende, der Göttin drauf!

Jojakim (sich wegwendend, das Gesicht ins Gewand verhüllt. Viele thun desgleichen).
Das Auge müsse nie das Heilige
Mehr schaun im Tempel zu Jerusalem,
Das diesen Greul gesehn!

Mattathias. Herr, schlag mein sterbend Aug'
Mit Blindheit!

Gorgias. Jammert Keinen dieser Stadt
Verderben, daß er opfre, sie zu retten?

Nikanor. So hört, ihr Rasenden: Wer noch von nun
Israels alten Gott verehrt, muß sterben!
Wer unsers Königs Götter höhnt, muß sterben!

Lea. Noch immer wählst du?

Eleazar (kämpfend). Wozu willst du mich
Hinreißen!

Judah. Halt! o halt an dich mein Herz!

Nikanor. Wenn nicht von diesem Altar Opferduft,
Von einem dieser Stadt entzündet, steigt,
Eh' dieses Stundenglases Sand verrann,
Soll von Antiochus und seiner Rache
Die Stätte pred'gen bis zum End' der Zeiten,
Das Stoppelfeld vom abgehaunen Trotz,
Und fern im Schweiß vor des Ägypters Pflug
Die Witwen euch der Knechtschaft Sonne sengen.

Judah (für sich). Herr Zebaoth, laß keinen ihm gehorchen!
O Waffen! Waffen! Eil dich, Jonathan!

Simei (sich Gorgias nähernd). Halt ein!
Judah (ihm in den Weg). Was willst du?
Simei. Opfern will ich, retten!
Judah. Verderben! — Und mein eigner Ohm! Herr, halt ihn
Zurück. Soll einer gehn, so sei's ein andrer!
Simei. Geh aus dem Weg' mir.
Judah. Herr, ich fleh dich, geh nicht!
Amri. Was will der Thor? Geh, Herr, wer darf dich hindern?
Judah. Ich. — So wahr Gott lebt, leben soll der nicht,
Der geht, um diese Bubenthat zu thun.

(Die Simeiten stehen unentschlossen.)

Lea (zu Eleazar). Siehst du sie zagen? Was ein Mann vermag!
Und kannst es tragen, daß du keiner bist?
Eleazar (kämpfend für sich).
Ihm nachthun? — Eher trag ich Vaterfluch,
Eher vergäß ich Volk und Gott! Er soll
Der Erste wieder sein und Eleazar —
Nikanor. So wählt Ihr Eurer Stadt und Eu'r Verderben —
Simei. Du hört'st den Drohenden —
Gorgias. Antiochus
Vermag nicht, den Gehorsam zu beschützen?
Umgebt ihn schirmend, Krieger, der dem Altar
Gehorchend naht —
Nikanor. Und haut den Rasenden,
Der ihn zu schrecken wagt, in Stücken!
Naemi (zwischen Judah und Simei, indem die Krieger mit Doppelreihen eine Gasse zu dem Altar bilden). Herr,
Geh nicht. Sieh meine Angst! Geh nicht, mein Ohm!
O hör Naemis Stimme! Wenn du gehst,
Wer kann dann wissen, wo es endet? Hör mich!
Und hör auch du mich, Herr! (Sie sinkt Judah ohnmächtig in die Arme.)
Judah. Hör sie!
Simei. Hör du sie!
Judah. Dein eigner Ohm verwirft dich, armes Weib.
Geh — (Er wirft sie Simon zu.)
Simei. Herr, ich gehe schon —
Judah. In dein Verderben!
Mattathias. Ein Jude geht! So nimm mich zu dir, Herr!
Simei. Laß deinen Diener Gnade finden, Herr;
Wenn er will opfern — wie vollendet er's?
Nie sah er einen deines Glaubens opfern.
Gorgias. Knie hinter dem Altar und heb die Hände.
Amri, Aaron, Boas. Er kniet. Gesegnet, der das Volk errettet!
Jojakim (sich krümmend). Thut Buße! Seine Hand ist ausgereckt!
Judah. So sei sein Blut auf ihm! Ich kann nicht anders.

Gorgias. Nun heb' die Augen zu der Göttin auf,
Dann bete für dein Volk —

Judah (hineilend, durch die Doppelreihe der Krieger brechend). Bete für dich,
Abtrünniger! So eiferte Pinehas
Für das Gesetz des Herrn —

(Er hat einem Krieger das Schwert aus der Scheide gerissen und ersticht Simei, der hinter den Altar fällt; dann zerstört er mit den Füßen den Altar.)

(Fast zugleich.)

Simei (sinkend). Ich sterbe.

(Einen Augenblick Stille der Überraschung.)

Amri (auf Judah zu, von dessen Blick auf halbem Wege festgebannt).
Nieder mit
Dem Mörder!

Eleazar (der Judah einige Schritte nachgeeilt, kann jetzt erst sprechen).
Was thust du?

Nikanor (vor Überraschung einen Schritt zurückgetreten; die Krieger sind vor Judah auf die Seite gewichen). Was unterfängst du dich?
Verwegener!

Judah (hat die Statue heruntergeworfen, daß sie zerbrach; mit einem Fuß auf der Statue stehend, das Schwert in der Rechten über seinem Haupte schwingend. Posaunen in der Scene immer näher, in die folgenden Reden).
Der Herr ist Gott allein,
Der Herr, der war, der ist, der ewig sein wird,
Israels Gott, Er, der lebend'ge Gott,
Der Gott, der nicht von Menschenhand gemacht,
Der Mächt'ge, der auf Feuersäulen wandelt,
Und alle Himmel beben, wenn er schilt,
Er spricht: ich bin dein Gott, und sonst ist's keiner!
Anbeten sollst du keinen Gott als mich. —
Was ich mich unterfange, fragst du, Heide?
Ich setze meinen Fuß auf deinen Gott.
Er liegt zertrümmert. Wo ist seine Macht?
Kann er sich selbst nicht helfen, und soll's euch?
O arme Beter! ärmrer Gott!

Nikanor. Zu lang
Schon dulden wir des Buben Schmähn. Greift ihn!
Reißt ihn in Stücken!

Judah. Volk von Israel,
Ich bin ein Einzelner. Was bäumt denn diese
Zurück unsichtbar? überfüllt ihr Auge
Mit Schrecken, der die ehrnen Arme lähmt?
Das ist der Gott Jehovah Zebaoth,
Der mich umkreist mit seines Fittichs Schrecken.
Er will's! der Herr will's! Wenn der Herr es will,
Wer widerstrebt?

Jojakim. Er will's!

Simon, Issaschar, Usiel. Er will's! Er will's!

Volk (anwachsend).
Er will's! Der Herr will's! Ja, er will's! er will's!
Nikanor. Auf, Krieger!
Judah. Heran, ihr Götzenknechte, kommt!
Ich bin ein Einzelner; was zagt ihr denn?
Ich höhne eure Götter — kommt heran!
Ich diene noch dem alten Gotte Jakobs,
Dem Gotte, der sein Volk erretten wird.
Er schüttelt meinen Arm, und bleicher Tod
Fällt von ihm nieder wie die Frucht vom Baum
Und Jammer rauscht wie Hagel von ihm nieder!
Volk (immer näher drängend). Er will's!
Usiel. Bringt Waffen!

(Es werden von hier an Waffen auf einen Haufen zusammengetragen, die das Volk aufrafft, sich zu bewaffnen.)

Volk. Waffen! Waffen! Waffen!
Nikanor. Scheucht ein Verrückter euch den Mut davon?
Greift ihn! Ha, Schande! Seid ihr Krieger? seid
Ihr Buben? Muß ich selber euch beschämen?
Volk (während die, welche schon Waffen aufgerafft, sich um Judah scharen).
Ha, Waffen! Waffen! Steht zu ihm! Gott will's.

Jonathan, Johannes, Priester mit Posaunen, Volk.

Gorgias (Nikanor mit Gewalt zurückhaltend).
Wirfst du umsonst dein Leben hin?
Nikanor. Schmach! Schmach!
Gorgias. Die Schmach zu tilgen, laß uns leben.
Nikanor. Und
Es kommt der Tag!
Judah. Ihr geht?
Gorgias. Ja, doch wir kehren
Mit Hunderttausend.
Judah. Gott allein ist Tausend-
Maltausend!
Nikanor. Bebt dem Zorn Antiochus!
Judah. Er soll nur kommen, soll nur holen seinen
Zerbrochnen Gott!
Gorgias. Du spottest bald nicht mehr.
Nikanor. Jetzt höhnst du, doch du bebst einst, wenn wir kehren.
Judah. Vor Lust, ja, wie ein Baum im Regen bebt.

Die Syrier ins Thal hinab, ab. Boas, Aaron, Amri tragen Simeis Leiche, Weh und Rache rufend, nach ihren Häusern zu.

(Bis zu Ende des Aktes Waffenbringen und Waffnen, wobei Frauen und Kinder helfen, Abschiednehmen, immer noch Zuströmen des Volkes und näher und ferner Posaunen und der Ruf: Er will's! in der Scene.)

Jojakim (von einigen aus dem Volke gefolgt, hinter den Syriern her).
Laßt sie nicht fliehn! Ergreift sie! Tötet sie!
Eleazar (will ihn halten). Unsinnige! Ruft sie zurück —
Judah. Weh' dem,
Der meine Boten an den König kränkt!
(Sie gehorchen ihm; er reißt seinen Mantel ab und in Stücken, die er den Nächststehenden zuwirft, die damit, nachdem sie nach seinem Gebote gethan, abgehen.)
Taucht diese Stücke in des Frevlers Blut,
Tragt sie durchs Land, mit lauter Stimme rufend:
So that der Judah dem Abtrünnigen.
Wer denkt wie er, der sammle sich zu ihm.
In Judahs Felsenwüste harrt der Aar,
Bis ihm zum Flug die starken Schwingen wachsen.
Johannes bleibt euch, Frauen von Modin,
Der Herr und dieser Felsenfeste Schutz.
Nun, Männer, reißt das Liebste von dem Herzen,
Denn, wen der Herr erwählt, den will er ganz.
Lea. Hört Mattathias, denn der Geist des Herrn
Ist über ihm.
Matthathias (mit Hilfe der Nächsten stehend).
Judah, mein Sohn! mein Herz
Dröhnt wie die Harfe unter Spielers Hand.
Der Herr rührt mich mit seinem Jubel an,
Daß ich erzittre wie das Blatt im Sturm
Und klinge, wie der Harfe Saiten klingen.
Zeuch hin, mein Judah, Streiter Gottes, zeuch!
(Judah kniet vor ihm; der Alte legt seine Hände auf Judahs Haupt.)
Er schickt den Sieg vor deinen Scharen her.
Folgt ihm, ihr Söhne, den sein Atem treibt;
So wie ihr Judah folgt, folgt euch mein Segen,
Doch wer von Judah läßt, der sei verflucht!

Eleazar, der sich von der ihn zurückhaltenden Lea losgemacht und reden wollend sich ihm genähert, wankt einen Schritt zurück.

Du hast mir deinen Retter noch gezeigt —
Eleazar. Laß mich! Herr, stirb nicht, bis du mich gehört —
Mattathias. Nun laß, Herr, deinen — Diener ziehn in —
(Er stirbt.)
Judah (knieend über ihn gebeugt). Frieden
Mit dir, mein Vater!
Lea. Fliehst du?
Eleazar. Muß ich nicht?
Treibt mich sein Fluch nicht fort und euer Eifer? (Für sich.)
Den ich verdienen muß, da er mich traf. —
Das Volk zu retten kehr ich einst, das ihr
Verderbt —

Judah (aufstehend). Und ew'gen Haß dem Syrier
Und uns nicht Ruh', eh' uns der Sieg sie gönnt!
Usiel (reicht ihm eine Lanze und einen Helm).
Eleazar (zu Lea). Es kommt der Tag, da ich dich fragen komme:
Ist Judah noch der Größere?
Judah (setzt den Helm auf). Nun tönt,
Posaunen, in das Kriegsgeschrei: Er will's!
Die Bewaffneten (sich rangierend). Er will's! der Herr will's!
Judah (hebt den Speer). Schwert des Herrn und Judah!

Posaunen; die Gewaffneten, **Judah**, **Simon**, **Jonathan**, **Usiel** an der Spitze, ab; Eleazar reißt sich von Lea los und eilt den Felsweg hinab; indem die Zurückbleibenden Anstalt machen, **Mattathias'** Leiche aufzuheben, fällt der Vorhang.

Dritter Aufzug.

Ein Hügel am Schlachtfeld von Ammaus.

Posaunen und Geschrei: „Sieg! Sieg mit Judahs Schwert!" in der Scene.
Es kommen **Simon**, **Jonathan**, **Hauptleute**, **Krieger**.

Jonathan. Die Syrier fliehn!
Simon. Beth Horon und Ammaus,
Ihr kleinen Sterne, kaum beachtet sonst,
Nach euch wird nun der Blick des Forschers sehn!
Jonathan. Beth Horon hat Israel neu geboren;
Ammaus hat es aufgesäugt mit Blut.
Judah (kommt mit **Ämilius Barbus** und Gefolge).
Judah. Willkommen, wackrer Römer!
(Er bleibt an der Couliſſe und spricht hinein.)
Heißt die Reiter
Den Sieg verfolgen! Jenen größern Haufen
Nehmt in die Mitt'; zerdrückt ihn zwischen Fluß
Und Fels und eurer Wucht! Die kleinen hier
Und dort zerstäubt. (Vorkommend.) Schnell, Simon, nach Modin;
Jonathan nach Jerusalem mit diesem
Ölblatt von Glück und Sieg und bald'ger Heimkehr!
Simon. Nicht umsehn will ich auf dem Weg. Lebt wohl! (Ab.)
Jonathan. Und ich — hilft gute Botschaft eilen, wie
Sich schlimme hindernd an die Fersen hängt,
So maß kein schnellrer Schritt je meinen Weg.
Lebt wohl! (Ab.)
Judah. Lebt wohl. (Zu Ämilius) Verzeih die Unterbrechung.

Ämilius. Mich sendet der Senat von Rom zu dir
Und glücklich fügten es die Götter so,
Daß ich, vom eignen Aug' belehrt, daheim
Versichern kann, daß deines Bildes Größe,
Wie sie es sehn, nichts der Entfernung dankt.
Doch laß mich Worte sparen —
Judah. Römisch ist's;
Ich weiß, so sparsam ist der Römer nicht
Mit seinem Herzblut, als mit seinem Atem.
Er achtet nur die That.
Ämilius. Du sprichst es aus,
Was Roms Senat bewog, mich dir zu senden.
Denn seinem immer wachen Aug' entging
Kein Zug von Antlitz deines Heldenlaufes;
Die Kühnheit nicht, die dein erschlafftes Volk
In ihren Strom hineinriß, hinter ihm
Abschneidend jeden Rückweg seiner Feigheit
Zum altgewohnten Dulden, daß Verzweiflung
Den Mut ersetzen mußte; nicht die Weisheit
Und die Enthaltsamkeit, mit der, indem
Du nie dein junges Glück auf einmal wagtest,
Nie Größres wagtest, als du durftest, bis du
Das Größte wagen durftest, aus Verzweiflung
Du Mut schufst; nicht das Zeugnis deiner Schlachten,
Daß du die Feldherrnkunst verstandst, zu siegen
Und — wie die Hand der ew'gen Götter auch
Die Würfel lenkte — nie besiegt zu sein.
Und nun von solchem Heldenlauf gewonnen,
Beut dir die große Roma ihren Schutz.
Judah. Sag Rom, das dich gesendet, Judahs Dank
Für seine gute Meinung, wünscht er schon,
Sie wäre besser noch, doch auch verdienter,
Und nicht sein Lob so auf des Volkes Tadel
Gebaut. Denn, wahrlich! dieses Volk hat mehr
Gethan, als du von Judah rühmst; und nur
Des Volkes Meinung sprech ich aus, sag ich:
Der soll nicht stehen wollen, der es nicht
Auf eignen Füßen kann. Und grad heraus:
Wir stehn ganz leidlich. Zwanzig Schlachten hat
Dies Volk geschlagen und mit diesem Sieg
Den Weg geöffnet nach Jerusalem.
Dem Syrier fehlt's an Menschen und an Geld.
Vergolde, bitt' ich, was ich dir gesagt,
Zu unscheinbar sonst ist's mit deiner Kunst.
Und nun — Rom bietet seinen Schutz — Rom will
Damit, ich weiß es, nicht ruhmredig sein;

Ich nehm's als eine Form der Höflichkeit,
Wie unter seinesgleichen man sie wechselt,
Und, sie erwidernd, bietet denn durch mich
Das große Israel Rom seinen Schutz.

Ämilius. Ich sehe, daß die Näh' dich nicht verkleinert
Wie manche Ruhmesgrößen. Lebe wohl! (Ab mit Gefolge.)

Jojakim (kommt).

Judah. Lebwohl! — Schon sinkt der Abend. — Gebt das Zeichen
Zum Einhalt den Verfolgern!

(Ein Hauptmann; Posaunensignal.)

Laßt die Wachen
Ablösen! Vorsicht sei des Glückes Siegel. (Ein Hauptmann ab.)
Wie stattlich diese Römer. Selbstgefühl,
Wie zierst du selbst im Übermaß ein Volk!
Im kleinsten Römer lebt das große Rom.
Wird mir's gelingen, nur die Hälfte dir,
Die Hälfte nur von Roms Zuviel zu geben,
Mein Volk?
Roms Schützling sein? — Im Stärkern wähle Mensch
Und Volk den Herrn, doch nie den Freund, sonst wird
Der Freund zum Herrn. Hat nur der Fuchs die Pfote
Im Taubenschlag, bald ist er selber drin.
Geh, stolzer Römer, lieber Feind, als Freund. —
Nun heißt die Krieger lagern, Schar für Schar!
Den Vorrat öffnet, geizt nicht mit dem Wein;
Laßt sie des Siegs sich freun!

Jojakim. Herr, keinen Wein!
Laß sie nicht jubeln, laß sie beten, Herr;
Laß sie nicht trinken, laß sie fasten, Herr!
Laß sie demütig sein und sich nicht rühmen;
Denn niemand hat gesiegt, als nur der Herr,
Und überheben soll sich nicht das Werkzeug!
Des Herren Sabbath kommt hereinzubrechen,
Von dem der Herr zu Mosen redete:
Wer nicht an meinem Tage ruht, soll sterben.
Du schicktest deine Brüder, Herr, zu reisen,
Botschaft zu bringen; sende nach, ruf sie
Zurück, zwing sie nicht gegen das Gesetz!

Judah. Wenn ich dir folgte, zwäng ich nicht die Boten?
Wär's neue Sünde nicht? Drum, heil'ger Eifer,
Laß es genug sein an der einen Sünde,
Und nicht —

(Geschrei in der Scene: „Flieht! Flieht! Nein! Steht und sterbt!")

Was soll das Schrein? Was ist geschehn?

Nathan (kommt eilig). Herr, flieh, denn fürchterlicher naht der Feind,
Als den du schlugst! Gen Abend starrt das Thal

Von Spießen zahllos, und der Schilde Glanz
Im Abendschein ist eines Meeres Glanz.
Judah. Der Feind? — Der Wein ist deines Hirnes Feind.
Geh, leg dich! Solchen Feind besiegt der Schlaf,
Und unsre Wachen stehen weit ins Land.
Nathan. Die Wächter kehrten heim, vom Siege sicher
Gemacht.
Jojakim. Vom Siege nicht; nein, weil der Sabbath
Beginnt hereinzubrechen. Herr, sie thaten
Nach dem Gesetz, und alle Heil'gen lobten's
Und sagten, daß sie heilig dran gethan —
Denn niemand mehr soll herrschen, als der Herr —
Und ihrer ist die Mehrzahl deines Heeres.
Judah. Tod über euch, ihr Rasenden, ist's wahr!
Heilig gethan? Heilig? — Ich sag euch: wahrlich!
Ihr hättet heiliger gethan, ihr hättet
Alles Gesetz des Moses übertreten
Und meinem Wort gehorcht —
Jojakim. Ha! welche Lästrung!
Herr, Herr, verschließ dein Ohr!
Usiel (tritt auf).
Judah (ihm entgegen). Schnell, Usiel,
Zurück und heiß sie sich zum Rückzug ordnen.
Usiel. Zu spät, Herr, denn der Feind ist schon zu nah.
Judah. So heiß im Rückzug sie sich ordnen, kämpfend
Die Hintersten den Feind abtreiben, bis
Die Nacht uns von ihm scheidet!
Usiel. Deine Meinung
Sah ich voraus, doch fehlte der Gehorsam.
Auf deines Vaters Brudersſohn beruft
Das ganze Heer sich, denn der Sabbath nahe
Und keiner dürfe fechten.
Judah. Keiner dürfe —
Der Sabbath — sie berufen sich — auf wen?
Usiel. Auf Jojakim.
Judah. Auf Jojakim? Auf diesen?
Du hast verkehrt gehört. Judah befiehlt
Und — sie berufen sich? — geh, scherz mit andern!
War's Judah, der die zwanzig Schlachten schlug
Und siegte? Nein! wie ließ das Volk dann Judah,
Von einem Thoren von ihm fortgelockt,
Der nichts vermag, als eifern; Nein; es ist
Unmöglich. Geh! Judah befiehlt, hörst du?
Der Judah, der sein Volk befreit, befiehlt
Dem Volk, zu fechten. Geh! Kein Wort mehr, eh' du
Zurückkehrst!

Jojakim. Schon der Deinen Blut. Sieh hin,
Dem Syrier bieten wehrlos sie die Brust,
Doch deinen Joel schlagen sie zu Boden,
Der sie will zwingen zu verfluchter That.

Judah. So weit schon wär's? Was jahrelanges Mühn,
Was der Gedanke eines ganzen Lebens
Geschaffen, soll ein Hauch aus Thorenmund
Zerwehen können? Sprich Vernunft zum Volk!
Nur diesen Sieg noch, und es ist gerettet!

Jojakim. Ist dies auch Judah? dies auch Jojakim?
Wenn Eure Mutter Größ' Euch predigte,
Stand Jojakim verachtet unter Euch —

Judah. Ist's das? — Hier nimm den Führerstab; mein Mund
Soll durch den deinen reden, meine Hand
Durch deine siegen; mein sei nur die Müh',
Und dein der Ruhm des Sieges und der Rettung!
Ist dies Gebot dir noch zu klein? Komm, laß
Den Handel gelten, heil'ger Neid, dein Volk
Nicht zu verderben!

Jojakim. Mund voll Lästerung!
Bin ich wie du? Herr, deinen Heiligen
Will er bestechen, daß um faulen Ehrgeiz
Dein Knecht dich lasse. Unglückseliger,
Weit besser ist's, das ganze Volk verdirbt,
Als daß von dem Gesetz ein Buchstab' nur
Werd übertreten!

Judah. Weisheit, du wirst Unsinn
Im Mund des Schwärmers, und die Thorheit furchtbar,
Ansteckender und sonnverfinsternder,
Als Pest und als Heuschreckenscharen sind!
So untergehn? — so elend lächerlich,
So — Volk, das nach der Schande jagt, wie andre
Völker nach Ehre! — So den Kelch am Mund,
Verdursten; die Dattel schon am Gaum, verhungern;
So — an der Spitze schon des Speers den Sieg —
Und — untergehn — so, so — als tötete
Der Tod allein nicht, hälf nicht Schmach dazu?
Nein! Nein! er soll nicht! hier mit diesen Händen
Erwürg ich dich, wenn du dein Volk nicht rettest!

(Alle Anwesenden scharen sich schützend um Jojakim, außer Usiel.)

Jojakim. Laßt ihn; er mag's vollenden. Auf die Lästrung
Häuf er den Mord am Heiligen. Laßt Jojakim,
Ja, laßt ihn sterben für sein Volk!

Die Hauptleute (um Jojakim). Tod, wer
Den Heil'gen Tod droht!

Judah. Recht! recht! recht! Drückt noch

Die Schlange, die euch sticht, fest an den Busen
Und küßt des Löwen Zahn, der euch zerreißt!
Elendes Volk, zum Werkzeug nur gemacht,
Leih dich dem eigenen Verderben dar,
Straf so dich selber! Volk, was warst du, eh'
Dich Judah aufnahm aus dem Staub? Das wirst
Du wieder werden, ärmer denn zuvor.
Du hattest nichts — nichts — gar nichts — selbst der Mut
In deiner Brust, der Witz in deinem Hirn
War Judahs Mut und Witz; ich, den du zwangst,
Dich zu verachten, that der eignen Seele
Gewalt um dich, und — und so vergiltst du mir?
Verflucht der Arm, der für dich schlug! verflucht
Dies Herz, verflucht das Aug', das für euch wachte!
Die Kröte wollt ich zu 'nem Adler flügeln;
Hin in den Sumpf, der deine Heimat ist,
Werf ich dich wieder! (Es kommen immer mehr Krieger.)

Josakim. Hört ihr? hört ihr? hört ihr?
Mein Hirn erschwindelt ob der Lästerung,
Mein Blut schwillt gärend auf wie Most im Schlauch,
Der Herr füllt wider Willen mich mit Eifer.
Er prahlt mit dem, was nur geliehn ihm war!
Wir alle nichts, der Herr nur hat gethan.
Der Böse wie der Gute thut unwissend
Und meinend, nur dem eignen Antrieb folg er,
Des Herren That. Der Herr braucht auch den Bösen,
So lang er will, zu seiner Zwecke Werkzeug;
Läßt seine That geschehn, bis er ihn hinwirft
Und ihn verdirbt um seiner Absicht Bosheit.
Das neue Syrierheer kommt von dem Herrn.
Er selbst hat es erweckt, uns zu versuchen,
Ob wir ihm folgen oder seinem Feind.

Usiel. Was willst du thun? Du fliehst? Du giebst es auf?
Denn alles ist verloren.

Judah. Geb ich's auf,
Dann ist's verloren — Fliehen? Sterben? Feig
Sich selbst einreden, Tod für Etwas sei
Das Größte? Leben ist's! Was ist's, den Schaum
Vom Kelch des Lebens schlürfen, wenn er braust?
Hinsinken, um in Liedern aufzustehn,
Eh' man des Bechers Grund gesehn? Nein, Tropfen
Um Tropfen kosten; so die bittre Hefe
Auskosten bis zum letzten! Undank tragen,
Verdächtigung, zerstört zu sehn und wieder
Zerstört und immer wieder, was man schuf,
Zerstört, durch die zerstört, für die man schuf,

Und dennoch nicht ermüden! Heuchler, sieh,
Was du vermagst; schlag deine Brust und roll
Dein glühend Aug', hier leuchtet Judahs Schwert,
Hier ruft die Stimme, die dem Sieg gebeut!

Jojakim. Der Tod ist Sieg hier und der Sieg ist Tod.
Stirb, Volk, dem Gotte, der den Sabbath schuf!

Judah. Gott schuf den Sabbath, da er ruhte, doch
Er ruhte erst, da er sein Werk vollendet;
So thu, sein Volk; erst Sieg und dann den Sabbath!
Mir nach, sein Volk, zum Sieg! (Ab. Usiel folgt ihm.)

Jojakim. Mir nach zum Tod! (Ab.)

(Die übrigen folgen Jojakim.)

Von der andern Seite kommen **Antiochus, Eleazar, Nikanor,** Gefolge.

Antiochus (zu Nikanor).
Du bringst uns schwere Nachricht, doch du bringst auch,
Was uns sie leichter tragen machen kann.
Ein Trost ist bei des Vaters Tod dies Heer,
Das er in Persien warb vor seinem Tode
Und, das in seinem Sinn gebraucht zu sehn,
Ihm, der ein Gott nun auf uns niederschaut,
Das schönste Sohnesopfer dünken muß.
Mit in sein Grabmal schließ' ich meine Milde
Und seinen Zorn nehm ich in meine Brust.
Nur solchen soll der Zweig der Milde blühn,
Die so wie du, mein Ajax, freigewillt
Aus ihres Volkes düsterm Wahnesmoder
Herauf sich retteten ans heitre Licht
Der Götter ihres Königs.

Eleazar. Deiner Götter.
Sie waren deine, und so mußten sie
Auch deines Ajax Götter werden, Herr.

Gorgias (kommt eilig). Herr, Nikomedes hat den Kampf begonnen,
Wie du gebotst.

Antiochus (wendet sich nach der Coulisse).
Der Kampf — ist das ein Kampf?

Nikanor. Was ist das? Ist's ein Wüstenbild, das hier
Uns äfft? Doch hier ist keine Wüste. Wehrlos,
Den Schild nicht brauchend, lassen sie sich schlachten.

Gorgias. Noch mehr — unglaublich ist's — die einen knien
Und singen Psalmen, andre werfen sich
Selbst in der Unsern Schwert.

Antiochus. Als wär's ein Glück,
Sich schlachten lassen, und ein Liebesdienst,
Sie schlachten, von den Unsern.

Nikanor. Sie berauschen sich

Im Trank des Tods.

Antiochus. Nur einer, mächtig ragend
Wie Ares, kämpft und ruft zum Kämpfen auf.
Ist das nicht Judah, ist's der Kriegsgott selbst!
Er spricht und wirft sich in den Kampf, der Meinung,
Daß sie ihm folgen. Seht, die Unsern weichen
Vor ihm allein. Nur tausend Judahs und,
Mit meinen Hunderttausend wär ich nicht
Des Siegs gewiß. Er sieht sich kämpfend um,
Ob sie ihm folgen, eilt zurück und trifft sie
Mit Reden, schärfer, denn ein syrisch Schwert;
Nun mit geschwungnem Speer stürzt er von neuem
Ins blut'ge Bad — vergebens — wendet nun,
Den Speer — so wie der Treiber auf das Vieh
Läßt er die Schläge auf die Trägen regnen.
Umsonst. Nun droht er mit dem Schwert. Er haut
Den Nächsten nieder; doch der Nebenmann
Erhebt sich nicht; er will den Tod, komm er
Vom Judah oder von dem Feind. Dies Volk
Bezwing ich wohl, doch diesen Judah nicht.

Eleazar (für sich). Verfolgt mich seine Größe überall?
Besiegt selbst, siegt er!

Antiochus. Wer erklärt dies Rätsel?

Eleazar. Der Sabbathtag, an dem kein Heiliger
Was anders thut, als ruhn, bricht eben an.

Antiochus. Ist's so, benutzt die Thorheit! Gorgias, du
Wirfst mit dem halben Heer dich auf den Feind
Und schlägst die Thoren mit der eignen Thorheit.
Wir mit der andern Hälfte ziehen weiter,
Den Schreck der Überraschung vor uns her. (Zu Nikanor.)
Du sendest Boten nach Jerusalem
Im Namen ihres echten Hohenpriesters —
Und daß er's wirklich sei, nimm ihr Gesetz
Zu Hilfe und der Priester Stammregister. (Nikanor ab.)
Uns nennt Tyrannen dieses Thorenvolk?
Sein einziger Tyrann ist sein Gesetz;
Brecht auf. Des nächsten Abends Rot sieht Ajax
Als Hohenpriester. Gen Jerusalem!

(Alle ab.)

Verwandlung.

Scene wie im ersten und zweiten Aufzug.

Frühester Morgen. Waffengeklirr und Geschrei Kämpfender in der Scene. Ein Volkshaufen wirr durcheinander rufend aus der Stadt nach vorn.

Josuah. Getöse wie von Waffen!
Eliah. Schrein vom Felsenpaß!
Misael. Und mondenlang von Judah keine Nachricht!
Ruben. Gott Israels! es sind die Syrier!
Alle. Wir sind verloren!
Issaschar (tritt aus der Mündung des Felsenpasses). Nicht, weil Lea lebt.
Volkshaufe (durcheinander).
Wer ist's? 's ist Issaschar, der Sohn Medimnah!
Der Ältste von Modin! Herr, sprich, was ist's?
Issaschar. Ein Haufen Syrier, derselbe, der
Vor Judahs Annahn ins Gebirg zurückwich,
Ist eingedrungen in den Felsenpaß,
Der hier heraufführt aus dem Terebinthenthal.
Verrat hat diesen einz'gen Weg zur Feste
Den Feind gelehrt, den nur die Bürger kennen;
Doch Leas Wachsamkeit vereitelte
Den Bubenstreich und die Natur des Passes,
So eng und steil voll Steingeröll und Dornen,
In dem ein tapfrer Mann ein ganzes Heer
Abhalten kann — und seht! schon ist sie Sieg'rin.
Lea (mit Anhängern, den gefangenen Aaron in der Mitte, aus der Mündung des Felsenpasses).
Jubelt ihr zu: Ein langes Leben Lea!
Der Mutter von Modin Tag ohne Ende!
Johannes (mit Gefolge und dem gefangenen **Boas** aus der Stadt, von einem zweiten Volkshaufen begleitet, der sich hinter **Lea** gruppiert).
Josuah, Eliah, Misael, Ruben. Der Mutter von Mondin Tag ohne Ende!
Misael. Fallt vor ihr nieder!
Lea. Nicht so. Nur dem Herrn,
Dem Schutzgott Israels, gebührt der Preis
Und Judah, dem Erwählten; dann den Treuen,
Von deren Thun mein Aug' ich Zeuge sein hieß,
Damit mein Mund vor Judahs Ohr sie rühme,
Vor Judah, der der That nichts schuldig bleibt.
Ich seh ihn, wie sich seine Heldenstirn
In Wolken hüllt, vernimmt er, wie Verrat
Modin bedroht, ein Bürger von Modin
Dem blut'gen Feinde selbst den Weg gezeigt,
Bis Sonnenschein die Nachricht ihm entlockt,
Wie Treue den Verrat besiegt und den
Verräter selbst gefangen nahm. Zeigt ihn
Dem Volke! (Es geschieht.)
Josuah, Eliah, Misael. Aaron!
Ruben. Der Brudersohn
Von Simei!

Alle. Weh über Aaron!
Johannes. Herrin, noch mehr hat der Verrat gewagt.
Rückkehrend von den Thoren, die, wie du
Befohlen, ich mit treuer Hut besetzt,
Ergriff ich diesen hier. Er sprach zum Volke,
Es schreckend mit erlognem Dräu'n der Zukunft,
Um sie von dir hinweg, dem Syrier zu-
Zuängstigen.
Lea. Wer ist er?
Issaschar. Tod den beiden!
Johannes. Hier ist er.
Lea. Boas?
Volkshaufe. Weh! Weh über Boas!
Josuah. Weh über Simeis ganzes Haus!
Misael. Ergreift sie!
Issaschar. Werft sie vom Felsen ihren Freunden zu!
Eh' ist nicht Sicherheit fürs Volk Modins.
Amri (von einem dritten, größern Volkshaufen begleitet, aus der Stadt).
Streut Asche auf das Haupt!
Dritter Volkshaufe (in großer Aufregung). Streut Asche! Asche!
Der Syrier kommt!
Lea (tritt vor). Volk von Modin —
Amri. Bist du
Die Retterin, so rette jetzt!
Dritter Volkshaufe (drohend). Ja, rette!
Lea. Volk von Modin, der Syrier dräut nicht mehr.
Und du, Sohn Simei, dein Verrat mißlang.
In unsrer Hand sind deines Plans Gesellen
Und abgeschlagen ist der Syrier.
Amri. Der Syrier? Der Haufe — ha, was hilft's
Den Haufen? Schlag die Heere von Beth Horon,
Die Heere von Ammaus tilg uns aus!
Dritter Volkshaufe. Die Heere von Beth Horon! von Ammaus!
Lea. Der zwanzig Syrierheere hat vertilgt,
Lebt er nicht mehr, auch diese zu vertilgen?
Amri. Und halt des Königs Wagen auf, wenn er
Rückkehrt aus Persien von Elymais.
Da, wo der Tempel steht aus purem Gold,
Die Fenster von Demanten; jeder Zoll
Prägt hundert Krieger. Alles Volk umher
Schickt Sklavenhändler seinem Heere nach;
Das Kind im Mutterleib schon ist verkauft.
Bist du die Retterin, so rett uns nun;
Bist du erwählt, so zeig's jetzt, thu ein Wunder!
Viele Stimmen aus dem dritten Volkshaufen. Ja, rett uns! Zeig's.
Der übrige dritte Volkshaufe. Ein Wunder! Thu ein Wunder!

Erster Volkshaufe (indem er, der bis dahin auf der andern Seite stand, nach rechts auf Leas Seite hinübergeht, um sich mit dem zweiten zum Schutze Leas zu vereinigen. Amri und der dritte Volkshaufe zieht sich aus der Mitte nach links).
Der Herr mit Lea aus dem Stamme David!

Lea. Schmach auf das Volk Modins, wenn's Bessres nicht
Will heißen, als der Stimme Tochter des
Verräters! Lallst du seine Lästrung nach,
Der dich will reißen in den eignen Abfall?
Was hat denn Simei für dich gethan,
Daß du die Seele seiner Hand vertraust?
Wie des Tyrannen Knechte hier den Altar
Erbauten, wie der Syrier dir griff
Nach deinem Gott, war's Boas, der dir half?
War's Amri, der den Altar schlug, daß klingend
Das Bild des Greuls zerbrach? Nein, er beriet sich
Und sprach: süß ist das Leben.

Erster, zweiter Volkshaufe und **Issaschar.** Er beriet sich —
Weh über Simei!

Boas. Herr, wer bin ich,
Daß ich vor deinem Volke sprechen dürfte?
Und doch nimmst du mir selber das Gewand
Der Demut ab und setzest mir aufs Haupt,
Wie einen Helm, den Zorn zu zürnen des
Gerechten. Simei, mein Bruder kam
Zu gehn zu opfern — ging er sonst um was,
Als um des Volkes Leben? War Antiochus
Der Ältre ewig? Hatten wir nicht Ruh',
Bis daß sein Sohn den Scepter nahm und uns
Zurückgab unsern Gott und sein Gesetz?
Ist das nun besser, was dein Judah that.
Daß er begann, was er nicht enden kann,
Daß er die Söhn' uns nimmt und wirft sie hin
Dem nimmersatten Syrierschwert zum Opfer?

Dritter Volkshaufe. Daß er die Söhn' uns nimmt? Weh' über Judah!

Erster Volkshaufe. Hosiannah Mattathias Sohn! Hosiannah!

Lea. O freilich hatten wir nicht Ruh, wenn Judah
Des Manns der Demut Bruder opfern ließ?
Ja, eben so, wie du demütig bist,
So, wie dein Zorn gerecht, so wahr ging jener
Zu opfern, um sein Volk zu retten. Heuchler,
Den keine Scham mehr bändigt, rettet er
Das Volk, wenn er es lockte von dem Herrn?
Nein; er verdarb's mit ewigem Verderben,
Wenn Judah nicht, den sich der Herr berief,
Das eigne Leben hinwarf in die Wage!

Erster, zweiter Volkshaufe und **Issaschar.** Weh Simei und seinem ganzen Haus!

Dritter Volkshaufe (steht ungewiß).

Boas. Den sich der Herr berief! Hat das der Herr,
Wer dann will Judah schmähn? Und hat er's nicht?
Sagt Judahs Mutter nicht: er hat's gethan?
Sitzt nicht ihr Hochmut mit im Götterrat?
Wer weiß es anders? Hat nicht alles Volk
Gehört, wie Gott den Judah rief? Ist's nicht so?
Ihr sagt: wir haben nichts gehört; es redet
Der Herr von Angesicht nicht mehr mit Menschen,
Nur durch die Schrift und Bücher des Gesetzes?
Nun gut; so steht's geschrieben irgendwo?
Es steht geschrieben: retten will der Herr
Sein Volk zu seiner Zeit; er will's, der Herr
Will's retten; sonst steht in den Schriften nichts.
Es steht nicht drin: der Judah soll es retten,
Noch irgend wer, denn nur der Herr. Und wenn
Er's will, braucht er den Judah? braucht er sonst wen?
Ist er nicht stark genug, es selbst zu retten?
Ist's Lästrung nicht, zu sagen, daß der Herr
Den Judah dazu braucht, noch irgend wen?

Dritter Volkshaufe und **Amri** (immer drohender).
's ist Lästerung! 's ist Lästerung!

Boas. Nun wenn
Der Herr den Judah nicht bewegt, was sonst?
Hat er aus Lieb' zum Volk ihm vorgegriffen?
Denn vorgegriffen hat er ihm, wenn nicht
Der Herr ihn hat gerufen —

Dritter Volkshaufe und **Amri** (immer drohender **Lea** auf den Leib rückend, indem von dem ersten und zweiten Volkshaufen immer mehr von ihr zurücktreten. **Issaschar, Josuah, Eliah, Misael, Ruben** verweilen am längsten bei **Lea**).
Ja; er hat
Ihm vorgegriffen! hat ihm vorgegriffen!

Lea. Er hat ihm —

Amri (lachend). Lieb' zu seinem Volk! Er hat's
Gehaßt, er hat's verspottet, hat's verachtet.

Lea. Wagt man —

Dritter Volkshaufe. Er hat's verspottet! hat's verachtet!

Lea. Sein Leben für den Feind?

Dritter Volkshaufe (immer aufgeregter). Er hat's! er hat's!

Boas. Gott selbst gab Israel in Feindes Hand,
Wo's bleiben soll, bis er es selbst errettet.
Mit Skorpionen wird er's züchtigen,
Ausschütten all sein Mark! Weh, weh dem Samen
Von Jakob, weh dem Volk von Israel,

Kehrt's nicht freiwillig unter seine Hand!

Die Meisten aus dem Volke. Weh Jakob! weh dem Volk von Israel,
Kehrt's nicht freiwillig unter seine Hand!

Lea (steht verlassen). Weh Jakob! weh dem Volk von Israel,
Folgt es dem Rate der Abtrünnigen!
Verblendet Volk, hör meine Stimme —

Amri. Fort!
Der Syrier steht am Passe; laßt ihn ein!

Volk. Ja! fort zum Syrier und laßt ihn ein!

Lea (hat ihnen den Paß abgewonnen, Joarim und Benjamin an den Händen).
Zurück! Nie! Nimmermehr! Und sollt ich selbst
Der Pforte Riegel sein, dahingestreckt
Zur Erde diesen Leib, der Israels
Erretter trug! Zwei Kinder und ein Weib
Zertretet erst!

Amri. Noch haltet. Woran wird
Der Syrier in uns den Freund erkennen,
Daß er uns nicht mit seinen Feinden töte?

Volk. Ja, sprich, woran?

(In der Scene immer näher kommend Musik von Zimbeln, Flöten, Pauken.)

Lea (reißt die Kinder an sich). Ha! ich versteh sein Aug'.
Wachs't fest an meiner Brust! Eh' reiß der Tiger
In Stücken uns, eh' er uns lebend trennt!

Amri. Bring ihm des Judah Brüder, daß er sich
An ihnen räche! Über ihrem Haupt
Mach unsern Bund, Herr, mit dem Syrier.

Lea (indem Amri die Kinder ihr nehmen will).
O nun ein Wunder! Herr, ein Zeichen, bist du
Mit Leas Sohn! Ein Zeichen, Herr! sonst war
Ein Traum nur dein Gesicht!

Amri. Gieb sie gutwillig!

Aus der Stadt kommen rosenbekränzte Jungfrauen, auf Flöten, Zimbeln, Pauken musizierend, hinter ihnen rosenbekränzte Kinder, Frauen, Greise im feierlichen Zug; zuletzt Simon. Große Bewegung unter dem Volke.

Boas. Was kommt dort?

Aaron. Festlicher Gesang.

Amri. Was soll
Die Thorheit?

Aaron. Will das Volk den Retter preisen?

Lea. Sie sind nicht aus Modin.

Johannes. O wär es Judah!

Lea (aufschreiend). Es war kein Traum! Ha Sieg!

Die Jungfrauen. Sieg! Sieg!

Boas. Verflucht!

Johannes. Simon!

Simon. Wir bringen Sieg. Mit deinem Judah

Der Gott der Zebaoth!

Amri. Brust, Brust, bleib ganz!

Der Judah Sieger? Thoren! Bei Beth Horon
Dort steht der Herr, die Wag' in seiner Hand,
Und wägt sein Volk und in der Syrier Schale
Wirft er noch seines Zorns Gewicht. Der Herr
Wird richten!

Simon. Wird? Schon hat der Herr gerichtet.
Der Syrier Hunderttausend wogen leicht;
Der Herr warf sein Gewicht in Judahs Schale.
Der Judah rief den Herrn, da wandelte
Ein Rauschen in den Palmen über ihm
Und wirbelte den Sand empor und warf ihn
Den Syriern in die Augen, daß sie blind
Des Judah Schwert nur fühlten und nicht sahn.

Lea. Der Herr geht vor dem Judah her, hört ihr?
Der Herr gehorcht, wenn ihn der Judah ruft!

Erster Volkshaufe (wieder um Lea).
Er ist! er ist! der Herr ist mit dem Judah!

Amri. Unselige, was rast Ihr da? Ein Kind
War bei Beth Horon Syriens Heer; so wie
Ein reis'ger Mann gegen ein Kind, so ist
Das Heer, das bei Ammaus steht, gegen
Das von Beth Horon. Nicht die Waffen braucht's.
Wenn sie vom Jordan trinken, wird er leer;
Sie atmen, und die Luft ist weggeatmet
Über Israel; all sein Vieh verschlingt
Ein Mahl; vor ihrem Auftritt bebt die Erde;
Der Wind von ihrem Schrei wirft Judah schon.
Der Herr läßt sich mit Glück den Frevler mästen,
Eh' er ihn schlachtet zu der Rache Mahl.
Und er wird richten! bei Ammaus wird
Er richten.

Simon. Dort gerichtet hat er schon,
Dort bei Ammaus hat der Herr gerichtet!
Wer zeigt die Stoppeln noch von ihrer Saat?

Issaschar. Weh', Weh' und Tod dem Hause Simei!

Lea. Der Herr setzt Judah auf des Herren Stuhl
Und läßt ihn richten über Syrien.
Judah ist mehr, als Menschen sind; er ist
Aus Erde nicht geschaffen!

Amri. Einen Fluch,
Der mich erleichtert! Noch nicht. Kehren laß
Antiochus von Elymais erst.

Simon. Er ist gekehrt —

Amri. Und wird euch schrecklich richten!

Simon. Niemand mehr richtet, den der Herr gerichtet;
Denn unterwegs schlug ihn des Herren Hand,
Warf tot ihn von dem Wagen auf das Feld;
Ein Denkmal: Seht; so straft der Herr Tyrannen!

Lea. Gnügt dir dies Wunder, wunderhungrig Volk?

Issaschar. Tod über Boas; über Amri; Tod
Über Simeis ganzes Haus!

Volk. Er sterbe!

Issaschar. Reißt sie aus ihren Häusern! Steinigt sie!

Volk (indem sie die Simeiten ergreifen). Ja, steinigt sie!

Issaschar. Hier mit des Altars Steinen,
Auf denen Simei gesündigt hat.

Volk. Laßt keinen fliehn!

Naemi (flehend den Saum von Leas Mantel fassend). Herrin!

Lea. Was geht die Tochter
Boas' mich an? Fort!

Volk. Boas' Tochter? Hin
Mit ihr zum Tod, mit Boas' ganzem Haus!

Simon. Herrin, rett Judahs Weib!

Lea. Aus Königstöchtern
Wählt Judah sich sein Weib. Willst du den Zorn
Des Herrn verew'gen? Wer, wenn zu Gericht
Er geht mit seinen Feinden, hindert ihn?
Nun auf, ihr Fraun von Israel, zum Reihn,
Zum Siegesreihn mit Zimbeln und mit Pauken!

(Sie nimmt einer von den Frauen die Zimbeln, setzt sich an die Spitze des Zuges und führt ihn zimbelschlagend linksum über die Bühne.)

Naemi (indem sie fortgerissen wird).
Ich bin des Judah Weib! Um Judahs willen!
Die Menschen hören nichts; hör du mich, Herr!

Volk (hat die Simeiten auf die Knie' gerissen, hält die Hände über sie).
Nieder! Ihr Blut über ihr Haupt! Sie haben
Den Herrn gelästert! (Sie laufen zurück, um Steine zu holen.)

Boas (knieend). Halt!

Amri (ebenso). Ein Bote!

Boas. Hört
Den Boten erst!

Nathan (kommt aus dem Thore). Weh Israel!

Amri. Ha, Rettung!

Lea (den Zug aufhaltend).
Ein Bote? (Ihm entgegen.) Welchen neuen Sieg kommst du
Zu melden?

Amri. Keine Taube mit dem Ölblatt!
Ein Hiobsbote!

Nathan. Weh dir, Israel!
Antiochus zieht auf Jerusalem.

Lea (nimmt eine Spange von ihrem Gewand).
Da, nimm das Kleinod hier für deinen Scherz
Und gieb uns seinen Kern! Welch neuer Sieg
Lieh deinen Atem?
Nathan. Ist's ein Scherz, so ist's
Ein blut'ger, den nur Wahnsinn kann belachen.
Antiochus —
Lea. Wenn du nicht scherzest, lügst du,
Doch viel zu ungeschickt, um uns zu täuschen,
Sagst du: die Toten ziehen in das Feld!
Nathan. Der Junge ist's, der Alte nicht; er zieht —
Lea. Noch besser! Thor, du weißt nicht, daß der Junge
Israels Freund ist? Nun, so kommt er denn,
Bekehrt von Eleazar zu den Unsern,
Um Judah zu begrüßen.
Nathan. Feindlich kommt er;
Sein Liebling Ajax, ein Abtrünniger
Aus Israel, ist seines Zuges Seele.
Er hat den König uns zum Feind gemacht.
Schon zieht er auf Jerusalem.
Lea. Er komme!
Dort bei Ammaus steht der starke Judah;
Er mag nur kommen; er wird wieder gehn!
Nathan. Dort bei Ammaus steht kein Judah mehr —
Unaufgehalten zieht Antiochus
Mit seinem Volke nach Jerusalem;
Dort herrscht der Hunger und die Pest; es kann
Sich keinen Tag lang halten gegen ihn.
Jojakim (aus der Stadt). Heil Israel!
Lea (zu Nathan). Hörst du?
Jojakim. Du bist gerettet!
Lea. Nun scherze weiter.
Jojakim. Judah —
Lea. Hat gesiegt —
Jojakim. Den Frevler schlug der Herr —
Lea. Den Syrier.
Jojakim. Den Judah. Gott verwarf ihn!
Nathan. Hörst du's nun?
Lea. Sie rasen —
Jojakim. Den Verruchten, der das Volk
Am Tag des heil'gen Sabbaths kämpfen hieß.
Doch Jojakim schuf, daß sie wehrlos starben.
Lea. Wahnsinniger! Er hat das Volk verderbt
Und rühmt sich noch der That. Zum Tod mit ihm!
(Niemand gehorcht; das Volk verläßt einer um den andern Lea.)
Jojakim. Du hast's verderbt. Verfluchter noch als Kain,

Hat dieses Weib sein ganzes Volk erschlagen!
Lea. Was steht ihr bleich? Verloren ist noch nichts;
Hinausgerückt nur ist das Ziel, damit sich
Des Herren Wort erfülle. Noch ist nichts
Verloren, noch lebt Eleazar!
Jojakim. Ajax —
Lea. Verflucht er und sein ganzes Haus! In Martern
Müss' ihn die Mutter sterben sehn! —
Simon. Halt ein —
Jojakim. Fluche nur zu!
Lea. Nenn mir ihn nicht. Noch lebt
Ein Richter ihm und nun ist seine Zeit,
Der Tag, an dem er fragt: Ist Juda größer?
Ihn und nicht Judah krönte das Gesicht.
Nun wird er auferstehn, wie die Sonne wird
Er auferstehn, wie die Sonne wird er wandeln
In seiner Thaten Glanz. Judah war nur,
Der vor ihm herging, nur ein Stern der Nacht,
Doch Eleazar wird die Sonne sein!
Er wird ihn fassen, den Abtrünnigen!
Jojakim (auflachend). Den Ajax Eleazar?
Lea. Ihn und dich.
Simon. Weh mir und dir, daß so des Vaters Wort
Zur Wahrheit wird!
Lea. Was willst du, Thor? Welch Wort?
Simon. Du selber müßtest einst dem Liebling fluchen.
Lea. Du rasest —
Simon. Ajax ist dein Eleazar. (Alles weicht entsetzt einen Schritt zurück.)
Bei meiner Brüder Leben! selber sah
Ich ihn in Jericho, da ich verkleidet
Als Späher dort verweilt.
Lea (steht ganz verlassen). Weh! — Wer ruft Weh
Hier, wo die Sieger jubeln? Steht ihr bleich?
Ist's Sitte, bleich sein, wenn ein Rabe krächzt?
Auf, Töchter Israels, zum Siegesreihn!
(Sie thut einige Schritte; der Zug bleibt vor Entsetzen stehn; sie selbst, wie sie sich auf den Gesichtern orientiert, wie erstarrend.)
Weh mir und weh dem Tag, an dem ich ward! (Sie zerreißt ihr Gewand.)
Jojakim. Er sollte König sein; nun ist er's. Schreckt
Dich deines Hochmutstraums Erfüllung nun?
Lea. So wär des Herren Wort? — zweideutig Heil
Vorspiegelnd, doch Verderben —
Simon. Nein, er hält
Sein Wort; ob uns zum Lohn, ob uns zur Strafe,
Giebt er in unsre eigne Hand.
Lea (lachend gen Himmel). Ich hab

Noch Kinder!

Amri (reißt ihr Joarim von den Händen und führt ihn nach links, wo er gleich festgehalten und abgeführt wird). Nun nicht mehr.

Simon (stürzt auf ihn zu, als Amri auch Benjamin nehmen will).

Verruchter, fort

Die Hand —

Amri. Auch du kommst mit. Ergreift ihn, Männer! (Sie thun's.)

Und jenen!

(Johannes, auf den er zeigt, wird gepackt; nun reißt er selbst auch Benjamin von ihrer Seite und eilt mit ihm ab.)

Lea (will nach; die noch zurückgebliebenen Männer halten sie zurück).

Meine Kinder!

Amri (im Abeilen). Hol sie dir

Beim König! (Mit seiner Partei und den Gefangenen ab.)

Lea. Meine Kinder!

(Will nach; indem sie erschöpft zu Boden sinkt und die Jungfrauen sich um sie bemühen.)

Meine Kinder!

(Vorhang fällt.)

Vierter Aufzug.

Auf dem Wege von Modin nach Jerusalem.

Mehre Felswege kreuzen sich unter Sykomoren und Granaten. Schroffe Felswände zu beiden Seiten. Vorn rechts eine große Sykomore; links ein Granatenbusch. Hinten Jerusalem. Es dämmert.

Aaron und Gefolge mit dem gefangenen **Johannes.**

Aaron. Hier haltet einen Augenblick, bis Amri

Uns mit den Kleinen eingeholt.

Amri und Gefolge, in dessen Mitte **Joarim** und **Benjamin.**

Amri. Wo ist

Mein Oheim?

Aaron. Herr, voraus.

Amri. Hier laßt uns rasten!

Benjamin (zu Joarim).

Dort kommt die Mutter. Wer ist's, der sie führt?

Joarim. Sie wankt und fiel und rafft sich wieder auf

Und fiel von neuem —

Johannes. Welch ein Anblick!

Joarim. Da
Erbarmte sich ein ährenlesend Mädchen
Und lief herzu und hob sie auf.
Johannes. O seht!
Zerrissen das Gewand; wie ein Gewölk'
Vom Wind gepeitscht das Haar um ihre Schläfe;
Vom öftern Stürzen auf den Felsenkanten
Das Antlitz blutig und voll Staub!
Benjamin. Ach, Mutter!
Joarim. Du arme Mutter!
Lea (erst noch in der Scene). Weile, blut'ger Amri!
Amri. Still, Brut, wenn sie am Leben bleiben soll.
Bei Simei! der Schwur ist heilig. Fort!
(Er winkt; Amris und ein Teil von Aarons Gefolge mit den Kindern ab.)
So ächzt der Kibitz hinter seiner Brut.
Erst macht es Spaß mir, doch nun Langeweile.
Schnell fort, daß sie zurückbleibt! (Bleibt stehen und packt Aaron.)
Daß der Herr
Dich treffe, Knecht! wo hast den Simon du,
Den Ältesten?
Aaron. Du bist nicht wütender,
Als ich, und ich nicht schuldiger, als du.
Amri. Nicht schuldiger, tilg ich mit diesem Messer
Die Schulden dir!
Aaron. Erst höre, wie's geschah.
Dort, wo der steilste Fels auf schmalstem Weg
Uns Mann nach Mann zu gehen zwang, dort sprang er,
Wo die Gazelle nicht zu springen wagt —
Amri. Und keiner hielt ihn?
Aaron. Doch. Assarja,
Der Nächste hinter ihm; ihn riß er mit
Und — lebt er? ist er tot? ich weiß es nicht.
Lea (tritt auf, von einem Mädchen geführt).
Häuf' nicht des Rächers Grimm! gieb mir die Kinder,
Daß er dich schone!
Amri. Machst auch du den Kopf
Mir warm?
Lea. Wo seid ihr?
Amri. Hörst du? Bleib zurück!
Lea. Johannes! Benjamin! Hört ihr?
Amri. Ich will
Mir Ruhe schaffen. Bindet mir das Weib
Dort an die Sykomore!
Lea. Binden? Mich,
Die schon die Schwäche bindet?
Amri. Schnell! Hierher! (Sie wird ergriffen; das Mädchen flieht.)

Lea. Thu's nicht! Thu's nicht! Der Herr wird es nicht dulden,
Daß du es thust. — Läß'st du die Luft doch mitgehn;
Sieh die Gedanken könnt'st du mir nicht binden,
Daß sie nicht folgten deinem Schritt, und sieh,
So still wie ein Gedanke will ich sein.
Nicht einmal bitten will ich mehr!

Amri (zeigt an die vordere Seite des Stammes der Sykomore). Hierher.
Vorwärts! (Zu einem.) Nicht weinen sollst du, binden, Schurke!

Lea (während sie hingeschleppt und gebunden wird).
Unmenschen, ein ohnmächtig Weib zu binden!
Nein, nicht Unmenschen! denn ihr könnt's ja nicht.
Seht, hier sind meine Hände; wie ein Kind
Laß ich mich binden; denn ihr könnt's ja nicht.
Und hättet ihr's gethan, ihr fluchtet euch
Vor Mitleid selbst und schnittet wieder auf —

Amri. Lernt Hochmut selber betteln?

Lea. Sieh, wie ruhig
Dein Schmähn ich trage.

Amri. Schwäche ist geduldig.

Lea. Mann, weine nicht; wenn du um mich weinst, was
Soll ich dann um die Kinder thun? Wenn du
Nur seufzest, müßt ich untergehn in Thränen.

Amri. Uns sied'st du nicht in Thränen weich; versuch's
Nun mit dem Strang! vielleicht reißt er aus Mitleid.

(Amri, Aaron und Gefolge gehn.)

Naemi tritt mit dem Mädchen auf, das auf Lea zeigt.

Lea. Ich weiß, ihr könnt nicht gehn, nicht so mich lassen —

Naemi. Sie ist's! ich danke dir. (Mädchen geht.)
O, welch ein Anblick!

Lea. Weh mir! was ist's so still? Sie sind gegangen,
Und ich — was folg ich nicht? Elendes Seil,
Willst du die Mutter von den Kindern trennen?
Sieh, was die Mutterliebe kann; so reiß
Ich dich in Stücken! (Vergebliche Anstrengung; es wird Nacht.)
Weh mir! So allein
Im wilden Felsenthal muß ich verschmachten
Und meine Kinder sterben fern von mir!

Naemi. Ich knüpf sie los. O Hände, zittert nicht!

Lea. Wer spricht hier? Wem gehört die Helferhand?
Wer knüpft mich los? Auf meinen Händen fühl
Ich Thränen; weiche Locken fallen drauf.
O, das sind Haare, so wie Joarims,
Ein Veilchenatem, so wie Benjamins.
O, wer du bist, wenn du kein Engel bist,
Laß deine Mutter nicht! laß dich nicht stehlen!

Sieh, auf den Knieen, wär ich frei, läg ich
Vor dir: o Kind, gehorch ihr, ist sie doch
Die Brust nur und du bist das Herz darin.
Doch redet sie von Größe, hör sie nicht!
Ist ihr der Thron zu niedrig, Größe selbst
Nicht groß genug für dich, hör's nicht; jed' Wort
Zuckt tausend Schwerter einst auf dich und sie.
Und rief der Herr dich selbst, o hör es nicht!
Wir müssen thun nach unserm Wort; er thut,
Was ihm gefällt; wer rechtet mit dem Herrn?
Er zieht den Vorhang seiner Wolken zu,
So wie die Mächtigen der Welt es thun;
Stürm deine Klage hin, du Leidender;
Schrei auf um Unrecht, das sie dir gethan;
Sie lächeln ihrer Macht und hören's nicht!
  Naemi. Ein Arm ist frei.
  Lea. O Kinder! meine Kinder!
Ihr solltet Helden, solltet Kön'ge sein; —
O wär't ihr Bettler, doch ich hätt' euch hier,
Wär't ihr verachtet, doch in meinen Armen,
Wär't ihr verabscheut, doch an meiner Brust! (Sie ist losgebunden.)
Herr, was strafst du die Kinder? strafe mich!
Such meine Schuld, Herr, an mir selber heim!
Was schläft dein Donner? Herr, ruf deinem Blitz!
Laß deine Winde rasen, dein Geschoß,
Den Hagel, wirf nach mir; sieh, selber bahn
Ich deinen Fluten einen Weg zu mir! (Sie reißt ihr Obergewand ab.)
Fort, Spangen! Fluch, was glänzt und was verlockt!
Verflucht sei Größe, außen strahlenblendend,
Innen voll Dornen! Ruhm, verflucht sei'st du,
Ein Treiber ohn Erbarmen! Winde, peitscht (Sie reißt die Haare los.)
Mit meinen eignen Haaren mich! — O still:
Ein Hamster schleicht zu seinem Nest; er hat
Die Backen vollgefüllt für seine Kinder.
Der Vogel auf dem Zweig schrickt aus dem Schlaf;
Ein Habicht hat die Kinder ihm geraubt,
So träumt er, und er rafft sich auf, der Schwache,
Vom Starken sie zu retten. Seht mich, Mütter
In Feld und Wald, am Himmel und auf Erden,
Hier eine Mutter, unnatürlich, wie
Sonst keine! Sieben Söhne, wie sie nie
Ein Mutterauge schöner sah, hat sie,
Sie selbst verderbt! Helft mir der Tigrin fluchen!
O, keine Tigrin hätte das gethan! —
Der am einsamen Bett der Hindin steht,
Ihr aushilft in der Stunde der Geburt,

Wenn ihre Seele zagt, Herr, sich verblutend
Ein Mutterherz aus sieben Todeswunden,
Das ganze Weib Ein brechend Mutterherz,
Und sprich: es ist genug! (Sie sinkt zusammen.)
Naemi (sie haltend). Herrin, du sinkst,
Erquicke dich an diesem Quell.
Lea (matt). Wer spricht?
Die Ährenleserin, die heut mich aufhob
Und führte? Geh und sei gesegnet; ist's
Auch nur der Segen eines armen Weibes.
Geh heim; ich bleibe hier; ich will hier sterben.
Naemi. Von ihrem Schmerz erfüllt, kennt sie mich nicht.
Trink, Herrin!
Lea. Deine Stimme thut mir weh.
Geh, Mädchen! Mädchen? Nein, du bist kein Mensch!
Die Mutter trinken, wenn die Kinder schmachten?
Naemi. Um deiner Kinder willen stärke dich,
Daß du sie rettest!
Lea (wie erschreckt). Rettest? Was sagst du?
Sie rettest?
Naemi. Ist der König doch ein Mensch;
Er wird die Kinder deinem Flehn nicht weigern.
Lea. Er wird — bist du ein Engel? wird er? ja!
Er wird! Kenntest du meinen Benjamin;
Sähst du ihn lächeln, o du müßtest sagen:
Er kann den Kindern nichts zuleide thun!
Fort! Weh mir! Nun ich retten könnte, bin ich
Gelähmt.
Naemi. Hier trinke, daß dein Geist zurückkehrt
Zu dir. Ich führe dich und, wirst du matter,
So trag ich dich —
Lea. Gieb! Gieb den Trank. Vergebt
Mir, Kinder, daß ich trinke! (Sie trinkt.) Trink ich doch
Nur, euch zu retten. — Sieh, nun bin ich stark.
Doch wohin führt der Weg zum Syrier nun?
Naemi. Schon such ich ihn. Hörst du die fernen Klänge?
Ein Bußpsalm — dorther kommt er, wo das Licht
Der Nacht den milden Silberduft sich selbst
Voranschickt und den breiten, dunkeln Hügel
Abzeichnet, hinter dem's heraufkommt. Dort
Der Hügel muß der Ölberg sein, dort liegt
Jerusalem —
Lea. Die Stimme! Das ist nicht
Die Ährenleserin —
Naemi. Und dort im Thal
Seh ich des Königs Zelte schimmern. Komm

Den Weg hier; schon wird's hell.

(Der Mond geht über Jerusalem auf.)

Lea. Du bist Naemi!
Was willst du dort?

Naemi. Die Kinder retten.

Lea. Du?
Fort! sei barmherzig! — Du, die ich gehaßt?
Die ich verfolgt?

Naemi. Du mußtest mich verfolgen,
Damit du endlich meine Treue sähst.

Lea. Dem Glücke folg; ich hab nichts mehr zu geben.
Zu deinem Vater geh, zu seinen Göttern!

Naemi. Ich geh mit dir, wohin dein Fuß dich führt.
Dein Gott ist mein Gott; wo du stirbst, da sterb
Ich auch; da will ich auch begraben sein.
Kehr dich nicht weg. So wahr der Herr lebt, nur
Der Tod soll mich von Judahs Mutter scheiden.

Lea (sinkt vor ihr auf die Knie).

Naemi. Was thust du, Herrin?

Lea. Laß mich! Du bist besser,
Als ich. Vergieb mir und dann segne mich,
Damit ich gehe!

Naemi. Ohne mich?

Lea. Wohin
Ging ich von nun, daß du nicht mit mir gingest
Als meiner Seele bessrer Teil? O sieh,
Schon hab ich meiner armen Kinder Erbe
An dich gegeben, meine letzten Thränen. —
Soll dich, das schöne, junge Weib, das Aug'
Der rohen Krieger sehn? Nein, bleibe hier
Und warte mein; bald kehr ich mit den Kindern.

Naemi. Gehorsam deinem Worte bleibt Naemi,
Und es geleiten dich des Herren Engel!

Sie führt sie ab. Von der andern Seite kommen Judah, Usiel und einige Krieger.

Judah (zu den Kriegern im Auftreten).
Schnell fort und ruft's durchs ganze Israel;
Ich schleiche nach Jerusalem mich durch.
Dort herrscht der Hunger und die Pest; doch hat
Die Herzen nur die Not noch nicht gelähmt
Und kann ich's halten, bis ihr Hilfe bringt,
Dann, Syrier, sitz fest auf deinem Thron,
Sonst schüttelt Judah dich wie reifes Obst!

(Die Krieger gehen; Naemi kommt zurück).

Naemi. Hier im Granatenbusch will ich mich setzen,
Doch schlafen nicht; sonst säh ich sie nicht kehren.

Judah (einige Schritte nach hinten).
Wie Sicherheit hier mit bequemem Flügel
Dies Lager brütet. Kein Verhau! Kein Graben!
Ist Judah tot? Ist er ein Thor geworden,
Daß man ihn höhnen darf? Geduld, bis dir
Die ausgefallnen Schwingen wieder wachsen;
Dann zahl die neue Schuld ihm mit der alten.
Nun nach Jerusalem!
Naemi (aufschreckend). Es nahen Männer!
Die Stimme — ja er ist's! (Sprachlos zu seinen Füßen.)
Judah. Was will dies Weib?
Naemi. Mein Herr!
Judah (überrascht, er hebt sie auf). Röslein von Saron! Lilie
Im Garten Salomo!
Naemi (weinend). Voll Staub und Blut —
Judah. Nichts; nur mein Bett hat abgefärbt.
Naemi. Du schliefst
Auf Stein, mein armer Herr? und ohne Polster?
Judah. Wie Mancher schlief die Nacht gar ohne Kopf.
Naemi (lachend). Daß ich dich wieder habe, lieber Herr!
Judah (sie an sich drückend).
Blüh auf, mein Röschen, blüh; hier ist dein Boden.
Naemi. So schlug die Nachtigall, wie du zuerst
Hierher mich pflanztest, und so wob der Mond
Um sie und den Granatbusch all sein Gold.
Judah. Und doch, mein Röschen, deine Nachtigall
Um einen Mund voll Brot, all deinen Mondschein
Um einen Becher Wein, und wär er sauer!
Naemi. Du Armer hungerst und ich habe nichts!
Judah. Hör, Usiel, ein Rätsel. Sprich, was ist's!
Der Männer hunderttausend sprengen's nicht,
Doch füllt ein einzig flüsternd Weib es aus. —
Doch wie kommst du hierher? Was macht meine Mutter?
Was meine Brüder?
Naemi. Deine Brüder sind —
Beim Syrier.
Judah. Mehr, als ich fürchtete.
Und meine Mutter? wo, als bei den Kindern?
Wie? ja, ich traf's?
Naemi. Sie hofft —
Judah. Sie hofft —? Kein Weib
Wahr weiser, keine Mutter thörichter! (Zu Usiel.)
Ich eile nach Jerusalem; hörst du
Uns aus den Thoren brechen, wirf dein Häuflein
Vom Fels in ihre Sicherheit. Vom Syrier
Hoffst du die Kinder, Mutter? Selbst ein Kind

In deinem Wahn. Der Syrier wird sie geben
Nicht deinem Flehn, doch deines Judah Schwert! (Will gehn, bleibt.)
Und wenn — nein — bleib — hinunter, Herz; ich kann
Nicht helfen, Mutter! Mit Jerusalem
Ist Israel verloren. Nein; ich darf
Das Spiel nicht wagen. Hier verblute, Mensch
In Judah; wohn von hier in dir allein,
Errettung Israels, des Judah Seele!
Ich lasse dich im Schutze Usiels,
Mein Weib. Leb wohl! Vielleicht sehn wir uns wieder.

Naemi. Nie, wenn du mit Vielleicht Naemi tötest!
Herr, wer giebt dir das Recht, allein zu sterben?
Ich geh mit dir; mein Leben ist in deinem.

Judah. Nicht sterben, leben will ich! Geh! Lebwohl!
(Er geht einige Schritte nach hinten, Usiel und Naemi nach der Seite; er bleibt stehn und wendet sich unwillkürlich noch einmal nach Naemi; er schämt sich, den wahren Grund seines Umwendens merken zu lassen und ruft:)
Usiel!

Usiel (indem er und Naemi sich wenden).
Ja, Herr; was willst du?

Judah. Nichts; es kam
Mir ein Gedanke nur, doch nahm ich ihn
Zurück. (Naemi sprachlos in seinen Armen.)
Röslein von Saron — (Er bezwingt sich.) Geh! Lebwohl!
(Er macht sich los und geht rasch nach hinten, Usiel und Naemi nach der Seite ab.)

Verwandlung.

Eine Straße in Jerusalem mit Aussicht nach dem Tempel; Mondschein, Gewitterwolken am Himmel.

Hungernde und Kranke vor den Thüren, vorn ein Weib mit einem Kinde und ein Greis.

Simon von der einen, Jonathan von der andern Seite, sehn sich, wenden sich traurig ab, dann fallen sie sich schluchzend in die Arme.

Simon. O daß ich nie entrann den Händen Amris!

Jonathan. O Simon!

Simon. Jonathan!

Jonathan. Alles verloren!
Durch Zions Gassen rief ich auf zur Wehr —
Keine Antwort, kaum ein Blick, der matt sich hob,
Als wollt er fragen: Wer stört mich im Sterben?
Und schwach zurückfiel, eh' er mich erreicht.

Simon. Kein lebend Menschenaug' sah, was das meine
Den kurzen Weg durch Akras Straßen sah.

Hier tot ein junges Weib, das Kind verschmachtend
An ihrer Brust und über sie hinweg
Lacht wild der Wahnsinn aus dem Aug' des Gatten.

Jonathan. Ich sah, wie Sterbende sich niederlegten
Gleichgültig so, als wär's zum Schlaf, und Leichen
Zum Polster nahmen für ihr Haupt, um andern
Denselben Dienst zu leisten.

Simon. Hunger dient
Der Pest, und die dem Tod, schrecklich wetteifernd
In ihres Dienstes Hast; und wo nicht Tod,
Da schaut Verzweiflung aus den stieren Augen.
Sie haben keinen Fluch mehr, keine Thränen.
Der Feind pocht an das Thor; sie hören's nicht.
Kein Ruf weckt die lebend'gen Leichen mehr.

Das Weib (zu Jonathan, sein Gewand fassend).
O, einen Bissen nur! Sieh, Herr, mein Kind
Verschmachtet. Einen Bissen nur, und wär er
So, daß dein Hund ihn ekelnd liegen ließ!

Jonathan (reißt sich los, schmerzlich).
Unglückliche, wer giebt mir, Euch zu geben?
Wollt ich von meinem eignen Fleisch dir geben,
Nicht soviel ließ mir Hunger, dich zu sätt'gen.

Das Weib. Um deines Bruders Judah willen, Herr!
Meine Mutter, Herr, und meine sieben Brüder,
Sie hofften bis zum letzten Augenblick:
Käm Judah nur, dann wären wir gerettet.
Sie starben alle, und kein Judah kam.

Jonathan. Unglückliche, hier hilft kein Judah mehr!

Greis (ohne sich zu bewegen). Kommt Judah?

Das Weib. Hörst du, Herr? er hörte uns
Den Judah nennen. Nein, mein armer Vater!

Simon. Was ist das? Hörst du? Fernes Schrein —

Jonathan. Das ist
Der Syrier, der unsre Schwäche nutzt.
Auf, Volk Jerusalems! der Syrier stürmt!
Auf! zu den Mauern, Krieger!

Simon. Ruf die Steine:
Sie hören dich; doch diese Leichen nicht.

Jonathan. Schon naht der Lärm; er ist schon in den Mauern.
Herr, was beginnen?

Simon. Frag die Weisen hier!
Beredt ist ihre stumme Antwort: sterben!

Jonathan. Doch das ist weder Kriegsgeschrei noch Wehruf!

Simon. 's ist Jubel —

Jonathan. Näher kommt's. Sie rufen —

Volk (erst noch in der Scene ganz fern.) Judah!

Jonathan. Deutlich hör ich den Ruf: er ist's!
Volk. Er ist's!
Die Herumliegenden (halb aufgerichtet). Der Judah?
Weib (zum Greise). Hörst du, Vater? Judah kommt!
Greis. Der Judah — (Er stirbt.)
Weib. Herr, er stirbt! Weh mir, er stirbt
Und hat den Judah nicht gesehn!
Volk (näher jubelnd). Er ist's!

Die Herumliegenden sitzen voll Spannung; manche raffen sich auf.

Simon. Aufrafft sich, was halbtot schon lag; nur einer
Ist auf der Welt, der das vermag.
Volk (näher). Der Judah!
Der Vater!
Weib. Ja, er ist's!
Die Übrigen (sich aufraffend). Er ist's!
Weib (zu ihrem Kinde, das sie hochhebt). Schau, Joel,
Mein Knäblein, Judah, unser aller Vater!
Jonathan. Sieh, wie sie seine Knie umfassen. Kaum
Kann er den Fuß erheben. Lachend, schluchzend,
Wie Kinder zu dem lang vermißten Vater,
Durften sie auf zu seinem Heldenantlitz
Und trinken Mut aus ihm.
Simon. Sieh, wie dies Weib
Mit ausgezehrtem Arm ihr Kind erhebt,
Daß es ihn seh!
Jonathan. Totkranke Greise schleppen
Sich mit der letzten Kraft in seinen Weg,
Nur um des Helden Kleider zu berühren.
O Schauspiel sondergleichen! Wunderanblick!
So wie ein Adler seine Kinder trägt,
So trägt er Israel auf seinen Schwingen.
Wie hinter Scherzen er sein Mitleid birgt,
Der Mann, der seine Tugenden verhüllt,
Daß unsre Armut nicht an sich verzweifle!
Simon. Willkommen, großes Herz von Israel!
Laß uns entgegen, wenn es möglich ist,
Dies Volksmeer zu durchschwimmen! (Beide ab.)
Volk (hereinbringend, durcheinander. Die Frauen ihre Schleier schwingend).
Hosianna!
Hosianna in der Höh'! Judah, der Vater!

Judah tritt auf mit **Simon** und **Jonathan**. Das Volk kämpft darum, an seinem Weg knieend, seine Kleider zu berühren.

Judah. Mein Volk —
Volk (wie vorhin). Still, Judah spricht! Tod, wer ihn stört!

Judah (ist aufgeregt und bezwingt gewaltsam seine Rührung).
Ihr hungert, Kinder? Desto besser wird's
Euch schmecken, wenn der Syrier heimgejagt
An trocknen Rinden kauen muß. Und bald
Jag ich ihn heim. Nur noch zehn Tage haltet
Jerusalem, dann zieht ein Heer von Brüdern
Heran, euch zu befrein.

Jonathan. Zehn Tage, Herr
Und Bruder? —

Simon. Kaum drei Tage reicht der Vorrat,
Das Leben ärmlich uns zu fristen, nur
Daß wir nicht sterben.

Judah. Steht es so? — Dann hat
Der Herr uns auf uns selbst gestellt, zu zeigen,
Was er vermag. — So bringt, was ihr noch habt,
Zu einer Mahlzeit in des Tempels Vorhof;
Daß Kraft den schwachen Gliedern wiederkehre;
Dann in des Wetters Schutz und wenn der Mond
Vom Himmel wich, mit leisem Tritte schleichen
Wir in des Syriers Lager uns, die Priester
Mit den Posaunen auf die Berge rings
Umher; und wenn die letzten unsrer Krieger
Im Lager, dann weckt ihr Posaunenruf
Den unsern und ringsum den Ruf der Höhn
Und die Verwirrung in dem Syrierlager,
Die, sich bedrängt von allen Seiten meinend,
Dem Tod im Innern selbst entgegen fliehn. (Es wetterleuchtet.)
Was zagen? Lebt der alte Gott nicht mehr?
Zieht er nicht selber seinem Volk zu Hilfe?
Dort in der Wetterwolk' steht er gelagert
Mit allem Himmelsheer. Seht ihr das Glühn
Der Helm'? der Schwerter Glanz? der Speere Blitzen?
In seinen Händen hält er seine Donner;
Die Sterne streiten mit aus ihrer Bahn,
Wie da Deborah einst und Barak siegten.
Nun laßt umarmt uns sitzen bei dem Mahl,
Von dem Gesetz des Herren uns erzählend,
Wie oft dem Volke half sein Helfergott!
Wer einen Feind hat unter seinen Brüdern,
Der such ihn auf, mit ihm sich zu versöhnen,
Umschling ihn mit dem Arm, der ihn umschlingt
Und küß den Friedenskuß auf seine Stirne,
Daß wir ein heilig Heer sind vor dem Herrn.

(Zu dem Weibe, indem er das Kind ihr von den Armen nimmt.)
Läßt du dein Kind? — und soll der Herr uns lassen?

Sein Kind? Sein Knäblein Jeschirun?

(Er nimmt's auf den Arm und schwingt's in die Höhe.)

So wird

Er's heben mit den Armen seiner Macht;

So wird es lächeln, wie dies Kindlein lächelt. (Er giebt das Kind wieder.)

Auf, Brüder, nun zum Mahl und dann zum Sieg!

(Er geht ab, Simon und Jonathan umschlingend.)

Volk (indem es ihm begeistert umarmt folgt, durcheinander).

Ein heilig Heer des Herrn zum Mahl! zum Sieg! (Alle nach hinten.)

(Vorhang fällt.)

Fünfter Aufzug.

Im Zelte **Antiochus**; ein Thronsessel mit Baldachin; das Zelt aus prächtigen Stoffen durch von der Decke herabhängende Ampeln erleuchtet. Wenn die Hinterwand sich öffnet, Aussicht über das übrige Lager auf das hoch liegende Jerusalem, erst vom Monde beschienen, der dann von Gewitterwolken verdeckt wird und später untergeht.

Antiochus, **Eleazar**, **Nikanor** eben eintretend. Ein **Hauptmann** als Ordonnanz am Eingange.

Nikanor (beugt die Kniee vor dem sitzenden Antiochus).

Herr, alles ist gethan, was du gebotst.

Des Marterofens Flamme leuchtet weit,

Ein glühnder Warnungsfinger, um den Unsinn

Zu schrecken aus des Wahnes altem Trotz.

Antiochus. Und noch kein Bote von Jerusalem?

Ein Schritt naht eilend. Ist's der Bote endlich?

Jerusalem ergiebt sich?

Nikanor (der durch den Eingang gesehn). Hoher Herr,

's ist Gorgias.

Antiochus. Den erst ich heimgesandt?

Was wendet den Vermessenen zurück?

Gorgias (eilend herein, beugt das Knie).

Herr, zürn' der Botschaft, doch dem Boten nicht.

Antiochus. Was ist?

Gorgias. Du glaubtest auf dem Wege mich.

Schon war ich's, als auf schaumbedecktem Rosse

Mir Lysias entgegen kam.

Antiochus. Den ich

Auf meinem Stuhl hieß sitzen, bis ich kehrte?

Was treibt ihn treulos weg von seiner Pflicht?

Gorgias. Er war ihr treu; drum mußt er sie verlassen.

Antiochus. Ha, Aufruhr?
Gorgias. Eil' und Sorge warf ihn nieder.
Sein Wort an dich heißt: Unzufriedenheit
Mit diesem Judenkrieg, durchs Siegerbeispiel
Der Juden kühn gemacht, trägt frech den Aufruhr
Durch deine Lande. Kehr, Herr, um zu steuern!
Antiochus. Was mehr?
Gorgias. In deinen Heeren Meuterei,
Drum rechne nur auf das, so mit dir ist!
Auf dies auch rechne, Herr, nicht zu gewiß!
Führ sie zurück, dann bürg ich ihre Treue;
Doch gegen Juden —
Eleazar. Die sie erst besiegt?
Gorgias. Ich habe manches Sieges stählenden
Einfluß gesehn auf Siegerheere wirken
Und weiß, daß Sieg den Sieg gebiert. Allein
Der bei Ammaus über Waffenlose,
Die selbst dem Schwert die unbewehrte Brust
Entgegenboten, Herr, das war kein Sieg,
Wie er Besiegte schwächt und Sieger stärkt.
Die Krieger überfiel ein Graun im Schlachten,
Sie fühlten sich nicht Krieger mehr, nur Mörder.
Die Wut des Feindes weckt die eigne Wut
Und scheucht den Sinn der Menschlichkeit von dannen;
Doch kalt zu morden, das ist grauenhaft.
So kam's, daß die Empfindungslosigkeit,
Mit der die Sterbenden den Tod begrüßten,
Indem sie lächelten und lächelnd starben,
Das Lächeln von der Sieger Wange pflückte
Und bleiche Reu' drauf sä'te und Besorgnis,
Wie sonst man im Gesicht Besiegter liest.
„Mit solchem Feind zu kämpfen, den solch furchtbar
Gewalt'ger Gott erfüllt, daß er, was menschlich
Im Menschen ist, den Sinn für Schmerz verzehrt?
Sie lachen unsrer Streiche, und wir werden
Die ihren doppelt fühlen, wenn ihr Gott,
Der sie beseelt, es will!" Das und noch Schlimmres
Sagt ihre Blässe und ihr trüber Blick.
Eleazar. Wenn das erfahrne Auge dasmal nicht
Im fremden las, was in ihm selbst nur stand.
Antiochus. Vollende, denn die Wolk' auf deiner Stirn
Birgt mehr noch.
Gorgias. Philipp, dem dein Vater sterbend
Auftrug, daß er zum König dich ernenne,
Braucht diesen Vorwand treulos, der Regierung
Des Reichs sich anzumaßen. Kehrst du nicht,

So geht er weiter. Thu es, Herr!

Eleazar. Eh' daß
Der Juden Unterwerfung du vollendet?

Gorgias. Noch mehr; der Sohn von deines Vaters Bruder,
Demetrius, erhebt den alten Anspruch
Auf deinen Thron. Gelandet ist er schon
An deinem Strand und naht der Hauptstadt eilend,
Und alles fällt ihm zu, wohin er kommt,
Denn er verspricht den Frieden mit dem Judah,
Der großen Scheuche von ganz Syrien.
Kehr eilend —

Eleazar. Den Triumph des Feind's im Rücken,
Der den Rebellen laut zurufen wird:
Harrt aus wie wir, wie wir, dann müßt ihr siegen?

Nikanor. Herr, zieht dein Zögern diesen Aufruhr groß,
Rankt sich an seinem Siegerstab die Hoffnung
Der Juden neu empor, und zwischen Feinden
Wirst du erdrückt.

Eleazar. Schickst du den Ruf vom Siege
Voran, besiegst den Arm du durch das Ohr.
Ein Tag beendet alles!

Antiochus (der Gorgias mit dem abgegangenen und wieder eingetretenen Hauptmann reden sieht). Ist's der Bote?

Gorgias. Die Wache bringt ein Weib. Für Judahs Mutter
Giebt sie sich aus, die dich zu sprechen fleht.

Eleazar (für sich, erschreckend).
Meine Mutter? Jetzt? Weh mir! Was bringt sie her?

Antiochus. Des Judah Mutter? Geh und heiß sie kommen!

(Der Hauptmann ab.)

Und muß ich's töten, um's zu unterwerfen,
Will ich auf dieses Volkes Leichnam stehn.

Lea wird vom Hauptmann hereingeführt, sie kniet am Eingang des Zeltes nieder, Nikanor führt sie auf den König zu; sie wirft sich schweigend vor dem König nieder; während des

Eleazar. Sie ist's! O welch ein Anblick, Tiger zähmend!
O Mutter! Mutter! Kaum noch halt ich mich,
Dein heilig Knie in Staub gebeugt zu sehn!
Sturm Gottes, wie du dieses Prachtgefäß
Zerschlugst, von Menschenhoheit überfüllt,
Du konntest seinen Inhalt nicht verschütten;
Noch predigt jede Scherbe Majestät. —
Klag ich das Schicksal an um meine That?
Still, Eleazar! dort liegt Graun und Schwindel.
Was ich gethan, hätt' ich umsonst gethan.
Verbirg dein Mitleid, schling's zurück in dich;
Ihr hälf es nicht und dich würd' es verderben!

Antiochus (nachdem Lea eine Weile vor ihm gelegen). Wer bist du?
Lea. Herr, ein Weib, verarmt an allem
Und selbst an Thränen; eine Mutter, Herr,
Die deine Majestät zu flehen kommt;
Herr, bist du Gottes Bild an Macht und Größe,
Sei's auch an Gnade; gieb mir meine Kinder!
Antiochus. Sind sie in meiner Hand?
Gorgias (der mit dem Hauptmann gesprochen). Drei Brüder, Herr,
Des Judah, von dem Hause Simei
Als Zeichen seiner Treue dir gebracht.
Sie harren deines Spruchs.
Eleazar (für sich). Auch meine Brüder?
Aus allen Adern strömt mein Leben fort.
Lea. Um deinen Eleazar! gieb sie mir.
(Sieht um und bleibt auf Eleazar haften, der sich abwendet.)
Eleazar (für sich). Nacht, sei mitleidig! birg mich ihren Augen!
Lea. O meiner Seele Kind, noch ungeboren
Begnadigt schon mit göttlicher Verheißung,
Mußt du nun so der Mutter Auge fliehn?
Und weh mir! durch der Mutter eigne Schuld?
Herr, sieh ihn an; wie, angenagt vom Wurm,
Die süße Blüte welkt; gieb mir auch ihn;
Wenn du ihn liebst — und, Herr, ich weiß, du liebst ihn —
Willst du nicht seinen Tod und giebst ihn mir!
Neig deinen Scepter, Herr, und sieh, wie schön
Sich Majestät in Dankesthränen spiegelt.
Eleazar (für sich). Halt, Eleazar, dich! Du darfst nicht reden.
Antiochus. Du flehst um deiner Kinder Leben?
Lea. Um
Ihr nacktes Leben.
Antiochus. Tod und Leben liegt
In ihrer eignen Wahl.
Lea (erschreckend). Wie meinst du das?
Antiochus. Bekehrung heißt ihr Leben, Weigrung Tod.
Lea. Das wolltest du? Herr! Herr! was sprichst du da?
Antiochus. So will es das Gesetz Antiochus'.
Lea. Nein, Herr! Sprich: das Gesetz, das ich gemacht,
Kann ich vernichten.
Antiochus. Bald, das schwör ich dir,
Soll es euch heil'ger sein, als das von Moses. (Zu Nikanor.)
Führ' sie zum Marterofen; thu mit ihnen,
Wie das Gesetz gebeut!
Nikanor. So thu ich, Herr. (Will gehn.)
Lea (hält ihn). Nein, bleibe noch! (Wirft sich wieder nieder vor Antiochus.)
Herr, höre mich; laß mich
Nur erst der Schreckensworte Sinn verstehn!

Ihr ungeahnter Klang hat mich erschreckt.
Sieh, meine Sinne schwindeln von dem Schlag.
Abfallen oder sterben? — (Zu Nikanor.) Bleib' noch! — Sterben?
Du kalter Laut, du lügst Gleichgültigkeit.
Wer hört die Angst der Kreatur dir an,
Alles zu lassen, was das Auge sieht,
Das Auge selbst? Und selber was wir hassen,
Wird lieb uns, wenn's es lassen gilt. Wie klein
Der Sprung, und doch liegt eine Welt von Sträuben,
Anklammern angstvoll zwischen seinen Ufern.

(Sie hält Nikanor wieder auf, der gehn will.)

O alles! alles! Nur nicht Tod! nicht Tod!
Und doch — Herr, bleib noch! Kann ich sie erst sehn?
Wie sind sie? Lassen sie von ihrem Gott?

Nikanor. Sie sind voll Trotz.

Antiochus. Voll Trotz? Ich will ihn brechen.

(Er winkt, Nikanor will gehen.)

Lea (hält ihn wieder).
Sie sind voll Trotz? O freilich! Strenge wirkt
Nur Trotz. Mit Drohn verlangten's fremde Männer,
Da bäumt sich in dem Kinde schon der Mann;
Doch wenn die Mutter fleht, da wird der Mann
Zum Kind und läßt sich lenken. Herr, vergönne
Die Frage mir: Darf ich die Kinder sprechen?

Antiochus. Wenn du zu ihrem Heile reden willst —

Lea. Wie sonst? Wie anders soll die Mutter reden?
Darf ich allein sie sprechen?

Antiochus. Laß dir g'nügen —

Lea. Wie du willst, Herr; ich meinte nur, sprech ich
Vor deinem Angesicht, sie würden glauben,
Ich rede deine Rede. Sei's darum!

Antiochus winkt; der Hauptmann bringt Johannes, Joarim und Benjamin.

Eleazar (für sich). Antiocha, schütz' du mich, süßes Bild!

Benjamin (Lea erblickend und auf sie zulaufend).
Die Mutter! Joarim, da ist die Mutter!

Joarim. O Mutter! Mutter!

Johannes (umfaßt ihre Knie). Herrin!

Lea (alle umarmend). Kinder! Kinder!

Antiochus. Zur Sache!

Lea. Ja, mein Herr; so thu' ich schon.
Dorthin seht. Jener Mann dort ist der König;
Er will euch leben lassen, wenn ihr euch
Von euerm Gott zu seinen Göttern wendet —

Benjamin. Wir haben ihm ja nichts zuleid gethan;
Weshalb sollt er uns töten?

Lea. Doch er wird's.

Joarim. So laß ihn, Mutter. Er ist nur ein Mensch,
Wie du und ich und meine Brüder sind.
Wir wollen Gott gehorchen, nicht den Menschen.

Lea. Mein Heldenkind! — Vergieb mir, Herr; es ist
Ja so natürlich, daß die Mutter freut,
Wenn ihr die Kinder nachgeartet sind.
Von ihrer Mutter haben sie den Trotz.
Kommt her, du böser Joarim, und du,
Mein Benjamin und mein Johannes; legt
Die Hände mir aufs Haupt, schwört mir, zu thun,
Was ich euch sagen werde!

Joarim. Doch nichts wider
Den Herrn!

Lea. Ich schwör euch zu für euern Schwur,
Zu Euerm Heil nur fordr ich diesen Schwur.

Benjamin, Joarim, Johannes (die Hände auf Leas Haupt).
Wir schwören, Mutter!

Johannes. Und nun sprich!

Eleazar (bewältigt sich, daß er ihnen nicht laut zuruft:)
Schwört nicht!

Antiochus. Zeigt ihr den Marterofen, eh' sie spricht!

(Die hintere Zeltwand fällt; Aussicht auf das Lager, über dem hinten Jerusalem mit dem Tempel, vom Monde erleuchtet; der Himmel übrigens bewölkt; von der Seite fällt ein Feuerschein auf die Bühne; Wetterleuchten.)

Lea (vor dem Feuerschein entsetzt zurückwankend).
Gott Israels! (Knieend.) Herr, sei ein Mensch! Du hattest
Eine Mutter und du weintest, wie sie starb, —
Gewiß! du weintest! Herr, du selbst hast Kinder
Und liebst sie, Herr! Gewiß! Du liebst sie, Herr!
Gehorch ich dir, gehorch ich nicht — ich muß,
Ich selbst, die Mutter ihre Kinder töten.
O, denke deiner Mutter, deiner Kinder
Und sprich: es ist genug; lebt euerm Gott!

Antiochus. Nun komm zum Ende!

Lea. Ja, zum Ende komm ich,
Zu meinem Ende! — Nur so lange, Herr,
Laß mir den Atem, bis ich sie gerettet
Nicht vor des Königs, nur vor deinem Zorn!
Mein Fluch auf den, der brechen wird den Schwur!
Nun hört, was ihr geschworen: Bleibt getreu
Dem Gott der Väter; er allein ist Gott!
Und du nun, Herr, nicht mehr um Gnade fleh ich:
Sei nur gerecht! Sie können nun nicht anders;
Nur mich laß sterben; ich allein bin schuldig!

Antiochus. Nur du sollst leben! Meinen Schwur an deinen!

So fremd sei mir Barmherzigkeit, als dir
Die Mutterliebe ist. — Führt sie zur Marter,
Den Ältesten zuerst, zuletzt den Jüngsten!

(Von hier an ferner, allmählich näher kommender Donner.)

Lea. Du bist ein Henker, kennst das Mutterherz;
Ein feiger Henker, der sich schmähen läßt!
Wärst du ein Mann, ich lebte schon nicht mehr,
Um dich zu schmähn!

(Antiochus winkt Nikanor; dieser will die Kinder abführen.)

Lea (hält Nikanor auf, ununterbrochen sprechend).
Was ras' ich, Herr? Hör nicht,
Was Wahnsinn aus mir redet. Bei dem Gott
Des Himmels und der Erde! sei ein Mensch!
Nur diesmal sei ein Mensch!

Antiochus. Was flehst du mich?
Ihr Tod und Leben steht in deiner Hand.
Du hörtst, ich schwur. (Wendet sich zu gehen.)

Lea (kleine Pause des Kampfes). So schwurst du dein Gericht —
Denn diese wird der Herr, ihr Gott, erwecken,
Wenn du ein Schatten bist im Totenreich.
Thor, der du meinst, die Kinder zu verderben,
Und bist das Werkzeug nur, sie zu erhöhn!
Denn über ihrer Marter wird der Herr
Von seinem Volke wenden seinen Zorn.
So lang ein Odem weht, wird er sie preisen,
Doch du wirst ewiglich verworfen sein!

Eleazar (für sich). Sie reißt mich fort so wie auf Adlerschwingen.

(Da Antiochus wieder winkt, stürzt er vor ihm auf die Kniee; Nikanor bleibt noch erwartend.)

Herr, laß sie leben! Herr, laß sie! um mich,
Herr, laß sie leben, ihrem Gotte leben.
Herr, sieh: ich bin ihr Bruder; sieh, ihr Volk
Ist mein Volk, sieh, ihr Gott, mein Gott; ich muß
Ihr Schicksal teilen, welches auch es sei.

Antiochus. Wirfst du zu früh die Larve hin, Verräter?

Eleazar (aufschreiend). Verräter? ich, der alles dir geopfert,
Volk, Vater, Mutter, Brüder, Gott und mich?

Antiochus. Dem sollt ich trauen, der sein Volk verriet?

Eleazar (auflachend). Das Herz gerissen aus der Brust und dir
Geopfert und nun weggeworfen wie
Ein totes Werkzeug, das man nicht mehr braucht!
Du bist gerecht, furchtbarer Gott, du strafst
Verräter durch Verräter. Zittre drum,
Tyrann, auch dein Verrat wird sich bestrafen.
Vor deinem Diener zittre, der dir treu ist,
Und zwing durch Mißtraun selbst ihn zum Verrat.

Antiochus. Aus meinen Augen!
Eleazar. Strafst du so, Tyrann?
Aus deinem Aug'? Das heißt: aus Nacht und Tod
Ins Leben, in das Licht und in die Freiheit!
(Wirft sich den Seinen in die Arme.)
Ich hab euch wieder!
Lea. Zweimal mir Geborner,
Doppelt mein Kind!
Eleazar. Ich hab Euch wieder, Mutter,
Euch, Brüder! Aus des dunkeln Thales Irrweg
Gerettet, steh ich an des Vaters Thür'.
Sieh, wie sich dir des Herrn Gesicht erfüllt;
Wir alle tragen Kronen jetzt, sind Fürsten
Des Duldens, du der Schmerzen Königin. —
Daß der Tyrann nicht meine, seine Ohnmacht
Füll uns mit Bangen! — Judah grüß mir noch.
Sag ihm: ein Königreich warf Eleazar
Von sich — und sag ihm, daß ich ihn geliebt
Wie — nun lebwohl! Sieh her, Tyrann, der du
Dich Sieger meinst, sieh her: wir sind die Sieger!
Wir höhnen deiner Qual und deiner Götter,
Denn mit uns ist der ewig einz'ge Gott.
(Er umschlingt Johannes und Joarim und eilt mit ihnen ab, indem er anstimmt und die beiden einstimmen:)
Wen er behütet, der kann lachen,
Denn wer ist herrlich so wie er?
Der Herr ist mächtig in den Schwachen,
Schickt seinen Sieg vor ihnen her.
Halleluja!
(Nikanor und Gorgias folgen. Die folgenden Reden begleitet der Psalm, bald schwächer, bald stärker, melodramatisch; Donner immer stärker und in kürzeren Zwischenräumen. Der Sturm reißt am Zelte und verlöscht eine Ampel nach der andern; das Mondlicht immer düsterer unter den Gewitterwolken.)
Lea (unwillkürlich nach). So laßt die Mutter ihr? ohn eine Thräne,
Ohn einen Kuß, eh' noch das Mutterherz —
Weh mir! Was thu ich? Falsche Thränen fort!
Wollt ihr dem Henker feile Helfer sein?
Wenn jetzt du weinst, hast du sie nie geliebt.
Zu stählen gilt es jetzt, nicht zu erweichen! —
Geht hin, zu kämpfen, wie ein Löwe kämpft,
Geht hin, zu sterben so, wie Lämmer sterben.
Hörst du, mein Kind? (Nach dem Himmel zeigend.)
Benjamin. Jehovahs Stimme donnert
In Wolken donnert hoch der große Gott.
Lea. Er ist euch nah; der Herr sieht, wie ihr leidet,
In seines Atems Sturm ist er euch nah.

In seinem Donner redet er zu euch,
Daß über euerm Haupt er wenden will
Den Zorn von seinem Volk. Er will euch rächen
Und euch erwecken wieder von dem Tod.
Vergebens birgst du unter deinem Lächeln
Der Seele Angst, die deine Blässe plaudert;
Wo willst du hinfliehn? wo, Tyrann, wenn er
Herniederfährt im Sturm, um dich zu richten?

(Der Sturm verlöscht zwei Ampeln.)

So wie er deine Lampen jetzt verlöscht,
So wird er dich verlöschen! — Benjamin,
Hörst du Schaddais Ruf?

Benjamin. Hast keinen Henker,
Tyrann, du mehr für Benjamin?

Antiochus. Welch Weib!
Und welch ein Kind! — Im Schein der letzten Ampel
Steht er so wie mein Perseus vor mir da.
Soll's heißen: seine Heere schlug ein Mann,
Ihn selbst ein sterbend Weib mit ihrem Knaben?
Schenk seinen Schwur ihm, Weib; gehorch und rett' ihn.

(Eine einzige Lampe flackert noch; der Mond ist unter.)

Lea. Rette dich selbst!

Antiochus. Und er soll groß —

Lea. Er ist
Größer als du.

Antiochus. Gieb ihn dem Leben.

Lea. Leben
Wird er, wenn dich des Todes Nacht umfängt.

Antiochus. Auf *deiner Seele* last' er denn. Sprich selber
Sein Urteil ihm.

Lea. Er sterbe. Nehmt ihn hin!

(Sie hält ihn, bei ihm knieend, unwillkürlich fest.)

Geh! — Seid barmherzig! nehmt ihn mir!

(Matt, indem sie ihn mit Gewalt fortstößt.)

Geh! Geh!

Benjamin (geht, die Hände erhoben, in den Gesang einstimmend ab).

Lea (kniet; sie stemmt mit Anstrengung sich auf eine Hand, um nicht zu sinken, ohne zu hören, was gesprochen wird, sieht sie Benjamin starr und atemlos nach).

Gorgias (kommt eilend zurück).

Antiochus. Gehorchen sie?

Gorgias. Für solche Menschen, Herr,
Giebt's keine Marter. Sieh und hör sie selbst.
Ein solch Verachten aller Qual sah ich
An keinem Wesen noch.

Nikanor eilend herein.

Nikanor. Herr, laß es enden!
Die Krieger stehn entsetzt. Von Brust zu Brust,
Von Zelt zu Zelt schleicht die Entmutigung.
Die Meuterei hebt schon ihr Schlangenhaupt,
Die Schar, die die Gefangnen soll bewachen,
Befreit sie selber. Aus der Brüder Qual
Weissagen sie das Ende Syriens.
Die Simeiten, die sie dir gebracht,
Zerrissen sie im Zorn; ich konnt's nicht hindern.
„Fort," hört ich einen rufen, „eh' das Weib,
Das riesige, den Himmel niederbetet,
Uns zu erdrücken!" Andre schwuren drauf,
Judahs Posaunen klängen durch die Donner.
Herr, laß das Schauspiel enden.

Antiochus (nach kleiner Pause). Macht ein Ende. (Der Hauptmann ab.)
Zum Aufbruch blas't! Zurück nach Syrien!

(Noch ein aufjubelndes Halleluja, dann schweigt der Psalm plötzlich.)

Lea (zusammenbrechend). Gelobt sei Gott, der Herr! es ist vollbracht.
Nun — end' — dein Werk an mir — sonst trügt, dir untreu,
Dein — Scherge Tod — dich um — die Marterlust.

(Die letzte Ampel verlöscht. Von allen Seiten Posaunen in den Donner.)

Antiochus. Posaunen? Sind's die unsern?

(Erstes Frühröt; das Gewitter verzieht sich.)

Judahs Gefolge erst noch in der Scene.

Judahs Gefolge. Schwert des Herrn
Und Judah!

Geschrei im Lager. Ein Überfall! Ein Überfall!

Von der einen Seite kommt Judah mit Gefolge, von der andern Syrier, alle mit bloßen Schwertern.

Judah. Birg, Syrierkönig, dich im Kern der Erde,
Der Judah gräbt sich nach! — Du bist's; sonst lügt
Dein stolzes Angesicht. Steh meinem Schwert!

Nikanor. Den König schützt!

(Die Syrier scharen sich um Antiochus; sie stehn bis in die Coulissen hinein, so daß man an ihre Menge gegen Judahs Häuflein glauben kann.)

Antiochus. Halt ein! Bist Judah du,
Scheuch' an die Seit' zurück der deinen Schwerter
Und hör' mich reden. Nicht aus Furcht — sieh her,
Unübersehbar folgen meine Treuen.
Ihr seid vom Hunger abgezehrt, die Meinen
Sind stark; was irgend Sieg verspricht, das steht

Auf meiner Seite.

Judah. Wer den Sieg verspricht,
Ist unser Gott, der Herr, der uns beseelt.
Bist deines Schwert's du so gewiß, was ziehst du
Die Zunge? Zieh dein Schwert!

Antiochus. Wollt ich's bekränzt
Vom Siege sehn, so zög ich's; doch den Frieden
Zu reichen, genügt die unbewehrte Hand.
Ich will euch nicht vertilgen. Lebt fortan
Und sterbet euerm Gott; bei meinen Göttern
Und euerm Gott schwör ich's.

Judah. Gieb mir die Mutter,
Die Brüder, die Gefangnen meines Volkes,
Und zieh in Frieden.

Antiochus. Deine Brüder kann
Kein Gott dir wiedergeben.

Judah (wütend, will auf ihn ein). Kindermörder!

(Die Seinen folgen, die Syrier setzen sich zur Wehr; da erhebt sich Lea zwischen beiden mit dem Aufwand der letzten Kraft.)

Lea. Zurück, Sohn Mattathias! laß ihn ziehn!
Im Namen des, der war und ist und sein wird!
Er spricht durch mich: Zieh, Syrier, hin in Frieden!

(Die Syrier ziehn ab; Lea hält Judah zurück.)

Und du — setz nicht der Brüder Sieg aufs Spiel,
Den sterbend sie ersiegten. — Hier hat Gott
Geweilt; — bet an! (Sie sinkt, Judah hält sie.)

Judah. Wie wird dir?

Lea (immer schwächer). Meine Leiche
Und deiner Brüder bring zu Mattathias
In unser Erbbegräbnis nach Modin.
Dann nach Jerusalem und reinige
Sein Haus vom Heidengreul und weih's ihm neu.
Noch nach Jahrtausenden wird unser Volk
Das Fest von Judahs Tempelweihe feiern.
Wie Mosen das gelobte Land, so zeigst
Du meinem letzten Blick die Herrlichkeit,
Die neue deines Volks, und so — wie Moseh —
Sterb ich — dich — preisend —

(Sie stirbt; Judah läßt sie nieder und kniet bei ihr.)

Jonathan, Simon, jüdische Krieger, Priester und Volk.

Sonnenaufgang; der Himmel ist rein; ein ferner Donner verhallt leise bis zum Ende des Stückes.

Krieger, Priester, Volk. Fort ist der Tyrann!
Judah sei König! Judah sei's, der Retter!

Judah (halb für sich).
Er braucht den Starken nicht; er haucht die Schwäche
Mit seinem Odem an und sie wird Sieger;
Es überhebe keiner sich vor Gott. —
Nehmt auf den toten Leib! (Es geschieht; er steht auf.)
Sein Priester will
Ich sein, doch König ist allein der Herr!
(Er erhebt den Speer; indem man sich zum Abzug ordnet, einige Posaunenaccorde; der Vorhang fällt schnell.)

Der Engel von Augsburg.

Fragment.

Bearbeitung vom Jahre 1856.

Einleitung.

Kein Werk giebt einen so tiefen Einblick in die Schaffensart Otto Ludwigs, als die zahlreichen Bearbeitungen des „Agnes Bernauer-Stoffes". Es dürfte ziemlich einzig in der dichterischen Produktion dastehen, daß ein Verfasser gegen dreißig Jahre seines Lebens immer wieder zu demselben Stoffe zurückkehrt und ihn in der verschiedenartigsten Weise behandelt.

Schon 1835 erfaßte der Stoff ihn, den er in Lipowskys Darstellung kennen lernte, und im Jahre 1840 machte er sich als ersten dramatischen Versuch an die erste Ausarbeitung unter dem Titel „Der Liebe Verklärung", die die Gestalt eines echten Ritterstückes erhielt und in greller Prosa geschrieben war.

Die Führung der Handlung war in den ersten vier Bearbeitungen ziemlich verwandt, das Thema lief darauf hinaus, daß Albrecht die Agnes infolge einer Intrigue, bei der ein Schlaftrunk eine Rolle spielte, für untreu hielt und sie daher selbst preis gab. Der Dichter wich von der historischen Überlieferung in denselben ganz erheblich ab.

Die zweite Bearbeitung 1842 „Der Engel von Augsburg" war noch verwickelter, als die erste, die Prosadichtung war hier in Verse umgewandelt.

Die dritte Bearbeitung unter demselben Titel, wie die zweite, sandte er an die Bühnen, ohne jedoch ihre Annahme zu erreichen. Ludwig Tieck als damaliger Dramaturg des Dresdener Hoftheaters schrieb ihm über dieselbe: „Ich bin erfreut, ein so schönes Talent kennen zu lernen, das uns für die Zukunft noch viel Schönes verspricht. Charakterzeichnung, gute Sprache, vieles Gute zeigt sich in Ihrer ‚Agnes', nur, erlauben Sie mir aufrichtig

zu sein, denn ein wackres Talent wird Einwürfe und Tadel zu würdigen wissen — es ist nichts weniger, als eine Tragödie. Albrecht, und selbst Agnes werden unbedeutende Nebenpersonen, und die Aufgabe des Dichters ist, die schwärzeste Bosheit zu schildern, die aber, zu raffiniert, ihres Zweckes wieder verfehlt. Kennen Sie das alte Trauerspiel vom Grafen Törring, ‚Agnes Bernauerin'? Bei allen Fehlern hat das Stück eine großartige Anlage; die Rittersitten sind gut und überzeugend aufgefaßt, es ist starke Leidenschaft, welche rührend und stürmisch spricht, und nur die gezwungene Sprache ist hie und da zu tadeln. Eine Tragödie muß aber, wie ich glaube, stets auf Leidenschaft, niemals auf Intrigue erbaut sein."

Die vierte Bearbeitung, 1846, behielt trotzdem die ganze Intrigue bei, war nur knapper und klarer gefaßt und wieder in markiger Prosa, statt in Versen geschrieben.

Nachdem dann aber Friedrich Hebbels Drama „Agnes Bernauer" erschienen war, und Ludwig dieses, sowie das früher erschienene von Törring eingehend studiert hatte, nahm er das Thema 1854 in ganz neuer Bearbeitung wieder auf. Er schrieb damals über den Stoff: „In den vier Bearbeitungen ist das Ding nur immer verwickelter geworden. Es ist nicht angedeutet, wie Agnes aus Leichtsinn und Eitelkeit zu Albrecht kommt, ihr Leben im Baderhause ist ganz anders zu exponieren. Es ist widerlich, den Mechanismus des Lasters und der Schwäche nie mit Liebe behandelt zu sehen, während das Gefühls- und das eigentlich poetische Element ganz auf die Seite geschoben ist. Das Ding muß ganz anders angefaßt werden: Es sind zwei Möglichkeiten, den Stoff als Liebestragödie zu behandeln. Entweder die Liebe siegt im Kampfe gegen die Welt, die zwar über Glück und Leben, aber nicht über die Treue der Liebenden Gewalt hat. Oder die Welt gewinnt Gewalt auch über das Innere der Liebenden durch die Schuld der Liebe. Im ersten Falle stehen die Liebenden durchaus für einen Mann, besiegen alle Versuche, sie zu trennen. Die Väter stehen gegen diese Liebe auf. Ernst will Bayern vor dem Bürgerkriege, den Sohn vor Reue, sein Haus von der Gefahr des Thronverlustes retten; da kein milderes Mittel hilft, braucht er das härteste, er läßt sie töten. Diese Gewaltthat tötete den Sohn mit, und er hätte nicht allein, was er retten wollte, verdorben, er müßte sich auch als den Mörder seines Sohnes anklagen. Die Tragödie würde eine Verherrlichung der Unbesiegbarkeit der Liebe und Treue und doch fielen die Liebenden nicht schuldlos, da sie bewußt den Kampf mit der Welt begannen. Hier wären drei Hauptpersonen oder vier. — Im andern Falle müßte die Schuld, die aus der Liebe hervorgeht, rückschlagend die Liebe vergiften. Der Liebende selbst müßte den Untergang der Geliebten auf seine Seele laden, sie den seinen als ihre Schuld fühlen. Es würde eine Ehetragödie. Ernst müßte

hier schuldlos gehalten sein, um nicht zu wichtig zu werden. Das Stück müßte fast nur zwischen den beiden Gatten spielen. Das Historische müßte in diesen beiden Fällen sehr zurücktreten, dürfte bloß den Rahmen abgeben. Jedenfalls könnte der Dichter der Geschichte nicht treu bleiben, müßte es auch nicht, wenn es kein historisches sein soll. Entweder müßte Albrecht sterben, oder Ernst an der Gewaltthat schuldlos sein.

Auf Grund solcher Überlegungen entstanden drei weitere Umarbeitungen, von denen nicht weniger als dreiundzwanzig Planhefte vorliegen.

Die erste derselben, die fünfte Bearbeitung, 1854, „Der Engel von Augsburg", brachte eine völlig neue Auffassung des Eheverhältnisses: dieselbe wird in Übereilung geschlossen, der innere Gegensatz ihrer beiden Charaktere, der sich mehr und mehr entwickelt, führte notwendig zur Trennung, sobald das Staatsinteresse zwischen sie trat.

Als er noch mit dieser fünften Bearbeitung beschäftigt war, blitzte ihm plötzlich ein neuer Gedanke auf, dem er in der Fassung von 1856 „Der Engel von Augsburg", dessen Fragment diese Ausgabe bringt, Ausdruck verlieh.

Auch hier hielt er an dem inneren Zwiespalt der Charaktere der Liebenden fest und an der naiven Falschheit der Agnes, die den Albrecht im Anfang in der Spiegelscene täuscht. Ihre Naivetät, ihre kindliche Unschuld entzündet sein Begeisterungsbedürfnis, sobald er aber erfährt, daß sie ihn getäuscht, erwacht sein Zweifel um so mächtiger. Leider bricht die Ausführung bereits im dritten Akt ab und sind wir für den Schluß auf die Planhefte und Scenenentwürfe angewiesen, aus denen Moritz Heydrich von dem beabsichtigten weiteren Verlaufe der Handlung etwa folgende Übersicht giebt:

Albrecht und Agnes verstehen einander immer weniger. Sie liebt ihn — aber in ihrer eigentümlichen Art. Ganz in ihrem Glücke versunken, ahnt sie nicht, daß er an ihr zweifelt. Wenn er in sie dringt, um ihre Liebe zu prüfen, wird sie immer verschüchterter, sie verschließt gleich einem noli me tangere ihre Liebe immer tiefer. Ihre naive Kühle, gegenüber seiner fieberhaften Glut, bestärkt ihn noch mehr im Gedanken, sie liebe ihn nicht. Sie erliegen weit mehr den inneren, als den äußeren Feinden. — Ihr Leichtsinn hat sie im Anfang zu einer Lüge verführt, die ihrer eigentlichen Natur fremd war; daß sie, wenn auch in kindlich-naiver Übereilung gelogen hat, daß dies ihn irren mußte, sie muß es schwer büßen. — Alles in ihr ist mild, in ihm alles heftig und verwegen, Freude wie Schmerz.

Der durch die Turniervorfälle erzürnte Adel läßt Albrecht melden, er müsse dem Thron entsagen oder der Agnes; eine fürstliche Gemahlin wählend. Als Weib im heimlichen Liebesbunde könne er sie behalten, nicht als Herzogin. Er kommt auf den frevelnden Gedanken, sie damit zu proben. Ergiebt sie sich darein, so zeigt sie ihm damit ihre sich über alles hinaussetzende Liebe —

wo nicht, so war's ihr nur um die Herzogin, so ist er betrogen. — Sie hält fest an der Ehre, nur als sein ehrliches Weib will sie bleiben. „Die beschränkte Buchstabennärrin", so denkt er. Und doch ist er selbst so beschränkt, so wahnsinnig blind, trotz all seiner Bildung. „Sie will Herzogin sein", sein Opfer war also eine Thorheit, ein Frevel. Isotta reizt ihn, bestärkt ihn in diesem Gedanken. Unter dem Scheine wohlwollender Freundschaft hat sie den Zustand der Agnes beobachtet, sie rät ihr, die des Herzogs Verstimmung nicht begreift, sich herzoglicher, minder bürgerlich zu benehmen. Agnes fühlt, daß sie das nicht könne, sie versucht's, und irrt ihn dadurch nur noch mehr. Sie fühlt sich fremd, nicht daheim in ihrer Umgebung, wurzellos, als eine Eindringlingen im Schlosse — ihr Heimweh nach dem Vater, der ihr ja alles vorhersagte, erwacht — sie sehnt sich nach der stillen Enge ihres Gärtchens, nach Raimund. Sie singt nachts in stiller Verborgenheit mit Beaten die alten wehmütig-schlichten Volkslieder der Heimat. Der Glanz, nach dem es sie lockte, er ward ihr zur Qual. — Isotta hofft, sie werde von selbst gehen, oder Albrecht sie gehen heißen. Sie läßt deshalb den alten Bernauer herbeirufen, als wär es von Agnes gewünscht und veranstaltet. Dem Alten gilt der Herzog, nachdem er Agnes auf dem Turnier als sein Weib anerkannt hat, für durchaus brav, nur seiner Agnes macht er Vorwürfe, daß sie sich in eine so ganz unpassende Lage gewagt hat. Albrecht hält des Alten Benehmen für eine berechnete Rührkomödie, sein Fürstenstolz zeigt sich gegenüber dem Baderschwiegervater in beleidigendem Humor, sich selbst verspottet er als Hexenvetter. Sein ganzes Wesen nimmt immer mehr den Charakter der Verwilderung an. Agnes ist fromm, ihr ist Angst um sein Seelenheil — das reizt den Freigeist in ihm, er hält auch diese Frommheit für Heuchelei. „Sie will beten — auch den Himmel betrügen!" — Der Alte will die Tochter mit fortnehmen, sie bleibt. Was soll sie in Augsburg — die Dirne — die man den Engel einst nannte, die nicht Herzogin sein solle? Sie wird an allem irre, auch an ihm, so weh es ihr thut. Hoffart, gekränktes Ehrgefühl weichen endlich tiefem, innigem Mitleid mit Albrecht. Sie sieht ein, daß sie ihn unglücklich gemacht und verdorben hat. Sie kann die Schmach nicht dulden, ihn zu verlassen, aber sie will ihn von sich befreien. Sie sieht alle schweren Folgen ihres Leichtsinns, sie begreift die Größe seines Opfers, das Volk flucht ihm und ihr. Da dringt er nochmals in sie, sie zu proben, ob sie bleiben will, nicht als Herzogin. Von Isotta aufgereizt, nennt sie ihn falsch. — „Ihr war't es schon, als Ihr warbet. Mein Vater sagte es damals, ich glaubt' es ihm nicht. Ihr liebt mich nicht — Gott verzeih mir's, ich weiß nicht, ob ich Euch liebe. — ‚Dir war's um die Herzogin zu thun — warst du im Spiegel?' — ja! — ‚war's um die Herzogin — oder weil du mich liebtest?' — erst, Herr — ‚doch dann?' — dann liebt ich Euch. — Haha! Was hast du aus mir gemacht,

geh, geh, verschmitzte Dirne, es ist nichts mit der Herzogin — geh — noch heut!" — Sein Ideal ist zertrümmert, er ist ein Narr der Wahrheit — seine Heldenthat war eine Thorheit, ein Verbrechen. Ihr Betrug aus Naivetät, den ein anderer, der ihre wahre Natur verstünde, ihr wahrscheinlich vergeben würde, ihm, dem stolzen Wahrheitsfanatiker ist er eine unverzeihliche Schändlichkeit. Und doch hat er ja selbst lügen müssen, um die Wahrheit zu erfahren; so ist gut und bös, wahr und falsch verzahnt und verwebt. Und doch — wenn er sie anschaut, scheint ihm alles in ihr so hold, so wahr und unschuldvoll, so — nein! nein! — Er hat sich selbst und alle anderen getäuscht, er ist doch betrogen, sie selbst hat es ihm ja gesagt und gestanden. Er fühlt, daß er betrogen zu werden verdiente. Er, der alle Schranken verhöhnte, findet sie nun in sich selbst, in der Kluft, die ihre Naturen trennt, sein Hochmut, seine frevelnde Selbstüberhebung ist furchtbar gestraft. Ein Ideal hat er in ihr geliebt, das sie nicht war, nicht sein konnte, deshalb verstand er, der intellektuelle Egoist, sie nicht, nicht ihre Liebe. — Ihre Liebe ihm zu beweisen, will sie sterben. Wo er an ihrer Hingebungsfähigkeit verzweifelt, da entschließt sie sich schweigend zur höchsten Hingebung. Er soll sie nicht mehr sehen, obgleich sie bleiben wird, als sein ehrliches Weib. — In steigender Verzweiflung, sucht er den Tod im Kampfe mit dem gegen ihn anstürmenden Adel. Die Feuerscheine des Bürgerkrieges lodern vor ihm auf, ihn verdüsternd. „Brennt, brennt ihr Flammen, brennt der Welt die Lüge aus, es bleibt nicht so viel Wahrheit das Bedauern zu erregen!" Nun wird Agnes vom Vizedom gefangen, da sie von Albrecht, von der Ehre nicht lassen will — muß sie sterben. Das erlöst sie vom Selbstmorde, den sie als höchste Schmach verabscheute, dem sie aber doch, schon gelockt von den dunkeln Wellen der Donau, nicht hätte entgehen können. So wird ihr die Gewaltthat des Adels — durch eine genial-künstlerische Wendung des Dichters — zu einer befreienden That, sie bringt ihr, was sie sucht — die Erlösung. — Die Welt hat recht, die Liebenden haben unrecht. Agnes nimmt den Tod als wohlverdiente Strafe, als Büßung ihrer Schuld. Er giebt ihr die Einheit, den Frieden mit ihr selbst wieder, die sie verlor durch den Trug der Lüge. — Das Glück kam und zerrann beiden gleich einem die Phantasie berückenden dämonischen Märchentraume. — Inzwischen ist der Vizedom im Kampfe mit Albrecht gefallen, man bringt den Entseelten. Dann kommt Raimund und erzählt den Tod der Agnes, wie sie dahinschwamm auf den Wogen, die Hände gefaltet, als bete die befreite Seele noch für den Geliebten, „wie sie dahinschwand, gleich einem Lilienblatt — sie starb Euch zu retten, Euch ihre Liebe zu beweisen." — „O Gott, ruft Albrecht, gieb die Wahrheit nicht den Menschen, wenn sie dich darum bitten, sie sind blind, und zertreten das Kleinod, wenn sie es haben, sie sind nicht für die Wahrheit geschaffen. O ich mit

frevlem Zweifel trieb sie in den Tod!" — Herzog Ernst umfaßt den ohnmächtig Zusammenbrechenden. „Er wird erwachen, und so, schwer geprüft, dem Lande ein beßrer Fürst sein, als er es ungeprüft gewesen wäre. Denn niemand steht fester, als der vom Fall Erstehende."

Die Fertigstellung dieser Fassung wurde abermals vom Dichter aufgegeben, weil mitten in der Ausarbeitung ihm schon wieder ein neuer Plan eingefallen war, der die beiden Bearbeitungen von 1858 und 1859 unter dem Titel „Agnes Bernauerin" zeitigte.

Der Dichter verwarf diesmal die ganze Intrigue, er verzichtete auf die „naive Falschheit" der Agnes und „die philosophische Skepsis des idealistischen Wahrheitshelden." Es schien ihm, „als habe er selbst über dem Nachgraben nach der Wahrheit des Lebens und der Dinge den poetischen Idealismus, das freie Spiel der Phantasie verloren."

Das Stück sollte nun eine ganz naive Liebestragödie werden, ein Kampf der beiderseitigen Liebe mit allen andern Pflichten und ihr Unterliegen an den ihr feindlichen Verhältnissen und am Weltwillen. Die Liebenden sollten jetzt zwei völlig verwandte Naturen sein.

Moritz Heydrich gab den Inhalt dieser neuesten Fassung folgendermaßen an:

Sie sehen einander zuerst auf einem Volksfeste, beim Türkenschießen in Augsburg. Die ersten Begegnungen der Liebenden wurden auch hier in vielen noch vorhandenen, immer wieder veränderten Scenenfragmenten in verschiedenster Weise dargestellt. Die Schwierigkeit war, überzeugend zu schildern, wie die Vertrautheit, das innigste Einverständnis, bei dem äußeren Abstande sich blitzschnell zeigte, und rasch bis zum Entschluß der heimlichen Ehe sich steigerte. Agnes erscheint in diesen Liebesscenen, die meist im Gärtchen Bernauers spielen, als ein keckes, rasch entschlossenes, feurig-leidenschaftliches, reichsstädtisches Bürgermädchen, in geistreicher Lebendigkeit ihm völlig verwandt. — Im Taumel des erwachenden Glückes glühendster Liebe schreiten sie zum heimlichen Bunde. Alles ist gegen sie — der alte Bernauer, ein stolzer Reichsstädter, der solchen Bund nie zugeben wird; der Herzog Ernst, ein stolzer Autokrat, im schroffen Charakterkontraste zu Albrecht, dessen träumerisches Wesen in der kritischen Zeit des Kampfes mit den Städten und mit Ludwig dem Bärtigen ihm unerbittlich verhaßt ist. — Nur wenn die Ehe geheim bleibt, bis der alte Herzog gestorben ist, nur dann kann der Bund zum Glück führen. — Sie wissen beide, daß ihr Thun gefährlich, daß es Thorheit ist der Welt gegenüber, daß es nicht gut ausgehen kann, aber sie wagen es, weil sie müssen, und wollen es durchkämpfen. — Agnes ist die Braut Raimunds, dessen volkstümliche, energisch gezeichnete Charaktergestalt hier dramatisch bedeutend hervortritt. Die Eifersucht des trotzig-wilden, „krausharigen, steifnackigen Reichsburschen" ist wach geworden, er ahnt den Bund, er forscht

ihm nach und überrascht die Liebenden, gleich nach der Trauung, beim Heimgange aus der Kapelle. Er kann ihr Liebesglück nicht ertragen; in jäh aufbrausender Leidenschaft beginnt er Streit mit dem Herzog, er zwingt ihn zum Kampfe und fällt, von dessen Schwert durchbohrt.

Die Liebenden müssen fliehen, das Geheimnis ihres Bundes ist bedroht. Vom Schwertgeklirr herbeigelockt, erfährt der Vizedom — vom sterbenden Raimund, daß beide vermählt sind. — Der heitere Himmel der Liebe ist durch schuldvolle That blutig gerötet, ein finstrer grauenvoller Schatten steht Raimund nun für immer zwischen den Liebenden. Agnes, am guten Ausgange verzweifelnd, umfaßt Albrecht immer inniger, mitleidsvoller, vom Schmerz vertieft, aus naiver Heiterkeit zur Heldin erwachend.

Nach den, ähnlich wie in der vorletzten Bearbeitung behandelten Turniervorfällen trotzt Albrecht dem Vater und dem Adel, er verbindet sich mit Ludwig, mit dem Landesfeinde, der das Bayernland im Trüben für sich zu fischen hofft. — Herzog Ernst sieht in Agnes nur eine listige Erbschleicherin, in ihrem Bunde nur die plumpe Übertölpelung des Sohnes durch die verschmitzte Dirne. — Der Vizedom erblickt darin den Triumph der kühn emporstrebenden Reichsstädte, die Schmach der Ahnen, er rächt die beleidigte Adels- und Fürstenehre und sich selbst durch den Tod der Agnes.

Nur eine großartig-leidenschaftliche Liebe, so meinte nun der Dichter, kann zu solchem Schicksale führen. Darzustellen, wie eine solche Liebe in ihrem Entstehen mit leichtsinnigem Übermut unter Gefahren „gleich einem Kind unter stürzenden Felsen" spielt, wie sie dann durch den blutigen Frevel, durch die Verfolgung nur um so leidenschaftlicher entbrennt, wie sie von der Welt immer trotziger sich absondert, wie die Liebenden, untergangsgewiß, heldenhaftfreudig, sich immer inniger umfassen, das war die schöne Aufgabe des kühn und feurig ersonnenen letzten Planes, an dem der Dichter bis zum Abscheiden festhielt. — Die Liebenden sind nicht die Leute, sich trennen zu lassen, Herzog Ernst und der Adel nicht die Leute, solche Ehe zu dulden. Liebe und Haß, die Leidenschaft der Jugend, gegenüber dem Starrsinn des Alters, Herrenstolz und Bürgertrotz, das wurden nun die einfachen Motive der Gestalten und der Handlung. Die Leidenschaften auf beiden Seiten in heftigen Überschreitungen, verwegen, glühend, unversöhnbar. — Alle Charaktere einfache Gestalten einer Zeit voll kühner, trotziger Thaten. Das Ganze eine Darstellung der Liebe in immer steigendem Kampfe mit den Verhältnissen, im Untergange triumphierend und innigste Treue offenbarend. — Agnes, durch List gefangen, vom Adelsgerichte verurteilt, stirbt mit heroischer Heiterkeit. Albrecht, mit dem Landesfeinde verbunden, stürmt das Schloß, stirbt im Kampfe mit dem Adel, der Tod vereinigt beide. Albrecht: „Still, kränkt nicht dies holde Geschöpf, weckt's nicht aus dem Schlafe, Engel singen ihm,

mischt nicht mißtönende Stimmen darein. Still, weckt sie nicht wieder in dies rauhe, stumpfe Dasein, ich werde bald bei ihr sein." Er reißt den Verband ab und stirbt. „So folg ich dir, Agnes." Kanzler: „Helft ihm." Hanns: „Es ist zu spät. Seine Seele war schon nicht mehr hier. Seht, wie der Tod von diesen schönen Zügen Besitz nahm. Wie ähnlich sind sie einander!" —

Der Dichter kam infolge von Krankheit nur zur Ausarbeitung einzelner Scenen und im Jahre 1859 zur Fertigstellung eines ersten Aktes, der hier ebenfalls nach den „gesammelten Schriften" zum Abdruck gebracht wird, um einen Einblick in diese letzten Bernauer-Pläne des Dichters zu gewähren.

Der Herausgeber.

Der Engel von Augsburg.

Personen.

Der Herzog von Bayern.
Albrecht, sein einziger Sohn.
Des Herzogs Vizedom in Straubing, Der Kanzler, Graf Törring — des Herzogs Räte.
Hanns Zenger, ein Augsburger; Seibelstorfer, Gundelfingen — Bayrische — Ritter und Albrechts Freunde.
Ritter Landsberg.
Der Pfleger vom Albrechts-Schlosse Straubing.
Kaspar Bernauer, ein Bader in Augsburg.
Raimund, sein Geselle.
Ein Herold.
Giulio, ein Diener der Isotta.
Ralf, der klugen Frau aus Ungarn Gehilfe.
Ein Knecht des Vizedoms.
Ein Zimmermann.
Isotta, Gemahlin Hanns Zengers.
Agnes, Bernauers Tochter.
Walpurgis, Bernauers Schwester, genannt die kluge Frau aus Ungarn.
Beate, Agnes' Pflegeschwester.

Gäste beim Bankett Hanns Zengers in Augsburg. Ritter, Knappen, Turniergäste in Regensburg. Kammerfrauen, Gesinde, Söldner auf Schloß Straubing. Söldner des Vizedoms.

Die Scene im ersten Aufzug in Augsburg, im zweiten in Regensburg und auf dem Schlosse zu Straubing, im dritten und vierten auf dem Schlosse zu Straubing, im fünften auf dem Schlosse und in der Nähe des Schlosses von Straubing.
Zeit im Jahre 1436 der christlichen Zeitrechnung.

Erster Aufzug.

Erster Auftritt.

Bei der klugen Frau aus Ungarn.

Walpurgis. Agnes.

Walpurgis. Siehst du, das ist mein Zauberspiegel. Dahinter thu ich ein Bild oder einen lebendigen Menschen —

Agnes. Aber merkt's denn keiner, der hineinsieht, daß ein Bild oder ein lebendiger Mensch dahinter ist?

Walpurgis. Keiner; sonst säh lange schon niemand mehr hinein. Wer den Spiegel ansieht, meint, sein Glas ist in die Mauer gefügt. Wer denkt, daß die Wand hohl ist? Und der seidene Flor hinter dem Glase und der feine Rauch, den mein Bursche zwischen dem Glase und dem, was dahinter ist, aufsteigen läßt. Nun, hast du denn nicht selbst hineingesehn?

Agnes. 's ist wahr, Base, es kann's kein Mensch erraten. Wieviel schlägt's da vom Perlaßturm?

Walpurgis. Neulich hätt' ich dich beinah in den Spiegel gesetzt, wie der junge Damiant seine künftige Frau sehn wollte.

Agnes. Schlug das Neun?

Walpurgis. Warum?

Agnes. Um neun Uhr geht Hanns Zengers Bankett an. Aber der Raimund und die Beate sind noch nicht da. Sie wollen mich abholen zum Bankett. Bas', wie ich mich darauf freue!

Walpurgis. Dein Vater weiß nicht, daß du bei mir bist?

Agnes. Nein, Base. Ihr wißt ja, ich soll nicht zu Euch. Ich darf auch niemand sagen, daß Ihr meine Base seid. Der Vater ist wunderlich.

Walpurgis. Mir recht. Es wär auch eine rechte Ehr' für mich, wüßten die Leute in Augsburg, daß ich des Baders Bernauer Schwester bin. Zu der weisen Frau aus Ungarn kommt Vornehm und Gering, in ihren Spiegel zu sehn; zur Walpurgis Bernauerin, dem Augsburger Stadtkind, käm kein Hund, und ich müßte verhungern. Hätten sie mich in Augsburg nicht vergessen, ich wär nie wieder hierhergekommen.

Agnes. Hat's nicht draußen gehustet? Wär's der Raimund und die Beate, sie kämen herein.

Walpurgis. Du kannst das Bankett nicht erwarten.

Agnes. Ja, die vielen Lichter und die vornehmen geputzten Leute! Wie die glücklich sind! Und doch sagt mir nur, Base, wie so eine traurig sein kann?

Walpurgis. Du red'st von des reichen Hanns Zengers junger Frau?

Agnes. Ja, wie sie heut mit durch die Straßen zog! Die dicken schwarzen Locken voll Edelgestein, wie Johanniswürmchen in einem dunkeln Busch, die weichen weißen Hände, Finger an Finger golden von Ringen, wie eine Fürstin, den weißen runden Hals zurückgebogen, ich und all die Menschen darum sahn nichts, als sie, und sie — so kalt, so finster, so — als wär ihr Glück zum Ekel — sagt mir nur, Base, wie so eine so sein kann?

Walpurgis. Nun, sie wird an ihre Heirat gedacht haben; sie ist aus Genua in Welschland; ich war auch dort mit meinem Spiegel; da ist's anders als hier, und sie soll den Hanns Zenger nicht gemocht haben; ihre Eltern haben sie gezwungen, ihn zu frein; und vielleicht hat sie einen andern lieb gehabt; wer weiß das?

Agnes. Wenn tausendmal! ich an ihrer Stell' hätt' alles vergessen.

Walpurgis. Du denkst; ja, du weißt noch nicht, wie Liebe thut.

Agnes. Doch, Base; hab ich nicht den Vater lieb und den Raimund?

Walpurgis. Ja, was du jetzt lieb haben nennst.

Agnes. Aber das ist der Raimund doch?

Ralf sieht herein.

Ralf. Eine vermummte Dame will Euch sprechen, kluge Frau; aber allein.

Walpurgis. Geh in die Kammer so lang. Eine Lampe ist drin. Da hast du was zu spielen.

Agnes. Der schöne Schmuck! darf ich ihn auch umthun?

(Sie geht in die Thüre.)

Walpurgis. Wie du willst; nur halt dich ruhig. Nun laß die Dame herein, Junge.

Isotta tritt herein, vermummt.

Isotta. Seid Ihr die kluge Frau aus Ungarn?

Walpurgis. So nennen sie mich im Reiche Frankreich, Welschland und Böhmen. Kommt näher, edle Dame. Was wollt Ihr, edle Dame? Wollt Ihr den Spiegel fragen, den Albertus Magnus durch seine dienenden Geister aufgerichtet hat? Edle Dame, was wollt Ihr? Edle Dame, sagt an!

Isotta. Nicht ich; ein anderer will Euern Spiegel fragen. Aber laßt Eure Fratzen; bei mir sind sie nicht angewandt. Hier seht — was seht Ihr hier?

Walpurgis. Einen Beutel voll Gold, edle Dame. Dukaten aus Ungarn, aus meinem Vaterland. — Ei ja, mein Vaterland ein reiches Land!

Isotta. Soviel vorher, und zweimal soviel nach dem Dienste, den Ihr mir leisten sollt. Wollt Ihr?

Walpurgis. Ihr seid rasch, edle Dame; Ihr seid kein deutsches Blut, edle Dame.

Isotta. Das kümmert Euch nicht. Ich bin rasch, weil die Zeit mich eilen heißt. Wollt Ihr? Laßt mich's wissen!

Walpurgis. Ei nun, vielleicht, edle Dame — wenn ich ihn erst weiß, edle Dame, den Dienst.

Isotta. Nun so hört: Der junge Herzog Albrecht von Bayern ist hier in Augsburg zu Hanns Zengers Nachhochzeit als Gast. Er wird zu Euch kommen und Euern Spiegel fragen — ich sag Euch vorher, was? Er wird Euern Spiegel fragen nach dem Weibe, das ihn lieben kann. Ihr lacht und habt eine falsche Antwort auf der Zunge! Er meint das Weib, das ihn lieben kann, den Albrecht, den Menschen, nicht den Fürsten. Oft betrogen, noch zuletzt von einer fürstlichen Braut, traut er schwer. Sein Vater und dessen Räte dringen auf eine neue fürstliche Verlobung; er will nur ein Weib, das er selbst gewählt, dessen Liebe er gewiß, sei sie Fürstin oder Bettlerin.

Walpurgis. Ja, edle Dame, die Zeit steht auf dem Kopfe, edle Dame; Oben will hinunter, Unten will hinauf. Die neue Lehr' da von Böhmen herüber — vor acht Tagen haben sie dreißig Menschen verbrannt,

da nun in Regensburg — jeder will sein Gesetz aus sich nehmen. Der heimlichen Heiraten sind mehr, denn der öffentlichen; Gott besser's, bet ich; denn, edle Dame, ich bin keine Hexe, ja, edle Dame, ich bin keine Hexe, ich bin nur eine kluge Frau. Aber Euer Begehr, edle Dame, Euer Begehr?

Isotta. Schlug's nicht vorhin am Perlaßturm? Ich muß fort. Mit einem Worte denn: Ihr sollt dem Herzog Albrecht in Euerm Spiegel eine Dame zeigen, die Dame, die den goldnen Lohn Euch bietet, die mich schickt!

Walpurgis. Hm, sie ist vornehm; sie will Herzogin sein. Sie meint, eine Krone ist drei solcher Beutel wert. Sie meint, um drei solcher Beutel kann ein Spiegel lügen.

Isotta. Wahrlich, nie sprach Euer Spiegel so wahr, als wenn er die Dame, die mich schickt, ihm zeigt. Sie will nicht Herzogin sein; sie ist schon gebunden. Der Zwang der Eltern verkaufte sie einem reichen Werber, den sie haßt, wie sie den Herzog Albrecht liebt. Doch sie will nicht fremde Schuld büßen, nicht schon bei ihrem Leben, ein marmorn Weib, liegen auf ihrer Gruft; den Hund zu des Grabsteins Füßen läßt sie den Närrinnen des Buchstabens. Liebesbedürftig, reich an ungeweckter Liebe, frei vom Formelnkram der Welt, wie Herzog Albrecht —

Walpurgis (für sich). Hm; die Dame seid Ihr selbst.

Isotta. Doch wozu das?

Walpurgis. Ei, ich will sehn, ich will sehn, edle Dame. Will der Spiegel dem Herzog die Dame zeigen; nun, ich will ihn fragen. Ich sag's Euch morgen wieder.

Isotta. Morgen denn, und fragt den Spiegel, was Euer Lohn sein wird; vielleicht zeigt er Euch einen Beutel mit Dukaten mehr. Ich muß fort. Also morgen. (Sie geht.)

Walpurgis. Hm, vier Beutel solcher Dukaten. Hundertmal schon hab ich's billiger gethan, was die verlangt. — Nesel, komm heraus; ich bin allein.

Agnes mit dem Schmuck geziert, tritt herein.

Agnes. Nun, Base, gäb ich eine edle Rittersfrau?

Walpurgis. Wie du schön bist! wie du schön bist! Kein Wunder, daß dich die Augsburger ihren Engel nennen.

Agnes. Und geh ich auch wie eine Rittersfrau? Seht her.

Walpurgis. Wahrlich, du könntest einen dazu bringen, daß er sein Wappen und deine Abkunft vergäß!

Agnes. Gestern hört ich wieder einen hinter mir hersagen, wie ich von der Kirche kam: Wahrlich, wär der ärmste Ritter ihr Vater, sie sollte meine Gräfin sein!

Walpurgis. Was mir da für ein Gedanke kommt! Mädel, du könntest ein Herzogsschätzchen werden, wenn du wolltest. Wirst du rot

bis in den Hals hinein? Nun was ist dir, Mädel? Warum wirfst du den Schmuck auf den Tisch?

Agnes. Ich geh heim. Der Vater hat recht. Ich komme nie wieder zu Euch.

Walpurgis. Nun, nun, ei, ei —

Agnes. Weil ich arm bin und eines Baders Tochter, meint Ihr, Ihr könnt mit mir reden, wie —

Walpurgis. Mädel! Mädel! bist du so stolz? Du weißt, wie gut dir das stolze Wesen steht.

Agnes. Könnt Ihr zu mir so reden? Hab ich Euch Anlaß gegeben dazu?

Walpurgis. Wahrlich, ich glaub, du brächt'st ihn dazu; und wär er nicht so, wie die Dame sagte; wenn er dich so säh! Und wär er ein Eisblock, und ein Mann ist er doch!

Agnes. Ich weiß nicht, was Ihr da redet? Ich geh, Base —

Walpurgis. Nun, ich mein's nicht bös. Der Herzog Albrecht ist hier; er will in meinen Spiegel sehn. Das Weib will er sehn, das ihn lieb haben könnte; da dacht ich, wenn er dich säh —

Agnes. Redet Ihr wieder so?

Walpurgis. Nein, an das Schätzchen dacht ich nicht mehr. Nein, Nesel; aber er will nach seinem Sinn heiraten — und wär's eine Bettlerin, die ihn lieb hätte, er würde sie zu seiner Herzogin machen.

Agnes. Was sagt Ihr, Base? Und er will sie in Euerm Spiegel sehn?

Walpurgis. Es war ein Einfall. Ich bin eitler in dir, wie ich's in mir war. Und ich war auch nicht häßlich; wahrlich nicht; aber so schön, wie du — Nesel, wenn ich dich so anseh, ich glaub, es ist nie ein schöner Weib auf der Welt gewesen — Nesel, ich glaub, säh er dich in meinem Spiegel, du würd'st seine Herzogin!

Agnes. Das sagt Ihr nur so. Ein Herzog und eine arme Baderstochter! Das wäre das erste Mal.

Walpurgis. Ei, alles ist einmal zum erstenmal gewesen; und was nun alle Tage geschieht. Die Sonne ist einmal zum erstenmal aufgegangen. Nun, es war ein Einfall. Und wer weiß, ob's dein Glück wäre. Ei, ich hab mich umgesehen in der Welt; ich hab die Herzen pochen hören, unter dem Sammet und unter dem Bauerntuch; aus dem sonnenverbranntesten Gesicht strahlten die hellsten Augen, leuchtete das hellste Herz.

Agnes. Base, ich wollt, Ihr hättet mir nichts gesagt!

Walpurgis. Denk, es war Scherz.

Agnes. Das will ich auch, das will ich auch, Base.

Ralf tritt ein.

Ralf. Zwei Ritter sind draußen; der eine will in Euern Spiegel sehn. Es ist der Herzog Albrecht. Er will nicht gekannt sein; das Gesicht hat er vermummt, aber sein stolzes Wesen nicht. Laß ich ihn herein?

Walpurgis. Wart noch. Was zeig ich ihm? Er muß morgen wiederkommen; die vier goldnen Beutel laß ich nicht im Stich.

Agnes. Er ist's? Base! Und Ihr meint wirklich —

Walpurgis. Was, Nesel?

Agnes. Ihr wißt's —

Walpurgis. Mädel, sei klug! Ja, ich wollt, ich hätte dir nichts davon gesagt. Und hast du's nicht vergessen wollen? Du zitterst?

Agnes. Bas', weil ich denke, jetzt ist's in meiner Gewalt und, thu ich's nicht, müßt's mich reu'n, so oft ich daran dächte. Erst war's, als könnt's nicht sein; nun ist's, als könnt ich nicht leben, wenn's nicht wär? Base, sagt mir nur, meint Ihr, daß es werden kann —

Walpurgis. Wenn du's klug anfingst — wie er ist und wie du aussiehst — Mädchen, du machst, daß ich schwindle wie du.

Kalf. Er will nicht mehr warten.

Agnes. Base, laßt mich in den Spiegel!

Walpurgis. Und wenn dich's reute? Wenn du mir die Schuld gäbst einmal?

Agnes. Nein, Base, nie; mag's werden, wie es will!

Walpurgis. Nun, so komm! Laß sie herein, Kalf, die beiden Herren.

Kalf. Geht nun; und ich will euch erscheinen und verschwinden lassen, als wär ich ein Hexenmeister gewesen, schon wie der Teufel noch in die Schule ging. Kommt herein; bald wird die kluge Frau erscheinen.

Albrecht und Seibelstorfer treten ein.

Seibelstorfer. Und Ihr glaubt mir nicht? Hunderte sind als Zweifler hier hereingekommen und als Gläubige wieder gegangen. Die schwierigsten Fragen, wenn man noch von schwierigen Fragen in Augsburg reden kann, seit die kluge Frau aus Ungarn hier ist —

Albrecht. Pah! Fragen ist nie schwierig gewesen, nur das Antworten.

Seibelstorfer. Aber was wollt Ihr hier, wenn Ihr nicht glaubt?

Albrecht. Guter Junge, was ich den Spiegel fragen will, zeigt mir keiner, und wär er, was man von diesem sagt, allwissend. Was ich sehen möchte, ist nicht auf der Welt.

Seibelstorfer. Und doch wollt Ihr ihn fragen?

Albrecht. Bis zum Beginn von Hanns Zengers Bankett ist noch eine ganze halbe Stunde. Der Tag hat vierundzwanzig Stunden, die Stunde sechzig Minuten; daß jede dieser Minuten zur Ewigkeit werden kann, davon hat deine lammäugige Geduld keine Ahnung; du wirst erst nach deinem leiblichen Tode ins Fegefeuer kommen. Ich will mich im voraus an den Minuten rächen; ich will sie töten, bis die kommt, die mir's mit Gleichem vergilt.

Seibelstorfer. Dort unter dem roten Vorhang ist der Spiegel. Hier in diesem Kreise müßt Ihr stehn, wenn Ihr ihn fragt! Dann — aber da kommt die weise Frau selbst.

Walpurgis tritt wieder ein.

Walpurgis. Ich bin's, die ihr nennt. Welcher von euch ist's, der den Spiegel Albertus Magnus' fragen will? Seid Ihr's?

Seibelstorfer. Ich nicht.

Albrecht. Nein, ich, weise Frau.

Walpurgis. Wer seid Ihr, Herr?

Albrecht. Ein Mann, der kam zu fragen, nicht gefragt zu werden.

Walpurgis. Was wollt Ihr fragen, Herr?

Albrecht. Nichts, was ich von Euch beantwortet haben möchte. Ist dies Euer Spiegel?

Walpurgis. So fragt ihn.

Albrecht. Wie? Höflichkeitshalber? Seine Geister halten auf Etikette. Seinem Kredite wär es förderlicher, müßt er nicht nach der Frage fragen. Nun gut; aber ich will's ihm nicht leicht machen.

Nun denn, ihr Wundermächte dieses Spiegels,
Wie uns die zuverläss'ge Kunde meldet,
Hineingebannt von Albert Magnus selbst,
Verdrießt's euch nicht, so redet zu dem Frager!
Doch thut ihr eure Wunder nur am Glauben,
So, fürcht ich, bleibt ihr meiner Frage stumm.
Ein Etwas trag ich tief in meiner Seele,
Unglücklich, weil ich's außer mir nicht finde.
Ist's irgend außer mir, nun denn, so zeigt mir's!
Jetzt rollt der Vorhang auf, und es muß kommen.
Wie nun? Ist das die Antwort? Graue Schatten,
Wie wenn am Morgen in Geburtswehn sich
Der Nebel windet in der Felsenschlucht;
Und eben so wird die Geburt auch sein,
Ein windig feuchtes Nichts. Hier nehmt, Sibylle.
Das große Nichts der Welt tritt für das kleine
Des Spiegels ein und hilft ihm
Aus der Verlegenheit. Komm, Seibelstorfer!
Doch — wie? — 's ist nicht zu End'? da flammt ein Blitzstrahl;
Die Nebel fallen — rosig steigt's empor — —
Ja! seh ich denn — ich selber noch in mir?
Ein Weib auf Blumen ausgestreckt zum Schlummer,
Im Traume süß errötend, hingegossen,
Wie schmelzende Musik im stillen Thal,
Wie Mondenschein, wenn Nachtigall am Bach
Im Hauch dahin stirbt, der das Menschenherz
In Sehnsucht schwellt, dem Menschenmund unsagbar.
Bei meinem Gott! Das ist es, was mir fehlt.
Und, Spiegel, deinen Geistern bitt' ich ab
Den Zweifel, der dich kränkte. Doch das Bild
Glaub ich nicht dir, nein, ich glaub dich dem Bilde.

Du könntest lügen, dieses Weib kann's nicht;
Wie schön ist dieses Weib, bei Gott, dies Weib ist schön!
Doch das ist's nicht — Wahrheit — das ist's — der Duft
Unabgestreift urwirkender Natur,
Als käm es eben aus der Schöpfrin Hand
Und duftet noch von ihrem Hauch. Wo bist du?
Daß ich dich finde! Bist du frei? Ja, noch
Schrieb Liebe nicht in dieses Himmelsbuch.
O Wahrheit, meine Göttin, fleischgeworden!
Wie? schwind'st du hin? Ihr Silberwölkchen, muß
Wahrheit verschleiert sein auf dieser Welt
Nach kurzem Augenblick des Schaun's? Noch einmal,
O Spiegel, sei des Bilds Gebärerin,
Mein Herz soll seine Amme sein, es säugend
Mit Sehnsucht, bis sein Urbild ich gefunden.
Fort ist's, und nur mein eigen Bild zeigt mir
Das taube Glas.

Walpurgis. Spart Euch die Müh', edler Herr. Mein Spiegel antwortet keinem Menschen mehr als einmal, edler Herr.

Albrecht. So schwellend reich an Treu in armer Hütte
War einst des reichen armen Heinrichs Weib,
Das arme Schloßverwalterskind, da es,
Den Herrn vom schupp'gen Aussatz zu befrein,
Der Schande Trotz bot und dem blut'gen Tod
Und mit ihm zog, das zarte Weib, allein.
So lag sie unterm Messer dort des Schlächters,
So sah sie Heinrich, als gestürzt er kam,
Das Messer wegriß aus des Schlächters Hand,
Und rief: nein, lebe! ich will elend sein!
Dies süße Antlitz war's, das zürnend weinte,
Zum erstenmal dies sanfte Leben zürnend —
Und Zorn stand lächelnder auf diesem Antlitz,
Als Lächeln auf dem Antlitz andrer Fraun —
Daß sie nicht sterben sollte, ihn nicht retten;
So lächelnd, daß das Schicksal selber weinte
Und Heilung lächelte dem armen Heinrich
Ohn' Opfer, und des treuen Weibes Willen,
Zu sterben, für die That sich g'nügen ließ.
Und nun, wie jener Heinrich einst, in Gold
Gehüllt, dem armen Schloßverwalterkind
Den Brautkranz in die blonden Locken flocht,
So, von noch schlimmrer Pest durch dich geheilt —
Denn nur die eignen Glieder schuppt ihm Aussatz,
Doch meines Leidens Leib war eine Welt —
Thu ich mit dir; sei du noch niedriger
Als Niedrigkeit, als Armut ärmer noch,

Ich nenn dich Weib und meine Herzogin,
Und schlägst du deine Wurzeln all in mich,
Mit meinem ganzen Herzblut nähr ich dich.
Demanten gehn verloren, Sterne nicht;
Gedächtnis! einer Schwäbin war die Tracht —
Ich will sie finden, sollt ich Hütt' um Hütte
Durchsuchen müssen. Diese Nacht noch reis' ich.
Und find ich dich — sei du noch niedriger —

Seibelstorfer. Und das Bankett Hanns Zengers, gnädiger Herr?

Albrecht. Wie? giebt es andre Dinge noch? So sieht
Das Aug', das in die Sonne sah, erst nichts
Als sie, auch noch, wenn es sie nicht mehr sieht.
Nun denn! Zu dem Bankett, denn ich versprach's.
So lange wandle, Schatten unter Schatten,
Und thu, als wären's Menschen; rede, lache,
Wovon die Seel' nichts weiß; als wärst du hier,
Derweil du fern bist auf dem Weg zu ihr.
Hier nimm, Sibyll, und mehr noch send ich dir.
Doch dann such deinen Pol, Magnet, fühllos
Der ganzen leeren Welt, die sie nicht ist.

Albrecht und Seibelstorfer ab. Ralf tritt ein.

Walpurgis. Dank edler Herr; bitte, edler Herr, rekommandiert meinem Spiegel weiter, edler Herr!

Agnes tritt ein.

Walpurgis. Nun komm heraus, Mädchen; es ist gelungen. Er will dich suchen in ganz Schwaben; er muß dich finden, wenn und wo er's nicht erwartet: noch heut auf Hanns Zengers Bankett. Wer ist da draußen?

Ralf. Der Raimund, Eures Vaters Geselle, und Jungfer Beate, Eure Gespielin.

Walpurgis. Sie kommen, dich zum Bankett abzuholen. Sei klug, Mädchen, sei klug! Thu nicht, als wüßtest du von ihm. Es weiß niemand, daß ich deine Bas' bin, als die Deinen, und die sagen's niemand. Aber nicht einmal, daß du mich kennst, darf jemand wissen; er, der Herzog, am wenigsten.

Raimund, Beate treten ein.

Raimund. Hörtet Ihr mich nicht rufen, Jungfrau Agnes?

Beate. Komm, schnell; das Bankett ist schon angegangen.

Walpurgis. Und doch, Nesel — wenn du dir's aus dem Kopfe schlügst und gingst gar nicht hin!

Agnes. Gebt Euch keine vergebliche Müh', Base; und sollt's mein Tod werden, ich muß hin. Kommt! (Gehen ab.)

Walpurgis. Pack zusammen, Junge; diese Nacht müssen wir heimlich aus Augsburg. Spute dich!

Zweiter Auftritt.

Nebengemach zum Bankettsaale bei Hanns Zenger.

Hanns, Isotta, Kanzler, Seibelstorfer von der einen, der Vizedom und Törring von der andern Seite herein.

Kanzler. Geschäfte allerlei — ei, nun man hat's
Erlebt, daß mit dem besten Willen man
Zum Lügner wurde — Frage, Rat, Besprechung,
Das spinnt sich aus sich selber unvermerkt,
Daß Zeit, in ihre Maschen eingefangen,
Sich selbst vergißt —

Hanns. Ja, in der That, Herr Kanzler,
Eu'r spätes Kommen thut dem Fest zu nah —

Kanzler. Ei, bitte sehr, nur mir. Vor zwanzig Jahren
Fand ich vielleicht den Vorwurf mehr gegründet.
Doch wie es zu geschehen pflegt, das Schlimme
Entschuldigend oft machen wir es schlimmer.
Drum soll Entschuldigung nicht länger mir
Verhindern, was nicht zu entschuld'gen wäre:
Des Festes Dame schuld ich noch den Gruß.

Hanns. Hier, Herr Kanzler, seht die hübsche Italienerin, die sich mir an den Hals warf, als ich, kaum in Genua angekommen, den linken Fuß noch im Steigbügel hatte.

Vizedom (näher tretend). Verzeiht Hanns Zengern seine Art, Madonna!
Denn so verwachsen ist sein Gut's und Schlimmes,
Daß man nicht scheiden darf.

Isotta. Herr Vizedom,
Noch fragt ich keinem nach; gleichgültig ist mir
Das eine, wie das andre.

Kanzler. Wie nur gelang's Euch,
Den schönsten Strahl Italiens heitrer Sonne
Dem nebelvollen Deutschland zu gewinnen?

Hanns. Ei, das bedarf auch der Erzählung. Kennt Ihr das alte Lied nicht, Herr Kanzler? Sie sahen sich und schmachteten; sie wollten zusammen oder sterben. Ich verbrauchte zwei Lauten, die eine zerspielt ich, die andre ging von meinen Thränen aus dem Leim. Madonna starb vor Sehnsucht fünfundzwanzigmal jeden Tag, bis die Kupplerin Sonne erwachte, den Lilienkelch schaukelte, da flossen die beiden Thautropfen darin ineinander. Ei, Madonna, mein Evangelium erbaut Euch nicht.

Isotta. Bemüht Euch nicht, ich höre nicht darauf.

Hanns. Nun das war's, was mich an Euch reizte. Über die Narren, die aus der Ehe einen ewigen Liebesrausch machen wollen. Ei, Liebe als Lebensaufgabe betrachtet, macht den Mann zum Weibe! Also, vernünftig zu reden, Madonnas Vater, Graf Viviani, und ich begriffen,

alles sei vorhanden, was zu einer vernünftigen Ehe notwendig: Gleichheit des Standes und der Güter; nichts fehlte, als was in Fleisch gefaßtes Ächzen Liebe nennt — und das war nur ein Vorzug unserer Ehe mehr, wenn es auch Madonna damals nicht begriff. — Aber was? seid Ihr schon zum Gehen gerüstet, gestrenger Herr Vizedom und Herr Graf Törring? Wollt Ihr meinem Feste einen gewaltsamen Tod bereiten, indem Ihr ihm den Kopf nehmt?

Vizedom. Es wäre niemand, der es uns mehr verdenken müßte, als Ihr, Herr Zenger, vergäßen wir das Turnier zu Regensburg. Wir sind zu dessen Vögten erwählt und müssen die ersten auf dem Platze sein. Madonna, dürft ich mit stechen, Ihr müßtet meine Dame sein! So empfehl ich mich Eurer Huld. Seine fürstlichen Gnaden, Herzog Albrecht seh ich nicht beim Feste. Euch und ihn begrüß ich übermorgen beim Turnier. Und so lebt wohl!

Hanns. Wollt Ihr den Ehrentrunk versäumen? Ei, gestrenger Herr Vizedom, ohne den sollt Ihr mir nicht gehn. (Alle ab.)

Albrecht und Agnes treten auf.

Agnes. Mein Vater will, der Raimund wird mein Mann.
Albrecht. Und Ihr? Wollt Ihr das auch?
Agnes. Was kann's Euch helfen,
Wenn Ihr das wißt?
Albrecht. Wenn ich der Raimund wär,
Sagt mir, fiel dann Euch das Gehorchen schwer?
Schwerer als nun?
Agnes. Was fragt Ihr? Laßt mich gehn!
Albrecht. Nicht eher, bis ich dir ins Aug' gesehn.
Agnes. Ich bitt' Euch —
Albrecht. Gut; doch süßer mußt du bitten.
Agnes. Faßt mich nicht so; das hab' ich nie gelitten!
Albrecht. Wollt ich dir weh thun, so bescheine nicht
Der Strahl mehr deiner Himmel mein Gesicht.
Doch sprich, was ich gefragt.
Agnes. Wollt ich's Euch sagen,
Ihr ängstetet mich nur noch mehr mit Fragen.
Ihr kennt mich wenig Stunden noch,
War't vorhin so bescheiden doch.
Nein, seid nicht traurig; ich will Euch nicht kränken,
Allein was müßtet selbst Ihr von mir denken?
Albrecht. Von dir? Was von dir denken?
O, von der eignen Lüge angetrübt,
Vergiftet, Pest bis in die Fingerspitzen,
Säh' nicht die eigne Wolk' in dich hinüber.
Was von dir denken? Was vom Demant denken,
Dess' tiefste Seele, Licht, den ganzen Leib
Erfüllend, ihn durchgeistet?

Und wie? Nur wenig Stunden kenn ich dich?
Und warst in meiner Seele, weil sie weiß,
Erst schlummernd, dann erwachend mit ihr selbst,
Ihr erstes Sehnen und ihr letztes, bis
Du selber dir entgegentratst, dich fandest,
Und an dir selbst beseligtest?
Und wärst du mir noch fremd — zu lange wählt,
Wer das Vollkommne nicht beim ersten Blick
Ergreift; zu kurz, wer um den Mangel
Sich Jahre lang im Wählen dreht. —

Agnes. Ja, nun versteh' ich Euch schon wieder nicht.

Albrecht. Gut so; verständest du's, du wärst es nicht.

Agnes. Ich bin ein ehrlich Mädchen, laßt mich, Herr!
Die Leute werden reden.

Albrecht. Was von Euch denken? Und was denket Ihr
Von mir?

Agnes. Laßt mich's nicht sagen — nein —

Albrecht. Erröt'st du?
So schämt Natur sich ihrer nackten Schöne,
Weil Bildung, überputzt, stolziert
Mit ihrer Häßlichkeit. O Flittern! Trödelkram!

Agnes. Ich kann's nicht, bin so klug nicht, wie Ihr seid.

Albrecht. Ha! bin ich etwas mehr? Dann weg damit!
Denn Mangel ist's, nicht Reichtum. Was ich klüger bin,
Als du, bin ich zu klug. Mit Bildung überkupfern wir
Das Silber der Natur. Sprich, sprich: was denkst du
Von mir?

Agnes. Das Beste dächt ich gern; gewiß!

Albrecht. Ihr kennt mich nicht?

Agnes. Nein, Herr.

Albrecht. Seht mich, wie ich hier stehe,
Ein Mann, von Ansehn, so wie andre auch,
Mit dem, was Glück die Leute nennen, reicher
Bedacht, als viele, dennoch ärmer
In meinem Wissen, dem dies Glück nichts weiter
Als müß'ge Zierat, als ein goldner Knopf
Am Mantel; doch 'ne Welt trag ich in mir
Für Euch, darin zu herrschen; seht, ein Mann,
Der ganz sich giebt, doch ganz auch nehmen will!
Sprecht, daß Ihr mein seid, und ein Priester fügt
Die Hände uns, den Seelen nachzuthun.

Agnes. Der Raimund und die Beate werden mich vermissen.

Albrecht. Wie, sprichst du nichts? Vor Wonne bang;
So würzt die Blum' der Thau in süßen Nöten:
O so, mein süß Erröten,
Schweigst du beredter, denn je Rede klang! (Beide in den Saal.)

Hanns, Isotta, Seibelstorfer treten auf.

Seibelstorfer. So ist's. Er sah die Dirne im Spiegel der Hexe, fand sie hier, ließ die heimliche Trauung bestellen, der Priester wartete im Margaretenkirchlein, eh' er noch geworben hatte — Sehen, Vergaffen, Werben, Heiraten, alles in kaum vier Stunden und — nun, Bayern hat eine Herzogin.

Hanns. O Wetter! ich handelte und zankte mit meinem Schwiegervater eben soviel Tage lang um ein elendes Pferd — nein, elend war es eben nicht, aber doch nur ein Pferd — das ich noch haben wollte, und — Wahrheit muß ans Licht, Madonna — gab Euer Vater den Schecken nicht, ich brach die Verhandlungen ab und ließ Euch sitzen. Und der — hat man je so was gehört!

Isotta. Und suchtet Ihr nicht ihn abzuhalten?

Hanns. Abhalten? Den? ei, Ihr kennt ihn nicht. Ihm widerraten, um ihn nur eigensinniger zu machen? Was wollt Ihr ihm sagen? Sagt ihm, Ihr wollt Fürst sein und ein Liebesheld zugleich? Eins wird das andere verderben, der Fürst wird am Liebhaber scheitern, der Liebhaber am Fürsten; Ihr werdet beides verlieren! Sagt ihm das und er antwortet Euch: eben darum, um Euch zu beweisen, daß ich beides zugleich kann! Was Ihr ihm einwenden mögt in Rücksicht auf Stand, Staatsklugheit und was sonst seine Heirat zu einem dummen Streiche macht — nun, es sind eben Vorurteile und er wird Euch weisen, daß man die Wahrheit des Lebens in der Wirklichkeit durchsetzen kann. Sagt ihm: man darf nicht Großes und Kleines um denselben Preis kaufen und jedes mit seinem ganzen Ich bezahlen, ei, dafür ist die Scheidemünze da; man muß dem Augenblick geben, was ihm gehört, aber nicht mehr, sonst findet uns der andere Tag bankrott; sagt ihm das, sagt ihm, was Ihr wollt — er wird die Achsel zucken, und aus der Glorie seiner vermeinten Überlegenheit heraus mitleidig lächeln: Ihr seid eben der kalte Hanns! Hitze, Tollheit ist ihm die einzige Tugend, die er gelten läßt. Kommt, Seibelstorfer, laßt uns mit Wein hinunterschwemmen, was unser Verstand nicht schlucken mag. Er wird die Dirne auftrinken, wie ein heißer Sonnenstrahl den Tropfen Thau. (Ab.)

Seibelstorfer (für sich). Und Ihr werdet mit Eurer Kälte Euer heiß italienisch Weib wohin treiben, wo Eure Ehre toll werden muß, sie zu finden. Ich lobe mir eine Ehe, weder vom Verstand der Liebe, noch von der Liebe dem Verstand zum Trotze geschlossen. (Ab.)

Isotta. Klar ist's, die Hexe hat benutzt, was sie von mir wußte, die Dirne in seine Liebe einzuschwärzen. Es darf ihr nicht gelingen, Herz!

Giulio. Gnädige Frau —

Isotta. Was thun? — Giulio, du mußt dem Vizedom nach und ihm einen Zettel in die Hand spielen, doch so, daß er dich nicht fragen kann. Dann — weißt du an die Hexe zu kommen, die sich die kluge Frau aus Ungarn nennen läßt?

Giulio. Ihren Helfershelfer lernt ich in Genua genauer kennen, als ihm lieb war, und frischte hier die Bekanntschaft auf.

Isotta. Geld, List, Gewalt, brauch, was du willst! Noch diese Nacht mußt du mir sagen können, wie die Dirne zu ihr steht, die sie Herzog Albrecht diesen Abend in ihrem Spiegel zeigte. Geh — doch ich muß erst den Zettel schreiben für den Vizedom — komm! (Beide wollen ab.)

Seibelstorfer kommt.

Seibelstorfer. Schnell, gnädige Frau! Die Dirne ist entführt; wir sollen Zeugen sein bei der heimlichen Trauung; Euch blüht die Ehre, der Baderherzogin Gesellschafterin zu werden. Hanns Zenger holt seinen Mantel und flucht. Eilt, ich bitt' Euch!

Isotta. Ich werfe nur ein Gewand über gegen Nachtluft und neugierige Augen. Komm, Giulio, den Zettel an den Vizedom! (Alle ab.)

Raimund tritt auf.

Raimund. Ich finde sie nicht, sie nicht und die Beate nicht. Fortwährend tanzte sie mit dem Manne, der Herzog Albrecht gewesen sein soll. Er sprach in sie hinein, sie hörte nichts, als ihn. Raimund! Raimund! wär's wahr, was du fürchtest. Was dann? Lärmen machen? Nein. Ich geh heim und rufe den Meister! (Ab.)

Dritter Auftritt.

Eine Straße in Augsburg.
(Ein Glöcklein läutet.)

Es treten auf Albrecht, Agnes am Arm, Hanns, Isotta, Seibelstorfer, alle vermummt.

Albrecht. Und so verklang der letzte Orgelton;
Der Mönche Glöcklein schwingt die Silberzunge
Und kündet zu den goldnen Sternen auf:
Nie heiliger ward eine Eh' geschlossen.
Du weißt nun, wer ich bin, mein süßes Lieb!

Agnes. Ja, Herr —

Kaspar und Raimund kommen.

Raimund. Da sind sie!

Kaspar. Dirne, hab ich dich?

Agnes. Mein Vater, Herr!

Albrecht. Das trifft sich gut; mein Lieb,
Erblaß nicht so! Willkommen, wackrer Alter;
Ihr trefft uns auf dem Weg zu Euch.

Kaspar. He, Dirne!
Fort, her zu mir und mit nach Haus! Hörst du?

Albrecht. Hört Ihr uns, Alter!

Kaspar. Ei, nichts da, mit der
Hab ich zu schaffen hier und sonst mit niemand!
Das ist mein Kind. Wie? oder bist du's nicht?
Bist du 'ne Dirne?
Agnes. Vater, sprecht nicht so!
Ich bin ein ehrlich Weib —
Kaspar. Ein ehrlich — pfui doch!
Hanns. Kennt Ihr mich, Alter?
Kaspar. Ja; Ihr seid Hanns Zenger.
Hanns. Was gebt Ihr auf mein Wort?
Kaspar. Nach dem es ist;
In andrer Sache viel, in dieser nichts.
Seibelstorfer. Ich, Kunz, der Seibelstorfer, schwör Euch zu:
Der Mann hier und dies Weib sind Mann und Weib,
Durch heil'gen Schwur und Kraft des Sakraments
Und Priestersegen am Altar geeint.
Hanns. Und so thu ich, mit Namen Hanns von Zenger.
Kaspar. Ja, Spiegelfechterei!
Seibelstorfer. Und so gebt Raum!
Kaspar. Nicht für den Teufel, aller Lügen Vater,
Noch für 'nen Nestling seiner Brut;
Just klug genug, ein Gänschen zu betölpeln,
Wo eigne Dummheit dritter Mann im Spiel;
Mich angelt Ihr mit solchem Köder nicht.
Agnes. Ihr kennt mich, Vater; nicht um alle Welt,
Um allen Glanz und alle Pracht nicht ward ich
Hier meines Herrn, noch irgend eines Mannes,
Gott weiß und Ihr, als etwas andres sonst,
Denn als sein ehrlich Weib allein. Vor Zeugen,
Die Lichter brannten und der Priester eint' uns;
Vorm heil'gen Altar tauschten wir die Ringe;
Die Orgel klang vom Chor, das Glöcklein schallte;
Der Priester fragte, und wir sagten Ja,
Der Priester segnet', und wir sprachen: Amen.
Nichts ward vergessen, auch das kleinste nicht.
Recht ist die Eh' und ich ein ehrlich Weib!
Kaspar. Und wär's,
'ne dumme Dirne seid Ihr. Was 'ne Kette
Von Eisen Euch, dem ist's ein Strohband nur.
Weißt du, wie lang geheime Eh' den bindet?
Nicht länger, als des Blutes Hitze raucht,
Die sie geschlossen.
Meint Ihr, der Samt zu Eurem Antlitz trägt sich
Nicht ab, wie andrer Samt? und länger hält Eu'r Lärvchen,
Als einen kurzen Dirnensommer durch,
So lang die Rosen blühn und Käfer schwärmen?

Und solche Liebe länger, als Eu'r Lärvchen?
Und länger solche Treu', als solche Lieb'?
Und länger solche Eh', als solche Treu'?
Ein kurzer Sommertag, und Euer Sammet
Ist abgetragen, welk und fadenscheinig.
Soll er Euch länger tragen, als sein Wams?
Dann fort mit Euch und mit dem Wams zum Trödler!
Raimund. Vom Vater und vom Himmel mir bestimmt,
Was wollt Ihr bei den Großen? an dem Hofe,
Mit Euerm Kindsvertraun, das sie benutzen,
Und ohne Freund? Ein Eindringling seid Ihr
Dort nur, den man sich gern vom Halse schafft;
Im kleinen Häuschen seid Ihr seine Seele.
Glaubt, nach dem Gärtchen sehnet Ihr Euch noch,
Das jetzt zu klein Euch ist. Er wird's bereun;
Denkt an das arme Fürstenweib in Holland,
Das teuer zahlte mit dem Tod ihr Lieben.
Isotta. Glaubt's nicht! Schlägt jedes Herz am Hof nur halb
In meines Herzens Takt, nie mißt Ihr Freunde.
Raimund. Glaubt's doch! Am Hofe heißt's, meint der's am schlimmsten,
Der ins Gesicht am freundlichsten sich zeigt.
Ich bin ein armer Bursch, doch Euern Standes;
Was wollt Ihr mit dem großen Herzog? Seht:
Vornehm erzogen, hat er andre Wünsche,
Ist Anderes gewohnt, als Ihr; was will
Das Vögelchen, im niedern Busch geworden,
Beim Adler, der auf kalter Höhe nistet?
Kaspar. Noch ist die Eh' vollzogen nicht, wenn Ehe,
Und noch zu trennen.
Raimund. Laßt ihn! Geht mit uns!
Albrecht (für sich). Jetzt zeige, Liebe, dich, daß echt du bist.
Ich stell's in Eure Hand, hört; Ihr seid frei:
Mein neues Recht geb ich freiwillig hier
Zurück dem Manne, der es sonst besaß;
Nur Euer freies Wort traut Euch von neuem
Zum Weibe mir — Wahr ist's, Ihr kennt mich, Agnes,
Seit Stunden erst, und seine Lieb' ist älter,
Als Euer Denken; jeder Eurer Tage
Trägt eine Liebesnarb' von ihm im Antlitz.
Wahr ist's: so, wie er sagt, wirbt Lust der Großen
Und hält geheime Eh' als Köder hin,
So schnell zerrissen, wie geschlossen. Hört Ihr?
Agnes. Ihr sagt's und seid so klug; Euch glaub ich's, Herr.
Die ganze Welt ist schlimm, doch Ihr seid's nicht.
Albrecht. Und bin ich's nicht, kann ich's nicht werden noch?
Macht einen Gott aus mir! Ich bin ein Mensch,

Ein Mensch wie jeder, seht, von Fleisch und Blut;
Mein Denken ist begrenzt; mein Fühlen wechselt
Wie andrer Menschen Fühlen; was Gewalt
Hat über andre, das beherrscht auch mich;
Gebrechlich ist so Lieb' als Haß in mir.
Nein, sprecht nicht jetzt; sonst schelt ich Euch leichtsinnig.
Ein Kind, das läuft von einem Spiel zum andern —
Sprecht Ihr und habt bedacht nicht, was Ihr sprecht!

Agnes. Nun, Vater, seht Ihr doch, wie brav er ist?

Kaspar. Ich seh, wie klug er ist. Nun sag: ich folg Euch!
Mach ihn vom Vorwurf der Verlockung frei!
Wie denn? Du heiße Dirne, rennst du nicht —
Läßt du so lang ihn locken? — in die Falle?

Agnes. Herr, ich bin Euer Weib und muß Euch folgen,
Was auch mein Schicksal sei!

Albrecht. Bist du's? bist du's?
Nein, Alter, geht noch nicht! Erst hört mich, Alter!
Du, Seel' der Wahrheit selbst, du hörtst mich jauchzen,
Bräch tiefstes Mitleid mir die Stimme nicht,
Daß ich dich so gequält. — Kommt, Vater, folgt uns!

Kaspar. Dem Teufel, doch nicht Euch.

Albrecht. Was soll ich sagen,
Daß Ihr mir glaubt?

Kaspar. Sagt nichts; das glaub ich Euch.

Albrecht. Ihr zürnt —

Kaspar. Ei gar! Bin ich nicht Dank Euch schuldig?
Blind war ich siebzehn Jahr', Ihr macht mich sehend
Im Augenblick. Wie nun? wer nennt Euch ungleich?
Gleich im Betrug, betrügt Euch — nun, es gehe,
So lang es geht! Sie lockt Euch, Ihr lockt sie.
Doch fällt's noch 'mal Euch ein, zu prüfen, sagt ihr,
Sie soll nicht Eure Herzogin mehr sein, —
Und seht, wie lang dann ihre Liebe hält.
Die Liebe von zwei Stunden schon so stark?!
Ein ehrlich Weib! ist's nicht 'ne schöne Scheide,
Die Fürstin drin zu schützen vor dem Rost?
Ihr seid 'ne Dame; nehmt zum Beispiel Euch
Die Dirne, die mein Kind hieß. Thoren giebt's
Genug; doch jeder, merkt, ist's nur einmal.
Gewissen, Eltern zwischen Euch, 'ne Welt, —
Seht, ob Eu'r Leichtsinn das auch überschwatzt.
Ich seg'n Euch nicht und brauch Euch nicht zu fluchen;
Ihr flucht Euch selbst: Eu'r Thun ist Euer Fluch!
So geh ich, denn ich sprach und that genug. (Kaspar mit Raimund ab.)

Albrecht. Bestürm ihn wärmer; er muß mit uns gehn!

(Albrecht und Agnes folgen.)

Seibelstorfer. Er machte sie fast selber irr.

Hanns. Wär's ihm gelungen! Teufel, mach' geschehen ungeschehn, und nimm, was ich habe!

Seibelstorfer. Euer schönes Weib ausgenommen.

Hanns. Nichts ausgenommen, nichts!

Isotta. Nun, Ihr könntet es billiger haben.

Hanns. Was?

Isotta. Etwas, das, jetzt noch ein unsichtbarer Wurzelkeim, anwachsen könnte, Felsen sprengend, geschweige den übereilten Bau dieser Ehe.

Hanns. Was meint Ihr?

Isotta. Sagt mir: Wenn der Herzog, der die Wahrheit in eigner Gestalt in dem eiteln Dinge zu besitzen meint, glauben müßte, die Dirne selbst habe im Spiegel gesessen, wenn —

Hanns. Wie? Könntet Ihr das? Der Narr einer einfältigen Dirne in all seiner Geistesüberlegenheit? das packte ihn an seiner kitzlichsten Stelle! Wenn Ihr das könntet! Aber — er würde Beweise verlangen —

Isotta. Bis morgen, denk ich, hab ich sie. Und wenn Ihr helfen wolltet —

Hanns. Nur? Nur helfen? Was? Ein Lautenspieler will ich werden, alle Mäuse Schwabens mit Eurem Lobe totsingen, Sonette machen auf Eure Schönheit, noch mehr: die Saiten meiner Natur umstimmen, daß sie selber Laute wird für den Milchsinger des blinden Kerlchens Liebe —

Isotta. Bemüht Euch nicht; behaltet, oder gebt, wer es haben mag. Mein Grund wäre, daß ich nicht die Magd einer Bürgerdirne sein will.

Seibelstorfer. Stille! Das Paar kommt unverrichteter Sache zurück. Der Baderschwiegerpapa war unerbittlich.

Hanns. Thut es, um welchen Preis Ihr wollt; nur, laßt Euch beschwören, thut's!

Isotta (beiseite). Kann auch dieser Eisblock warm werden? So soll meine Liebe seine Freundschaft in ihren Dienst werben, und er selbst soll gezwungen mich zwingen, nach dem zu ringen, wonach jeder meiner Pulse glüht.

Albrecht, Agnes zurück.

Albrecht. Geliebt's Euch, Hanns, so sind wir diesen Rest
Der Nacht Euch Gäste. Morgen dann mit Frühstem
Nach Straubing, meinem Schloß. Dort gilt mein Weib,
Madonna, Eure Freundin, bis Natur —
Doch unser Wunsch eil ihr nicht vor, nein, heiße
Sie zögern! — jenen Tagen Grenze setzt,
Die meiner Tage Quell. Dann führ ich dich,
Im Diadem auf stolz geschmücktem Roß,
Als Herzogin heim in mein Väterschloß.

(Sie gehen alle.)

Vizedom und Törring im Vorbeigehen.

Vizedom. Ich fühlte den Zettel hier mir in die Hand gedrückt. Aus Gedanken aufsehend, sah ich keinen Bringer.

Törring. Ich meinte, Ihr ließet ihn mit Willen gehn, und faßte ihn nicht weiter ins Auge.

Vizedom. Des Mondes Helle reicht nicht hin; in der Herberge will ich's lesen — oder auf dem Wege nach Regensburg; denn schon dämmert der Morgen. (Beide ab.)

Raimund (im Auftreten zurücksehend). Sagt ja niemand, Meister, wohin sie ist und was sie geworden ist. Ja nicht! Ich geh zu des Vizedoms Werbern, der in Straubing regiert an Herzog Ernsts Stelle. Dorthin will sie Herzog Albrecht führen. Damit sie eine treue Seele in ihrer Nähe hat; und daheim konnt ich nicht bleiben. Sie wird meiner nicht bedürfen! — ist's doch ordentlich, als thäte mir das leid. — Hier seh ich das Häuschen noch, wo sie — Still! Ade, Augsburg! Mein Glück, ade! (Ab.)

Vierter Auftritt.

Zimmer in Hanns Zengers Hause.

Agnes. Isotta.

Isotta. Eu'r Vater wird wohl schweigen, teure Fürstin —
So nenn ich Euch schon jetzt, dem Herzen folgend,
Das jetzo schon als Herrin Euch erkennt —

Agnes. Ja, Ihr seid herzlich gut, gewiß! ich weiß.

Isotta. Dennoch, wie leicht setzt das Gerücht aus Fetzen,
Von unbemerkten Lauschern aufgeschnappt,
Zusammen oft, was heimlich bleiben sollte,
Und schreit's auf offnem Markte aus. So kommt
Der Herzog, Euer Herr, wenn er erscheint
Auf dem Turnier zu Regensburg zur Zeit,
Wo man entführt Euch hält, ihm klug zuvor.

Agnes. Es war Hanns Zengers Rat —

Isotta. Ja, seine Kälte
Sah, was Eu'r Herr, in seines Glückes Wärme
Sich wiegend, übersehn gern hätte.

Seibelstorfer tritt auf.

Seibelstorfer. Fertig
Zur Reis' ist alles, gnädige Frau. Auch steckt
Der Morgen seine goldne Fahn' schon auf.
Eu'r Herr auf seinem Weg nach Regensburg
Wird, schaut er um, schon Augsburg nicht mehr sehn.
Nach Straubing denn, wohin sein Wort uns weist!
Ich bitt' Euch, nicht zu zögern. (Seibelstorfer und Agnes ab.)

Giulio erscheint.

Isotta (den Abgehenden nachrufend). Geht voran!
Ich folg Euch schleunig. (Zu Giulio.)
Kommst du endlich, Giulio? Eil dich — nur das Was jetzt, das Wie auf dem Wege!

Giulio. Der Vizedom hat Euern Zettel und die Hexe — ist des alten Bader Bernauers Schwester. Die neue Herzogin war vor dem Bankett bei ihr und —

Isotta. Genug! Mach dich fertig, dem Herzog nach Regensburg zu folgen. Ich schreibe schnell die namenlosen Zeilen, die du ihm geschickt in die Hände spielen mußt, daß er nicht ahnt, woher! Mach dich fertig, Giulio! (Giulio ab.)

Isotta. Fort muß die Fälscherin! Mein Zettel sagt ihm,
Wie er betrogen ist, und wischt die Schminke,
Die ihn bezaubert, von der Dirne Wangen,
Daß er nichts sieht, als was sie wirklich ist.
'ne dumme Dirne, die, vom Stolz gekitzelt,
Gern Fürstin möchte sein. „Ja, Herr — Nein, Herr —"
Sonst nichts! Und wenn zu Wundertönen tief
Und mächtig Lieb' sein Dichterherz erregt:
„Ja, jetzt versteh ich Euch schon wieder nicht —"
Und dann das dumme Nicken mit dem Kopf:
„Ei seht doch! Nun, das glaub ich schon" — so gänsehaft phlegmatisch,
Daß sich sein stolzer Geist empören müßte,
Zur Dummheit selbst gespannt zu sein, wär er
Des Zaubers los, der sie zum Wunder lügt.
Daß das geschehe, Klugheit, dopple dich,
Und, Liebe, zeig, wie du erfinderisch bist:
Zeig ihm dich, wie du bist, und anders doch,
So daß er sehn muß, du bist's, was er ersehnt,
Doch nicht die Absicht merkt, die dies ihm zeigt.
Verbirg den blut'gen Hohn und Groll, der aufschwillt
Bei ihrem bloßen Anblick; mach die Dummheit
Zur Pupp' in deiner Hand, zur Helferin
Gegen sie selbst, durch plumpe Schmeichelei,
Und schreck vor nichts zurück, daß dein er sei!
So raub dem Räuber ihn, stiehl ihn dem Diebe,
Der dir gehört nach allem Recht der Liebe! (Ab.)

Zweiter Aufzug.

Erster Auftritt.

Turnierplatz bei Regensburg.

Zwei Zimmerleute sind noch an den Schranken beschäftigt. Ein Herold mit seinen Dienern.

Herold. Wer bei dem Turniere zu Regensburg mit stechen will, der bringe sein Wappen, damit wir untersuchen, ob es echt sei und rein, ob er mit stechen darf, und es zurückweisen oder aufhängen zu den andern. Zur Waffenschau! Zur Waffenschau, ihr edlen Ritter!

Der Vizedom, Törring, Landsberg und noch einige Ritter.

Vizedom (liest von einem Zettel). „In diesem Augenblicke macht Herzog Albrecht eine schwäbische Baderdirne zur Herzogin von Bayern. Herr Vizedom, Säule des Rittertums, duldet Ihr das?" — So lautet der Zettel, der mir vor meiner Abreise in Augsburg, wie ich Euch sagte, in die Hände gespielt wurde und den ich erst auf dem Wege las. Meint Ihr, der Zettel lügt? Und wenn er Wahrheit spricht, was dann?

Törring. Dann frag ich mit dem Zettel: Herr Vizedom, wollt Ihr das dulden?

Vizedom. Und ich antworte für den Vizedom: Bei den Gräbern meiner Ahnen, nein!

Landsberg. Und ich für den ganzen bayrischen Adel: Keiner von uns! Nie soll eine Baderdirne über unsern edeln Frauen sitzen!

Vizedom. Darum erst zur Frage: ist's wahr?

Landsberg. In dem Trotz, den sie voraussetzt, trüge die That Herzog Albrechts Stempel. Zeigte er nicht, seit er ein Mann, sich derart, daß wir den Kopf schütteln mußten in ernster Besorgnis, deutete ein Finger auf die Stunde, in der Herzog Ernstens Tod ihn zum Herzog macht und zu unserm Herrn? Fuhr dann nicht unwillkürlich die Rechte nach dem Schwertgriff, als gält's schon jetzt, bedrohte Rechte zu verteidigen? In schwächlicher Kindheit von den welschen Denkern und Dichtern, seiner mailändischen Mutter erzogen, gewann er nie ein Herz für Adelsehre und Rittertum.

Törring. Im Letzten irrt Ihr, Herr Landsberg. Kräftiger geworden als Jüngling, holte sein Stolz in feuriger Eile nach, was der kranke Knabe versäumt. Er ruhte nicht, bis er die Besten übertraf in ritterlichem Thun.

Vizedom. Doch nicht aus Freude an ritterlichem Thun, Graf Törring. Wahrlich nur, um auf diese Vorzüge, die er an sich selbst nicht achtet, bei andern mit besserer Miene herabsehen zu können. Sein Hochmut ruht auf seinem Witze. — Was ist das?

Landsberg. Jauchzen des Volkes; es kommt näher, es kündigt sein Hierherkommen an. Er bringt seinen Schild zur Waffenschau.

Vizedom. Diesen Spielmann, der ihm voranzieht, wirbt er mit seinem Adelshasse, um ihn einst gegen uns und unsre Rechte zu brauchen.

Törring. Den Zettel muß Herzog Ernst sehn.

Vizedom. Damit, leugnet der Sohn Absalom, die Sache abgethan ist? Bei meinem Eide, nein! Wir fordern ihm im Namen des ganzen bayrischen Adels sein Ritterwort ab: er sei nicht der schwäbischen Baderin Gatte. Giebt er's, so ist er's nicht; verweigert er's, so giebt er dem Zettel recht, so gesteht er öffentlich ein, was den Herzog Ernst und den ganzen Adel Bayerns gegen ihn bewaffnen muß.

Albrecht und Kanzler treten auf.

Albrecht. Ich soll mehr an meines Vaters Hofe sein, Herr Kanzler?

Kanzler. Dann wünscht Euer Vater, unser Herr, Ihr möchtet seine Räte besser behandeln.

Albrecht. Er sollte wünschen, sie wären bessere Leute, dann gäbe sich's mit der Behandlung von selbst — Euch ausgenommen, versteht sich, Euch ausgenommen, Herr Kanzler! Aber seht selber diesen Vizedom von Straubing, wie er einhertritt: wie ein Festroß mit dem Verdienste seiner Ahnen als Decke auf dem Rücken. Gut, daß seine Ahnen ihn adelten, er hätte sie nicht geadelt; sein eigen Verdienst reicht kaum hin, ihn allein warm zu halten. Fleischhackerverdienst.

Kanzler. Ihr seid scharf, gnädiger Herr, Ihr seid scharf —

Albrecht. Wenn Ihr mich wetzt. (Hanns Zenger tritt auf.) Was giebt's Hanns?

Hanns. Der Vizedom weiß von Eurer Heirat; weiß Gott, woher? Er will Euch Euer Ritterwort abfordern, Ihr seiet nicht vermählt, um Eure Weigerung dem ganzen bayrischen Adel als ein Ja auszulegen; hütet Euch! Seht, er steht schwarz wie ein Gewitter — wenn er so schweigsam ist —

Albrecht. Entschuldigt, Herr Kanzler, einen Augenblick. — Ja, er weiß, daß der Thaler Groll durch jedes Zornwort um einen Groschen Thatkraft ärmer wird; und nie sah ich einen bessern Haushälter mit seinem Groll, als diesen Vizedom. Bei meinem Eide, sein bloßer Anblick wendet mir die Galle um.

Kanzler. Vermeidet ihn, gnädiger Herr.

Albrecht. Daß seine Eitelkeit sich kitzelte, ich sei vor ihm geflohn? Eher werf ich's ihm in die Zähne, was er erlauern will.

Hanns. Denkt an Euren Vater —

Albrecht. Ich will ihn nicht zum Worte kommen lassen. Ohne Sorgen, Hanns; ich will den kalten Hanns noch überkalthannsen. — Und Ihr fandet mich so schnell, Herr Kanzler?

Kanzler. Die Liebe des Volkes führte mich auf ihres Gegenstandes Spur.

Albrecht. Pah, auch ein Herkommen, wie die Verse unserer höfischen Poeten. Die Welt ist eine andere geworden; aber sollen sie umsonst von ihren berühmten Großvätern eine Form geerbt haben? Hörtet Ihr nie die Lieder, die jetzt Handwerksburschen, Schüler und andere fahrende Leute dichten? Die lassen den Dingen ihre eigene Haut; ist sie noch ungelenk und rauh, auf dem Wege von Mund zu Mund wird sie schon glatt werden und eine Art von Schönheit finden, die sich mit der Wahrheit verträgt. Also Ihr meint, das Volk liebt mich?

Kanzler. Sein Atem trug Euern Namen in die Wolken und ihre Hände warfen ihm einen bunten Knäuel von Mützen und Hüten nach.

Albrecht. Mein Schneider versteht sein Handwerk gewiß. Aber warum springt Ihr ab?

Kanzler. Vergebung, gnädiger Herr, den Vorwurf mach ich Euch! Ich redete von dem Jubel des Volkes, der Euch galt, nun —

Albrecht. Noch einmal: der mir galt! — und sagt ich Euch nicht, er galt meinem Schneider? Ich fürchte sehr: trug ich das zerlöcherte Wams des Bettlers, der um jene Ecke schlottert, mit Euerm Beweise säh es eben so windig aus.

Kanzler. Ihr wolltet Euch verkleiden? Ihr gnädiger Herr? Ja, wenn der Fürst bei Euch in den Kleidern steckte; und das mag vorkommen, gnädiger Herr, das mag vorkommen! Aber der Dichter würde sagen —

Albrecht. Was er nicht verantworten kann, wenn Ihr's für Euch anführen wollt.

Kanzler. „Durch jedes Loch der Jacke blickt der Fürst."

Albrecht. Der Fürst! — Ah! seht Ihr, so galt der Jubel des Volkes dem Fürsten, nicht mir.

Vizedom (hinzutretend).. So fein spalten hat Euch nicht der Waffenmeister gelehrt, gnädiger Herr. Erlaubt, daß wir als Vögte des Turniers Euch in Regensburg willkommen heißen!

Albrecht. Wir danken und grüßen Euch, Herr Vizedom. Da wir vom Fürsten reden, Herr Kanzler — ich möchte Euch gern in die Enge treiben — sagt mir doch: wer ist ein Fürst? Wir reden von Nichts, Herr Vizedom; aber wenn von Nichts reden verboten wäre — müßten die Höfe zu Trappistenklöstern werden. Also immer zu, Herr Kanzler: was ist ein Fürst?

Kanzler. Ein Fürst nun — —?

Albrecht. Kurz und bündig; nicht mehr als drei Worte; wer Euch mehr zugiebt, ist verloren.

Kanzler. Nun denn —

Vizedom. Wenn Ihr mir erlaubt, gnädiger Herr: Ein Mann, der fürstlich denkt, oder wenigstens — fürstlich denken sollte.

Albrecht. Sollte! Ei, wer fragt, was er sein sollte? Was er vielleicht einmal werden wird? Die Frage ist: was ein Fürst ist, was er jetzt ist! Nun, Herr Kanzler?

Kanzler. Ihr treibt mich ein, gnädiger Herr — man hat's erlebt — laßt sehn! laßt sehn! — Nun denn: Einer —

Albrecht. Einer —

Kanzler. Der regiert.

Albrecht. Wie lang seid Ihr erst am Hofe? Ich werde irr' —

Kanzler. Fast fünfzig Jahr! Ich kam —

Albrecht. Ein halb Jahrhundert fast am Hofe und — wißt nicht besser dort Bescheid? Sagt: Einer, der regiert wird! Der keinen Schritt thun kann, wie ihn Menschen thun, ohne an ein Adelsprivilegium, ein Herkommen oder an sonst eine hölzerne Rücksicht anzustoßen. Der Diener seiner Diener; der Hammer, mit dem sie ihr Glück und ihrer Feinde Verderben schmieden; ein armer Mann, der den Unzähligen schmeicheln muß, die er braucht, damit die Wenigen ihm schmeicheln, die ihn nicht entbehren können.

Vizedom. Gnädiger Herr —

Albrecht. Ein — Kommt, laßt uns mit diesen Leuten hier reden. An ihnen ist noch etwas von der ersten Hand der Natur. Zu solchen Schurzfellen muß man fliehn, wenn man sich von den Gespenstern des Herkommens erholen will. Ihr, Mann im Schurze, was treibt Ihr da?

Melchior. Wißt Ihr's nicht? Nun so könnt Ihr lernen, daß das Schurzfell vor den Harnisch geht; wenngleich Ihr selber gemacht scheint, einen zu tragen.

Albrecht. Wie so? Der gestrenge Herr Vizedom möcht es wissen; er ist ein großer Bürgerfreund.

Melchior. Nun: erst müssen wir die Schranken baun, erst muß unser Schwert dabei gewesen sein, eh' der Ritter das seine ziehen kann.

Albrecht. Euer Schwert? Der Mann hat Verstand für zwei Federbüsche, Herr Vizedom! Du meinst die Axt; und wahrhaftig! die Axt ist des Zimmermanns Schwert, und das Schwert die Axt des Ritters. Es braucht so wenig Kopf dazu, die eine wie das andere zu regieren. Und mit dem Schwert baut der Ritter sein Haus, und mit der Axt haltet Ihr Eure Feinde, Hunger und Sorge Euch vom Leib.

Melchior. Richtig. Aber wißt Ihr auch vom Hunger? Ja, vom Hörensagen. Nu, der Herrgott hat alles gut ausgeteilt: der eine hat den Hunger, der andere zu essen.

Albrecht. Und einer die Würde, der andre das Verdienst — wenigstens bei Hofe, sagt man.

Melchior. Und doch giebt's solche Allesbitterschmecker, die sich nicht dabei beruhigen wollen.

Albrecht. Aber wie geht Ihr mit dem Stamm da um? Dieser Stamm war ein Baum, hatte seinen grünen Federbusch, der nickte im Wind, und seinen braunen Küraß wie einer, als er noch im Walde stand. Und der Hauch der Gunst buhlte mit ihm, die Sonne der Majestät vergoldete ihn, und seine Schmeichler, die Vögel in seinen Zweigen, machten Musik dazu. Und jetzt — ja, das könnte sich manche bunte Feder und manche hoffärtige Elle Seide und Samt zu Herzen

nehmen. Derselbe Wind, der heut ihre gestickten Rippen bläht, wird in acht Tagen ihre Fetzen da im Staube fegen. Pfui, was dünkt sich eine Handvoll lebendigen Staubes gegen die andere! Wie, Herr Vizedom? Und was baut Ihr da für Verschläge in Gottes freie Welt hinein, daß ehrliche Leute darüber straucheln müssen? Und paart den frischen, grünen Zweig da mit der dürren Stange? Und habt ihn losgerissen von dem Haideblümchen, zu dem er sich neigte im Wald? Was? ist der grüne Zweig ein Junker, und das Haideblümchen ein Bürgerkind? Und nun nagelt Ihr ihn an das dürre Fräulein Stange? Oder hat der Zweig selbst das Blümchen verlassen? So hat er unehrlich gehandelt, obgleich Ihr ihn darum lobt. Ihr sagt: Die Ehre seines Geschlechtes hat es verlangt. Was ist das für eine Ehre, die Ehrlichsein entehrt? Wie? der Bürger hat keine Ehre? Hat er das nicht, was Ihr Ehre nennt — vor Gott ist er um so ehrlicher. Was habt Ihr aus Gottes Welt gemacht! Ihr und Euersgleichen! Was macht Ihr noch jeden Tag aus Gottes Welt! O, das sind unverschämte Gesellen, gestrenger Herr Vizedom. Ich grüß Euch noch einmal; wir sehen uns öfter während des Turniers. Jetzt lebt wohl, Ihr Herren! Ich muß fort, soll ich nicht zornig werden; und dies Gelichter ist eines ehrlichen Zornes nicht wert. Was? Sollen Stangen und Riegel den lebendigen Menschen meistern? Ich sage Euch, es giebt Menschen, die ohne Krücke gehn können, und — was mehr ist — die es wollen! (Ab mit Hanns Zenger.)

Kanzler (zu Gundelfingen). Laßt ihn! laßt ihn! Ein Boden für Fürstentugend, wenn auch noch zu üppig. Aber die Zeit nutzt Menschen ab und Dinge. Nun, wir haben's erlebt. Sie brachte das jugendliche Zuviel auf das rechte Maß, während das rechte Maß in der Jugend schon, im Mannesalter nur zu oft unter sich selbst herabsank. (Ab.)

Landsberg. Und Ihr ertrugt's, Herr Vizedom? Er wollte Euch reizen.

Vizedom. Pah! seinen Witz auskramen wie ein Mädchen seine Bänder. Soll die Welt nicht wissen, was der Knabe von seinen welschen Spitzfindlern gelernt? Und — um die Ecke, eh' die Rute, die er verdient, niederfiel!

Törring. Alles, was er sprach, war nur ein verblümtes Ja auf unsere noch ungethane Frage. Man sah, wie sein Stolz mehr unsern Glauben fürchtete: er halte die Heirat aus Feigheit heimlich, als seine Klugheit unser Wissen darum.

Landsberg. Dazu gab seine Rede jeder unserer Befürchtungen recht. Diese Ehe ist ein Vorbild des Bundes zwischen Thron und Volk zu des freien Adels Unterdrückung; ein Eisenhandschuh, den er uns hinwirft.

Vizedom. Sei es! Ich nehme ihn auf. Herold, kommt her! Hört: Wenn Herzog Albrecht sein Schilden vor Euch bringt, weist ihn zurück! Nicht eher darf er stechen in diesem Turnier, bis er den Makel von seinem Wappen gewischt, womit es beschmutzt steht; bis er Euch sein Ritterwort gegeben: er sei nicht einer Augsburger Baderdirne Gemahl.

Werdet Ihr bleich, Herold? Er wird rasen. Aber Euch schützt das Turniergesetz und ich, der Vizedom von Straubing, der erste Vogt und Euer Oberer bei diesem Turnier!

Törring. Doch der Herzog Ernst?

Vizedom. Mag er zürnen, er muß es billigen und mir danken. Wenn nicht, so schlag ich seine Gunst in die Schanze.

Landsberg. Schon kommt er zurück.

Vizedom. Ruft mich zu Euerm Schutze. Und so thut Eure Schuldigkeit, Herold! Auf die Tribüne, ihr Herren, bis unsre Zeit kommt. — Der verzogene Fürstenknabe lerne den Vizedom von Straubing kennen; der Witzling hüte seinen Witz! (Sie besteigen die Tribüne.)

Albrecht und Hanns treten auf.

Hanns. Noch einmal: kehrt um! Der Vizedom stand totenbleich, seine Lippen bebten.

Albrecht. Noch einmal: nein! Ich bin in der Laune, ihm zu sagen, was er wünscht; mich reut, daß ich es nicht that! Ehre selbst schämt sich in mir. Herold, hier hängt diesen Schild auf!

Herold. Verzeiht, Herr Herzog —

Albrecht. Was soll's?

Herold. Auf Euerm Wappen haftet Verdacht unebenbürtiger Verbindung.

Albrecht. Haftet — Sklav, häng auf!

Herold. Nicht eher, als bis dieses Schildes Glanz gereinigt strahlt.

Albrecht. Wie? Was? Wozu?

Herold. Gebt Euer Ritterwort, gnädiger Herr, Ihr seiet nicht einer Augsburger Badertochter Gemahl.

Albrecht. Gut, Sprachrohr, gut! Kein Wort verloren. Den Mund kenn ich, der durch dich spricht. Und wußt ich nicht, diese schwarze hagere Schlange würde noch nach mir stechen, eh' ich sie zertrat? Das mir? Mir? Und ich zertrat sie nicht, eh' sie stach? Solche Früchte wachsen an Euerm Baum, Hanns Zenger! Wo ist er? Sei klug für dich und ihn, Herold: häng auf!

Herold. Im Namen des Turniergesetzes —

Albrecht. Im Namen des Vizedoms, Lügner! Wo? — Fort, Sprachrohr; dort steht mein Mann! Hierher, Herr Vizedom!

Vizedom. Nicht auf Euren Befehl. Vergeßt nicht, daß ich hier nicht bloß Eures Vaters Diener bin!

Albrecht. Des Teufels Diener! Den Schild da hinauf! Befehlt Eurer Puppe!

Vizedom. Im Namen des Turniergesetzes: nein!

Albrecht. Im Namen Albrechts des Wittelsbachers: ja!
Häng auf, du Sklav!

Vizedom. Noch einmal: Nein!

Albrecht. Ja! ja!
Und noch einmal: Ja! und hunderttausend Ja!

Vizedom. Im Namen auch gemeiner Ritterschaft,
In Regensburg hier zum Turnier versammelt,
Von denen der Geringste so nicht sich
Entehrt, zu stechen mit dem Gatten einer
Gemeinen Dirne —

Albrecht. Dirne? — Nun so hör —
Ha, einer Dirne? — Bauer! Bauer! Bauer!
Gemeiner Bauer du! So hör — 'ner Dirne?!
Hör's Erd' und Himmel denn und wer es mag:
So üb ich Fürstenrecht, ein wahrer Fürst,
Nicht Fürstenpuppe, von der Lüg gegängelt,
So üb ich Fürstenrecht und heilige
Durch heiligen Gebrauch das oft Entehrte,
Wahrheit und inneres Verdienst erhebend
Und Lüge stürzend, Scheinen ohne Kern,
Und thu dir, wie der Himmel pflegt, im Zorn
Zur Strafe deinen Wunsch. So hör es jeder —
Und ob uns schmerzt, den heißgeliebten Vater
Zu kränken, denn nur seinethalb verschleiert
Ein Kleinod ich, und sonst um keine Welt,
Mit Heimlichkeit und Schweigen — Ehre zwingt
Uns nun, der keiner sich entziehen darf,
Laut zu erklären — Bayern hör's und Reich —
Frau Agnes, eines Baders Kind aus Augsburg
Und mir vor Gottes Aug' durch Priesterhand
Als Hausfrau angetraut, zur Herzogin
Von Bayern: diesen aber hier, der wider
Verdienst der Vizedom von Straubing hieß,
Durch diesen Streich mit flachem Schwert entehrend
Zum Bauer, so den beiden nichts gewährend,
Als ihr Verdienst; nichts nehmend, als was Glück,
Die Metze, dem Verdienste stahl und aufhing
Dem, der's entehrte. Denn nicht adl' ich jene,
Sie adelnd; nein, sie adelt unsern Thron; —
Und den entehrend, nehm ich wahre Ehre
Ihm nicht; ich nenn ihn das nur, was er ist.
Und Ihr da, Herold, laßt die Schranken brechen!
Zu End ist das Turnier, eh' es begann,
Und niemand bricht 'nen Speer hier! Fort! Ich sag es, ich
Albrecht der Wittelsbacher!

(Ab, von Hanns, den Knappen und Rittern gefolgt.)

Vizedom (der hatte ziehen wollen, taumelnd von Törring und Landsberg gehalten). O!

Törring. Wie ist Euch, Herr Vizedom?

Landsberg. Ein Schlagfluß hat ihn gelähmt. Sein adlig Herz brach

unter der Übergewalt seines Zornes über unadlig Thun, wie eine Leier unter eiserner Spielerhand. Könnt Ihr nicht sprechen, Herr Vizedom?

Vizedom. Bringt mich hinweg! Tod ist in mir; ich sterbe —
Am eignen nicht; gesamten Adels Tod
Trifft so mich mit, den Einzelnen — schwört mir —

Landsberg. Was, Herr Vizedom?

Törring. Könnt Ihr fragen?

Landsberg. Rache! —

Törring. Was sollen wir thun, Euch zu rächen?

Landsberg. Wo?

Vizedom. Nicht mich, des Adels Ehre, an der Ursach —
Wo es am tödlichsten ihn trifft — an ihr,
Der Dirne — sie muß sterben, ihm im Arm,
Wo's ist — Kommt — Laßt mich —

Landsberg. Ihr könnt nicht allein stehn.

Vizedom. Führt mich zur Herberg'!
Dort will ich Euch — dort schwört mir auf mein Schwert,
Statt meiner einzustehn, faßt mich der Tod,
Bevor — ich kann nicht mehr —

Törring. Kommt, ihm zu schwören!
Sterbt einmal Ihr, so lebt Ihr zweimal fort
In uns, um Euch zu rächen.

Landsberg. Racheerben
Laßt Ihr zurück. Die Dirne — sie soll sterben! (Sie führen den Vizedom ab.)

Giulio kommt eilig.

Giulio. Es ist gelungen! er hat das Papier. Er zerknittert es in seinen Händen, ohne noch zu wissen, was es enthält, ohne nur zu wissen, daß er etwas in seinen Händen hält; so in Aufregung drängt er sich durch die Menge, durch das Murmeln und Murren der Ritter und das Jauchzen des Volkes. Hanns Zenger sah mich desto genauer an. Er erriet, woher der Zettel kam und half mir, unbemerkt vom Herzog zu entschlüpfen. Fort! da kommen sie! Damit er seinen Arzt nicht sieht. Ich wette, das niederschlagende Mittel wird ihn so bleich machen, als er jetzt rot ist. Sie kommen. Fort und heim zur Madonna! (Ab.)

Albrecht und Hanns.

Hanns. Was haltet Ihr für ein Papier in Euern Händen?

Albrecht. Ich will der Welt zeigen: ich bedarf des Sattels der Herkommen nicht, um zu Pferde zu sitzen!

Hanns. Wie kommt Ihr zu dem Papier da?

Albrecht. Ich weiß nicht. Fort mit den Fransen und Quasten der Gewohnheit und Lüge!

Hanns. Wollt Ihr mir's erlauben? Vielleicht eine Warnung, die Ihr nicht unbeachtet lassen dürft. Ihr habt den Vizedom und in ihm

den bayrischen Adel aufs Tiefste beleidigt; sie stecken die Köpfe zusammen; besser — (Er sieht in den Zettel.) Hm!

Albrecht. Was ist? Was wollen sie —

Hanns. Nichts vom Adel — nichts, Herr, überhaupt nichts. —

Albrecht. Mir das? Und doch — Aber was hast du? Gieb her!

Hanns. Laßt; ich zerreiß es.

Albrecht. Erst will ich's sehn. Sieht dies Nichts seinem Spiegelbilde in Eurem Antlitz gleich, so ist's ein Was und ich muß es sehn.

Hanns. Seht's nicht! O Bayern! o alter Ernst! o Bayern!

Albrecht. Du prüfst, was ich nicht habe, meine Geduld.

Hanns. Prüfen! Prüfen! — Daß Ihr meintet, an Euerm eignen Atem zu ersticken — daß es heraus mußte! das Gedächtnis des alten Ernst verzehrt in der Glut! und — um was? Nein, laßt mich's zerreißen; es kann zu nichts mehr helfen; und jetzt dürft Ihr's nicht lesen, jetzt nicht, jetzt, wo — nein, es müßte Euch rasend machen!

Albrecht. So brauchst du's nicht zu thun. Zum Teufel, gieb! (Er reißt's ihm aus der Hand und liest, was Hanns verhindern zu wollen sich stellt.) „Des großen Herzog Albrechts Stolz fiel sich über einer Dirne kleinen Fuß zu Tod." —

Hanns. Und Bayern! und Bayern mit! die Erde dröhnt noch vom Fall des Riesenleibes.

Albrecht. Was soll's — Hand, zittre nicht. „Die kluge Frau aus Ungarn ist" —

Hanns. „Des Baders Bernauer in Augsburg Schwester und die klügere Dirne war am heiligen Helenenabend vor dem Bankett Hanns Zengers bei ihr. Prüft selbst, und Ihr werdet es so finden. —"

Albrecht. Ja Lüge! Lüge! ungeheuer wie
Noch keine! Menschen redeten im Leichtsinn,
Und dachten nicht der Folgen; Frömmigkeit
Verbarg die Wahrheit um der Folgen willen;
Was Lüge hieß bis jetzt, war gute Meinung,
War Schonung, Liebe, Scherz und Neckerei,
Ein schuldlos Kind nur, gegen die gehalten;
Mit dieser erst kam Lüge auf die Welt.

Hanns. Riet ich Euch nicht gut, Ihr solltet das jetzt nicht lesen? Jetzt, wo Eure Liebe den teuersten Preis bezahlt hat mit Vater, Fürstenpflicht, vielleicht mit dem Ruin Bayerns, mit allem, was Euch heilig sein muß — die Ware nichts nutz. Jetzt erfahren, Eure Klugheit sei betrogen, im Netz gefangen von einer dummen Dirne?

Albrecht. Ich glaubte nicht dem Spiegel nur, ich prüfte.

Hanns. Ja, Ihr prüftet die Schlange und — fandet sie klug.

Albrecht. Sie ging mit mir, gab alles hin um mich —

Hanns. Bis auf die Krone, wie ihr Vater sagte, der sie besser kennt. Warum lerntet Ihr sie nicht erst kennen? Ein Pferd, einen Hund zu kaufen, nahmt Ihr Euch mehr Zeit.

Albrecht. Nicht wahr? Sie kannte mich nicht. Tod, wenn sie im

Spiegel stak, war's noch eine Lüge mehr! Nein, es ist nicht möglich! Dies Himmelsantlitz, jeder Blick ein Taubenbote aus dem Paradies, jeder Hauch süße Unschuld, jedes Wort ein Klang vom Himmel! Wahrheit auflegen wie Schminke, Natur aufsetzen wie geborgtes Haar — es ist nicht möglich! Fort, nach Straubing! Du sollst sehn, es ist nicht. Pferde! Pferde! es kann nicht sein. 's ist Lüge, wer auch sie erdacht hat. Fort nach Straubing! es muß sich zeigen! (Beide ab.)

Kanzler und Gundelfingen treten auf.

Kanzler. Verwünscht! verwünscht! Hat man's nicht erlebt? Nein, wahrlich nicht! Das paßt nicht hierher; nein, man hat's noch nicht erlebt, so alt wir sind. Und es fehlte nichts, als daß auch wir den Kopf verlören, so alt wir sind. Wenn eines einzelnen Ungebührnis auch die andern aus ihren Kreisen drängt, da gilt's den einzigen Vorteil zu brauchen, den Alter nicht nimmt, sondern giebt. Der Adel schwierig, ein alter Feind lauert vor der Thüre, dem nichts lieber wäre, als Zwist und offne Fehde zwischen Vater und Sohn. Das ist der Punkt, wo wir alle Stützen unserer Kraft ansetzen müssen, soll Bayerns Bau, von dem Stoße wankend, nicht umstürzen. Herzog Ernst muß abgehalten werden, Gewalt brauchend, die Kluft zwischen Albrecht und dem Adel auch zwischen sich und dem Sohn zu setzen. Versteht Ihr wohl? Wie wir den Vizedom kennen, wird er auf eigene Hand verfahren und die Dirne, das Ärgernis, schleunigst wegschaffen, wie's geht. Herzog Ernst muß außer dieser Sache bleiben. Nun, wir haben's erlebt — und hier paßt die Redensart wieder —: mehr als ein verlorener Sohn kam zu seinem Vater reuig zurück, und es war Freude darüber, mehr als über dreißig Gerechte. Laßt uns nach München; Herzog Ernst muß alles durch uns erfahren, und so zugerichtet, wie's unserm Plane dient. Er wird dennoch heiß werden. Nun, wir haben's erlebt: Die Sache mußte doch gehn, wie wir es wollten — unbeschadet unserer Ehrfurcht vor der Majestät und lediglich zu Nutz und Frommen des Schiffes, das wir steuern. Kommt! (Beide ab.)

Zweiter Auftritt.

Erleuchtet Gemach auf Albrechts Burg zu Straubing.
Nacht.

Giulio und Isotta.

Giulio. Den ganzen Weg hierher waren der Herzog und Euer Gemahl mir auf den Fersen.

Isotta. Und du weißt nicht, was das Papier wirkte?

Giulio. Nichts, als seine Eile, die meine fast überholt hätte. Und die Heimlichkeit ihres Eintritts; denn seht, schon stehen ihre Rosse im Schloßhof. Ich entferne mich jetzt, denn jeden Augenblick können sie hereintreten. (Ab.)

Isotta. Warum so eilig? Warum so heimlich? Herz, verrate dich und deine Spannung nicht durch dein lautes Pochen. Fürchtest du? Er hatte sie zur Herzogin erklärt, den Vater, den Adel tödlich beleidigt, als er den Verrat erfuhr; das bringt sein Gewissen auf meine Seite. Es muß gelingen! Da sind sie schon!

Albrecht und Hanns treten auf.

Isotta. Wie? gnäd'ger Herr, seid Ihr's? Entschuldigt, trefft Ihr
Uns nicht gerüstet noch, Euch zu empfangen.
Doch wie? noch kaum begann das Ritterfest
In Regensburg, und schon — ja, Eu'r Entschluß,
Es zu besuchen, reut Euch unterwegs
Und führt Euch uns zurück.
Albrecht. Ganz recht; so ist's.
Doch wo ist sie?
Isotta. Eu'r fürstliches Gemahl?
Albrecht. Ja, sie. Weiß sie von unsrer Ankunft schon?
Isotta. Wohl schwerlich; unerwartet und so heimlich —
Albrecht. Gut; sorgt, daß sie nicht eher davon hört,
Als wir es wünschen — bitt' ich.
Isotta. Ei, Ihr wollt
Ein Fest Ihr gönnen für das Fest, das Ihr
Euch selbst versagtet.
Albrecht. Bitte, seht, ob sie
Noch wacht — ja, da Ihr's doch erraten habt,
Es giebt 'ne Überraschung. Bitte, seht,
Und bringt die Nachricht uns hierher!
Isotta. Ich gehe.
Sie soll nichts wissen, eh' Ihr selbst es wollt,
Und bald erfahrt Ihr, wacht sie oder nicht. (Ab.)
Albrecht. Doch! Doch! so soll es sein! Denn, ist sie falsch —
Doch ist sie's nicht; ihr Falschsein machte Treue
Zum Gaukler und entvölkerte den Himmel
Von seinen Engeln — ist sie falsch, so ist sie
In Falschheit Meisterin, und Forschen tröge
Sich selbst und wär gelegne Warnung nur
An ihre Vorsicht — Schnell versammle, Hanns,
Das ganze Schloßgesind'; in Feierkleidern —
In jeder Hand 'ner Kerze Licht, in jedem Mund
Der Ruf: lang lebe unsre Herzogin
Frau Agnes! Drein im Jubel der Trompete
Beschwingter Ton, dem Ohr ein buntes Wimpel
Über dem Jubel flatternd — Alles, was
Zum Schwindel schwellen kann die Eitelkeit,
Und wenn nur einen Augenblick Verstellung
Im Ansturm jäher Überraschung kann

Ihr nüchtern Spiel vergessen machen, so
Beschwör den Geist ich, wenn er's ist, der sie
Besitzt, herauszutreten auf ihr Antlitz,
Es Lügen strafend —
Ein unbewußt Geständnis abzulegen,
Ob sie der Ehrgeiz zog und Liebe nicht.
Du, an des Zuges Spitze, huldigst ihr
Und so, als riefe sie mein Vater selbst,
Des ganzen Landes frohe Zustimmung
Sie auf den Thron. Nun eile dich: ich hole
Derweil der Mutter reichen Fürstinschmuck
Aus seinem Schrein. (Ab.)

Isotta (kommt wieder). Sie wird nichts erfahren.

Hanns. Habt Ihr erfahren? Wißt ihr, was er vorhat?

Isotta. Noch eine Probe.

Hanns. Er will den Finger ins Feuer stecken, um es zu prüfen, ob es brennt.

Isotta. Ich fürcht es; doch —

Hanns. Doch? Doch? Habt Ihr noch ein Doch? Steckt es ein mit Eurer ganzen Kunst. Seine Feder ist schlaff geworden; Euer Drücken daran ist vergebens.

Isotta. Und doch entlarv ich ihm die Dirne!

Hanns. Pah! Was wollt Ihr einem zeigen, der seine Augen absichtlich schließt, um nicht zu sehn, was Ihr ihm zeigt? Ich möchte wissen, wann ein Mensch etwas anderes gefunden hätte, als er finden wollte. Den ganzen Weg über sann er auf Mittel und verfiel in Fieberhast von einem Entschluß auf den andern, bis er diesen ausgegrübelt hatte, den, der unter allen möglichen am wenigsten zum Ziele führen kann — und eben darum. Er will finden, sie sei nicht falsch, oder Ausflüchte übrig behalten.

Isotta. Er soll keine übrig behalten. Eben jetzt läuft die Dirne mit einem Diadem, das ich ihr schenkte, von Zimmer zu Zimmer, von Spiegel zu Spiegel, ist schon Herzogin in ihrem Schwindel, ziert sich, spricht vornehm zu den Damen und dem Volke, die der Rausch ihr vorgaukelt, verneigt sich und führt ganze Schauspiele auf. Ich will ihn heimlich zu ihr führen; er muß sie, unbemerkt von ihr, beobachten, sehn, wie Eitelkeit ihre Puppe an allen Drähten zieht. Ich führ ihn hin, eh' sie des Spieles müde wird. (Ab.)

Hanns. Da kommt er selbst, und, hab ich Augen, schon wieder ein anderer, als vorhin. Verflucht der Wahnsinn Liebe, wenn er solche Dinge knetet aus einem Dinge, das ein Mann war, eh' sie über ihn kam. Und nur ein Bruchteil mehr Kälte in dieser hitzigen Mischung, und der Neid selbst müßte sagen: es ist einer!

Albrecht (kommt, den Schmuck in der Hand).
Wer glaubt, wird selig. Wie? wird selig? Nein!
Wer glaubt, ist selig schon. — Daß keine Brücke,

Kein Kahn zurück uns führt zu jenem Eiland,
Dem Paradies der goldnen Kinderträume,
Den Mann, der ihre Dämmerung, gelockt
Von Durst nach Licht, verließ! Dem zweiten Mutterschoß,
So weich, daß Tausende freiwill'gen Schlummer
Darin vorziehen der Geburt ans Licht;
Der rosenhänd'gen Künstlerin,
Die um der Wahrheit knöchern Schreckensbild
Das Fleisch der Täuschung wöbt, die samtne Lüge,
Aus Ros' und Lilie gewoben, spinnt.
Wer wär ein Held, vergoldete die Bahn
Nicht Ruhm mit seinem Gold, wenn wesenlos
Und nichtig auch, wie Abendsonnenglühn?
Wer wär beglückt durch eines Weibs Besitz,
Säh durch ihr Kosen er ihr in das Herz?
Wer möchte sterben, gält der dürre Scherge,
Der Tod, der Führer nicht zum Wiedersehn?
Und wenn ich glaubte nun, wär ich nicht glücklich?
Ja — schärfte mir den Zweifel nicht Gewissen.
Zuviel hab ich geopfert, mit dem Scheine
Nur des Errungnen, innrer Anklag' Kampf
Zu schwichtigen; wiewohl Notwendigkeit
Die eignen Ketten polstert und mir sagt:
Ergieb dich, denn untrennbar ist das Band!

Hanns (für sich). Wärt Ihr ein Mann nur wieder, trennbar wär's.

Albrecht. Und Liebe, die nicht lassen will vom Glauben,
Und Stolz, der nicht betrogen gelten will —

Hanns (wie vorher). Das ist's. Nun wahrlich! Euern Stolz will ich
Bewaffnen gegen Liebe und sich selbst.
Ihr sollt die Probe machen, wollt Ihr nicht,
Die Ihr ersonnen und nun lassen möchtet.
Ich geh die Dirne doch zu überraschen;
Ihr sollt vergebens nach der Täuschung haschen. (Ab.)

Isotta (kommt). Hier find ich Euch —

Albrecht. Was ist?

Isotta. Sie wacht und — nein,
Ich sag's Euch nicht, Ihr müßt es selber sehn,
Was Euch erglühen macht, und wärt Ihr Marmor.

Albrecht. Was ist's?

Isotta. Ein seliges Geschöpf! Wollt Ihr
Ihr süßes Treiben sehn, so folgt mir leise,
Und heimlich führ ich Euch in ein Versteck,
Wo Ihr sie sehen könnt, doch sie nicht Euch.
Und sel'ger überrascht sie Euch, als Ihr
Sie überraschen könntet, glaubt das mir!

Albrecht. Sie betet? singt ein schlichtes Lied von Scheiden

Und Wiederfinden? spinnt des Liedes Stimmung
In wache Träume aus, den Faden netzend
Aus ihren Augen? spricht mit mir, den sie
Noch ferne wähnt? Wie?

Isotta. Kommt nur, gnäd'ger Herr.

Albrecht. Ich folg Euch. Hoffend, daß der Anblick endet
Die Zweifel all und Furcht in Wonne wendet. (Beide ab.)

Hanns und der Pfleger des Schlosses treten auf.

Hanns. Wie gesagt, Herr Pfleger, was in Regensburg vorgegangen, davon soll bei Herzog Albrechts Zorn vor seiner fürstlichen Gemahlin nicht gesprochen werden. Er will nicht, daß die Gespenster Furcht und Sorge ihr junges Glücksgefühl welkend anhauchen. Und nun kommt, damit die Huldigung, die wir vorhaben, durch Zögern nicht den Reiz einer Überraschung verscherze.

Pfleger. Ich habe das ganze Gesinde, auch die Söldner, die unter meinem Befehl stehen, in die große Halle zusammenrufen lassen.

Hanns. So kommt. Keinen Augenblick verloren. (Beide ab.)

Ein anderes Gemach.

Mondschein durch die Fenster, sonst keine Beleuchtung.

Isotta, Albrecht treten auf.

Isotta. Schnell, hierher, hinter den Vorhang! Sie wird gleich hereintreten. Haltet den Atem an, damit Ihr die süßen Gespenster ihrer Träume nicht verscheucht! Seht Ihr sie? So thut sie, wenn sie allein ist, seit wir in Straubing sind. Ist's nicht ein süß Geschöpf?

Albrecht. Auf sel'ger Insel
Sitz wieder ich bei dir und ferne brandet
Das leere Treiben und der Lärm der Welt;
Des Zweifels Larven sinken tot zur Tiefe.
O zaubervoll Geschöpf in reicher Armut,
Kaum halt ich mich, dich an mein Herz zu reißen.
Ein enges Stübchen, wenig Möbel nur,
Doch fest; im Herzen wenige Gefühle,
Doch unergründlich tief — fort, bunte Menge!
Herz, deine wahre Heimat ist die Enge!

Isotta. Sie kommt —

Albrecht. Da ist sie! Wie? ein trüber Schatten
Über dem Himmel? — Sehnsucht? Sorge? Ja!
Nimmt Liebe jeden Abschied doch für ewig,
Jed' Wiedersehn als neugeschenktes Glück.
Die Liebe liebt den Schmerz; sie fürchtet gern,
Weil sie im Fürchten tiefer sich genießt;
Herz, fürchte nicht; ich lebe, bin dir nah!

Isotta. Still!

Agnes tritt ein, mit einem Diadem geschmückt.

Agnes. Ich könnte mir Lichter bringen lassen; werd' ich doch einmal Herzogin hier, aber ich schäme mich. — Im Monde blitzt das Gestein nicht so hell aus dem Spiegel. — Ach ja, die Base hat recht; ich bin ein schönes Weib, so schön! — und klug bin ich auch — und so vornehm! Ich glaub, ohne den Spiegel wär ich Herzogin geworden. — Herzogin — ich bin's ja noch nicht. Wenn ich nur nicht häßlich werd' vorher. — Ich will nicht daran denken; ich will lieber denken, wie's sein wird, wenn ich Herzogin bin. — Was denn zuerst?

Albrecht. Was ist das? Liebe, rede mir es aus!

Isotta. Ich verstehe nicht, was sie mit dem Spiegel meint. Aber habt Ihr je was Reizenderes gesehn?

Albrecht. Mein Vater! Bayern!

Isotta. Still; mäßigt Euer Entzücken, Herr! — Nun, Dirne, plaudre zu.

Agnes. Flüsterte nicht etwas? — Es ist die Donau, die von dort drüben herüber rauscht. Nun bin ich Herzogin und mit meinem Herrn in Augsburg, um den Vater zu holen. Ja, so soll's sein! Wir sind in Augsburg. Die Leute drängen sich, wie sonst, mich zu sehn. Da ist der Engel! Da ist der Engel! — Der Engel? sagen andere; das ist ja die gestrenge Herzogin von Bayern, Frau Agnes! Die Trabanten voran. Nun sind wir schon an des Vaters Häuschen. Mein Handschuh fällt mir aus der Hand, (sie läßt einen Handschuh fallen) — Hanns Zengers Hausfrau hebt ihn auf — (sie hebt ihn auf und überreicht ihn) — hier, gnädige Frau, sie ist gut und ich hab sie lieb; aber vor den Leuten muß ich sagen: Gut so, ich danke euch! — Da kommt der alte Philipp um die Ecke. Da, Herr Seibelstorfer, gebt ihm das! Nein; kein Armer soll leiden, wenn ich Herzogin bin. Dankt nicht, Philipp! Schon gut, schon gut! Aber, Herr Schultheiß von Augsburg, kein leichtes Mädchen duldet mir auf den Gassen und auch an den Fenstern nicht, sonst geh ich auf der Stelle! Und nun kommt der Vater aus dem Häuschen. Wie er staunt! Ja, ich bin's, und, seht Ihr, die Eh' ist doch gültig! Wie Ihr mir leid gethan habt — nun, Ihr glaubt mir's nicht. Und wenn Ihr auch nicht vornehm seid, ich will mich Euer nicht schämen. Wir können nicht alle vornehm sein, gewiß nicht. Und habt ihr den Raimund noch bei euch? Siehst du — oder seht Ihr, Raimund? Ja! das wird sich besser schicken! — wie lieb sie mich alle haben? Seht Ihr nun, Raimund, wie Ihr den Vornehmen Unrecht gethan habt? — Aber da träum ich, und es ist noch gar nicht so weit. Wer weiß, wie lange noch — nein! ich will ja nicht mehr daran denken. (Es tönen Trompeten.) Und nun ist Bankett auf dem Gewandhause; wir treten herein, da klingen Trompeten und alles —

(In der Scene noch Trompeten und der Ruf:)

Hoch, Frau Agnes! von Gottes Gnaden Herzogin von Bayern!

Hanns Zenger, der Pfleger, das Schloßgesinde, alle mit brennenden Kerzen herein; sie bilden einen Halbkreis um Agnes, wiederum von den Söldnern der Besatzung umgeben; Albrecht und Isotta haben ihren Versteck verlassen.

Alle. Hoch! und abermals hoch!

Hanns (knieend). Herzog Ernst in München grüßt Euch als seine geliebte Schnur, Frau Herzogin!

Pfleger (ebenso). Und wir sind die ersten unter Euren Unterthanen, gnädige Frau, die Euch huldigen!

Isotta (den Schmuck aus Albrechts Hand nehmend). Und ich bin so glücklich, Euch mit dem Herzoginnenschmucke zu schmücken, den Euer Herr mitgebracht!

Albrecht. Es ist nicht wahr, und doch — es ist! Es ist nicht möglich, und doch — es ist!

Agnes (sich umsehend, wird Albrecht gewahr, läuft auf ihn zu). Seid Ihr's denn, lieber Herr? bin ich's? Und träum ich auch nicht? Und ich bin Herzogin? und ich seh Euch?

Albrecht. Ihr seht mich; doch es konnte geschehn, daß Ihr mich nicht wiedersaht.

Isotta. Wie das, gnädiger Herr?

Albrecht. Ich stürzte unterwegs —

Isotta. Ihr stürztet? Wie Ihr mich erschreckt!

Albrecht. Mein Pferd strauchelte hart an einem Abgrunde —

Isotta. Ihr fielt doch nicht — o, so redet doch!

Albrecht. Sie hört's kaum — sie müßte fragen.

Hanns. Die Tiefe öffnete einen Rachen voll scharfer Felsenzähne, spitzig genug, einen Harnisch zu durchbeißen. Wahre Reihnadeln, und so lang, daß soviel Fallende, hintereinandergespießt, daran Platz gefunden hätten, als Lerchen an einem Bratspieße.

Isotta. Ihr seid doch nicht verletzt, gnädiger Herr? Gewiß, Ihr seid's und verhehlt's uns nur, uns nicht zu schrecken.

Hanns. Was springt da für ein Wild aus dem Busch!

Agnes. Immer wieder möcht ich fragen: ist's wahr? Hundertmal hab ich das alles schon daheim geträumt. Wie war ich dann traurig, wenn mich der Vater weckte. Wie ich albern bin, lieber Herr! Glaubt Ihr's wohl, jeden Augenblick fürcht ich, jetzt wird er rufen, und es ist wieder nur ein Traum?

Isotta. Eine größere Gefahr drohte Euch. Euer Herr — Ihr wißt's nicht —

Agnes. Wie Ihr ängstlich seid; da steht er ja gesund! — Und es ist doch wahr!

Albrecht. Ja, es ist wahr! es ist doch wahr!

Agnes. Und wie der Schmuck schön ist — ach, seht doch nur, lieber Herr!

Albrecht. An dem Weibe, das ihn trug — Mir flirrt's vor den Augen. Hinaus, wo mich niemand sieht! Nicht der Mond darf mich bescheinen! (Ab.)

Agnes. Wie nennt man das?

Isotta. Ein Diadem, gnädige Frau.

Agnes. Wird mir's auch stehn? Seht doch einmal. Meine Hände zittern vor Freude. Wie meint Ihr, Herr? Wo ist er?

Beate. Er ging hinaus.

Agnes. Und sagte nichts? Wär er krank?

Beate. Er sah finster aus; er war blaß wie die Wand.

Isotta. Und kam so heiter von Regensburg und war's nur eben noch.

Beate. Gewiß, ihn hat was recht bitter verdrossen.

Isotta. Nun — aber gewiß nur der Leute wegen.

Agnes. Wißt Ihr, was?

Isotta. Nun — aber verzeiht, gnädige Frau — Ihr spracht nicht, redetet die Leute nicht an. Hörtet Ihr, wie er an seine Mutter dachte? denn sie trug den Schmuck vor Euch. Seine Mutter hätte an Eurer Stelle mit den Leuten geredet. Sie war eine Fürstin! Sie sprach so, daß Gelehrte verstummten, und in sich allein verliebte Kunst sich selbst vergaß, um keines ihrer Worte zu verlieren. Sie war die Huld selbst im Reden; mit wem sie sprach, der fühlte so lang sich größer, und doch verlor ihre eigene Größe nichts dabei.

Agnes. Ich hätte reden sollen, meint Ihr?

Isotta. Ja; doch nur der Achtung willen, die Achtung erzeigen Euch eingebracht hätte. Es wäre nur natürlich, wollte er Euch geachtet sehn; und vielleicht — daß er erwartete, Ihr würdet sein angefochten Urteil thätig in Schutz nehmen.

Agnes. Ich verstehe Euch noch nicht.

Isotta. Denn seht: Wär't Ihr eine geborne Fürstin, man nähme für Recht, was Ihr thätet; da Ihr's aber nicht von Geburt seid, müßt Ihr durch Euer Benehmen die Menschen zwingen, Euch herzoglich zu finden! Schwerer jederzeit wird's dem, der aus eigner Kraft gestiegen, sich oben zu halten; denn die alles bezwingende Macht der Gewohnheit kommt ihm nicht zu Hilfe, sie ist seine Feindin.

Agnes. Ihr meint, ich bin nicht gewesen, wie eine Herzogin sein soll? Ich will ihm doch nach. Meint Ihr nicht? ich will ihm versprechen —

Isotta. Nein, gnädige Frau, Ihr seid kein Bürgerweib. Nie sah ich das eine Fürstin thun. Denkt, daß all die Leute hier Eure Gebärden beobachten. Seht heiter aus, doch voll Würde. Die Niedern rächen sich gern an dem, dem sie gehorchen müssen, durch Spott hinter seinem Rücken; drum laßt sie nicht in Euer wahres Herz sehn; ihr Urteil über Euch, das er in ihren Mienen lese, müßte ihn kränken in seiner und Eurer Seele.

Agnes. Sind die Leute wirklich so? Mir ist, als preßte der Schmuck mir das Herz zusammen.

Isotta (für sich). So treib ich die alberne Dirne in ein steifes Gebaren, dessen Zwang ihre Hoffart rächend straft und, seinen Zweifeln Recht gebend, ihn von ihr scheiden muß.

Agnes. Was sagtet Ihr?

Isotta. Mir fiel ein, ich könnte doch irren.

Agnes. Nein; so wird es sein, wie Ihr sagt. Daran hab ich nie gedacht; jetzt erst fällt mir's aufs Herz!

Isotta. Seid heiter; ich will nicht müde werden, die schwere Last der Größe euch tragen zu helfen. Kommt, gnädige Frau. — Die Frau Herzogin dankt gnädigst euch allen und wird sich in ihre Zimmer zurückziehn.

Hanns. Darf unser ehrerbietiger Jubel Euch begleiten?

Agnes. Was sag ich? Ich bin in mir selbst irr'. Ich bin hier fremd; jetzt weiß ich's erst. Wie anders ist das alles, wie ich mir's dachte! Nehmt Euch meiner an!

Isotta. Um Gott, stolz aufgerichtet! Laßt sie keine Verlegenheit merken! — Fürstliche Gnaden erlaubt Euch, sie bis an ihre Zimmer zu begleiten.

Agnes. Ich dank euch, euch allen; gewiß, ich dank euch.

Hanns. Nach Augsburg an Euer Baderfaß! Dafür wollt ich Euch danken!

(Alle mit Hochrufen und Musik ab und mit den Kerzen, daß nur Mondschein das Zimmer erhellt.)

Albrecht (tritt auf). Hierher verfolgt mich die Musik nicht mehr,
Der Hölle Hohn ins Ohr mir gellend; hier ist
Kein Auge mehr, das mit dem Spott mich stachelt,
Den ich ihm selber leihe. — Schändlich! schändlich! schändlich!
Und schlimmer noch als schändlich: lächerlich!
Der Wahrheitsjäger selbst im Netz der Lüge,
Ein zappelnd Wild, und nicht durch fremde List,
Durch eigne Überklugheit! wie zum Hohn
Vor Lüge flieh'nd ihr in den Arm geflohn.
Und dann geprahlt noch — o des Witzes Krone!
Ein Narr, ein feierlicher Narr, ein heldenhaft
Gespreizter Hanswurst, naf'geführt, gehänselt
Von einer Gaukeldirn, in toller Posse
Den Fürstenhut vermählt der Narrenkappe,
Entweihend, was zu weihn er sich vermaß,
Und Lüg' als Wahrheit auf den Thron gestellt!
Recht, Mond, verhüll dein Aug' im Schleier, schäm dich
Für mich, da ich's nicht thu, im jähen Abfall
Verhärtet zu 'nem alten Possenreißer,
Der Ehr' in Schande sucht, taub für Versöhnung,
Die Brücke von dem Herzen in die Wange
Zerbrochen und das Blut, vom häuf'gen Ansturm
Träg, feil und fühllos jedem Sporn der Scham.
Und berge noch mit glatter Mien', damit
Der eigne Hohn nicht schwillt zum Hohn der Welt.
Und hingeworfen — was, darf ich nicht denken —
Ist's möglich? und mich gängelt Liebe noch?
Noch? nun, da bloß die bare Lüge steht,

Nur im Gewand der eignen Häßlichkeit,
Ein eitel gaukelnd Ding, ein Schmetterling,
Halt ich den Schleier, den sie selbst läßt fallen —
So mich nun müh'nd im eigenen Betrug,
Da sie nicht Mühn mehr wert des Mühens hält —
Auf ihren Schultern fest, und schließ die Augen,
Der Wahrheitshungrer, Wahrheit nicht zu sehn?
Und doch — beim heil'gen Gott — wüßte sie Lüge sich,
Sie würde sich verbergen, ja, beim Himmel!
Und sich verraten durch das Übermaß
Des Mühns darum, nicht der Mühlosigkeit.
Das Weib ist eitel; und ein armes Mädchen,
Das still im Thal ein niedres Veilchen kroch,
Tief überdeckt von ihrer Blätter Schatten,
Gerissen an der Hoheit blendend Licht,
So plötzlich in die Höh', soll schwindeln nicht?
Ja, wahrlich! sie nicht tadl ich, nur die Probe,
Und mich, daß ich den flücht'gen Augenblick
Nahm für den ganzen Menschen; daß ich treulos,
Gesundheit krank zu schelten, selbst Gesundheit
Erkranken macht! Nein; erst laß entweichen
Den Schwindel, dann wird sie sich Wahrheit zeigen! (Ab.)

Dritter Aufzug.

Erster Auftritt.

Zimmer im Schlosse zu Straubing.
Früher Morgen.

Albrecht (tritt auf). „Doch fällt's nochmal Euch ein, zu prüfen, sagt ihr,
Sie soll nicht Eure Herzogin mehr sein."
Wie? ist's schon Tag? — „nicht Herzogin mehr sein
Und seht, wie lang dann ihre Liebe hält,
Die Liebe von zwei Stunden" — wie?
Kannt er sie so? —
Ha, Zweifel, laß mich, oder nimm mich ganz —
So oder so, und wieder wär ich Mann!
Doch hin und hergerissen — „von zwei Stunden" —
Ja wahrlich! eine Liebe von zwei Stunden,
Nicht älter einen Augenblick!
„Und schon so stark" — Wie? ist sie's nicht bei mir?
Ein Augenblick ist lang genug, um Krankheit

Zu zeugen, die oft später Tod erst heilt;
Warum nicht — „sagt ihr“ — doch mit welchem Vorwand,
Daß Prüfung nicht, durchschaut, sich selber höhnt?
  Agnes (naht schüchtern und lehnt sich an ihn).
  Albrecht. „Sagt ihr“ — Was soll das?
  Agnes. Zürnt nicht, Herr!
  Albrecht. Seid Ihr's?
Ich will allein sein.
  Agnes. Herr, seht nicht so finster,
Ich kann nicht reden sonst, und, Herr, Ihr glaubt nicht,
Wie schwer mir's ward. Und doch, Ihr ruft mir nicht,
Ich mußt ein Herz mir fassen.
  Albrecht. Ein Herz?
Habt Ihr ein Herz? Ha, welch ein Zauber
Geht mit dem Mond, daß er die Wolken bannt,
Die er doch selber auffog aus dem Meere,
Den wilden Zorn nicht toben läßt und ihn,
Indem er selber doch ihn reizt,
Zum Schmerze dämpft?
  Agnes. Ich weiß nicht, Herr,
Doch heißt's, der volle Mond vertreibt Gewitter.
Ihr sprecht von gestern Abend?
  Albrecht. Ja, und länger.
  Agnes. Ja, gestern sah ich's selbst. Der ganze Himmel
War schwarz von Wolken, in der Fern' schon blitzt es,
Da ging der Mond auf.
  Albrecht. Wie 'ne Herzogin,
Verglicht Ihr nicht?
  Agnes. Doch, Herr; ich dacht an Euch,
Und wie Ihr freundlich wart in jener Nacht,
Da Ihr von dem Turniere kamt, dann zürntet,
Und sagtet nicht, warum; und wie so oft
Ich an dem Fenster stand seitdem und sah
Euch hin und hergehn bange Nächte lang,
Und sah Euch doppelt durch die nassen Augen,
Und tausend gute Nacht wohl sandt, und weinte,
Daß keine einzige zurück mir kam; —
Wie nun der volle Mond aufging, da schwanden
Die Wolken bis auf eine, die stand tief
Und ward zu Regen; da wart Ihr der Mond,
Der bleich über der Wolke stand im Zürnen;
Und ich die Wolk', die unter ihm zerfloß.
  Albrecht. Das kann nicht Lüge sein; so wahr — wie wahr?
Wie da, als sie mir log, ich sei ihr fremd,
Und dort, o Höll', im Spiegel!?
Und Blödheit selbst, die sich verraten so,

Griff nach der alten Lüge hier.
  Agnes. Herr, seid Ihr krank?
Die Nacht, als Ihr von Regensburg zurückkamt,
Wart Ihr gestürzt.
  Albrecht. Damals vergaßt Ihr mich —
  Agnes. Helft mir, mein lieber Herr;
Allein find ich nicht aus, was Euch so quält!
  Albrecht. O liebtest du, du thautest Seligkeit!
Was ist das?
  Agnes. Herr, Trompeten.
Sie künden einen Gast.
  Albrecht. Heda! wohin?
Bleibt, bitt' ich; 's ist der Kanzler Tuchsenhauser,
Ein Gast, dem freundlichen Empfang wir schulden.
Ha! muß ich Euch jetzt bitten?
Heda! die Fraun der Herzogin!
Nehmt Euch zusammen; zeigt dem Gast nicht dies
Gesicht; Ihr habt ja zwei Gesichter, wie?
  Agnes. Ich weiß nicht, was Ihr meint.
  Albrecht. Ihr sollt die Herzogin jetzt spielen, mein ich.
Wie? habt Ihr das Gesicht verlegt? Ihr hattet's
Nur neulich noch, als Gundelfingen kam.
Da wart Ihr fürstlich.
  Agnes. Herr, ich gab mir Mühe;
Doch war ich's nicht, denn Ihr wart unzufrieden.
Ihr sagtet's nicht, allein ich fühlt es wohl.
So scharf saht Ihr nach mir; Ihr meintet nicht,
Daß ich es merkte; doch das machte mich
Verwirrt; ich wußte nicht mehr, was ich sprach,
Noch was ich that; nur daß ich immer mehr
Mich mühte, daß Ihr immer finstrer blicktet,
Statt freundlicher; gewiß, ich macht Euch Schande, —
Und doch, gewiß! ich wollt es nicht.
  Albrecht. Ha — wie?
Mir zu gefallen gabt Ihr Euch die Müh'?
Ei, armes Weib, das so sich zwingen muß
Zu thun, was ihr zuwider ist! Da kommt der Gast.
Ich bitte, seid was steifer! So!

Der Kanzler, Hanns, Isotta kommen.

  Albrecht. Ei willkommen, alter Herr! Begrüßt ihn, Frau Agnes; sagt ihm, Ihr freut Euch, ihn zu sehen!
  Agnes. Ich freu mich, Herr, gewiß!
  Albrecht. Ei stolzer! stolzer!
  Agnes. Seid uns willkommen!
  Albrecht. Hirn, ich werde irr!

Kann wer so heucheln?

Agnes. Wär er wieder fort!

Kanzler. Tiefsten Dank, gnädiger Herr, und Euch lege ich mein Herz zu Füßen —

Albrecht. Hat man das erlebt?

Kanzler. Was, gnädiger Herr?

Albrecht. Daß Ihr Euer Herz einer Dame zu Füßen legtet? Böse Menschen — nicht am Hofe, denn da giebt es keine bösen Menschen — böse Menschen behaupten von Euch, Ihr hättet es Euch ausschneiden lassen, weil's Euch hinderlich war am Hofe, und in der Maschine —

Kanzler. Ja, gnädiger Herr, wie es die Läufer mit ihrer Milz thun? Doch Ihr verderbt mir meine Rede. — Nun, man hat's erlebt —

Albrecht. Also doch —

Kanzler. Daß man sich fing in seiner eigenen Redekunst —

Albrecht. Ach so.

Kanzler. Euch dank ich ehrerbietigst, hohe Herzogin — der Schönheit Königin —

Albrecht. Würde der Dichter sagen. Allein — doch davon nachher! Und somit, Frau Agnes, bitten wir Euch um Urlaub. Bei seinem Gehn wird der Herr Kanzler die Herzogin von Bayern begrüßen, hoff ich. (Agnes, Isotta, Damen ab.)

Albrecht (nachsehend). Wahr und doch Lüge — Lüge und doch wahr!
Das drückt die Sporen ein und reißt zurück doch,
Und bäumt das Hirn zum Wahnsinn,
Und macht mich Weib genug, ihr nachzusehn,
Thaufeucht, wie Erd' der Scheidesonne Gehn.
Ha, ich vergesse mich! —
Und nun zu dem, was Ihr mir bringt, Herr Kanzler.

Kanzler. Hier, gnädiger Herr, ein Schreiben von Eures Vaters fürstlicher Gnaden eigner Hand.

Albrecht (hat geöffnet; für sich). Die Zeilen strafen mich und jeder Buchstab'
Läuft Sturm auf seines Sohnes Herz; es braucht
Des Sinnes nicht, der sie beseelt. — Ich will
Es später lesen und die Antwort senden.
Was Neues sonst, Herr Kanzler Tuchsenhauser?

Kanzler. Gnädiger Herr, die Ritterschaft und die Stände von Bayern — da Eures Vaters fürstliche Gnaden ihnen zu lange zu zögern scheint in dem, was sie für nötig halten, — ja, die Stände haben einen Tag und einen Ort gesetzt, um unter den Flügeln des Herrn Burggrafen von Nürnberg wegen deß' zu beraten, was seit dem Turniere zu Regensburg alle Herzen erregt, und was, obgleich nicht neu mehr, doch so neu erscheint, daß es alles Neue neben sich alt macht.

Albrecht. Himmel! solchen Lärmen um einen umgestoßenen Haubenstock! Mit Hirn ausstopfen, wäre der beste Rat für Schädel, die so an überflüssigem Echo krank sind. Aber es sind schlechte Jahre für dies Gewächs; es will nicht geraten.

Kanzler. Im Interesse meines gnädigen Herrn forscht ich selbst auf meiner Reise — anderwärts ließ ich's durch Freunde thun —, um aus den einzelnen Meinungen mir den Spruch, der erfolgen möchte, vorbildend zusammenzusetzen. Das Resultat war — aber verzeiht, gnädiger Herr, ich muß in ihrer Sprache reden.

Albrecht. Ja, Ihr redet lieber fremde Sprachen; daß ich es anders halte, werdet Ihr, hoff ich, bald hören.

Kanzler. Nun, die Meinung ist — ich benutze Eu'r fürstlichen Gnaden Vergünstigung —: fiel es euch schwer, Euch von dem — Gegenstande Eurer Anbetung zu trennen, so möchtet Ihr sie behalten, als — verzeiht, als — Euer — Schätzchen —

Albrecht. Als — Himmel und Erde! sprecht mir das Wort nicht noch einmal aus!

Kanzler. Da aber Bayern der Erbfolge und davon abhangender Ruhe und Sicherheit wegen einer Herzogin bedürfe — wolle sagen: einer wirklichen, das heiße: einer geborenen Fürstin, so werde man fürstliche Gnaden — ernstlich vermahnen müssen, zu solcher ebenbürtigen Verbindung —

Albrecht. Wie? Mir das? Albrecht dem Wittelsbacher?

Kanzler. — Des Nächsten zu schreiten. Widrigenfalls —

Albrecht. Widrigenfalls? —

Kanzler. Nun, man habe es erlebt — Euer fürstlichen Gnaden seien die Ansprüche nur zu bekannt, die Euer Vetter, der Bärtige, Herr Ludwig zu Ingolstadt fürstliche Gnaden, wiederholt an Eurem Herzogtume geltend zu machen versuchen wollen — und so —

Albrecht. Und so — ich will Euch der undankbaren Mühe entheben, fremden Unsinn weiter nachzuschwatzen, Herr Kanzler — und so — werden sich fürstliche Gnaden, Herr Albrecht, durch den Popanz der Entsetzung einschüchtern lassen — und so — Wie? muß man fortwährend um sich haun, um von diesen auserwählten Spatzen der Weisheit nicht für einen alten Hut, über Stroh und Lumpen hängend, gehalten zu werden? Kein Vater wird einen Sohn so gehorsam finden, als mein Vater mich, wo ich ihm gehorsam sein darf; aber jenen Puppenspielern der Majestät sagt: Albrecht der Wittelsbacher habe die Drähte zerschnitten, an denen sie ziehn. Ihm gelte der nur adlig, den sein Verdienst adle; fürstlicher sei kein Weib an Wahrheit, Ehr' und Treue, und würdiger des Bayernthrones, als das seine; und ob er selbst ein höheres Anrecht an diesen Thron geltend machen könne, als das zufällige der Geburt, — ei nun, sie seien in dem Falle, darüber Aufklärung sich zu verschaffen. Und — doch genug, übergenug davon! Wie lange werdet Ihr bei uns bleiben, Herr Kanzler?

Kanzler. Gnädiger Herr, ich habe nicht Muße, meine Flügel zusammenzufalten. Vergönnt mir noch, mich bei Eurer hohen Gemahlin zu beurlauben.

Albrecht. Ich folge Euch, aber den Abschiedstrunk sollt Ihr mir nicht vergessen, eh' Ihr weiter fliegt! (Kanzler ab.)

Albrecht. War's wahr, ich sprach ein großes Fürstenwort.
Doch fühlt ich, was ich sprach? Ein hohler Prahler,
Ein Schatten, der, nachäffend, vor'ges Sein
Verhöhnt! Ha, Mühlgeklapper, weiter nichts!
Drin liegt des Werkes Seel', der Müller tot,
Drauß' klappt indes die Mühl' mechanisch fort,
Nicht Körner mahlend mehr und darum nur
So lauter klappernd. Wie? Was thu ich denn,
Mein Dräuen wahr zu machen? Such ich Freunde?
Und werbe Söldner? Häuf ich Waffen auf?
Die schlechte Gegenwart belügend, mach ich
Zum Lügner bessere Vergangenheit
Und setze Mannespläne, die als Knab'
Ich faßte, nun als Mann zu Knabenträumen
Herab, vom Zweifel hin und her und Glauben
Geschaukelt zwischen Stolz und Reu', am Zweifel
Die Reue wachsend und an Reu' der Zweifel
Im Wechselzeugen ohne End'. — Stets thu
Dem Manne, Schicksal, so, der zweier Dinge
Sich frevelnd so vermißt, daß keinem er
Gerecht wird und an einem kränkt das andre.
Gewißheit! Könnt ich wünschen doch, ihr Drohn
Wär Wahrheit schon und ich der Kron' entsetzt,
Dann weiß ich sicher, ob dies Weib mich liebt,
Ob nicht, und die Gewißheit, diese Mutter
Der Manneskraft, sie schüfe mich
Zum zweitenmal zum Mann. Ha wie — wenn ich —
Hier dämmert der Gewißheit Morgengrauen,
Die Sonn' verkündend — Strahl, erlisch mir nicht,
Eh' du die Hoffnung mir entzündet! — wie?
Ja, so halt ich dich fest! Wenn sie erfährt,
Was mich bedroht, und finstrer mal ich Nacht,
Als schon sie ist — und ich ihr sage:
Willst du nicht Herzogin mehr sein, bin ich
Gerettet? Ja, so sei's; und sagt sie Ja,
Dann, Erd' und Himmel trotzend, halt ich sie
Auf meinem Schild als Bayerns Herzogin —
Was sag ich? Deutschlands Kaiserkrone setz
Ich einst ihr auf ihr Haupt! Doch sagt sie Nein,
Von diesem Herzen
Reiß ich sie los, und sollt's zerrissen sein! (Ab.)

Der Pfleger des Schlosses; Ritter Landsberg treten auf.

Landsberg. Den Lärmen von dem Besuche des Kanzlers bei Eurem Herrn benutzt ich, mit Hilfe dieses Reitermantels mich Euch unerkannt von andern zu nähern.

Pfleger. In fremder oder eigener Gestalt, Ihr seid mir willkommen, Herr Landsberg! Noch willkommner, könntet Ihr mir Gutes von dem Befinden des Herrn Vizedom sagen.

Landsberg. Diese Zugabe zu Eurer Freundlichkeit kann ich mir nicht zu nutze machen. Der Vizedom krankt seit dem Turnier von Regensburg — nun, Ihr wißt — von Tag zu Tag dem Tod sichtbar entgegen, und nur die Gewalt eines Gedankens, eines noch ungelösten Gelübdes hält die reisefertige Seele noch in dem verfallenden Hause zurück. Ich wünschte, Ihr führtet mich an einen Ort, wo unserer Unterredung Störung weniger droht, als hier.

Pfleger. Kommt mit und sprecht Euch aus. Ich hab ein Ohr, das zu empfangen, was Ihr mir mitteilen wollt; aber keinen Mund, es weiter zu geben. Herr, mit dem Vizedom stirbt die bayersche Adelsfreiheit, und — doch kommt, Herr! Es wäre manches zu sagen. (Gehen ab.)

Agnes, Beate von der Halle zurück.

Beate. Ja, Euer Gnaden —

Agnes. Sei still, Beate!

Beate. Muß ich nicht so zu Euch sagen? Ei, gefällt's Euer Gnaden nicht mehr, Euer Gnaden zu heißen? Ja, Ihr sollt lachen, darum sprech ich so, nicht, damit Ihr noch trauriger werden sollt. Das hättet Ihr nicht gedacht in Eures Vaters Gärtchen, daß eine der Herzogin müde werden kann?

Agnes. Nimmermehr!

Beate. Daß Ihr nicht singen sollt, nicht in den Garten laufen, wenn Ihr Lust habt — und immer der Schweif von steifen Damen hinter Euch drein!

Agnes. Ja, was mir lieb ist und was ich kann, das darf ich nicht — und soll thun, was ich nicht kann. Und doch wollt ich nicht müd werden, säh ich nur, es hälfe. Aber er wird nur immer wunderlicher. Ich glaub schon, es ist nicht darum; aber warum sonst, das sagt er nicht. Manchmal, wenn ich im Bette aufsitz die lange Nacht und kann nicht schlafen, da fällt mir ein, was mir mein Vater sagte —

Beate. Wie? daß er es falsch meint, und wollt dich nur verlocken?

Agnes. Nein! ich bin falsch, du bist falsch, die ganze Welt ist falsch — er ist's nicht!

Beate. Aber was sonst?

Agnes. Nun, daß es ihn reu't.

Beate. Muß er's denn an dir auslassen? Hast du denn ihn dazu gebracht, oder er dich?

Agnes. Ich wollt, ich wär nie bei der Bas' gewesen — nie! dann wär ich nicht sein Weib geworden. Damals war mir's nur um die Herzogin; ich glaub, damals hatt' ich den Raimund lieber, als ihn; bis ich ihn sah und er auf dem Bankett um mich warb. Und auch nachher hab ich zu viel an die Herzogin gedacht, und zu wenig an ihn.

Beate. Weißt du? der Raimund ist hier?

Agnes. Auf dem Schlosse?

Beate. Nein, in der Stadt, er ist Söldner geworden beim Vizedom. Wenn du den Raimund genommen hätt'st, der wär nicht so geworden gegen dich, wie der Herzog. Komm, wir wollen in das abgelegenste Zimmer gehn; da wollen wir unsre alten Liedchen singen und plaudern und wollen denken, wir sind wieder im Gärtchen.

Agnes. Ja, im Gärtchen, wie war's schön! Daß ich noch im Gärtchen wär! Aber mein Herr müßte mit sein, aber nicht ein großer Herzog, ein armer Badergesell, wie der Raimund war. Der arme Raimund!

Beate. Komm, sei lustig!

Agnes. O mir ist das Herz schwer, mir ist das Herz schwer, es glaubt mir's niemand, wie schwer mein Herz mir ist! (Beide ab.)

Es treten auf Albrecht, Isotta.

Erster Aufzug

der

Bearbeitung des Agnes Bernauer-Stoffes

vom Jahre 1859.

Agnes Bernauer.

Personen.

Der Herzog von Bayern.
Albrecht, sein Sohn.
Der Vizedom von Straubing }
Der Kanzler } Räte des Herzogs.
Graf Landsberg }
Hanns Zenger }
Georg von Gundelfingen } Freunde Albrechts.
Leonardo, ein italienischer Sänger.
Albrechts Pfleger zu Straubing.
Ritter Seibelstorfer.
Doktor Pirkheimer, des Kanzlers Gehilfe.
Der Stadtschreiber von Augsburg.
Kaspar Bernauer, ein Bader in Augsburg.
Sein Gevatter Melchior.
Raimund, sein Geselle.
Gerichtsschöppen.
Zwei Söldner.
Ein Herold.
Ein Schließer.
Ein Bauer.
Agnes, Bernauers Tochter.
Beate, eine Verwandte bei Bernauers.
Eine reiche Augsburger Patrizierwitib.
Hoffrauen, Gäste beim Volksfeste, Ritter und Herren.
Söldner, Bürger, Volk.

Die Zeit ist das Jahr 1436. Der Schauplatz bis zur Verwandlung im vierten Akte in der schwäbischen freien Reichsstadt Augsburg, dann in und bei Straubing.

Erste Scene.

Freier Platz in Augsburg.

Erster Auftritt.

Hanns Zenger mit Gundelfingen im Gespräch.

Gundelfingen. Nun, der Friede ist fertig zwischen Bayern und Augsburg. Aber diese Augsburger Reichsbürger sind trotziger und übermütiger, und der Stolz des alten Herzogs ist empfindlicher, als beide sein müßten, dem Frieden lange Dauer zu verheißen.

Hanns. Ich will beiden Zuwachs wünschen, dem Übermute der Reichsbürger und dem Stolze des alten Herzogs. Wie? Sollen uns die Arme, unsern Hengsten die Beine steif werden aus Mangel an Bewegung? Horch! Trompeten; der Festzug kehrt aus der Kirche zurück.

Gundelfingen. Hier kommt ein Jemand, der nicht denkt, wie du, obgleich er so wenig Anteil an dem Frieden nimmt, vom Festzuge wegzubleiben.

Hanns. Ich würde ihn darum loben, hätte er einen andern Grund —

Gundelfingen. Ja, wie zum Beispiel: hätte er den Zug versäumt, weil er einen Turnierhengst Probe ritt und die Welt darüber vergaß; oder weil der Schenkwirt ihn um sein Votum über den neuesten Jahrgang seines Laubenheimers bat.

Hanns. Vorausgesetzt, er wäre kompetent in beidem, was ich aber bestreite. Gut; immerhin wichtigere Dinge, am Maßstab eines Mannes und Ritters gemessen, als Verse schmieden oder singend in einem Busche sitzen wie ein nickendes Grasmückenhähnchen. Was? ist es soweit mit dir gekommen? Ist es nicht genug, daß die Rechtgläubigkeit deiner Mannesgesinnung von der hussitischen Ketzerei der Versfüße und Reime, Stanzen, Konson-, Disson- und dem Greuele noch andrer Anzen angesteckt ist; muß dieser Zustand des Verderbnisses in den Verderbten sich noch über die Gesundheit im Gesunden aufhalten? An seinem Mute, das zu thun, hätte ich die Nähe seines Urhebers erkannt, auch wenn meine Augen ihn mir nicht zeigten.

Zweiter Auftritt.

Albrecht und Leonardo treten auf.

Gundelfingen. Sieh, wie schwebend über der schlechten Welt. Meinen Kopf zum Pfande, er hat den Festzug verträumt.

Hanns. Und verreimt.

Albrecht. Dann fragt, ob er der Stunden noch gedenkt,
Wo Heloisens Brief an Abälard
Wir lasen? Bleibt ihm sein Gedächtnis stumm,
Dann malt ihm eines Haines schattig Bild,
Heißt Phantasie ihn rauschend überwölben
Mit eines riesig hohen Eichbaums Krone,
Und um die nackten Wurzeln auf dem Grund
Ins schwellend weiche Grün des Haidekrauts
Malt, Arm in Arm geschlungen, hingelagert
Ein sanftes Jünglingspaar, still horchend, außen
Der Moldau Murmeln und dem Vogelsang
Und innen ihrer Träume Melodien.
Dann sagt ihm, wie er glücklich sei, dem nur
Der eignen Neigung Hauch die Segel bläht,
Nach einer Richtung treibend Flut und Wunsch,
Indes — genug davon; mehr sagen hieße
Mit gift'gem Hauch Gesundheit preisen, Glück
Vergiften durch den Glückwunsch. Besser teilt
Der Kranke des Gesunden Wangenröte,
Als daß sein Bleich des Freundes Rosen töte.
Drum, bitte, sagt ihm, daß Ihr froh mich fandet;
Sagt ihm, wir lachten brav, und dann — Wie? ragt
Da nicht der Perlaßturm? So durch Erinnrung wird
Vergangenheit zum Dieb an Gegenwart,
Der sie bestiehlt, wo er sie zu bereichern
Den Schein annimmt. Wie? trugen unsre Füße
So schnell nach Augsburg uns zurück, indes
Uns Phantasie betrog, daß wir in Böhmen
Zu wurzeln glaubten?

Leonardo. Gnäd'ger Fürst, so ist's.
Und Urlaub nehm ich nun, mich Euch empfehlend.

Albrecht. Der Böhmenkönigin, meiner Muhme, bringt
Den wärmsten Sohnesgruß von mir. Bei ihr,
In ihrer sanften Nähe wuchs ich auf,
Ihr dank ich all der Kräfte Ausbildung,
Die hier, wo man sie nicht zu schätzen weiß,
Ja sie verachtet, nimmermehr die Sonne
Gefunden hätten, die aus spröder Knospe sie
Ins Leben küßte. Selber Künstlerin,
Wird Eur Talent in beff'rer Fördrung Boden
Sie pflanzen, als ich hier ihm bieten konnte.
Nochmals dann grüßt den Freund mir, schmält ihn aus,
Er sei ein trägrer Schreiber, als selbst Freundesnachsicht
Entschuld'gen könne. Über alles: wahrt
Mir Eurer Stimme Silberschatz.

Leonardo. Als wär sie selbst,
Was ich ihr danke, Eurer Hoheit Anteil
An meinem armen Selbst. So geh ich denn.

Albrecht. Mein werter Leonardo: daß Ihr nicht
Vergeßt, der Träge soll mir fleiß'ger schreiben. (Leonardo ab.)

Dritter Auftritt.

Hanns. Das vergessen? Es werden Dinge vergessen, die näher liegen und wichtiger sind, gnädiger Herr, als Träumen und Briefe schreiben über Träume.

Albrecht. Ei Hanns, bist du auch hier? Recht, Hanns. Und andre, die vergessen werden sollten, brüsten sich im vollen Scheine des Lämpchens Aufmerksamkeit.

Hanns. Zufällig oder auch nicht. Des alten Herzogs Gnaden, Euer Vater, gnädiger Herr, möchte über diese Dinge andrer Meinung sein, als Ihr.

Albrecht. Ich fürchte sehr, nicht allein über diese. Aber du hast ein „zum Beispiel" auf der Zunge; armer Hanns, soll ich schuld sein, wenn du an zurückgetretener Weisheit stirbst?

Hanns. Nun denn, gnädiger Herr; Euer Vater hätte nicht über dem Abschied von einem welschen Sänger so Wichtiges vergessen —

Albrecht. Als ein Festzug in die Kirche ist? Nein; nicht ein Ausspucken fürstlicher Gravität. Aber — ich will nicht spotten; ich bin nicht in der Laune, zu spotten; nein, wahrlich, ich spotte nicht. Überdies bist du im Irrtum, Hanns; nicht vergessen habe ich den Festzug.

Hanns. Um so schlimmer, gnädiger Herr, wenn Ihr ihn absichtlich versäumt habt. Eine volle halbe Stunde warteten die Herren auf Euer Kommen; die Bürgermeister von Augsburg wollten noch länger warten; aber Euer Vater war dunkelrot über den Augenbrauen und gab's nicht zu! Er wollte Euch strafen, glaube ich.

Albrecht. Ja, er straft mich, wie er mich lohnt, mit dem, was ihm Strafe sein würde. Er will mir aufdringen, was er Glück nennt. Mich dürstet, und ich soll essen, weil er hungert. Sein Leben war, beginnen, damit ich vollenden könnte; Bayern die alte Größe zurückgewinnend soll ich groß werden. Hanns, mein Vater dauert mich; ich weiß keinen Menschen, der weniger Anlage besäße, zu werden, was er aus mir machen will.

Hanns. Sagt, weniger Neigung, gnädiger Herr, nicht weniger Anlage.

Albrecht. Was hilft es, mit andern Worten dasselbe sagen? Aber es wird hier ein Gedränge geben, wovon ich kein Freund bin.

Gundelfingen. Kunz Reichsfrei, der Spießbürger von Augsburg, sucht Nadel und Webstuhl wieder auf, von dem er hinweggelaufen war, goldne Wämser anzustarren.

Albrecht. Ein Zeichen, daß die Herren vom Zuge wieder zurück-

gekehrt sind. Laßt uns dem Getümmel ausweichen. O ihr grünen Schatten meiner kühlen Wälder um Vohburg; wann träum ich wieder unter Euch?

Hanns. Laßt erst Kunz Reichsfrei Euch zujubeln.

Albrecht. Dem Herzogsmantel auf meinen Schultern? Ich verstehe den Ehrgeiz nicht, den es kitzelt, sich in fremder Schätzung als Zulage zu fühlen zu dem Golde seiner Kleidung. Kommt hierhin. Machte kalte Ehrsucht und rücksichtslose Gewaltsamkeit den Fürsten, wahrlich, nicht der Ärmste unter diesen leiblich und geistig Armen sehnte sich dann so heiß, mit mir zu tauschen, als ich mit ihm. (Er geht ab.)

Vierter Auftritt.

Gundelfingen. Wie kommt ein solcher Vater zu einem solchen Sohne! Sag mir nur das eine, Hanns; wie kann solch eiserner Deutscher von Vater einen solchen Sohn haben!

Hanns. Nein, frage, wie eine versemachende Italienerin von Mutter einen andern Sohn haben konnte! Frag, wie eine Musikantin, wie die Böhmenkönigin, einen andern Zögling haben kann. Weiberarbeit, Junge! Weiberarbeit! Oder, wenn dir die Antwort nicht recht ist, Ausgleichung der Natur, meinetwegen eine Art Rache oder wenigstens Schadloshaltung. Ich sage dir, der erste Freigeist war der Sohn eines überfrommen Vaters. Ist's denn so seltsam, wenn der Geizige den Verschwender erzieht? wenn des klugen Heuchlers Sohn ein brutaler Dummkopf wird? und umgekehrt? Frag dein eigen Gestern und Vorgestern, und du wirst finden, deine Vorsicht war das Kind deiner Übereilung; ein Tag der Völlerei hatte einen Fasttag zum Sohne. Und dann — Nun, was fragst du mich? Betrachte den allgemeinen Weltlauf selbst und sieh, wie du allein mit deinen Zweifeln fertig wirst. Meine Beine sind stramm genug, den Weltlauf mitzulaufen, aber mein Kopf besitzt nicht Weisheit genug, seine Rätsel aufzulösen. Nur so viel, Junge, was mich betrifft; so wahr mir das Wiehern eines Rosses lieber ist, als das Gezwitscher aller Darmsaiten im heiligen römischen Reiche, ich ziehe meine Hände ab von dem Musikanten; ich bin mirs selber schuldig.

(Sie folgen Albrecht.)

Unter dem Volke, das von Anfang des letzten Auftritts über die Bühne zog, kamen **Kaspar, Raimund, Agnes, Beate**; von der andern Seite **der Stadtschreiber von Augsburg**, letzterer im Putze; nun kommen sie zusammen vor.

Fünfter Auftritt.

Beate. Ei, prächtig war's und schon wert, danach zu laufen. Aber warum war der junge Herzog nicht beim Zuge, Vetter Kaspar?

Kaspar. Weiß ich's, Jungfer Neugier? Da frag den ehrenfesten Herrn Stadtschreiber; der sitzt im Staatsgeheimnis wie der Wurm in der Nuß.

Stadtschreiber. Gewissermaßen — wiewohl — dennoch; es wäre viel zu sagen; versteht, Mann: hohes Amt —

Kaspar. Macht tiefe Verantwortung. Da heißt's: ein Schloß vor den Mund!

Stadtschreiber. In Anschauung dessen und deswegen —

Kaspar. Sehr wahr! sehr wahr! Euer Hochedeln! versteht sich!

Stadtschreiber. Begreift Ihr das, Mann? Es freut mich, daß Ihr das begreift.

Beate. Die alten stolzen und trotzigen Gesichter! War der junge Herzog dabei, dann hätt' es doch noch wie Frieden ausgesehn.

Kaspar. Wahr ist's. Wären die andern Fürsten und Herren dem jungen Herzog gleich, die Geschäfte würden aufkommen; er mißgönnt nicht. Und Ihr da — was murmelt Ihr da in Euch hinein, Bursch?

Raimund. Mußten wir Frieden machen, Meister?

Kaspar. Du und ich? oder ein hochedler Rat? Ei, Eure grüne Weisheit war andrer Meinung. Laßt Euern Bart grau werden, wenn Ihr einen habt; dann fragt wieder nach.

Raimund. Darf der Bayer so stolz thun? Jeder Blick von ihm hatte zehn Zungen, und jede sagte: Ich thu's aus Bedauern mit euch armem Pack. Sein Grüßen sah aus, als würf er uns den Frieden zu, wie ein Reicher einem Bettler einen Pfennig zuwirft; weniger aus Mitleid mit seiner Not, als aus Verachtung seiner Niedertracht.

Kaspar. Richtig! — Nein, Herr Bursch, ich will's Euch besser sagen, was Euch zwackt, Euch und die andern Gelbschnäbel von jungem Volk in Augsburg. Ihr seid Raufer geworden in der langen Fehde; Eure Galle ist Eure Weisheit. Ei, solcher Kranken giebt es mehr, die die Krankheit nicht so hassen als den Arzt. Der Friede ärgert dich, nicht der Bayer. Zum Schnepper! zum Schnepper, Herr Bursch! Das lange Schwert ist nicht mehr Mode! Entschuldigt, Eur Hochedeln —

Stadtschreiber. Ei was; ich rede mit Euch. Sonst ist niemand für mich zugegen; ich weiß, was ich meiner Stellung schuldig bin. Ich fragte Euch neulich etwas: sagt mir nun die Antwort. Ich habe keine Zeit, und — nun Ihr seid alt genug, selbst zu wissen, wie wenig es sich mit der Gravität verträgt, zuviel mit Euresgleichen an den Gassenecken herumzustehn. Deshalb sagt mir kurz und bündig Eure Antwort.

Kaspar. Ja, Eur Hochedeln sagte, Ihr wolltet meine Tochter zu Euerm ehrlichen Weibe?

Stadtschreiber. Recht, alter Mann; ich will meine Ehre mit ihr teilen.

Kaspar. Nun, alle schuldige Achtung vor Eur Hochedeln unangetastet, so ist meine Meinung darüber: mein Kind hat von Ehre just soviel sie ins Haus gebraucht; hat sie an meiner Ehre und an ihrer eignen Ehre nicht genug, so muß sie sich zu tröſten suchen.

Stadtschreiber. Ihr vergeßt, wer ich bin, alter Mann, Ihr vergeßt, wer ich bin!

Kaspar. Mit Vergunst, Eur Hochedeln hatte es vergessen; ich erinnere Euch nur daran. Ihr tragt da einen feinen Samt zu Eurem Wamse.

Stadtschreiber. Von Utrecht, Mann.

Kaspar. So dicht er ist, er wird vom Tragen fadenscheinig.

Stadtschreiber. So fadenscheinig, als Eure Weisheit geworden ist, wie man sieht, alter Mann.

Kaspar. Gut. Aber meint Ihr denn, der Samt von einem Weiberlärvchen trägt sich nicht ab, wie der an Eurem Staatswamse da? Der Käfer Neigung schwärmt keine Stunde länger, als der Schönheitssommer ihn wärmt, der ihn aufgebrütet hat; darum sucht Klugheit, was länger warm hält. Ist Euer Wams abgetragen, fort damit zum Trödler! Eine abgetragene Frau werdet Ihr nicht los, wie eine abgetragene Kappe. Seht, der Bursche da, etwas hitzig noch, doch das heilt die Zeit, der soll —

Stadtschreiber. Das ist Eure feste Meinung?

Kaspar. Fest, Herr, wie alles, was ich einmal meine, eisenfest. Darum —

Stadtschreiber. Genug. Der Stadtschreiber von Augsburg braucht nicht unter seinem Stande nach einer Frau umzubetteln.

Kaspar. Richtig! Habt Ihr's nun? Habt Ihr's nun? Das wär's, Eur Hochedeln. Gleich und gleich; das ist ein goldener Spruch.

Stadtschreiber. Nun, so vergeßt meinen Antrag. Erfährt ihn auch sonst niemand, verbleiben wir Euer wohlgeneigter Gönner.

Kaspar. Niemand, der ein Ohr hätte, es seinem Munde zu verraten, Eur Hochedeln. Seht, der Bursche da ist mit meinem Mädchen aufgewachsen; er wird ihr Mann und setz ich mich zur Ruhe, der Meister von meinem Geschäft. Wenn Ihr einmal zu viel Blut habt oder Haare lassen möchtet — haha! mit Vergunst vor Eur Hochedeln — oder sonst dergleichen, seht, er schlägt Euch die Ader, daß Euch das Herz lacht; nun, er hat es von mir; und die Gunst, die Eur Hochedeln ihm schenkt, ist mir erhalten. (Stadtschreiber geht ab.)

Sechster Auftritt.

Kaspar. Beim Kreuz! ich fürchte, geht das Ding so fort,
Nimmt meine Baderei ein End mit Schrecken,
Denn jeder abgewiesne Freier droht mir
Mit eines Kunden Einbuß. Junges Volk,
Ein End' wird! Noch den Sommer macht ihr Hochzeit.

Raimund. Sagt: „Heut noch," Meister! lieber heut als morgen!

Beate. Was denkt ihr denn? So schnell? Das wär mir Brauch!
Ei wohl; noch ist die Ausstattung nicht fertig.
Das wär mir eine Hochzeit! Agnes, sag
Den Männern doch, was erst geschafft will sein,
Geschnitten und genäht.

Kaspar. So macht Euch dran.
Beate. So? Nun, es braucht nur, daß Ihr's sagt, nicht wahr,
Sonst dachten wir nicht dran? Nun, Gott behüt Euch.
Wir paßten nicht, bis Ihr uns hießt: Fangt an;
Und sind wir fertig, sollt Ihr's schon erfahren.
Kaspar. Ei werdet's oder nicht; mein Wort bleibt stehn.
Nun heim, ihr junges Volk; zum Maientage
Da gafft euch satt; jetzt hinter Scher' und Nadel!
Hörst, Raimund? Bring die Dirnen mir nach Haus.
Die schwatzt den Kopf mir wüst; ich geh voraus. (Geht ab.)

Siebenter Auftritt.

Raimund. So kommt.
Beate. Wo nur der junge Herzog steckte?
Er war bei seinem Vater nicht im Festzug;
Und ist doch hier. Nachbars Kathrine sah ihn.
Raimund. Was soll Euch der?
Beate. Vielleicht sehn wir ihn noch.
Agnes. Ja bitte, Raimund, eilt nicht so nach Haus.
Beate. Bitt' ihn nur recht; sag nur, nun kann er zeigen,
Ob's wahr ist, wenn er sagt, er hat dich lieb.
Raimund. Ihr säht ihn gern?
Agnes. Er heißt so mild und schön;
Ja, für mein Leben gern möcht ich ihn sehn.
Raimund. Ihr saht ihn schon; wo saht Ihr ihn doch nur?
Agnes. Ich? Nirgends.
Raimund. Ei, was kümmert Euch der Herzog!
Beate. Nun, dacht ich's doch; schon wieder eifersüchtig.
Agnes. Ja, Raimund, seht mich nicht so finster an.
Sagt Ihr mit solchem Blick, Ihr habt mich lieb?
Ei, so jung bin ich nicht, dem Wort zu glauben,
Wenn ihm das Auge widerspricht.
Raimund. Nun, Ihr
Seid alt genug, zu wissen: klüger nicht
Weicht Ihr verdientem Vorwurf aus, als wenn Ihr
Ihm so zuvorkommt, daß Ihr selbst ihn macht.
Wie Jugend Klugheit birgt, auf Trug beflissen,
Zu jung nicht ist die Jüngste, das zu wissen.
Beate. Doch Eifersucht wird nicht durch Alter klug,
Zu wissen, wie sie selber zwingt zum Trug.
Wollt Ihr, Eur Weib soll nicht nach andern spähn,
So seid danach, daß Euch sie gern mag sehn.
Agnes. Ich weiß nicht, was Ihr meint; doch bitte, Raimund.
Wie? lieber Raimund, thut die Liebe mir
Diesmal nur; und nicht wieder plag ich Euch.

Raimund. Ei, seht, nach wem Ihr wollt, doch ohne mich.
Beate. Nein, Mädchen, viel zu viel hast du Geduld!
Agnes. Nein doch; ist er nicht gut, trag ich die Schuld,
Weiß ich auch nicht, worin. So komm, wir gehn.
Für eine Liebe lohnt er mit der andern.
Ihr hattet wieder Streit; nein, leugnets nicht;
Ich weiß, Ihr hattet.
Raimund. Nun, Euch kümmert's nicht.
Agnes. Nein, sagt nicht so; Ihr wißt es auch recht gut
Und sprecht nur so, weil Ihr mich gerne ängstet.
Kein Mond vergeht, wo einmal nicht des Morgens
Man einen Toten findet auf der Straße;
Die lange Fehd' hat Euch verwildert; ja
Der Vater hat schon recht.
Raimund. Ei nun, was wär's?
Läg ich 'nes Morgens tot, Ihr weintet nicht,
Ihr wär't den überläst'gen Bräut'gam los,
Und ich die ew'ge Qual der Eifersucht.
Sagt nichts, ich weiß es doch, Ihr nehmt mich ungern.
Agnes. Nein, Raimund; möcht ich schon noch eine Zeit
Ein Mädchen bleiben — seh ich doch an andern,
Wie Jugend kurz ist, und der Schwur am Altar
Die Sorge mitbringt, die nicht wieder freiläßt,
Und von des Lebens Baum die Blüte bricht.
Doch, Raimund, seht: nähm ich auch jeden, den mir
Der Vater gäbe, keiner wär mir lieber;
Bin ich Euch doch, so lang ich denke, gut.
Raimund. Ihr mir? und wie! laßt hören doch, wie gut?
Wie Euerm Vogel? Schlagt mich auf den Mund
Für meine Unverschämtheit. Nehm ich mir
So viel heraus? Ei nun, warum laßt Ihr
Mich raten! Sagt doch wie?
Agnes. Wie einem Bruder.
Raimund. Haha!
Agnes. Kann man wem besser sein?
Beate. Ei nun;
Der Bruder wahrt die Schlüssel zu der Neigung,
Bis Neigung selbst sie weiter schenkt. Verwalter
Sind keine Herren!
Raimund. Wißt Ihr das noch nicht?
Wüßt ich den andern, der's Euch lehren könnte,
Tod sollte ihn und mich vorher verzehren.
Beate. Nun, Ihr treibt's nicht danach, sie es zu lehren.

Achter Auftritt.

Albrecht, Hanns Zenger und Gundelfingen kommen zurück.

Albrecht. Heißt das nicht Frieden; ihr mißbraucht das Wort,
Das holdeste im ganzen Kreis der Sprache,
Das aus der Menschheit goldner Urzeit blieb
Als tröstende Verheißung, da sein Inhalt
Verscheucht zum Himmel floh, Gewaltsamkeit,
Unrecht und Trotz, des Unrechts feindlich Kind,
Den ew'gen Krieg begannen um die Herrschaft.
Heißt das nicht Frieden, Ausruhn nur des Krieges,
Um neue Kraft zu sammeln. Muß es sein?
Muß Mensch den Menschen — muß — muß — Ew'ger Himmel!

Raimund. Nun that ich Euern Willen, und nun kommt.

Beate. Wie, Mädchen, ist er schön? Sagt ich genug?

Agnes. So schön dacht ich die Engel nur im Himmel.
Und wie so gut!

Raimund. Wie Teufel im Gewand
Von Engeln! Ei die goldnen Tressen thun's,
Das höf'sche Wesen. So gewürzte Brüh
Macht Weiberwankelmut die Redlichkeit
'nes schlichten Bürgers unschmackhaft, wär er
Auch schöner von Gestalt, wenn das ihm fehlt,
Woran die Armut reicher macht, Verstellung.

Beate. Er sieht nach dir.

Agnes. Nach mir? Nein.

Beate. Doch! und wie!

Raimund. Sie lügt, ihr Blut ist ehrlicher, als sie.
Nein, Antwort giebt's auf seinen frechen Blick.
Fort! Dem Gespräch mach ich ein End. Nach Haus!

Beate. Sie schämt sich. Nun, Ihr seid ein Grobian.

Raimund. War ich's doch früher, klüger fing ich's an.
Fort! Scham ist Sünde, die noch ungethan
Gethan sein möchte. Wem die Lust gebricht
Zum Sündigen, dem färbt die Wang' sich nicht.
Thor, der ich war, zu thun, was mich gereut,
Hab selbst das Korn ich meiner Furcht gestreut.

(Er geht ab mit den Mädchen.)

Neunter Auftritt.

Albrecht. Ha! war das wirklich? Sah ich, was ich sah?
Sah ich's? Hier stand es, und dort schritt es weg!
Wenn's wirklich war, wenn Phantasie, entzündet
Von ihrer Sehnsucht, nicht dem süßen Wunsche

Im Augenblick, wo sie sich selbst verstand —
Zusammendrängend in ein einzig Bild,
Was sonst in dieser Welt der Wirklichkeit
Sich flieht, wo Mangel sich an Fülle heftet,
Der Fehl den Vorzug scheltend Nachbar nennt —
So engelgleichen Körper anerschuf:
War's wirklich? Saht ihr's? Wißt ihr seinen Namen?

Gundelfingen. So gewiß war es, als ich sprachlos stand, gnädiger Herr, und was ihren Namen betrifft, aus Unwissenheit sprachlos bleiben muß.

Hanns. Ach was! Weiß ich auch der Dirne Namen nicht, für ihre Wirklichkeit getrau ich mich noch einzustehn. Gott helfe mir! Sah sie aus wie ein Geist? Nun, gnädiger Herr, wenn da, wo das wärmste Blut durch den Schnee eines Fleisches äugelt, das einen Geist wieder zu leiblichem Verlangen aufwecken könnte, nicht Wirklichkeit ist, so hat das magere Kalb des Scheins die fette Kuh der Wirklichkeit bis auf den letzten Knochen aufgefressen.

Gundelfingen. Gnädiger Herr, Ihr habt einen Freibrief, in lichte Flammen aufzuschlagen, wenn der kalte Hanns zu rauchen beginnt.

Hanns. Was sag ich? Davon giebt's nicht mehr so viel Wirklichkeit mehr auf der Welt, als ein kleines Kind im Bett ertragen kann, ohne zu weinen.

Albrecht. Nun Sehnen, hast du deinen Gegenstand,
Du Dasein einen Zweck; nun fand mein Stern
Die Sonn', um die zu kreisen er erstand.
Wo schwand sie hin?

Zehnter Auftritt.

Kanzler und Graf Landsberg treten auf.

Kanzler. Der Herzog, Euer Vater —

Albrecht. Des Weibes Urbild selbst, wie's aus der Hand kam
Urschaffender Natur, umduftet noch
Von ihrem Schöpferhauch, so rein, so ganz
Unangewelkt noch von dem Reif der Zeit! —
Unzeitig Zwischenspiel! — Ihr seid's, Graf Landsberg?

Landsberg. Ja, gnäd'ger Prinz, geschickt von Eurem Vater;
Gefiel es Euch, durch mich ihn anzuhören?

Albrecht. Ihn, Euch und wer sich solchen Mund darf leihn.
Und unterdes verlier ich Bild und Spur?
Entschuldigt, Herr, ich bin zerstreut, auch ruft mich
Ein unaufschiebbares Geschäft; doch hoff ich,
Ich seh Euch wieder, wie es abgethan —
Wohlauf, mein Stern, such dir die neue Bahn.

(Albrecht ab, Gundelfingen folgt.)

Elfter Auftritt.

Kanzler. Was setzt Seine Hoheit so in Atem, Herr Ritter?

Hanns. Was ich Euer Hochwürden unzweifelhaft mitteilen würde, wüßt ich es selbst. Da ich es nicht weiß, Herr Kanzler, so begnüg ich mich, Euch einen guten Tag zu wünschen.

Kanzler. Ihr seid ein Spötter; geht nur, geht. (Hanns geht ab.)

Zwölfter Auftritt.

Landsberg. Ich weiß, was Seine Hoheit so in Atem setzte, daß er nicht Zeit hatte, seines Vaters Befehl zu vernehmen. Herr, eine Jugendlaune sollte so nicht das Gepräge der Fürstenwürde überkräuseln, daß seine Schriftzüge unleserlich würden. Ich sah es. Einer gemeinen Dirne zu folgen war das unaufschiebbare Geschäft; nun, der Herzog mag die Antwort erfahren.

Kanzler. Ei unentschuldbar! Unentschuldbar! Wiewohl ich Euer Gnaden angelegentlich empfehlen möchte — freilich ist es nicht zu entschuldigen! Durchaus nicht! Doch würd ich Euer Gnaden ersuchen, bei Seiner Hoheit eignen Worten stehn zu bleiben; nein, zu entschuldigen ist es nicht! Wenn auch Euer Gnaden Beobachtung verschwiegen werden möchte! Nein, unentschuldbar — indessen — (Beide gehen ab.)

Zweite Scene.

In der Herberge des Herzogs von Bayern in Augsburg.

Dreizehnter Auftritt.

Es treten auf Ritter Seibelstorfer und Doktor Pirkheimer.

Seibelstorfer. Des Herzogs Unzufriedenheit mit seinem Sohne hat sich vermehrt.

Pirkheimer. Ja, durch dessen neuliches Wegbleiben vom Festzuge.

Seibelstorfer. Es haben sich seit gestern Umstände ereignet, die seine Abreise dringend beschleunigen; er wünschte den Sohn vorher wenigstens noch zu sprechen.

Pirkheimer. Hier kommt er selbst; und es scheint, noch ist's ihm nicht gelungen, des Gesuchten habhaft zu werden.

Vierzehnter Auftritt.

Es treten auf der Herzog von Bayern, der Vizedom und Gefolge des Herzogs.

Der Herzog. Wir wollen, daß kein Zögern uns verklage,
Noch thatlos Zusehn, schmachvoll, wie sich's auch
Mit Vorwand schminke, der des Pöbels Urteil
Besticht, als Milde, Nachsicht, Menschlichkeit,
Als höbe neuer Schwäche Zugeständnis
Den alten Vorwurf auf. Nichts dieser Art!
Ihr habt die Boten abgesandt? sogleich,
Wie ich's Euch hieß, Herr Vizedom?
Der Vizedom. Eur Hoheit,
Und läuft das Roß, wie ich es angespornt,
So flattern aufgerollt schon Eure Banner.
Der Herzog. Wie? meint uns unser Vetter laß zu finden,
Der uns noch nie auf diesem Fehl betraf,
So oft er probte unsrer Thatkraft Raschheit?
Und zu oft nur — bei meinem Eid — geschah's!
Er rüstet — gegen wen, meint er nicht uns?
Vizedom. Und meint er Eure Hoheit, wie schon oft,
Auch diesmal nicht gelingt's ihm, wie er hofft.

Fünfzehnter Auftritt.

Graf Landsberg und der Kanzler treten auf.

Der Herzog. Wie nun, Graf Landsberg und Herr Kanzler, fandet
Ihr unsren Sohn und hießt ihn eilig kommen?
Was zögert er, da uns die Stunde mahnt
Zur Abfahrt? Fandet Ihr ihn nicht?
Landsberg. Doch, Hoheit;
Allein nicht in der Stimmung, uns zu hören.
Herzog. Nicht in der Stimmung? Redet Ihr im Ernst?
Kanzler. Ja, allerdings; er war nicht in der Stimmung;
Doch so, daß jedenfalls ein unaufschiebbar
Geschäft, so unaufschiebbar, wie's allein
Rechtfert'gen kann, was tadelhaft erschiene
An seiner Weigrung, wenn das Weigrung hieße,
Was nicht —
Herzog. Nun, bei der Mutter Gottes! er
Ist nicht gestimmt, und Weigrung ist nicht Weigrung —
Wie? meint Ihr mich gestimmt, mich nicht zu weigern,
Tischt Ihr mir Unsinn auf?
Landsberg. Soviel ich sah —
Kanzler. Entschuldigt, Herr Graf Landsberg —
Herzog. Schweigt Ihr, Herr,

Und laßt den Grafen sprechen. Find ich dann
Vermittlung nötig, nun, dann kommt zum Wort.
Landsberg. Zu melden, was ich sah und ohne Zuthat:
So hinderte Herrn Albrecht eine Dirne
Uns anzuhören, die er aus dem Auge
Verlor, macht er sich nicht zu ihrem Schatten.
Kanzler. Verzeiht, so schien es Euch —
Herzog. Euch nicht, Herr Kanzler;
Vielmehr: Ihr wollt, mir soll es nicht so scheinen;
Dennoch — wie? nur zu ähnlich sieht ihm solch
Benehmen; und nur Schwäche, die den Wunsch
Umstempeln läßt der unwillkommnen Wahrheit
Gepräge und sich wissend selbst belügt,
Heilsames Bitter sich zu sparen, spräche:
Ich glaub es nicht.
Kanzler. Doch wär es auch an dem,
Was einzuräumen ich mich noch bedächte,
So läge hier ein Fall vor, wohl geeignet
Als Ausnahm' auch in der Beurteilung
Ausnahmsweis nachsichtig gefaßt zu werden,
Mit Fingerspitzen, um uneigentlich
Zu reden. Gnäd'ger Fürst, ich kenn sie wohl,
Die Dirne mein ich, und wer nie sie sah,
Hat wohl von ihr gehört. So seltne Schönheit,
Solch auserlesner Adel der Gestalt
Bei aller Grazie von Kinderunschuld
Und Wunderreiz nur erst erschlossner Knospe
Schmückt dieses Wesen, zehnfach noch verdoppelt
Durch Unbefangenheit, die glauben macht,
Sie habe keinen Spiegel noch gesehn,
Es habe selber solches seltne Selbst
Nicht Ahnung noch von seiner Seltenheit,
Wiewohl, ob sie nur eines Baders Kind,
Des Volkes stumpfer Sinn bei ihrem Anblick
Sich selbst entrückt, zulächelt dem Bekenntnis,
Was Fremdes sei hier, über dem Verständnis
Des Werkeltages, und von End' zu End'
Des Schwabenlands sie Augsburgs Engel nennt.
Wo selbst das Alter brennt, da sei Erglühn
Von Billigkeit der Jugend wohl verziehn.
Herzog. Was? Dirn ist Dirne. Nur verlorne Zeit,
So nicht verloren. Wo ihm Weibe lacht,
Da tummle sich entzäumt das junge Blut
Und ungescholten; doch mit strengstem Tadel
Gegeißelt, wo die üpp'ge Kurzweil Raub übt
Am Lebenszweck und wie ein schädlich Schlingkraut

Die Kraft dem Baum entsaugt. Wir waren auch jung
Und kein Kopfhänger, traun! und scheuten nicht
Den dicksten Wuchs der Lust, allein wir standen
Stets nur mit einem Huf darin und hielten
Das scharfe Ohr gespitzt, den leisesten
Trompetenton der Mahnung zu vernehmen,
Wenn Ehr' uns zu sich rief. Ganz ungleich uns,
Nicht Spieler mit der Neigung, nein, ihr Spielwerk,
Liebt unser Sohn sich zwecklos gehn zu lassen,
Wie Jugendlaune ihm das Segel bläht.
Mit welschen Sängern reimen, Dirnen haschen
Und fern von unserm Hof und abgewandt
Die Hand vom Steuer unsers Staats, das mit
Zu lenken sein Beruf, im Waldesschatten
Hindämmern, Feierabend schon am Morgen —
Ziemt ihm das, der der Erbe sollte sein
Von unsern Plänen, wie er Erbe ist
Von unsern Ländern, reicher durch die Zukunft,
Als durch die Gegenwart? Wie? Will er still stehn,
Wo allgemeines Schreiten Stillestehn
Des Einzelnen zum Rückwärtsgehen macht?
Allüberall regt sich's mit mächt'gem Triebe;
Der Städter strebt den Ritter, ja den Fürsten
Zu überwachsen, der Vasall denkt nur
An eigene Vergrößerung, vom Ganzen
Des Kirchentums, dem Zwang zum Heil der Geister
Reißt sich der Einzle los und will sich selbst
Gesetz sein, wild entflammt der Kräfte Chaos
Kreist ob der Schöpfung einer neuen Welt.
Es droht des alten Landesfeindes Rüsten,
Ist das 'ne Zeit, die Hand in Schoß zu legen,
Zu sagen: Ich bin fertig? Nun, fürwahr —
Doch wir vergessen uns und Zeit und Stunde.
Ist das Gefolg' bereit?

Seibelstorfer. Es ist und harrt
Auf Euer Hoheit Wink zum Aufbruch.

Herzog. Gut denn.
Wir gehn, doch kehren zum Turnier hierher
Zurück nach Augsburg. Ihr, Herr Vizedom,
Da Ihr in Augsburg bleibt, sagt unserm Sohn,
Bei dem Turniere rechnen wir darauf,
Ihn selbst zu sprechen. Lebt denn wohl. Zum Aufbruch!

(Alle gehen ab.)

Dritte Scene.

Freier Platz am Ende der Vorstadt. Abenddämmerung.

Sechzehnter Auftritt.

Es kommen unter andern, die während dieser Scene über die Bühne gehn, der Stadtschreiber und die Patrizierwitib.

Witib. Verzeiht, der junge Herzog ist noch hier?

Stadtschreiber. Vom Friedensfeste her, Frau Sibylla.

Witib. Ich hörte, er sei auch zum Maientage eingeladen.

Stadtschreiber. Recht, Hochzuverehrende; und da er zugesagt, unter dem gemeinen Pack zu erscheinen, durften wir uns in Herablassung nicht übertreffen lassen; auch brannte ich, gewissen Leuten mein Glück zu zeigen.

Witib. Euer Hochedeln macht meine Wangen brennen vor Scham. Was den Herzog betrifft —

Stadtschreiber. Ei dieser Herzog ist dem schönen Augsburg ein gefährlicher Gast.

Witib. Er ist schön, mild, freundlich, ohne Stolz und doch vornehm und fürstlich dabei, gewissermaßen wider seinen Willen; er versteht — wie soll ich's Euer Hochedeln sagen — nun er ist so recht ein Weibermann.

Stadtschreiber. Überall ein zweideutig Lob für einen Fürstensohn, nur in diesem Munde nicht. Ei, Frau Sibylla, Frau Sibylla, Ihr werdet mich in Wahrheit eifersüchtig machen.

Witib. Nun, Gott behüte Euer Hochedeln und mich! Denn ich fürchte, ich würde Euer Hochedeln so sehr bedauern müssen, daß Euer Hochedeln Mitleid mit meinem Bedauern Euer Hochedeln Eifersucht auslöschen müßte. O, Euer Hochedeln —

Stadtschreiber. Ach, Hochzuverehrende! Doch die Fackeln sind schon angezündet auf dem Maienplane; vergönnt, Holdselige, insonderheit Hochzuverehrende! (Sie gehen ab.)

Siebzehnter Auftritt.

Es treten auf Albrecht, Hanns, Gundelfingen.

Gundelfingen. Ich dachte es wohl, daß es der Engel müsse gewesen sein. Es war nicht nötig, gnädiger Herr, dem silbenstechenden Landsberg davonzulaufen. Ein Demant geht nicht leicht unter Kieseln spurlos verloren. War's ebenso leicht, sie zu sprechen, als zu finden — Nun, thut der Bursche nichts, der so dreist jede Annäherung zu verhindern wußte, heute auf dem Maientag muß es Euch gelingen.

Hanns. Ja, wenn sie kommt. Aber sag, Gundelfingen, was hat der Weg zum Ehstand mit dem Weg zur Hölle gemein?

Gundelfingen. Alles, bis auf den Namen.

Hanns. Nicht übel! Und unser Weg hat das mit dem Wege zum Ehestand gemein, daß er paarweise begangen wird, und die Flammen an seinem Ende mit dem Weg zur Hölle.

Albrecht. Und wär's der Weg zur Hölle selbst; von ihr
Besprochen hauchten Kühlung seine Flammen,
Lust würde seine Qual, mit ihr geteilt.

Hanns. Darin ist mehr Rechtgläubigkeit eines Liebenden, als eines Christen.

Albrecht. O still; da naht sich's wieder. Heil'ge Schönheit,
Du meines Atems Göttin, all mein Herz
Liegt auf den Knieen vor dir. Nimm hin dein Eigen.

Hanns. Dies Fleisch wäre noch einmal so heftig ohne das trockene Zugemüs von Kunz Reichsfreis Sippschaft.

Achtzehnter Auftritt.

Kaspar Bernauer, Agnes, Raimund, Beate kommen.

Raimund. Ihr tanzt nicht mit dem Herzog, wenn er kommt
Zum Maientanze; sagt, Ihr tanzt nicht mit ihm.

Agnes. Er wird nicht kommen, er hat beßre Kurzweil.

Kaspar. Hier wartet, junges Volk, ich rufe nur
Einen Gevatter ab. Zu alt zum Springen,
Such ich ein still Gespräch von ernsten Dingen. (Geht ab.)

Neunzehnter Auftritt.

Beate. Doch, Vetter, denkt daran, wir haben Eile,
Und daß langweil'ger nichts, als Langeweile!

Agnes. Wir sehn einstweilen zu; nichts ist so schön,
Tanzt man nicht selbst, als andre tanzen sehn.

Beate. So schön, als für den Durst'gen, nur zu schlürfen,
Ist tanzen sehn und selbst nicht tanzen dürfen.

Raimund. Doch wenn er kommt?

Beate. Ei, hört nun einmal auf!
Gönnt Euch und andern einmal freien Lauf.

Agnes. Er wird nicht kommen.

Raimund. Wird er nicht, nun wahrlich,
Er wird nicht kommen, denn er ist schon da.
Ihr tanzt nicht mit ihm, hört, ich bitt Euch, Agnes.

Agnes. Nein, Raimund, alle würden's uns verdenken,
's wär wider allen Brauch, jemand so kränken.

Raimund. Ich bin Eu'r Bräutigam, und ich will's nicht dulden.

Beate. Ei seht! Und wär es Brauch, die möcht ich sehn,

Die sich so kirren ließe. Allen Männern
Der Welt zulieb, und bessern, als Ihr seid,
Thät keine das. Ei, denkt Ihr, es ist nichts,
Beim Fiedelton im goldnen Kerzenschein
Vom Tanz gewiegt der Neid von allen sein?
Raimund. Wie Fiedelton und falscher Schein der Kerzen
Im falschen Wind, so falsch sind Weiberherzen.
Agnes —
Agnes. Nein seht; da fehlt an Euerm Wamse
Eine Schleife; nun gesteht es nur, die riß Euch einer
Beim Raufen ab.
Raimund. Was Schleife! Weicht Ihr aus?
Ich laß Euch nicht, bis Ihr mir zugesagt —
Beate. Ihr wärt der Mann, um neuen Brauch zu schaffen!
Agnes. Nein doch! Ihr wollt nur nicht gestehn, wie Ihr
Die Schleife da verlort. Seht, hier das Röschen
Versteckt das leere Fleck.
Raimund. Ihr tanzt nicht mit ihm?
Beate. Sie soll's; und Euch zum Trotze nun erst recht.
Agnes. Wie Ihr unfreundlich seid. Da, haltet still —
Nein, werft's nicht weg, ich bitte, lieber Raimund,
Hier vor den Leuten nicht.
Raimund. So wollt ich, 's wär
Ganz Augsburg hier. Ei sehen soll's, wer will,
Er und der Teufel über seiner Schulter.
Fort, falsches Rot!
Beate. Läg's nur an mir, das strafte
Sich, wie's verdient; hört Ihr? läg's nur an mir!
Raimund. Was? Er hebt's auf? für ihn warf ich's nicht hin.
Die Höll' auf ihn! Die Ros' ist mein, gebt her!
Was wollt Ihr von dem Mädchen da?
Albrecht. Nichts sonst;
Zurück nur geben, was die Roheit wegwarf,
Was ich behalten würde, treu es hegend,
Mein Leben minder achtend, als solch Pfand,
Ward's mir zu teil. — Verzeiht mir, holde Jungfrau,
Denn kränkt ich Euch, mir selbst würd ich verhaßt;
Laßt dann die süße Blume nicht entgelten,
Wenn eine Hand sie reicht, die Euch zuwider.
Die Stelle, wo sie glomm, eh' Ihr sie weggabt,
Macht, was sie nur berührte, ewig rein,
Daß nichts es kann erniedern noch entweihn.

Raimund. Wie? nehmt Ihr sie nicht? Geben heißt fragen, Nehmen antworten. Ist die Frage nicht deutlich genug? Ihr versteht doch, was er fragt? Ei freilich, Ihr schweigt und heißt Eure Wangen antworten. Er kann nicht mehr Antwort verlangen; mehr kann ein Weib

nicht sagen, und betzte sie ihre Zunge bis zum Ersticken außer Atem. Ei Ihr antwortet mit roten Wangen, als Ihr ihn zum erstenmal saht; Euer Blut war so hitzig, ihm zu antworten, ehe er den Atem zur Frage fand. Laßt sie mit Worten reden, und sie wird sagen: Nein. Das nehmt immer für ja. 's ist Weibermode so. Recht, nehmt die Blume. Der Teufel lacht dazu, und der Handel wäre fertig, gäb's nicht einen Bräutigam hier. Laßt mich für Euch reden; das kommt mir zu, und auch anders zu reden als Ihr.

Beate. O über Euch! o über Euch!

Albrecht. Ihr dankt der Nähe Schonung, die ihr lästert;
Wär't ihr allein, nicht säumte Züchtigung.

Raimund. Züchtigung? Ich habe eine Plempe von so gutem Eisen als Eure, und mein Mut ist in eben so guter Schmiede gehärtet als Eurer. Hole der Teufel den Frieden, ohne den ich Euch auf den Wällen begegnen würde oder auch draußen; ja mitten in Euerm Lager; mir gleichviel! —

Albrecht. Euch schützt, was Ihr beleidigt. Rohe Welt,
So sündigst du an dem, was dich erhält.
Mit Gehn will ich mir Eur Verzeihn verdienen.
Um nicht mit Willen mehr noch Euch zu kränken,
Als ich schon widerwillig that, laß ich
Die süße Näh, wo Zorn ersterben sollte,
Und wilde Glut in sanftem Tod vergehn,
Vor Schmerz, sich so unähnlich ihr zu sehn.

(Albrecht und Freunde gehen ab.)

Zwanzigster Auftritt.

Raimund. Ja, geht nur; Euer guter Geist heißt Euch gehn. „In Tod vergehn" und „süße Blume"! Tragt Eure süßblumigen Redensarten an den Hof zurück, wo sie gewachsen sind, und wo kein reiner Waldgeruch von Redlichkeit vorhanden ist, den ihr Duft überduftend vergiften kann; haltet sie feil, wo ihr Markt ist; wir drängen uns auch nicht unter Euresgleichen.

Beate. Thätet Ihr's doch! Ihr dürftet immer Sitte lernen; Ihr braucht es, wahrlich, Ihr braucht es!

Raimund. Über die schwere Kunst, den Mund zu spitzen! — Holde Jungfrau, ich besitze ein Anrecht auf dieses süße Kind des Frühlings. Was? ist's so süß genug?

Agnes. Ihr seid nicht, wie Ihr solltet.

Beate. Ja, Euch steht das auch!

Raimund. Holde Jungfrau —

Beate. Ihr seht ohnedies häßlich genug neben dem Herzoge aus; Ihr braucht nicht noch absichtlich Euch zu entstellen.

Agnes. Nein, Ihr solltet mich nicht so behandeln, wie Ihr thut.

Raimund. Ei, gefällt Euch das Süßholzwesen nur an mir nicht?

Nun denn gut bürgerlich: gebt mir die Rose.
Beate. Wir sind Freundinnen gewesen, wenn du sie giebst.
Agnes. Was giebt ein Recht Euch, so mich zu behandeln?
Ich nahm die Blum', weil er mich dauerte;
Er war so gut, und ihr benahmt Euch so —
Nein, freundlich war't Ihr nicht, nicht einmal artig.
Was ist das nun? Nein, Ihr wißt's nur zu gut,
Was Ihr mir bieten dürft. Ist da ein Grund?
Was kann ich mit dem großen Herzog haben,
Das arme Bürgerkind?
Raimund. Ei, das und das;
Ein guter Markt, wer das Geschäft versteht;
Viel Ehre, wer's für Ehre hält; wie lang?
Ei nun, so lang es dauert. Gebt die Blume.
Agnes. Auf solche Reden hab ich keine Antwort.
Raimund. Die Blume! gebt die Blume!
Agnes. Daß Ihr sie wieder hinwerft? — Raimund, nein.
Ihr quält mich, seit ich weiß, nun ohne Anlaß
Und halben Grund, obschon Ihr wißt, ich thu
Nicht um die Welt der Mädchenehr' zu nahe;
Seht, heft'ger würd ich reden, lauter mich
Beklagen, schluchzen und je wilder mich
Gebärden, als ich mich unsicher fühlte —
Und wahrlich, was ich sagen mag, mir ist
Das Weinen nur zu nah — doch weiß ich wohl,
Wenn ich mich auch nicht rühme, nicht ist Ehre
Am reinsten da, wo sie am lautsten ist.
Geb ich Euch gült'gen Anlaß, kränk ich je —
Doch weiß ich sicher, daß dies nie geschieht —
Verletz ich jemals meine Mädchenehre,
Dann straft mich unnachsichtig; wie ein Kind
Dann ohne Murren trag ich's und küß Euch
Die strengen Hände noch, heißt Ihr mich einsam,
Wenn alle andern jungen Mädchen singend
Des Abends durch die blühnden Hecken gehn
Zum Maienreihn und sonst zu frohem Tanze,
Jahraus jahrein in dumpfer Stube sitzen
Bei schwerster Arbeit, nur die bleiche Reu'
Meine Gespielin; dulden will ich's, geb ich
Euch Anlaß je; doch thu ich's nicht, und ihr
Kränkt mich nicht unnütz mehr, wie, guter Raimund?
Raimund. Was soll die Predigt? Von der Blum' da ist
Die Rede. Gebt die Blume, gebt mir sie.
Beate. Still da, der Vetter kommt zurück.
Agnes (vor sich). Was sagt ich?
Ich meint es wahr und fürchte doch, ich log.

Freut mich denn noch, was irgend Mädchen freut?
Einsam Heimsitzen, fern von lauter Lust,
Könnt ich nun wählen, was ich Strafe nannte.
Ist heimlich sein gedenken doch nicht Schande.

Einundzwanzigster Auftritt.

Kaspar Bernauer kommt mit seinem Gevatter zurück.

Kaspar. Wie gesagt, Gevatter Melchior.

Gevatter. Richtig.

Kaspar. Seht Euch nur um. Die drei Sonnen und die drei Monde neulich zugleich am Himmel, die drei Päpste und drei Kaiser zugleich auf Erden; das Neigen von oben herab und das Drängen von unten hinauf; wohin ihr seht, heimliche Ehen hinter der Väter Rücken; wo ihr nachfragt, Fortfressen der hussitischen Ketzerei trotz Kirchenbann und Scheiterhaufen. — Nichts will in seinen Grenzen bleiben — Wozu sind Väter auf der Welt? was? und Päpste und Konzilien, Gevatter?

Gevatter. Richtig; nur vor acht Tagen haben sie in Regensburg wieder dreißig Stück Ketzer verbrannt, Männer, Weiber und Kinder.

Kaspar. Keiner, der nicht ein Schneider ist, macht sich sein Gewand selber, aus Furcht, das Zeug zu verschneiden; an seinem Lebensglück und an seiner Seligkeit wird jeder unbedenklich zum Pfuscher.

Gevatter. Wahr Wort, Gevatter. Die Pfuscherei ist erstaunlich nur allein in meinem Handwerk; der Rat ist viel zu nachsichtig, Gevatter. Aber Euer junges Volk wird ungeduldig über Euch; der Bursch' da ist ganz rot.

Kaspar. Na, so kommt. Ei waren wir nicht auch so, Gevatter? Die Nadelspitze war ein Berg, der sich zwischen unsern Wunsch und unser Vergnügen schob. Nun so dreht sich die Welt, Gevatter, Tag für Tag, und bleibt doch dieselbe!

Gevatter. Richtig; richtig.

Agnes. O wär er Raimund! oder wär ich tot
Und schlief, an meiner Brust das Röschen rot.

Raimund. So wollt ich doch, du hätt'st ihn nie gesehn!
Wird Redlichkeit und treue Lieb' verachtet,
Ein Schelm dann, wer sich nicht zu rächen trachtet.

(Kaspar und die Seinen gehen ab.)

Zweiundzwanzigster Auftritt.

Albrecht und Freunde kommen zurück.

Gundelfingen. Sah je eines Menschen Auge solchen Liebhaber?

Hanns. Ein echtes Stück städtischer Reichsfreiheit; eine kraushaarige, steifnackige, trotzgesteifte Elle Hausleinwand von Reichsstadtburschen, ein rechtes Muster, vor ein Dutzendpaket zu schnüren, eins wie elf und elf wie eins!

Gundelfingen. Welche unpolitische blinde Truthahnseifersucht, dem Nebenbuhler selbst den Eindruck auf die Geliebte zu verraten und ihr Schamrot zum Zeugen zu fordern gegen seinen eignen Vorteil!

Hanns. Einmal stand er mir in der Fehde gegenüber; er focht nicht nach der Schnur, aber Überfluß an Kraft und Unerschrockenheit machte den Mangel dreifältig gut; und auf seinen Wangen glühte eine Flamme von Verwegenheit und Trotz, die mich verliebt machte in den Burschen. Er sollte nicht anders werben als das Schwert in den Händen und mit jenem Rot auf der Wange; der Bursch' ist liebenswürdiger im Hassen als in der Liebe.

Gundelfingen. Gnädiger Herr, Ihr seid der Paris dieser Schwaben-helena, ihr Menelaus hat Euch selbst Euern Weg verraten.

Hanns. Und verschaffen helfen, indem er Eure Folie war.

Albrecht. Der arme Junge dauert mich. So wirbt
Für Schmerz die Liebe. Welche Welt! Der eine,
Verirrt im Liebesübermaß, vereitelt
Den eignen Zweck, unliebenswert im Lieben;
Der andere, trotz Wissens und Voraussicht,
Trotz Mahnung der Vernunft und des Gewissens,
Treibt willig willenlos den Klippen zu
Noch nie versuchter Wagnis. — Fort, ihr nach!
Hier ist nicht Wahl mehr, Liebe muß erwerben,
Wenn nicht, das Leben mit der Liebe sterben.
Und täuschte Hoffnung, Leiden würde Lust.
Mein Auge, sieh nicht rückwärts mehr! Gewußt
Und ungewußt wird unser Schicksal fertig,
Komme, was kommen will, ich bin's gewärtig! (Gehen ab.)

Ende des ersten Bandes.

Otto Ludwigs ausgewählte Werke. I.

Inhalt.

Otto Ludwigs ausgewählte Werke

in zwei Bänden.

Neu herausgegeben

von

Ernst Brausewetter.

Zweiter Band.

Leipzig.

Druck und Verlag von Philipp Reclam jun.

Gedichte.

Einleitung.

Otto Ludwigs Gedichte sind erst seit der Veröffentlichung in der 1891 erschienenen Ausgabe „Gesammelter Schriften" weiteren Kreisen zugänglich geworden. Die nachstehende Auswahl ist aus den dort veröffentlichten getroffen worden.

Die meisten Gedichte Otto Ludwigs stammen aus der Zeit vor 1840, da später sein Schaffenstrieb vorzugsweise die dramatische Ausdrucksform wählte, doch sind gerade in späterer Zeit noch einige seiner besten Arbeiten auf diesem Gebiete entstanden. Besonders reich flossen die dichterischen Ergüsse noch in der Zeit seiner jungen Liebe (1844/45), in der die „Buschlieder" entstanden, sowie um das Jahr 1848, in dem die Strömung der Zeit bei Otto Ludwig in einigen „Politischen Gedichten" ihren Niederschlag fand.

Die nachstehende Auswahl soll einen Einblick in Otto Ludwigs Können als Lyriker gewähren und zugleich diejenigen Gedichte darbieten, welche für sein Empfindungsleben besonders charakteristisch sind.

Der Herausgeber.



Jugendgedichte.

Alte Liebe.

(Volkslied aus dem Singspiel: „Die Köhlerin".)

Ein reicher Wechsler kam heran,
Ums Töchterlein zu freien;
Kind, nimm ihn; das ist wohlgethan
Und wird dich nimmer reuen.
Und Schreine voll von Linnenzeug,
Wie Schnee so weiß, wie Seide weich,
Und blank Gerät wie Sonn' und Stern
Schaun Mädchenaugen gern —

Chor.

Doch nichts, was dauernd bliebe
Hier unterm trauten Sonnenlicht,
Als alte treue Liebe,
Die welkt und rostet nicht.

Drauf kam ein Graf mit Band und Stern
Und klopfte an das Thürchen.
Die Mutter sprach: Den goldnen Herrn
Den laß mir nicht vom Schnürchen.
„Was hilft mir Glanz und hoher Stand;
Nicht hängt das Glück am Prachtgewand;
Wohl freut die Mädchen Schmuck und Tanz
Und goldner Festesglanz" —

Chor.

Doch nichts, was dauernd bliebe
Hier unterm trauten Sonnenlicht,
Als alte treue Liebe,
Die welkt und rostet nicht.

Die feinen Freier läßt du gehn
Und hängst dich an den Jungen?
Er ist nicht reich und ist nicht schön,
Weiß Gott, wie's ihm gelungen!

„Vereint getragne Lust und Schmerz,
Die binden feste Herz an Herz;
Wir haben vereint geweint und gelacht
Manch lieben Tag und manche Nacht.“

Chor.

Und wenn nichts dauernd bliebe
Hier unterm trauten Sonnenlicht,
Die alte treue Liebe,
Die welkt und rostet nicht.

Der Unzufriedene.

(1839.)

Es geht mir alles quer
Und nichts nach meinem Willen;
Erst machen sie mich toll,
Dann heißt's, ich fange Grillen.

Und wie ich keinen braucht,
Da kamen sie in Haufen;
Und nun ich sie gern hätt',
Sind sie davongelaufen.

Und wie ich nichts verlangt,
Da brachten sie zu essen;
Und nun ich hungrig bin,
Nun haben sie's vergessen.

Und als ich war gesund,
Da wollten sie mich retten;
Nun ich erkranket bin,
Ziehn sie mich aus den Betten.

Und als ich nicht geliebt,
Da wollten sie mich entflammen;
Und nun ich liebe jetzt,
Nun wollen sie es verdammen.

Und wir verstanden uns nicht,
Da ließen sie uns bei einander;
Und wie wir uns wollten verstehn,
Da mußten wir auseinander.

Und als ich mich gehen ließ,
Da lobten sie meine Sachen;
Und nun ich mir Mühe geb,
Kann ich nichts recht mehr machen.

Es geht mir alles quer
Und nichts nach meinem Willen.
Ei tausendsapperment,
Und sagt noch, ich fang Grillen!

Hüttchen im Odenwald.

Ein Hüttchen steht im Odenwald,
Von Tannen tief versteckt —
Laß ruhn, laß ruhn, wie bist du bald,
Mein armes Herz, geweckt.

Am Hüttchen steht ein Espenbaum,
Der zittert immerdar;
Du hast, mein Herz, den schönsten Traum
Geträumt seit manchem Jahr.

Es stürzt ein Bach mit voller Macht
Hinab den Tannengrund;
In Thränen hab' ich zugebracht
Um dich wie manche Stund!

Es biegen sich die Zweiglein lind
Herunter und hinauf.
Sei still! sei still, du lieber Wind,
Weck mir mein Herz nicht auf.

Und wecken soll mir's niemand nicht,
Soll schlafen immerfort,
Bis daß sie selber freundlich spricht:
Wach auf! mit süßem Wort.

Das schwarze Haar, das Kränzlein drauf,
Wie ist dir's nah und weit!
Und spricht sie nicht: Mein Herz, wach auf!
So schlaf in Ewigkeit.

Die Tannen rauschen: Fasse Mut
Und sei mit Klagen still;
Und ist sie dir ja lieb und gut,
Sie kann nicht, wie sie will.

Es floß so mild ein stiller Schein
Um uns die ganze Nacht;
Das Lämpchen war's, wobei sie dein
Mit Schmerzen hat gedacht.

Zöllner, Sünder.

Ging ich durch das alte Thor,
Sah zum Fenster nüber,
Sah ich einen Rosenflor,
Ein Gesichtchen drüber,
Ein Gesichtchen, ros'ger rot
Als die roten Rosen.
Meinem Herzen that es not,
Mit dem Kind zu kosen.
Rede kam und eilte fort
Stets mit schnellen Füßen,
Fast zum heißen Liebeswort
Kam's vom leisen Grüßen.
Zöllner, Sünder stehn allzeit
In der Schrift beisammen,
Streben hier zu meinem Leid
Wiederum zusammen.
Ja, dies Schauen her und hin
Ist ein Liebeszünder;
An der schönen Zöllnerin
Würd ich gern zum Sünder.

Frühlingstrunkenheit.

Ich gehe umher in Träumen,
Ich weiß nicht, wie mir ist.
Dies Heben — dies Verlangen —
Der Lenz hat mich geküßt!

Ich bin ein kleines Vöglein,
Das hoch herunter sieht
Auf Wald und Strom und Berge
Und singt ein trillernd Lied.

Ich bin die schwanke Woge,
Die fern an Felsen schlägt;
Ich bin die kleine Rose,
Die sie am Busen trägt;

Ich zieh mit Silberschwänen
Die Kreise durch den See,
Und in mir singt wie Schwäne
Sehnsüchtig Lust und Weh!

Es wehn mir Mädchenlocken
Und Küsse um den Mund;
Ihr blauen, schwarzen Augen
Macht krank mich oder gesund.

Das ist ein seltsam Treiben
Und wunderbar Elend.
Bedeutet's Liebesanfang?
Bedeutet's Liebesend?

Ich bin nicht froh, nicht traurig,
Gesund nicht und nicht krank.
Ich habe wohl getrunken
Von einem Zaubertrank?

Der Lenz hat einen Becher,
Geformt aus blauer Luft,
Gefüllt mit Lieb und Liedern
Und Blum und Waldesduft;

Und hat mich aufgehoben
Mit seiner weichen Hand
Weit über alle Berge
Bis an des Bechers Rand.

Den hab ich ausgetrunken
Bis auf den tiefsten Grund;
Dann hat er mich geküsset
Mit seinem roten Mund.

Dann warf er mich kopfüber
In all die Blumen hin;
Da ist's denn wohl kein Wunder,
Wenn ich nicht bei mir bin.

Ja ich bin frühlingstrunken,
Der Lenz hat mich geküßt,
Drum irr ich sinnend und träumend
Und weiß nicht, wie mir ist.

Alternative.

Gestern ruht ich an der Quelle,
Lauschte ihrem Murmellauf,
Sieh, da stieg aus klarer Welle
Leis ein reizend Weib herauf.

Mit den Lippen wie Korallen,
Mit der Augen tiefem Blau,
Kaum bedeckt von Schleiers Wallen
Nahte mir die holde Frau.

Und sie sprach: Sei mir ergeben —
Nein, du willst, du kannst nicht fliehn —,
Wie das Bächlein soll dein Leben
Froh durch goldne Auen ziehn.

Komm mit mir zu süßen Scherzen
In des Flusses klaren Grund;
Wecktest in der Brust die Schmerzen,
Mach mich, Jüngling, nun gesund.

Und den zarten, liebewarmen
Spitzte sie, den roten Mund —
Doch ich ließ sie ohn Erbarmen,
Ließ sie krank und liebeswund!

Nimm mich schnell in deine Arme,
Sichre dein beneidet Gut,
Mädchen, oder ich erbarme
Mich der Schönen in der Flut!

Bei dem Lächeln leis und flüchtig
Deines Schelmenangesichts!
Bist du gar nicht eifersüchtig?
Kind, ich stehe dir für nichts!

Bescheid.

(1831.)

Sag mir, so sprach die Spröde,
Was das für Blumen sind
Hier an dem kleinen Fenster?
Und sag es mir geschwind.

Das hast du nicht erraten?
Und rätst doch sonst so schnell.
Es ist der kalte Winter,
Ein gar verliebter Gesell.

Und wie vorbei er sauset
Mit jähem Windesflug,
Schreibt er an alle Fenster
Des Liebchens Namenszug.

Die langen eis'gen Zapfen
Sind Feder ihm und Stift;
Könnt ich sie nur entziffern,
Die bunt verschlungne Schrift!

Es packt mich tief im Herzen
Der Eifersucht Gewalt;
Du bist's, du bist sein Schätzchen!
Was wärst du sonst so kalt!

Vermischte Gedichte.

Zerknirschung.

Kann mich kein Flug zum lichten Land erheben?
Sprengt keine Kraft dies dumpfe Kerkerband?
Muß ewig ich an dieser Scholle kleben,
Das Lichte ahnend, doch in Nacht gebannt?
So nimm mir, Allmacht, dieses Sehnsuchtsbeben,
Mach mir zur Heimat dieses ird'sche Land —
Laß mich, wie sonst ich Himmelslicht begehrte,
Mit Lust mich klammern — Erde an die Erde!

Ihm, der durch Dunkel irrt zum dunkeln Grabe,
Ihm nimm den unerquicklich fernen Schein,
Das Licht ist kein Geschenk ihm, keine Gabe —
Schufst Erde mich, laß ganz mich Erde sein.
Gieb mir des engen, dumpfen Sinnes Labe,
Laß irdisch leiden mich — mich irdisch freun;
Laß schweigen jene wunderbaren Töne,
Daß ich mit meinen Fesseln mich versöhne!

Laß schweigen die verheißungsvollen Lieder,
Erfüllst du sie dem Schwergetäuschten nicht.
Ja hoffend blähten sie mein schwach Gefieder,
Aufstreben wollt aus Nächten ich zum Licht;
Da zog mich lichtgeträumten Staub hernieder
Des tiefen Loses schmerzliches Gewicht!
Schufst Söhne du — nicht furchtgedrückte Knechte,
So gieb mir Erdensinn für Erdennächte.

Tod im Berufe.

Wo ist die schöne Ros' im Gartenland?
Sie ist an eigner Glut verbrannt.
Die Nachtigall mit ihrer Klänge Lust?
Ihr eigner Ton zerbrach die kleine Brust.
Der Silberquell mit seinen Schwänen?
Ertrank in seinen eignen Thränen.
Der Sänger mit empfindsamem Gemüte?
Er starb an seinem eignen Liede.

Frühlingsahnung.

Auf, ihr zarten, still verschämten Blicke,
Schneeige Glöckchen, quellt hervor;
Läutet ein mein junges Frühlingsglücke;
Sagt mir, daß ich nichts verlor.

Draußen webt der Winter noch im Haine,
Spielt der Sturm mit leichter Flocken Fall,
Doch wer Frühling trägt im Herzen reine,
Frühling ist ihm überall!

Zieht der Winter ein zu allen Thoren,
Bleibt ein Sommerblümchen nur zurück,
Aus dem einen wieder wird geboren
Alles Sommerglück.

Kehret auch nur eins der Vöglein wieder
In die ödverwaiste Brust,
Zwar den Frühling trägt es nicht hernieder,
Doch die volle Frühlingslust.

Liebesruf.

Tauch herauf, du Feeenauge,
Tief und klar wie Himmelsschein;
Nur aus deinem Anblick sauge
Ich den Trost in herber Pein.

Warum bist du schnell verschwunden,
Da mein erster Blick dich sah;
Ach, dein Herz war meinem wunden,
Deinem Mund mein Mund so nah!

Tauch herauf, du Lockenfülle,
Tauch herauf, du weiße Brust;
Wirf sie ab, die kalte Hülle,
Gieb für Lieb mir Liebeslust.

Lieb ist's, was die Vöglein singen,
Liebe lacht am Himmelszelt;
Dir nur mag im Busen klingen
Nicht die lichte Zauberwelt?

Liebend laben sich die Höhen
Hell im lautern Mondenlicht,
Lieb ist's, was die Lüfte wehen,
Dich allein, dich lockt sie nicht?

Ist kein Ton, der aus dem kalten,
Tiefen Wogensitz dich ruft?
Ach, und diesem Drangeswalten
Ist zu kalt die laue Luft!

Des Knaben Lied.

Freundliche Stille,
Sanfte Ruh
Schließen das müde
Auge mir zu.

Zitternde Blätter
Singen mich ein,
Nächtliche Grillen
Schrillen darein.

Eilender Welle
Singender Lauf
Weckt mich beim goldnen
Morgenrot auf.

Grüne mein Lager
Bläue mein Zelt,
Zweige mein Häuschen,
Thal meine Welt.

Thal meine Erde,
Dort in der Näh
Schlößchen mein Himmel,
Schloß auf der Höh.

Stimmen der Mahnung.

1.

Was wird geschehen? Was vergangen;
Das Alte nur ist's — immer neu.
Hast eins gescheut, ans andre dich gehangen —
Und willst du weise sein, sei frei.

Willst frei du sein, darfst du dich nicht beengen;
Dein rechter Wille sei dein Recht;
Und willst du dich in fremde Formen zwängen,
Machst du dich selbst zum Knecht.

Den Ängstlichen beherrscht der Lauf der Stunden,
Ihn höhnt der nie verbürgte Augenblick;
Hat er's nicht zu bequemer Zeit gefunden,
Ist ihm das Glück kein Glück,

Wo ist der Augenblick, für den ihr bürgtet?
Was giebt euch die Zufriedenheit?
Wer von der Zeit nichts hofft, nichts fürchtet,
Der ist der Herr der Zeit.

Und flieh des Vollgenusses Klippen,
Lacht dir die Gunst des Augenblicks;
Nie darfst du trinken, darfst du nippen,
Dann bist du Herr des Glücks.

Die Hoffnung ist der Dinge Leben,
Ihr Tod wird der Besitz dir sein;
Willst du empfangen, mußt du geben,
Wem du entsagtest, das bleibt dein.

2.

Was willst du, thöricht Sehnen, in die Ferne
Nach blauem Berg mit lichtem Wolkenzug?
Trägst doch in dir den Himmel und die Sterne,
Fliegst aus dir nie im kühnsten Flug.

Das ferne Himmelsblau ruht dir im Busen,
Die Sonne auch und Grün und Sternenpracht.
Glüht nur in dir der goldne Tag der Musen,
Sei außen ewig dunkle Nacht.

Und zögst du auch in jene blaue Ferne,
Nur was du hast, gewinnest du.
Der Sehnsucht blinken immer neue Sterne,
Aus tiefer Brust nur blüht die Ruh.

Mußt zahlen du, was dich erfreut, mit Klagen —
Das Schicksal ist's, das nie ein Opfer bringt;
Verlierst du dich, der Täuschung nachzujagen,
Bist du ein Thor, der nach Enttäuschung ringt.

Was du besaßest, nie ist dir's verschwunden;
Dein Haschen ist sein Fliehn;
Hast du, eh' du gesucht, nicht schon gefunden,
Vergeblich all dein Mühn!

Liebesahnung.

(1833.)

Du seltsam Herz, was pochst du so?
Sprich, Herz, was dir gebricht?
Und bist du traurig? Bist du froh?
Du weißt es selber nicht.

Jetzt fühl ich mich ein Göttersohn
Voll junger Heldenlust;
Die Erde ist mein Siegerthron,
Und Himmel hegt die Brust.

Durch alle Adern braust es warm
Im mächt'gen Siegerlauf.
Nach Sternen streck ich keck den Arm,
Und Sonnen halt ich auf.

Bis zu der fernsten Schöpfungsspur
Der Welten Macht und Graus
Und alle Schrecken der Natur
Ruf ich zum Kampf heraus.

Zum Kampfe ruf ich jeden Schmerz,
Der mit Verzweiflungshand
Zerfleischt das stärkste Menschenherz,
Und halt ihm lächelnd stand.

Und jetzo Thränen in dem Aug?
Was dreht so schnell den Sinn?
Wie Flocken in des Lenzes Hauch
Schmilzt all die Kraft dahin.

Und plötzlich springt manch alter Klang
Der Kinderzeit hervor;
Manch schauersüßer Märchensang
Umwebt mein trunken Ohr.

Manch freundliche Erinnerung,
Die lang in Nächten lag,
Hebt sich mit goldnen Fittichs Schwung
Und winkt mir liebend nach.

Und fremde Reiche öffnen sich
Und strahlen Duft und Glanz,
Im Zauberreich umgaukelt mich
Dschinnistans Feeentanz.

Und doch ist mir's so seltsam weh
Im tiefen Herzen drin.
Wie eine sturmbewegte See,
So wogt und wallt mein Sinn.

Das Herz, vom wachen Traum umschwirrt,
Bebt auf so ahnungsschwer;
Es ängstet mich, was kommen wird,
Und wünsch es drum so mehr.

Wird heut ein Wunder mir geschehn,
Das mir die Ruhe nimmt?
Soll ich vielleicht das Mädchen sehn,
Das Liebe mir bestimmt?

Das Volkslied.

(Aus dem „Engel von Augsburg".)

(1843.)

Es hat ein Knab zwei Mädchen schön,
Kathrinchen, die war blond,
Und Elsbeth braun, die muß es sehn —
Er küßt den roten, roten Mund
Ohne Schmerzen.

Was stiehlst du mir den Liebsten mein;
Und 's fehlt an Knaben nicht?
Du nennst ihn dein, er ist nicht dein,
Zu schön für dein, für dein Gesicht
Ohne Schmerzen.

Und hab ich nun zwei Augen klar,
Dazu den schlanken Leib;
Der feinste Knab, so paßt's fürwahr,
Freit um das feinste, feinste Weib
Ohne Schmerzen.

Mich hat der Knab zum Lieben fein
Und dich zur Narretei!
Braun Elsbeth zog ein Messerlein,
Stach ihr das Herz, das Herz entzwei
Ohne Schmerzen.

Da sprang wohl längs der weißen Brüst
Ihr rosenfarben Blut.
So geht es, wer zwei Liebchen küßt;
's thut wunder — wunderselten gut
Ohne Schmerzen.

Des Knaben Abenteuer.

(1843.)

Gott grüß euch, feines Jungfräulein;
So spät bei Nacht im Freien?
Ihr sollt mir nicht alleine sein,
Denn sichrer ist's zu zweien.

Sie sagte nichts und ging voran;
So dacht ich, daß sie's leide.
Ihr Wuchs war schlank und wohlgethan
Und ihr Gewand von Seide.

Zeigt mir eu'r schönes Angesicht,
Sprach ich mit süßer Rede;
Allein den Schleier hob sie nicht,
So sehr ich bat und flehte.

Ich fleht um Lieb, und flehte mehr,
Und flehte lang und länger;
Sie schien mit sich zu kämpfen schwer,
Zu atmen bang und bänger.

Und zwischen Blüten süß von Duft,
Da endlich sank sie nieder;
Süß schwammen durch die Abendluft
Der Nachtigallen Lieder. — —

Was nun, mein Liebchen, soll ich dir,
Du Allerschönste, schenken? —
Du irrst dich, Freund, sprach sie zu mir,
Willst du so Schlimmes denken.

Ich bin ein vornehm, reiches Kind
Und kann wohl selber geben,
Wenn ich wo zu genießen find
Mein frisches, junges Leben.

Und was ich nun gelitten hab,
Die Sehnsucht dir zu stillen,
Warst du kein Fremder, lieber Knab,
That ich dir nichts zu Willen.

Da hättest du manch Jährlein lang
Vor Liebe krank zum Sterben
Um das, was dir so schnell gelang,
Bescheiden müssen werben.

Ich gehe fort, du gehest fort;
Du weißt mich nicht zu nennen;
Und träfst du mich an einem Ort,
Du würdest mich nicht kennen.

Du kennst mich nicht, ich kenn dich kaum;
Mich kann's nicht später kränken;
So war's ein süßer Frühlingstraum,
An den wir beide denken.

Margareta.

Schmachtendes, drängendes Sehnen,
Wonnige, schmerzliche Thränen;
Selber nicht weiß ich zu sagen,
Wie es im Herzen mir ist.

Jetzo, als krankt ich zum Tode,
Jetzo, als wär es nur Scherz,
Jetzo, als wüchsen mir Flügel,
Jetzo, als stürb ich vor Schmerz.

Ist es denn wirklich die Liebe,
Die mich im Herzen so drückt,
Jetzt mich betrübet zum Tode,
Jetzt mich zum Himmel beglückt?

„Margaret," sagte die Mutter,
„Nimm vor der Lieb dich in acht,
Sonst um die Ruhe geschehen
Ist dir's bei Tag und bei Nacht."

Hab mich so lange gehütet,
Nach der Liebe zu sehn, —
Doch sie ist selber gekommen,
Will ach! nicht weichen, nicht gehn!

Aus dem Romanzencyklus „Octavian".

(1843.)

1.

Vorspiel.

Mit der Zeitenwoge schreitet
Fort der Mensch und sein Verstand.
Doch nicht Zeit, nicht Woge scheidet
Ihn von seinem Vaterland.

Denn er trägt's in seinem Herzen.
Nie besiegt von Wahnes Nacht —
Ewig unter Freud' und Schmerzen
Blüht's in heitrer Frühlingspracht.

Ewig nur in seinem Walten
Ist die Seele groß und frei,
Alles Neue muß veralten —
Schönes nur bleibt ewig neu.

Ist nur, was geschehen, Wahrheit?
Irrt doch durch der Nacht Gefahr
Stets des Menschen Drang nach Klarheit —
Schönes nur ist ewig wahr.

Und des Willens schwanke Fähre
Treibt und höhnt ein falscher West,
Nutzen bald, bald eitle Ehre —
Schönes nur bleibt ewig fest.

Nenn es Glauben, nenn's Entsagen,
Nenn es Liebe, nenn es Treu —
Zu den Sternen wird's dich tragen,
Und im Schönen bist du frei.

Ist durch Außennacht gedrungen
Dir des innern Himmels Stern,
Hast das Höchste du errungen —
Nichts, was groß ist, ist dir fern.

2.

Fides.

O laß mir deine Hände,
Du holdes, bleiches Weib;
O laß sie mir und wende
Nicht ab den zarten Leib.

Die Abendlichter schweben
In Lieb herab zu dir;
Ich weiß gewiß, sie heben
Dich mit — o laß sie mir.

Aus deinem Nacken drängen
Schon Engelsschwingen vor;
Fest will ich an dir hängen;
So steig ich mit empor.

3.

Marzebille.

Wie trüb ist mir zu Sinne,
Wie weh in tiefster Brust,
Wie raubst du alle Lust,
Du böse Minne.

Wie süß, ach! jenes Leben,
Die Angst des Herzens wund —
Der drängende, pressende Mund —
Ich kann nicht leben!

Es fliehet mein Verlangen,
Mein Denken all zurück;
Wie wär das süße Glück
So bald vergangen!

Geküßt zu tausendmalen
Hat er euch Lippen wund;
Er küßte sich gesund,
Ihr tragt die Qualen.

Dich drückt' er mit den Händen,
Liebkosend, arme Brust;
Du hast es dulden gemußt,
Du konntst's nicht wenden.

Was suchst du mir am Herzen,
So weint ich, böser Mann?
Er sprach: Den Zauberbann
Zu meinen Schmerzen.

Und wie er klug beflissen
Mit Trug mein Aug umwand,
Hat mir die list'ge Hand
Mein Herz entrissen.

Du diebischer Geselle,
Gieb wieder mir mein Herz!
Da senkt' er täuschend den Schmerz
An dessen Stelle.

Aphorismen.

Macht ich klug das? Macht ich's dumm?
Wird mir's schaden? frommen?
Siehst bei jedem Schritt dich um,
Wirst du weit nicht kommen.

O suche nie dein Glück
Im Weltgewimmel;
Je tiefer in dich zurück,
Je höher im Himmel.

Wieder in des Mißmuts Schlingen!
Will ein Plänchen nicht gelingen?
„Ach, gelungen ist mein Plan;
Ob ich aber recht gethan?“
O gewissenhaft Geschlecht!
Ist's gelungen, ist's auch recht.

Jetzt senke erdwärts den Flug,
Sonst wirst du noch verschmachten.
Gedichtet hast du genug,
Nun lern auch einmal trachten!

An Eduard Devrient.

(8. Januar 1850.)

Wem Edles soll gelingen
Muß selber edel sein;
Die edeln Reben bringen
Von selbst den edeln Wein.

Du hast nicht nur zu lehren
Dies Leben treu gestrebt:
Du hast, sie zu bewähren
Die Lehre auch gelebt!

Buschlieder.

Sie denkt.

Siehst du — ich muß die Augen senken,
Antwortet dir nicht schon der Wangen Glut?
Ob ich dir gut bin? Nur zu gut, zu gut,
Doch sagen kann ich's nicht — du mußt dir's denken!

Herz im Wege.

Es fragte dich die Tante,
Wie gehst du wunderlich?
Du tanzest wohl im Sande
Menuett und neigest dich?

Doch du warst ausgewichen
Zahllosen Tierchen klein,
Die auf dem Wege schlichen,
Ihr Mörder nicht zu sein.

Gehst du noch jetzt die Stege,
Auf Milde so bedacht?
Mein Herz liegt dir im Wege —
O nimm mein Herz in acht.

So reich!

Wie ruht sich's doch an deiner Brust
So weich, so weich, so weich;
Zu zählen all die Götterlust
Zu reich, zu reich, zu reich!

Und daß ich weiß, du liebst nur mich
In all der Welt so weit,
Wie himmlisch, himmlisch ruht es sich
In solcher Sicherheit.

Wie ist die Lieb ein süßes Gift
Und Arzenei zugleich:
Sie macht so arm ihn, den sie trifft,
Und doch so reich, so reich.

Und alles, alles, was du hast,
Dein ganzes, ganzes Sein,
Das halt ich reicher Mann umfaßt,
Ein süßes, selig's Mein.

Du und ich.

Auf bunten Blumenmatten,
Vom Weltgedräng so weit,
Im tiefen Waldesschatten,
In süßer Einsamkeit,
Da sollt ein Leben werden,
Mein Lieb, so wonniglich;
Was wär's, das wir entbehrten?
Für uns wär nichts auf Erden,
Mein Lieb,
Mein Lieb, mein lieblich Lieb, als du und ich!

Wenn über Thal und Berge
Der junge Tag sich hebt,
Und über ihm die Lerche
Auf süßen Wirbeln schwebt,
So selig und alleine,
So frisch und feierlich
Die goldnen Morgenscheine!
Nur Gott im stillen Haine,
Mein Lieb,
Mein Lieb, mein lieblich Lieb, und du und ich.

Wir thäten mit der Sonne
Die sel'gen Augen auf,
Und die ihn schloß, die Wonne,
Begänn den Tageslauf.
Du schafftest und ich schriebe
Manch frohes Lied für dich;
Und wer zum Essen bliebe,
Das wäre nur die Liebe,
Mein Lieb,
Mein Lieb, mein lieblich Lieb, und du und ich.

Magst schlafen oder wachen,
Magst sitzen oder gehn,
Magst sinnen oder lachen —
Ich kann nicht satt mich sehn.
So käm es, daß in Eile
Der Abend uns beschlich.

In Städten, manche Meile
Von uns wohnt Langeweile,
Hier Lieb,
Mein Lieb, mein lieblich Lieb, nur du und ich.

Und käm die Nacht gezogen,
Wir schauten Brust an Brust
Zum blauen Himmelsbogen
Und seiner Sterne Lust.
Und — süß dahin gerissen
Die Sterne senkten sich
Herab auf unsre Kissen —
Die Nacht sollt es nicht wissen,
Mein Lieb,
Mein Lieb, mein lieblich Lieb, nur du und ich!

Es windet zwischen Hügeln.

Es windet zwischen Hügeln
Ein enges Thal sich fort,
Es schwebt mit müden Flügeln
Ein Vöglein überort.

Es tönt sein leises Singen
Trüb übers Bächlein drin,
Das hüpft mit Silberklingen
Durch Rain und Stein dahin.

Und auf den tiefern Matten
Da hat die stille Nacht
Aus purpursamtnen Schatten
Ihr Bette schon gemacht.

Hoch an den Felsen drüber,
Da webt der letzte Schein
Verwaist, verweht vorüber,
Nun muß es dunkel sein.

Und dunkel ist's, und Schweigen
Ruht über nah und fern,
Am Himmel aber zeigen
Will sich ein milder Stern.

Der müde Vogel singet:
Dank, süßer, süßer Schein!
Ich schlummre schon, das klinget
In meinen Traum hinein.

So stille Lüfte fächeln,
Es fließt vom Firmament
Herab dein süßes Lächeln,
O träumt ich ohne End!

Des Mädchens Lied.

(1844.)

Schaust du mir so innig
In das Aug hinein,
Sprichst du, ewig bin ich,
Meine Liebe, dein;
Muß ich dir erscheinen
Als ein thöricht Blut;
Laß mich dann nur weinen;
Weinen thut so gut.

Fragst du, welch ein Leiden
Mich zu Thränen zwingt?
Kann's die Harfe meiden,
Daß, berührt, sie klingt?
Wie der Klang erscheinen
Muß, der in ihr ruht —
Sieh, so muß ich weinen;
Weinen thut so gut.

Wie dich's zwingt, zu dichten,
Ist dein Herz erregt,
Wie dich's muß vernichten,
Was dich so bewegt,
Hauchst du nicht in deinen
Liedern aus die Glut;
Herz, so muß ich weinen;
Weinen thut so gut.

Daß sich süßer heben
Kann Violenduft,
Muß ein Träufeln beben
Durch die laue Luft;
Wie du gönnst den kleinen
Blumen Taues Flut;
So laß, Herz, mich weinen;
Weinen thut so gut.

Langer Sommerregen.

Aus allen Himmelsfenstern fließet
Sein Wasser schon so lang und sehr;
Das gießt und gießt und gießt und gießet
Und kann kein Ende finden mehr.

Wo heitre Tage wir begehrten,
Ist das fürwahr ein schlimmer Kauf —
Und hört nicht bald der Regen auf,
Will ich nur sehn, was draus soll werden!

Die Rose hängt das Köpfchen nieder,
Der Rittersporn schaut grimmig drein,
Verdrossen hüllt Jasmin und Flieder
Sich schweigend in sich selber ein.
Die Eiche dräut mit Zorngebärden,
Schilt rauschend in das Grau hinauf;
Und hört nicht bald der Regen auf,
Will ich nur sehn, was draus soll werden.

Die Nachtigall ist ganz verdrossen,
Das Rotebrüstchen sitzt verdutzt,
Die Ammer macht satir'sche Glossen,
Das Grasemückchen schweigt und trutzt.
Kein dankend Lied tönt von der Erden
Mehr zu dem Himmel froh hinauf,
Und hört nicht bald der Regen auf,
Will ich nur sehn, was draus soll werden.

Ich kann kein Lächeln mehr gewinnen
Von meines Liebchens Augen hell;
Je reicher jene Ströme rinnen,
Je dürft'ger meiner Lieder Quell.
Die Reime trotzig sich gebärden,
Die Füße bring ich nicht zum Lauf,
Und hört nicht bald der Regen auf,
Will ich nur sehn, was draus soll werden.

Politische Gedichte.

An manche neuere Dichter.

Werdet Männer doch, bei Christ!
Bleibt nicht knabenhaft.
Unerschöpflich Bergwerk ist
Deutschen Sinnes Kraft.
Hängt euch nicht an fremdes Wort,
Kehrt zu euch zurück;
Mutig schreitet fort und fort,
Vorgewandt den Blick.
Deutsch sei euer Thun und Buch,
Freunde, folget mir,
Byron wart ihr lang genug,
Seid nun einmal ihr!

Deutschlands Einheit.

Ich alter deutscher Kaiser,
Der Rotbart zubenannt,
Ich sitz in dem Kyffhäuser
Und warte auf mein Land.

Ich höre, daß die Kunde
Von vierzig Völkern spricht,
Nur Deutsche giebt's zur Stunde
In meinem Deutschland nicht!

Soll ich nicht eher kehren,
Als auf der Einheit Gruß,
So wird's wohl ewig währen,
Daß ich hier warten muß.

Ich habe nichts erworben,
Als Kummer, Sorg und Not;
Wär ich nicht schon gestorben,
Ich grämte mich zu Tod!

Der Schütze in Leipzig.

(1845.)

(Melodie: Zu Straßburg auf der Schanz.)

In Leipzig auf dem Markt
Da hub mein Trauern an.
Karree wir sollten schließen
Und auf die Bürger schießen,
Manch hundert Mann.

Hin scholl's an unsre Reihe:
Gebt Feuer! laut und schwer.
Es feuerten die Glieder,
Es sanken Menschen nieder,
Wohl zwölf und mehr.

Was lag da so bekannt
Vor mir im blut'gen Sand?
Weh mir! es war mein guter,
Mein einziger, mein Bruder,
Mein Ferdinand.

Ich war sein ander Ich,
Er liebte mich so sehr.
So alt die Welt mag werden,
So liebt auf dieser Erden
Kein Bruder mehr.

Er lag in seinem Blut
Und sah mich sterbend an:
„Mein ganzes Leben gab ich
Für dich so gern. Was hab ich
Dir, Fritz, gethan?"

Mein Träumen, alles trägt
Sein sterbend Angesicht.
Was ich da hab erfahren,
So was — in hundert Jahren
Vergißt sich's nicht.

O Deutschland.

O Deutschland, Deutschland! Vaterland!
Wer hat dir deine Ehr entwandt?
Wir, deine Kinder, stehn voll Mut,
Wir stehn mit unserm besten Gut,
Wir stehn mit unserm besten Blut
Dir, Vaterland, zur Seiten!

O Deutschland, Deutschland, unbeglückt,
Wer hat dir deinen Kranz zerpflückt,
In vierzig Fetzen groß und klein?
Mit Gut und Blute stehn wir ein:
Dein Kranz soll neu gewunden sein,
So Gott uns hilft in Gnaden.

Wenn Deutschland ruft, dein Vaterland,
Fluch dir, bist du ihm abgewandt!
Vergiß, vergiß zu dieser Frist,
Vergiß, was dir das Nächste ist,
Nur das, daß du ein Deutscher bist,
Das sollst du nie vergessen!

Völkerfrühling.

Wie ist's so sonnig doch da drauß,
Der Morgen läßt mich nicht im Haus,
Der Himmel lockt so hell und klar,
Was hör ich nur so wunderbar
Hoch über mir erklingen?
  Vorbei des Winters Druck und Qual;
  Frühling, Frühling auf Berg und Thal,
  Der schönste Frühling kommt ins Land,
  Freiheit, Freiheit ist er genannt,
  Freiheit! o Völkerfrühling!

Und immer höher, höher schwingt
Die erste Lerche sich und singt,
Daß mir das Herz im Busen schwillt,
Daß mir im Aug die Thräne quillt.
O süß ersehnte Klänge:
  Frühling, Frühling auf Berg und Thal,
  Lobt Gott, ihr Völker allzumal.
  Der schönste Frühling kommt ins Land,
  Freiheit, Freiheit ist er genannt,
  Freiheit! o Völkerfrühling!

Das Eis von allen Strömen springt,
Bächlein auf Bächlein jauchzend klingt.
Sei du, mein Herz, allein nicht still,
Zerbrich dein Eis und quill und quill
In Frühlingsliedern über.
  Frühling, Frühling auf Berg und Thal,
  In Deutschlands Gauen allzumal.
  Der schönste Frühling kommt ins Land,
  Freiheit, Freiheit ist er genannt,
  Freiheit! o Völkerfrühling!

Aus jeder Scholle drängt sich's grün;
Das wird ein Wachsen, wird ein Blühn!
Brich auf im Frühlingssonnenschein,
Brich auf, mein Herz, als Knospe rein
Und dufte klingend, singend:
  Frühling, Frühling auf Berg und Thal,
  In Deutschlands Gauen allzumal.
  Der schönste Frühling kommt ins Land,
  Freiheit, Freiheit ist er genannt,
  Freiheit! o Völkerfrühling!

Wie das durch alle Zweige schallt,
Aufschauernd bebt der dunkle Wald;
Aufschauernd sink ich in die Knie,
Gebetet hab ich frömmer nie
Als bei dem Lerchenjubel:
  Frühling, Frühling auf Berg und Thal,
  In Deutschlands Gauen allzumal.
  Der schönste Frühling kommt ins Land,
  Freiheit, Freiheit ist er genannt,
  Freiheit! o Völkerfrühling!

1848.

Wie bist du doch verachtet,
Mein deutsches Vaterland!
Daß mir die Seele schmachtet,
Mein Herz mir ist entbrannt,
Seh ich dich, das so prächtig
Vor allen könnte stehn,
So ärmlich, so unmächtig
Und so verspottet gehn.

Daß, Deutschland, du zerschlagen
In vierzig Stücke bist,
Das setzt dich jedem Wagen
So bloß und jeder List.
Es fesseln vierzig Bande
Dir den gewalt'gen Leib,
Drum treiben Zwerge Schande
Mit dir, du Riesenweib.

Und deine Kinder schauen
Gleichgültig deinen Schmerz;
In deinen weiten Gauen
Nicht ein, ein weites Herz?

Soll's nimmer anders werden?
Die Schmach unsterblich sein?
Sieht denn kein Mensch auf Erden,
Kein Gott im Himmel drein?

Wonach die Völker dürsten,
Das eine Vaterland,
Das steht, ihr deutschen Fürsten,
Das steht in eurer Hand.
Sie schrein in ihren Nöten
Um Hilfe zu euch auf,
Und ihr, ihr habt nur Reden,
Habt nichts als Worte drauf?

Ein großes, ernstes Losen
Beginnt zu dieser Frist,
Bedenkt es wohl, ihr Großen,
Daß Gott noch größer ist.
Ihr könnt's. O macht zur Stunde
Der Schmach ein glorreich End
Und fügt zum Fürstenbunde
Ein Völkerparlament.

Und Millionen Stimmen
Aufjauchzen nah und fern,
Es steigt mit neuem Flimmen
Des Vaterlandes Stern.
Dann laßt die Dränger kommen
Von Ost und Nord und West,
Was soll's den Drängern frommen,
Steht Deutschlands Einheit fest?

Und durch die deutschen Lande
Ein Sprung, ein Griff, ein Schlag —
Glorreich die alte Schande
Gelöst an einem Tag!
Und niemand soll dir's wehren,
Zu prangen tadellos,
O Vaterland, voll Ehren
Vor allen Völkern groß!

Balladen und Romanzen.

Der Verurteilte.

(1843.)

Ach wenn mein Schatz sollt denken,
Daß ich hier sterben muß;
Die Blümlein wird sie tränken
Mit ihrer Thränen Guß.
Ach Gott! so zu verderben,
Im fremden Land zu sterben,
Und kann mir nicht erwerben
Von ihr den Abschiedskuß.

Sie haben mich gefangen,
Derweil ich fürbaß ging,
Und soll nun schmählich hangen;
Mein Hoffen ist gering.
Bald werd ich's müssen tragen
Und kann Ade nicht sagen;
O Gott! dir will ich's klagen —
Sie schließen schon den Ring.

Dort bei der grünen Linde,
Die just im Blühen stand,
Dort drückt ich meinem Kinde
Zum letztenmal die Hand;
Da flossen Thränen nieder —
Es schwenken schon die Glieder —
Du siehst mich nimmer wieder;
Ich sterb im fremden Land.

Herr Gott, o thu doch beugen
Zur Milde ihren Hohn;
Herr Gott, thu mir's bezeugen,
Ich bin ja kein Spion.
Ach Gott! ich kann's nicht fassen,
Verloren und verlassen
So schmählich zu verblassen!
Ich klag's vor Gottes Thron.

Das zerbrochene Herz.

(1844.)

Ich ging im nächt'gen Schweigen
Dahin am Felsenhang;
Es schien der Mond so eigen,
Mir war so seltsam bang.

Da zogen graue Streifen
Durchs tiefe, feuchte Thal
Und drehten sich im Reifen
Herum wohl tausendmal.

Und eh' ich mich versehen,
Stand ich schon mitten drin;
Da ist es mir geschehen,
Daß ich so traurig bin.

Alsbald war ich umschlossen,
Von Armen weich und hold,
Alsbald war ich umflossen
Von Locken hell wie Gold;

Alsbald von Wunderaugen
Da ist das Herz mir wund;
Alsbald zwei Lippen saugen
Mein Leben aus meinem Mund.

Der Sinn war mir zerronnen
In Wonnebangigkeit;
Und wie ich mich besonnen,
Da war sie weit schon, weit.

Und bog noch in der Ferne
Den schlanken Hals zurück.
Wie blieb ich doch so gerne
Bei dir, mein süßes Glück!

Und breiter schwoll und breiter
Zum Nebel ihr Gewand;
Das wogte weiter, weiter
Und weiter und verschwand.

Und jeden Abend kehrte
Die süße Fei zurück,
Und jeder Abend mehrte
Der Liebe süßes Glück.

Und wieder zogen Streifen
Durchs tiefe, feuchte Thal
Und drehten sich im Reifen
Herum wohl tausendmal.

Und eh' ich mich versehen,
Stand ich schon wieder drin,
Da ist es mir geschehen,
Daß ich so traurig bin.

Sie sah mit trüben Blicken
Und sah mich traurig an;
Und drückte zum Ersticken,
So, wie sie nie gethan.

Ich konnte kaum noch sprechen:
Was drückst du mich so sehr?
Dein Herz will ich zerbrechen;
Du siehst mich nimmermehr.

Und preßte fest und fester
Ans Herz das liebe Herz:
Ade, du Liebster, Bester,
Du meine Lust, mein Schmerz.

Und fester noch umschlungen,
Gepreßt vom lieben Mund,
Da ist mein Herz zersprungen,
Zerbrochen wohl zur Stund!

Sie bog noch in der Ferne
Den schlanken Hals zurück.
O Mond! o lieben Sterne!
Nie kehrt mein einzig Glück.

Und breiter schwoll und breiter
Zum Nebel das Gewand;
So wogt es weiter, weiter —
O Sterne! und verschwand.

Die Kindesmörderin.

Da unter der Linde,
Da liegt mein Kind;
Da wehen die Winde
So schaurig lind.
Die Leute im Dorf —
Wenn die's wüßten!

Da unter der Linde,
Da küßt' er mich;
Da wehten die Winde
So wonniglich —
Die Leute im Dorf —
Wenn die's wüßten!

Da unter der Linde,
Da schwoll mein Leib,
Da ächzten die Winde:
Verlassen Weib!
  Die Leute im Dorf —
  Wenn die's wüßten!

Da unter der Linde,
Da wollt ich ruhn;
Da rauschten die Winde:
Bist Mutter nun!
  Die Leute im Dorf —
  Wenn die's wüßten!

Die alte Linde,
Die wies auf mich;
Es höhnten die Winde —
Da rauft ich mich.
  Die Leute im Dorf —
  Wenn die's wüßten!

Da unter der Linde,
Da hab ich bei Nacht
Dem armen Kinde
Sein Gräblein gemacht!
  Die Leute im Dorf —
  Wenn die's wüßten!

Da unter der Linde,
Da liegt mein Kind,
Da wehen die Winde
So schaurig lind.
  Die Leute im Dorf —
  Wenn die's wüßten!

Die Abrede.

(1840.)

Drei Stufen hinauf und drei Schritt zu der Thür,
Mein Mädchen, mein Schätzchen, schnell, öffne mir!
„Meine Hand sollst du fassen, sollst sehn mein Gesicht;
Doch die Thüre, die Thüre, die öffn' ich dir nicht;
Mein Schatz, das ist wider die Abred."

So bin ich zur Liebe, zur Lieb dir zu schlecht?
Und liebtest mich wirklich, du liebtest mich recht!
„Sollst frieren nicht auf dem kalten Stein,
So komm denn, mein Liebchen, mein Liebchen, herein.
Doch außerdem bleibt's bei der Abred."

Wie heimlich, wie traulich dies Kämmerlein,
O sollt ich hier ewiglich heimisch sein!
Nun nimm mich, mein Mädchen, mein Schätzchen, in Arm,
Laß schlagen die Herzen am Herzen so warm!
„Mein Schatz, das ist wider die Abred."

Ist die Lieb über Nacht wohl geworden so alt?
Und das junge Blut so bleich und so kalt?
„Den Mund noch, da hast ihn, mein Liebchen, zur Lust;
Und wiegen und klopfen mag Brust an der Brust,
Doch außerdem bleib's bei der Abred."

Nun laß die Gewänder, mein Schätzchen, mein Weib,
Daß die Lieb sich erfreue am Herzchen, am Leib.
Wie bist du so lieb und so hart doch zugleich;
Wie bist du so geizig und bist doch so reich,
Mein Schätzchen, o laß du die Abred.

„Und bin ich so lieb, und bin ich so reich,
Mein Liebchen, so bin ich doch klug zugleich.
Ist alles gegeben, ist leer das Haus,
Dann bleiben die losen, die Bettler aus.
Nein, Schätzchen, es bleibt bei der Abred."

Und kannst du mich sehen so weh und betrübt,
So hast du mich nimmer und nimmer geliebt,
Und bist du so kalt, und bist du so stolz,
So drechsle dir einen Liebsten von Holz,
Der hört dir gewißlich die Abred!

„Nein, gehen im Zürnen, das sollst du mir nicht,
Nun zeig mir nur freundlich dein liebes Gesicht.
Und können die jungen Glieder dich freun,
Da nimm mich, nimm alles, es ist ja dein;
Ach, Liebchen, ach, denke der Abred!"

„Was thust du, du Lieber, du Böser, du Dieb?
Darauf ging dein Schmeicheln, darauf deine Lieb?
O ließ ich dich harren, o ließ ich dich gehn!
Nun ist's um die Ruh und die Freude geschehn!
O hättst du gehalten die Abred!"

So geht's, ist das Liebchen dem Liebchen so gut,
Kommt zu Schanden das junge, das arme Blut.
Wenn die Wange glüht, und die Jugend lacht,
Wie bald im bergenden Arme der Nacht,
Wie bald ist vergessen die Abred!

Der Venusberg.

Ach! was treibt euch doch, zu meiden
Eures Lagers stille Ruh,
Aus der Liebe stillen Freuden
Jenen dunkeln Schluchten zu?
Treibt euch fort mit wildem Sehnen
Durch den Wald in finstrer Nacht,
Während euer Weib in Thränen
Lange Stunden bang durchwacht?

Und sie fleht ihn auf den Knieen:
Zwinge deinen wilden Sinn!
„Laß mich! Eilend muß ich ziehen,
Frage nimmer mich, wohin?
Wo die dunkeln Wasser quellen
Dort am grauen Felsenhang —
Aus den Schluchten, aus den Wellen
Tönt manch wunderhafter Klang,

„Tönt's von Glück und heißer Liebe,
Girrt wie Nachtigallensang.
Folgen laß mich meinem Triebe,
Weichen diesem Götterdrang."
Heiße Lieb in Zucht und Treuen
Hegt euch eures Weibes Sinn:
Herr, mein Herre, böse Feien
Locken euch zum Felsen hin.

„Seien's Feien, seien's böse;
Ziehen laß mich felsenwärts.
Meiner heißen Sehnsucht Größe
Gnügt nicht ein geteiltes Herz."
Herr, mein Herr! welch eine Rede?
Seid ihr nicht mein einzig Teil
Nach dem Gott, zu dem ich bete,
Bete nur für euer Heil?

„Sei's mit Gott — ich will nicht teilen!
Mag nicht ein gemietet Haus.
Zwing nicht länger mich, zu weilen;
Laß zum Felsen mich hinaus!
Ich will nicht zur Gnade wohnen,
In der Lieb der zweite sein;
Ich will herrschen und will thronen
Ohne Teilen nur allein!

„Laßt mich! Traum sind eure Triebe,
Eines Schattens Schattenbild,
Tauschen selber mit der Liebe
Will ich Küsse heiß und wild,
Wie im wilden Sturmesbrausen
Flamme sich in Flamme schlingt,
Wo die Wollust mit dem Grausen
Im Vernichtungstaumel ringt."

Herr, o Herr, entflieht den Träumen,
Die die Höll' euch zugeweht;
In der Kirche heil'gen Räumen
Laßt uns knieen im Gebet.
Reuig flehende Gewissen
Nimmt der Herr in Gnaden an.
„Eure Kirchen will ich missen,
Eurer Beter hohlen Wahn!

„Euren Gott, den qualenreichen,
Den nur Menschenopfer freun,
Der um schmerzliches Erbleichen
Schlingt den blassen Heil'genschein,
Der des Leibes junge Schöne
Fesselt unter Kreuzeslast,
Der des Lebens Wonnetöne
Und die Lust des Menschen haßt.

„Fliehen aus dem Dunst der Grüfte,
Der den heitern Tag begräbt,
Wo sich freudig in die Lüfte
Venus goldner Tempel hebt,
Wo mit nieverarmten Händen
Wonne jeder jungen Brust
Ewig schöne Götter spenden,
Kein Verbrechen ist die Lust!"

Keine Bitte kann ihn halten,
Keine Thräne fesselt ihn,
Ungestümen Drangs Gewalten
Rettungslos ihn abwärts ziehn.
Durch des Tages lange Stunden
Harrt sie seiner Wiederkehr,
In der Kluft ist er verschwunden,
Und kein Ruf erreicht ihn mehr.

Frommes Wirken übt die Güte,
Gönnt sich sorgend keine Rast,
Trägt für ihn mit heiligem Mute
Jeder Buse schwere Last.

Einst zu ihres Schlosses Pforte
Wankt ein bleicher Pilger ein,
Grausig tönen seine Worte,
Glüht der Augen irrer Schein.

Gott! seid ihr's? Er sei gepriesen!
Ewig neu ist seine Huld,
Ach! ein reuevoll Entschließen
Wäscht vom Sünder jede Schuld.
„Laß den zorn'gen Kreuzerhöhten,"
Ruft der Graf mit wildem Blick,
„Marterst nimmer mit Gebeten
Mich zum alten Sinn zurück!

„Meinen Grimm nur will ich mehren
An verlornen Glückes Schein.
Seiner Gnade mag begehren,
Wer da will verworfen sein.
Endlich muß den Größern weichen
Euer Gott mit seinem Sohn,
Und die alten Götter steigen
Wieder auf den heitern Thron.

„Aus des Zwangs zerhaunen Fäden
Holt der Dulder sich sein Recht,
Und zu hellern Göttern beten
Wird ein kräftiger Geschlecht.
Den mit Dornenkron und Wunden
Mögen Jammerknechte flehn!"
Sprach es, und er war verschwunden;
Niemand hat ihn mehr gesehn.

Nur umsonst sucht andre Götter,
Wer sich nicht in frommem Mut
In sich selbst erneut den Retter.
Nicht umsonst kommt höchstes Gut.
Schreckend malt die eigne Wilde
Ihres Gottes Härtigkeit.
Wirst du mild, wird er dir milde,
Wer sich naht, sucht ihn nicht weit.

Aus verschiedenen Lebensaltern.

Der Ostermorgen.

Der Ostermorgen lächelt,
Ein Bräut'gam, in die Welt;
Er steigt von Duft gefächelt
Aus seinem blauen Zelt.

Und ringsherum das Schweigen;
Der Wald, er steht so still,
Kein Blümchen sich verneigen,
Kein Läubchen rauschen will.

Im fernen Kirchlein singet
Die fromme Christenschar,
Hier von den Steinen klinget
Ein Echo wunderbar.

Als wenn aus Bergestiefen
Das Singen quöll hervor,
Als wenn die Felsen riefen:
Er lebt, er lebt! im Chor.

Er lebt! er lebt! — da lauschen
Die Blümlein, beugen sich,
Da bücket sich mit Rauschen
Der Wald so feierlich.

Und mächt'ger klingt's und wieder:
Er lebt! er lebt! vom Stein;
Mir rinnt ein Schauer nieder
Am innersten Gebein.

Und denk — und muß mich beugen —,
Was dort geschrieben ist:
Die Steine werden zeugen,
Wenn mich der Mensch vergißt!

Der Mensch und das Leben.

Mensch, du armer,
Lebengehetzter,
Ewig hoffender,
Ewig getäuschter
Tantalus.

Vor dir der Hoffnung
Gastliche Schatten,
Saftige Trauben;
Ach und, Lechzender,
Streckst du die Hände,
Fliehet der Schein.

Hinter dir, Armer,
Der Erinnerung
Goldener Traum —
Dürftest du kehren!
Doch blutig vorwärts
Hetzt dich das Leben.

Ach, was vorüber,
Bannt dir kein Zauber —
Und zum Vergangnen
Führt keine Bahn!

Ach und die Sonne
Senkrecht die Spitzen
Bohrt in den Scheitel;
Blutig die Steine
Netzet der Fuß.

Wimmerst zum Himmel:
Rettet, o Götter!
Wimmerst umsonst.
Himmlischen Nektar
Schlürfen die Seligen,
Hören dich nicht.

Mächtige Stimme
Schicket das Unglück,
Aber des Glückes
Ohren sind taub.
Stete Sonne
Härtet den Boden:
Suche nicht Hilfe
Bei Glücklichen.

Seitwärts lachen
Kinderumspielte,
Weinlaubumkränzte
Freundliche Hütten,
Winken dem Müden
Offene Arme,
Ladet den Hungernden
Gastlicher Rauch.

O laß mich weilen,
Laß mich, o Leben,
Zürnender Treiber,
Ruhen nur laß mich,
Kurze Erquickung nur
Gönne dem Müden!

Aber der kalte,
Finstere Treiber
Kennt nicht Erbarmen,
Hetzt ihn vorüber,
Den Weinenden.

Mensch, du armer,
Lebengehetzter,
Ewig hoffender,
Ewig getäuschter
Tantalus!

Reines Herz.

Selig, dem
Die Götter geben
Ein reines, edles Herz.
Er trägt den Zauber in der reichen Hand,
Was er berührt, mit Wonne zu durchschwellen.
Die enge Hütte dehnt sich zum Olymp,
Wohin er seine Brust voll Götter bringt.
Nur dem ist arm das Leben,
Der es mit armen Augen sieht.
Ihm schmilzt der Dinge Frühling
Unter der gierigen Hand.
Drum, gütige Götter, erhaltet
Ihm, dem Glücklichen, dem ihr sie gabt,
Die selige Gabe, erhaltet ihm
Im Busen das reine, edle Herz.

Zu stille Liebe.

Zwei liebten sich und wollten sich's nicht sagen,
Und küßten sich auf eines Kindes Munde,
Und sahen sich nur in des Kindes Augen,
Und sprachen sich nur durch den Mund des Kindes.
Da starb das Kind. Nun konnten sie nicht küssen,
Nicht mehr sich sehn und auch nicht mehr sich sprechen;
Da haben sie sich ganz in sich gezogen,
Und immer fremder sind sie sich geworden
Und haben immer heißer sich geliebet,
Nach Kuß und Blick gesehnt und süßer Rede,
Und sind am End' vor Sehnsucht gar gestorben.

Des Kranken Ungeduld.

Auf den Winden möcht ich reiten,
Fahren auf der Wolke Rücken;
O wie zög ich mit Entzücken
Durch die fernen blauen Weiten! —

Wie beengen diese Räume,
Diese Hügel, diese Berge!
Wirbeln möcht ich mit der Lerche
Hoch im Blauen meine Träume.

O wie eng, wie blaß die Nähe!
Wer die weite goldne Ferne,
Wer die weiten goldnen Sterne
Unter seinen Füßen sähe!

Nicht am Bücherstaub mehr kleben
Und in früherem Ermatten
Schatten werden unter Schatten,
Will nicht dichten mehr, will leben!

Aus dem vollsten Becher prassen,
In des Lebens Tiefstem wühlen,
Will's mit jeder Nerve fühlen,
Will's mit jeder Muskel fassen!

In die Kräfte überfließen,
Die des Weltalls Lieder dichten —
Im Erschaffen, im Vernichten
Jede Wollust durchgenießen.

Jetzt um seine Scheitel weben,
Glitzernd in der Sterne Blinken
Aus dem blauen Becher trinken,
Drin die goldnen Tropfen schweben.

Nun durch seine Schluchten keuchen,
Durch die tiefen Adern pochen,
Gärendes Verderben kochen
In den feuerschwangern Bäuchen.

Nun als Silberbächlein rieseln
Durch das blumenreiche Bette,
Mit den Fischlein um die Wette
Über Wurzeln, über Kieseln;

Rauschen bis zur Schattengrotte,
Dort der Nymphe nackt Erbangen
Liebgewältigend umfangen
Mit des Haines üpp'gem Gotte.

Mit den Wolken ziehn zusammen,
Durch die grauen, tropfenvollen,
Mit den dumpfen Donnern rollen,
Mit den roten Blitzen flammen;

Aus der Wolk' geborstner Schwere
Mit dem Regen eilbeflissen,
Mit den Bächen fortgerissen,
Mit den Strömen zu dem Meere;

Festgepackt des Schiffes Rippen,
Umgewirbelt ohne Rasten,
Und die Decken und die Masten
Wurfzerschmettert an den Klippen;

Hoch im brüllenden Getümmel
Aufgeschäumt mit weißen Kämmen
Schwarz den Fuß im Grunde stemmen,
Kraus die Scheitel an den Himmel;

In den Jammerschrei der Armen
Jubelnd mit den Winden blasen,
Mit den Trümmern schleudernd rasen,
Hohngelächter — kein Erbarmen!

Ziehen mit der Glocke Tönen
Dann vom rotbeglänzten Turme;
Kämpfen jetzt im Nervensturme,
Dann in Thränen sich versöhnen!

Mit den Lüften möcht ich fahren,
Möcht ich mit den morgenhellen,
Pilgerstörche zu Gesellen
Und der Wandersänger Scharen.

In der Nachtigallen Werben
Süß auf Sehnsuchtwellen fluten,
Wie ein Seufzer hinzubluten,
Wie ein Lächeln hinzusterben!

Nun, ein Hauch, den Hirten fächeln,
Klagen wehn durch seine Flöte,
Bis ihm Liebesmorgenröte
Bricht aus seiner Hirtin Lächeln.

Dann, umkrächzt von Kauz und Eulen,
Mit des wilden Jägers Grausen
Durch die dunkeln Wälder brausen,
Durch die dunkeln Schluchten heulen.

Von des Gletschers Stirne brüllen —
Kaum ein Zwerg noch, schon ein Riese —,
Goldne Thalesparadiese
Eisig in Vernichtung hüllen.

Segel spannen die Gedanken,
Und das Herz regt seine Flügel.
O zerreiß, mein Herz, die Zügel,
Spreng, o Sehnsucht, diese Schranken.

Wer den Weg ins Freie fände
Aus des Lebens banger Enge!
Schwelle, Herz, mein Herz, und sprenge
Dieses Busens Kerkerwände!

Todesahnung.

Hörst du wohl im grünen Dunkel
Durch des Bornes leisen Fall
Wunderbares Tongefunkel?
Hörst du wohl die Nachtigall?
Trauernd klang und bang das Tönen,
Süß ersterbend durch die Nacht,
Wie der letzte Sang von Schwänen,
Eignem Tode dargebracht.

Ha — jetzt hebt sich's im Entzücken
Und es flutet himmelan;
Ach es schwindelt meinen Blicken
Vor der wunderbaren Bahn.

Töne funkeln, Töne sprühen,
Schimmernd wogt die süße Flut,
Helles Lebens-Liebesglühen!
Dunkler, tiefer Todesmut!

Beides faßt sich im Entzücken,
Faßt sich an in höchster Lust;
Solche Wonne muß ersticken
Kleine Nachtigallenbrust.
Lieber, laß uns eilend gehen
Unter Blumen, unter Duft
Kann ich hören jenes Flehen,
Das so süß zum Tode ruft. —

„Freund, du schwärmst! Aus grünem Dunkel
Hör ich keine Nachtigall;
Still nur in des Monds Gefunkel
Rauscht des fernen Bornes Fall.“ —
Ja ich schwärme! Nicht das Singen,
Nein mich ruft das eigne Herz,
Auf der Düfte leichten Schwingen
Zog er ein, der süße Schmerz.

Sieh die Rosen, wie sie glühen,
Still sich beugen lieber Lust,
Doch aus lebensrotem Blühen
Strömt ein bleicher Nelkenduft. —
„Freund, du schwärmst, du machst mir bange,
Rosen duften hier allein —
Bleich und bleicher deine Wange,
In dem Auge welcher Schein!“ —

Ja ich schwärme! Nicht die Blume
Duftet so, es ist mein Herz.
In dem tiefsten Heiligtume
Quillt und wogt der süße Schmerz.
Halte mich in deinen Armen,
Lehne mich an deine Brust;
In dem wehmutfrohen, warmen
Herzen woget Todeslust.

Leg mich hin ins stille Dunkel —
Durch des Bornes leisen Fall,
Stark und stärker das Gefunkel,
Hebt sich neu die Nachtigall.
Sieh, sie schwindet hoch im Blauen,
Stiller, bleicher Nelkenduft,
Nächtig Wogen — lichtes Grauen —
Still — es ist der Tod, der ruft!

Der Kranke.

Wer stehet noch an meinem öden Lager?
Kenn ich die zwei Gestalten,
Die eine hell wie der Tag uns glänzend,
Die andere wie stille Nacht? Wer bist du?

Die eine Gestalt.

Leben nennen mich jubelnd meine Kinder.
Sieh auf den Bergen die schimmernden Lichter,
Herabgeflossen aus dem Meere von Strahlen,
Das der glänzenden Bogen Blau umwogt.
Sieh die hüpfenden Kähne mit rosigen Wimpeln;
Flügel geb ich dir, darein zu tauchen —
Soll dir's Morgenrot sein?

Die andre Gestalt.

Oder Abendrot?
Sieh, jetzt dunkelt es mählich. Die Lichter verglühn.
In einen fließen all die Schatten zusammen.
Stiller wird's.
Hoch herauf am Himmel ziehen die Sterne,
Und mit ihnen erhebt sich dein innerer Himmel;
Im wunderbaren Wehen der Abendglocken
Erwacht dein inneres Saitenspiel.

Der Kranke.

Mann mit der bleichen Wange — wie nenn ich dich?

Die andre Gestalt.

Nenne mich erfüllte Sehnsucht,
Nenne mich den Ruf deiner Lieben,
Nenne mich die stille Abendfeier
Vor der Ruhe der Nacht.
Nenne mich das stille Erbleichen der Sterne,
Eh' hervortritt ein schönerer Tag.
Menschen nennen mich: den Tod!

Der Kranke.

Sei mir willkommen! —



Die wahrhaftige Geschichte von den drei Wünschen.

Einleitung.

Diese kleine phantastische Erzählung, die bei Lebzeiten des Dichters nicht im Druck erschien, sondern erst lange nach seinem Tode in den „Gesammelten Schriften" veröffentlicht wurde, ist, wie schon in der biographischen Einleitung erwähnt, während seines Leipziger Aufenthaltes 1842—1843 geschrieben. Sie schildert seine damaligen Eindrücke in Leipzig, die er zu seinen eigenen Stimmungen in Gegensatz zu bringen suchte. Es ist nicht verwunderlich, daß diese Arbeit des damals noch unbekannten Dichters in ihrer krausen Phantastik kein Verständnis fand — und sie ist auch hier weniger ihrer künstlerischen Bedeutung wegen, als ihres psychologisch für den Dichter interessanten Inhaltes wegen aufgenommen.

Der Herausgeber.

Die
wahrhaftige Geschichte von den drei Wünschen.

Ich kann's durchaus nicht ertragen, sagte er und ließ die Rouleaux herab. Gerade solch ein schöner Frühlingstag war es, gerade so strömten die Geputzten aus der Stadt. Seh ich solch ein schlankes Kind, wie es, das Herz voll vom Lerchengesang der jungen Hoffnung, neben dem stampfenden Papa und der schleichenden Mama daher trippelt, so fällt mir eine Geschichte ein, über die ich wahnsinnig hätte werden können, wenn ich nicht besser wüßte, wie es sich damit verhält. Aber ich sehe es an dem einfältigen Gesichte, das du machst; wenn du mich begreifen sollst, muß ich dir erst erzählen, was mir begegnet ist, seit wir uns nicht sahen.

Er setzte sich auf den Stuhl am Flügel und begann:

„Zu stille Liebe, eine Liebesgeschichte.

Weder die Tausend und eine Nacht, noch ihr in Berlin verstorbener Vetter, der selige preußische Kammergerichtsrat Hoffmann, hat eine wundersamere Geschichte erdacht, als die ist, die ich selbst erlebt habe, und die ich dir nun erzählen will.

Daß ich vor zwei Jahren mich hierher nach Leipzig wandte, den Koffer voll von Manuskripten, das Hirn voll von Hoffnungen, das weißt du. Wie ich — nicht die Manuskripte, aber die Hoffnungen los wurde, brauche ich dir nicht zu sagen, denn auch du hast am Teiche Bethesda gelegen, bis der Engel die Wasser eines Buchhändlergemütes bewegte. Bei allen bis auf einen war ich gewesen, von allen diesen war ich Unglücklicher, der keinen Namen hatte, abgewiesen worden; wie schämte ich mich vor allen den Magistern, Hausknechten, Commis, der Jugend nicht zu gedenken, die mir begegnete! Jeder, meinte ich, müßte mir ansehen, daß ich Unseliger keinen Namen hätte. Nun stand ich vor dem Hause des letzten. Es war palastähnlich, seine Größe und

Eleganz nahm mir das letzte Restchen Mut; die Goldbuchstaben „Jammerdegensche Verlagsbuchhandlung“ schauten wie höhnend auf den Autorenembryo herab, dem vor diesem Glanze der letzte Hoffnungsstern, je von der Presse geboren zu werden, erblich.

Während meine Seele in Apathie daniederlag, waren meine Füße desto thätiger. Was nun geschah, muß ich für eine Fügung des Schicksals halten. Ich sah endlich wieder auf, und sonderbarerweise kam mir der Gedanke, daß ich ein paar Stiefel brauchte, in demselben Moment, als meine Augen der Firma Christlob Fintlein begegneten, unter der ein Herrenstiefel gemalt stand. Es geschah aber in der Fleischergasse, daß dies Zusammentreffen stattfand und mich bestimmte, zu Herrn Fintlein hinaufzusteigen.

Aus einem finstern Hausplatze gelangte ich auf eine noch finstrere Treppe. — Hier nicht; vier Treppen hoch. — Ich ergab mich darein und stieg weiter. Das war die vierte Treppe — doch ich irrte wohl — diese führte unmittelbar unter das Dach. Eine Luke warf gerade so viel Licht auf die gegenüberstehende Wand, daß ich in dieser eine Thür gewahr wurde. Noch stieg ich, als die Thüre sich öffnete, und der Lichtschein wie verklärend auf ein Gesichtchen von solcher Anmut fiel, daß man glauben konnte, nur diesem zu Gefallen habe er es über sich gewonnen, in diese unwirtlichen Räume zu dringen.

Dies Gesichtchen — alle seine Formen waren schön und edel — es war eins von jenen durchsichtigen, die nur wie ein Florschleier um eine höhere geistige Schönheit sich schmiegen, eins von jenen, die uns zugleich reizen und rühren, die uns so fremd und doch so lieb und bekannt erscheinen; es war eins von denen, deren Anblick Frieden und Freude giebt. Aus den ruhigen Augen, über denen die seidnen Wimpern fast ohne Bewegung schwebten, schaute eine Seele, die so über das Stürmen der Leidenschaft wie über den Wechsel kleiner Launen erhaben schien. Dabei war das ganze Gebilde so mädchenhaft in sich selbst geschmiegt!

Regungslos, wie verzaubert stand ich, als das schöne Mädchen an mir vorbeischritt. Lange war sie im Dunkel der Treppe unter mir verschwunden, als die Stimme des Herrn Fintlein mich aus den seltsamsten Träumen weckte. Er vernahm mein Begehren und bat mich, bei ihm einzutreten. Das enge Stübchen erzählte von bitterer Armut, dennoch hingen über dem schmutzigen Bette einige Christusbilder und flammende Herzen, von schönen Reimen umgeben. Madame Fintlein hockte vor dem Ofenloch, und zwei kleine halbnackte Mädchen wollten sich vor dem Eintretenden in die Rockfalten der Mutter verstecken, ein so mühsames, als vergebliches Streben. Ein drittes, etwa zwölf Jahre

alt, hatte über seinen ärmlichen Anzug ein neues Jäckchen gezogen, und ein Lächeln über dem hungerblassen Gesichtchen zeigte, daß sie sich für sehr schön geputzt hielt. Damit ich mich setzen könnte, wurde der einzige Stuhl, den ich sah, von seiner Bürde befreit. Währenddes begann Herr Fintlein:

Sie sind hier zu armen Leuten gekommen, aber Armut schändet nicht, sondern Dummheit und Gottlosigkeit. Wollen Sie sich nun setzen? Rittergüter und Kapitalien setzt es bei meinen Kindern nicht nach meinem Tode; aber die Erziehung ersetzt alles. Wünschen Sie eng schließend oder —?

Weit, sagte ich.

Sehr wohl, fuhr er fort. Eng kann die Stube sein, der Geist aber und das Herz müssen weit sein. Großes Erbe kann ich meinen Kindern nicht hinterlassen, aber ich lasse nichts dahinten, wodurch sie sich hervorthun könnten; so laß ich sie französisch lernen, und da sie sich eng an die Vorschriften des Magister Kauderer halten, haben sie's schon recht weit gebracht. Sie wünschen mit Eisen?

Ja, sagte ich.

Eisern, fuhr Herr Fintlein fort, eisern ist aber auch ihr Fleiß. Und trotzdem, daß unser Magister eigentlich schon unter das alte Eisen der Gelehrsamkeit gehört — Sie kennen ihn wohl?

Nein, sagte ich.

Der gute Mann hat sich eigentlich, fuhr Herr Fintlein fort, dadurch, daß er das Eisen nicht zu schmieden verstand, als es warm war, in das Halseisen der Armut gesteckt — die Schäfte wünschen Sie?

Lang, sagte ich.

Da es nun, fuhr Herr Fintlein fort, da es nun auf keine Weise mehr bei ihm langen wollte, hat ihn die Universität in den Spittel eingekauft. Dadurch wäre die Welt, der er noch lange hätte nutzen können, zu kurz gekommen, wenn nicht die Langeweile und das Federschleißen wäre, und der Mann, was seine schwache Seite, den Schnaps betrifft, nicht zu kurz gehalten würde. Nun desertiert er, so oft er kann, um sich durch Unterricht ein Schnäpschen zu verdienen.

Herr Fintlein war mit dem Anmessen fertig. Sie hatten vorhin einen angenehmen Besuch, unterbrach ich ihn. Seine Augen begannen vor Freude zu leuchten; dabei nahmen seine Züge einen geheimnisvollen Ausdruck an. Haben Sie ihn gesehen?

Er war im Aufbruch begriffen, wie ich kam, sagte ich.

O so ist, sagte er, indem er seine Hände wie segnend auf mich legte, fast schluchzend, Ihnen die Bahn gebrochen zum Durchbruch; ein Ver-

brechen wäre es, brächen Sie nun nicht die Bande der Wollust und Vernunfthoffart durch, die dem Reiche Gottes ohne Unterbrechung Abbruch thun. Der Mensch, der den Stolz seiner Vernunft nicht bricht, ist ein elender Bruch, den nur die Hingebung im Glauben zu einer ganzen Zahl machen kann. O mein Bruder in Gott, brich mir nicht das Herz, indem du den Umgang nicht abbrichst mit dem Wolfe, der täglich sinnt, wie er unter die auserwählten Glaubensschäflein brechen möge!

Dabei streckte er den gelben, hagern Arm mit der pechgesalbten Hand, in der er noch das Maß hielt, gegen die niedrige Decke; an seiner spitzigen Nase rannen zitternd zwei große Thränen herab, die sich mühsam durch die zusammengekniffnen Lider und die buschigen grauen Wimpern hatten hindurcharbeiten müssen.

Mir ward fast graulich. Bester Herr Fintlein, sagte ich, bemühen Sie sich nicht vergeblich; ich verlange nichts von Ihnen, als die Stiefel und Auskunft über die Dame.

Madame Fintlein setzte einen Topf beiseite, schneuzte eins der kleinen Wesen, dann ließ sie ein gutmütiges Lächeln über die fabelhafte Gestalt ihres Gemahls gleiten und sagte: Sie dürfen's dem Fintlein nicht übel nehmen, wenn er Sie ein bißchen bekehren will; er meint es gut in seinen närrischen Gedanken. Aber was die Dame betrifft, so ist sie eigentlich gar keine Dame, sondern ein lieber Gottesengel. Das sagte Fintlein schon, wie sie nur zum erstenmal dagewesen war. Unser kleiner Jakob, Gott hab ihn selig, war gerade im Sterben, und ein Polizeidiener wollte Fintlein mit sich nehmen wegen der sechs Thaler, die wir dem Herrn Flötenspiel, dem geizigen Fleischer an der Ecke, schuldig waren. Ich hatte mich über mein sterbendes Kind geworfen und wollte an Gott, an der Bibel und an allem verzweifeln; da stand auf einmal das schöne Wesen mitten unter uns und gab dem Polizeidiener das Geld, daß er fortging. Da langte Jakobchen, Gott hab es selig, das sonst zu keiner andern Seele ging als zu mir, nach der Dame, und sie nahm es auf den Arm, trug es an das Fenster und sah es so mild an und sang dabei so wunderbar schön, daß ich es noch immer in den Ohren höre. Und das Kind, das immer geschrieen hatte und sich gewunden, ehe die Dame hereinkam, war so ruhig, und sein Gesichtchen wurde immer freundlicher. Hier stand ich und hatte die Hände gefaltet, und dort stand Fintlein und hatte auch die Hände gefaltet, und wir beide sahen einander lächelnd an; und doch war's, als wär's Sonntag, und als wären wir in der Kirche. Aber das Lächeln kam daher, weil jedes wußte, daß es dem andern ebenso war. Nun legte mir die Dame das Jakobchen auf den Arm; es war selig verschieden.

Und fort war sie, ehe wir's uns versahen, und auf dem Tische lag Geld, daß wir das Jakobchen begraben lassen konnten und uns Trauersachen kaufen. Da sagte mein Fintlein: Uns hat Gott angesehen, denn seiner Engel einer hat uns heimgesucht. Sie ist auch in allem so ganz anders, wie die jungen Frauenzimmer sind. Dazu war ihr einmal eine Locke aufgegangen; wie sie danach langte, fiel ihr das Obergewand von dem schönen bloßen Arm, und da sah ich, daß durch Arm und Hand rosenrot die Sonne schien.

Das erzählte mir Madame Fintlein; Herr Fintlein aber bekräftigte die Wahrheit des Erzählten durch fortwährendes Nicken und andre Gesten, indem er mit der einen Seite seines Gesichtes weinte und mit der andern lachte.

Und Sie wissen nicht, wo sie wohnt? wie sie heißt? fragte ich.

Wenn wir, entgegnete Herr Fintlein, diese Fragen auch heiß gemacht hätten, so hätte ich dennoch die Neugier schweigen heißen, denn es heißt —

Bester Herr, fiel ihm Madame Fintlein ins Wort, einigemal wollte ich ihr nachgehn oder wenigstens nachsehen, aber Fintlein litt's nicht. Er sagte, das sei Fürwitz, und sie würde dann gewiß nicht wiederkommen.

Ein Meer von unbeschreiblichen Gefühlen arbeitete in meiner Brust. Schneller, als ich heraufgekommen war, eilte ich die dunkle Treppe hinunter; mir war, als müßte sie mir heute noch einmal begegnen. Ich durchrannte alle Straßen der Vorstädte, ich durchrannte alle Wege der Promenade. Hie und da rief mich eine bekannte Stimme; das hörte ich fern wie im Traume. Je dunkler es wurde, desto schneller lief ich; hier rannte ich mit einem zusammen, der mir fluchend nachsah, dort wich eine ängstlich, einer verwundert mir aus, kaum daß ich es bemerkte.

So rannte ich eben durch die Dresdner Straße. Es war schon Nacht geworden; ein rauher Wind blies mir entgegen. Da erhob sich in einem der Häuser eine Frauenstimme in so wundervollen Klängen, daß mich's festhielt, als wäre ich gebannt. Ich sah auf; im Scheine der Gaslaterne glänzte mir wieder das goldne: „Jammerdegensche Verlagsbuchhandlung" entgegen. Es war ein einfaches Liedchen, was die Stimme sang, aber diese Klänge — so wundersam getragen, so ruhig und klar! Mir war, als sähe ich den ruhigen Blick, der mich heute durchleuchtet hatte, dem wieder zu begegnen ich mich sehnte. Ich zweifelte nicht, daß beides, Blick und Stimme, derselben gehöre, die, seit ich sie gesehen, die Herrin meines Herzens war. Der Gesang verstummte; ein Licht um das andre verlosch in den Fenstern ringsum. Rauher und immer rauher blies der Wind mich an; in mir aber wehte süße

Frühlingsluft, und alle Knospen meines Innern sprangen klingend auf. —"

Nachdem er so weit erzählt hatte, blieb er erst schweigend eine Weile sitzen, dann sprang er auf und riß die Binde vom Halse wie einer, dem es an Luft fehlt. Drauf brachte er aus seinen Taschen eine Anzahl Krämertüten hervor, die er auf dem Tische vor sich ausbreitete.

Ich muß, sagte er dann, ehe ich in der Geschichte meiner Liebe fortfahre, einen Absprung machen; die Gefühle, die die Erinnerung jener Zustände in mir hervorruft, würden mich sonst aufreiben.

Du betrachtest diese Tüten mit Verwunderung; was wirst du sagen, wenn du erfährst, daß, was auf ihnen gedruckt ist, im engsten Zusammenhange mit meiner Geschichte steht. Was wirst du sagen, wenn ich dir erzähle, daß ich an einem und demselben Tage in der einen von dem kleinen Kuchengarten Kuchen heimgetragen und diese zweite um ein feines Messerchen gewunden erhalten hatte, das mir ein Freund aus Bamberg zum Präsent schickte, daß mir an dem Abend desselben Tages, wie ich durch die Tauchaer Straße gehe, ein Kind nachläuft und mir diese dritte giebt, indem es sagt: Sie haben das Papierchen verloren. Ich lasse nun von solchen Tüten und Emballagen, die ich bekomme, nichts ungelesen. Du wirst erstaunen, wie ich erstaunte, zu finden, daß diese drei Dinge ursprünglich Blätter aus einem und demselben Buche, und was das seltsamste ist, unmittelbar aufeinander folgende Blätter sind. Muß man nicht hinter diesem scheinbaren Zufallsspiel eine höhere Fügung ahnen?

Diese Blätter sind allem Anscheine nach eine Übersetzung aus einer uralten Sanskrithandschrift. Ich halte mich nicht bei Vermutungen über ihren Ursprung auf, sondern bitte dich, sie durchzulesen. Sowie ich mich erholt habe, fahre ich dann in meiner Geschichte fort."

Ich ergab mich darin und las:

Die Geschichte von der Erschaffung der Nymphe Urvasi, von den sechshundert weißen Pferden, jedes mit einem schwarzen Ohr, und dem Fluch des weisen Cyavana.

Es begab sich, daß Arjuna und Krischna auf die Erde herabstiegen und sich von Ahinsa, dem Weibe des heiligen Dharma, abermals gebären ließen. Und Dharma nannte Arjuna Nara, dem Krischna gab er den Namen Narayana. Als sie erwachsen waren, führten die beiden ein so beschauliches Leben, daß die Götter darob sich ängsteten. Da sandte Indra, der Gott des Himmels, die schönsten Weiber seines Reiches, Kama (Liebe) und Vasanta (Frühling), mit den fünfunddreißig Millionen Asparasas oder Himmelsnymphen zu ihnen herab, damit die Schönheit sie zur Liebe reize und sie ihrer Buße vergäßen. Die

Weisen saßen am Ufer des lotosumnickten Ganges, als die himmlischen Mädchen herabkamen, und schauten so ernst vor sich hin, daß diese nicht wagten, sie anzureden. Da begannen die Mädchen, in der Hoffnung, dadurch die Aufmerksamkeit der Weisen auf sich zu ziehen, himmlische Tänze. Sie verschlangen die Arme zu lieblichen Gruppen ineinander, so daß es schien, Himmel und Erde seien durch unendliche Blumengewinde verbunden, indem die Körper wie Rosen und Lilien erschimmerten, und die grünen Schleier wie durchsichtiges Laub sie umwehten; bald bildeten sie ein buntes bewegliches Dach über den Weisen, bald schienen sie künstliche Schriftzüge, mit Perlen von Rosenfarbe, Purpur und Silber auf den Sammet des blauen Himmels gestickt.

Aber Narayana erriet den Plan der Götter. Er nahm den Blick seiner Augen von seinem Nabel hinweg und richtete sein Antlitz gegen die Mädchen und hieß sie willkommen, und die Mädchen freuten sich seiner Freundlichkeit und der Gewalt ihrer Reize. Da nahm Narayana einen Lotosstengel von der Erde und setzte ihn vor sich auf seinen Schenkel. Und der Stengel dehnte sich und wuchs und schwoll, bis er dem Bilde eines Weibes glich, schöner als irgend ein Weib im Himmel und auf der Erde. Kama und Vasanta aber weinten, und es weinten mit ihnen die Nymphen über ihre Schönheit, die nun übertroffen war. Narayana richtete sein Auge auf das Bild, da sprang die Rinde des Lotoszweiges und fiel auf beiden Seiten nieder. Und glänzender als die Sonne stand die Schönheit des Weibes, das Narayana erschaffen hatte, da, nur in den Purpur schamhaften Errötens gekleidet. Und Narayana mußte lächeln zum erstenmal in seinem Leben, und Kama und Vasanta mußten lächeln, und mit ihnen die Nymphen trotz ihres Schmerzes, denn solche Schönheit kann kein Auge schauen, ohne zu lächeln. Von jeder Regung der schönen Glieder zitterte die entzündete Luft und seufzte melodisch auf; was der Blick ihrer Augen traf, loderte auf in farbigem Glanz. Wie sie nun in sich gebogen dahin schritt, tönten die Seufzer zu süßen Harmonien zusammen, und lohte es vor ihr her, wie wenn tausend ausgebreitete Pfauenschweife den abendglühenden Himmel fächeln. Narayana nannte das Weib Urvasi, von Uru (der Schenkel), weil sie auf seinem Schenkel stehend von ihm erschaffen worden war, und übergab sie Kama und Vasanta und den Nymphen, sie Indra zu überbringen. Dazu gebot er ihnen: Saget Indra, an diesem Geschenke möge er sehen, daß Narayana der Gesellschaft der Schönheit nicht bedarf. Indra aber schenkte sie später dem Galava. —

Damit endete das erste Blatt. Wie ich zu dem zweiten greifen wollte, schien er sich wieder erholt zu haben. Er fuhr nun fort in der Geschichte: Zu stille Liebe, wie folgt:

„Das Schicksal hatte mich Glücklichen ausersehen, jenes süßeste Leben einer Todesgefahr zu entreißen. Sein vornehmstes Werkzeug dabei war der wohlberühmte Schneidermeister Heidermann. Dieses zum Ideal des Nobeln mit Gewalt anstrebende Gemüt hatte die Äußerung einiger Mitgäste einer benachbarten Dorfschenke, daß Lords und Barone in London bei Nacht nie anders ritten als mit einer Laterne an jedem Knie, zur Nachahmung solcher Sitte begeistert, diese Sitte aber hinwiederum die hoffnungsvolle Jugend der Stadt zu jubelnder Nachfolge. Das Roß, das sich nicht so leicht in die vornehme Weise fand, als sein Herr, scheute plötzlich und rannte wütend mit ihm daher, der sich kaum noch im Sattel hielt. Das Geschrei und verunglückte Versuche, es aufzufangen, machten es nur wütender. Noch einige Schritte war es hinter mir, als ich vor mir in dem Fenster einer Sänfte das lieblichste Antlitz gewahre. Sie öffnet ängstlich die Thüre; der eine Träger strauchelt, da er hinter sich sehend das nahende Ungestüm gewahrt. Die Sänfte will eben umfallen; mit einem Sprunge stehe ich zwischen Sänfte und Pferd und fange die Dame auf. Das wütende Pferd wirft mich mit dem Kopf gegen die Sänfte, ich raffe mich auf, und nur die Angst um das lieblichste Wesen erhält mir eben so lange die Besinnung, bis ich die Ohnmächtige einem Fiaker übergeben und ihn angewiesen habe, wohin er sie bringen soll. —

Sehen Sie doch, werteste Madame Müller, sagte der Magister Kauderer — und dies waren die ersten Worte, die ich, aus der Ohnmacht erwachend, vernahm — sehen Sie doch, werteste Madame Müller, der Juvenis macht Anstalt, wieder zu sich zu kommen, und so empfehle ich mich Ihnen, um in meinen Spittel zurückzukehren, ehe geschlossen wird.

Edler Gefährte unsrer Rettungsthat, entgegnete eine weibliche Stimme, die etwas ausgesungen schien, edler Kauderer, Sie werden doch unsre liebenswürdige Madame Flötenspiel noch begrüßen?

Zugleich vernahm ich von der andern Seite ein Gespräch zwischen zwei jüngern Stimmen.

Und du hast dich zurückgezogen von ihr, die wir alle für deine beste Freundin hielten?

Herzensghismondchen, entgegnete die andre, du kennst mein Zartgefühl. Kann ich mit diesem Herzen die Freundin einer Tyrannin sein, der die höhere Weiblichkeit ein Fremdling ist? Denke dir: Luischen und Belcolore hatten sich beide Tücher gekauft. Ganz glücklich kommen sie zu ihr; jede zeigt ihr ihr Tuch und will wissen, was sie dazu meint. Und sie — nein, es ist schrecklich! man kann es kaum erzählen! — sie sagt: Luischen, Ihr Tuch ist nicht garstig, aber — nein, die arme Belcolore, dies durchsichtige Wesen — ich kann nicht daran denken, ohne

zu weinen — du mußt wissen, wie die arme an einem Liebeskummer leidet; Eduard, das schwarzlockige Ungeheuer, stieß ihr den Dolch der Untreue in die Brust — der Mensch trug so feine Wäsche, und dennoch war er ein Teufel! Ja sieh: Belcolore, sagte sie — Herzensghismondchen — Belcolore, sagt die unmenschliche, Ihr Tuch ist abscheulich — denke doch, wie entsetzlich: Belcolore, sagt sie, Ihr Tuch ist abscheulich.

Nein, seufzte die andre tief auf, die Natur wollte eine Tigerin schaffen, kein zartes Weib, als sie sie geboren werden ließ. Ja, auf das bitterste mußte dich das erzürnen, du sanftes Wesen, wie ich dich kenne.

Madame Müller streichelte die beiden mit der rechten Hand, in der sie eine Prise hielt, und sagte zwischen Freude und Rührung: Daran erkenne ich meine Pappenheimer. Sehen Sie, teuerster Magister Kauderer, mühsam ist mein Streben, aber so lohnt es sich.

Indem trat die Erwartete ein, die Herrin des Hauses, in dem ich mich befand. Magister Kauderer und Dame Müller traten ihr entgegen, und da ich mit dem Gesichte gegen die Thüre lag, konnt ich, ohne den Kopf drehen zu müssen, durch die halbgeschlossenen Lider alle drei bequem betrachten.

Madame Flötenspiel war eine Brünette, halb Juno, halb Venus, Dame Müller ward neben ihr zum Saturnus. Aus den dunkeln Augen der Madame Flötenspiel schaute ein rasches, entschlossenes Wesen, dem eine gewisse süße Begehrlichkeit gar anmutig über die Schulter sah. Ihre Formen hatten die Fülle, die Frauen über dreißig so stattlich läßt; ihre Stimme war weich und wohlklingend. Dazu gewann dieser kräftigen und doch so anmutigen Erscheinung ein gewisses gutmütig schalkhaftes Wesen jeden Beschauer. Dame Müller schien neben dieser warmen, konkreten Natur ein abstrakter Begriff. Sie war Blondine, und zwar von der langen, hagern, starkknochigen Art; dabei eine Belesene und Denkerin und hatte sich mit aller Energie ihres Wesens auf die zarte Weiblichkeit geworfen. Magister Kauderer — du wunderst dich, daß ich bei diesen Nebenpersonen meiner Geschichte mit Vorliebe weile und über die Hauptpersonen und Hauptumstände desto schneller hinweggleite. Dir wird's begreiflich werden, wenn ich dir sage, daß ich alle Aufregung sorgfältig vermeiden muß; weshalb ich, wie du siehst, meinen Puls beständig unter den prüfenden Fingern habe. So laß mich denn nur noch andeuten, wie Madame Flötenspiel mich mit gleichsam taxierendem Blick überschaute; wie Magister Kauderer, Madame Müller und ihre Töchter uns verließen, und ich mich stellte, als käme ich eben zur Besinnung; wie ich heimkehren wollte; wie Madame Flötenspiel die Angel ihrer Blicke in meine Augen einzusenken begann, indem sie mich versicherte, ich sähe einem Freunde ähnlich, der ihr Herz durch Untreue

gebrochen hätte, und mich mit Sirenentönen fragte, ob auch ich solcher That fähig wäre; wie sie in der Wärme der Unterhaltung sich neben mich aufs Sofa setzte, mir schalkhaft in die Augen sah, ob ich, wie sie sagte, sie ehrlich ansehen könnte; wie sie den einen Arm um meinen Hals legte, damit ich nicht durch Wendung meines Gesichts aus dem Examen liefe; wie sie dazwischen possierliche Streiche trieb, und das alles ihr so natürlich und anmutig stand, daß mir heißer und immer heißer zu Mute ward, und ich fühlte, daß meine Besinnung zum zweitenmal im Schmelzen begriffen sei, als, ein rettender Engel, Herr Flötenspiel eintrat; wie ich, um es möglichst kurz zu machen, endlich für die Aufnahme dankend mich empfahl und, nur auf das Versprechen baldigen Besuches entlassen, den herbeigerufenen Fiaker bestieg. Der Schrecken, die Angst um die geliebte Gestalt hatten ein Unwohlsein zur Folge. Vierzehn Tage mußt ich das Bett hüten. Madame Flötenspiel zeigte ihre Teilnahme durch öftere Nachfragen nach meinem Befinden, über alle Schmerzen aber und selbst über die Langeweile erhob mich das Bewußtsein des Dienstes, den ich jenem Wesen geleistet hatte, das ich mehr liebte als mich; und nur die Sorge, wie auf sie der Schreck jener Stunde gewirkt haben möchte, konnte der Freudigkeit zuweilen Abbruch thun, von der ich mein ganzes Innere erhellt und erwärmt fühlte. —"

Hier untersuchte er seinen Puls. Da er ihn zu bewegt fand, machte er abermals eine Pause. Ich aber nahm das zweite Blatt der indischen Geschichte und las:

Nun trug es sich zu, daß Galava, als er hinlänglich unterrichtet war, seinen Lehrer, den weisen Jamadagni, anging, ihm zu sagen, durch welches Geschenk er seine Dankbarkeit gegen ihn an den Tag legen könnte. Jamadagni entgegnete ihm, er verlange nichts. Galava wiederholte seine Bitte, Jamadagni seine Antwort. Da ging Jamadagni hinweg, weil er nicht mehr antworten mochte, aber Galava folgte ihm und ließ nicht ab zu bitten. Und Jamadagni verließ seine Einsiedelei und seine Säule und floh vor ihm von einem Ende der Welt zum andern, aber Galava verfolgte ihn unermüdlich mit seinen Bitten. Da ward der weise Lehrer zornig, daß ihm der Bart zitterte. Wohlan schrie er, du Lästigster unter allen Menschen, so schaffe mir denn sechshundert Pferde, alle weiß am ganzen Leibe bis auf das rechte Ohr, das schwarz sein muß.

Galava ging in seine Einsiedelei und betrachtete hundert Jahre lang seinen Nabel und büßte, um sich auf seine Reise vorzubereiten. Dann begab er sich mit Urvasi, die Indra ihm geschenkt hatte, auf den Weg. Er durchzog die ganze Welt; zuerst aber kam er zu dem Könige Pururavas, der zweihundert von den Pferden besaß, die Jamadagni von ihm

verlangt hatte. Diesem gab er Urvasi zur Frau und erhielt, da die Nymphe dem König eine Tochter geboren hatte, die zweihundert Rosse von ihm zum Geschenk. Drauf entwich er mit Urvasi, die die Gabe hatte, daß sie ewig Jungfrau blieb, nach Persien zu dem Geisterfürsten Asumani und vermählte ihm die Nymphe. Da diese dem Geisterfürsten eine Tochter geboren hatte, erhielt er auch von diesem die zweihundert Rosse, die er von jener Art besaß, wie der weise Jamadagni sie verlangte. Nun waren noch zweihundert solcher Tiere auf der Welt; sie besaß an der westlichen Grenze der Welt ein Held und Fürst, der von seinen Landesgenossen Herr Dietrich von Berne genannt war. Von diesem erhielt er sie auf gleiche Weise, wie er die andern von Pururavas und dem Geisterkönig Asumani erhalten hatte. Nun brachte er die Rosse nebst der schönen Urvasi zu Jamadagni und schenkte ihm beides, die Rosse und das Mädchen. Urvasi gebar aber von dem Weisen ihre vierte Tochter, dann gab sie Jamadagni dem Galava und Galava dem Indra wieder zurück. —

Das war es, was auf dem zweiten Blatte gedruckt stand. Wie ich das dritte beginnen wollte, hatte er sich wieder erholt und fuhr folgendermaßen in seiner Erzählung fort:

„Der Schützenhausgarten war angefüllt mit geputzten Figuren. Nur an einem Tischchen war noch Platz für mich. Der mir zunächstsitzende Herr wandte mir das Gesicht zu; es war Herr Flötenspiel. Er grüßte mich mit der süßsauern Miene, die ihm eigen zu sein schien, griff sodann nach dem Glase, das der Kellner mir eben gebracht hatte, trank und sagte ganz ruhig: Das ist wohl das Ihre? Mein Arzt hat mir das Bier verboten; nun passiert mir immer, daß ich in der Vergessenheit ein Glas, das in meiner Nähe steht, für das meine ansehe, indem ich denke, ich hätte mir welches geben lassen. Ich würde Bier trinken dürfen, wie sonst, fuhr er fort, wenn ich nicht geheiratet hätte. Jeden Christenmenschen sollte man vor dem Heiraten warnen. Aber sehen Sie, das kommt davon: ich kann's meiner Frau nicht wehren, daß sie Geld von ihrem Vermögen ausgiebt, und mehr ausgiebt, als mir lieb ist, denn das hat sie sich, wie noch manches andere, wie wir uns heirateten, schriftlich ausbedungen. Sie ist täglich, wo etwas los ist; es mag nun Wohlthätigkeit getanzt werden oder auch nur ein simples Gelärm von einem Gartenkonzert sein. Nun kann ich nicht zu Hause bleiben; ich sehe innerlich, wie sie Groschen vor Groschen hinwirft, da duldet's mich nicht mehr zu Hause. Nun gehe ich in denselben Garten und setze mich, wenn es möglich ist, an einen Tisch, dem ihrigen gegenüber. Da ist's denn nun meine ganze Unterhaltung, mich zu ärgern. Kein Kind, kein Dienstmädchen kann das unglückliche Weib sehen, ohne

daß es ihnen die Backen voll Kuchen stopft, und wenn nun solch ein ausgehungertes Gesicht von Betteljungen so recht ins Zeug hineinbeißt, kann sie sich vor Freude kaum lassen, und ich geschlagner Mann sitze nun da und zähle Groschen um Groschen nach, und mit jedem Groschen setzt mir der Wurm einen Zahn in den Magen.

Als er so gesprochen hatte, seufzte er tief auf, trank mit einem Zuge mein Glas vollends leer und sagte trocken: Das ist wohl das Ihre?

Flötenspiel, sagte sein Visavis, erzählt uns doch einmal den Siebenjährigen Krieg. Aber erst schaut einmal dort hinüber, wie dem kleinen Veilchenhändler der Kuchen schmeckt, den eure Frau ihm bissenweise in den Mund schiebt und sich tot lachen will, wenn der Kleine den Mund schon für den zweiten Bissen begehrlich öffnet, eh' der erste noch hinunter ist.

Herr Flötenspiel seufzte auf und drückte sein Taschentuch krampfhaft in der Hand zusammen.

Beruhigt euch, sagte ein anderer, und alle zusammen: Erzählt uns den Siebenjährigen Krieg.

Mir ist's gerade nicht so, entgegnete Herr Flötenspiel; weil ihr's aber haben wollt, so kann's geschehn. Mein Vater war ein eigensinniger Mann; alles und jedes mußte an seinem Platze sein, und alles und jedes mußte zu seiner Zeit geschehn — das ist wohl das Ihre? — Gott hab ihn selig, denn er lebte damals noch und hat uns Kindern den Siebenjährigen Krieg so oft erzählt, daß wir ihn auswendig wissen. Der Siebenjährige Krieg war aber so:

Die Geschichte vom Siebenjährigen Kriege.

Es war schon ziemlich weit hin, erzählte mein Vater; ich und eure Mutter waren noch auf. Damals nämlich wurde nicht so viel geschlafen, wie jetzt, denn die Butter kostete einen Thaler und acht Groschen, und das Fleisch war gar nicht zu bezahlen. Lichte und Öl waren nicht wohlfeiler, drum saßen wir im Dunkeln oder auch eigentlich nicht im Dunkeln, denn der volle Mond hing in die Stube herein wie ein Kürbis. Mein Vater war ein eigensinniger Mann; alles und jedes mußte an seinem Platze sein, und alles und jedes mußte zu seiner Zeit geschehn. — Das ist wohl das Ihre?

Wie gesagt, es war schon spät, als mein Vater und meine Mutter noch aufsaßen. Sonst hatte er abends gewöhnlich in der Bibel gelesen, aber seine Augen wurden mit jedem Tag älter, und alles war teuer. Da sprachen sie nun von dem und dem und von diesem und jenem; jetzt fiel meinem Vater etwas ein, dann meiner Mutter. Manchmal sangen sie auch ein Kirchenlied, denn meine Mutter hatte eine schöne Stimme, und Öl und Lichte kosteten noch einmal so viel, als sonst. Der

Pfarrer aber war klug genug. Damit er das Geleucht ersparte, kam er abends bald zu dem, bald zu dem, und man mußte ihm noch obendrein Papier geben, worauf er dann mit Bleistift, wie er sagte, etwas aufschrieb, was ihm eingefallen war. Denn wenn der Pfarrer abends zum Besuche kam, konnte man ihn nicht im Finstern sitzen lassen. Und so machte er seine Predigten, und die guten Narren mußten ihn in Licht und Papier dabei frei halten. Mein Vater aber war ein eigensinniger Mann; alles und jedes mußte an seinem Platze sein, und alles und jedes mußte zu seiner Zeit geschehn. — Das ist wohl das Ihre?

Weil nun, wie gesagt, der Pfarrer diesen Abend nicht bei meinen Eltern war, so sangen sie noch: Nun ruhen alle Wälder, machten die Laden zu und dann die Thür und legten sich in Gottes Namen zur Ruhe. Es gab damals viele Leute, die nicht so ruhig schliefen, wie meine Eltern, denn die Butter kostete einen Thaler und acht Groschen, und das Fleisch war nicht zu bezahlen; und der Hunger ist ein unbequemer Bettgenosse, er dreht sich im leeren Magen hin und her, wie einer, der nicht schlafen kann, und wer ihn im Leibe hat, dem geht's nicht besser. Meine Eltern aber, Gott habe sie selig, schliefen, bis sie aufwachten, und da war die Nacht vorbei, und es war Tag. Denn mein Vater war ein eigensinniger Mann; alles und jedes mußte an seinem Platze sein, und alles und jedes mußte zu seiner Zeit geschehn. — Das ist wohl das Ihre?

Nun trank er früh im Bette gern einen Kümmel. Diesmal aber wußte er nicht, sollte er's thun, oder sollte er's nicht thun. Denn es war alles teuer; die Butter kostete einen Thaler und acht Groschen, und das Fleisch war nicht zu bezahlen. Endlich aber dachte er: Gestern war der Pfarrer nicht da, und du hast Geleucht und Papier zu seiner Predigt erspart. So, dachte er, kannst du in Gottes Namen einen trinken. Meine Mutter war schon auf: ehe sie noch ihr Halstuch umthat, ging sie gewöhnlich an den Schrank, worin die Flasche stand. Dasmal aber wurde meinem Vater sein Kümmel verkümmelt. Draußen ging's auf einmal los, als sollte die Welt untergehn. Pferde trabten vorbei. Das wieherte und trompetete und rasselte und fluchte und sakramentierte dermaßen durcheinander, daß mein Vater mit gleichen Beinen in die Hosen fuhr. Er war ein beherzter Mann, aber es war ihm nicht einerlei, wie er den Laden aufmachte, um zu sehen, was es gebe. Und das geschah nicht nur bei meinen Eltern, sondern in allen Häusern war Angst und Schrecken. Draußen aber war der Siebenjährige Krieg. — Sehen Sie, das war der Siebenjährige Krieg, und ist kein Wort davon oder dazu, denn mein Vater war ein eigensinniger Mann.

Alles und jedes mußte an seinem Platze sein, und alles und jedes mußte zu seiner Zeit geschehn. — Das ist wohl das Ihre?

Nachdem Herr Flötenspiel seiner schönen Erzählung halber belobt worden war, forderte man ihn auf, noch etwas Belehrendes der Art zum besten zu geben. Er aber deutete auf seine Frau, die eben aufbrach, und sagte: Sehen sie, lieben Freunde, nun wird sich wo anders geärgert. Gott behüte einen Christenmenschen vor dem Heiraten. Ich habe ihr sechzehn Groschen Courant nachgerechnet, die sie hier unnötigerweise für Kuchen — sehen Sie, sie hat ein Stück liegen lassen; ehe die Kellner abräumen — Diener von Ihnen!

Der Tisch, den Madame Flötenspiel und ihre Gesellschaft inne gehabt hatte, wurde alsbald von einer andern eingenommen. Ein ältlicher dicker Herr und zwei junge Damen, die eine von überaus edler Gestalt, nahmen an ihm Platz. Die Damen saßen von mir abgewandt und unterhielten sich; die kleinere zeigte große Lebendigkeit und schien die Kosten des Gespräches fast allein zu tragen. Der Herr senkte wie in stiller Beschaulichkeit sein Antlitz nach vorn und hielt seine Augen unverwandt auf den untersten goldnen Knopf des feinen blauen Fracks geheftet, der über Nankingbeinkleidern zugeknöpft seinen stattlichen Leib umgab. Augen, Nase und Mund waren von so bedeutender Größe, daß das ganze Gesicht eben nur aus Augen, Nase und Mund zu bestehen schien; den träumerischen und doch scharfen Ausdruck seiner Augen verstärkten noch um ein Großes die starken, langhaarigen schwarzgrauen Brauen, die über sie herabhingen, wie Gras und Flechten aus dem alten Gesteine gewachsen, über die hohlen Fenster einer Ruine.

Jetzt wandte sich die edle Gestalt — ihr Auge glitt über mich hin — sie war's, der Engel des Herrn Fintlein, die Sängerin, die von mir Gerettete! Sie wandte sich mit ungewöhnlicher Lebhaftigkeit an den dicken Herrn, dem sie zu erzählen schien, indem sie zuweilen herübersah zu mir. Der dicke Herr erhob sich und kam mit vornehmer Freundlichkeit auf mich zu.

Entschuldigen Sie — meine Tochter sagt mir soeben, in Ihnen erkenne sie den Retter aus Lebensgefahr, den uns alle angewandte Mühe bisher nicht auffinden ließ. Darf ich? unterbrach er sich selbst, indem er eine kostbare goldne Dose präsentierte. Es war mir äußerst unangenehm, fuhr er dann fort; denn ich bleibe nicht gern schuldig — mein Name ist Jammerdegen. Ich bin, wie Sie wohl gehört haben werden, Buchhändler, Buchdruckereibesitzer, Stadtrat, Kirchenvorsteher, Ersatzmann beim Landtage und dergleichen — kommen Sie doch mit herüber. Sie heißen?

Ich nannte meinen Namen und folgte ihm pochenden Herzens. Es ist wahrlich nichts Kleines, auf einmal mit allen seinen Unvollkommenheiten vor der zu stehn, um deren Heiligenbild man einen Himmel gebaut hat von geträumten Herrlichkeiten, und nun einem solchem Blicke begegnen zu müssen, vor dessen Klarheit alles Geckische, alles Verwirrte, Düstere, Unganze in uns abfällt und wir mit Schrecken sehen, wie arm wir sind, und daß nun eigentlich gar nichts in uns stehn bleibt, was ihr gefallen könnte, der zu gefallen der einzige Wunsch unsers Lebens ist. Und doch lag in diesem Blick eine Milde, ein Versöhnendes, Friedengebendes, ein — da haben wir's; mein Puls läutet wieder einmal Fiebersturm."

Er ging auf und ab, um sich zu beruhigen; derweile nahm ich das dritte Blatt der indischen Geschichte und las:

Die vier Töchter der Urvasi wuchsen auf und wurden der Mutter gleich an Schönheit und Anmut, sodaß jede in dem Lande ihres Vaters für das Schönste galt, was je ein Auge gesehen. Urvasi, die gern einmal ihrer sich erfreuen wollte, bat Indra, diesen Wunsch ihr zu gewähren. Da schickte Indra seine Gandharvas ab, die sie während der Nacht von ihrem Lager holten und sie zu Urvasi brachten, ohne daß die Schlummernden gewahr wurden, was mit ihnen vorging. So sehr sie beim Erwachen staunten, sich an einem ihnen fremden Orte zu befinden, so gewannen sie sich bald lieb, und gewannen sich so lieb, daß sie sich nie wieder trennen wollten. Auf Urvasis Bitten wies Indra den Prinzessinnen einen der herrlichen Haine von Gandhamadana zum Aufenthalt an. Dort freuten sie sich in ewiger Jugend der heitern Gegenwart und ihrer Liebe. Jetzt erquickten sie die schmachtenden Lotosblätter ihrer Glieder in den krystallnen Fluten der Mandakini, und es kamen die goldgelben Schwäne herbei, schmiegten sich liebkosend unter sie und trugen sie wie lebendige Kähne am schattigen Ufer dahin; wenn sie schlummerten, fächelten sie unzählige weiße Pfauen mit ihren stolzen Schweifen und der süße Kokila wiegte sie ein und weckte sie wieder mit seinen schönsten Liedern. Und sie liebten sich so, daß sie umarmt gingen, umarmt saßen und umarmt schliefen. Und ließen sich ihre Hände im Schlummer, so schraken sie auf und faßten sich von neuem.

Eines Tages erwachten die drei ältesten eher als die jüngste, und weil diese so sanft schlummerte, blieben sie ruhig neben ihr liegen, damit sie sie nicht weckten. Da sagte die älteste zu den beiden andern: Sehet doch, Geliebte, welch seltsamer Hügel unter den dichten, schattenreichen Ästen des breiten Jambu dort!

Es sind Zellen der weißen Ameise, sagte die zweite, und aus den Zellen ist Kusagras gewachsen und buntfarbiges Moos.

Was aber, sagte die erste wieder, mag den Glanz verursachen, der aus dem Hügel durch die beiden Öffnungen dringt, die nebeneinander stehen wie zwei Schwestersterne?

Gewiß, sagte die dritte, sind es zwei edle Steine; wollt ihr, so graben wir sie aus.

Da die jüngste eben erwachte, so begaben sie sich zu dem Hügel der weißen Ameisen; jede der drei ältesten brach einen Kusahalm ab und fuhr damit in eine der beiden Öffnungen. Kaum aber hatten sie die Halme eingesenkt, als Blut aus den Öffnungen drang. Da erschraken die Mädchen, daß ihre Haut erstarrte und ihre Antilopenherzen zitterten.

Es war aber Cyavana, der Sohn Bhrigus, des Sohnes Brahma, der gewaltigste aller Weisen, der über himmlischen Dingen brütend, seinen Nabel also tiefsinnend beschaute, daß ihn die weißen Ameisen mit ihren Nestern überbaut hatten. Aus einigen der verwitterten Nester war Gras und Moos gewachsen. Urvasi, die eben daher kam, als ihre ältesten Töchter den Weisen mit Kusahalmen in die Augen stachen, fürchtete die Rache des Gewaltigen und bat Indra, er möchte die drei in die entfernteste Weltgegend entrücken. Indra gewährte ihr die Bitte und entrückte sie samt dem Haine von Gandhamadana in den fernsten Westen der Welt. Aber der weise Cyavana erhob sich und schüttelte im Zorn seine Glieder, daß die Ameisen von seinem Leibe weithin in die Lüfte stoben. Seitdem findet man die Ameisen in aller Welt. Und Cyavana fluchte den Mädchen und dem Lande, das sie aufnahm, und sprach: So soll Flachheit Land und Volk strafen, wohin ihr floht vor meinem Zorn. Einander nahe, seid ewig getrennt. Nur dann endet die Kraft meines Fluches, wenn — hier fiel der erzürnte Weise in eine fremde Sprache. Folgendes sind die Worte, die er sprach, und die bis jetzt kein Brahmane enträtselt hat. (Hier stehen, merkt der Übersetzer an, in Sanskritlettern folgende deutsche Worte: Wenn, wo ihr lebt, ein reicher Buchhändler einst einem berühmten Autor den Verlag eines seiner Werke und zugleich seine einzige Tochter selbst zum Weibe anbietet.) Urvasi, so fährt das Manuskript fort, Urvasi, die das Schreckliche vernommen hatte und Schrecklicheres noch befürchtete, fiel ihm zu Füßen und richtete die unwiderstehlichen Blicke ihrer Lotosaugen bittend auf ihn. Als die Nymphe so in dem ganzen verführerischen Glanze ihrer Reize vor ihm lag, begann sein Mund zu stammeln, seine Augen gruben sich ein in ihre Schönheit wie zwei lüsterne Bienen ins Schattiginnerste der Mangoblume, und er vermochte nicht, ihnen zu wehren. Da floh er in eine Einsiedelei, und es währte hundert Jahre der Selbstbeschauung und Buße, bis seine Brust wieder so ruhig atmete, daß er die Worte seines Fluches fortsprechen konnte. Aber von seinem

Feuer glimmten nun auch nur die Kohlen noch. Und er sprach: Barmherzigkeit will ich üben um deiner Schönheit willen, wo ich das Schwert des Rechtes gezückt in meinen Händen führe. Euch sei das Süßeste, was Menschen und Götter kennen, die der Beschaulichkeit nicht leben, euch sei die Lieblichkeit der Liebe ein Trost. Doch jede von euch soll dem, den sie erkiest, eine Bedingung auflegen, die — der Weise schien noch viel zu sprechen, aber er murmelte, schon wieder in die Betrachtung seines Nabels sich vertiefend, so leise, daß der Bart die Worte fraß, und das Ohr der Weltgeschichte vergeblich lauschte. —

Das war es, was auf den drei Blättern stand; mithin war ich am Ende der Geschichte von der Erschaffung der Nymphe Urvasi, von den sechshundert weißen Pferden, jedes mit einem schwarzen Ohr, und von dem Fluche des heiligen Weisen Cyavana. —

Er fuhr fort in der Erzählung der Liebesgeschichte: Zu stille Liebe. „Was soll ich zu meinem Schmerze jedes Wort wiederholen, das wir wechselten, während Herr Jammerdegen in tiefer Beschaulichkeit den untersten der fünf goldnen Knöpfe betrachtete; was soll ich die Schneide meiner Sehnsucht schärfen durch die Aufzählung und Schilderung der Blicke, die bald Boten wurden eines süßen Verständnisses! Dir genügt zu wissen, daß wir uns öfter sahen, daß wir beide wußten, daß wir uns liebten, ohne daß ein Wort dies Verhältnis je berührt hätte. Das Kind eines Buchhalters von Herrn Jammerdegen, ein wunderschöner Knabe, den Fides stets um sich hatte, war das Mittelwesen, in dem wir uns körperlich berührten. Es starb. Ein Lied, wenn man einen solchen kunstlosen Erguß Lied nennen mag, das ich zu jener Zeit aufschrieb, mag dir die Sache erklären. Späterhin hab ich ihm den Namen gegeben:

Zu stille Liebe.

Ein Dämmerlied.

Zwei liebten sich und wollten's sich nicht sagen.
Sie küßten sich auf eines Kindes Munde,
Beschauten sich nur durch des Kindes Augen
Und sprachen sich nur durch den Mund des Kindes.
Da starb das Kind. Nun konnten sie nicht sprechen,
Nicht sehen mehr und auch nicht mehr sich küssen.
Da haben sie sich ganz in sich gezogen,
Und immer fremder sind sie sich geworden,
Und haben immer heißer sich geliebet,
Nach Kuß und Blick gesehnt und süßer Rede.
Und sind am End' vor Sehnsucht gar gestorben.

So standen die Sachen, als eines Tages auf dem Augustusplatze ein Freund mir begegnete, der mit wichtigem Blick mich fragte, ob ich

eine Neuigkeit wissen wollte. Weißt du denn, daß Jammerdegens Fides heiratet?

Soll ich das Chaos von Schrecken, Schmerz, Wahnsinn noch einmal fühlen, indem ich dir erzähle, wie mir bei diesen Worten zu Mute ward? Der Freund schien meinen Zustand nicht zu bemerken und fuhr fort: Alle Welt wundert sich, daß das schöne, reiche Mädchen solch einen verlebten, kranken Häßlichen heiraten will. Aber die Krankheit und die Häßlichkeit des Patrons ist es eben, was sie ihm gewonnen hat. Weil sie ganz anders ist wie die andern, ist sie allen ein Rätsel. Können sie doch schon nicht begreifen, wie sie, die nicht etwa eine Kopfhängerin oder ein überzartes Leipziger Wesen, sondern ein lebenskräftiges und gesundes Mädchen ist, nicht an Bällen und dergleichen Vergnügen findet und sich nur wohl befindet, wo sie helfen kann, unter Armen und Kranken — von denen auch du einer bist. Dazu kommt noch, daß der unermeßlich reiche Bräutigam ihr eine sehr bedeutende Summe jährlich zur Disposition zu stellen versprochen hat, wenn sie ihn heirate, mit deren Hilfe sie ihren Trieb zum Wohlthun leichter befriedigen kann.

Der Freund verließ mich. Ein Frost schüttelte mich, ich fühlte den Tod in allen meinen Gliedern. Ich wußte, daß, was der Freund mir erzählt hatte, nur ein lügenhaftes Gerücht sein konnte; dennoch wurde mir immer fieberischer. So ging ich denn in die Walderichsche Restauration, die, wie du weißt, in der Dresdner Straße, der Post gegenüber, liegt, um Zerstreuung und Erwärmung in einem Glase Punsch zu suchen, eine Hoffnung, die kurz vor mir drei junge Männer hereingeführt hatte, die, wie du bald hören wirst, an demselben Übel litten wie ich.

Ich kann's nicht begreifen, sagte Herr Walderich, wie man solche Dummheiten nachreden kann, die irgend ein loser Vogel ersonnen hat, einem Albernen etwas aufzubinden. Zweierlei kann mich zum unbändigsten Zorn reizen, nämlich wenn einer mir zeigt, daß er mich für schlecht, oder daß er mich für dumm hält.

Ich sage Ihnen, entgegnete einer von den Gästen, die ganze Stadt ist voll von den drei Dingen. Erstlich einmal soll sich am letzten Freitag im Februar auf dem Schneckenberg ein herrliches Schloß haben sehen lassen.

Ein langer Seufzer unterbrach den Sprechenden. Er kam von einem Tische, an dem drei junge Männer saßen.

Zum zweiten, fuhr jener fort, logiert im Hotel de Baviere gegenwärtig eine Dame von unendlichen Reichtümern, die anstatt eines Kopfes, wie es bei lebendigen Menschen üblich ist, einen Totenkopf auf dem Halse trägt.

Wieder erscholl von jenem Tische her ein Seufzer.

Die dritte Merkwürdigkeit endlich ist, daß aller acht Tage im Härtelschen Palais bei Nacht eine wundersam fremdartige Musik sich hören läßt, ohne daß ein lebendiger Mensch drinnen sich aufhält.

Ein dritter Seufzer erklang von dem Tische, an dem die drei jungen Männer saßen, und lenkte alle Blicke dahin. Es waren drei blasse Gesichter; das eine zeichnete ein außerordentlich langes Haar, das zweite ein schwarzes Pflaster auf der linken Wange, das dritte ein starker Knebelbart aus. Auf jedem der drei Gesichter stand in deutlichen Lettern das verlorene Lebensglück zu lesen. Keiner sprach eher ein Wort, als da die andern Gäste, im Schachspiel vertieft, sie nicht mehr zu gewahren schienen. Da mich die drei ungemein interessierten, und ich in der Stimmung, in die mich des Freundes Mitteilung versetzt hatte, mich vor dem tête-à-tête mit mir selbst fürchtete, so ließ ich eine Bowle Punsch bringen und bat jene, meine Gäste zu sein. Ich erfuhr nun, daß sie drei Litteraten waren, der Langhaarige gab sich daneben mit dem Sanskrit ab, der mit dem Pflaster hatte sich auf das Altdeutsche und auf die politische Poesie geworfen, der Litteratus mit dem Knebelbarte endlich übersetzte persische Lieder ins Deutsche.

Wir wurden bei jedem Glase bekannter. Endlich sagte ich, indem ich das meine erhob: Was wir wünschen! Alle drei seufzten auf, wie vorhin bei der Erzählung von den drei Gerüchten. Da der Langhaarige meine Verwunderung bemerkte, sagte er: Sie wundern sich über den Eindruck, den das Wort Wünsche auf mich gemacht hat; wollen Sie die Erzählung meiner Schicksale anhören, werden Sie ihn begreiflich finden. Er erzählte:

Geschichte des ersten Litteraten.

In meinem siebzehnten Jahre, begann der erste Litterat seine Geschichte, in meinem siebzehnten Jahre war ich Laufbursche bei dem Schuhmachermeister Fintlein in der kleinen Fleischergasse. Ich fühlte auf das lebendigste in mir, daß ich zu andern Dingen bestimmt sei, als zum Wasserholen, Stiefelwichsen und was damals noch sonst meines Amtes war. Da ich nun dies alles mit Widerwillen trieb, so ist es kein Wunder, daß es oft nicht zu meinem Lobe ausfiel, und ich böser Worte genug vernehmen mußte, was meinen Widerwillen nur wieder verstärkte. Das einzige, was in jenen Tagen trauriger Knechtschaft mich erhielt, war ein Freundschaftsbund, den ich mit zwei gleichgeplagten Wesen gestiftet hatte. Der eine, ein schlanker, zarter Junge, war dem Schneidermeister Heidermann eine Treppe tiefer das, was ich eine Treppe höher Herrn Fintlein war. Der andre, der Pflegesohn einer gewissen Madame Müller, ein blonder Krauskopf mit treuherzig blauen Augen

und roten Backen, wohnte uns gegenüber. Wir wußten uns auf unsern Berufswegen zu begegnen; da ging denn die eine Hälfte des halben Stündchens, das wir zu erübrigen wußten, mit Klagen über die Gegenwart, die andre Hälfte mit Träumen in die Zukunft hin. So saßen wir einst, während unsre Tyrannen uns im Schweiße unsers Angesichts glaubten, ganz gemütlich beisammen. Einige noch unbesetzte Buden und unausgepackte Kisten, denn es war gerade die Ostermesse, verbargen uns vor jedem Späherauge, das unsre Muße unsern Tyrannen hätte verraten können. Wir saßen auf unsern Holzpantoffeln zu ebner Erde und schauten träumend in das helle Frühlingsgewölk hinein, das eilend über uns dahinzog.

Endlich sagte ich: Wißt ihr, was ich eigentlich werden möchte? Ein schwedischer General! Da dürfte mich Herr Fintlein nicht um jede Kleinigkeit aushunzen, und wenn ich Semmeln holte, ginge ich in Uniform; wie würde der dicke Bäcker dann Respekt bekommen, und Madame Nauplius, die hübsche junge Fleischerin an der Ecke, was würde die für Augen machen!

Hier unterbrach den Litteraten mit dem langen Haare der Litterat mit dem Pflaster, und seine Stimme zitterte vor Freude: Der schlanke Schneiderjunge hatte seine Augen fest auf das große Haus gerichtet, das ihm gegenüberstand. Wenn ich das große Haus hätte, sagte er, brauchten wir nicht mehr auf offner Straße zusammenzukommen, wo einer unsrer Tyrannen uns doch einmal finden kann. Das schönste Zimmer behielten wir dazu; das übrige würde vermietet und dafür Pfefferkuchen gegessen.

Der Litteratus mit dem Knebelbarte stand auf und sprach in großer Bewegung: Der kleine blonde Krauskopf aber sagte: Wer ein Pascha von drei Roßschweifen wäre! Dann weinte ich nicht mehr, wenn ich betteln muß, sondern zöge meinen türkischen Säbel heraus. Wie würde mich dann Madame Müller loben, brächte ich nicht bloß schlechte Pfennige nach Hause.

Noch nicht ausgesprochen hatte der dritte Litteratus, als sich alle drei lachend und weinend in den Armen lagen.

Hundert Fragen flogen hin und her. Erzähle du nun fort, sagte der zweite Litteratus, dann melden auch wir nach der Reihe unsre Abenteuer; auf diese Weise erfahren wir in kürzerer Zeit und in besserer Ordnung, wie es jedem ging, und wie es ihm noch geht, als durch verwirrendes Hin- und Herfragen.

So fuhr denn der erste Litteratus in seiner Geschichte fort: Wir träumten, sagte er, und träumten; darüber verging Stunde um Stunde, und die einbrechende Nacht erinnerte uns zu spät an das Nachhause-

geben. Wir stoben auseinander und haben einander nicht wiedergesehen, bis wir uns so unerwartet wiedergefunden haben. Wie ich nach Hause kam, blieb Meister Fintlein ruhig auf seiner Brücke sitzen und sah sich nicht einmal nach mir um, sondern zeigte jene schreckliche Ruhe, die einem Gewittersturm voranzugehn pflegt. Ein alter verabschiedeter preußischer Korporal, der ihn jeden Abend zu besuchen pflegte, saß ihm gegenüber und dampfte aus einem thönernen Pfeifenstück, das er, wenn er einige Züge gethan hatte, vor sich hin hielt, indem er es nachdenklich zu betrachten schien. Endlich bewegte er nach alter Leute Art erst wie sprechend den Mund, ehe er begann: Ich weiß nicht, Monsieur Fintlein, ob Sie die Geschichte wissen vom alten Fritzen, die sich im Anfang des Siebenjährigen Krieges zugetragen hat? Herr Fintlein verneinte.

Ja seht ihr, sagte der alte Soldat, der alte Fritz hatte einen Blick in seinen Augen, der desperat war. Wenn er einen armen Sünder nur ansah, so fiel der in die Kniee und gestand alles, was er auf seinem Gewissen hatte. Wenn er diesen Blick nicht hatte, war er in der Schlacht bei Lowositz verloren. Da sieht er sich einmal per Zufall um, und was sieht er? Einen österreichischen Grenadier sieht er ganz in der Nähe, der die Flinte auf ihn angeschlagen hat und eben losschießen will. Da denkt der alte Fritz, wenn der losschießt, so ist der Siebenjährige Krieg in den vier ersten Wochen zu Ende. Was thut nun der alte Fritz? Der alte Fritz sieht den Kerl mit seinem desperaten Blick an, sodaß der hinfällt vor ihm, die Flinte wegwirft und anfängt, alle seine Sünden zu gestehen, die er in seinem Leben begangen hat. Aber der alte Fritz lachte sich ins Fäustchen, daß das Ding so gut abgelaufen war, und ritt davon.

Meister Fintlein lachte ärger als der alte Fritz und konnte sich gar nicht wieder zufrieden geben. Der Korporal aber, der nicht sicherer zu beleidigen war, als wenn man über seine Geschichten lachte, stieg von seinem Stuhle auf und ging mit einem kirschroten Gesichte umher, indem er leise vor sich hinfluchte. Ein böses Ungefähr, wenigstens hielt ich es damals dafür, ein böses Ungefähr wollte, daß er in dieser Stimmung meiner ansichtig wurde. Ich saß in einer Ecke und spann Hanf. Er trat vor mich hin, wichste seinen grauen Schnauzbart und schnauzte mich an: Willst du auch solch ein Schuster, solch ein Monsieur Pechvogel werden?

Nein, Herr Korporal, sagte ich in Angst; ich will kein Schuster werden, aber ein General will ich werden.

Was? schrie der alte Soldat, froh, eine Kreatur gefunden zu haben, an der er seinen Zorn auslassen konnte. Ich hab's nicht weiter ge-

bracht, als bis zum Korporal, und solch ein Esel von Schusterjungen will General werden? Und solch ein Monsieur Fintlein will mir meine Geschichten verbetestieren?

Damit zog er mich mit der Kraft eines alten Löwen hinter meinem Spinnrade vor, warf mich über einen Schemel und bearbeitete mich mit seinem alten Korporalstock auf das beste.

Herr Fintlein aber geriet aus seinem Lachen plötzlich in gleichen Zorn. Solch ein Korporalstecken will dem Fintlein eins aufstecken? Wer's aber nicht ruhig einsteckt, das will ich ihm stecken! So schrie Herr Fintlein und — schlug mit dem Korporal um die Wette auf mich los.

Ich habe andern Leuten meine Geschichten erzählt; dem General Möllendorf habe ich meine Geschichte erzählt. Weiß er das?

Dieser Junge ist dazu da, daß ich ihn prügle; es hat niemand anders meinen Jungen zu prügeln. Ich bin selbst alt genug, meinen Jungen zu prügeln. Weiß er das?

So wurden die beiden, indem sie sich zankten, immer heftiger, und ich Unglücklicher konnte an einem gewissen Teile meines Leibes ihre zunehmende Hitze gradweise messen. Lange ertrug ich's mit heldenmäßiger Fassung, endlich aber riß ich mich los und rannte vor Schmerz und Wut laut weinend davon.

Wo und wie lange ich nun, von Schmerz, Scham und Wut betäubt, herumgelaufen sein mag, das weiß Gott. Die Besinnung kam mir wieder in der Gegend des Café français, als ich mich vergebens fragte, ob ich wachte oder ob ich träumte. Denn vor mir lag statt des Schneckenberges ein herrliches Schloß, rotglühend, wie aus einem einzigen Rubin geschnitten. Und rings um das Schloß wiegten riesige Bäume ihre seltsam geformten Blätter in sommerwarmer, von den süßesten Düften träufender Luft. Große, rote Blumen, wie ich hernach erfuhr, Lotosblumen, winkten aus dem smaragdenen Grün wie halbgeöffnete, küssedurstige Mädchenmünde. Ohne zu wissen, was ich that, schritt ich immer weiter in diese Herrlichkeit hinein. Jetzt dehnte sich, zitternd im Mondenschein, unübersehbar vor mir ein blinkender See, von weißen und goldgelben Schwänen berudert. Drin spiegelte sich das rubinrote Schloß und die schlanken Palmen mit den tausend und abertausend Pfauen, deren Flügelschlag die lauen Lüfte sanft kühlend bewegte. Der See hatte seinen Zufluß von einem Wasserfall, der in unzähligen Absätzen von einem Gebirge herabkam, das in dunkeln Wald gekleidet von Höhe zu Höhe aufstieg, bis seine letzten blauen Spitzen mit dem Himmel verschwammen. Hier rollten die Wasser mit sanfter Gewalt zu Thal in den See hinab; ein Brausen aus der Ferne erzählte,

daß sie weiter oben jäher herabstürzen mußten. Rechts, wo ein Teil der Wasser von dem andern sich trennte, um nach kleinen Umwegen wie verirrt zwischen schattigem Gebüsche hin und her wankend nach dem See sich hinzufühlen, glaubte ich unter blühendem Jasmin eine menschliche Gestalt ruhen zu sehen. Ich hatte mich nicht geirrt. Es war das schönste Weib, das man sehen konnte. Halb lag sie, halb saß sie, den rechten nackten Arm hatte sie wie selbstvergessen über sich ausgestreckt, sodaß das Wasser des kleinern Falles an ihrer Hand sich brechend in funkelndem Staubregen über die ganze liebliche Gestalt dahinstob, und sie mit einem Schleier von dem feinsten Silberflor überdeckt schien. Über die schlanken Glieder, deren Schönheit ein grünes Gewand nicht verbarg, war eine süße Mattigkeit ausgegossen; der Busen zuckte von Zeit zu Zeit, wie mit einem Kummer ringend, auf. Das lieblichste Mädchenantlitz war auf die Seite gesunken; um den Mund wohnte der reizendste Ausdruck schmerzlicher Sehnsucht, und die großen, dunkeln Augen waren halb träumend halb suchend nach der Ferne gerichtet.

Ich stand in einem nahen Busche und wagte nicht zu atmen. Da sagte die wunderschöne Gestalt halblaut vor sich hin: Es kommt wieder keiner, es kommt wieder keiner. Der wunderbar klagende Ton klang mir in der Seele wieder; mein eignes Ungemach war vergessen über dem Schmerz, von dem ich dieses Wesen tyrannisiert sah, dessen unaussprechliche Anmut meine ganze Seele eingenommen hatte. Er weckte einen niegefühlten, niegeahnten Heroismus in mir. Ich hielt mich nicht mehr und stürzte auf die Kniee vor ihr, die mich verwundert freundlich betrachtete.

Nehmen Sie mein Leben, Mamsellchen, wenn es Ihnen helfen kann! so rief ich, indem ich mich innerlich über mich selber wunderte, wie ich zu der Herzhaftigkeit käme, so zu einer so vornehmen Dame zu reden. Schon fürchtete ich, sie würde es übel nehmen, aber sie erhob sich und lachte laut vor Freude und klatschte in die Hände, wie ein recht fröhliches Kind; aber es stand ihr das alles so schön und majestätisch, wie vorhin der Ausbruch des Schmerzes. Von dem See kamen auf das Klatschen sechs Schwäne auf mich zu, die mich, ich weiß heute noch nicht, wie es zuging, in die Luft hoben und mit mir davonflogen. Erst wußte ich nicht, sollte ich mich fürchten; bald aber gefiel mir diese Partie außerordentlich. Ich lag wie auf dem weichsten Bette und hatte ganz das angenehme Gefühl, als wenn ich zuweilen im Traume flog. Nun ließen sie sich sanft herab und trugen mich in ein grünes, rings mit Spiegeln verziertes Gemach, auf dessen Boden ein Bassin von weißem Marmor angebracht war. Als sie mit ihren Schnäbeln an meinem Schusterschurz zupften, verstand ich sie und legte den Schurz, ebenso

meine übrigen Kleidungsstücke und meine Holzpantoffeln ab, worauf sie mich mit sanfter Gewalt in das Bassin drängten, das mit lauem Wasser soweit angefüllt war, daß es, wenn ich drin saß, mich bis zum Halse bedeckte. Da ich zu verstehn glaubte, was ich solle, so säuberte ich mich nach Kräften. Das Wasser mußte eine wunderbare Kraft besitzen, denn ich mußte selbst die Weiße und Zartheit bewundern, die meine Haut nach dem Bade zeigte. Die Schwäne hoben mich abermals auf und trugen mich in ein andres Bassin, das wie Rosen duftete und, wie ich nachher erfuhr, mit Rosenöl gefüllt war. Als ich aus diesem Bassin stieg, sah ich mich in den unzähligen Spiegeln und wunderte mich selbst über mein schönes Ansehen. Die Schwäne brachten mir von Jasmin duftende Kleider von fremdartigem Schnitt, in deren Gebrauch ich mich nun so leicht fand, als wäre ich von Kind an an diese Tracht gewöhnt. War aber meine Außenseite verändert, so war es mein Inneres noch viel mehr. Der ganze Schusterjunge war durch dieses Bad aus meiner Persönlichkeit herausgeschwemmt; ich begriff selbst nicht, wie ich zu den hohen Gedanken kam, die in den gewähltesten Ausdrücken mir nur so von der Zunge flossen.

Als ich der Spiegel nicht mehr bedurfte, rauschte es rings um mich auf, und ich merkte nun erst, daß die grünen Wände von den dichten Zweigen des Sambu gebildet waren, daß, was ich für die blaue Decke des Gemachs gehalten hatte, der blaue Himmel selbst, und die Spiegel nichts andres als die ausgebreiteten Schwänze weißer Pfauen gewesen waren. Nun hoben mich die Schwäne abermals auf und brachten mich in einen herrlichen Hain voll von den lieblichsten Vögelgesängen. Sie hatten mich kaum niedergesetzt, als ich die schöne Jungfrau von einem goldnen Throne herabsteigen und mir entgegenkommen sah. Sie war herrlich geschmückt; ihr schönster Schmuck aber war ein wahrhaft königlicher Anstand neben dem schamhaftesten, mädchenhaftesten Wesen. Heil, sagte sie, indem sie sich entschleierte und mich mit roten Asokablumen überstreute, Heil meinem Herrn! Dann faßte sie mich bei der Hand und hieß mich, mich auf einen ebenfalls goldnen Thron setzen, der neben dem ihrigen stand. Teuerster Prinz fuhr sie fort, von nun an sehe ich Euch für meinen Herrn und Gatten an, und alles, was Ihr sehet, dieser große frucht- und tierreiche Hain wie das Rubinschloß mit seinen sieben Höfen, alles, was ich besitze, ist Euer Eigentum, wie ich selbst es bin. Aber es ist schon spät, und Ihr werdet der Ruhe bedürfen. Sie klatschte in die Hände, und von dem See her kamen die Schwäne, hoben uns auf und trugen uns in das Schloß, und zwar in das herrlichste, heimlichste Schlafgemach, das man sich denken kann.

So schnell ich vorhin mich angekleidet hatte — wieviel schneller

kleidete ich mich nun aus! Als wir beide das Lager bestiegen hatten, schlug ich trunken von Seligkeit meine Arme um sie. Wie erstaunte ich, wie schmerzte es mich, als sie meine Zärtlichkeit nicht allein nicht erwiderte, sondern sich mir entwand und sich erhob — wie ich glauben mußte, um mich zu verlassen.

Nicht so, Prinz, sprach sie mit Ernst. Wisset, daß ich Vasanta bin, eine von den drei unglücklichen Prinzessinnen, die den heiligen Cyavana mit Kusagras in die Augen stachen. Da ich die letzte war, die es that, bin ich, obwohl zu Strafe, doch zu geringerer von ihm verdammt, als meine geliebtesten Schwestern, diese so ärmsten und beklagenswertesten Frauen, wie sie die schönsten und besten sind. Diese Strafe besteht darin, daß ich, ihnen nahe, dennoch ewig von ihnen getrennt bin. Nur der Liebe ist es vergönnt, über dieses Ungemach mich zu trösten. Und zwar kann nur ein Goldensonntagskind mein Gatte werden, da kein andrer weder mich noch mein Schloß und meine übrigen Besitztümer gewahr werden kann. Jeder andre sieht nur einen kleinen Sumpf, über den hinweg der Blick einen Ruhepunkt findet, eh' er noch der Ruhe begehrt, und einen Ruhepunkt findet in dem unschönen Hinterteil eines gemästeten Engels auf der Höhe des Berges von der traurigen Gestalt. Ihr seid solch ein Goldensonntagskind, das mir Indra zugeschickt hat. Ihr seid nun mein Gatte und Herr und könnet in ewiger Jugend und Schönheit bei mir wohnen, wenn ihr nur eins zu thun fest gewillt seid. Dies eine ist, daß ihr nie das Mal zu sehen begehret, das ich auf meiner linken Hüfte trage. Wollet ihr mich nun ganz besitzen, so schwöret mir, dies eine zu halten.

Ich schwur. Sie nahm mich hierauf, indem sie vor Scham und Freude errötete, liebevoll in die Arme, küßte mich auf den Mund und sagte mit dem süßesten Tone: O halte deinen Schwur, mein liebes Herz, daß du mein bleibest, den ich mehr liebe als mich; sowie du ihn brichst, sind wir ewig geschieden.

So führten wir nun ein Leben, in dem Sorge, Ärger und Gram Fremdlinge waren. Sie zeigte mir mit jedem Tage mehr Liebe; jeder Tag wies mir neue Reize an ihr. Weit entfernt, daß der ungestörte Besitz Überdruß oder auch nur vorübergehendes Erkalten erzeugt hätte, wuchs unsre Seligkeit mit jedem Tage, sie war so reich, daß sie immer neu blieb; jeder letzte Kuß schien mir der süßeste. So lebten wir, und so würden wir noch leben, wäre ich nicht der Elendeste und der Hassens- und Verachtungswürdigste unter allen Menschen!

Einst brachten wir, wie gewöhnlich, die schönste tropische Nacht im Freien zu. Ich horchte den Gesängen des Kokila; Vasanta sah unverwandt zum gestirnten Himmel auf. Plötzlich verbreitete sich ein Lächeln

über ihre Züge, ein Lächeln, schön, wie diese Züge selbst, und sie rief: Heil mir, daß die Zeit gekommen ist, meinem lieben Herzen einen Wunsch zu erfüllen, wonach es lange geschmachtet hat! Dann aber wischte eine ängstliche Blässe das Lächeln vom Lotos ihres Antlitzes, und mit trauriger Stimme fuhr sie fort: Wehe mir, daß die Stunde zu kommen droht, da ich die Sonne meines süßen Glückes zum letztenmal sehen soll! Damit ergriff sie beide meine Hände, senkte ihre Augen tief in die meinen und sagte mit einer Stimme, die mir das Herz umwendete: Liebe Seele, brichst du mir deinen Schwur, so sind wir beide elend; du nur kurze Zeit, denn ihr Menschen habt den mitleidigen Tod, ich aber ewig und ohne Ende.

Ich stürzte ihr zu Füßen und verschwor mich bei allem, um sie zu beruhigen, ich Unseliger! Es gelang mir, wenn sich das treueste Herz der Erde nicht nur so stellte, als sei sie beruhigt, um mir nicht einen Augenblick zu verbittern, mir, der ich Unmensch genug war, aus elendem, kindischem Fürwitz sie und mich zu verderben.

Es begab sich aber, daß der König von Schweden unerkannt nach Leipzig kam und einige Zeit sich dort aufhielt. Abends pflegte er mit einem Kammerherrn um das Thor zu wandeln. Bei einem solchen Gange fiel ihm ein großer und prächtiger Palast auf dem Roßplatze auf. Er hatte nie ein schöneres Gebäude gesehen; dazu waren alle Fenster des Palastes prächtig erleuchtet, Trompeten- und Paukenschall scholl festlich aus dem Palaste weithin durch die Nacht. Elegante Wagen kamen von allen Seiten her angerasselt, prächtig gekleidete Herrschaften stiegen heraus, und so oft einer vorfuhr, so oft sprangen zwei Thore von köstlicher Eisenarbeit auf, und man sah in einen unermeßlichen Raum mit so unzähligen Lichtern, daß mehr als Sonnenhelle herausdrang, und mit schönen Gruppen der herrlichsten fremden Blütenbäume aus allen Zonen in solchem Reichtum besetzt, daß mit jeder Thüröffnung ein wahrer Strom der süßesten Wohlgerüche herausquoll. Der König befahl seinem Begleiter, den ersten besten, der aus dem Schlosse kommen würde, nach seinem Besitzer zu fragen und nach der Ursache des Festes, das er heute feiere. Es währte nicht lange, da schritt ein ansehnlicher Mann heraus; diesen hielt der Kammerherr an, indem er ihn höflich bat, seine Neugier zu entschuldigen. Mein Herr, entgegnete der Gefragte, was ich von dem Besitzer des Schlosses weiß, will ich Ihnen gerne mitteilen. Sie fragen nach der Ursache des Festes, das er giebt? Darauf kann ich Ihnen nur sagen, daß er entweder jeden Tag ein Fest giebt oder gar keins; denn so prächtig und laut wie heute ist das Schloß jeden Tag, den Gott werden läßt. Daraus können Sie abnehmen, wie reich der Besitzer des Palastes sein muß. Betrachten Sie aber seine

Gemahlin, so wissen Sie nicht, weshalb er mehr verdient, beneidet zu werden, um seine Reichtümer oder um die Schönheit, die Güte und den Geist seiner Frau. Man sagt, daß er einer wunderlichen Grille zu Gefallen in der Welt umherreise. Er erwartet nämlich, daß irgend ein Fürst ihn zum General mache, aber ohne daß er sich darum auf irgend eine Art bemühen will. In dem Lande, wo er General wäre, würde er dann bleiben. Der Fürst, der es wüßte und seinen Wunsch erfüllte, würde seinem Lande keinen geringen Vorteil dadurch verschaffen, denn es ist kein König, der mehr Aufwand machte, als der Besitzer dieses Palastes.

Dieser, der Besitzer dieses Palastes, war ich nun selbst, und meine Gemahlin hatte, ohne daß ich es wußte, alles angeordnet, daß es so kommen mußte, wie es kam.

Der König von Schweden fühlte eine unbezwingbare Lust, den Besitzer des Schlosses und seine Gemahlin kennen zu lernen. Deshalb entschloß er sich kurz, mit seinem Kammerherrn ohne weiteres hineinzutreten. Sollte der Besitzer des Schlosses fragen, was sie wünschten, so sollte der Kammerherr sagen, sie seien Fremde, die morgen mit dem frühesten abreisen müßten; weil sie nun so viel von der Schönheit des Schlosses gehört hätten, so hätten sie sich mit eignen Augen davon überzeugen wollen, selbst auf die Gefahr hin, unhöflich und zudringlich zu erscheinen. Als sie dies untereinander ausgemacht hatten, traten sie auf das Thor zu und verwunderten sich nicht wenig, daß die Thorflügel vor ihnen aufsprangen, als wären sie erwartete Gäste. Ihr Staunen wuchs, als auf der Treppe ich und meine Frau ihnen mit prächtigem Gefolge entgegenkamen und beide, den König und den Kammerherrn, auf die Weise bewillkommneten, wie es ihrem Range zukam.

Er konnte sich kaum fassen, und besonders schien die Schönheit Vasantas, die im ausgesuchtesten modernen Putze bei weitem alles überstrahlte, was ein Auge irgend von weiblicher Schönheit und fürstlichem Anstand gesehen haben mag, ihn auf das angenehmste zu überraschen. Wir führten ihn durch viele Säle, deren jeder anders und schöner verziert war, als der vorige, in den Speisesaal; meine Frau wies ihm und seinem Kammerherrn die ersten Plätze an, die für sie aufgespart waren. Die Pracht des Saales und der Tafelausschmückung, die Vortrefflichkeit des Orchesters, das den Gästen unsichtbar war, die Delikatesse der feinsten Speisen und Weine, vor allem aber die geistreiche Unterhaltung meiner Frau bezauberten ihn so, daß, wie er endlich, von seinem Kammerherrn mehrmals erinnert, aufbrach, er seinen Rock aufknöpfte und den Gustav-Wasaorden, den er über dem Unterkleide trug, herabnahm und mir ihn umhing, indem er sagte: Einen Mann, den das Glück und

die Natur bedacht haben, wie Sie, können Könige nicht beschenken. Nehmen Sie dies nur als einen Zoll der Dankbarkeit für den schönsten Abend, den ich bei Ihnen genießen durfte. Weil aber nach den alten Ordensgesetzen diesen Orden niemand tragen darf, der nicht Generalsrang hat, so müssen Sie sich schon gefallen lassen, daß ich Sie hiermit zu meinem General der Infanterie ernenne.

So sprach der König und ging, und am Thore, bis wohin wir ihn begleiteten, stand eine köstliche Staatskarosse für ihn bereit, die ihn nach Hause brachte.

So war ich denn nun am Gipfel aller meiner Wünsche angelangt, Gatte des schönsten, besten Weibes, und was zu sein ich schon als Kind gewünscht hatte, schwedischer General; ich war der glücklichste aller Menschen, wie ich so bald darauf der unglücklichste werden sollte — durch meine eigne Schuld!

Es war schon am nächsten Morgen, daß das Unkraut des unseligsten Fürwitzes in mir aufschoß. Noch war ich im ersten Gefühl der Freude über den neuesten Liebesbeweis meines Weibes, als ich schon mutwillig ihr ganzes Glück vernichten sollte. Ich war munter und weidete meine Augen an der Schönheit meines Weibes, das noch fest schlummerte. Ihr Köpfchen lag auf meinem linken Arm. Da kam mir der unselige Gedanke: sie liegt so, daß die kleinste Bewegung dir das Mal zeigen könnte, das du nicht sehen sollst. Der Gedanke dieser Möglichkeit erregte mir so das Blut, das ich meine Pulse schlagen hörte. Ich rief alle meine Festigkeit zu Hilfe. Ich wünschte, sie möchte aufwachen und so den Kampf in mir enden. Und doch weckte ich sie nicht, weil der Fürwitz in mir sprach: Wer weiß, ob je die Gelegenheit dir wiederkommt, die du jetzt benutzen kannst, ohne daß sie es merkt, ohne daß irgend jemand es merkt; dabei sah ich mich in dem Zimmer um, als wollte ich mich überzeugen, daß niemand mich das thun sähe, was ich vorhatte. Immer schneller wechselte das Für und Wider in meinen Gedanken, eine Art Wahnsinn kam über mich; ein krampfhafter, wie unwillkürlicher Zuck mit dem Finger, und — die schönste Hüfte lag bloß, wie aus Marmor gehauen vor meinen Augen, die das bewegte Blut wie mit Nebel umhüllt hatte. Gerade auf der Mitte der Wölbung ward das Mahl, einer Lotosblume ähnlich, sichtbar, nur wie ein Erröten auf das zarteste Weiß gehaucht. Eine eben so schnelle Bewegung verdeckte es wieder. Nun das Gelüste befriedigt war, überfiel mich der entsetzlichste Haß, die tiefste Verachtung gegen mich selbst. Sie seufzte in demselben Augenblick im Schlafe auf, und ihr Antlitz erbleichte wie von tödlichem Schreck. Hatte ich eine Waffe in den Händen, ich erlebte den Augenblick nicht, in dem sie die Augen öffnete und mich mit so

schmerzlichem und doch vorwurfslosem Blick ansah. Ich hatte meine Augen geschlossen vor Scham und hatte nicht den Mut, mich nur zu regen. Blinzend, indem ich mich stellte, als schliefe ich noch, sah ich, wie sie aufstand und sich anzog, in welcher Beschäftigung sie sich tausendmal unterbrach, um die Hände zu ringen. Ihr Antlitz war wie versteinert, und vergebens bemühte sie sich zu weinen. Dazwischen sank sie mehrmals kraftlos auf das Bett zurück. Endlich war sie fertig. Sie kam auf mich zu; indem sie sich über mich bog, kamen ihr die ersten Thränen und kamen in solcher Fülle, daß sie mich wirklich in Thränen badete. Der Schmerz, der mir wie ein glühendes Eisen durch die Seele sengte, nahm mir die Besinnung. Nur noch wie im Traume hörte ich, wie sie in den süßschmerzlichsten Worten von mir Abschied nahm, wie sie mir so liebevoll zuredete, mich zu fassen, und dann wieder in lautes Schluchzen ausbrach; fühlte ich, wie sie mich mit tausend Küssen und Thränen bedeckte, meine Hände und mein Gesicht unaufhörlich an Mund, Wangen, Augen und Busen drückte.

Wie ich endlich wieder zu mir kam, war sie verschwunden samt dem Gemach und dem Bette; unfern des Schneckenberges glaubte ich in einem Busche zu liegen. Eiseskälte rann statt des Blutes durch meine Adern; von neuem floh mir die Besinnung. Zum zweitenmal erwachend, fand ich mich in einem ärmlichen Bette; die guten Leute, die mich umstanden, hatten mich im bloßen Hemde als einen Fieberkranken im obern Park gefunden. — Und so bliebe mir denn weiter nichts zu melden, als daß ich endlich aus Verzweiflung unter die Litteraten gegangen bin. Die langen Haare trage ich, um den Mangel meines rechten Ohrläppchens zu verstecken, das mein scheidendes Glück im Schmerzenssturme des Abschiedes mir abbiß.

Alle Anwesenden bezeugten mit mir dem ersten Litteraten, wie er seine Erzählung mit einem tiefen Seufzer als Punktum geschlossen hatte, ihre Teilnahme und wandten sich nun zu dem zweiten Litteraten, der alsbald folgendermaßen das Wort nahm.

Geschichte des zweiten Litteraten.

Vor allen Dingen muß ich Ihnen, so begann der Litteratus mit dem Pflaster auf der rechten Wange, den Wunsch, den ich als Schneiderjunge that, als ich mit meinen beiden Leidensgefährten hinter den noch unbenutzten Buden saß, die uns eine Mauer waren gegen den möglichen Überfall eines unsrer Tyrannen, vor allen Dingen muß ich Ihnen diesen Wunsch in das Gedächtnis zurückrufen, das große, schöne Haus zu besitzen, dem ich gegenübersaß, und mich einmal satt essen zu können in Pfefferkuchen.

Als ich jenen Tag nach Hause eilte, fürchtete ich das ärgste von dem Grimm des Herrn Heidermann, der mir bei ähnlicher Gelegenheit schon gedroht hatte, mich fortzujagen, sobald ich wieder meine Pflicht vergessen würde. Diesen Tag sollte das drohende Gewitter ohne Ausbruch über mir dahingehen. Herr Heidermann war ausgefahren und wollte erst spät wieder zurückkommen. Sie müssen wissen, daß mein Tyrann — was wahr ist, muß man sagen — der nobelste Tailleur war, den man sich denken kann. Er besaß eine nette Equipage und mit einem Kollegen zusammen einen Kutscher, aus dem sein Genie einen kleinen Hofstaat zu machen wußte, da er ihn vermittelst mehrerer Livreen bald als Kutscher, bald als Reitknecht, bald als Jäger auftreten ließ. Dazu war er ein Patriot und Liberaler, voller Flamme gegen den Servilismus, und zwar einer aus der zahlreichsten Klasse der Liberalen, einer von denen, die, während sie gegen Tyrannei deklamieren, Tyrannen ihrer Familie sind und aller der Unseligen, die von ihnen abhängen. In seiner äußern Erscheinung war er Kavalier und Lebemann, wußte trotz einem Grafen durch die Nase zu reden, wenn er den Marqueur rief, in Gebärden und Sprache war der große Kunst sein Muster; was soll ich viel Worte machen? er war der Schneider des Jahrhunderts. Auch Madame Heidermann stand nicht im Geruche des Servilismus. Vor den Augen der Leute waren Herr Heidermann und Madame Heidermann das zärtlichste Paar, woraus ich schon damals, besaß ich mehr Erfahrung, hätte schließen müssen, sie seien sich im Herzen spinnefeind.

Wie ich schon sagte, war Herr Heidermann, als ich jenes Mal zu spät nach Hause kam, ausgefahren. Dazu hatte den Studiosus, der uns gegenüber wohnte und zufällig immer etwas zu fragen und zu bestellen hatte, wenn Herr Heidermann nicht zu Hause war, eben wieder ein solches Geschäft herübergeführt. Da nun Madame Heidermann während seiner Anwesenheit besonders guter Laune zu sein pflegte, kam ich auch bei ihr heute ohne Strafe, ja selbst ohne Strafrede durch.

Ich habe, sagte der Studiosus Bellin zu Dame Heidermann, ich habe das Gedicht, das Sie zu dem morgenden Geburtstage Ihres Gemahles wünschten, besorgt. Schicken Sie nur zu Herrn Sterzing im Gewandgäßchen bei Herrn Restaurateur John und lassen Sie das Gedicht holen, von dem ich mit ihm gesprochen habe, daß es eine Dame würde abholen lassen.

Dies geschah sogleich, und zwar wurde der Auftrag mir. Um mein voriges Ausbleiben gut zu machen, eilte ich nun desto mehr. Als ich mit dem Gedichte zurückkam, fand ich Herrn Bellin und Dame Heidermann über einem ausgezogenen Sekretärfach gebückt, worin sie sehr angelegentlich etwas zu suchen schienen. Sie fuhren wie erschrocken

auseinander, als ich hereintrat. Herr Bellin hob die Hand hoch auf, in der er eine Stange Siegellack hatte, und rief: Hier hab ich's. Ist das Gedicht gesiegelt, daß er es für einen Brief halten muß, so wird's Herrn Heidermann eine doppelt angenehme Überraschung verursachen. Während Herr Bellin die Siegelung vornahm, verbat mir Dame Heidermann bei Strafe sofortiger Entlassung mit Schimpf, Herrn Heidermann etwas davon zu sagen, daß Herr Bellin in seiner Abwesenheit hier gewesen sei, Siegellack mit gesucht und das Gedicht gesiegelt habe, weil ihm sonst, wie sie sagte, die Freude der Überraschung verdorben werden würde. Herr Bellin empfahl sich und ging.

Der merkwürdige Tag brach an, der der Welt den Heidermann gegeben, eben so heiter, als Herr Heidermann selbst als Sonne des Hauses im Osten seines Schlafzimmers aufging. Der stolze Blick seiner Augen war gemildert durch eine sanfte Rührung. So begegnete er mir, festlich in seine Kommunalgardistenuniform geknöpft, auf seinem ersten Wege zum Wohnzimmer. Um einen Centner fühlte ich mein Herz leichter, als er mir im Vorbeischreiten lächelnd mit dem Finger gedroht hatte. Im Wohnzimmer, wohin ich ihm folgte, weil ich Zeuge der Überraschung sein wollte, die hier vorgehn sollte, kam ihm Dame Heidermann mit ausgebreiteten Armen entgegen. Das Dienstmädchen mußte das Pfand der ehelichen Liebe herbeibringen, bei dessen Erblicken eine neue graziöse Umarmung erfolgte, wobei Dame Heidermann über die Schulter des Herrn Gemahls einen Feuerblick nach Herrn Bellin hinüberwarf, der gegenüber in seinem Fenster sichtbar war, und Herr Heidermann mit der Hand des rechten Armes, den er in gefälliger Rundung um den Nacken seiner Frau gelegt hatte, dem Dienstmädchen die pralle Wange kneipte. Dazu seufzten beide vor Wonne und Rührung dermaßen, daß erst der Zuschneider und dann die übrigen Gesellen, die der großen Scene zuschauten, in ein lautes Weinen ausbrachen, in das aus Sympathie einzustimmen ich als eine weiche Seele mich nicht enthalten konnte. Madame Heidermann führte den König des Festes zu dem Tische, auf dem die Geschenke ausgebreitet lagen, unter ihnen das versiegelte Gedicht. Dies ergriff er, warf einen Blick auf seine Gattin, dann zum Himmel. Er erbrach's, entfaltete es, las laut einige Verse und schrie auf, indem sein Haar sich sträubte: Entsetzliches Weib, thust du mir das?

Wie er so, wie Karl Moor auf der Bühne, mit dem Oberleibe zurückgebogen, die geballten Fäuste weit vor sich hinstreckte, ließ sich fast zugleich ein unauslöschliches Lachen und ein schmerzliches Weinen vernehmen. Das Lachen kam von Herrn Bellins Fenster, das Weinen von Madame Heidermann, die mit Schmerz und Zorn erkannte, daß Herr Bellin ein Unwürdiger sei und ihr Herz schändlich betrogen habe.

Wie ich später erfuhr, hatte Bellin Herrn Sterzing, den er gut kannte, gebeten, eins von seinen schönen Schneiderliedern sauber abgeschrieben bereit zu halten, weil eine sehr gebildete Dame, die dem Volkshumor sehr zugethan wäre, es abholen lassen würde. Eine tolle Laune hatte ihn getrieben, das Schneiderlied dem Festeskönig in die Hand zu spielen. Herr Sterzing mußte glauben, ich sei von jener Dame gesandt. Dies war die Ursache dieses entsetzlichen Schneiderzornes, und ich sollte sein Opfer werden.

Madame Heidermann, das ärgste fürchtend von dem Zorne des tyrannischen Gatten, der noch immer sprach- und bewegungslos, eine furchtbare Gewitterwolke, an dem Horizonte stand, dessen Sonne er eben noch gewesen, rief schluchzend: Teuerster Heidermann, holder Gatte, zürne nicht deinem unschuldigen Weibe, das bis in den Tod dich liebt; an dem Irrtum ist der Junge schuld, der das Gedicht, zu deinem Preise bestimmt, holen sollte und dieses Unglückspapier gebracht hat.

Mehr brauchte es nicht, um Herrn Heidermanns ganze Wut auf mich Unschuldigsten zu lenken. Wie ein Tiger stürzte er auf mich los. Entfloh ich nicht, so war es meine letzte Stunde. Ich hörte ihn noch, indem ich über die Gasse lief, wie er vor Wut brüllend Spiegel, Gläser und selbst die Fenster mittels einer großen Schere demolierte, die ihm unglücklicherweise gerade zur Hand gelegen hatte.

Ich war lange gelaufen, als ich meinen Schritt anhielt und zu überlegen begann, was nun zu thun sei. Zu Herrn Heidermann zurückzukehren, dazu hätte mich keine Macht der Welt zwingen können. Wie ich zufällig auffah, merkte ich, daß ich wieder vor dem Hause stand, dessen Besitz mein größter Wunsch war. Ich habe Gelegenheit genug gehabt, zu bemerken, daß auch das zarteste Schneidergemüt immer Courage hat; einen Beleg dazu finden Sie, meine Herren, in diesem Teil meiner Geschichte. Jeder andre, jeder Nichtschneider würde an meiner Stelle der Verzweiflung nahe gewesen sein; ich hielt mein Haupt keck empor, schaute mich um und fragte das Schicksal: Welches von diesen Häusern hast du für mich bauen lassen?

Über dem Besinnen, was ich thun sollte, fiel mir ein Gerücht ein, das Magister Kauderer bei Herrn Heidermann erzählt hatte. Im Hotel de Baviere sollte seit einiger Zeit eine Dame von ungeheuern Reichtümern logieren, von der es hieß, sie sei nach Leipzig gekommen, sich einen Mann damit zu kaufen. Manche, Jung und Alt, waren von der Hoffnung angelockt, den Reichtum der Dame zu heiraten, zu ihr gekommen und hatten sich ihr zum Gemahl angeboten. So lange die Dame den Schleier vorbehalten, hatte es gut gethan; sowie sie aber den Schleier gelüftet hatte, waren sie, vom entsetzlichsten Grauen ge-

packt, davongelaufen und todkrank oder wahnsinnig geworden; denn statt des schönen, blühenden Antlitzes, auf das man von ihrer Gestalt und ihren schönen Händen schloß, hatte sich ein grinsender Totenkopf gezeigt. Schneider haben immer Courage. Ich war wegen des Geburtstagsfestes im vollen Putz — ein junger Mensch muß alles versuchen. Ich blies über meinen blauen Frack hin und — ich brauche es Ihnen nicht erst zu sagen, daß ich den Weg nach der Petersstraße einschlug.

In den Thorweg des Hotel de Baviere kaum eingetreten, wurde ich von dem ersten Marqueur, dessen ich ansichtig ward, noch ehe ich ein Wort gesprochen hatte, auf das artigste gebeten, ihm zu der Dame zu folgen, die mich erwarte. So seltsam mir dies schien, so ging ich dennoch, ohne das mindeste von Furcht oder Besorgnis zu empfinden, dem Voranschreitenden nach. Denn ich wußte, daß ich mein Glück machen würde, weil ich wußte, daß ich es recht wollte. Man kann, was man will, aber man muß wollen können. Hätte ich es immer gekonnt!

Der Marqueur öffnete und hieß mich eintreten. Wollte ich sagen, daß meine Fassung sich völlig gleich geblieben wäre, so würde ich lügen. Die Halbdämmerung, die, durch irgend eine künstliche Art der Beleuchtung erzeugt, hier herrschte, konnte wohl den, den eben noch die Helle des natürlichen Tages umgeben hatte, überraschen. Dazu war es ein seltsam grünliches Licht, das an den schwarz beschlagnen Wänden spielte, durch dessen Wirkung mir meine eignen Hände wie Totenhände vorkamen. Einige lange Minuten stand ich in Erwartung dessen, was da kommen sollte, allein. Es war eine solche Totenstille, daß mir war, als hörte ich die Gewänder der Zeit vorbeirauschen. Nun öffnete sich ohne das mindeste Geräusch eine Thür, und herein trat, leise wie ein Geist, eine hohe, schöne Frauengestalt. Ein schwarzes Gewand umschloß ihren Leib und bedeckte selbst die Füße und folgte ihrem Schritt in dunkeln Wellen als Schleppe. Den obern Teil ihres Leibes, Gesicht und Schultern verhüllte ein schwarzer Schleier von solcher Dichtigkeit, daß weder Farbe noch Umriß durch ihn zum fremden Auge sprach. Zwei weiße Hände von seltner Schönheit glichen zwei weißen Rosen auf einem Leichentuche. Eine tiefe Altstimme von außerordentlicher Weichheit und Anmut, dabei von seltsam feierlichem Klang ließ sich vernehmen, wie sie mich als einen Bekannten, Längsterwarteten empfing und durch die Thür, aus der ich sie eben hatte schreiten sehen, in ein Gemach führte, dessen Beleuchtung und Ausschmückung noch weit schauriger war, als die in dem ersten. Die Wände waren ebenfalls schwarz tapeziert; darauf waren in gleichen Zwischenräumen Kissen gemalt wie von blutrotem Sammet, auf denen die zwei Totenbeine, die sich auf

6*

unsern Beinhausverzierungen unter einem Schädel kreuzen, in blendender Weiße glänzten. Man wunderte sich, daß die Schädel fehlten. Eben das erinnerte aber an die Sage, daß die Dame statt eines blühenden Mädchenkopfes einen solchen auf den Schultern trage. Ein Schneider hat immer Courage; nichtsdestoweniger fühlte ich Schauer auf Schauer in mir dahingleiten. Die Hand, in der sie die meine hielt, schien mir regungslos glatt und kalt wie Marmor, dafür pulsierten meine eignen Fingerspitzen; ich zitterte vor dem Augenblick, wo sie den Schleier heben würde. So saß sie stumm vor mir, ohne daß ich ihren Atem hörte oder aus der mindesten Bewegung ihrer Schleierfalten und ihrer Busenbedeckung hätte schließen können, daß ein lebendiges Herz unter ihnen schlage. Dazu ward es dunkler und dunkler und immer dunkler, die schwache Beleuchtung schien gänzlich verlöschen zu wollen; der grünliche Schein ward immer grüner.

Endlich sagte sie, und ihre Stimme klang wie eine Totenglocke: Sie haben mich noch nicht gesehen; es ist Zeit, daß Sie mich sehen. Und ohne daß sie sich bewegte, wie von unsichtbaren Händen gezogen, fiel der Schleier zu beiden Seiten zurück — mich schüttelte es — ein bleicher weißer Schimmer — jetzt gilt's, sagte ich zu mir, indem ich entschlossen die Zähne zusammenbiß; sei's, was es wolle, ich mache mein Glück! Und mit festem Blicke schaute ich — plötzlich ward es tageshell — in das schönste, blühendste Mädchengesicht, dessen Züge von der lieblichsten Freude strahlten.

Alle Götter mögen dich segnen, rief sie aus, mein liebster Freund, für deinen Mut! Alle, die bis jetzt um mich warben, alle sahen in dieser Dämmerung das Gespenst ihrer eignen Feigheit, das sie zum Wahnsinn erschreckte. Ich bin nun dein mit allem, was ich besitze, selig, das Eigentum eines Mannes zu sein. Doch schwöre mir, eh' ich dein Weib werde, daß du nie an einem Montage mich besuchen willst oder forschen, was ich an diesem Tage treibe. Brichst du den Schwur, so ist dein Glück und das meine für ewig dahin.

Ich schwur, und sie nahm mich in die Arme, indem sie mich liebevoll küßte; dabei fiel ihr langes, gelbes Haar um uns beide und deckte die Umfangnen bis auf die Füße, wie eine goldstoffne Decke. Sie klatschte in die Hände, da traten zwanzig schöne Jungfrauen herein, alle mit blondem Haar und von hohem, schlankem Wuchse, ihnen folgten zwanzig zierliche Pagen und ebensoviel Ritter in schimmernden Schuppenharnischen.

Wisse, sagte sie zu mir, daß ich Hildeswind bin, die Tochter Herrn Dietrichs von Berne; und zu jenen gewandt, sprach die Prinzessin: Hier sehet ihn, der nun mein und euer Herr geworden ist.

Ich war erstaunt; die Prinzessin sagte lächelnd, indem sie mich an das nächste hohe Spitzfenster des gotischen Saales führte: All' diese Burgen, die du diese Waldberge krönen siehst, gehören dir; bis wo der blaue Himmelsbogen sich müde auf die fernen Gebirge stützt, dehnt sich das Reich Dietrichs von Berne, dessen König du nun bist. Tausende von Menschen, Sklaven des Tyrannen Gold, sehen von diesen Herrlichkeiten nichts; ihnen ist diese Gegend flach, wie sie selbst sind. Darauf sehen sie eine bunte Masse von Häusern, in denen man mit Kaffee handeln kann und mit Büchern und Papieren; das nennen sie Leipzig und bilden sich viel darauf ein.

Ich muß sagen, daß mich diese Rede fast verdroß. Ich bin ein geborener Leipziger und habe, wie alle meine Mitbürger, und mit Recht, eine große Verehrung für meine Vaterstadt. Wer aber kann über solche Worte zürnen, wenn sie von den schönsten, frischesten Lippen kommen, von Lippen, die ihn so liebevoll geküßt, von Lippen, die nur erst gesprochen: Ich und all mein Land, wir sind von nun an dein? Und gegen das alles brauchte ich nichts in die Wage zu legen, als je nach sechs Tagen des Vergnügens einen Tag der Entsagung, einen Tag, der mir ohnedies nicht Langeweile bringen konnte, da es der lustige blaue Montag war.

Der lustige blaue Montag — mir raubte er die Lust meines Lebens. O Schändlichster! Heute erfüllt das beste Weib deinen heißesten Wunsch, und morgen schon dankst du ihr mit Verrat! Ach! sie ahnte nichts von ihrem und meinem, also um so mehr ihrem Unglück, als sie mir das Tuch von den Augen nahm und über mein Erstaunen lachte, die Hände zusammenschlug und wieder lachte wie ein frohes Kind, indem sie zehnmal wiederholte: Siehst du, was der heilige Christ meinem Kinde beschert? Siehst du, was der heilige Christ meinem Kinde beschert?

Vor mir aber stand mit unzähligen brennenden Weihnachtslichtern besteckt jenes große schöne Haus, das ich als Kind schon zu besitzen gewünscht hatte. An der Fassade des Hauses waren die herrlichsten Zieraten angebracht, und zwar, wie ich bald sah und roch, von dem gewürzigsten Pfefferkuchenteig, von Mandeln strotzend und Citronat. Einen großen Pfefferkuchen gab sie mir zum kosten. Wie ich ihn breche, um ihn mit ihr zu teilen, habe ich den Schlüssel zu dem Hause in der Hand; der Pfefferkuchen war in den Kaufbrief geschlagen. —

Hier geriet der zweite Litterat in große Bewegung. Wiederholt schlug er sich mit den Fäusten vor die Stirn, indem er mit kläglichem Tone rief: Und all' dies Glück mußtest du stören! Du selbst! Was du durch Mannesmut errungen, mußtest du durch die erbärmlichste, kindischste Leichtgläubigkeit verlieren! Ach mir selbst scheint es jetzt unglaublich!

Blauer Montag! Blauer Montag! Was für ein schwarzer Fleck bist du in meiner Geschichte!

Mußtest du Unseliger, fuhr der zweite Litterat fort, mußtest du Unseliger in den Drei Mohren vier Gläser Grog trinken? Daß du dem, der innen schwärzer ist, als drei Mohren zusammengenommen von außen, daß du dem Straßburger, der nicht begreifen konnte, woher dir, dem armen Schneiderjungen, die feinen Kleider kamen, die elegante Equipage, der in seinem schwarzen Herzen um alles dieses dich beneidete, erzählen konntest, wie du dazu gekommen warst? Mußtest du seine Einflüsterungen anhören? Mußtest du ihm nicht bei dem ersten zweideutigen Worte, das deine Frau betraf, eine stechen? Beim zweiten ihn massakrieren? Nein! So renne ich wütend in meinen Wagen; wie mein Kutscher auf die Pferde schlagen muß, so schlägt im Wagen der Teufel, der mich reitet, auf mich; so stürze ich aus dem Wagen, die Treppe hinauf; so zertrümmre ich die Thüre zu ihrem Zimmer in meiner Wut; so — Gott im Himmel! wie schnell kam mir die Besinnung zurück, da ich nun beschämt vor ihr stand, die erstaunt, dann schmerzlich zürnend zu mir aufsah! Gott im Himmel! wie strich die Reue wie mit einer Feile über mein Herz, wie sie von dem Sofa aufstand und jeden Augenblick vom Schluchzen unterbrochen ausrief: So sei's Gott geklagt, wie du mir lohnst für meine Liebe! So sei's Gott geklagt, wie du mich stürzest in die Tiefe des Jammers! So sei's Gott geklagt, wie du mich zwingst, dich unglücklich zu sehen! So sei's Gott geklagt, wie du mich zwingst, dich zu lassen, ohne dir helfen zu können! Ach nur noch ein Jahr, einen Mond, einen Tag, eine Stunde nur, um mich deiner noch zu freuen und dich zu trösten. Ich habe dir die Größe meiner Liebe nicht gezeigt, da du noch mein warst; das kränkt mich ewig, da es nun zu spät ist. O zeige jeder dem Freunde seine ganze Liebe, jeden Augenblick kann das Schicksal euch trennen, und dann bereut ihr's zu spät!

So klagte sie, indem sie mich, der ich vor Schmerz keines Wortes mächtig war, hundertmal an sich drückte, immer heftiger, und mich endlich in die rechte Wange biß. Der Schmerz drang durch alle meine Glieder; ich verlor das Bewußtsein. O wäre mir's nie wiedergekehrt! Als ich erwachte, war mir nichts geblieben, als die Last peinigender Selbstvorwürfe. Die Bißwunde in meiner Wange hier unter dem Pflaster hat so wenig heilen wollen, als die Wunden in meinem Herzen. Ich wurde später Hauslehrer bei einem reichen Kaufmann in Leipzig; da ich seine Kinder das Vaterunser lehrte, sagte er: Meine Kinder sollen keine Katholiken werden! und dankte mich ab. Die alte Desperation und der neue Ärger wirkten zusammen, und so ging auch ich unter die Litteraten.

So endete der zweite Litterat, wie der erste gethan hatte, mit einem tiefen Seufzer. Und mit einem tiefen Seufzer begann seine Geschichte der dritte.

Geschichte des dritten Litteraten.

Ich bin, wie ihr wißt, an zehn Jahre jünger als ihr, meine Jugend- und Leidensgenossen, mit denen mich an jenem verhängnisvollen Tage derselbe Schlag traf. Ich beginne aber meine Geschichte von einer frühern Zeit, von jener Zeit, wo ich von dem Totenbette meiner armen Pflegemutter in die Welt hinaus mußte. Ich wußte nur meinen Schmerz, bis der Hunger mich lehrte, auf dieser Welt gelte es nicht, Vergangnes zu beklagen; hier gelte es, in die Gegenwart sich zu schicken und dem Zukünftigen zu begegnen. Ach, für mich gab's kein ander Mittel, nicht Hungers zu sterben, als das Betteln. So lange meine Pflegemutter lebte, hatte ich, so arm sie war, nie betteln müssen. Kein Wunder, daß ich den Mut dazu nicht finden konnte. In der kleinen Fleischergasse in der weltberühmten Stadt Leipzig geschah's, daß auf einmal ein Stimmchen neben mir sich vernehmen ließ: Madame Müller! Madame Müller! Meine Mutter läßt Sie fragen, ob Sie morgen, wenn's schön wäre, mit betteln gingen? Komm herauf, sagte eine ältliche Dame, die zu einem Dachfenster heraussah, komm herauf und bringe den Kleinen mit, der da neben dir steht. Das Kind, ein kleines Mädchen, nahm mich bei der Hand, und ich, der ich nichts zu versäumen hatte, folgte ihr willig und gern.

Sehn Sie nur, sagte die Dame, indem wir in ein ärmliches Stübchen traten, das in seiner Art elegant genannt werden konnte, sehn Sie nur einmal, wertester Herr Magister Kauderer, diesen kleinen blonden Krauskopf. Aus seinen großen blauen Augen spricht viel Talent; freilich müßten die roten Backen wegfallen. Wenn er, wie mein geübter Blick mir sagt, herren- und heimatlos ist, könnte ich mich entschließen, ihn an der Stelle meines freundlichen Adelbert zu behalten, den der Tod mir aus den Armen riß, die ihm mütterliche geworden waren.

Und wirklich trat ich, nachdem ein Examen die Schärfe ihres Kennerauges belegt hatte, an jenes Adelbert Stelle. Wie heißest du? fragte Madame Müller. Jakob? Der Name klingt nicht, rührt nicht; er ist einer von jenen gleichgültigen Namen; von nun an heißest du Theodor, mein Kind. Sieh, das ist Belcolore, dies Ghismonda, diese Kleine Rosaurabella, talentvolle Anfängerinnen; die sind nun deine Schwestern. Nach diesem feierlichen Aktus fuhr Magister Kauderer fort, wo unser Eintreten ihn im Vorlesen des Sächsischen Trompeters gestört hatte. Und zwar laß er zunächst von einem Pascha mit drei Roßschweifen,

dessen Namen er, so oft er vorkam, mit solchem Respekt aussprach, daß von diesem Augenblick an der Wunsch in mir lebendig wurde, ein Pascha von drei Roßschweifen zu sein, der mich später nie wieder verlassen hat.

Dame Müller widmete mir einen großen Teil ihrer Zeit. Sie war ungemein von ihrer Kunst eingenommen und suchte auch ihren Zöglingen diese Liebe beizubringen. Vormittags übte sie uns in der Theorie, das heißt: wir mußten rührende Geschichten ersinnen, wobei sie durchaus nicht auf äußerste Wahrscheinlichkeit drang. Denn sie sagte: Ich kenne tausend Damen, darunter die feinsten, die im Theater oder beim Roman über die unwahrscheinlichsten Leidenssituationen in Thränen zerfließen und beim wirklichen Elend kalt vorübergehn können. Es ist also nicht die Sache an sich selbst, die die Wirkung thut, sondern allein die Behandlung. Das weibliche Herz — und dieses kommt bei unsrer Kunst vornehmlich in Betracht, da die Männer leichter geben, als die Frauen, und meist, ohne daß man Kunst anwenden müßte — das weibliche Herz ist so zart, daß das wirkliche Elend es nicht rührt, sondern beleidigt in seiner rohen, nicht durch Kunst gemilderten Erscheinung. Und daher, eben von dieser Geistigkeit, dieser Zartheit kommt es, daß das weibliche Herz sich öfter vor diesen Eindrücken verschließt, nicht aber von einer gewissen innerlichen Kälte, wie jene Weiberfeinde behaupten, die da annehmen, die Frauen besäßen nur Phantasie, aber kein Gemüt.

Doch ich komme von diesen Äußerungen der Madame Müller, die wenigstens beweisen können, daß sie eine gebildete und denkende Künstlerin war, wieder zu meiner Geschichte selbst. Vormittags also wurden rührende Situationen erfunden und in Scene gesetzt, das heißt: die nötigen Zuthaten von Gestikulation, Blicken, Seufzern, Thränen und dergleichen hinzugefügt. Der Nachmittag gehörte der Praxis. Meine Pflegeschwestern gingen schon ihre eignen Wege; ich aber mußte, nachdem mein zu gesunder Teint durch Fasten etwas gemildert war, mit der Madame gehn. Da galt ich denn bei kinderlosen Frauen für eine Waise, die Madame Müller angenommen habe, weil ihr der Himmel die Erfüllung des heißesten Wunsches, ein eignes zu haben, versagt habe. Bei Damen, die mit ihren Gatten im Zwist lebten, war ich das Kind eines rohen Menschen, der sie, meine Mutter, und mich im Trunke zu töten gedroht, weil er uns nicht mehr ernähren könnte, und dergleichen. Sehr stolze Damen bat sie zu Gevatter und versicherte so lange, nicht Eigennutz, sondern außerordentliche Verehrung vor ihnen sei die Ursache, bis die gebotene Ablösungssumme ihr genügte. Ich würde nicht fertig werden, wollte ich erzählen, wie sie aus der Geschichte derjenigen selbst, die sie um Hilfe ansprach, das Hauptmotiv der Geschichte nahm, die sie als die ihre erzählte. Dies fiel ihr leicht, da sie die Dienstmädchen, denen

sie die Karte schlug, oder die Kunden der Leihbibliothek von Ritter-, Räuber- und Geistergeschichten waren, die Madame Müller nebenbei hielt, auf die pfiffigste Weise auszuhorchen und für sich zu stimmen wußte. Ich würde nicht fertig werden, wollte ich erzählen, wie sie hier die Farben ihrer Schilderung nur hinhauchte, dort wieder mit markigem Pinsel auftrug, hier einen einzigen halbverhaltenen Seufzer spielen ließ, dort eine ganze Sündflut von Thränen bereit hatte, je nachdem sie wußte, was die Nerven der bestürmten Damen aushielten. Das einzige, was öfter unverändert wiederkehrte, war der Refrain: Unsereins ist schlimmer dran wie ein Bettler; man leidet im stillen.

Der Wohlthätigkeitssinn der Leipziger ist bekannt; einer solchen Künstlerin konnte es nicht fehlen.

So lange ich mich als Appendix der Madame Müller passiv verhalten konnte, that es gut; wie ich mich auf eignen Füßen bewegen sollte, zeigte sich bald meine gänzliche Unfähigkeit. Dazu kam, daß, nachdem ich einigermaßen an das Fasten gewöhnt war, meine Gesichtsfarbe wiederkehrte und mein ganzes Ansehen immer weniger zu meinem Berufe paßte. Sie pflegte mich hungern zu lassen oder körperlich zu züchtigen, wenn die Gaben, die ihr jene Geschichten einbrachten, ihr zu gering schienen. Das hatte im Anfang die von ihr wohlberechnete Folge, daß, während sie ihre Dichtungen vortrug, das Vorgefühl meines nahenden Ungemachs mir bittre Thränen erpreßte, wodurch ihre Bemühungen sehr gefördert wurden. Mit der Zeit aber wurde ich fühllos, und weder das Vorgefühl noch das Ungemach selbst vermochten mehr, mich aus meiner apathischen Gleichgültigkeit zu scheuchen. Dame Müller hatte also Gründe genug, mit mir unzufrieden zu sein.

So stand ich um die Zeit, als ich euch kennen lernte, deren Unglücksgenosse ich später noch einmal zu werden bestimmt war, unter derselben oder noch schlimmern Tyrannei wie ihr. Und unser Träumen und gänzliches Vergessen der Außenwelt an jenem Frühlingsnachmittag verursachte auch in meiner Geschichte eine Katastrophe. Madame Müller empfing mich nicht mit thätlichen Bezeigungen ihrer Unzufriedenheit, wie ich gefürchtet hatte, sondern richtete mit dem feierlichen Ernste, den sie so sehr in ihrer Gewalt hatte, etwa folgende Rede an mich: Lieber Theodor, ich halte es für meine Pflicht, ein ernstes Wort mit dir zu reden, ein Wort, dessen Notwendigkeit mich so sehr kränkt, als es dich nur irgend kränken kann, ein Wort, das ich nicht mehr verschieben darf, wenn ich die Versicherungen der mütterlichen Fürsorge, die ich dir oft gethan, nicht Lügen strafen will. Lieber Theodor, das Schrecklichste, was dem Menschen begegnen kann, ist, wenn er sich sagen muß: Du hast deine Bestimmung verfehlt; um so schrecklicher, je weiter er über

das Alter hinaus ist, in dem man noch hoffen darf, mit Erfolg einen neuen Lebensweg einschlagen zu können. Noch bist du nicht über dieses Alter hinaus. Lieber Theodor, es kränkt mich, deine jugendliche Eitelkeit so zerschmettern zu müssen, wie ich doch muß, aber ich muß dir sagen: Du hast kein Talent zu der Kunst. Mit der rotbäckigen stumpfen Behaglichkeit, mit der du mir eben zuhörst, als ginge die Sache dich gar nichts an, wirst du nimmer zu der Objektivität der Darstellung hindurchdringen. Es giebt, wie du weißt, viele gute Menschen in Leipzig. Du bist nicht häßlich und hast etwas Wackres in deinem Ansehen; vielleicht nimmt einer oder der andre dich als Laufjungen in den Dienst. Hältst du dich gut, kannst du mit der Zeit Markthelfer oder Hausknecht werden, am Ende deiner Lebensperspektive steht vielleicht, wer kann es wissen? eine bürgerliche Nahrung. Unsre Nachbarn, der Schuhmacher Fintlein und der Schneider Heidermann, sind beide willens, ihre derzeitigen Laufjungen fortzujagen. Es käme nun darauf an, was du werden möchtest, Schusterjunge oder Schneiderjunge —

Ich hatte sehr aufmerksam zugehört, so wenig ich auch den größten Teil ihrer Rede verstand. Ach, Madame Müller, sagte ich in meiner Unschuld, Schusterjunge mag ich nicht werden, Schneiderjunge auch nicht, aber ein Pascha von drei Roßschweifen möcht ich werden!

So sagte ich. Ich weiß nun nicht, glaubte Madame Müller wirklich, ich hätte sie verhöhnen wollen, oder war sie der Gelegenheit froh, auf diese Weise mich los zu werden: Nein, rief sie, indem sie mich zornesrot am Arm ergriff und aus der Thür warf, die sie hinter mir verschloß: eine solche Schlange will ich nicht länger an meinem Busen wärmen. Komm mir nie wieder vor meine Augen, undankbare Kreatur!

Lange stand ich weinend vor der Thüre; sie öffnete sich mir nicht wieder. Weinend stolperte ich die vier Treppen hinab. Wie ich aus dem Hausthor ging, kam mir erst recht das Gefühl meiner nunmehrigen Verlassenheit; ich rang meine Hände und schrie, indem ich bitterlich weinte, unaufhörlich: Ach, Madame Müller! Ach, Madame Müller! Ich will ja gewiß kein Pascha mit drei Roßschweifen werden; behalten Sie mich doch nur!

Während ich diese Worte unter den schmerzlichsten Thränen wiederholte, kam, wie eine gute Fee, Madame Flötenspiel die Gasse daher. Nachdem sie mich nach ihrer gutmütigen, lebhaften Art über die Ursache meines schmerzlichen Gebärdens ausgefragt hatte, wobei sie an meinem blonden Kraushaar zupfte und mit der flachen Hand mir auf die Backen schlug, indem sie bald über mein Elend zu Thränen gerührt war, bald über meine naiven Ausdrücke sich tot lachen wollte, sagte sie: Laß gut sein, Krausköpfchen, und weine mir nicht deine muntern,

blauen Augen krank; ich will für dich sorgen, und wirst du so, wie dein Aussehen verspricht, wer weiß, was dann geschehen kann. In zwölf Jahren ändert sich gar manches.

Sie nahm mich mit sich nach Hause. Herr Nauplius, denn so hieß ihr damaliger Gatte, wohl dreimal so alt als sie, schien nicht sehr zufrieden mit diesem Zuwachs der Familie; aber sie verstand ihn so für mich zu gewinnen, daß er allmählich eine wirkliche Zuneigung zu mir zu fassen schien. So schlecht es mir sonst gegangen war, so gut ging es mir jetzt. Die besten Bissen wußte Madame Flötenspiel — lassen Sie mich meine Wohlthäterin bei ihrem jetzigen Namen nennen — mir zuzuwenden. Und ebenso mütterlich sorgte sie für mein geistiges Teil. Ich lernte lesen, schreiben, rechnen, französisch, englisch, und lernte um so fleißiger, je mehr ich merkte, welch Vergnügen ich meiner Wohlthäterin dadurch bereitete. Als ich mein fünfzehntes Jahr zurückgelegt hatte, gab mich Madame Flötenspiel bei Herrn Entenfraß, einem Kaufherrn in der Peterstraße, in die Lehre. Ich kann den wundersamen Eindruck, den mein Herr Prinzipal, als ich ihn zum erstenmal sah, auf mich machte, nicht vergessen. Acht Commis besorgten den Verkauf. Herr Entenfraß, ein ziemlich untersetzter, jedoch ungemein beweglicher Mann, schien zwecklos dazwischen in dem Gewölbe umherzusteigen. Mit einer gewissen fast ängstlichen Unruhe, die sich in beständigem Achselzucken aussprach, schob er den grünen Augenschirm, den er immer trug, bald auf diese bald auf jene Seite. Dabei rief er von Zeit zu Zeit mit gellender Stimme: Nummer eins de el em, Nummer zwei de el em und gestikulierte auf das seltsamste mit dem rechten Arm, dessen Hand mit einer Elle bewaffnet war. Die Bedeutung dieses Treibens blieb mir, so lange ich Lehrling war, ein Rätsel. An dem Tage, mit dem meine Lehrzeit ablief, rief der jüngste Commis mich in das Comptoir, wo ich Herrn Entenfraß samt seinen übrigen Leuten in einer magischen Dämmerung antraf. Es war eines Sonntags unter der Kirche. Die Fensterladen waren geschlossen, und das mystische Helldunkel rührte von der einsiedlerischen Flamme einer Comptoirlampe her. Herr Entenfraß begrüßte mich, indem er die Elle, die er in der rechten Hand als Kommandostab zu führen gewohnt war, vor mir senkte, eine Ehrenbezeugung, die mir bis dahin nie zu teil geworden war. Rings um Herrn Entenfraß standen die acht Commis in feierlichem Schweigen, die Markthelfer hinter ihnen.

Da Herr Fischer, so begann Herr Entenfraß zu reden, unsre bisherige Nummer eins, uns verläßt, wird Herr Schmidt, unsre seitherige Nummer zwei, in die eins vorrücken, die bisherige Nummer drei in die zwei und so fort. Und du, Theodor, wirst als Nummer acht in

die Reihe dieser würdigen Männer eintreten. Und so wäre denn die Zeit, das ernste Geheimnis des De el em dir aufzuschließen. Es giebt, werteste nunmehrige Nummer acht, es giebt Menschen, deren ganzes Streben dahin geht, mit Kaufleuten und Wirten wider den Willen dieser in Gütergemeinschaft zu treten. Dazu giebt es zwei Wege: den Weg des Borgens, ohne den Willen zu bezahlen, und den Weg des unmittelbaren Besitznehmens von einer Sache wider nicht allein den Willen, sondern auch wider das Wissen des bisherigen Besitzers. Beide Richtungen zählen in unserm Leipzig viele Anhänger. Und namentlich vor der zweiten mich zu wahren, ist mein Geschäft; während meine Commis verkaufen, die Physiognomien und Gebärden der oft nur vorgeblichen Kunden zu studieren. Finde ich etwas Verdächtiges, so warne ich die betreffende Nummer durch das so unbefangne und doch so vielsagende De el em — die Anfangsbuchstaben der drei Worte: das Luder mauſt! Und nun noch einiges Beherzigenswerte über den Stand, dem du angehörst. Ein altes Sprichwort sagt: Lieber zehn Neider als einen Mitleider. So lasset uns froh sein! Zeigt sich der Neid im Verkleinern seines Gegenstandes, in der Bemühung, ihn lächerlich zu machen, so fehlt es unserm Stande nicht an Neidern. Wie viel Spottnamen hat der Neid andrer Stände für uns erfunden! Oder glaubt er, erfunden zu haben! Denn wir würden, wenn wir sie betrachten wollten, finden, daß wir solchen Spott uns leicht gefallen lassen können, indem er nichts als eine Anerkennung ist, die sich im Ärger, daß sie sich nicht verleugnen kann, stellen will, als sei sie Spott. So nennt man uns zuweilen Industrieritter. Sind wir es nicht? Wo liegt das Beschimpfende? Ich kann es in dem Worte nicht finden. Hat man es im Ärger darüber erfunden, daß wir es schneller dahin bringen, wie andre, Pferde kaufen zu können zu unserm Vergnügen und auf diese Weise beritten zu werden? Wer belegt uns hauptsächlich mit diesem Namen? Die sogenannte gelehrte Kaste, in unserm Sinne oft: die geleerte. Was anders treiben denn aber sie selbst, als Industrie? Der eine verkauft seine Überzeugung der Kirche oder dem Staate gegen eine jährliche Rente und macht in Aberglauben; der andre marktet mit dem Rechte, der dritte verkauft seine Gifte für Geld und arbeitet für den Totengräber, der vierte macht in Syllogismen. Industrie ist also auch ihre Göttin; aber Ritter sind sie nicht. Wir sind noch ein Echo jener fahrenden Ritter; während jene gähnend hinter dem Ofen hocken, bieten wir die mutige Brust den Winden, den Wassern des Himmels und den Saugstacheln hungriger Gastwirte auf der Reise. Während sie, was die Zeit in ihrem Fortschreiten bereits zertreten hat, zu traurigem Scheinleben wieder aufzubrüten sich mühen, werfen unsre rüstigen Hände die Weberschiffchen von Land zu

Land, von Meer zu Meer und weben dem neuen Geiste ein neues Gewand, ziehen wir der Erde den Ringpanzer der Eisenbahnen an zum Todeskampfe mit tausendjährigem Dunkel. Wir wiegen und nähren den jungen Geist eines neuen kräftigen Lebens auf unsern thätigen Armen, der, ein junger Herkules, noch in der Wiege die Schlangen Despotie und Geisteszwang zerdrücken wird. Und so schlage ich denn dich, gegenwärtigen Theodor Espe, zu solchem Ritter! Theodor, du warst bis heute Lehrling; Herr Espe, von nun an sind Sie Commis!

Herr Entenfraß zitterte vor Begeisterung, als er mit der Elle meine Schulter berührte. Es war ein feierlicher Augenblick.

Die nächsten Jahre meiner Geschichte bieten nichts, als daß ich von Nummer acht zu Nummer eins emporstieg. Madame Flötenspiel konnte ihre wachsende Neigung zu mir nicht bergen, und es war kein Zweifel, daß ich, sowie Herr Nauplius, der bereits vor Schwindsucht in seiner eignen Haut wie in einem Burnus einherging, das Zeitliche segnete, der Mitbesitzer ihres bedeutenden Vermögens werden würde. Nicht vergessen darf ich, daß ich in dieser Zeit für acht gute Groschen zu Mittag aß, beständig das Eleganteste auf dem Leibe trug, vier Dutzend der feinsten Hemden von schlesischer Leinwand besaß, daß ich Konzerte und Theater besuchte, über alles sprechen konnte, daß ich die Ritterpflicht nie versäumte, wenn ich mit meiner Prinzipalin und ihren Töchtern in einem Kaffeegarten oder auf einem Balle zufällig zusammenkam, sie auf das galanteste zu unterhalten. Sie waren stolz auf mich und konnten es sein, denn Urteile wie: Schiller führt uns aus uns heraus, Goethe führt uns in uns hinein, was man auch umgekehrt sagen kann; Redensarten und Ausdrücke, wie objektiv und subjektiv, absolut und relativ, Sauerstoff, Stickstoff, Wasserstoff, Kohlenstoff, die höhere Ironie und dergleichen haschten sich auf meinen Lippen. Dabei schwärmte ich für die Menschheit wie Marquis Posa, und wo zum besten Armer, Abgebrannter und dergleichen getanzt oder Konzert gehört wurde, da war ich nicht der letzte und schonte weder Füße noch Ohren. Dieses Schwärmen gab mir etwas Interessantes, Schmachtendes, vornehm Abgestandnes; dazu die unendliche Bescheidenheit, die ich immer besaß und noch besitze — kurz: ich war der liebenswürdigste und vollkommenste Jüngling, den das Königreich Sachsen seit Jahrhunderten hervorgebracht hatte.

Eines Tages — es war in der Ostermesse — trat eine schlanke, schöne Dame in persischer Tracht in Herrn Entenfraßens Gewölbe. Sie wandte sich an mich; ich mußte ihr das zeigen und jenes. Sie ließ, was sie kaufen wollte, beiseite legen und gab es ihren Begleitern, einem schwarzen Sklaven und einer weißen Sklavin, die es nach Hause bringen sollten. Dann nahm sie den Schleier ab, verbeugte sich und verließ

mit ihren Domestiken das Gewölbe. Wie vom Blitz getroffen, stand ich da. Solche Schönheit hatte ich nie gesehen, nie geahnt. Mit niegefühlter Wonne durchschauerte mich ihr Lächeln. Ich sah die blendend weiße Stirn mit den dunkelschwarzen Bogen der Brauen, die feinste Adlernase zwischen zwei dunkeln Sonnen, den schmalen, zarten Mund, das lieblich gerundete Kinn, den vollen und doch so zierlichen Wuchs, ich sah diese Reize lange noch, nachdem ihre Besitzerin den Laden verlassen hatte, und neu eingetretne Kunden verwundert vor mir standen, daß ich, sonst die Gewandtheit, die Gesprächigkeit, das Leben selbst, ein steinernes Bild geworden schien.

Mit Schrecken fiel mir plötzlich ein, daß die Dame mich nicht bezahlt hatte. Herr Entenfraß war verreist; wie sollte ich vor ihm bestehn, dem er alles anzuvertrauen gewohnt war! Es war keine Kleinigkeit, was die Waren, die sie gekauft und mitgenommen hatte, betrugen; es war eine Summe von mehr als tausend Thalern. Meine einzige Hoffnung war, die schöne Perserin werde sich erinnern, daß sie mich nicht bezahlt habe, und das Geld entweder selbst bringen oder schicken, ehe Herr Entenfraß zurückgekommen sein würde.

Und wirklich hatte ich mich nicht getäuscht. Acht Tage nachher kam sie wieder mit ihren beiden Begleitern. Ihre Stimme klang mir nun doppelt wie die süßeste Musik, da sie sich entschuldigte, in der Zerstreuung das Bezahlen vergessen zu haben; sie nahm noch mehrere Waren heraus, dann bezahlte sie diese und die vorigen mit. Und wieder nahm sie den Schleier ab, ehe sie ging; und wieder stand ich regungslos wie eine Bildsäule. Der Markthelfer, der mich erinnerte, das Geld einzustreichen, das leicht, ohne daß ich es gemerkt haben würde, jemand hätte hinwegnehmen können, mußte mich wecken wie aus dem tiefsten Schlafe.

Von Madame Flötenspiel kam eine Einladung auf den Abend. So dankbare Gesinnungen ich gegen sie hegte, so war in meiner Seele ihr Bild durch das der Fremden dennoch völlig in den Hintergrund gedrängt. Alle meine Gedanken, alle meine Empfindungen schwärmten wie Bienen um die Blume jener wundervollen Reize. Ob ich sie wiedersehen würde? Ob und wie sie meiner dächte? Diese und tausend ähnliche Fragen wandten trotz alles Widerstrebens meine Gedanken immer von neuem von meinem Geschäfte ab, daß ich froh war, wie die Stunde des Gewölbeschlusses schlug. Kaum konnte ich vor Unruhe die gewählte Toilette machen, die Leipzigs Damen an mir zu bewundern gewohnt waren. Ohne eigentlich zu wissen, wohin ich wollte, verließ ich meine Wohnung, so in Träumen, daß erst der ungeheure Lärm, aus dem Rasseln des Dampfkarussells, dem Brüllen der Löwen, dem Abrgeln schauderhafter Mordthaten und unzähligen andern Elementen gemischt,

mich lehrte, daß der Weg, den ich unwillkürlich verfolgt hatte, unter die Buden führe, in die lärmende Stadt der Vagabunden, die mit Anfang der Messe wie ein Pilz aufschießt und vier Wochen darauf wie in die Luft zerstoben scheint.

Friede sei mit Euch! sprach eine Frauenstimme zu mir; ich sah auf und erblickte — denkt euch mein Staunen, meine Freude — die Begleiterin des Inbegriffes meiner Wünsche. Allah sei gepriesen, der mich in Euern Zügen lesen läßt, daß die Befürchtungen meiner Gebieterin vergebens gewesen sind!

Mein Entzücken ließ sie nicht ausreden. O daß ich alle Befürchtungen Ihrer und meiner Gebieterin zu tilgen vermöchte, wenn es anders möglich ist, daß Befürchtungen einem so vollkommnen Wesen haben nahen können, als Ihre und meine Gebieterin ist.

Die Sklavin zeigte in ihren Mienen ebenso viel Freude, als sie in den meinen bei Erwähnung ihrer Herrin gelesen haben mochte.

Reden Sie, fuhr ich fort, sprechen, befehlen Sie. Was kann ich thun, Ihres Anblickes würdig zu werden, ohne den ich, ich fühle es zu gewiß, nicht mehr leben kann?

Allah ist groß! rief sie aus. Wisset, daß die liebenswürdigste Prinzessin der Welt, Sonne des Lebens genannt, so sehr nach Euerm Anblick schmachtet, daß die Perlen ihrer Gazellenaugen nicht mehr über Rosen rollen, sondern über Lilien. Schlaflose Nächte haben die Sonne in einen Mond verwandelt, der in Thränenwolken badet.

Während die gute Sklavin so sprach, lenkte sie ihre Schritte nach dem Königsplatze zu, über den Königsplatz dahin, die Zeitzer Straße entlang; wir waren am Härtelschen Palais angekommen, als sie stehn blieb und in die Hände schlug. Da öffnete sich die Thüre, der Schwarze, den ich schon zweimal in der Begleitung der schönen Perserin gesehen hatte, ließ uns eintreten und verschloß hinter uns wieder die Thüre.

Eine silberne Treppe mit goldnem Geländer führte mich die Sklavin hinan; zu beiden Seiten der Treppe standen ungeheure brennende Wachskerzen. Die Düfte von Moschus und grauem Ambra zogen in Wolken durch die weiten Räume des schönsten aller Paläste. Ich staunte, indem ich bei mir sagte: Ist das nicht, als würde ein Märchen der Tausend und einen Nacht lebendig? Wirklich, meine Freunde, ich war nahe daran, zu zweifeln, daß, was mir begegnete, Wahrheit sei, daß ich nicht träumte oder im Fieber phantasierte. Jetzt sprangen zwei Flügelthüren auf, und wir traten in einen Saal von unzähligen Säulen gestützt, die hohen Palmbäumen glichen. Die Kuppel schien aus einem einzigen Saphir geschnitten, und seine Farbe war dieselbe, wie die des Himmels, der durch die großen offnen Fenster von allen Seiten sicht-

bar war. Mitten in dem Saale drängte ein großer Springbrunnen seine Wassersäule fast bis zur Decke der Kuppel empor; seine Wogen, in tausend blinkende Sterne zerbrochen, weckten in das Silberbecken zurückfallend die süßesten Zimbeltöne. Ich stand und wagte kaum zu atmen. Nun nahte von außen Musik, eine andre Thüre sprang auf, und herein traten in schöner Ordnung zwanzig schwarze Verschnittene mit gezückten Säbeln, prächtig in goldbrokatne Gewänder gekleidet. Darauf folgten ebenso viel der schönsten Sklavinnen mit Saitenspielen, die sie auf die lieblichste Weise rührten. Und nun kam Sonne des Lebens selbst in ihrer Wunderschönheit. Noch einmal zwanzig Frauen, auf Hoboen blasend und sanften Flöten, beschlossen den Zug. Die schwarze Dienerschaft reihte sich hinter dem Tische, an den Sonne des Lebens sich setzte, nachdem sie mich auf das anmutigste willkommen geheißen und eingeladen hatte, mich zu ihr zu setzen. Die Sklavinnen umgaben uns, bald in den lieblichsten Tänzen ihre Reihen verschlingend, bald in die ergötzendsten Gruppen geordnet. Sonne des Lebens schnitt derweile den saftigsten Apfel in der Mitte durch und gab die eine Hälfte mir, dann schenkte sie selbst den kühlen Wein in eine Schale, neigte sich vor mir und trank. Nun reichte sie die Schale mir, indem sie mit der süßesten Stimme sang, wobei die Sklavin, die mich hierher geführt hatte, sie mit der Laute begleitete.

Sonne, dies war der Sinn der Verse, die sie sang, Sonne des Lebens nennen sie mich; aber du bist die Sonne, und ich das Leben, das ohne die Sonne sterben muß. Bin ich die Sonne des Lebens, so mußt du Leben der Sonne heißen.

Ich trank, indem ich mich gegen sie verneigt hatte, und sang zu den Tönen, die die Sklavin auf der Laute anschlug: Du bist die Sonne, ich will der Mond sein, der dich liebt und dir ewig folgt.

Bist du der Mond, entgegnete Sonne des Lebens, bist du der Mond, so nimmt von nun die Sonne ihr Licht vom Monde, nicht mehr der Mond sein Licht von der Sonne; denn ohne dich bin ich dunkel, und meine Strahlen verlöschen in den Thränen der Sehnsucht, die ich um dich weine.

Schon beim Beginnen dieses Verses waren Thränen aus ihren Augen gestürzt; nun erhob sie sich und eilte wie außer sich auf mich zu; indem sie ihre Arme um mich schlang, ward sie ohnmächtig. Kaum daß ich sie nicht fallen ließ und selbst hinsank; so bebten alle meine Lebensgeister vor der Übermacht dieser Seligkeit.

Als sie wieder zu sich kam, sprach sie: Süßes Leben, das ich endlich in den Armen halte, so bin ich nun dein mit allem, was mein ist; nicht der Gedanke eines Gedankens, nicht der Hauch eines Hauches in

mir, der nicht dein wäre, die ich der Schatten deines Schattens bin. Weh mir, daß ein unerbittliches Verhängnis sechs Tage in der Woche mich dir und mir selbst entrückt. Jede Woche findest du mich an diesem Tage hier, bis die Sonne des künftigen Tages uns wieder für sechs, sechs lange Tage trennt. Aber schwöre mir erst, ein Geheimnis sei unsre Liebe; der Hauch, der einem fremden Ohre das mindeste von ihr verrät, verlöscht uns die Kerze süßewigen Liebesglückes.

Ich schwur. Darauf setzten wir uns wieder an unsre Plätze; sie schenkte ein; wir aßen, tranken und sahen uns in die seligen Augen. Auf einen Wink von Sonne des Lebens machten die Tänzerinnen eine Pause; ihr Liebling rührte allein die Laute, und die Schönste selbst begann ohngefähr folgendes zu singen:

O Schmerz, sechs Tage getrennt zu sein; sechs Jahre werden sie mir scheinen; der Tag des Wiedersehens, ach! nur ein Augenblick.

So lange du mich küssest, scheint mir die Zeit stille zu stehn; ach! aber sie scheint es nur und eilt mit verdoppelten Schritten.

So lange du mich in deinen Armen hältst, fühle ich, daß ich glücklich bin; so wie du mich lässest, wird mir bange.

So lange dein Herz mich drückt, bin ich gesund; dann aber drückt mich das meine und ich kranke zum Tode.

Nur dann wär' ich gesund, hätt' ich das Gift deines Mundes, an dem ich kranke, beständig an meinen Lippen; nur dann wäre mir leicht, ruhte immer die Last deines Hauptes drückend auf meinem Nacken; nur dann wär ich frei, läg ich immer in den Rosenketten deiner pressenden Arme.

Süßes Leben, unser Glück ist die Rose, aber Schweigen heißt der Zweig, der sie trägt.

Und wie wonnig ist's, zu wissen, daß wir uns lieben; zu wissen, daß nur wir es wissen, daß wir uns lieben!

Mein Glück und dein Glück sind wie ein Antilopenpaar gelagert. Darum schweige, mein Leben. Sprichst du ein Wort, so schrickt es auf und flieht, wo du es nimmer wieder siehst.

Thränen stürzen aus seinen großen Augen, wenn es dich fragt: Da wir spielten, warst du so glücklich, warum verscheuchtest du uns?

Denk ich, du könntest nicht schweigen, so wird mir bange; die Schatten trüber Zukunft verschlingen mir den Tag der heitern Gegenwart.

Drum laß uns hingehn, wo wir ungesehen uns fassen und uns umfangen halten, so lange die Nacht uns beide umfangen hält.

Den pressenden Armen glaubt die Liebe mehr als dem Munde; dem Munde glaubt die Liebe mehr, wenn er küßt, als wenn er spricht.

Damit stand sie auf, nahm mich bei der Hand und führte mich in

das schönste Schlafzimmer, das man sich denken kann. So sehr wir eilten, so lange währte es, bis wir es erreichten, weil wir uns bei jedem Schritte küssen mußten. Das Lager war weich, Wolken von Wohlgerüchen umschwammen es; von ferne klang das Saitenspiel der Sklavinnen und süße Wettgesänge, dazwischen säuselte das Klingen der Wassertropfen auf dem silbernen Becken vom Saale her.

Mein Glück war zu groß, als daß es hätte dauern können. Und von seinem höchsten Gipfel mußte ich fallen hinab in die Tiefe des Harms. An demselben Tage, an dessen Morgen die teuerste Hand das Dekret des Sultans mir übergab, mittels dessen ich zum Pascha von drei Roßschweifen ernannt war, an demselben Tage verlor ich Geberin und Gabe! Ach! sie ahnte es wohl! Ehe ich von ihr ging, umfing sie mich so innig, als wollte sie mich erdrücken, und biß mir das Stück aus der Oberlippe, weswegen ich den Schnauzbart tragen muß.

Noch desselben Tages führte mich mein Weg an dem Hause des Herrn Nauplius vorbei. Ich sah mehrere schwarzgekleidete Männer ins Haus treten; die Erinnerung an die süßeste Nacht, denn jede letzte war die süßeste, beschäftigte mich so, daß mir nicht einfiel, der Todesfall, den die Anwesenheit dieser Schwarzgekleideten verkündete, könnte die Familie betroffen haben, der ich so viel Dank schuldete. Daran wurde ich erst erinnert, da Madame Flötenspiel am Fenster erschien. So wie sie mich sah, öffnete sie das Fenster und sagte: Ich sehe wohl, daß Sie wenig Zeit mehr für mich haben; bedenken Sie aber, wie sehr ich jetzt eines Freundes bedarf, so schenken Sie mir doch vielleicht den kurzen Augenblick, um den ich Sie bitte.

Sie sprach diese Worte mit dem Ausdruck unverkennbaren Schmerzes; ich sah nun erst, wie unrecht es war, wie undankbar, eine solche Wohlthäterin so ganz zu vernachlässigen, wie ich mir vorwerfen mußte, gegen Madame Flötenspiel gethan zu haben. Und mit dem festen Vorsatze, was ich versäumt hatte, nachzuholen, insoweit es geschehen könnte, ohne Sonne des Lebens Rechte auf mich zu kränken, ging ich hinein.

Madame Flötenspiel führte mich schweigend an die Leiche des Herrn Nauplius und ebenso wieder zurück. Er war mir ein Vater, sagte sie, und ihre verweinten Augen straften diese Worte nicht Lügen. Dennoch gilt, fuhr sie fort, mein Kummer nicht ihm allein; die Hälfte meines Kummers gehört einer Hoffnung an, die ich zugleich mit meinem Gatten begraben muß!

So sprach Madame Flötenspiel, und ihre krampfhaft aufzuckende Brust wiederholte das Gesprochne. Was sollte ich entgegnen? Ich verstand nur zu gut, was sie meinte. Und hätte ich's bei jener Äußerung nicht verstanden, so mußte das, was folgte, mir das Verständ-

nis eröffnen. Sie sah mich einige Augenblicke ernsthaft an, dann, wie sie sah, daß sie mich traurig gemacht hatte, mühte sie sich, in das launige Wesen zu fallen, das sie so gut kleidete. Sag mir nur, Krausköpfchen, sagte sie, wo du dich jetzt herumtreibst. Seht nur, welch ernsthaftes Gesicht er macht, damit ich die Lüge glauben soll, die er vorbringen will! Und er weiß es nur zu gut, daß ich mir noch schlimmeres von ihm gefallen lasse, als solche Falschheit, wenn ich ihn nur sehen kann. Er weiß zu gut, wie ich mich vor zehn Jahren in ein kleines Krausköpfchen verliebte, in ein irreflatterndes, verwaistes Vöglein, daß ich's an den Busen nahm und wärmte und ihm mein Herzblut gegeben hätte, wenn dem Schalk damit gedient war; nun fliegt mir's fort und sieht nicht mehr nach mir!

Bei den letzten Worten hatte sie die vergebliche Bemühung, ihre Empfindungen unter dem launigen Wesen zu verstecken, aufgegeben, und nun rächten sich jene für den Zwang, den sie ihnen angethan hatte, durch Verdoppelung ihrer Gewalt.

Ich habe kein besseres Herz gekannt, als das der Madame Flötenspiel; zudem macht es doppelte Wirkung auf uns, sehen wir einen Menschen so recht traurig, den wir nur froh gesehen haben, und von dessen Persönlichkeit wir kaum die heitere Laune trennen können; vorzüglich aber war es der Vorwurf, der für mich sowohl in ihren Äußerungen als eben in der Art, mit der sie gethan wurden, lag, was mich auf das heftigste erschütterte.

Ihre Äußerungen, entgegnete ich und mühte mich nicht, meine Bewegung zu verbergen, lassen mich besorgen, daß Sie mich des schändlichsten Lasters fähig halten, das ich mir denken kann.

Wer sagt das? sprach Madame Flötenspiel. Hab ich gesagt, ich hielte Sie eines Lasters fähig? Hab ich Ihnen hilfreich werden dürfen, so muß mir das eine Freude bleiben, aber ein Recht giebt mir's nicht über Sie, es müßte denn das Recht sein, daß ich mir's nicht von Ihnen wehren lasse, Ihre Mutter ferner zu bleiben. Können Sie einen Vorwurf in dem, was ich sagte, finden, da Sie wissen, daß ich Sie auf keine Weise kränken will?

Ich war im Begriffe, zu antworten. Madame Flötenspiel, die kein trauriges Gesicht sehen konnte, versuchte nochmals jenen scherzenden Ton. Die Herzensgüte, die sich darin zeigte, vermehrte nur meine Bewegung.

Glaubst du denn, Krausköpfchen, sagte sie, indem sie mich am Haare zupfte, ich wüßte nichts von der Prinzessin am Zeitzer Thor?

Ich Unseliger nahm in meiner Verwirrung diese Worte, mit denen sie, wie man zu sagen pflegt, auf den Busch schlug, für baren Ernst, und so mußte ich glauben, sie kenne das ganze Verhältnis. Wissen

Sie — wollte ich voll Erstaunen fragen. Alles, unterbrach sie mich. Aber ich hätte auf ihrem Gesichte lesen müssen, daß sie überrascht war, wenn nicht ein böser Genius mich blind und taub gemacht hätte, nur — leider — nicht stumm! Glauben Sie mir, rief ich, alles will ich thun, was Sie wünschen; ich weiß, wie viel ich Ihnen schulde; nur von Sonne des Lebens zu lassen verlangen Sie nicht von mir! Nur das — ach! einen Augenblick zu spät kam ich zur Besinnung; das unselige Wort war gesprochen — wie ein Wahnsinniger schrie ich auf — wie ein vom Blitz Getroffner stürzte ich nieder.

Madame Flötenspiel kniete nieder zu mir, der sich am Boden wand wie ein Verzweifelter. Beruhige dich doch, armer Schelm, sagte sie weinend aus Mitleid mit mir; hast du das Mädchen lieb, und ist sie gut, so heirate sie doch; du weißt ja, was ich besitze, ist dein. Beruhige dich doch nur. Ich will ja weiter nichts von dir, als nur manchmal dich sehen. Beruhige dich doch nur, armer Schelm! Beruhige dich doch nur!

Ich hatte nur Sinn für meinen Schmerz. Fort rannte ich.

Den nächsten Sonnabend abends war ich unter den Buden; es zeigte sich keine Sklavin, mich zu Sonne des Lebens zu führen. Ich lief an das Härtelsche Palais; es war und blieb verschlossen. Ich mietete ein Zimmer in der Nähe. Ich wurde ein Ritter Toggenburg. Herrn Entenfraß, Madame Flötenspiel hatte ich vergessen; Tag und Nacht stand ich lauschend an meinem Fenster oder rannte wie wahnsinnig um das Palais herum. Vergebens; es öffnete sich mir nie wieder. Und nun frage ich euch, hatte ich weniger Grund als ihr, unter die Litteraten zu gehen?

So beschloß der dritte Litteratus mit einem tiefen Seufzer seine Erzählung.

Fortsetzung der Liebesgeschichte: Zu stille Liebe.

„Während der letzten Worte des dritten Litteraten war ein Gast hereingetreten, den ich um diese Zeit hier nicht erwartete. Es war Herr Jammerdegen; mit ihm kam eine bleiche, kranke Mannsgestalt. Beim Anblick des Bleichen fuhr mir's wie ein Schwert durch meine Seele. Diesem also konnte Fides mich aufopfern? Und warum? Weil er unglücklicher schien als ich? So war es nur das Erbarmen eines Engels gewesen, was ich für Liebe hielt. Und dies Erbarmen wandte sich von mir, da es einen Bedürftigern fand. Gott im Himmel weiß es, daß mich nicht reizt, was tausend andre verführen kann, Geld, Wollust, Macht; was ich schon als Kind ersehnt, was noch heute mein heißer, alleinziger Wunsch auf dieser Erde ist, ein Herz, unbedingt mir hingegeben, wie ich ihm, das also hatte ich verloren oder — nie besessen. Freilich hatte ich ja nie ein Wort davon zu ihr gesprochen.

Hatten wir denn aber nicht auf jenes Kindes Lippen den Verlobungskuß geküßt? Hatte mein Auge nicht durch das Auge des Kindes, nicht mein Mund durch den Mund des Kindes um sie geworben, ihr Auge, ihr Mund auf demselben Wege mir das beseligende Ja gesandt?

Herr Jammerdegen nahm neben mir Platz, sein Begleiter mir gegenüber. Die drei Litteraten sprachen von den Hoffnungen, die durch jene Gerüchte in ihnen erweckt waren, andre sprachen andres; ich fuhr fort in meinem Selbstgespräch. Herr Jammerdegen, der bis jetzt nach seiner Weise auf dem untersten seiner blanken Frackknöpfe die Augen hatte ruhen lassen, wandte sich endlich zu mir und sprach, und mit jedem Worte wurde er freundlicher: Ich habe schon öfter das Vergnügen gehabt, Sie zu sehen, Herr — er nannte meinen Namen. Ich heiße Jammerdegen und bin, wie Sie wohl wissen werden, Buchhändler, Buchdruckereibesitzer, Stadtrat, Kirchenvorsteher, Ersatzmann beim Landtage und dergleichen. Er präsentierte mir seine goldne Dose: Darf ich? — Wiewohl, was ich mit Ihnen zu sprechen habe, eigentlich nicht hierher gehört. Sie haben meiner Tochter das Leben gerettet und lieben sie, wie ich recht gut weiß, obschon Sie mich es nie haben wissen lassen, Fides hat erklärt, sie könne nur mit Ihnen glücklich sein. Ich will ihrem Glücke nicht in den Weg treten; ich kenne sie zu gut, als daß ich glauben sollte, eine Laune, die mit den Flitterwochen schwindet, spreche aus ihr. Sie sehen, daß ich keiner von den grausamen Vätern bin, deren ich selbst einige verlegt habe. Ich hoffe, Sie kennen mich nun. Ich heiße Jammerdegen und bin, wie Sie wohl wissen werden, Buchhändler, Buchdruckereibesitzer, Stadtrat, Kirchenvorsteher, Ersatzmann beim Landtage und dergleichen. Drum wünschte ich aber nun auch, daß mein künftiger Schwiegersohn Ruf hätte, eine Notabilität wäre. Haben Sie etwa ein Manuskript liegen? Bringen Sie mir's morgen. Ich will's verlegen. Und wenn ich's verlege, so ist Ihr Ruf gemacht. Wir Buchhändler sind's, die aus den Schriftstellern etwas machen.

So sprach Herr Jammerdegen. Was ich empfand! Wie alle Seligkeit gegen meinen Zustand im Preise fiel!

Ein Donnerschlag oder ein Erdstoß zitterte unter unsern Füßen dahin. Herr Jammerdegen ward zusehends größer; die Schöße seines Frackes dehnten sich und wurden zum Königsmantel; in unbeschreiblicher Majestät stand er da. Vor Erstaunen wie betäubt begann ich: Verehrtester Herr Buchhändler, Buchdruckereibesitzer, Stadtrat, Kirchenvorsteher, Ersatzmann Jammerdegen —

Jamadagni! entgegnete mit majestätischem Lächeln der Angeredete; Jamadagni, der königliche Weise, der Enkel Brahmas, der durch seine Inkarnation als Leipziger Buchhändler den Fluch löste, der Vasantasena,

seine und der göttlichen Urvasi Tochter, jahrhundertelang von den geliebten Schwestern trennte, weil diese Cyavana, den die weißen Ameisen überbaut, mit Kusagras die heiligen Augen verletzt hatten.

Staunte ich schon über die Veränderung, die mit Herrn Jammerdegen vorgegangen war, so wußte ich noch weniger, was ich denken sollte, wie die Straße draußen, von unzähligen Fackeln beleuchtet, ein Schauplatz der wundersamsten Aufzüge wurde. Fast zugleich kamen von verschiednen Seiten her vier edelgestaltete verschleierte Damen, die eine auf einem weißen Elefanten, die andre in einem Wagen von Schwänen gezogen, die dritte auf einem mit Glöckchen behangnen Kamel, die vierte auf einem weißen Zelter von außerordentlicher Schönheit. Ich will gar nicht reden von den goldstoffnen Sätteln und Decken; ich würde vergebens ihre Pracht zu schildern unternehmen. Die zwei ersten Damen trugen indische Fürstengewande, die dritte zeigte sich in persischer Prinzessinnentracht, die vierte war angethan wie Chriemhild in den Nibelungen. Hinter ihnen ein Gefolge von Brahminen und Bajaderen, von schwarzen und weißen Sklavinnen, altdeutschen Jungfrauen, Pagen und Rittern, alle auf das herrlichste geschmückt und beritten.

Vasanta! Hildeswind! Sonne des Lebens! schrieen die drei Litteraten zugleich auf, unvermögend vor freudigem Schreck, ihre Sitze zu verlassen. Die Damen waren unterdes mit Hilfe des Gefolges von ihren Tieren herabgestiegen und lagen lange und sprachlos sich in den Armen. Jetzt traten sie herein und knieten vor dem königlichen Weisen, der sie segnete und umarmte. Drei von den vier Damen eilten nun auf die Litteraten zu, die vierte, die edelste Gestalt, die je ein Auge gesehen, die schlanken Glieder in Purpur gehüllt, auf dem unzählige Perlen prangten, einen Kranz der lieblichsten Blumen in der weißen Hand, nahte sich mir. Sie schlug den Schleier zurück; der himmlische Friede selbst lächelte mich an aus großen braunen Augen — es war Fides! Sie trat nahe zu mir, über ihre Wangen ergoß sich das süßeste Rot, als sie mir den Kranz auf das schwindelnde Haupt drückte. Wir sanken beide in die Kniee, unsre Stirnen berührten sich; keines aber sah das andre durch den Schleier der unaufhörlich quellenden Freudenthränen. Von dem Tische der Litteraten her rauschten Küsse und das Ächzen des höchsten Entzückens. Über uns schwebte die segnende Hand Jamadagnis, die Wände der Restauration wichen zurück und dehnten sich in unübersehbarer duftender Grüne, die Decke hob sich und streckte sich unendlich und wunderblau über uns hin — ich sank zurück vor dem Übermaß der Wonne, eine Ohnmacht deckte ihre kühlen Schleier über mich hin.

Zum zweitenmal erwachte ich in ganz fremder Umgebung. Es schien mir eine Stube über der Restauration des Herrn Walderich, in der

ich, wie ich mich zu erinnern glaubte, früher schon einmal übernachtet hatte. Wie war ich hierhergekommen aus dem Palmenthal? Wo war Fides, wo Jamadagni, der königliche Weise, wo waren die drei wunderschönen Damen, wo die drei Litteraten hingekommen? Ich stand auf und trat ans Fenster; drüben die Firma: Hahnsche Verlagsbuchhandlung, weiter vorn die Post — ich hatte mich nicht getäuscht. Im Kopfe war mir's düster, wie nach einer durchschwärmten Nacht. Ich zog mich an und ging hinunter in die Restauration. Ich fand Herrn Walderich allein.

Sagen Sie mir doch um des Himmels willen, fragte ich, wo der königliche Weise Jamadagni hinkam, nachdem ich die Besinnung verloren hatte vor übergroßer Freude? Wo die vier Prinzessinnen, die auf Elefanten, Kamelen, Schwanenwagen und Rossen gestern kaum hier eingezogen waren?

Herr Walderich sah mich voll Erstaunen an, dann sagte er: Elefanten — Kamele — Jama —

Jamadagni, ergänzte ich, der in seiner Inkarnation Jammerdegen hieß und —

Jammerdegen — ach so, entgegnete Herr Walderich; Sie meinen den reichen Buchhändler, der gestern vom Regen überrascht mit seinem Schwiegersohn hier eintrat.

Schwiegersohn? fragte ich. Sie reden da Dinge, die ich nicht verstehe.

Herr Walderich zeigte mir im Tageblatte eine Verlobungsanzeige: Fides —

Einige Wochen nachher kam in der Liste der Getrauten: Jungfrau Fides, eheleibliche einzige Tochter des Herrn Gottlieb Daniel Jammerdegen, Buchhändlers, Buchdruckereibesitzers, Stadtrats, Kirchenvorstehers u. s. w., mit — wüßte ich nicht zu gut, wie sich die Sache wirklich verhält, so hätte ich wahnsinnig werden müssen, wie ich das las. Nur das eine will mir nun nicht klar werden, das einzige, warum diese Trennung sein muß! Warum nahm mich Jamadagni, mich allein nicht mit in sein Reich, wie er ohne Zweifel mit den glücklichsten der Menschen, mit den drei Litteraten gethan hat, die nun mit ihren Frauen in den goldnen Hainen von Gandhamadana hausen in ewiger Jugend der Liebe und des Lebens, unter schlanken Palmen, wo der Lotos duftet und der süße Kokila singt, wo der folgende Tag immer der schönere ist? Wüßte ich nicht, daß Fides-Vasantasena durch die Bitten und Thränen ihrer Sehnsucht ihren Vater bewegen wird, mich nachzuholen, so — nein; ich muß an andre Dinge denken, sonst — dabei fühlte er seinen Puls — sonst erlebe ich's gar nicht einmal!"



Zwischen Himmel und Erde.

Einleitung.

Der Roman „Zwischen Himmel und Erde“ wurde von Otto Ludwig im Jahre 1855 geschrieben und vom Dichter zuerst der „Gartenlaube“ angeboten, die ihn jedoch in jener ja auch heute nur allzu üblichen Redaktionsbeurteilung des Geschmackes des Publikums als zu wenig „spannend“ ablehnte. Auch andere Blätter wagten nicht den Abdruck des Romans, dagegen erbot sich Meidinger in Frankfurt a. M. ihn als Buchausgabe herauszugeben. Er erschien 1856. Der Erfolg scheint immerhin nicht nur ein litterarischer gewesen zu sein, da schon 1858 die zweite Auflage erscheinen konnte.

Das Werk stammt vorzugsweise aus Jugend- und Heimateindrücken des Dichters; ohne jedoch, wie man vielfach annahm, bestimmte Persönlichkeiten aus seiner Heimat und bestimmte wirkliche Ereignisse zur Darstellung zu bringen.

Von den vielen kritischen Aussetzungen, die man an dem Werke machte und die meist in wenig deutsch-gründlicher Weise recht an der Oberfläche herummäkelten, scheint den Dichter am meisten diejenige verdrossen zu haben, daß sein Werk auf eine trübe Askese hinauslaufe, denn hierüber schrieb er nach Mitteilungen Adolf Sterns in einem Briefe:

„Ich zeigte in zwei Menschen die Extreme, zwischen denen es tausend Nuancen giebt, in deren Mitte das absolute Ideal liegt. Der Tod des Bruders wäre für tausend andere ein Glück gewesen, für Apollonius ist es keins. Seine zu große Gewissenhaftigkeit ist nahe daran, ebenso sein Verderben zu werden, als die Gewissenlosigkeit das des Bruders wurde. Meine Absicht war, zu zeigen, wie jeder Mensch seinen Himmel sich fertig mache, wie seine Hölle. Er hat sich zuletzt seinen Himmel geschmiedet, *seinen*. Sie und ich beneiden ihn nicht um diesen Himmel, uns wäre er keiner, ihm ist er einer, wie unser Himmel ihm keiner sein würde. Es galt eben die Darstellung eines Hypochonderschicksals; die Schicksale beider Enden der Menschheit sind im Werke dargestellt, des Frivolen und des Ängstlichen. Das Ideal liegt in der Mitte. Heiratete Apollonius die Christiane, so würde die Hypochondrie wiederkehren und ihn unfähig machen, sein Wort zu

halten, und er wäre doppelt verloren, weil er auch die, die auf ihm ankern mit scheitern machte. Die Kraft, die ihm die gute That giebt, ist keine, die einen absolut neuen Menschen aus ihm machte — eine solche Wirkung ist nichts, als ein Taschenspielerstück des Dichters und selber eine unsittliche Handlung — sie giebt ihm bloß die Kraft, einen Entschluß zu fassen, der für ihn, wie er einmal ist, der rettende wird, nämlich die Christiane nicht zu heiraten."

Und an anderer Stelle (in seinen „Studien zur Ethik, Ästhetik und Litteratur") sagte er über dieses Werk: „In Apollonius ist die Scheu von Belastung seines zu zarten Gewissens — ähnlich wie bei manchen Frommen die Angst vor dem Zweifel — zur Leidenschaft geworden, die seinen Verstand verdunkelt. Meine Absicht war, das typische Schicksal eines Menschen darzustellen, der zu viel Gewissen hat, das zeigt neben seiner Zeichnung der Gegensatz seines Bruders, der das typische Schicksal des Menschen, der zu wenig Gewissen hat, versinnlichen soll. Dann die Wechselwirkung, wie der zu gewissenhaft Angelegte den andern immer schlimmer, dieser jenen immer ängstlicher macht. Es ist des Allzugewissenhaften, des gebornen sittlichen Hypochondristen — und solcher Menschen sind mir genug vorgekommen, um sie als eine Gattung zu betrachten — typisches Schicksal, daß er gewissermaßen den Katzenjammer hat von den Räuschen, die sich andre trinken."

Der Herausgeber.

Zwischen Himmel und Erde.

1.

Das Gärtchen liegt zwischen dem Wohnhause und dem Schieferschuppen; wer von dem einen zum andern geht, muß daran vorbei. Vom Wohnhaus zum Schuppen gehend hat man es zur linken Seite; zur rechten sieht man dann ein Stück Hofraum mit Holzremise und Stallung, vom Nachbarhause durch einen Lattenzaun getrennt. Das Wohnhaus öffnet jeden Morgen zweimal sechs grün angestrichene Fensterladen nach einer der lebhaftesten Straßen der Stadt, der Schuppen ist ein großes graues Thor nach einer Nebengasse; die Rosen an den baumartig hochgezogenen Büschen des Gärtchens können in das Gäßchen hinausschauen, das den Vermittler macht zwischen den beiden größern Schwestern. Jenseits des Gäßchens steht ein hohes Haus, das in vornehmer Abgeschlossenheit das enge keines Blickes würdigt. Es hat nur für das Treiben der Hauptstraße offne Augen; und sieht man die geschlossenen nach dem Gäßchen zu genauer an, so findet man bald die Ursache ihres ewigen Schlafes; sie sind nur Scheinwerk, nur auf die äußere Wand gemalt.

Das Wohnhaus, das zu dem Gärtchen gehört, sieht nicht nach allen Seiten so geschmückt aus, als nach der Hauptstraße hin. Hier sticht eine blaß rosenfarbene Tünche nicht zu grell von den grünen Fensterladen und dem blauen Schieferdache ab; nach dem Gäßchen zu, die Wetterseite des Hauses, erscheint von Kopf bis zu Fuß mit Schiefer geharnischt; mit der andern Giebelwand schließt es sich unmittelbar an die Häuserreihe, deren Beginn oder Ende es bildet; nach hinten aber giebt es einen Beleg zu dem Sprichwort, daß alles seine schwache Seite habe. Hier ist dem Hause eine Emporlaube angebaut, einer halben Dornenkrone nicht unähnlich. Von rohbehauenen Holzstämmen gestützt, zieht es sich längs des obern Stockes hin und erweitert sich nach links in ein kleines Zimmer. Dahin führt kein unmittelbarer Durchgang aus dem obern Stock des Hauses. Wer von da nach der „Gangkammer" will, muß aus der hintern Hausthür heraus und an der Wand hin wohl sechs Schritt an der Hundehütte vorbei bis zu der hölzernen, hühnersteigartigen Treppe, und wenn er diese hinaufgestiegen,

die ganze Länge der Emporlaube nach links wandeln. Der letzte Teil der Reise wird freilich aufgeheitert durch den Blick in das Gärtchen hinab. Wenigstens im Sommer; und vorausgesetzt, die der Länge des Ganges nach doppelt aufgezogene Leine ist nicht durchaus mit Wäsche behängt. Denn im Winter schließen sich die Laden, die man im Frühjahr wieder abnimmt, mit der Barriere zu einer undurchdringlichen Bretterwand zusammen, deren Lichtöffnungen über dem Bereiche angebracht erscheinen, den eine gewöhnliche Menschenlänge beherrscht.

Ist die Zier der Baulichkeiten nicht überall die gleiche, und stechen Emporlaube, Stall und Schuppen bedeutend gegen das Wohnhaus ab, so vermißt man doch nirgends, was noch mehr ziert als Schönheit der Gestalt und glänzender Putz. Die äußerste Sauberkeit lächelt dem Beschauer aus dem verstecktesten Winkel entgegen. Im Gärtchen ist sie fast zu ängstlich, um lächeln zu können. Das Gärtchen scheint nicht mit Hacke und Besen gereinigt, sondern gebürstet. Dazu haben die kleinen Beetchen, die so scharf von dem gelben Kies der Wege abstechen, das Ansehn, als wären sie nicht mit der Schnur, als wären sie mit Lineal und Zirkel auf den Boden hingezeichnet, die Buchsbaumeinfassung, als würde sie von Tag zu Tag von dem accuratesten Barbier der Stadt mit Kamm und Schermesser bedient. Und doch ist der blaue Rock, den man täglich zweimal in das Gärtchen treten sehen kann, wenn man auf der Emporlaube steht, und zwar einen Tag wie den andern zu derselben Minute, noch sauberer gehalten als das Gärtchen. Der weiße Schurz darüber glänzt, verläßt der alte Herr nach mannigfacher Arbeit das Gärtchen wieder — und das geschieht täglich so pünktlich um dieselbe Zeit wie sein Kommen — in so untadelhafter Weise, daß eigentlich nicht einzusehen ist, wozu der alte Herr ihn umgenommen hat. Geht er zwischen den hochstämmigen Rosen hin, die sich die Haltung des alten Herrn zum Muster genommen zu haben scheinen, so ist ein Schritt wie der andere, keiner greift weiter aus oder fällt aus der Gleichmäßigkeit des Taktes. Betrachtet man ihn genauer, wie er so inmitten seiner Schöpfung steht, so sieht man, daß er äußerlich nur das nachgethan, wozu die Natur in ihm selber das Muster geschaffen. Die Regelmäßigkeit der einzelnen Teile seiner hohen Gestalt scheint so ängstlich abgezirkelt worden zu sein, wie die Beete des Gärtchens. Als die Natur ihn bildete, mußte ihr Antlitz denselben Ausdruck von Gewissenhaftigkeit getragen haben, den das Gesicht des alten Herrn zeigt und der in seiner Stärke als Eigensinn erscheinen mußte, wäre ihm nicht ein Zug von liebender Milde beigemischt, ja fast von Schwärmerei. Und noch jetzt scheint sie mit derselben Sorgfalt über ihn zu wachen, mit der sein Auge sein kleines Gärtchen übersieht. Sein hinten

kurzgeschnittenes und über der Stirn zu einer sogenannten Schraube zierlich gedrehtes Haar ist von derselben untadelhaften Weiße, die Halstuch, Weste, Kragen und der Schurz vor dem zugeknöpften Rocke zeigen. Hier in seinem Gärtchen vollendet er das geschlossene Bild desselben; außerhalb seines Hauses muß sein Ansehen und Wesen etwas Fremdartiges haben. Pflastertreter hören unwillkürlich auf zu plaudern, die Kinder auf der Straße zu spielen, kommt der alte Herr Nettenmair daher gestiegen; das silberknöpfige Rohr in der rechten Hand. Sein Hut hat noch die spitze Höhe, sein blauer Überrock zeigt noch den schmalen Kragen und die bauschigen Schultern einer lang vorübergegangenen Mode. Das sind Haken genug, schlechte Witze daran zu hängen; dennoch geschieht dies nicht. Es ist, als ginge ein unsichtbares Etwas mit der stattlichen Gestalt, das leichtfertige Gedanken nicht aufkommen ließe.

Wenn die älteren Einwohner der Stadt, begegnet ihnen Herr Nettenmair, eine Pause in ihrem Gespräche machen, um ihn respektvoll zu grüßen, so ist es jenes magische Etwas nicht allein, was diese Wirkung thut. Sie wissen, was sie in dem alten Herrn achten; ist er vorüber, folgen ihm die Augen der noch immer Schweigenden, bis er um die Straßenecke verschwindet; dann hebt sich wohl eine Hand, und ein aufgereckter Zeigefinger erzählt beredter, als es der Mund vermöchte, von einem langen Leben mit allen Bürgertugenden geschmückt und nicht durch einen einzigen Fehl geschändet. Eine Anerkennung, die noch an Gewicht gewinnt, weiß man, wie viel schärfer einem nach außen abgeschlossenen Dasein nachgerechnet wird. Und ein solches führt Herr Nettenmair. Man sieht ihn nie an einem öffentlichen Orte, es müßte denn sein, daß etwas Gemeinnütziges zu beraten oder in Gang zu bringen wäre. Die Erholung, die er sich gönnt, sucht er in seinem Gärtchen. Sonst sitzt er hinter seinen Geschäftsbüchern oder beaufsichtigt im Schuppen das Ab- und Aufladen des Schiefers, den er aus eigner Grube gewinnt und weit ins Land und über dessen Grenzen hinaus vertreibt. Eine verwitwete Schwägerin besorgt sein Hauswesen und ihre Söhne das Schieferdeckergeschäft, das mit dem Handel verbunden ist und an Umfang diesem wenig nachgiebt. Es ist der Geist des Oheims, der Geist der Ordnung, der Gewissenhaftigkeit bis zum Eigensinn, der auf den Neffen ruht, und ihnen das Zutrauen erwirbt und erhält, das sie von weit umher beruft, wo man zur Deckung eines neuen Gebäudes oder zu einer umfassenderen Reparatur an einem alten des Schieferdeckers bedarf.

Es ist ein eigenes Zusammenleben in dem Hause mit den grünen Fensterladen. Die Schwägerin, eine noch immer schöne Frau, wenig jünger als der Hausherr, behandelt diesen mit einer Art stiller Ver-

ehrung, ja Andacht. Ebenso die Söhne. Der alte Herr dagegen widmet der Schwägerin eine achtungsvolle Rücksicht, eine Art Ritterlichkeit, die in ihrer ernsten Zurückhaltung etwas Rührendes hat, den Neffen beweist er die Zuneigung eines Vaters. Doch steht auch hier etwas zwischen beiden Teilen, das dem ganzen Verkehr etwas rücksichtsvoll Förmliches beimischt. Das liegt wohl zum Teile in der schweigsamen Geschlossenheit des alten Herrn, die sich den übrigen Familiengliedern mitgeteilt hat, wie denn alle seine Eigentümlichkeiten bis auf die unbedeutendsten Einzelheiten, so in körperlicher Haltung und Bewegung, wie in Urteil und Liebhaberei, auf sie übergegangen erscheinen. Wird in dem Familienkreise weniger gesprochen, so erscheint ein Aussprechen von Wünschen und Meinungen des einen überflüssig, wo der andere mit so sicherem Instinkte zu raten weiß. Und wie soll das schwer sein, wo alle eigentlich ein und dasselbe Leben leben?

Es ist ein eigenes Zusammenleben in dem Hause mit den grünen Fensterladen.

Die Nachbarn wundern sich, daß der Herr Nettenmair die Schwägerin nicht geheiratet. Es ist nun dreißig Jahre her, daß ihr Mann, Herr Nettenmairs älterer Bruder, bei einer Reparatur am Kirchendache zu Sankt Georg verunglückte. Damals glaubte man allgemein, er werde des Bruders Witwe heiraten. Sein damals noch lebender Vater wünschte das sogar und der Sohn selbst schien nicht abgeneigt. Man weiß nicht, was ihn abhielt. Aber es geschah nicht, wenn schon Herr Nettenmair sich des Familienwesens seines Bruders und der Kinder desselben väterlich annahm, auch sich sonst nicht verheiratete, so viel gute Partien sich ihm auch anboten. Damals schon begann das eigene Zusammenleben.

Es ist natürlich, daß die guten Leute sich wundern: sie wissen nicht, was damals in vier Seelen vorging; und wüßten sie es, sie wunderten sich vielleicht nur noch mehr.

Nicht immer wohnte die Sonntagsruhe hier, die jetzt selbst über die angestrengteste Beschäftigung der Bewohner des Hauses mit dem Gärtchen ihre Schwingen breitet. Es ging eine Zeit darüber hin, wo bitterer Schmerz über gestohlenes Glück, wilde Wünsche seine Bewohner entzweiten, wo selbst drohender Mord seinen Schatten vor sich her warf in das Haus; wo Verzweiflung über selbstgeschaffenes Elend händeringend in stiller Nacht an der Hinterthür die Treppe herauf und über die Emporlaube und wieder hinunter den Gang zwischen Gärtchen und Stallraum bis zum Schuppen und ruhelos wieder vor und wieder hinterschlich. Damals schon war das Gärtchen der Lieblingsaufenthalt einer hohen Gestalt, aber den Eigensinn des greisen Gesichts dämpfte

nicht Milde; wenn sie über die Straße schritt, hielten auch die Knaben im lustigen Spiel an; aber die Gestalt sah nicht so freundlich auf sie nieder. Vielleicht, weil ihr Augenlicht fast erloschen war. Wohl war auch der ältere Herr Nettenmair ein geachteter Mann und verdiente die Achtung seiner Mitbürger, nicht weniger als sein milderes Ebenbild nach ihm. Er war ein Mann von strenger Ehre. Er war es nur zu sehr!

Was dazumal die Herzen in dem Hause bis zum Zerspringen schwellen machte, was in den verdüsterten Seelen umging und zum Teil heraustrat in der Selbstvergessenheit der Angst, oder zur That wurde, zur Verzweiflungsthat: alles das mag durch das Gedächtnis des Mannes gehen, mit dem wir uns bis jetzt beschäftigt. Es ist Sonntag und die Glocken von Sankt Georg, die den Beginn des vormittägigen Gottesdienstes verkündigen, rufen auch in das Gärtchen herein, wo Herr Nettenmair nach hergebrachter Weise zu dieser Stunde auf einer Bank in seiner Laube sitzt. Seine Augen ruhen auf dem schiefergedeckten Turmdach von Sankt Georg, das auch nach ihm zu schauen scheint. Heute sind es einunddreißig Jahre, seit er nach längerer Abwesenheit auf der Wanderschaft in die Vaterstadt heimkehrte. Ebenso riefen die Glocken, als er durch eine Schnei hindurch an der Straße den alten Turm zum erstenmal wiedersah. Damals knüpfte sich seine nächste Zukunft an das alte Schieferdach; jetzt liest er seine Vergangenheit davon ab. Denn — aber ich vergesse, der Leser weiß nicht, wovon ich spreche. Es ist ja eben das, was ich ihm erzählen will.

2.

So blättern wir denn die einunddreißig Jahre zurück und finden einen jungen Mann statt des alten, den wir verlassen. Er ist hochgewachsen wie dieser, aber nicht so stark. Er trägt die braunen Haare, wie der Alte, am Hinterkopfe kurz geschoren, über der weißen hohen Stirn in eine sogenannte Schraube künstlich gedreht. Auf seinem Gesicht erscheint noch nicht die Strenge des Alten, dem gutmütigen Ausdrucke ist die Narbe erlittenen Seelenschmerzes noch nicht eingeprägt. Keineswegs aber hat er die leichtsinnige Unbekümmertheit, die sonst seinem Alter eigen, und auch nicht das bequeme, nachlässige Wesen, das den fahrenden Handwerksburschen so leicht zur Gewohnheit wird. Noch führt ihn die hohe Straße durch dichten Wald, aber die Klänge der Sankt Georgenglocken aus der tief unten liegenden Stadt steigen herauf zur waldigen Höhe und dringen durch Baum und Busch, unhemmbar wie eine Mutter, die dem kommenden Liebling entgegenfliegt. Heimat! Was liegt in diesen zwei kleinen Silben! Was alles steht auf im

Menschenherzen, wenn die Stimme der Heimat, der Glockenton, dem aus der Fremde Kehrenden Willkommen ruft, der Ton, der das Kind in die Kirche, den Knaben zur Konfirmation und zum ersten Genusse des heiligen Mahles rief, der jede Viertelstunde zu ihm sprach! Im Gedanken Heimat umarmen sich all' unsre guten Engel.

Unserm jungen Wanderer drangen Thränen aus den ernsten und doch so freundlichen Augen. Schämte er sich nicht vor sich selbst, er hätte laut geweint. Er kam sich vor, als hätte er seinen Aufenthalt in der Fremde nur geträumt und könnte sich, nun er erwacht, auf den Traum kaum mehr besinnen, als hätte er nur geträumt, er sei ein Mann geworden in der Fremde; als sei es ihm immer schon im Traum gekommen, er träume nur in der Fremde, um, wenn er daheim erwacht sei, davon erzählen zu können. Es könnte auffallen, wie er bei alledem in diesem Augenblicke der Aufregung in seinem ganzen Innern den Spinnfaden nicht übersah, den die grüßende Luft von der Heimat her gegen seinen Rockkragen wehte, und daß er die Thränen vorsichtig abtrocknete, damit sie nicht auf das Halstuch fallen möchten, und mit der eigensinnigsten Ausdauer erst die letzten, kleinsten Reste des Silberfadens entfernte, ehe er sich mit ganzer Seele seinem Heimatsgefühle überließ. Aber auch sein Hängen an der Heimat war ja zum Teile nur ein Ausfluß jenes eigensinnigen Sauberkeitsbedürfnisses, das alles Fremde, das ihm anfliegen wollte, als Verunreinigung ansah; und wiederum entsprang jenes Bedürfnis aus der Gemütswärme, mit der er alles umfaßte, was in näherem Bezuge zu seiner Persönlichkeit stand. Das Kleid auf seinem Leibe war ihm ein Stück Heimat, von dem er alles Fremde abhalten mußte.

Jetzt machte die Straße eine Wendung; der Bergrücken, der vorher die Straße verengt hatte, blieb zur Seite liegen, und über jungem Wuchs stieg eine Turmspitze auf. Es war die Spitze des Sankt Georgenturms. Der junge Wanderer hielt den Schritt an. So natürlich es war, daß das höchste Gebäude der Stadt ihm zuerst und vor den übrigen sichtbar werden mußte, seine Sinnigkeit vergaß es über der innigen Bedeutung, die sie in den Umstand legte. Das Schieferdach der Kirche und des Turms bedurfte einer Reparatur. Diese war seinem Vater übertragen worden und sie war der Grund, wenigstens der Vorwand, warum der Vater ihn früher aus der Fremde zurückrief, als er bei des Sohnes Abreise gewillt gewesen. Vielleicht morgen schon begann er seinen Teil Arbeit. Dort, senkrecht über dem weiten Bogen, durch den er die Glocken sich bewegen sah, war die Aussteigethür angebracht. Dort sollten die beiden Balken sich hinausschieben, um die Leiter zu tragen, auf der er emporklimmte, bis zur Helmstange, das

Tau seines Fahrzeugs daran anzuknüpfen für die luftige Fahrt um das Dach. Und wie es seine Natur war, sich mit festen Herzensfäden an die Gegenstände anzuspinnen, mit denen er in Arbeitsberührung kommen sollte, so sah er in dem Auftauchen der Turmspitze einen Gruß und griff unwillkürlich in die Luft nach dem Grüßenden hin, als gält' es, eine freundlich dargebotene Hand zu drücken. Dann beschleunigte der Gedanke an die Arbeit seinen Schritt, bis ein Aushau im Walde und die Ankunft auf der höchsten Kante des Berges ihm die ganze Heimatstadt vor seinen Füßen liegend zeigte.

Wieder blieb er stehen. Dort stand das Vaterhaus, dahinter der Schieferschuppen; in derselben Vorstadt, nicht weit davon das Haus, wo sie — gewohnt hatte damals, als er in die Fremde ging. Jetzt wohnte sie in seinem Vaterhaus, war seines Vaters Tochter, seines Bruders Weib und er sollte von heute an in demselben Hause leben und sie täglich sehen als seine Schwägerin. Sein Herz schlug stärker bei dem Gedanken an sie. Aber keine von den Hoffnungen, die sich ihm sonst an ihr Andenken geknüpft, ließ es schwellen. Seine Neigung war die eines Bruders zur Schwester geworden und was ihn jetzt bewegte, sah mehr einer Sorge gleich. Er wußte, sie dachte mit Widerwillen an ihn. Sie war die Einzige im ganzen Vaterhause, die sein Kommen ungern sah. Wie war das alles geworden? War nicht eine Zeit gewesen, wo sie ihm gut zu sein schien? Wo sie ihm so gern zu begegnen schien, als später beflissen ihm auszuweichen? Da unten vor der Stadt in Gärten liegt das Schützenhaus. Wie sind die Bäume um das Haus größer geworden, seit er von dieser Höhe herab auch ihm den letzten Gruß zugewinkt hatte! Dort unter jener Akazie hatte er kurz vorher gestanden — es war an einem schönen Frühlingsabend gewesen, dem schönsten, meinte er, den er erlebt — am Pfingstschießen. Drin tanzte das übrige junge Volk; er ging selig um das Haus herum, in dem er sie tanzend wußte. Er fühlte sich jetzt noch im Umgang mit Mädchen und Frauen befangen, und wußte nicht mit ihnen zu reden; das war damals noch mehr gewesen, als jetzt. Wie gern hätte er ihr gesagt — wenn er allein war, wieviel hatte er ihr zu sagen und wie gut wußte er es zu sagen, und führte es ein Zufall, daß er sie allein traf — und wunderbar, wie geschäftig der Zufall sich zeigte, ein solch Zusammentreffen zu vermitteln — da trieb ihm der Gedanke, jetzt sei der Augenblick da, alles Blut nach dem Herzen, die Worte von der Zunge in den Versteck der tiefsten Seele zurück. So war es gewesen, wie sie, die Wangen vom Tanze glühend, allein herausgetreten war aus dem Hause. Es schien ihr nur um Kühlung zu thun; sie wehte sich mit dem weißen Tuche zu; aber ihre Wangen wurden nur

röter. Er fühlte, sie hatte ihn gesehen, sie erwartete, er sollte näher treten und daß sie wußte, er verstand sie, das färbte ihr die Wangen röter. Das trieb, da er zögerte, sie wieder hinein in den Saal. Vielleicht auch, daß sie einen Dritten nahen hörte. Sein Bruder kam aus einer andern Thür des Saals. Er hatte die beiden noch schweigend einander gegenüber stehen, vielleicht auch des Mädchens Röterwerden gesehen. „Du suchst die Beate?" fragte unser Held, um seine Verlegenheit zu verbergen. „Nein," entgegnete der Bruder. „Sie ist nicht zum Tanze und das ist gut. Es kann doch nichts werden; ich muß mir eine andere anschaffen und bis ich eine finde, ist böhmisch Bier mein Schatz."

Es war etwas wildes in des Bruders Rede. Unser Held sah ihn verwundert und zugleich bekümmert an. „Warum kann nichts werden?" fragte er. „Und wie bist du nur?"

„Ja, du meinst, ich soll sein wie du, fromm und geduldig, wenn nur kein Federchen an deinem Rocke sitzt. Ich bin ein andrer Kerl, und wird mir ein Strich durch meine Rechnung gemacht, muß ich mich austoben. Warum nichts werden kann? Weil der Alte im blauen Rock es nicht will."

„Der Vater rief dich gestern in das Gärtchen —"

„Ja und zog seine weißen Augenbrauen, die mit dem Lineal gemacht sind, anderthalb Zoll in die Höh'. Ich hatte mir's wohl gedacht. Du gehst mit der Beate vom Einnehmer. Das hat aufgehört von heut' an."

„Ist's möglich? Und warum?"

„Ja, hast du je gehört, daß der im blauen Rock ein Warum hervorgebracht hätte? Und hast du ihn je gefragt: warum denn aber, Vater? Ich möchte sein Gesicht sehen, fragte ihn einer von uns: Warum? Er hat's nicht gesagt, aber ich weiß es, warum das aufgehört haben soll mit mir und der Beate. Ich hab's die ganze Woche her erwartet; wenn er die Hand aufhob, meint' ich, er deutete nach dem Gärtchen, und war bereit, wie ein armer Sünder hinter ihm her zu gehen. Das ist ja der Ort, wo er seine Kabinettsbefehle austeilt. Mit dem Einnehmer soll's nicht gut stehn. Es geht eine Rede, er braucht mehr, als seine Besoldung hergeben will. Und — nun du bist ja auch ein Federfuchser, wie der im blauen Rock. Aber was kann das Mädchen dazu? Was ich? Nun, aufgehört muß die Geschichte haben, aber das Mädel dauert mich und ich muß sehn, wie ich sie vergesse. Ich muß trinken oder mir eine andere anschaffen."

Unser Held war des Bruders Art gewohnt; er wußte, daß seine Reden nicht so wild gemeint waren, als sie klangen, und der Bruder bewies ja seine Liebe und Achtung vor dem Vater durch die That seines

Gehorsams; dennoch wäre es unserm Helden lieb gewesen, der Bruder hätte sie auch im Reden gezeigt, wie im Thun. Der Bruder hatte mit seiner Neckerei nicht ganz unrecht gehabt. Apollonius war es, als läge etwas Unsauberes auf der Seele des Bruders und er strich unwillkürlich mehrmals mit der Hand über den Rockkragen desselben hin, als wäre es äußerlich von ihm abzuwischen. Vom Tanze hatte sich Staub darauf gelagert; wie dieser entfernt war, kam ihm die Empfindung, als sei wirklich entfernt, was ihn gestört.

Das Gespräch tauschte seinen Stoff. Sie kamen auf das Mädchen zu sprechen, das vorher sich Kühlung zugeweht; Apollonius wußte gewiß nicht, daß er die Anregung dazu gegeben hatte. Wie das Mädchen das Ziel war, nach dem alle Wege seines Denkens führten, so hielt es ihn, war er bei ihr angekommen, unentrinnbar fest. Er vergaß den Bruder so, daß er zuletzt eigentlich mit sich selbst sprach. Der Bruder schien all das Schöne und Gute an ihr, das der Held in unbewußter Beredsamkeit pries, erst wahrzunehmen. Er stimmte immer lebhafter bei, bis er in ein wildes Lachen ausbrach, das den Helden aus seiner Selbstvergessenheit weckte und seine Wangen so rot färbte, als die des Mädchens vorhin gewesen waren.

„Und da schleichst du um den Saal, wo sie mit andern tanzt, und, zeigt sie sich, so hast du nicht das Herz mit ihr anzubinden. Wart, ich will dein Gesandter sein. Von nun soll sie keinen Reihen tanzen, als mit mir, damit kein anderer dir in die Quere kommt. Ich weiß mit den Mädels umzugehen. Laß mich machen für dich."

Sie standen etwa zehn Schritt von der großen Saalthüre entfernt, Apollonius mit dem vollen, der Bruder mit dem halben Angesichte derselben zugewandt. Unser Held erschrak vor dem Gedanken, daß das Mädchen heute noch alles erfahren sollte, was er für sie fühlte. Dazu kam die Scham für sein eigenes befangenes ungeschicktes Wesen ihr gegenüber und wie sie davon würde denken müssen, daß er eines Mittlers bedürfe. Er hatte schon die Hand erhoben, dem Bruder Einhalt zu thun, als die Erscheinung des Mädchens selbst ihm alles andere verdunkelte. Leise und allein, wie vorhin, kam sie aus der Thür geschritten. Unter dem Tuche, mit dem sie sich Kühlung zuwehte, schien sie verstohlen um sich zu sehen. Er sah wieder ihre Wangen röter werden. Hatte sie ihn gesehen? Aber sie wandte ihr Gesicht nach der entgegengesetzten Seite. Sie schien etwas zu suchen im Grase vor ihr. Er sah, wie sie eine kleine Blume pflückte, diese auf eine Bank legte und, nachdem sie eine Weile wie zweifelnd gestanden, ob sie die Blume wieder aufnehmen sollte, wie mit schnellem Entschluß sich wieder nach der Thür wandte. Eine halb unwillkürliche Armbewegung schien zu sagen:

mag er sie nehmen; sie ist für ihn gepflückt. Wieder wogte es rot herauf bis an das dunkelbraune Haar, und die Hast, mit der sie in der Thür verschwand, schien einer Reue vorbeugen zu sollen, die die Sorge erzeugen konnte, wie ihr Thun verstanden werden würde.

Der Bruder, der von alledem nichts zu gewahren schien, hatte noch in seiner lebendigen, heftigen Weise fortgesprochen; seine Worte waren verloren; unser Held hätte zwei Leben haben müssen, sie zu hören, denn das eine, das er besaß, war in seinen Augen. Jetzt sah er den Bruder nach dem Saale stürmen. Zu spät kam ihm der Gedanke, ihn zurückzuhalten. Er eilte ihm vergeblich nach bis zur Thür. Dort nahm ihn wiederum die Blume gefangen, die das Mädchen für einen Finder hingelegt, für einen glücklichen, fand sie der, dem sie zugedacht war. Und unter den leisen, mechanisch fortgesetzten Zurufen seines Mundes an den Bruder, der sie nicht mehr hörte, er solle schweigen, fragte er sich innerlich: bist du's auch, für den sie die Blume hierhergelegt? Hat sie die Blume für jemand hierhergelegt? Sein Herz antwortete glücklich auf beides ein Ja, während ihn das Vorhaben des Bruders noch bedrängte.

War es ein Liebeszeichen von ihr und für ihn, so war es das letzte.

Zweimal sah er verstohlen in den Saal, wenn die Thür sich öffnete; er sah sie mit seinem Bruder tanzen, dann im Ausruhen vom Tanze den Bruder in seiner hastigen Weise auf sie hineinreden. Jetzt spricht er von mir, dachte er über das ganze Gesicht erglühend. Er stürzte in den Schatten der nahen Büsche, als sie den Saal verließ. Der Bruder führte sie heim. Er folgte den beiden in so großer Entfernung, als er nötig hielt, von ihr nicht gesehen zu werden. Als der Bruder von der Begleitung zurückkam, trat er von der Thüre weg. Er war wie nackt vor Scham. Der Bruder hatte ihn doch bemerkt. Er sagte: „Noch will sie nichts von dir wissen; ich weiß nicht, ist es Ziererei oder ihr Ernst. Ich treffe sie schon wieder. Auf einen Schlag fällt kein Baum. Aber das muß ich dir zugestehen, Geschmack hast du. Ich weiß nicht, wo ich meine Augen gehabt habe seither. Die ist noch ganz anders, als die Beate. Und das will viel sagen!"

Von da an hatte der Bruder unermüdlich mit Walters Christianen getanzt und für den Bruder gesprochen und jedesmal, nachdem er sie heimgeführt, dem Helden Rechenschaft abgelegt von seinen Bemühungen für ihn. Lange noch war er ungewiß, ob sie sich nur ziere, oder ob sie unserm Helden wirklich abgeneigt sei. Er erzählte gewissenhaft, was er zu des Helden Gunsten ihr gesagt, was sie auf seine Fragen und Versicherungen geantwortet. Er hatte noch Hoffnung, als unser Held sie schon aufgegeben hatte. Und dieser hätte es aus ihrem Benehmen

gegen ihn erkennen müssen, hätte er auch ihre Antworten an den Bruder nicht erfahren, seine Neigung habe keine Erwiderung zu erwarten. Sie wich ihm aus, wo sie ihn sah, so angelegentlich, als sie ihn früher gesucht zu haben schien. Und war er es denn gewesen, den sie damals suchte, wenn sie überhaupt jemand gesucht hatte?

Der Bruder forderte ihn hundertmal auf, sie abzupassen und selbst seine Sache bei ihr zu führen. Er bot seine ganze Erfindungskraft auf, dem Helden Gelegenheit zu verschaffen, sie allein zu sprechen. Unser Held wies die Aufforderung ab, wie die Anerbieten. Es war doch unnütz. Alles, was er erreichen konnte, war, sie nur noch mehr zu erzürnen.

„Ich kann's nicht mehr mit ansehen, wie du abmagerst und immer bleicher wirst, sagte der Bruder eines Abends zu unserm Helden, nachdem er ihm gemeldet, wie er heute wieder erfolglos für ihn gesprochen. Du mußt fort eine Zeitlang von hier, das wird nach zwei Seiten gute Folgen für dich haben. Wenn ich ihr sage, du bist um ihretwillen in die Welt gegangen, wird sie sich vielleicht bekehren. Glaub' mir, ich kenne, was lange Haare trägt und weiß damit umzugehen. Du schreibst ihr einen beweglichen Brief zum Abschied, den bekommt sie durch mich und ich will ihr schon das Herz weich machen. Und ist's nicht zu erreichen, so wird dir's gut thun, wenn du ein oder mehrere Jahre von hier weg bist, wo dich alles an sie erinnert. Und zuletzt wird die Fremde einen andern Kerl aus dir machen, der mit der Art, die Schürzen trägt, besser umzuspringen weiß. Du mußt tanzen lernen, das ist schon der halbe Weg dazu. Und der Alte im blauen Rock ist ohnehin vom Vetter in Köln angegangen worden, einen von uns zu ihm zu schicken; ich las neulich in einem Brief, der ihm aus der Tasche gefallen war. Sag' ihm nur, du hättest aus seinen Reden so was gemerkt, und wenn er's haben wollte, so wollest du gehn. Oder laß mich das machen. Du bist zu ehrlich."

Und er machte es wirklich. Es ist die Frage, ob sich unser Held freiwillig hätte entschließen können, die Heimat zu verlassen, er, der nicht begriff, wie jemand wo anders leben könne, als in seiner Vaterstadt, dem es immer wie ein Märchen vorgekommen war, daß es noch andere Städte gäbe und Menschen drin wohnten, der sich das Leben und Thun und Treiben dieser Menschen nicht als ein wirkliches, wie die Bewohner seiner Heimat es führten, sondern als eine Art Schattenspiel vorgestellt hatte, das nur für den Betrachter existierte, nicht für die Schatten selbst. Der Bruder, der den alten Herrn zu behandeln wußte, brachte, wie zufällig, das Gespräch auf den Vetter in Köln, wußte die Andeutungen, die Herr Nettenmair in seiner diplomatischen Weise gab, als vorbe=

reitende Winke aufzufassen, faßte andere, die unsern Helden betrafen, damit zusammen. Nach öfterem Gespräche schien er's für den ausgesprochenen Willen des alten Herrn zu nehmen, daß Apollonius nach Köln zu dem Vetter müsse. Dadurch war dem alten Herrn der Gedanke gegeben, über den er nun, da er für den seinen galt, nach seiner Weise brütete. Es war wenig Arbeit vorhanden und auch für die nächste Zeit keine Aussicht auf eine bedeutende Vermehrung derselben. Zwei Hände waren zu entbehren und blieben die im Geschäft, so waren die Kräfte desselben zu einem halben Müßiggang verdammt. Der alte Herr konnte nichts weniger leiden, als was er leiern nannte. Es fehlte nur an einem Widerstande von seiten unseres Helden. Dieser wußte nichts von des Bruders Plane. Der Bruder hatte ihn weislich nicht darin eingeweiht, weil er ihn zu gut kannte, um Vorschub von ihm zu erwarten bei einem Thun, das er als unehrlich und unehrerbietig zugleich gegen den Vater verworfen haben würde.

„Du willst den Apollonius nach Köln schicken," sagte der Bruder eines Nachmittags zu dem alten Herrn. „Wird er aber gehen wollen? Ich glaube nicht. Du wirst mich auf die Wanderschaft schicken müssen. Der Apollonius wird nicht gehen.

„Wenigstens heut und morgen noch nicht."

Das war genug. Noch denselben Abend winkte der alte Herr unsern Helden sich in das Gärtchen nach. Vor dem alten Birnbaum blieb er stehen und sagte, indem er ein kleines Reis, das aus dem Stamme gewachsen war, entfernte: „Morgen gehst du zum Vetter nach Köln."

Mit schneller Wendung drehte er sich nach dem Angeredeten um und sah verwundert, daß Apollonius gehorsamst mit dem Kopfe nickte. Es schien ihm fast unlieb, daß er keinen Trotz zu brechen haben sollte. Meinte er, der arme Junge hege trotzige Gedanken, wenn er sie auch nicht ausspreche und wollte er auch den Trotz der Gedanken brechen? „Heut noch schnürst du deinen Ranzen, hörst du?" fuhr er ihn an.

Apollonius sagte: „Ja, Vater."

„Morgen mit Sonnenaufgang machst du dich auf die Reise." Nachdem er so eine trotzige Antwort fast erzwingen zu wollen geschienen, mochte er seinen Zorn bereuen. Er machte eine Bewegung. Apollonius ging gehorsam. Der alte Herr folgte ihm und kam einigemal auf das Zimmer der Brüder, um mit milderem Grimme den Einpackenden an mancherlei zu erinnern, was er nicht vergessen sollte.

Und vom Georgenturme tönte eben der letzte von vier Glockenschlägen, als sich die Thür des Hauses mit den grünen Fensterladen aufthat und unser junger Wanderer heraustrat, von dem Bruder begleitet. An derselben Stelle, wo er jetzt auf die unter ihm liegende Stadt herabsah,

hatte der Bruder Abschied von ihm genommen und er ihm lange, lange nachgesehen. „Vielleicht gewinn ich sie dir doch,“ hatte der Bruder gesagt, „und dann schreib ich dir's sogleich. Und ist's mit der nichts, so ist sie nicht die Einzige auf der Welt. Du bist ein Kerl, ich kann dir's wohl sagen, so hübsch wie einer, und legst du nur dein blödes Wesen ab, kann dir's bei keiner fehlen. Es ist einmal so, die Mädel können nicht um uns werben, und ich möchte die nicht einmal, die sich mir von selbst an den Hals würfe. Und was soll ein rasches Mädel mit einem Träumer anfangen? Der Vetter in Köln soll ein paar schöne Töchter haben. Und nun leb wohl. Deinen Brief besorg ich noch heut.“ Damit war der Bruder von ihm geschieden.

„Ja,“ sagte Apollonius bei sich, als er ihm nachsah. „Er hat recht. Nicht wegen der Töchter vom Vetter oder sonst einer andern, und wär sie noch so hübsch. Wär ich anders gewesen, jetzt müßt ich vielleicht nicht in die Fremde. War ich's, dem sie die Blume hingelegt hat am Pfingstschießen? Hat sie mir begegnen wollen damals und früher? wer weiß, wie schwer's ihr geworden ist. Und wie sie das alles umsonst gethan, hat sie sich nicht vor sich selber schämen müssen? O, sie hat recht, wenn sie nichts mehr von mir wissen will. Ich muß anders werden.“

Und dieser Entschluß war keine taube Blüte gewesen. Das Haus seines Vetters in Köln zeigte sich keiner Art von Träumerei förderlich. Er fand ein ganz anderes Zusammenleben als daheim. Der alte Vetter war so lebenslustig als das jüngste Glied der Familie. Da war keine Vereinsamung möglich. Ein aufgeweckter Sinn für das Lächerliche ließ keine Art von Absonderlichkeit aufkommen. Jeder mußte auf seiner Hut sein; keiner konnte sich gehen lassen. Apollonius hätte ein anderer werden müssen und wenn er nicht wollte. Auch im Geschäfte ging es anders her als daheim. Der alte Herr im blauen Rock gab seine Befehle, wie der Gott der Hebräer aus Wolken und mit der Stimme des Donners, er hätte seinem Ansehen etwas zu vergeben geglaubt durch Aussprechen seiner Gründe, er gab kein Warum und seine Söhne wagten nicht nach Warum zu fragen. Und selbst das Verkehrte mußte durchgeführt werden, war der Befehl einmal ausgesprochen. Über Dinge, die das Geschäft nicht betrafen, redete er mit den Söhnen gar nicht. Dagegen war es des Vetters Weise, ehe er selbst seine Ansicht über einen Punkt des Geschäftes aussprach, seine Gehilfen um ihre Meinung zu fragen. Es war dann nicht genug an der Meinung, er wollte auch die Gründe wissen. Dann machte er Einwürfe; war ihre Meinung die richtige, mußten sie dieselbe siegreich durchkämpfen; irrten sie, nötigte er sie, durch eigenes Denken auf das Rechte zu kommen. So erzog er sich Helfer, denen

er manches überlassen konnte, die nicht um jede Kleinigkeit ihn fragen mußten. Und so hielt er es auch in andern Dingen. Es waren wenig Verhältnisse des bürgerlichen Lebens, die er nicht nach seiner Weise mit seiner Familie — und Apollonius gehörte dazu — durchsprach. Indem er zunächst nur darauf auszugehen schien, das Urteil der jungen Leute zu bilden, gab er ihnen einen Reichtum von Lebensregeln und Grundsätzen, die um so mehr Frucht versprachen, da die jungen Leute sie selbst hatten finden müssen. Woran der Vetter bei seinem Verwandten nicht tastete, das war dessen Gewissenhaftigkeit, Eigensinn in der Arbeit und Sauberkeit des Leibes und der Seele. Doch ließ er es nicht an Winken und Beispielen fehlen, wie auch diese Tugenden an Übermaß erkranken könnten.

Apollonius erkannte deutlich, daß sein Glück ihn zu dem Vetter geführt. Er verlor das träumerische Wesen immer mehr; bald konnte der Vetter die schwierigste Arbeitsaufgabe in des Jünglings Hände legen, und er vollendete sie ohne die Hilfe fremden Rates zur Zufriedenheit des Vetters, daß dieser sich gestehen mußte, er selbst würde die Sache nicht umsichtiger begonnen, nicht energischer betrieben, nicht schneller und glücklicher beendet haben. Bald konnte der Jüngling sich ein Urteil bilden über die Art, wie sie daheim die Geschäfte geführt hatten. Mußte er sich sagen, daß sie nicht die zweckmäßigste gewesen, ja daß manches, was der alte Herr angeordnet hatte, verkehrt genannt werden mußte, dann warf er sich wohl seinen unkindlichen Sinn bitter vor, strengte sich an, das Thun des Vaters bei sich zu rechtfertigen, und zwang sich, war ihm das unmöglich gewesen, zu dem Gedanken, der alte Herr habe seine guten Gründe gehabt und er selbst sei nur zu beschränkt, um sie zu erraten.

Es kamen Briefe vom Bruder. Im ersten schrieb dieser, er sei nun soweit über das Mädchen klar, daß ihre Härte gegen Apollonius von einer andern Neigung des Mädchens herrühre, deren Gegenstand zu nennen sie nicht zu bewegen sei. Aus dem nächsten, der kaum von dem Mädchen sprach, las Apollonius ein Mitleid mit ihm heraus, dessen Grund er nicht zu finden wußte. Der dritte gab diesen Grund nur zu deutlich an. Der Bruder selbst war der Gegenstand der verschwiegenen Neigung des Mädchens gewesen. Sie hatte ihm mancherlei Zeichen davon gegeben, nachdem er nach des Vaters Willen seiner ersten Geliebten entsagt. Er hatte nichts davon geahnt, und als er nun als Werber für den Bruder aufgetreten, hatte Scham und Überzeugung, er selbst liebe sie nicht, ihren Mund verschlossen.

Nun begriff Apollonius unter Schmerzen, daß er sich geirrt, als er gemeint, jene stummen Zeichen gälten ihm. Er wunderte sich, daß er

seinen Irrtum nicht damals schon eingesehen. War nicht sein Bruder ihr so nah, als er, da sie die Blume hinlegte, die der Unrechte fand? Und wenn sie ihm so absichtlich unabsichtlich allein begegnete — ja, wenn er sich die Augenblicke, die Eigentümer seiner Träume vergegenwärtigte — sie hatte seinen Bruder gesucht, darum war sie erschrocken, ihm zu begegnen, darum floh sie jedesmal, wenn sie ihn erkannte, wenn sie den fand, den sie nicht suchte. Mit ihm sprach sie nicht; mit dem Bruder konnte sie viertelstundenlang scherzen.

Diese Gedanken bezeichneten Stunden, Tage, Wochen tiefinnersten Schmerzes, aber das Vertrauen des Vetters, das durch Bewährung vergolten werden mußte, die heilende Wirkung emsigen und bedachten Schaffens, die Männlichkeit, zu der sein Wesen durch beides schon gereift war, bewährten sich in dem Kampfe und gingen noch gekräftigter daraus hervor.

Ein späterer Brief, den er vom Bruder erhielt, meldete ihm, der alte Walther, der des Mädchens Neigung entdeckt, und der alte Herr im blauen Rocke waren übereingekommen, der Bruder sollte das Mädchen heiraten. Des alten Herrn Soll war ein Muß, das wußte Apollonius so gut als der Bruder. Des Mädchens Neigung hatte den Bruder gerührt; sie war schön und brav; sollte er sich dem Willen des Vaters entgegensetzen um Apollonius' willen, um einer Liebe willen, die ohne Hoffnung war? Der Zustimmung Apollonius' im voraus gewiß, hatte er sich in die Schickung des Himmels ergeben.

Die ganze erste Hälfte des folgenden Briefs, in welchem er seine Heirat meldete, klang die fromme Stimmung nach. Nach vielen herzlichen Trosteswörten kam die Entschuldigung oder vielmehr Rechtfertigung, warum der Bruder zwischen diesem und dem vorigen Briefe zwei Jahre lang nicht geschrieben. Darauf eine Beschreibung seines häuslichen Glückes; ein Mädchen und einen Knaben hatte ihm sein junges Weib geboren, das noch mit der ganzen Glut ihrer Mädchenliebe an ihm hing. Der Vater war unterdes von einem Augenübel befallen und immer unfähiger geworden, das Geschäft nach seiner souveränen Weise allein zu leiten. Das hatte ihn noch immer wunderlicher gemacht. Wenn er eine Zeitlang die Zügel ganz den Händen des Sohnes überlassen, dann hatte ihn das alte Bedürfnis zu herrschen, durch die Langeweile der gezwungenen Muße noch geschärft, sich wieder aufraffen lassen. Nun kannte er die Sache, um die es sich eben handelte (und an die er sich bisher nichts gekehrt) nur unzureichend; und wenn er sie kannte, so war ihm darum zu thun, seinen Willen als den herrschenden durchzusetzen. Und schon deshalb verwarf er den Plan, nach dem der Sohn bisher gehandelt. Was bereits geschehen, Arbeit und Aus-

lage waren verloren. Dabei mußte er doch wieder den Sohn in Anspruch nehmen und die beste Darstellung des Verhaltes ersetzte dem alten Herrn den Mangel der eigenen Anschauung nicht. Zuletzt mußte er einsehen, daß die Sache auf seinem Wege nicht ging. Geld, Zeit und Arbeitskraft war vergeudet und, was ihn noch tiefer traf, er hatte sich bloßgegeben. Nach einigen dergestalt mißlungenen Versuchen, die Zügel als blinder Fuhrmann wieder an sich zu reißen, hatte er sich von den Geschäften zurückgezogen. Bloß als beratender Helfer sich einem andern unterzuordnen und gar dem eigenen Sohne, der bis vor kurzem noch der ungefragte und willenlose Vollzieher seiner Befehle gewesen, das war dem alten Herrn unmöglich. Im Gärtchen fand er Beschäftigung; er konnte sich neue machen, wenn ihm nicht genügte, was die Pflege des Gärtchens bis jetzt seinen Besorgern von selbst abgefordert. Er konnte das Alte entfernen, Neues ersinnen und wieder Neuerem Platz machen lassen und er that es. Unumschränkt herrschend in dem kleinen grünen Reiche, in dem von nun an kein Warum mehr laut werden durfte, wo neben dem Gesetze der Natur nur noch ein einziges waltete, sein Wille, vergaß oder schien er zu vergessen, daß er früher einen mächtigeren Scepter geführt.

Mehr aber als von dem Geschäfte und dem wunderlichen alten Herrn schrieb der Bruder in seinen folgenden Briefen von den Festlichkeiten der Schützengesellschaft der Vaterstadt und einem Bürgervereine, der zusammengetreten war, sein Ergötzen von dem der niedriger stehenden Schichten der Bevölkerung abzusondern. Aus allen den Beschreibungen von Vogel- und Scheibenschießen, Konzerten und Bällen, als deren Mittelpunkt er und seine junge Frau dastanden, lachte die höchste Befriedigung der Eitelkeit des Briefstellers. Nur in einer Nachschrift war in dem letzten Briefe des ernsteren Umstandes leicht Erwähnung gethan, die Stadt wolle eine Reparatur des Turm- und Kirchendaches zu Sankt Georg vornehmen lassen und habe ihn mit Ausführung derselben betraut. Der im blauen Rock dringe in ihn, Apollonius aufzufordern, in die Vaterstadt und das Geschäft zurückzukehren. Der Bruder war der Meinung, Apollonius werde die ihm liebgewordenen Verhältnisse in Köln nicht um einer so geringfügigen Ursache willen verlassen mögen. Die Reparatur werde mit den vorhandenen Arbeitskräften in kurzer Zeit zu vollenden sein. Der schadhaften Stellen am Turm- und Kirchendach seien nur wenige. Überdies, sehe er auch ab von dem Widerwillen seiner Frau gegen Apollonius, den er seither so vergebens bekämpft, würde es diesem eine unnütze Quälerei sein, alles das sich wieder aufzufrischen, was er froh sein müsse, vergessen zu haben. Er werde leicht einen Vorwand finden, dem Gehorsam gegen einen

Befehl, den nur Wunderlichkeit eingegeben, auszuweichen. Den Schluß des Briefes machte eine neckende Anspielung auf ein Verhältnis unseres Helden mit der jüngsten Tochter des Vetters, von dem die Vaterstadt voll sei. Der Bruder ließ sich ihr als seiner künftigen Schwägerin empfehlen.

Wenn auch ein solches Verhältnis nicht bestand, Apollonius konnte sich sagen, es lag nur an ihm, es in das Leben zu rufen. Der Vetter hatte schon manchen Wink fallen lassen, der dahin zielte; und das Mädchen, von dem die Rede war, hatte sich nicht gesträubt. Unser Apollonius war ein Bursche geworden, den so leicht keine ausgeschlagen hätte, deren Herz und Hand noch zu ihrer Verfügung stand. Die Gewohnheit, nach seinem eigenen Ermessen zu handeln und über die Thätigkeit einer Anzahl tüchtiger Arbeiter selbständig zu verfügen, hatte seinem Äußern Haltung, seinem Benehmen Sicherheit gegeben. Und was von seiner frühern Schüchternheit gegen Frauen und der Neigung, sich träumend in sich selbst zu versenken, noch übrig geblieben war, erhöhte noch die sichere Männlichkeit, deren Ausdruck es milderte.

Ja, er wußte, daß er des Vetters Schwiegersohn werden konnte, wenn er wollte. Das Mädchen war hübsch, brav und ihm zugethan, wie eine Schwester. Aber nur als eine Schwester sah er sie an; es war ihm nie der Wunsch gekommen, sie möchte ihm mehr sein. Die Neigung zu Christianen meinte er besiegt zu haben; er wußte nicht, daß doch nur sie es war, die zwischen ihm und des Vetters Tochter stand und zwischen ihm und jeder andern gestanden hätte. Als er erfuhr, Christiane liebte seinen Bruder, hatte er die kleine Blechkapsel mit der Blume von der Brust genommen, wo er sie seit jenem Abende trug, da er sie irrend als für ihn hingelegt aufgehoben. Als Christiane seines Bruders Weib geworden war, packte er die Kapsel mit der Blume ein und schickte sie dem Bruder. Wegwerfen konnte er nicht, was ihm einmal teuer gewesen, aber besitzen durfte er die Blume nicht mehr. Besitzen durfte sie nur der, für den sie bestimmt gewesen, dem die Hand gehörte, die sie gegeben hatte.

Der Vater rief ihn zurück; er mußte gehorchen. Aber es war mehr, als der bloße Gehorsam in ihm lebendig. Er ging nicht nur; er ging gern. Des Vaters Wort war ihm mehr Erlaubnis als Befehl. Wenn die Frühlingssonne in ein Gemach bringt, das den Winter über unbewohnt und verschlossen stand, dann sieht man, es war schlafendes Leben, was wie vertrocknete Leichen auf der Diele lag. Nun regt es sich und dehnt sich und wird zur summenden Wolke, und braust jubelnd hinein in den goldenen Strahl. Nicht der Vater allein, jedes Haus der Vaterstadt, jeder Hügel, jeder Garten darum, jeder Baum darin

rief ihn. Der Bruder, die Schwester — diesen Namen gab er Christianen — riefen ihn. Er fühlte sich sicher, daß es nur die Schwester war, die ihn zu ihr zog. Doch sie rief ihn ja nicht. Sie trug einen Widerwillen gegen ihn, hatte ihm der Bruder geschrieben; einen Widerwillen, so stark, daß sechs Jahre lang der Bruder vergeblich gegen ihn gekämpft. Es war ihm, als müsse er schon deswegen heim, damit er ihr zeigte, er verdiene ihren Widerwillen nicht, er sei wert, ihr Bruder zu sein. Das schrieb er dem Bruder in dem Briefe, der seinen Gehorsam meldete und den Tag angab, an dem der Bruder ihn erwarten sollte. Er konnte ihn versichern, daß die Erinnerungen an ehemals ihn nicht quälen würden, daß die Sorge des Bruders unbegründet sei.

So war es gekommen; daß der Gedanke an sie keine von den alten Hoffnungen erweckte. Als er von der Höhe herabsah, fragte er sich: „Wird mir's gelingen, ihr Bruder zu werden, die mir jetzt eine Schwester ist?"

Noch eine Weile stand er und sah hinab. Aber seine Haltung hatte sich verändert und sein Blick war ein anderer geworden. In Gedanken hatte er die letzten sechs Jahre noch einmal durchlebt und war noch einmal aus einem blöden, träumerischen Knaben zum Manne geworden. Als sein Blick wieder auf den Turm und die Kirche zu Sankt Georg fiel, hob sich die Hand nicht wie vorhin unwillkürlich, wie um eine unsichtbar ihm hingereichte zu drücken. Er schalt sich über sein kindisches Gaffen. Er mußte sobald als möglich die Dinge in der Nähe sehen, um sich ein Urteil zu bilden, was zu thun sei. Die Liebe zur Heimat war noch so stark in ihm als je, aber es war nicht mehr die des Knaben, dem die Heimat eine Mutter ist, die ihn hätschelnd in die Arme nimmt; es war die Liebe des Mannes. Die Heimat war ihm ein Weib, ein Kind, für das zu schaffen es ihn trieb.

3.

Wer heute in das Haus hineinsehen konnte mit den grünen Fensterladen, etwa eine Stunde vor Mittag, der merkte wohl, daß die Gedanken seiner Bewohner nicht im gewöhnlichen alltäglichen Geleise gingen. Man konnte es sehen an der Art, wie die Leute aufstanden und wie sie sich setzten, wie sie die Thüren öffneten und schlossen, wie sie die Dinge anfaßten und wieder wegstellten, mit denen sie weiter nichts thaten, als sie nehmen und wieder hinstellen, und offenbar auch weiter nichts thun wollten. Wer sich besinnt, in welcher Gemütslage er am öftersten die Uhr aus der Tasche zog, und noch ehe er sie wieder in die Tasche versenkt, schon vergessen hatte, welche Zeit es sei, und sie wieder hervorholte, und da er nicht wußte, warum er das gethan, sie

an das Ohr hielt, und ohne gehört zu haben, ob sie noch ging oder nicht, den Uhrschlüssel suchte und sie aufzog, vielleicht zum drittenmal in Zeit von einer Stunde: der wird, falls er sich noch besinnen kann auf das, was er schon damals nicht wußte, als er es that, erraten können, was die Leute zu aller der zwecklosen Thätigkeit verleitet. Auch der junge Herr, der eben zum sechstenmal seit einer Stunde seine Uhr aufziehen will, ist so wenig mit dem Bewußtsein bei diesem Geschäft, daß er es in der nächsten Viertelstunde zum siebentenmal versuchen wird. Dann setzt er seine wohlgenährte, kurze Gestalt auf den Stuhl am Fenster, und es ist ungewiß, ob er hinaus auf die Straße sieht, oder ob er bei den Gedanken ist, die in derselben zwecklosen Unruhe, die sein Äußeres zeigt, wie Wolkenschatten an seinem Bewußtsein vorbeiflattern. Er sitzt in schwarzer Sonntagskleidung einer jungen Frau gegenüber. Er hätte Zeit genug, zu sehen, wie schön sie ist, wie anmutig ihr das zerstreute Wesen ansteht — und es kleidet sie weit besser als ihn. Zuweilen scheint er es auch zu sehen, aber dann ist es, als wäre es ihm keine Freude. Dann werden die Gedankenschatten auf seinem Gesichte tiefer und flatterten nicht mehr so schnell darüber hin. Er betrachtete die schönen Züge der jungen Frau genauer, ja es ist, als ob er sie belaure, als ob er sich sorgenvoll frage, ob sie den Ausdruck von Widerwillen, der über ihnen hängt, behalten werde, bis — und klingt dann zufällig ein stärkerer Tritt von der Straße herein an sein Ohr, dann schrickt er auf, aber er vermeidet ihre schönen, offenen Augen, die sie, vom Klange des Tritts geweckt, nach ihm hin aufschlagen kann.

Im Gärtchen kann der alte Valentin einem eben so alten Herrn im blauen Rock nichts recht machen. Er ist zu aufgeregt und sieht viel durch den Zaun nach der Straße, darüber thut er bald zu wenig, bald zu viel; und der alte Herr schilt manchmal, scheint es auch nur, um seine eigene Bewegung zu verbergen. Die Hände zittern merklich, mit denen er untersucht, ob die Buchsbaumeinfassung der kleinen Beete auch so eigensinnig gleichmäßig geschoren ist, wie er sie geschoren haben würde, besäße er noch das scharfe Auge von ehedem. Der alte Valentin müßte eine Thräne von den hohlen Backen wischen, wie es so oft geschieht, über die Hilflosigkeit des alten Herrn und tausend Vergleiche zwischen sonst und jetzt, die ihm der Anblick derselben herbeiruft; aber seine Augen und seine Gedanken sind auf der Straße vor dem Zaun.

Hinten am Ende des Ganges neben der Thür des Schuppens sitzt auf einem Haufen Schieferplatten ein ungemütlicher Gesell in Hemdärmeln. Der Ausdruck seines Gesichtes wechselt ohne sichtbaren äußeren Anlaß zwischen widerwärtiger Zuthulichkeit und tückischem Trotz. Er

kramt, scheint es, unter seinen Gesichtern, wie ein Mädchen in ihrem Schmuck. Er hält beide bereit, um das rechte gleich bei der Hand zu haben. Er weiß noch nicht, welches er brauchen wird.

Vorn durch den Spalt der wenig geöffneten Hausthüre lauscht das Dienstmädchen. Aber keine ihrer Bekannten geht vorbei. Bald wird sie auf einen Vorwand sinnen, die erste beste vorüberwandelnde Gestalt anzuhalten, nur um wie gelegentlich anzubringen, das Haus erwarte heute seinen jüngeren Sohn aus der Fremde zurück. Einstweilen sagte sie es dem alten Hunde, der, bemüht, die verschiedenen Gruppen durch sein Ab- und Zugehen in Verbindung zu erhalten, eben bei ihr angekommen ist. Und sogleich wendet er sich nach dem Hofe zurück, wie um weiter zu sagen, was er vernommen. Der alte Hund ist von der Unruhe der Menschen angesteckt. Ist doch jetzt die Stunde, die er an andern Tagen vor seiner Hütte schlafend verbringt.

Die alte Gewohnheit scheint ihn zu mahnen, als er an seiner Hütte vorbeilaufen will. Er legt sich daneben, aber er schließt die Augen nicht; er scheint in tiefe Gedanken versunken. Denkt er sich die weite Erde mit ihren Bergen und Thälern und Flüssen, mit ihren Städten und Dörfern? Und von Ort zu Ort Straßen und auf jeder Straße Wanderer, fortziehende und heimkehrende?

Wer ein scharfes Auge hätte, die Herzensfäden alle zu sehen, die sich spinnen die Straßen entlang über Hügel und Thal, dunkle und helle, je nachdem Hoffnung oder Entsagung auf der Spule saß, ein traumhaftes Gewebe! Manche reißen, helle dunkeln, dunkle werden hell; manche bleiben ausgespannt, so lang die Herzen leben, aus denen sie gesponnen sind; manche ziehen mit unentrinnbarer Gewalt zurück. Dann eilt des Wanderers Seele vor ihm her und pocht schon an des Vaterhauses Thür und liegt an warmen Herzen, an Wangen, von Freudenthränen feucht, in Armen, die ihn drücken und umfangen und ihn nicht lassen wollen, während sein Fuß noch weit davon auf fremdem Boden schreitet. Und steht er auf der Flur des Vaterhauses, wie anders dann, wie anders oft ist sein Empfang als er geträumt! Wie anders sind die Menschen geworden! In einer Minute sagt er zweimal: sie sind's, und zweimal: sie sind's nicht. Dann sucht er die altbekannten lieben Stellen, die Häuser, den Fluß, die Berge, die das Heimatthal umgürten; die müssen doch die alten geblieben sein. Aber auch sie sind anders geworden. Oft sind es die Dinge, die Menschen, oft nur das Auge, was sie wiedersieht. Die Zeit malt anders, als die Erinnerung. Die Erinnerung glättet die alten Falten, die Zeit malt neue dazu. Und die, mit denen er in der Erinnerung immer zusammen war, in der Wirklichkeit muß er sich erst wieder an sie gewöhnen.

Ob Apollonius das dachte, als er immer etwas vergebens erwartete und nicht wußte, daß es der Bruder war, der ihm entgegenkommen sollte? Ob der Bruder fühlte, Apollonius müsse nach ihm aussehen, als er so schnell von seinem Stuhle aufstand? Er hatte schon die Thürklinke in der Hand. Er ließ sie fahren. Fiel ihm ein, er könne ihn verfehlen, und blieb, weil er Frau und Bruder die Peinlichkeit des Augenblicks ersparen wollte, in dem sie einander allein gegenüberstehen müßten? Sie mit dem Widerwillen und er mit dem Bewußtsein jenes Widerwillens. Jetzt stieg die alte Gestalt des Geschiedenen vor dem Bruder auf und es war, als befreite sie ihn von schweren Sorgen. Es war die Wendung, mit der er sich sonst von dem Gegenwärtigen abwandte, und dabei aussah, als sagte er zu sich: „Der Träumer!" Und eine rasche Bewegung machte, wie um recht zu fühlen, welch' ein anderer er sei, wie besser er sich auf das Leben verstehe und auf die Art, „die lange Haare hat und Schürzen trägt". Er musterte mit einem beruhigten Blick in dem Spiegel seine gedrungene Gestalt, sein volles rotes Gesicht, das tiefer in den Schultern stak, als er meinte, wenigstens nicht tiefer, als er für schöner hielt; er steckte die Hände in die Beinkleidertaschen und klapperte mit dem Gelde darin. Er besann sich, schon dem Gesellen am Schuppen gesagt zu haben: „Es bleibt beim alten in der Arbeit. Du nimmst von niemand Befehle, als von mir. Ich bin Herr hier." Und der hatte so eigen zweideutig gelacht, als sagte er ein lautes Ja zu dem Redenden, und zu sich: „ich laß' dich so reden, weil ich es bin." Fritz Nettenmair dachte: „lange wird er nicht bleiben; dafür will ich schon thun". Und über die Bewegung, die wiederum sagte: „ich bin ein Kerl, der das Leben versteht," fiel ihm der Ball ein, an dem er das heute Abend noch viel genugthuender empfinden wird, weil er es in aller Augen lesen kann, was er ist, und kein anderer so, außer ihm.

Seine junge Frau scheint ähnliches zu denken. Auch sie sieht in den Spiegel; ihre Blicke begegnen sich darin. Die Ehe soll die Gatten sich ähnlich machen. Hier traf die Bemerkung. Das Zusammenleben hatte hier zwei Gesichter sich ähnlich gemacht, die unter andern Umständen sich vielleicht eben so unähnlich sehen würden. Und es hatte eigentlich nicht beide einander ähnlich gemacht, sondern nur eins davon dem andern. Die übereinstimmenden Züge, das konnte ein scharfes Auge sehen, waren nur ihm eigen; er hatte nur gegeben, aber nicht empfangen. Und doch wäre es umgekehrt besser gewesen für beide, wenn er es auch nicht eingestehen würde und sie es nicht fühlte, wenigstens in diesem Augenblicke nicht. Vielleicht auch morgen und übermorgen noch nicht. Wieviel Zeit mag nötig sein, wieviel Schmerzen wird sie zu Hilfe nehmen

müssen von einem ursprünglich so schönen Menschenbilde abzuweichen, womit die Gewohnheit von Jahren es beschmutzt!

Die Thür flog auf, das hochgerötete Antlitz des Dienstmädchens erschien in ihr. „Er kommt!“ Wer in der Straße zufällig am Fenster steht, schaut mit Wohlgefallen auf die frische, schlanke, männliche Gestalt herab, die daher kommt, den Tornister auf dem Rücken, den Stock unter dem Arm. Denn er hat keine Hand frei. An der rechten führt er ein Mädchen, zwei kleinere Knaben halten sich zugleich an seiner linken fest; ein Umstand, der das Fortkommen nicht erleichtert. Die Nachbarn, die wußten, wer erwartet wurde, füllen Fenster und Thüren. Er hat nun nicht bloß den unermüdlich auf ihn einredenden Kindern, er hat auch andern zu antworten. Den Alten muß er auf Grüße und Scherze erwidern, Schulkameraden zuwinken, vor errötenden Mädchengesichtern sich verneigen. Den Hut kann er nicht abziehen; die Kinder geben seine Hände nicht frei. Aber die Grüßenden verlangen es auch nicht; sie sehen, wie unmöglich es ihm ist. Und wo er vorübergegangen, da sagt ein Winken hinter ihm her; „er ist noch der alte, hübsche, bescheidene Junge,“ und ein gehobener Finger setzt hinzu: „aber er ist kein Junge mehr; er ist ein Mann geworden, und was für einer!“ Ist das Fenster geschlossen, wird alles zu seinem Lobe laut, nur die Mädchen nicht, die reif genug waren, sein Neigen mit unwillkürlichem Erröten zu erwidern; die sind stiller als sonst, und die Sonne, die heut so viel heller scheint, als an andern Tagen, bringt die seltsamsten Wirkungen auf sie hervor. Zunächst einen eigenen Drang der Füße, in der Richtung nach den Fenstern sich zu bewegen; dann ein ebenso wunderbar plötzliches Wiedererwachen längst entschlafener Freundschaften, deren Gegenstände in der Nähe des Nettenmairschen Hauses wohnen, und die man besuchen muß; endlich merkwürdig oft wiederkehrenden Andrang des Blutes nach dem Kopfe, den man für ein Erröten angesehen hätte, wäre nur irgend ein Grund vorhanden.

Ob die Veränderung, die mit unserm Wanderer in der Fremde vorgegangen, seinen Bruder eben so erfreuen wird, als die Nachbarn?

Er ist an der Thür des Vaterhauses angekommen. Vergeblich hat er an den Fenstern nach einem bekannten Antlitz gesucht. Jetzt kommt ein untersetzter Herr im schwarzen Frack herausgestürzt. So hastig kommt er gestürzt, so wild umschlingt er ihn, so fest drückt er ihn an seine weiße Weste, so nahe drängt er Wange gegen Wange, so lange läßt er sie da ruhen, daß man die Wahl hat zu glauben, er liebt den Bruder außerordentlich, oder — er will sich nicht gern in die Augen sehen lassen von ihm. Aber er muß ihn doch endlich einmal aus den Armen lassen; er nimmt ihn unter den rechten und zieht ihn in die Thüre.

„Schön, daß du kommst! herrlich, daß du kommst! Es war eigentlich nicht nötig — ein Einfall von dem im blauen Rock, und der hat nichts mehr zu befehlen im Geschäft. Aber es ist wirklich schön von dir; es thut mir nur leid, daß du deiner Braut unnütz die Augen rot machst.“ Deiner Braut, das sprach er so deutlich und mit so erhöhter Stimme, daß man es in der Wohnstube vernehmen und verstehen konnte.

Der Ankömmling suchte mit feuchten Augen in des Bruders Angesicht, wie um Zug für Zug durchzugehen, ob auch alles noch darin sei, was ihm so lieb und teuer gewesen. Der Bruder that nichts dazu, ihm das Geschäft zu erleichtern. Was ihn auch hindern mochte; er sah nur, was sich zwischen Apollonius Kinn und Fußspitzen befand. Er hatte vielleicht gedacht, sich mit der alten Wendung auf den Fersen an die Spitze des Zuges zu stellen. Aber nach dem wenigen, das er gesehen, paßte „der Träumer“ nicht mehr und die Wendung unterblieb.

„Der Vater hat es haben wollen,“ sagte der Ankömmling unbefangen. „Und was du da von einer Braut sagst —“

Der Bruder unterbrach ihn; er lachte laut in seiner alten Weise, so daß man, sprach Apollonius auch weiter, ihn nicht mehr verstanden hätte. „Schon gut! Schon gut! Noch einmal, es ist prächtig, daß du uns besuchst, und vierzehn Tage wenigstens wirst du festgehalten, magst du wollen oder nicht. Kehr dich nicht an die,“ setzte er leiser hinzu und zeigte mit der Rechten durch die Thüre, die er eben mit der Linken öffnete.

Die junge Frau stand mit dem Rücken gegen die Thür an einem Schrank, in welchem sie kramte. Verlegen und nicht eben freundlich wandte sie sich, und nur nach dem Manne. Noch sah der Schwager nichts als einen Teil ihrer rechten Wange und eine brennende Röte darauf. Was man sonst an ihrem Benehmen auszusetzen fände, es zeigte sich darin eine unverkennbare Ehrlichkeit, ein Unvermögen, sich anders zu geben, als sie war. Sie stand da, als mache sie sich gefaßt, eine Beleidigung hören zu müssen. Der Ankömmling ging auf sie zu und ergriff ihre Hand, die sie ihm erst schien entziehen zu wollen und dann regungslos in der seinen liegen ließ. Er freute sich, seine werte Schwägerin zu begrüßen. Er bat ihr ab, daß er durch sein Kommen sie erzürne, und hoffte, durch redliches Bemühen den unverkennbaren Widerwillen zu besiegen, den sie gegen ihn trage . . . .

In so schonende und artige Wendung er Bitte und Hoffnung kleidete, er sprach beide bloß in Gedanken aus. Daß alles so war, wie er es sich gedacht, und doch wieder so ganz anders, nahm ihm Unbefangenheit und Mut.

Der Bruder machte der peinlichen Pause — denn seine Frau antwortete mit keinem Laute — ein willkommenes Ende. Er zeigte auf die Kinder. Sie drängten sich noch immer, unbeirrt von allem, was die Erwachsenen bedrängte und sie nicht bemerkten und verstanden, um den neuen Onkel; und dieser war froh über den Anlaß, sich zu ihnen herabzubeugen und tausenderlei Fragen beantworten zu müssen.

„Die Brut ist aufdringlich," sagte der Bruder. Er zeigte auf die Kinder, aber er sah verstohlen nach der Frau. „Bei alledem wundert's mich, wie ihr bekannt geworden seid. Und so schnell so vertraut," fügte er hinzu. Er mochte in Gedanken seine letzte Bemerkung weiter spinnen: „es scheint, du verstehst schnell vertraut zu werden und zu machen." Ein Schatten wie von Besorgnis legte sich über sein rotes Gesicht. Aber den Kindern galt die Besorgnis nicht; er hätte sonst dabei nach den Kindern gesehen und nicht nach seiner Frau.

Der Ankömmling sprach immer eifriger mit den Kindern. Er hatte die Frage überhört oder er wollte vor der zürnenden Frau nicht merken lassen, wessen Bild er so lebendig in sich trage. Die Ähnlichkeit mit der Mutter hatte ihn die Kleinen, die ihm zufällig begegnet, als seines Bruders Kinder erkennen lassen. Die Frage aber, wie sie so schnell mit ihm vertraut werden konnten, hätte man an den alten Valentin thun müssen. War er es doch gewesen, der ihnen immer von dem Onkel erzählt, der bald zu ihnen komme. Vielleicht nur, um mit jemand von dem sprechen zu können, von dem er so gern sprach. Der Bruder und die Schwägerin wichen solchen Gesprächen aus, und der alte Herr machte sich nicht so gemein mit dem alten Gesellen, über Dinge mit ihm zu sprechen, die ihm den Vorwand bieten konnten, in irgend eine Art Vertraulichkeit gegen ihn zu verfallen. Der alte Valentin hätte auch sagen können, die Kinder waren nicht zufällig dem Onkel begegnet. Sie waren gegangen, um ihn zu finden. Der alte Valentin hatte daran gedacht, wie tausend Heimkehrenden die harrende Liebe entgegeneilt; es hatte ihm weh gethan, daß nur seinem Liebling kein Gruß entgegenkäme, ehe er pochte an des Vaters Thür.

Apollonius verstummte plötzlich. Er erschrak, daß die Verlegenheit ihn des Vaters vergessen gemacht. Der Bruder verstand seine Bewegung und sagte erleichtert: „Er ist im Gärtchen." Apollonius sprang auf und eilte hinaus.

Da unter seinen Beeten kauerte die Gestalt des alten Herrn. Er folgte der Schere des alten Valentin, der auf den Knieen vor ihm herrutschte, noch immer mit den prüfenden Händen. Er fand manche Ungleichheit, die der Geselle sofort entfernen mußte. Ein Wunder war es nicht. Der alte Valentin dachte jede Minute zweimal: jetzt kommt er!

und wenn er so dachte, fuhr die Scheere quer in den Buchsbaum hinein. Und der alte Herr würde noch anders gebrummt haben, hätte nicht derselbe Gedanke die Hand unsicher gemacht, die nun sein Auge war.

Apollonius stand vor dem Vater und konnte vor Schmerz nicht sprechen. Er hatte lang gewußt, der Vater war blind, er hatte sich ihn oft in schmerzlichen Gedanken vorgemalt. Da war er gewesen wie sonst, nur mit einem Schirm vor den Augen. Er hatte sich ihn sitzend oder auf den alten Valentin sich lehnend gedacht, aber nie, wie er ihn jetzt sah, die hohe Gestalt hilflos wie ein Kind, die kauernde Stellung, die zitternd und ungewiß vor sich hingreifenden Hände. Nun wußte er erst, was blind sein heißt.

Valentin setzte die Schere ab und lachte oder weinte auf den Knieen, man konnte nicht sagen, was er that. Der alte Herr neigte erst wie horchend den Kopf auf die Seite, dann nahm er sich zusammen. Apollonius sah, der Vater empfand seine Blindheit als etwas, des er sich schämen müsse. Er sah, wie der alte Herr sich anstrengte, jede Bewegung zu vermeiden, die daran erinnern könnte, er sei blind. Er wußte nun erst, was bei dem alten Mann, den er so liebte, blind sein hieß! Der alte Herr ahnte, daß der Ankömmling in seiner Nähe war. Aber wo? auf welcher Seite? Apollonius fühlte, der Vater empfand diese Ungewißheit mit Beschämung, und zwang die versagende Brust zu dem Rufe: „Vater! lieber Vater!“ Er stürzte neben dem alten Herrn in die Kniee und wollte beide Arme um ihn schlagen. Der alte Herr machte eine Bewegung, die um Schonung zu bitten schien, obgleich sie nur den Jüngling von ihm abhalten sollte. Der schlug die zurückgewiesenen Arme um die eigene Brust, den Schmerz da festzuhalten, der, über die Lippen gestiegen, dem Vater verraten hätte, wie tief er dessen Elend empfand. Die gleiche Schonung ließ den alten Valentin die unwillkürliche Bewegung, dem alten Herrn sich aufrichten zu helfen, zu einem Griff nach der Schere machen, die zwischen ihm und diesem lag. Auch er wollte dem Ankömmling verbergen, was nicht zu verbergen war. So treu und tief hatte er sich in seinen alten Herrn hineingelebt.

Der alte Herr hatte sich erhoben und reichte dem Sohne die Hand, etwa als wäre dieser so viel Tage fortgewesen, als er Jahre fortgewesen war. „Du wirst müde sein und hungrig! Ich leide etwas an den Augen, aber es hat nichts zu sagen. Wegen des Geschäfts rede mit dem Fritz. Ich hab's aufgegeben. Ich will Ruhe haben. Aber das ist's eigentlich nicht; junge Leute müssen auch einmal selbständig werden. Das giebt mehr Lust zum Geschäft.“

Er trat dem Sohn um einen Schritt näher. Es war wie ein Kampf in ihm. Er wollte etwas sagen, das niemand hören sollte,

als der Sohn. Aber er schwieg. Ein Gedankenschatten von Mißtrauen und Furcht, sich etwas zu vergeben, flog über sein steinernes Gesicht. Er winkte dem Sohn, zu gehen. Aber er selbst blieb regungslos stehen, bis sein scharfes Ohr die Thür der Wohnstube sich öffnen und schließen gehört. Dann ging er nach der Laube, immer voll Anstrengung und scheinbarer Sorglosigkeit. Drinnen stand er lange, mit dem Gesicht der grünen Hinterwand zugekehrt, und schien die Ranken von Teufelszwirn, die diese bildeten, angelegentlich zu mustern. Allerlei Gedanken zogen über seine Stirn. Es waren sorgenvolle, seltener von Hoffnung angeschimmert, als von Argwohn überdunkelt; und alle galten dem Geschäft und der Ehre des Hauses, um das er vor allen, selbst vor den Gliedern dieses Hauses, sich nicht im entferntesten zu kümmern den Anschein gab.

Warum er unterdrückt, was er dem Ankömmling sagen wollte? War es vom Geschäft oder von der Ehre des Hauses? Und wußte oder ahnte er, der anstatt seiner nun um beides zu sorgen hatte, stand an die Thür des Gärtchens gelehnt und konnte hören, was er mit dem Ankömmling sprach, und wenn er heimlich mit ihm sprach, wenigstens sehen, daß er dies that? War es der Grund, warum er Apollonius hatte zurückrufen lassen aus der Fremde? Und schien ihm noch jetzt jedes Aussprechen eines Warum mit seinem Ansehn unverträglich?

Es war ein wunderlich Beisammensein drinnen in der Wohnstube am Mittagstisch. Der alte Herr aß, wie immer, allein auf seinem Stübchen. Auch die Kinder waren entfernt worden und kamen erst nach dem Essen wieder herein. Die junge Frau hielt sich mehr in der Küche oder sonst wo draußen auf; und saß sie einmal wenige Minuten lang am Tisch, so war sie stumm, wie bei der Begrüßung; die grollende Wolke wich nicht von ihrer Stirn. Der Bruder war des Vaters Zustand gewohnt, der Apollonius noch mit erster Schärfe in das Herz schnitt; er erzählte nur noch von den Wunderlichkeiten desselben; der im blauen Rocke wisse selbst nicht, was er wolle, und mache sich und allen im Hause ohne Not das Leben sauer. Begann Apollonius von dem Geschäft, von der bevorstehenden Reparatur des Kirchendachs von Sankt Georg, dann sprach der Bruder von Vergnügungen, mit denen er sich freue, dem Bruder seinen Aufenthalt bei ihm angenehmer zu machen, und gedachte dieses Aufenthalts stets als eines vorübergehenden Besuches. Sagte der ihm, er sei nicht gekommen, sich zu vergnügen, sondern zu arbeiten, dann lachte er, wie über einen unvergleichlichen Witz, daß Apollonius helfen wolle, nichts zu thun, und zeigte, er verstehe Spaß, und wäre er auch noch so trocken vorgetragen. Dann, war seine Frau hinausgegangen, forschte er nach dem Verhält-

nis Apollonius' zu der Tochter des Vetters und lachte dann wieder über den Bruder Spaßvogel, in dem man den alten Träumer gar nicht wiedererkenne.

Nach Tisch kamen die Kinder wieder herein und mit ihnen mehr Leben und Gemütlichkeit. Während Apollonius vor den alten Verhältnissen noch als vor neuen und fremden stand, hatte das neue zu den Kleinen schon die ganze Vertraulichkeit eines alten gewonnen. Den ganzen Nachmittag beschäftigte den Bruder und, wie es schien, auch die Schwägerin nur der Ball. Der Bruder vergaß immer mehr, was ihm unbehaglich sein mochte, über den Eindruck, den er als Hauptperson bei dem Feste auf den Ankömmling machen würde, und benutzte die Zeit bis zum Beginne desselben, ihm durch Erzählungen und hingeworfene Winke von Ehre und Aufmerksamkeit, die ihm bei solchen Gelegenheiten von den angesehensten Bürgern erwiesen werde, einen Vorgeschmack zu geben. Er wurde zusehends heiterer und schritt immer stolzer in der Stube hin und her. Das Knarren seiner wohlgewichsten Stiefel sagte einstweilen, ehe es die Ballgäste thaten: „Ei, da ist er ja! da ist er ja!" und wenn er dazwischen mit beiden Händen in den Hosentaschen mit Geld klapperte, klang es aus allen Saalecken: „Nun wird's famos! Nun wird's famos!" Und dahin zwischen den Bewillkommenden — aber schon ging er nicht mehr, er schwebte, er schwamm auf der Musik — jeder Tanz war eine Jubelouverture auf den Namen Nettenmair — er fühlte keinen Boden, keine Füße, keine Beine mehr unter sich, kaum noch die junge Frau Nettenmair, die neben ihm schwamm, an seiner rechten Floßfeder hangend, die Schönste unter den Schönen, wie er der Jovialste unter den Jovialen, der Daumen an der Hand des Balles war.

Und zwei Stunden darauf klang es wirklich von allen Seiten: „da ist er!" Rief es wirklich aus allen Ecken: „nun wird's famos!" Wo sie vorbeikamen, wurden Stühle angeboten. Keine Hand wurde so oft und anhaltend geschüttelt, als des jovialen Fritz Nettenmairs, keinem Gesellschaftsmitgliede so viel ungeheucheltes Lob in die Ohren gegossen, als ihm. Aber wie liebenswürdig war er auch! Wie herablassend nahm er alle die verdienten Huldigungen auf. Wie witzig zeigte er sich; wie gefällig lachte er. Und nicht allein über seine eigenen Späße — denn das war keine Kunst; sie waren so geistreich, daß er lachen mußte, wenn er nicht wollte — auch über andere, so wenig die es, gegen die seinen gehalten, verdienten. Es gab freilich auch Leute, die sich wenig an ihn kehrten, aber er bemerkte sie nicht, und die es deutlicher zeigten, waren „Philister, Alltagskerle, unbedeutende Menschen," wie er dem Bruder mit verächtlichem Bedauern in das Ohr sagte. Es war ganz

eigen; man konnte an dem Grad ihrer Verehrung von Fritz Nettenmair ihre größere oder geringere Bedeutung als Menschen und Bürger ganz genau ermessen. Da stand er, den roten Kopf in den Schultern, die das ungeheuchelte Gefühl seiner Wichtigkeit — und seine eigene stille Meinung von sich war noch ungeheuchelter, als die laut ausgesprochene der bedeutendsten Leute im Saale über ihn — noch mehr als gewöhnlich in die Höhe gezogen, die Arme bald in graziöser Eckigkeit an den Leib gedrückt, bald ausgestreckt, um mit dem Stocke irgend einem der bedeutendsten Leute eine klatschende Liebkosung zu versetzen, die jederzeit mit einem dankbaren Lächeln erwidert wurde.

Als der Tanz begann, zog Fritz Nettenmair den Bruder in eine Nebenstube. „Du mußt tanzen," sagte er. „Von meiner Frau würdest du einen Korb holen und das wär' mir unangenehm. Ich will dir eine zuführen, die firm ist und dich im Takt erhalten kann. Nur herzhaft, Junge, wenn's auch nicht gleich gehen will."

Fritz Nettenmair hatte in der Aufregung der Eitelkeit sechs Jahre vergessen. Der Bruder war ihm noch der alte Träumer, den er zuweilen zu seinem Vergnügen zu tanzen zwang. Als er nun, die Weigerung nicht achtend, Apollonius das Mädchen zuführte, ergab sich dieser, um nicht unhöflich zu erscheinen.

Herr Fritz Nettenmair war der gutmütigste Mensch von der Welt, so lange er sich als alleinigen Gegenstand der allgemeinen Bewunderung wußte. In solcher Stimmung konnte er für diejenigen, die sein Glanz in den Schatten stellte, Thaten der Aufopferung thun. So auch jetzt. Wie er unter den bedeutenden Leuten saß, die er mit Champagner traktierte, und in den Augen seiner Frau die Befriedigung las, mit der sie ihn mit Ehren überhäuft sah, kam die Empfindung über ihn, als habe er dem Bruder ein großes Unrecht verziehen und er sei ein außerordentlich edler Mensch, der alle die Ehrenbezeugungen verdiene und in wunderbarer Anspruchslosigkeit sich dennoch herablasse, sich durch sie rühren zu lassen. Er sah, er war der alte Träumer nicht mehr, aber er vergab ihm auch das. Alle Augen waren auf den schönen Tänzer und seinen gewandten Anstand gerichtet. Fritz zog seine Frau auf, und in der Gewißheit, wie sehr er den Bruder überglänzen müsse, hatte er noch die Wollust, dem Bruder, wer weiß wie viel Unrecht, das ihm dieser nie zugefügt, zu verzeihen.

Aber der Undankbare! Er ließ sich nicht überglänzen. Fritz Nettenmair tanzte jovial und wie einer, der die Welt kennt und mit der Art umzugehen weiß, die lange Haare hat und Schürzen trägt; der Bruder war ein steifes Bild dagegen. Der nickte den Takt nicht mit dem Kopfe, der warf nicht, trat der linke Fuß im Niedertakte auf, den

Oberleib auf die rechte Seite und umgekehrt; der fuhr nicht mit kühner Genialität hin und wieder quer über den Tanzsaal und stach andere Paare aus; der tanzte durchaus weder jovial, noch wie einer, der die Welt kennt und mit der Art umzugehen weiß, die lange Haare und Schürzen trägt; und dennoch blieben alle Blicke auf ihm haften; und Fritz Nettenmair übertraf vergeblich sich selbst.

Es war der lederuste Ball, den Fritz Nettenmair mitgemacht; er konnte nicht lederner sein, wäre Fritz Nettenmair daheim geblieben. Fritz Nettenmair versicherte es mit hohen Schwüren, und die bedeutenden Leute, die seinen Champagner tranken, stimmten wie immer, unbedingt in seine Meinung ein.

Einige bedeutende Frauen sprachen gegen Frau Nettenmair ihre gerechte freundschaftliche Entrüstung über den Schwager aus. Daß dieser nicht die Schwägerin zuerst zum Tanze aufgezogen, bewies eine unverzeihliche Mißachtung derselben. Die Frau Nettenmair, die das allgemeine Unrecht an ihrem jovialen Gatten so tief fühlte, als wäre es ihr selber angethan, sagte, der Schwager habe lange gewußt, daß er sich nur einen Korb bei ihr geholt hätte. Aber Apollonius wurde nur immer mehr bewundert und geehrt und der Ball demzufolge nur immer noch lederner. So ledern, daß Fritz Nettenmair mit seiner Frau zu einer Stunde aufbrach, wo er sonst erst recht jovial zu werden anfing. Dennoch sammelte er feurige Kohlen auf des undankbaren Bruders Haupt. Er bat in dessen Namen das Mädchen, dem Bruder zu erlauben, daß er sie heimbegleiten dürfe. Dann ging er aus dem Nebenstübchen wieder in den Saal zu seiner Frau und verließ mit dieser unter der ungeheucheltsten Verzweiflung der bedeutenden Leute, die noch Durst nach Champagner hatten, das Haus.

Apollonius fand, als er des aufgenötigten Ritterdienstes gegen seine Dame sich entledigt, die Thür des Vaterhauses offen und alle seine Bewohner schon im Schlafe. Wenigstens zeigte sich nirgends Licht, und alles war still. Der Bruder hatte ihm das Kämmerchen links an der Emporlaube zur Wohnung angewiesen. Zu Apollonius' Glück hatten die sechs Jahre das Haus nicht verändert, wie seine Bewohner. Er ging leise durch die Hinterthür, an dem freundlich knurrenden Moldau vorbei, dem er voll Dankbarkeit für das Zeichen seiner Beständigkeit den rauhen Hals streichelte, stieg die Treppe herauf, schritt die Emporlaube entlang und fand ein Bett in seinem Stübchen. Aber er saß noch lange, ehe er sich entkleidete, auf dem Stuhl am Fenster und verglich, was er gefunden, mit dem, was er verlassen.

Gedanken und Bilder des Vergleichs spielten noch in seine Träume hinein. Der Vater stand wieder vor ihm und kündigte ihm an, er

müsse noch morgen nach Köln, und inmitten der Rede brach die rüstige Gestalt zusammen und tappte hilflos mit den zitternden Händen an der Erde herum und schämte sich ihrer Blindheit. Der Bruder saß dabei und trank Champagner. Die Schwägerin kam aus dem Hause, das liebliche, offene Gesicht voll Zutraulichkeit und Aufrichtigkeit wie sonst; die Blume, die sie vor Apollonius hinlegen wollte, fiel aus ihrer Hand, als sie den Bruder erblickte und der ihm neue, fremde Zug von Leerheit, gedankenloser, eitler Vergnügungssucht, von grollender Bitterkeit gegen Apollonius legte sich über sie wie ein schmutziges Spinnengewebe. Er wollte arbeitend sich vergessen, aber der Bruder rüttelte an dem Fahrstuhl, daß er fast hinunterstürzte aus der Schwindelhöhe auf das Pflaster und sagte: ein Besuch für vierzehn Tage dürfe nicht arbeiten. Er wollte ja ohnehin wieder heim. Und sonderbar war es, daß ihm jetzt Köln als seine Heimat erschien und seine Vaterstadt so fremd, daß er sich die bittersten Vorwürfe machte in seiner Gewissenhaftigkeit. Dann fand er sich wieder auf dem Fahrstuhl hoch am Turmdach. Da war alles anders, als es sein sollte, die Schiefer in verkehrter Richtung gedeckt, und nun stak er in die Ausfahrtsthür eingeklemmt; ringsum in staubige Spinnengewebe eingewickelt; er hatte seine Festtagskleider an; sie waren voll Schmutz; er wischte und bürstete, daß er schwitzte, und sie wurden nicht rein.

Und so oft er von der vergeblichen Bemühung aufwachte, wiederholte er sich laut den Entschluß, den er vor dem Niederlegen gefaßt. Am nächsten Morgen mußte er wissen, was er hier sollte, mußte sein Verhältnis zum Vaterhause ein klares sein. War keine Arbeit für ihn, so sah ihn der Morgen noch auf seinem Rückwege nach Köln.

Mit der Sonne war er auf; aber er mußte lange warten, bis es dem Bruder gefiel, sich von seinem Lager zu erheben. Er benutzte die Zeit zu einem Gange nach Sankt Georg; er wollte sich selbst überzeugen, was dort zu thun sei. Als er wieder zurückkam, traf er auf seinen Bruder und einen Herrn mit ihm, die eben im Begriffe waren, die Wohnstube zu verlassen. Den Herrn kannte Apollonius noch von früher her als den Deputierten des Stadtrats für das Baufach. Sie begrüßten sich. Sie hatten schon gestern auf dem Balle sich gesprochen, wo der Herr sich eben nicht als ein bedeutender Mensch und Bürger ausgewiesen, vielmehr zu den Philistern, Alltagskerlen und Unbedeutenden gehalten hatte. Es schien ihm nicht unlieb, Apollonius eben jetzt zu begegnen. Nach einigen hergebrachten Wechselreden kam er auf den Zweck seines Hierseins. Es sollte diesen Morgen noch eine letzte Beratung von Sachverständigen stattfinden, über das, was am Kirchen- und Turmdach zu thun sei, damit das Resultat derselben noch bei der

am Nachmittage stattfindenden Ratssitzung vorgetragen und Beschluß gefaßt werden könne. Fritz Nettenmair und der Ratsbauherr waren eben auf dem Wege nach Sankt Georg, wo sie die übrigen Sachverständigen bereits versammelt wußten.

Der Bruder wollte seinen Besuch, wie er sagte, nicht mit der Teilnahme an fremden Geschäften beschweren: ebensowenig mochte er ihn — aber das sagte er nicht — allein daheim lassen. Er bestellte Apollonius nach dem Waldhause, von wo er ihn zu einem Spaziergange abholen würde. Apollonius versicherte ganz unbefangen, daß er lieber der Versammlung beiwohnen möchte, und als der Ratsbauherr ihn sogar als einen Sachverständigen mehr zum Mitgehen aufforderte, war kein Vorwand zu finden, es zu verhindern. Vielleicht hatte Fritz Nettenmair eine Ahnung davon, bald werde er dem Ankömmling noch weit mehr zu verzeihen haben.

Sie fanden die übrige Versammlung, zwei fremde Schieferdeckermeister und die städtischen Ratsbauleute, den Ratszimmermann, Maurer und Klempner an der Turmthür ihrer harrend. Man hatte bereits einige fliegende Rüstungen zum Behufe der Untersuchung an dem Dache angebracht; auf dem Kirchenboden, der größten davon zunächst, ging die Beratung vor sich. Apollonius stand bescheiden einige Schritte entfernt, um zu hören und, wenn er gefragt würde, auch zu reden. Er hatte das Dach vorhin genau untersucht und sich eine Meinung von der Sache gebildet.

Die beiden fremden Schieferdecker sprachen sich für die Notwendigkeit einer umfassenderen Reparatur aus. Fritz Nettenmair dagegen war überzeugt, mit einigen kleinen Flickereien, die er angab, sei wiederum für Jahre geholfen. Ihm stimmten die Ratsmeister, Zimmermann, Maurer und Blechschmied eifrig bei; lauter joviale und bedeutende Männer vom gestrigen Balle, die gewissenhaft schlossen, wessen Champagner man trinke, dessen Meinung müsse man sein. Die fremden Schieferdecker wußten recht gut, der Rat fürchtete die Kosten einer umfassenderen Reparatur und verschob die höchst notwendige schon lange von Jahr zu Jahr. Da sie obendrein selbst keine Aussicht hatten, sich die Reparatur übertragen zu sehen, so gaben sie sich nicht unnütze Mühe, Herrn Fritz Nettenmair Arbeit und Gewinn aufdringen zu helfen, woran ihm selber nichts gelegen schien. Sie fanden daher im Laufe der Verhandlung immer mehr, daß, je nachdem man die Sache ansehe, auch Herr Fritz Nettenmair recht habe. Vielleicht begriff der Ratsbauherr, ein braver Mann, ihre, wie der bedeutenden Leute Beweggründe. Er hatte mit unbefriedigtem Gesicht eine Weile geschwiegen, als ihm Apollonius einfiel. Er sah in dessen Zügen ein Etwas ausgedrückt, das seiner

eigenen Meinung zu entsprechen schien. „Und was sagen Sie?“ wandte er sich zu ihm.

Apollonius trat bescheiden einen Schritt näher.

„Ich wünschte, Sie sähen sich die Sache so genau als möglich an,“ sagte der Ratsherr.

Apollonius entgegnete, er habe das bereits gethan.

„Ich brauche Sie nicht darauf aufmerksam zu machen,“ fuhr der Ratsherr fort, „wie wichtig die Sache ist.“

Apollonius verbeugte sich. Der Bauherr hielt zurück, was er noch sagen wollte. Aus des jungen Mannes Angesicht sprach bei aller Weichheit und Milde so strenge Gewissenhaftigkeit und eigensinnige Redlichkeit, daß der Ratsherr sich der Ermahnung fast schämte, die er an ihn hatte richten wollen.

Apollonius begann nun mit den Ergebnissen seiner vorhin angestellten Untersuchung. Er stellte den Zustand der Stellen dar, die er hatte prüfen können und was sich daraus auf die übrigen schließen ließ. Seit achtzig Jahren hatte, das war aus den Kirchenrechnungen bekannt, das Kirchendach keine umfassendere Reparatur erfahren. Wenn auch die Schieferdecke bei gutem Material noch weit länger den Elementen trotzt, ist das doch nicht mit den Nägeln der Fall, mit denen die Schieferplatten auf Belattung und Verschalung aufgenagelt sind. Und wo er geprüft, hatte er die Nägel zum Teil völlig zerstört, zum Teil der völligen Zerstörung nahe gefunden. Das Kirchendach war ein sehr steiles Pultdach; da die Nägel ihre Schuldigkeit nicht mehr thaten, hatten sich viele Platten verschoben und der Nässe das Eindringen gestattet; dort zeigte sich, selbst wo sie von Eichenholz war, die Belattung und Verschalung gänzlich morsch; und solcher Stellen waren überall.

Es zeigte sich unumgänglich notwendig, die ganze Bedachung umzudecken und die Belattung und Verschalung der morschen Stellen durch neue zu ersetzen. Ein Winter noch mußte den Zustand um weit mehr verschlimmern, als durch Verzögerung der Reparatur an Zinsen erspart wurde, denn diese konnte man ohne größern Schaden doch nur höchstens bis auf das nächste Jahr hinausschieben. Er führte die Versammelten an Stellen, die zum Belege dienen konnten. Er zog nicht selbst den Schluß, sondern wußte mit der Kunst, die er von dem Vetter gelernt, die Gegner zu zwingen, das für ihn zu thun.

Das Vertrauen und die Achtung des Ratsbauherrn vor unserm Apollonius wuchs zusehends. Er wandte sich im weiteren Gespräch fast nur an ihn und schüttelte ihm herzlich die Hand, als er die Versammlung verließ. Er hoffte, Apollonius werde bei dem Werke, wenn es, wie er nun nicht mehr zweifelte, die Genehmigung des Rats erhielt,

sich thätig beteiligen, und trug ihm auf, ein Gutachten abzufassen, auf welche Weise es am zweckmäßigsten anzugreifen sei. Apollonius dankte bescheiden für das Vertrauen, dem er würdig zu entsprechen suchen wolle. Über seine Mitthätigkeit bei der Arbeit selbst, entgegnete er, habe sein Vater als Meister zu entscheiden.

„Ich gehe gleich mit Ihnen," sagte der Ratsbauherr, „und spreche mit ihm."

Hatte gleich der Bruder das Geschäft bis jetzt geleitet und wurde er auch von den bedeutenden Leuten als Meister anerkannt und behandelt, er war es doch nicht. Der Alte hatte ihn so wenig Meister werden lassen, als ihm das Geschäft förmlich übergeben; er wollte sich, wo er es nötig fände, ein souveränes Einschreiten frei halten.

Der alte Herr hörte die Kommenden schon von weitem und tastete sich nach der Bank in seiner Laube. Da saß er, als sie eintraten. Nach geschehener Begrüßung fragte der Bauherr nach Herrn Nettenmairs Befinden.

„Ich danke Ihnen," engegnete der alte Herr; „ich leide etwas an den Augen, aber es hat nichts zu sagen." Er lächelte dazu und der Bauherr wechselte mit Apollonins einen Blick, der dem Manne Apollonius' ganze Seele gewann. Dann erzählte er dem alten Herrn die ganze Beratung und machte, daß Apollonius in seiner Bescheidenheit errötete und lange nicht seine gewöhnliche Farbe wiederfand. Der alte Herr rückte seinen Schirm tiefer in sein Gesicht, um niemand die Gedanken sehen zu lassen, die da wunderlich miteinander kämpften.

Wer unter den Schirm sehen konnte, hätte gemeint, zuerst, der alte Herr freut sich; der Schatten von Argwohn, mit dem er gestern Apollonius empfing, schwindet. So braucht er doch nicht zu fürchten, der wird mit dem Bruder gemeine Sache gegen ihn machen! Ja, es erschien ein Etwas auf dem Antlitz, das sich zu schadenfreuen schien über die Demütigung des älteren. Vielleicht wäre er nach seiner Weise eingeschritten mit einem lakonischen: „du verstehst meine Stelle von nun, Apollonius, hörst du?" hätte nicht der Bauherr dessen Lob gepriesen und wäre das nicht so verdient gewesen.

„Ja," sagte er in seiner diplomatischen Art, seine Gedanken dadurch zu verbergen, daß er sie nur halb aussprach; „ja die Jugend! er ist jung." — „Und doch schon so tüchtig!" ergänzte der Bauherr.

Der alte Herr neigte seinen Kopf. Wer ein Interesse daran fand, wie der Bauherr, konnte glauben, er nickte dazu. Aber er meinte: „die Jugend gilt heutzutag in der Welt!" Ja, er fühlte Stolz, daß sein Sohn so tüchtig, Scham, daß er selber blind, Freude, daß Fritz nun nicht mehr konnte, wie er wollte, daß die Ehre des Hauses einen Wächter

mehr gewonnen, Furcht, die Tüchtigkeit, der er sich freute, mache ihn selbst überflüssig. Und er konnte nichts dagegen thun; er konnte nichts mehr, er war nichts mehr. Und als hätte Apollonius das ausgesprochen, erhob er sich straff, wie um zu zeigen, jener triumphiere zu früh.

Der Bauherr bat, der alte Herr möge den Sohn für die Dauer der Reparatur hier behalten und dabei thätig sein lassen. Der alte Herr schwieg eine Weile, als warte er darauf, Apollonius solle sich des Dableibens weigern. Dann schien er anzunehmen, Apollonius weigere sich, denn er befahl in seiner grimmigen Kürze: „Du bleibst; hörst du?"

Apollonius begab sich auf sein Stübchen, seine Sachen auszupacken. Er war noch darüber, als die Nachricht kam, der Stadtrat habe die Reparatur genehmigt.

So war es bestimmt: er blieb. Er durfte für die geliebte Heimat schaffen und anwenden, was er in der Fremde gelernt.

Wer den ganzen Apollonius Nettenmair mit einem Blicke überschauen wollte, mußte jetzt in sein Stübchen hineinsehen. Das Hauptziel aller seiner Wünsche war erreicht. Er war voll Freude. Aber er sprang nicht auf, rannte nicht in der Stube umher, er ließ nichts fallen, verlegte nichts, suchte nicht im Koffer oder auf dem Stuhle, was er in den Händen hielt. Die Freude verwirrte ihn nicht, sie machte ihn klarer, ja, sie machte ihn eigensinniger. Kein Federchen, nicht ein Stäubchen auf den Kleidern, die er auspackte, übersah er; er strich nicht einmal weniger, als er gewohnt war, darüber hin; nur an der Art, wie er es that, sah man, was in ihm vorging. Es war zugleich ein Liebkosen der Dinge. Die Freude über ein neugewonnenes Gut verdunkelte ihm keinen Augenblick, was er schon besaß. Alles war ihm noch einmal geschenkt, und das Verhältnis zu jedem seiner Besitzstücke zeigte das Gepräge einer liebenden und doch rücksichtsvollen Achtung. Wenn er an das Lob des Bauherrn dachte, war seine Freude darüber im einsamen Stübchen mit demselben bescheiden abweisenden Erröten gepaart, womit er es in Gegenwart von andern aufgenommen. Für ihn gab es kein allein und kein vor den Leuten.

Als er sich eingerichtet sah, ging er sogleich an das verlangte Gutachten. Die Reparatur war auf seinen Rat beschlossen worden, er war nicht allein als seines Vaters Geselle, als bloßer Arbeiter dabei beteiligt; er fühlte, er hatte noch eine besondere moralische Verpflichtung gegen seine Vaterstadt eingegangen; er mußte thun, was in seinen Kräften stand, ihr zu genügen. Er hätte keiner solchen Erweckung bedurft; er hätte ohnedies gethan, was er vermochte: er kannte sich zu wenig, um das zu wissen.

In dieser erhöhten Stimmung erschien ihm leicht, was sein Dableiben von seiten des Bruders und der Schwägerin unbehaglich zu machen drohte, zu überwinden. Der Bruder wünschte sein Gehen ja nur um des Widerwillens der Schwägerin willen, und der war durch Ausdauer redlichen Mühens zu besiegen. Seinen Bruder hatte er nie beleidigt; er wollte sich ihm im Geschäfte willig unterordnen. Er dachte nicht, daß man beleidigen kann, ohne zu wissen und zu wollen, ja, daß die Pflicht gebieten könne, zu beleidigen. Er dachte nicht, daß sein Bruder ihn beleidigt haben könnte. Er wußte nicht, man könnte auch den hassen, den man beleidigt, nicht bloß den Beleidiger.

Unten am Schuppen stand der ungemütliche Geselle grinsend vor Fritz Nettenmair und sagte: „Mit dem ersten Blick hab ich einen weg. Ja, der Herr Apollonius! Aber es hat nichts zu sagen. Wird nicht lang dauern das!“

Fritz Nettenmair kaute an den Nägeln und übersah die Gebärde, die ihn reizen sollte, zu fragen, wie der Gesell das meine mit dem nicht lang dauern. Er ging nach der Wohnstube und fuhr im Gehen leise gegen einen jemand auf, der nicht da war: „Rechtschaffenheit? Geschäftskenntnis, wie der Alltagsratsbaukerl sagt? Ich weiß, warum du dich aufdringst und einnistest, du Federchensucher! du Staubwischer! Thu unschuldig, wie du willst, ich“ — er machte die Gebärde, die hieß: „ich bin einer, der das Leben kennt und die Art, die lange Haare und Schürzen trägt!“ Damit wandte er sich nach der Thür, aber die Wendung war nicht jovial wie sonst.“ —

Wie mancher meint die Welt zu kennen und kennt nur sich!

Der Geist des Hauses mit den grünen Fensterläden wußte mehr als Apollonius Nettenmair, wußte mehr als alle. Er schaute nachts durch das Fenster, wo Apollonius bei der Lampe noch immer an seinem Gutachten schrieb. Auf das Papier vor dem jungen Manne fiel sein bleicher Schatten, und der Schreibende atmete schwer auf, er wußte nicht, warum. Dann schritt er mit ängstlicher Gebärde den Gang zum Schuppen hin, und der alte Hund an seiner Kette heulte im Schlafe und wußte nicht warum. Die junge Frau sah seine Hand über des Gatten Stirn fahren; sie erschrak, der Gatte erschrak mit und wußte nicht warum. Dem alten Herrn träumte, man trüge einen Toten mit Schande in das Haus, und das alte Haus knackte in allen seinen Balken und wußte nicht warum. Und der Geist wandelte noch lange, als alles schon zu Bette war, durch seine Zimmer, herauf und herab, her und hin, an der Emporlaube; im Gärtchen, im Schuppen und im Gang und rang die bleichen Hände; er wußte, warum.

4.

Zwischen Himmel und Erde ist des Schieferdeckers Reich. Tief unten das lärmende Gewühl der Wanderer der Erde, hoch oben die Wanderer des Himmels, die stillen Wolken in ihrem großen Gang. Monden, Jahre, Jahrzehnte lang hat es keine Bewohner, als der krächzenden Dohlen unruhig flatternd Volk. Aber eines Tages öffnet sich in der Mitte der Turmdachhöhe die enge Ausfahrthür; unsichtbare Hände schieben zwei Rüststangen daraus. Den Zuschauer von unten gemahnt es, sie wollen eine Brücke von Strohhalmen in den Himmel bauen. Die Dohlen haben sich auf Turmknopf und Wetterfahne geflüchtet und sehen herab und sträuben ihr Gefieder vor Angst. Die Rüststangen stehen wenige Fuß heraus und die unsichtbaren Hände lassen vom Schieben ab. Dafür beginnt ein Hämmern im Herzen des Dachstuhls. Die schlafenden Eulen schrecken auf und taumeln aus ihren Luken zackig in das offne Auge des Tages hinein. Die Dohlen hören es mit Entsetzen; das Menschenkind unten auf der festen Erde vernimmt es nicht, die Wolken oben am Himmel ziehen gleichmütig darüber hin. Lange währt das Pochen, dann verstummt es. Und den Rüststangen nach und quer auf ihnen liegend schieben sich zwei, drei kurze Bretter. Hinter ihnen erscheint ein Menschenhaupt und ein paar rüstige Arme. Eine Hand hält den Nagel, die andere trifft ihn mit geschwungenem Hammer, bis die Bretter fest aufgenagelt sind. Die fliegende Rüstung ist fertig. So nennt sie ihr Baumeister, dem sie eine Brücke zum Himmel werden kann, ohne daß er es begehrt. Auf die Rüstung baut sich nun die Leiter und, ist das Turmdach sehr hoch, Leiter auf Leiter. Nichts hält sie zusammen, als der eiserne Hangehaken, nichts hält sie fest, als auf der Rüstung vier Männerhände und oben die Helmstange, an der sie lehnt. Ist sie einmal an der Ausfahrthür und an der Helmstange mit starken Tauen angebunden, dann sieht der kühne Schieferdecker keine Gefahr mehr in ihrem Besteigen, so weh dem schwindelnden Menschenkinde tief unten auf der sichern Erde wird, wenn er heraufschaut und meint, die Leiter sei aus leichten Spänen zusammengeleimt wie ein Weihnachtsspielwerk für Kinder. Aber ehe er die Leiter angebunden hat — und um das zu thun, muß er erst einmal hinaufgestiegen sein — mag er seine arme Seele Gott befehlen. Dann ist er erst recht zwischen Himmel und Erde. Er weiß, die leichteste Verschiebung der Leiter — und ein einziger falscher Tritt kann sie verschieben — stürzt ihn rettungslos hinab in den sichern Tod. Haltet den Schlag der Glocken unter ihm zurück, er kann ihn erschrecken!

Die Zuschauer unten tief auf der Erde falten atemlos unwillkür-

lich die Hände, die Dohlen, die der Steiger von ihrem letzten Zufluchtsorte verscheucht, krächzen wildflatternd um sein Haupt; nur die Wolken am Himmel gehen unberührt ihren Pfad über ihn hin. Nur die Wolken? Nein. Der kühne Mann auf der Leiter geht so unberührt, wie sie. Er ist kein eitler Wagling, der frevelnd von sich reden machen will; er geht seinen gefährlichen Pfad in seinem Berufe. Er weiß, die Leiter ist fest; er selbst hat das fliegende Gerüst gebaut, er weiß, es ist fest; er weiß, sein Herz ist stark und sein Tritt ist sicher. Er sieht nicht hinab, wo die Erde mit grünen Armen lockt, er sieht nicht hinauf, wo vom Zug der Wolken am Himmel der tödliche Schwindel herabtaumeln kann auf sein festes Auge. Die Mitte der Sprossen ist die Bahn seines Blickes und oben steht er. Es giebt keinen Himmel und keine Erde für ihn, als die Helmstange und die Leiter, die er mit seinem Tau zusammenknüpft. Der Knoten ist geschlungen; die Zuschauer atmen auf und rühmen auf allen Straßen den kühnen Mann und sein Thun hoch oben zwischen Himmel und Erde. Schieferdecker spielen die Kinder der Stadt eine ganze Woche lang.

Aber der kühne Mann beginnt nun erst sein Werk. Er holt ein anderes Tau herauf und legt es als drehbaren Ring unter dem Turmknopf um die Stange. Daran befestigt er den Flaschenzug mit drei Kolben, an den Flaschenzug die Ringe seines Fahrzeugs. Ein Sitzbrett mit zwei Ausschnitten für die herabhängenden Beine, hinten eine niedrige, gekrümmte Lehne, hüben und drüben Schiefer-, Nagel- und Werkzeugkasten; zwischen den Ausschnitten vorn das Haueisen, ein kleiner Amboß, darauf er mit dem Deckhammer die Schiefer zurichtet, wie er sie eben braucht; dies Gerät von vier starken Tauen gehalten, die sich oberhalb in zwei Ringe für den Haken des Flaschenzugs vereinigen, das ist der Hängestuhl, wie er es nennt, das leichte Schiff, mit dem er hoch in der Luft das Turmdach umsegelt. Mittels des Flaschenzugs zieht er sich mit leichter Mühe hinauf und läßt sich herab, so hoch und tief er mag; der Ring oben dreht sich mit Flaschenzug und Hängestuhl, nach welcher Seite er will, um den Turm. Ein leichter Fußstoß gegen die Dachfläche setzt das Ganze in Schwung, den er einhalten kann, wo es ihm gefällt. Bald bleibt kein Menschenkind mehr unten stehen und sieht herauf; der Schieferdecker und sein Fahrzeug sind nichts Neues mehr. Die Kinder greifen wieder zu ihren alten Spielen. Die Dohlen gewöhnen sich an ihn; sie sehen ihn für einen Vogel an, wie sie sind, nur größer, aber friedlich, wie sie; und die Wolken hoch am Himmel haben sich nie um ihn gekümmert. Die Damen neiden ihm die Aussicht. Wer konnte so frei über die grüne Ebene hinsehen und wie Berge hinter Bergen hervorwachsen, erst grün,

dann immer blauer, bis wo der Himmel, noch blauer, sich auf die letzten stützt! Aber er kümmert sich so wenig um die Berge, wie die Wolken sich um ihn. Tag für Tag hantiert er mit Flickeisen und Klaue, Tag für Tag hämmert er Schiefer zurecht und Nägel ein, bis er fertig ist mit Hämmern und Nageln. Eines Tages sind Mann, Fahrzeug, Leiter und Rüstung verschwunden. Das Entfernen der Leiter ist so gefährlich, als ihre Befestigung, aber es faltet niemand unten die Hände, kein Mund rühmt des Mannes That zwischen Himmel und Erde. Die Krähen wundern sich eine ganze Woche lang, dann ist es, als hätten sie vor Jahren von einem seltsamen Vogel geträumt. Tief unten lärmt noch das Gewühl der Wanderer der Erde, hoch oben gehen noch die Wanderer des Himmels, die stillen Wolken, ihren großen Gang, aber niemand mehr umfliegt das steile Dach, als der Dohlen krächzender Schwarm.

Apollonius hatte zum Behufe seines Gutachtens noch manche Untersuchungen angestellt; das Turmdach war mit Metall gedeckt; diese Decke lag schon nah an zweihundert Jahre. Als er sie auf seinem Fahrzeuge umfuhr, fand er die Metallplatten der völligen Auflösung nah. Das hatte er gefürchtet. Bleideckung auf hohen Gebäuden kommt ungleich teurer, als Deckung mit Schiefer, wenn man diesen in der Nähe hat. Den Schieferbedarf nimmt der Decker in seinem Fahrzeug mit hinauf, das kann er mit den ungleich schwereren Bleiplatten nicht. Die ganze Deckung besorgt der Arbeiter von seinem Fahrzeuge aus; Bleideckung macht feste Gerüste nötig. Apollonius that den Vorschlag, auch das Turmdach mit Schiefer einzudecken. Der Blechschmied, ein Bedeutender, wandte zwar ein, die Alten hätten die Sache so gut verstanden, als die Leute in Köln — das sollte ein Stich auf Apollonius sein. Und der Bruder war damit einverstanden: hätten die Alten gemeint, Schiefer thue es so gut als Blei, sie hätten gleich Schiefer genommen. Damals waren eben noch keine Schiefergruben in nächster Nähe vorhanden; der Schiefer hätte weit hergeholt und so die Schieferdeckung teurer kommen müssen, als die mit Blei. Das Kirchendach war damals mit Ziegeln und erst später, da die Schiefergruben in der Nähe schon im Gang, mit Schiefer gedeckt worden. Das wußten der Blechschmied und Fritz Nettenmair nicht oder wollten es nicht wissen. Den letztern drückte das wachsende Ansehen des Bruders. Aber Apollonius wußte es und konnte damit den Einwurf entkräften.

Sein Vorschlag war angenommen worden. Man wollte die ganze Leitung der Reparatur in Apollonius' Hände legen. Um seinen Bruder nicht zu kränken, bat er davon abzusehen. So wenig wollte er den Bruder kränken, daß er nicht einmal aussprach, warum er so

bitte. Er war von Köln her gewohnt selbständig zu handeln; wie er seinen Bruder wiedergefunden hatte, sah er manche Hemmung durch ihn voraus. Er wußte es, er lud sich eine schwere Last auf, als er dem Bauherrn versprach, die Sache soll unter dem zweiköpfigen Regiment nicht leiden. Der wackere Bauherr, der Apollonius erriet und ihn darum nur mehr achtete, schaffte ihm die Genehmigung des Rates und nahm sich im stillen vor, wo es nötig sein sollte, seinen Liebling und dessen Anordnungen gegen den Bruder zu vertreten.

Es war eine schwere Aufgabe, die Apollonius sich gesetzt; sie war noch viel schwerer, als er wußte. Sein Hiersein hatte den Bruder von Anfang nicht gefreut; Apollonius schob das auf den Einfluß der Schwägerin; er war ihm seit dem noch fremder geworden — kein Wunder! Apollonius hatte ja bereits des Bruders Eitelkeit und Ehrsucht kennen gelernt; dieser fühlte sich durch das, was seither geschehen, gegen Apollonius zurückgesetzt. Den Widerwillen der Schwägerin meinte Apollonius durch Zeit und redliches Mühen, die gekränkte Ehrsucht des Bruders durch äußere Unterordnung zu versöhnen. War kein weiteres Hindernis vorhanden, durfte er hoffen, die Aufgabe, so schwer sie schien, zu lösen. Aber was zwischen ihm und dem Bruder stand, war ein anderes, ein ganz anderes, als er meinte. Und daß er es nicht kannte, machte es nur gefährlicher. Es war ein Argwohn, aus dem Bewußtsein einer Schuld geboren. Was er that, die vermeinten Hindernisse aus dem Weg zu räumen, mußte das wirkliche nur wachsen machen.

Wäre er nicht zurückgekommen! hätte er dem Vater nicht gehorcht! wäre er draußen geblieben in der Fremde!

An der Turmspitze hängt das Fahrzeug; nun wird es auch auf dem Kirchdach lebendig. Rüstige Hände hämmern den Seilhaken in die Verschalung und schleifen mit starkem Tau den Dachstuhl daran. Er besteht in zwei Dreiecken, aus festen Bohlen zusammengezimmert. Der Neigungswinkel des Daches hat das Verhältnis seiner Seiten bestimmt. Denn unten liegt er strohumwunden in ganzer Breite auf der Dachfläche auf, während er oben die querübergelegten Bretter wagrecht emporhält. Darauf steht oder kniet der hämmernde Schieferdecker; neben ihm handrecht hängt der Kasten für Nägel und Schieferplatten, mit seiner Hakenspitze in die Verschalung eingetrieben.

Apollonius überließ dem Bruder die Überweisung der Arbeit. Fritz Nettenmair that erst wunderlich, indem er zu verstehen gab, er meine, Apollonius sei gekommen, hier den Herrn zu spielen und nicht den Diener. Es lag in der argwöhnischen Richtung, die sein Denken einmal angenommen, allem, was der Bruder thun mochte, eine Absicht,

eine planmäßige Berechnung unterzulegen. Er vermutete deshalb, Apollonius wünsche die Arbeit auf dem Kirchdache zu übernehmen. Wer hier schaffte, konnte zu jeder Zeit sehen, ob das Fahrzeug am Turmdach besetzt war oder ledig an der fliegenden Rüstung hing. Er that arglos, er nehme an, Apollonius sei lieber bei der Umdeckung des Turmdaches beschäftigt, die er ja selber vorgeschlagen. Apollonius weigerte sich nicht. Fritz meinte, er willige ein, obgleich es ihm unangenehm sei, was er aber nicht merken lasse; Fritz hatte die Empfindung eines Menschen, dem es gelungen, einen Widersacher zu überlisten. Eine Empfindung, die sich erneute, so oft er von seiner Arbeit auf dem Dachstuhle hinaufsah nach dem Fahrzeng und der fliegenden Rüstung am Turm, mit der Gewißheit, der Bruder könne das Fahrzeug nicht verlassen und heimgehen, ohne daß er es sehe und ihm zuvorkommen könne. Dann war ihm Apollonius der Träumer und er selbst war der, der die Welt kannte. Im andern Augenblicke vielleicht sah er wieder den Arglistigen im Bruder und fand es wohlthuend, sich dagegen als den Arglosen zu bemitleiden, dem jener Schlingen lege, um nur den Bruder hassen zu dürfen, der ihn hasse. Ihm fehlte das Klarheitsbedürfnis Apollonius', das diesem den Widerspruch gezeigt und den erkannten zu tilgen gezwungen hätte. Vielleicht hatte er ein Gefühl von dem Widerspruch und unterdrückte es absichtlich. So setzte sein Selbstbewußtsein den Haß als wirklich voraus, den es verdient zu haben sich vorwerfen mußte.

Bald merkte Apollonius, hier war nicht die Ordnung, das rasche und genau berechnete Ineinandergreifen, an das er in Köln sich gewöhnt, ja nur, wie es der Vater früher hier gehandhabt. Der Decker mußte viertelstundenlang und länger auf die Schieferplatten warten; die Handlanger leierten und hatten in der Unordnung und Trägheit der Behauer und Sortierer eine gute Entschuldigung. Der Bruder lachte halb mitleidig über Apollonius' Klage. Eine solche Ordnung, wie der sie verlangte, existierte nirgends und war auch nicht möglich. Bei sich verspottete er wieder den Träumer, der so unpraktisch war. Und wäre die Ordnung möglich gewesen, die Arbeit war im Taglohn verdungen. Die verlorene Zeit wurde bezahlt, wie die angewandte. Und als Apollonius selbst dazu that, den Schlendrian abzustellen, da war er dem Bruder wiederum der Wohldiener des Bauherrn und des Rates, er selber sich der schlichte Mann, der solche Kunstgriffe verschmäht. Da wollte ihn jener nur vollends aus dem Sattel heben und hatte noch schlimmeres im Sinn, was ihm aber nicht gelingen sollte mit aller seiner Arglist; da war Apollonius eigens darum heimgekommen. Und doch meinte er, der Träumer werde sich die Hörner ablaufen, wenn er

ins Werk setzen wollte, was ihm selbst, der die Welt kannte, nicht gelang. Ihm, der schärfer auf dem Zuge war, als selbst der im blauen Rock zu seiner Zeit gewesen.

Fritz Nettenmair meinte den alten Herrn noch zu übertreffen, wenn er noch schriller auf dem Finger pfiff, noch grimmiger hustete und noch entschiedener ausspuckte. Was an dem alten Herrn das wirklich Respektgebietende war, die Folgerichtigkeit, die auch, wo sie in Eigensinn ausartet, Achtung wirkt, die ruhige, in sich gefaßte Würde einer tüchtigen Persönlichkeit, das übersah er. Wie er es selbst nicht besaß, fehlte ihm auch der Sinn, es an andern wahrzunehmen. Stand seine Gestalt überhaupt im Widerspruch mit der Haltung des alten Herrn, die er ihr aufkünstelte, so widersprach ihr seine Unruhe und innere Haltlosigkeit jeden Augenblick. Die diplomatische Art zu reden schien er dem alten Herrn nur abgeborgt zu haben, um seine eigene Oberflächlichkeit und Gehaltlosigkeit zu verspotten. Aus dem steifen Wesen des blauen Rockes fiel er dann zuzeiten plötzlich in seine eigene herablassende Jovialität und in eine Region derselben, wo der Spaß den Abstand von Vorgesetzten und Untergebenen mit schmutzigen Fingern auslöschte, als wäre er nie gewesen. Rückte er sich dann eben so plötzlich in der Autorität gewaltsam wieder zurecht, so brachte das die verlorene Achtung nicht wieder, es beleidigte nur. Zu alledem kam noch, daß er sich von manchen seiner Arbeiter übersehen und in schwierigen Fällen sie machen lassen mußte, was sie wollten.

Apollonius dagegen hatte von Natur und aus der Schule beim Vetter, was dem Bruder fehlte; er besaß die Würde der Persönlichkeit, die Folgerichtigkeit bis zum Eigensinn. Seine innere Sicherheit galt; sie mußte sich nicht geltend machen — er war des sichtbaren Mühens um Achtung überhoben, welches so selten seinen Zweck erreicht, ja gemeiniglich ihn verfehlt. Und so gelang ihm, was er wollte. Bald war die musterhafteste Ordnung beim Bau und alle schienen sich wohl dabei zu befinden; nur Fritz Nettenmair nicht. Das rasche Ineinandergreifen, das wie im Geleise einer unsichtbaren Notwendigkeit ging, machte das Wesen im blauen Rocke, in welchem er sich so groß fühlte, überflüssig. Noch ein Grund zum Unbehagen daran war, daß die neue Ordnung von dem Bruder ausging; von demselben, dem er schon so viel zu verzeihen hatte und dem er immer weniger verzeihen mochte. Er wußte nicht, oder wollte nicht wissen, welchen Zauber eine geschlossene Persönlichkeit ausübt, obgleich er selbst widerwillig sie anerkennen mußte, und noch weniger, daß diese ihm fehlte und der Bruder sie besaß. Er war bei sich einig, der Bruder hatte Mittel angewandt, die zu brauchen er selbst mit Genugthuung sich zu edel fühlte. Dadurch hatte jener die

Leute ihm abspenstig gemacht. Apollonius hatte keine Ahnung von dem, was in dem Bruder vorging; der war gegen ihn, wie man gegen Arglistige sein muß, auf der Hut, denn solche Feinde kann man nur mit ihren eigenen Waffen besiegen. Die brüderliche Freundlichkeit und Achtung, mit der ihn Apollonius behandelte, war eine Maske, unter der dieser seine schlimmen Pläne sicher zu verbergen meinte; er vergalt ihm, und machte ihn leichter unschädlich, wenn er unter derselben Maske seine Wachsamkeit barg. Die gutmütige Willigkeit Apollonius', sich ihm äußerlich unterzuordnen, erschien dem Bruder wie eine Verhöhnung, an der die Arbeiter, von dem Arglistigen gewonnen, wissend teilnahmen. In seiner Empfindlichkeit griff er selbst nach den Mitteln, die er bei diesem voraussetzte. Offen ihm entgegenzutreten, verhinderte ihn der Umstand, daß Apollonius ihm selbst imponierte, wenn er auch diesen Grund nicht hätte gelten lassen. Er legte den blauen Donnerrock beiseite und stieg bis auf die unterste Sprosse seiner Jovialität herab. Er begann, durch Winke, dann allmählich durch Worte, sein Mitleid mit den Arbeitern zu zeigen, die unter der Tyrannei eines wohldienerischen Eindringlings seufzten, wie er ihnen bewies; da er nicht den Mut hatte, sie zu offener Widersetzlichkeit zu reizen, suchte er sie zu einzelnen kleinen Ausgriffen zu verleiten. Er begann sie täglich zu traktieren. Sie aßen und tranken, blieben aber wie zuvor in dem Geleise, das Apollonius vorgezeichnet.

Der gemeine Mann hat den scharfen Blick des Kindes für die Stärken und Schwächen seines Vorgesetzten. Durch dies Bemühen, das sie durchschauten, verlor Fritz Nettenmair noch den letzten Rest seiner Achtung; sie lernten daraus, wenn sie es noch nicht wußten, mit wem sie es verderben durften, mit wem nicht. Und wären sie ungewiß gewesen, so hätte sie das ungleiche Benehmen des Bauherrn gegen die beiden Brüder bestimmen können. Und da sie nicht so fein waren, und auch nicht die Gründe dazu hatten, wie Fritz Nettenmair, gab sich ihre Meinung unverhohlen kund. Sie nahmen sich Dinge gegen ihn heraus, die ihm zeigten, daß der Erfolg seiner Herablassung ein ganz anderer war, als den er beabsichtigte. Nun zog er zürnend die Wolke des blauen Rockes wieder um sich zusammen, pfiff schrillender als je, so daß es drüben in der großen Glocke wiedertönte; ging auf doppelten Stelzen, zog die Schultern noch einmal so hoch am schwarzhaarigen Kopfe herauf; der Grimm und die Entschiedenheit seines frühern Hustens und Ausspuckens war ein Kinderspiel gegen sein jetziges. Aber die Arbeiter wußten bald, dergleichen geschah, nur in Apollonius' Abwesenheit, und dessen zufälliges Kommen brachte, wie der aufgehende Vollmond, die schwersten Gewitter aus der Fassung.

Fritz Nettenmair mußte an der Wiederherstellung seiner verlorenen Bedeutung auf dem Schauplatz der Reparatur verzweifeln. Natürlich schrieb er auch das Ergebnis seiner falschen Maßregeln auf Apollonius' immer wachsende Rechnung. Das Gefühl, überflüssig zu sein, packte ihn, wie den alten Herrn, brachte aber nicht ganz dieselben Wirkungen hervor. Was dem alten Herrn das Gärtchen, das wurde nun dem älteren Sohne der Schieferschuppen. Wenigstens so lange er Apollonius auf seinem Fahrzeug oder auf dem Kirchdache sah. Aber er brachte den blauen Rock nun auch mit in die Wohnstube. Seine Kinder — das war leicht, da er selbst sich nicht um sie bekümmerte — hatte der Bruder ja auch — und natürlich mit schlechten Mitteln — gewonnen. Die schlechten Mittel waren eben die, die er selbst nie anwendete: unabsichtliche Güte und weise Strenge der Liebe. Aber auch in seiner Frau sah er immer mehr etwas, wie einen natürlichen Bundesgenossen des Bruders gegen ihn. Das sah er lange vorher, ehe er noch den geringsten wirklichen Anlaß dazu hatte, und das war der Schatten, den seine Schuld in die Zukunft seiner Phantasie warf. Ihr altes Gesetz wird ihn zwingen, durch die Verkehrtheit seiner Abwehrmittel den Schatten selber zur wirklichen, lebendigen Gestalt zu machen und vergeltend in sein Leben hereinzustellen.

Ahnungsvolle Furcht schien ihm, in lichten Zwischenblicken vorüberflatternd, von diesem Kommen zu sagen, das veränderte Benehmen gegen seine Frau müsse es beschleunigen. Dann war er plötzlich doppelt freundlich und jovial gegen sie, aber auch diese Jovialität trug ein Etwas von der Natur des schwülen Bodens an sich, aus dem sie erwuchs.

Man preist ein Heilmittel gegen solche Krankheit; es heißt Zerstreuung, Vergessen seiner selbst. Als ob der Steuermann beim Erblicken des drohenden Riffes, als ob man da sich vergessen müßte, wo es doppelt Vorsehen gilt. Fritz Nettenmair nahm es.

Von nun an fehlte er bei keinem Balle, bei keinem öffentlichen Vergnügen; er empfand sich für immer der Gefahr entflohen, war er nur eine Stunde lang fern von dem Orte, wo er sie drohen sah. Er war mehr außer, als in seinem Haus. Und nicht er allein. Seiner Frau hielt er das Heilmittel noch nötiger, als ihm. Das rächende Selbstbewußtsein nahm, was nur als möglich in der Zukunft war, als schon wirklich in die Gegenwart voraus. Und seine Frau stand noch so sehr auf seiner Seite, daß sie dem Bruder nun zürnte, dessen Einfluß sie in dem veränderten Benehmen des Gatten erkannte — nur nicht in dem Sinne, in dem er es wirklich war. Sie hatte ja nur Beleidigendes von dem Bruder erwartet. Diese Erwartung hatte schon dem Kommenden nur die eine Wange zugewandt und die Wange so mit Rot

gefärbt, als wäre sie schon erfüllt. Wußte sie denn nicht, er war nur gekommen, um sie zu beleidigen?

Apollonius, auf den dies alles wie eine schwere Wolke drückte, wie eine unverstandene Ahnung, begriff nur das eine: der Bruder und die Schwägerin wichen ihm aus. Er vermied die Orte, die sie aufsuchten. Er hätte sie schon gemieden aus dem innersten Bedürfnis seiner Natur, das auf Zusammenfassen, nicht auf Zerstreuen ging. Die Einsamkeit wurde ihm ein besser Heilmittel, als den beiden die Zerstreuung. Er sah, wie anders die Schwägerin war, als sie ihm vordem geschienen. Er mußte sich Glück wünschen, daß seine süßesten Hoffnungen sich nicht erfüllt. Die Arbeit gab ihm genug Empfindung seiner selbst; was sie frei ließ, füllten die Kinder aus. In dem natürlichen Bedürfnis ihres Alters, sich an einem fertigen Menschenbilde aufzuranken, das, Liebe gebend und nehmend, ihr Muster wird, und ihr Maß der Personen und Dinge, drängten sie sich um den Onkel, der ihrer so freundlich pflegte, als fremd die Eltern sie vernachlässigten. Wie konnte er wissen, daß er damit die Schuld wachsen machte in seiner Rechnung beim Bruder.

Und der alte Herr im blauen Rock? Hatte er von den Wolken, die sich rings aufballten um sein Haus, in seiner Blindheit keine Ahnung? Oder war sie es, was ihn zuweilen anfaßte, wenn er, Apollonius begegnend, gleichgültige Worte mit ihm wechselte. Dann kämpften zwei Mächte auf seiner Stirn, die der Sohn vor dem Augenschirm nicht sah. Er will etwas fragen, aber er fragt nicht. Der alte Herr hat sich so tief in die Wolke eingesponnen, daß kein Weg mehr von ihm herausführt in die Welt um ihn und keiner mehr hinein. Er giebt sich das Ansehen, als wisse er um alles. Thut er anders, so zeigt er der Welt seine Hilflosigkeit und fordert die Welt selber auf, sie zu mißbrauchen. Und wenn er fragt, wird man ihm die Wahrheit sagen? Nein! Er hält die Welt so verstockt gegen ihn, als er gegen sie ist. Er fragt nicht. Er lauscht, wo er weiß, man sieht ihn nicht lauschen, fieberisch gespannt auf jeden Laut. Aus jedem hört er etwas heraus, was nicht drin ist; seine gespannte Phantasie baut Felsen daraus, die ihm die Brust zerdrücken, aber er fragt nicht. Er träumt von nichts, als von Dingen, die Schande bringen über ihn und sein Haus: er leert die ganze Rüstkammer der Entehrung und fühlt jede Schmach durch, die die Welt kennt. Was keine Schande ist, steigert sich seinem krankhaft geschärften Ehrgefühl dazu, das keine Ruhe wohlthätig abstumpft, aber er trägt lieber, was die tiefste Schande ist, als daß er fragt. Er thut das Ungeheure in Gedanken, die drohende abzuwenden, aber er fragt nicht. Wie manches Thun zeigt ungeboren

schon der Mutter Seele sein Bild vorher! Wird eine Zeit kommen, wo des alten Herrn Gedanke Wirklichkeit wird?

Die Natur der Schuld ist, daß sie nicht allein ihren Urheber in neue Schuld verstrickt. Sie hat eine Zaubergewalt, alle, die um ihn stehen, in ihren gärenden Kreis zu ziehen, und zu reifen in ihm, was schlimm ist, zu neuer Schuld. Wohl dem, der sich dieser Zauberkraft im unbefleckten Innern erwehrt. Wird er den Schuldigen selbst nicht retten, so kann er den übrigen ein Engel sein. Diese vier Menschen, in all ihrer Verschiedenheit in einen Lebensknoten geknüpft, den eine Schuld verfehrt! Welch Schicksal werden sie vereint sich spinnen, die Leute in dem Haus mit den grünen Laden?

5.

Nun waren schon Wochen vergangen seit Apollonius' Zurückkunft, und noch hatte er die Furcht der Schwägerin nicht wahr gemacht. In den ersten Tagen las Fritz Nettenmair ein krampfhaftes Zusammennehmen, ein verzweifeltes Gefaßtmachen in ihrem Wesen; nun machte dies einem Etwas Platz, das wie Verwunderung erschien. Er sah, und nur er, wie sie immer mutiger den Bruder zu beobachten begann, wo er nicht ahnte, ihr Blick sei auf ihn gerichtet. Sie schien sein Wesen, sein Thun mit ihrer Erwartung zu vergleichen. Fritz Nettenmair fühlte in ihrer Seele, wie wenig beide sich glichen. Er mühte sich, den Widerwillen der jungen Frau zu seiner alten Stärke aufzustacheln. Er that es, während er fühlte, wie vergeblich es war; denn ein einziger Blick auf das milde, rechtschaffene Antlitz des Bruders mußte niederreißen, was er mühsam in Zeit von Tagen aufgebaut. Er fühlte, wie fein er zu Werke gehen mußte, und wie plump er doch zu Werke ging; denn dieselbe Macht, die sein Gefühl für das Maß schärfte, riß ihn im Handeln darüber hinaus. Er wußte, was er begonnen, mußte seinen Gang vollenden zu seinem Verderben. Er suchte Vergessen, und riß seine Frau immer tiefer hinein in den Strudel der Zerstreuung.

Arzneimittel sollen, in übergroßer Gabe angewandt, das Gegenteil wirken. So geschah es mit dem Mittel Fritz Nettenmairs; wenigstens bei der jungen Frau. Aus dem Alltag der häuslichen Arbeit hatte sie sich sonst nach dem Feste des Vergnügens gesehnt; nun dies der Alltag geworden, zog sie die Sehnsucht nach dem stillen Leben daheim. Übersättigt von den Ehrenbezeugungen der bedeutenden Leute, bemerkte sie nun erst, es gab auch andere Leute, die ihren Gatten nach anderem Maßstabe maßen. Sie begann zu vergleichen, und die Bedeutenden verloren immer mehr gegen die Alltagsmenschen. Sie dachte an den ledernen Ball am Abend von Apollonius' Ankunft. Damals war sie

Apollonius ausgewichen; sie hatte Beleidigung von ihm erwartet. Jetzt suchte sie mit den Augen durch den Saal; niemand sah es, als Fritz Nettenmair, der es am wenigsten zu sehen schien. Denn er lachte und trank wilder und jovialer, als je. Sie hatte nur das Gefühl der Langenweile, das nach Abwechslung aussieht; sie wußte nicht, daß sie jemand suchte. Fritz Nettenmair wußte es und wollte vor Lachen ersticken. Er wußte mehr, als sie; er wußte, wen sie suchte. Gegen alle andere Welt jovial, that er gegen sie den blauen Rock an.

Er wird sie bald dahin bringen, den sonst Gefürchteten mit ihm zu vergleichen.

Sie saß im Garten, während der alte Herr seine schweren Mittagsträume träumte. Fritz Nettenmair lag in der Stube auf dem Sofa und trug die Nachwehen einer durchschwärmten Nacht. Vorher hatte er nach dem Turmdache gesehen. Sie fühlte sich so eigen wohl daheim. Und sollte sie nicht? Spielten nicht ihre Kinder um sie? Sie dachte nicht daran, wie oft sie sich von den Kindern fortgesehnt in den Wirbel, der sie nicht mehr lockte. Sie nähte. Die Knaben spielten zu ihren Füßen, so still, als wäre der alte Herr zugegen. Doch nicht so; war der alte Herr im Gärtchen, sie hätten sich gar nicht hinein getraut. Das Mädchen hatte die Mutter umschlungen, die selber, in der Unberührtheit ihres Wesens, noch ein Mädchen schien. Wenig mehr von der Ähnlichkeit mit ihrem Gatten lag in ihren Zügen. Sie war nur eine äußerliche gewesen, nur Äußerliches schien die heiteren Linien berührt zu haben: kein tiefinneres Erlebnis hatte seine Marke ihnen aufgeprägt.

Das kleine Mädchen hatte dem erwachsenen, seiner Mutter, von Puppen, Blumen, Kindern, und in seiner Weise manches zweimal, manches nur halb erzählt. Jetzt erhob sie mit altkluger Ernsthaftigkeit das Köpfchen, sah die Mutter bedenklich an und sagte: „Was das nur ist?“

„Was?“ fragte die Mutter.

„Wenn du dagewesen bist und fortgehst, sieht er dir so traurig nach.“

„Wer?“ fragte die Mutter.

„Nun, der Onkel Apollonius. Wer sonst? Hast du ihn gescholten? oder geschlagen, wie mich, wenn ich Zucker nehme und nicht frage? Du hast ihm doch gewiß etwas gethan; sonst wär er nicht so betrübt.“

Das Mädchen plauderte weiter und vergaß den Onkel bald über einen Schmetterling. Die Mutter nicht. Die Mutter hörte nicht mehr, was das Mädchen plauderte. Was war doch das für ein

eigenes Gefühl, wohl und weh zugleich! Sie hatte die Nadel fallen lassen, und merkte es nicht. War sie erschrocken? Es war ihr, als wäre sie erschrocken, etwa so, wie man erschrickt, hat man mit einem Menschen geredet, und wird plötzlich inne, es ist ein anderer, als mit dem man zu reden meinte. Sie hatte gemeint, Apollonius wollte sie beleidigen, und nun sagt das Kind: du hast ihn beleidigt. Sie blickte auf und sah Apollonius vom Schuppen her nach dem Hause kommen. In demselben Augenblicke stand ein anderer Mann zwischen ihr und dem Vorübergehenden, als wäre er aus der Erde gewachsen. Es war Fritz Nettenmair. Sie hatte ihn nicht nahen gehört.

Er kam in seltsamer Hast von einer gleichgültigen Frage auf den „ledernen Ball". Er erzählte, was die Leute darüber meinten, wie jedermann sich beleidigt fühle von der Beschimpfung, daß Apollonius sie damals nicht aufgezogen, nicht einmal zum ersten Tanze. Eigen war es, wie sie jetzt daran erinnert wurde, empfand sie es stärker, als je; aber nicht zürnend, nur wie mit wehmütigem Schmerze. Sie sagte das nicht. Es war nicht nötig. Fritz Nettenmair war wie ein Mensch im magnetischen Schlaf. Er brauchte sie nicht anzusehen; mit geschlossenen Augen, von einem Baumblatt, einer Zaunlatte, von einer weißen Wand las er ab, was sein Weib fühlte.

„Wir werden ihn bald los werden, denk ich," fuhr er fort, als hätte er nicht an der Stallwand gelesen. „Es ist kein Platz für zwei Haushälte hier. Und die Anne ist weiten Raum gewöhnt."

So hieß das Mädchen, mit der Apollonius am „Ledernen" tanzen, die er heimbegleiten mußte. Sie war seither öfter hier gewesen unter Vorwänden, die ihre hochrote Wange Lügen strafte. Auch ihr Vater, ein angesehener Bürger, hatte sich um Apollonius' Bekanntschaft gemüht, und Fritz Nettenmair hatte die Sache gefördert, wie er konnte.

„Die Anne?" rief die junge Frau wie erschreckend.

„Gut, daß sie nicht lügen kann," dachte Fritz Nettenmair erleichtert. Aber es fiel ihm ein, ihr Unvermögen, sich zu verstellen, kam ja auch dem argen Plan des Bruders zu gut. Er hatte die Eifersucht als letztes Mittel angewandt. Das war wieder eine Thorheit, und er bereute sie schon. Sie kann sich nicht verstellen; und wäre er noch ganz der alte Träumer, ihre Aufregung muß ihm verraten, was in ihr vorgeht; ihre Aufregung muß ihr selber verraten, was in ihr vorgeht. Noch weiß sie es selbst ja nicht. Und dann — er stand wieder an dem Punkte, zu dem jeder Ausgang ihn führt; er sah sie sich verstehen; „und dann," zwängte er zwischen den Zähnen hervor, daß jede Silbe daran sich blutig riß, „und dann — wird sie's schon lernen!"

Der Bruder erwartete ihn in der Wohnstube. „Er muß doch einen Vorwand machen, warum er da vorbeikam, wo er sie allein dachte, da er weiß, ich hab ihn gesehen.“ So dachte er und folgte dem Bruder.

Apollonius wartete wirklich in der Wohnstube auf ihn. Der Bruder gab sich durch seine Wendung auf den Fersen recht, als er ihn sah. Apollonius suchte den Bruder auf, ihn vor dem ungemütlichen Gesellen zu warnen. Er hatte manches Bedenkliche über ihn gehört und wußte, der Bruder vertraute ihm unbedingt. „Und da befiehlst du, ich soll ihn fortschicken?“ fragte Fritz, und konnte nicht verhindern, daß sein Groll einmal durchschimmerte durch seine Verstellung. Apollonius mußte aus dem Tone, mit dem er sprach, seine wahre Meinung herauslesen. Sie hieß: „du möchtest auch in den Schuppen dich eindrängen, und mich davon vertreiben. Versuch's, wenn du's wagst!“

Apollonius sah dem Bruder mit unverhehltem Schmerze in das Auge. Er fuhr mit der Hand über des Bruders Rockklappe, als wollte er wegwischen, was sein Verhältnis zu dem Bruder trübte und sagte: „Hab ich dir was zu leid gethan?“

„Mir?“ lachte der Bruder. Das Lachen sollte klingen, wie: „Ich wüßte nicht, was?“ aber es klang: „Thust du was anders, willst du was anders thun, als wovon du weißt, daß es mir leid ist?“

„Ich wollte schon lange dir etwas sagen,“ fuhr Apollonius fort, „ich will's morgen; du bist heute nicht gelaunt. Das mit dem Gesellen mußtest du erfahren, und es war nicht so gemeint, wie du's aufnahmst.“

„Freilich! Freilich!“ lachte Fritz. „Ich bin überzeugt. Es war nicht so gemeint.“

Apollonius ging, und Fritz ergänzte seine Rede: „Es war nicht so gemeint, wie du, Federchensucher, mich glauben machen willst. Und anders gemeint, als ich's aufnahm? Du meinst, ich hab — Der Geselle ist ein schlechter Kerl; aber du hättest mich nicht gewarnt, hättest du keinen Vorwand gebraucht.“ Er machte eine überlegene Wendung auf den Fersen; in seinen verwüsteten Zustand hinein hatte ihn die glückliche Anwendung von des alten Herrn diplomatischer Kunst, durch Halbsagen zu verschweigen, gefreut.

Die Freude war schnell vorübergehend; die alte Sorge schraubte ihn wieder auf die Marterbank. Und noch eine jüngere hatte sich ihr zugesellt. Er hatte das Geschäft vernachlässigt; der Geselle, in seiner Abwesenheit Herr im Schuppen, hatte Gelegenheit genug gehabt, ihn zu bestehlen, und sie gewiß benutzt. Bei der Reparatur war er schon lange nicht mehr thätig; Apollonius mußte einen Gesellen mehr an-

nehmen, und für den Bruder einstellen. Er verdiente schon lange nichts mehr, und versäumte doch dabei kein öffentliches Vergnügen. Die Achtung der bedeutenden Leute zeigte eine wachsende Neigung zum Sinken, und war nur durch wachsende Massen von Champagner aufrecht zu erhalten. Er hatte sich in Schulden gesteckt, und vergrößerte sie noch täglich. Und doch mußte einmal der Augenblick kommen, wo der mühsam erhaltene Schein von Wohlhabenheit verging. Er wußte, daß er nur so lang der Geachtete war, als der Jovialste der Jovialen galt. Er war klug genug, den Unwert solcher Achtung und solchen Bemühens um ihn zu erkennen, aber nicht stark genug, es entbehren zu können. Es war kein kleiner Zuwachs zu der alten Marter, und jene, wie diese, kam ihm von dem Bruder, nur von ihm!

Wohligs Anne war öfter dagewesen seit Apollonius' Ankunft, und die junge Frau hatte in dem Glauben, der naiven Gemütern die natürliche Folge der eigenen Wahrhaftigkeit ist, an ihren gesuchtesten Vorwänden nicht gemäkelt. Heute war das anders. Sie war plötzlich so scharfsichtig geworden, daß der erkannte Vorwand ihr in der Größe eines unverzeihlichen Verbrechens erschien. Das Mädchen war ihr zuwider, das so falsch sein konnte, und sie selbst zu ehrlich, das zu verbergen. Anne suchte den Grund dieses Benehmens in dem Widerwillen der jungen Frau gegen den Schwager. Es war ja bekannt, die junge Frau gönnte dem armen Menschen die Liebe des Bruders nicht. Sie hatte selbst geäußert, sie würde ihm einen Korb geben, wenn er es wagen würde, sie zum Tanze aufzufordern. Und dem guten Apollonius war es anzusehen, sie ließ ihn des Aufenthalts in seinem Vaterhause nicht froh werden. Die Gereiztheit machte auch die Anne ehrlich; sie sprach von ihren Gedanken aus, was ausgesprochen werden konnte, ohne den zarten Punkt ihrer Neigung bloß zu geben. Christiane mußte den Vorwurf nun auch aus fremden Munde vernehmen, den schon das eigene Kind gemacht.

Das Mädchen ging. Apollonius kam, vom Bruder zurück, wieder vorüber. Er konnte das Mädchen noch gehen sehen. Aber nichts zeigte sich in seinem Gesichte, was ihrer nur halb verstandenen Furcht recht gegeben hätte. Und so sah auch Fritz Nettenmair, der dem Bruder aus dem Versteck der Hinterthür nachblickte, auf ihrem Antlitze nicht so viel, als er gefürchtet, zu sehen.

Das Kind sagt: du hast ihm was gethan; die Anne sagt: du hassest ihn, du läßt ihn nicht froh werden. Und sein traurig Nachblicken — bald ertappt sie ihn selbst unbemerkt dabei — sagt dasselbe. Wie ein Blitz und mit freudigem Lichte zuckt es dazwischen, er sah der Anne nicht traurig nach und auch nicht freudig, nein! gleichgültig, wie

jedem andern sonst. Ihr wird gesagt: du hassest ihn; du hast ihn beleidigt und du willst ihn kränken, und sie hat geglaubt, er hasse sie, er will sie kränken. Und hat er sie nicht gekränkt? Sie blickt in lang vergangene Zeit zurück, wo er sie beleidigte. Sie hat ihm schon lang nicht mehr darum gezürnt, sie hat nur neue Beleidigung gefürchtet. Kann sie jetzt noch darum zürnen, wo er ein so anderer ist; wo sie selbst weiß, er beleidigt sie nicht; wo die Leute sagen, und sein trauriger Blick: sie beleidige ihn? Und wie sie zurücksinnt, eifrig, so eifrig, daß die Musik wieder um sie klingt, und sie wieder unter den Gespielinnen sitzt, im weißen Kleid mit den Rosaschleifen, im Schießhaus auf der Bank den Fenstern entlang, und wieder aufsteht, von dem dunkeln Drang getrieben, und durch die Tanzenden hindurch träumend nach der Thüre geht — da draußen; ist das nicht dasselbe Gesicht, das ihr jetzt nachsieht, wenn sie geht, so ehrlich, so mild in seiner Wehmut? ist es nicht dasselbe eigene Mitleid, das jetzt auf Tritt und Schritt mit ihr geht, und sie nicht läßt, wie damals? Dann wich sie ihm aus und sah ihn nicht mehr an, denn er war falsch. Falsch? Ist er es wieder? Ist er es noch?

Eine Nachtigall schlug in dem alten Birnbaume über ihr, so wunderbar und wie gewaltthätig innig und tief. Vom Georgenturm bliesen vier Posaunen den Abendchoral. Über ihnen, und wie von ihren schwellenden Tönen getragen fuhr Apollonius auf seinem leichten Schiff. Das Abendrot vergoldete die Fäden, in denen es hing. Wohin sie sah, glänzten die treuen, trauernden Augen, die ihm gehörten, mit denen er ihr nachsah, wenn sie ging. Das kleine Mädchen sah mit ihnen auf zu ihr, und erzählte vom Onkel, wie lieb und gut er sei. Oder erzählte sie von damals? Es war keine Zeit mehr. Sonst und Jetzt war eins. Die letzte Ähnlichkeit mit Fritz Nettenmair war aus ihrem Antlitz verschwunden. Ihre Seele schauerte hoch oben zwischen Himmel und Erde. Was sie ansah, war ein Rätsel mit süßer Deutung, aber sie kannte sie nicht. Sie selbst war sich ein Rätsel. Ihrem Gatten war sie es nicht.

6.

Fritz Nettenmair dachte den ganzen Tag, was das sein möge, was Apollonius ihm morgen sagen wollte; „morgen; weil ich heute nicht gelaunt bin? Gelaunt? Ich habe den Federchensucher in meine Karten sehen lassen. Hätt ich's nicht, wär er plump herausgegangen: nun hab ich ihn gewarnt und vorsichtig gemacht. Ich bin zu ehrlich mit solch einem falschen Spieler; ich muß verlieren. Gut; ich will morgen ‚gelaunt' sein, ich will thun, als wär ich blind und taub! als säh ich

nicht, was er will, und wär's noch deutlicher. Ein Spinnengewebe auf meine Rockklappen, damit er etwas zu bürsten hat. Ich kann's nicht leiden, wenn mir so einer ins Gesicht sieht, solch ein Heuchler!"

So vorbereitet und entschlossen, den Lister zu überlisten, gält es auch die schwerste Probe von Selbstbeherrschung, fand Apollonius den Bruder am folgenden Tage seiner harrend. Auch Apollonius hatte seinen Entschluß gefaßt. Er wollte sich heute von keiner Laune seines Bruders mehr irren lassen; es kam ja eben darauf an, all diesen Launen ihre Quelle abzuschneiden. Fritz bot ihm den unbefangensten, jovialsten guten Morgen, der ihm zu Gebote stand.

„Wenn du mich ruhig und brüderlich anhören willst," sagte Apollonius, „so hoff' ich, dieser Morgen soll der beste sein für dich und mich und uns alle."

„Und uns alle," wiederholte Fritz, und legte von seiner Erklärung der drei Worte nichts in seinen Ton. „Ich weiß, daß du immer an uns alle denkst; darum rede nur jovial vom Herzen weg, ich mach's auch so."

Apollonius ließ die beabsichtigte Einleitung weg. Er hatte klug und vorsichtig sein gelernt, aber klug und vorsichtig gegen einen Bruder sein, hätte ihm Falschheit geschienen. Selbst, hätte er die Falschheit des Bruders gekannt, er wäre nicht auf dessen Gedanken von den gleichen Waffen gekommen. Er hätte sich seine Erfahrung als Täuschung ausgeredet.

„Ich glaube, Fritz," begann er herzlich, „wir hätten anders gegeneinander sein sollen, als wir bisher gewesen sind." Er nahm aus Gutmütigkeit die halbe Schuld auf sich. Der Bruder schob ihm in Gedanken die ganze zu und wollte jovial das Gegenteil versichern, als Apollonius fortfuhr. „Es war nicht zwischen uns, wie sonst, und wie es sein sollte. Die Ursache davon ist, soviel ich weiß, nur der Widerwille deiner Frau gegen mich. Oder weißt du noch eine andere?"

„Ich weiß keine," sagte der Bruder mit bedauerndem Achselzucken; aber er dachte an Apollonius' Heimkunft gegen seinen Rat, an den Ball, an die Beratung auf dem Kirchenboden, an seine Verdrängung von der Reparatur, an den ganzen Plan des Bruders, an das, was davon ausgeführt, an das, was noch auszuführen war. Er dachte daran, daß Apollonius eben an dem letzteren arbeite, und wie viel darauf ankomme, seine nächste Absicht zu erraten und zu vereiteln.

Apollonius sprach indes fort und hatte keine Ahnung von dem, was in dem Bruder vorging. „Ich weiß nicht, woher der Widerwille deiner Frau gegen mich kommt. Ich weiß nur, daß er von nichts kommen kann, was ich mit Absicht gethan hätte, mir ihn zu verdienen. Kannst

du mir den Grund sagen? Ich will sie nicht anklagen; es ist möglich, daß ich etwas an mir habe, das ihr mißfällt. Und dann ist's gewiß nichts, was zu loben oder zu schonen wäre. Und ich will dann eben so gewiß der Letzte sein, es zu schonen, weiß ich nur, was es ist. Weißt du's, so bitte, sag es mir. Etwas Schlimmes darfst auch du nicht an mir schonen, und thäte dir's auch noch so weh. Weißt du's und sagst mir's nicht, so ist's nur darum. Aber du kränkst mich nicht damit, gewiß nicht, Fritz." —

Fritz Nettenmair that, was Apollonius eben gethan; er maß den Bruder in seinen Gedanken nach sich. Das Ergebnis mußte zu Apollonius' Nachteil ausfallen. Apollonius nahm sein gedankenvolles Schweigen für eine Antwort.

„Weißt du's nicht," fuhr er fort, „so laß uns zusammen zu ihr gehen, und sie fragen. Ich muß wissen, was ich thun soll. Das Leben seither darf nicht so fortgehen. Was würde der Vater sagen, wenn er's wüßte! Mir ist's Tag und Nacht ein Vorwurf, daß er es nicht weiß. Es ist für uns alle besser, Fritz. Komm, laß es uns nicht verschieben."

Fritz Nettenmair hörte nur die Zumutung des Bruders. Er sollte ihn zu ihr führen! Er sollte ihn jetzt zu ihr führen! Wußte Apollonius schon von ihrem Zustand, und wollte ihn benutzen? Es bedurfte der Frage nicht; wenn sie sich jetzt nur sahen, mußten sie sich verstehen. Dann war es da, was zu verhindern er seit Wochen sich keine Stunde lang Ruhe gegönnt. Dann war es da, wovon er wußte, es mußte kommen, und doch Verzweiflungs-Anstrengungen machte, ihm das Kommen zu wehren. Sie durften jetzt nicht einander gegenüberstehen; sie durften sich jetzt nicht sehen, bis er eine neue Scheidemauer zwischen sie gebaut. Woraus? Darauf zu sinnen war jetzt nicht Muße. Einen Vorwand mußte er haben, den Gang zu verhindern: Zeit, den Vorwand zu finden. Und nur um die Zeit zu gewinnen, lachte er:

„Freilich! jovial fragen. Wer fragt, wird berichtet. Aber wie fällt dir das eben jetzt ein? Eben jetzt?" Ein Gedanke, der ihn überwältigend traf wie ein Blitz, wurde ohne seine Wahl zu dieser Frage.

Apollonius war schon an der Thür. Er wandte sich zurück zum Bruder und antwortete mit einer Freude, die diesem eine teuflische schien, weil er ihm nicht in das ehrliche Gesicht sah. Dafür würde Apollonius in des Bruders Antlitz ein Etwas von Teufelsangst ertappt haben, hätte dieser es ihm zugewandt. Und vielleicht dennoch nicht. Er würde den Bruder vielleicht für krank gehalten haben, so ohne die mindeste Ahnung von dem, was den Bruder dabei ängsten könnte, als er war. Ja, was ihn freute, mußte ja auch den Bruder freuen.

„Früher," entgegnete Apollonius, „mußt ich fürchten, sie noch mehr zu erzürnen. Und das würde dir noch weniger lieb gewesen sein, als mir."

Der Bruder lachte und bejahte in seiner jovialen Weise mit Kopf und Schultern, um nur etwas zu thun. Und sein: „Und jetzt?" schien nun vom Lachen halb erstickt, nicht von etwas anderem.

„Deine Frau ist anders seit einiger Zeit," fuhr Apollonius vertraulich fort. —

„Sie ist" — antwortete Fritz Nettenmairs Zusammenzucken wider seinen Willen, und wollte sagen, wofür er sie hielt. Es war ein arges Wort. Aber würde er selbst, der sie dazu gemacht, es ihm sagen? Nein, es ist noch nicht da, was er fürchtet. Und wenn es kommen muß; er kann es noch verzögern. Er hält mit Gewalt seiner Erregung den Mund zu. Er fragte gern: „und woher weißt du, daß sie — anders ist?" wüßte er nicht, seine Stimme würde zittern und ihn verraten. Er muß ja wissen, wer es dem Bruder verraten hat. Hat er sie schon gesprochen? Hat er es ihr von fern aus den Augen gelesen? Oder ist ein drittes im Spiel? ein Feind, den er schon haßt, ehe er weiß, ob er vorhanden ist.

Apollonius scheint ein Etwas von des Bruders unglückseliger Lesegabe angeflogen. Der Bruder fragt nicht; sein Gesicht ist abgewandt; er kramt tief im Schranke, und sucht wie ein Verzweifelnder, und kann nicht finden; und doch antwortet ihm Apollonius.

„Dein Ännchen hat mir's gesagt," entgegnet er und lacht, indem er an das Kind denkt. „Onkel," sagte das närrische Kind, „die Mutter ist nicht mehr so bös auf dich; geh nur zu ihr und sprich: ich will's nicht mehr thun; dann ist sie gut und giebt dir Zucker. So hat sie mich auf den Gedanken gebracht. Es ist wunderbar, wie's manchmal ist, als redete ein Engel aus den Kindern. Dein Ännchen kann uns allen ein Engel gewesen sein."

Fritz Nettenmair lachte so ungeheuer über das Kind, daß sich Apollonius' Lachen wieder an dem seinen anzündete. Aber er wußte, es war ein Teufel, der aus dem Kinde geredet; ihm war das Kind ein Teufel gewesen und konnte es noch mehr werden. Und doch mußte er noch über das Kind lachen, über das joviale Kind mit seinem „verfluchten" Einfall. So sehr mußte er lachen, daß es gar nicht auffiel, wie zerstückt und krampfhaft klang, was er entgegnete. „Morgen meinetwegen, oder heut' Nachmittag noch; jetzt hab ich unmöglich Zeit. Jetzt begleit ich dich nach Sankt Georg. Ich hab einen nötigen Gang Morgen! Über das verwünschte Kind!"

Apollonius hatte keine Ahnung, wie ernst das lachende „verwünscht“ gemeint war. Er sagte, selbst noch über das Kind lachend: „Gut. So fragen wir morgen. Und dann wird alles anders werden. Ich freue mich wie das Kind, und du dich gewiß auch, Fritz. Es soll ein ganz ander Leben werden, als seither.“ Der gute Apollonius freute sich so herzlich über des Bruders Freude! Noch als er bereits wieder auf seinem Fahrzeuge um das Kirchendach flog.

Ebenso rastlos umschwankte seines Bruders Furcht das dunkle Etwas, das über ihm schwankte, und ihn zu begraben drohte; noch emsiger hämmerte sein Herz an den brechenden Plänen, den Sturz zu hindern: aber sein Gedankenschiff hing nicht zwischen Himmel und Erde, von des Himmels Licht bewahrt; es taumelte tiefer und immer tiefer, zwischen Erd' und Hölle, und die Hölle zeichnete ihn immer dunkler mit ihrer Glut.

7.

Ännchen hatte die Mutter wieder umschlungen, die in der Laube saß. Sie sah wieder mit Apollonius' Augen zu ihr auf, und erzählte ihr von ihm. Und kam sie nach Kinderweise von ihm ab, so leitete die Mutter mit unbewußter Kunst sie wieder zu ihm zurück. Dann rauschte es einen Augenblick in den Blättern der Laube hinter ihr. Sie dachte, es sei der Wind, oder hörte es gar nicht; vielleicht, weil es nicht von Apollonius sprach. Hätte sie hingesehen, sie wäre entsetzt aufgesprungen von der Bank. Was die Blätter rauschen machte, war das stürmische Erzittern einer geballten Faust. Darüber stand ein rotes Gesicht, verzerrt von der Anstrengung, die die gehobene Faust zurückhielt, sonst hätte sie das lächelnde Gesicht des Kindes getroffen, das, so jung, schon eine Kupplerin war. Das lächelnde, vatermörderische Gesicht! Das Kind hat ein blaues Kleidchen an; blau ist die Lieblingsfarbe Apollonius'. Sein Kind trägt seines Todfeindes Livree. Und die Mutter — o, Fritz Nettenmair konnte sich noch auf die Zeit besinnen, wo sie täglich so gekleidet ging wie heute. Und sie fürchtet das nicht? Glaubt sie, was damals vorgegangen, giebt ihr ein Recht, ihn nicht zu fürchten? Ein Recht, in Schande zu leben, weil es seine Schande ist? Das alles reißt an der gehobenen Faust.

Jetzt sagt die Mutter vor sich hin, und hat das Mädchen vergessen: „Der arme Apollonius!“ — Was hält die Faust zurück? — „Ich muß Fritz sagen, wie er mich dauert. Er ist so gut. Nicht, Ännchen?“ Ännchen singt und hört die Frage nicht. Sie bedarf auch keiner Antwort. „Fritz ist zornig auf ihn, weil er mich einmal gekränkt hat. Ich hab's lang vergessen. Er ist anders, und Fritz thut ihm unrecht, wenn

er meint, er ist noch immer so. Und vielleicht ist er nie so gewesen, und die Menschen haben Fritz belogen. Wir wollen gut sein gegen ihn, damit er froh wird. Ich kann's nicht mehr ertragen, wie er traurig ist. Ich will's ihm sagen, dem Fritz." So schließt die junge Frau ihr Selbstgespräch; ihr ganzes süß vertrauliches Mädchenwesen ist wieder aufgewacht, und Fritz Nettenmair begreift, das Thun, zu dem der Zorn ihn hinreißen will, muß erschaffen, was noch nicht ist, muß beschleunigen, was kommen wird. Er ist arm geworden, entsetzlich arm. Die Zukunft ist nicht mehr sein; er darf nicht mehr auf Tage hinausrechnen; er lebt nur noch von Augenblick zu Augenblick; er muß festhalten, was zwischen dem Gegenwärtigen ist und dem Nächstkommenden. Und dazwischen ist nichts, als Qual und Kampf.

Er hat die Frau bis jetzt geliebt, wie er alles that, wie er selbst war, oberflächlich — und jovial. Das Gewissen hat seine Seele ausgetieft. Die Furcht vor dem Verlust hat ihn ein ander Lieben gelehrt. Das Lieben lehrte ihn wiederum ein ander Fürchten. Hätte er sie früher so geliebt, wie jetzt, ihre tiefste Seele hätte sich ihm vielleicht geöffnet, sie hätte auch ihn geliebt. Sie haben Jahre zusammengelebt, sind nebeneinander gegangen, ihre Seelen wußten nichts voneinander. Dem Leibe nach Gattin und Mutter ist ihre Seele ein Mädchen geblieben. Er hat die tieferen Bedürfnisse ihres Herzens nicht geweckt, er kannte sie nicht; er hätte sie nicht befriedigen können. Er erkennt sie erst, wie sie sich einem Fremden zuwenden. Er fühlt erst, was er besaß, ohne es zu haben, nun es einem andern gehört. Mit welcher Empfindung sieht er die Knospe ihres Angesichts sich entfalten, die er schon für die Blume hielt; welch nie geahnter Himmel öffnet sich da, wo er sonst Genüge hatte, sein eigen Spiegelbild zu finden. Und wie viel er sah; all den Reichtum an hingebendem Vertrauen, an Opferfähigkeit, an verehrendem Aufstaunen und dienendem Ergeben zu fassen, der in der Morgenröte dieses reinen Angesichts aufging, war sein Auge, auch krankhaft weit geöffnet, noch zu eng. Sein Schmerz übermannte einen Augenblick seinen Haß. Er mußte sich fortschleichen, um das Geständnis seiner Schuld vor dem Antlitz zu flüchten, dessen Blick er jetzt wie ein Verbrecher fürchtete, so sanft es war.

Gegen Abend wurde die junge Frau plötzlich von zwei Männerstimmen aus ihren Träumen geweckt. Sie saß unfern der verschlossenen Schuppenthür im Grase. Fritz war eben mit dem Bruder von der Hintergasse in den Schuppen getreten. Sie hörte, er zog den Bruder mit Wohligs Anne auf. Anne sei die beste Partie in der ganzen Stadt und der Bruder ein Spitzbube, der die Welt kenne und die Art, die lange Haare und Schürzen trägt. Die Anne nähe schon an ihrer

Aussteuer, und ihre Basen trügen die Heirat mit Apollonius von Haus zu Haus. Die junge Frau hörte ihn fragen, wann die Hochzeit sei? Sie hatte sich entfernen wollen; sie vergaß es; sie vergaß das Atmen. Und darauf hätte sie fast laut aufgejubelt: Apollonius sagte, er heirate gar nicht, die Anne nicht, noch sonst eine.

Der Bruder lachte. „Drum hast du den Abend deiner Heimkehr nur mit der Anne getanzt und sie heimgeleitet?"

„Mit deiner Frau hätt' ich getanzt," entgegnete Apollonius. „Du warntest mich, deine Frau würde mir einen Korb geben, weil sie so unwillig auf mich war. Ich wollte nun gar nicht tanzen. Du brachtest mir die Anne, und wie du gingst, fragtest du sie, ob ich sie heimbegleiten dürfte. Da konnt' ich nicht anders. Ich habe nie daran gedacht, die Anne —"

„Zu heiraten?" lachte der Bruder. „Nun, sie ist auch zum — Spaße hübsch genug und der Mühe wert, sie vernarrt in dich zu machen."

„Fritz!" rief Apollonius unwillig. „Aber es ist nicht dein Ernst," besänftigte er sich selbst. „Ich weiß, du kennst mich besser; aber auch im Scherz soll man einem braven Mädchen nicht zu nahe treten."

„Pah," sagte der Bruder, „wenn sie es selbst thut. Was kommt sie uns ins Haus und wirft sich dir an den Kopf?"

„Das hat sie nicht," entgegnete Apollonius warm. „Sie ist brav und hat sich nichts Unrechtes dabei gedacht."

„Ja, sonst hättest du sie zurechtgewiesen," lachte Fritz, und es lag Hohn in seiner Stimme.

„Wußt' ich," sagte Apollonius, „was sie dachte? Du hast sie mit mir aufgezogen und mich mit ihr. Ich habe nichts gethan, was solche Gedanken in ihr wecken konnte. Ich hätt's für eine Sünde gehalten."

Die Männer gingen ihren Weg wieder zurück. Christianen fiel es nicht ein, sie hätten auch auf den Gang kommen können, wo sie stand. Was von Offenheit und Wahrheit in ihr lag, war gegen ihren Gatten empört. Nicht die Leute hatten ihn belogen; er war selber falsch. Er hatte sie belogen und Apollonius belogen, und sie hatte irrend Apollonius gekränkt. Apollonius, der so brav war, daß er nicht über die Anne spotten hören konnte, hatte auch ihrer nie gespottet. Alles war Lüge gewesen von Anfang an. Ihr Gatte verfolgte Apollonius, weil er falsch war, und Apollonius brav. Ihr innerstes Herz wandte sich von dem Verfolger ab, und dem Verfolgten zu. Aus dem Aufruhr all ihrer Gefühle stieg ein neues, heiliges siegend auf, und sie gab sich ihm in der vollen Unbefangenheit der Unschuld hin. Sie kannte es nicht. Daß sie es nie kennen lernte! Sobald sie es kennen lernt,

wird es Sünde. — Und schon rauschen die Füße durch das Gras, auf denen die unselige Erkenntnis naht.

Fritz Nettenmair mußte seine neue Scheidemauer aufbauen, ehe er den Bruder zu seinem Weibe führte. Deshalb kam er. Sein Gang war ungleich; er wählte noch und konnte sich nicht entscheiden. Er wurde noch ungewisser, als er vor ihr stand. Er las, was sie fühlte, von ihrem Antlitz; es war zu ehrlich, um etwas zu verschweigen; es kannte zu wenig, wovon es sprach, um zu denken, es müßte dies verbergen. Er fühlte, mit den alten Verleumdungen werde er nichts mehr bei ihr vermögen. Er konnte sie über ihre Gefühle aufklären, sie dann bei ihrer Ehre, bei ihrem weiblichen Stolze fassen. Er konnte sie zwingen — wozu? Zur Verstellung? Zum Leugnen? Zur Verheimlichung, wenn sie einmal wußte, was sie wollte? Würde sie nicht zu sich sagen: den Betrüger betrügen, das Gestohlene heimlich wieder nehmen, ist kein Betrug, kein Diebstahl? Das war es! Das Bewußtsein seiner Schuld verfälschte ihm die Dinge, die Menschen. Er kannte das starke Ehrgefühl seiner Frau, wie die bis zum Eigensinn feste Rechtlichkeit des Bruders und er hätte beiden in allem getraut; nur in dem einen traute er ihnen nicht, wo er das Gefühl hatte, er habe es verdient, von ihnen betrogen zu sein.

So zog er doch den Weg vor, den er bis jetzt gegangen. Er machte einen kleinen Umweg über des „Federchensuchers Narrheiten." Er wußte, kleine Lächerlichkeiten sind geschickter, eine werdende Neigung zu vernüchtern, als große Fehler. Er agierte Apollonius, wie er den Weg, den er mit einem Lichte gemacht, noch einmal zurückging, aus Sorge, er könnte einen Funken verloren haben; wie es ihm bei Nacht keine Ruhe ließ, wenn ihm einfiel, er hatte bei seiner Arbeit seinen gewöhnlichen Eigensinn vergessen, oder ein Arbeiter hatte das strenge Wort nicht verdient, das er, vom Drang der Geschäfte erhitzt, gegeben; wie er aus dem Bette aufgesprungen, um ein Lineal, das er im schiefen Winkel mit der Tischkante liegen lassen, in den rechten zu rücken. Dabei strich und blies Fritz Nettenmair sich eingebildete Federchen von den Ärmeln. Er sah wohl, seine Mühe hatte den verkehrten Erfolg. Gereizt dadurch griff er zu stärkeren Mitteln. Er bedauerte die arme Anne, die Apollonius durch Scheinheiligkeit in sich vernarrt gemacht; und erzählte, auf wie gemeine Weise er sie öffentlich verspotte.

Auf den Wangen der jungen Frau war ein dunkles Rot aufgestiegen. Offene, naive Naturen haben einen tiefen Haß gegen alle Falschheit, vielleicht weil sie instinktmäßig fühlen, wie waffenlos sie vor diesem Feinde stehen. Sie zitterte vor Erregung, als sie aufstand und sagte: „Du könntest das thun, du; er nicht."

Fritz Nettenmair schrak zusammen. In dem Anblick der Gestalt, die voll Verachtung vor ihm stand, war etwas, das ihn entwaffnete. Es war die Gewalt der Wahrheit, die Hoheit der Unschuld dem Sünder gegenüber. Er raffte sich mit Anstrengung zusammen. „Hat er dir das gesagt? Seid ihr schon so weit?" preßte er hervor. Sie wollte nach dem Hause gehen; er hielt sie auf, sie wollte sich losreißen.

„Alles hast du gelogen," sagte sie, „ihn hast du belogen, mich hast du belogen. Ich habe gehört, was du vorhin im Schuppen mit ihm sprachst."

Fritz Nettenmair atmete auf. So wußte sie nicht alles. „Mußt ich's nicht?" sagte er, indem sein Auge sich der Reinheit des ihren gegenüber kaum aufrecht hielt. „Mußt ich nicht, um deine Schande zu verhindern? Soll der Federchensucher dich verachten?" Noch drückte ihr Blick den seinen nieder. „Weißt du, was du bist? Frag ihn doch, was eine Frau ist, die Ehre und Pflicht vergißt? An wen denkst du mit Gedanken, wie du nur an deinen Mann denken solltest? Wenn du wie eine verliebte Dirne umherschleichst, wo du meinst ihn zu sehen. Und meinst die Menschen sind blind. Frag ihn doch, wie er so eine nennt? O die Leute haben schöne Namen für so eine."

Er sah, wie sie erschrak. Ihr Arm bebte in seiner Hand. Er sah, sie begann ihn zu verstehen, sie begann sich selbst zu verstehen. Er hatte ihren Trotz gefürchtet, und sah, sie brach zusammen; das Zornesrot erblich auf ihrer Wange und Schamröte schlug wild über die bleiche hin. Er sah, wie ihr Auge den Boden suchte, als fühlte es die Blicke aller Menschen auf sich gerichtet, als hätten der Schuppen, der Zaun, die Bäume Augen, und alle bohrten sich in das ihre. Er sah, wie sie in der Jähheit der Erkenntnis sich selbst so eine nannte, für die die Leute die schönen Namen haben.

Der Schmerz strömte seinen Regen über die schamblutende brennende Wange und die Thränen waren wie Öl; das Feuer wuchs, als eine Stimme vom Schuppen klang und seine Tritte. Sie wollte sich gewaltsam losreißen und sah mit halb wildem, halb flehendem Blicke auf, der sterbend vor den tausend Augen wieder zu Boden sank. Er sah, sein Auge, das Auge des, der durch den Schuppen kam, war ihr das schrecklichste. Er hatte seinen ganzen Mut wieder.

„Sag's ihm," preßte er leise hervor, „was du von ihm willst. Wenn er ist, wie du meinst, muß er dich verachten."

Fritz Nettenmair hielt die Kämpfende mit der Kraft des Siegers fest, bis er Apollonius, der fragend aus dem Schuppen sah, gewinkt, herbeizukommen. Er ließ sie und sie floh nach dem Hause. Apollonius blieb erschrocken auf dem halben Wege stehen.

„Da siehst du, wie sie ist,“ sagte Fritz zu ihm. „Ich hab ihr gesagt, du wolltest sie fragen. Willst du, so gehen wir ihr nach und sie muß uns beichten. Ich will sehen, ob meine Frau meinen Bruder beleidigen darf, der so brav ist.“

Apollonius mußte ihn zurückhalten. Fritz gab sich nicht gleich zufrieden. Endlich sagte er: „Du siehst aber nun, es liegt nicht an mir. O, es thut mir leid!“

Es war ein unwillkürlicher Schmerz in den letzten Worten, den Apollonius auf die mißlungene Aussöhnung bezog. Fritz Nettenmair wiederholte sie leiser, und diesmal klangen sie wie ein Hohn auf Apollonius, wie höhnisches Bedauern über eine verfehlte List.

Christiane war nach der Wohnstube gestürzt und hatte die Thür hinter sich verriegelt. An Fritz dachte sie nicht; aber Apollonius konnte hereintreten. Sie wälzte den fieberischen Gedanken, hinaus in die Welt zu fliehen! aber wohin sie sich dachte, im steilsten Gebirg, im tiefsten Walde begegnete er ihr und sah, was sie wollte, und er mußte sie verachten. Und was wollte sie denn? Wollte sie etwas von ihm? Wenn sie in Gedanken vor ihm floh und angstvoll eine Zuflucht suchte; war er es nicht wieder, zu dem sie floh? Wenn sie in Gedanken eine Brust umschlang, daran sich auszuweinen, war es nicht seine? Der Augenblick, der sie lehrte, sie wollte etwas böses, hatte sie ja erst gelehrt, was sie wollte. Ännchen war im Zimmer; sie hatte das Kind nicht bemerkt. Alles Leben der Mutter war bei ihrem innern Kampfe; Ännchen sah der Mutter nicht an, was in ihr vorging. Sie zog die Mutter auf einen Stuhl und umschlang sie nach ihrer Weise und sah zu ihrem Antlitz auf. Die Mutter traf ihr Blick, als käme er aus Apollonius' Augen. Ännchen sagte:

„Weißt du, Mutter? der Onkel Lonius“ — die Mutter sprang auf und stieß das Kind von sich, als wäre er es selbst. „Sag mir nichts mehr von — sag mir nichts mehr von ihm!“ sagte sie mit so zorniger Angst, daß das Mädchen weinend verstummte. Ännchen sah nicht die Angst, nur den Zorn in der Mutter Auffahren. Es war Zorn über sich selbst. Das Mädchen log, als sie dem Onkel von der Mutter Zorn über ihn erzählte. Es bedurfte der Erzählung nicht. Hatte er nicht selbst die rote Wange gesehen, mit der sie seiner und des Bruders Frage auswich; dasselbe Rot der zornigen Abneigung, mit dem sie den Heimkehrenden empfangen?

Ach, es war ein wunderlich schwüles Leben von da in dem Hause mit den grünen Fensterläden, Tage, Wochen lang! Die junge Frau kam fast nicht zum Vorschein, und mußte sie, so lag brennende Röte

auf ihren Wangen. Apollonius saß vom ersten Morgenschein auf seinem Fahrzeug und hämmerte, bis die Nacht einbrach. Dann schlich er sich leise von der Hintergasse durch Schuppen und Gang auf sein Stübchen. Er wollte ihr nicht begegnen, die ihn floh. Fritz Nettenmair war wenig mehr daheim. Er saß von früh bis in die Nacht in einer Trinkstube, von wo man nach der Aussteigethür und nach dem Fahrzeug am Turmdach sehen konnte. Er war jovialer als je, traktierte alle Welt, um sich in ihrer lügenhaften Verehrung zu zerstreuen. Und doch, ob er lachte, ob er würfelte, ob er trank, sein Auge flog unablässig mit den Dohlen um das steile Turmdach. Und wie durch einen Zauber fügte es sich, nie schlich Apollonius durch den Schuppen, ohne daß fünf Minuten früher Fritz Nettenmair in die Hausthüre getreten war.

Im Schuppen und in der Schiefergrube schaltete der Geselle an seiner Statt. Er brachte Fritz Nettenmair den Rapport vom Geschäfte; im Anfang schrieb der joviale Herr davon in dicke Bücher, dann nicht mehr. Die Zerstreuung wurde ihm immer unentbehrlicher; er hatte keine Zeit mehr zum Schreiben. Bis er tief in der Nacht wieder heimkam, wandelte der Geselle in dem Gange vom Wohnzimmer bis zum Schuppen hin und her. Es waren in der Nähe Diebstähle vorgekommen; der Geselle stand Wache: Fritz Nettenmair war daheim ein ängstlicher Mann geworden. Die übrigen Leute wunderten sich über das Vertrauen Fritz Nettenmairs zu dem Gesellen. Apollonius warnte ihn wiederholt. Freilich! Er hatte Gründe, die Wache nicht zu wünschen, am allerwenigsten von dem Gesellen, der ihm nicht gewogen war. Und das eben war Fritz Nettenmairs Grund, dem Gesellen zu vertrauen, und auf die Warnungen nicht zu hören. Als Fritz Nettenmair zu dem Bruder gesagt: es thut mir leid, war er des Gesellen gewahr geworden. In seinem Grinsen hatte er gelesen, der Geselle durchschaute ihn und wußte, was Fritz Nettenmair fürchtete. Da biß er die Zähne aufeinander; eine halbe Stunde später übertrug er ihm die Wache und die Stellvertretung in Schuppen und Grube. Es kostete wenig Worte. Der Geselle verstand, was ihm Fritz sagte, das er sollte; er verstand auch, was Fritz nicht sagte und er dennoch sollte. Fritz Nettenmair traute seiner Redlichkeit im Geschäft so wenig als Apollonius. Er erkannte, der Geselle würde dort mißbrauchen, daß er etwas wußte, wovon außer ihm und Fritz Nettenmair niemand Kunde hatte und niemand Kunde haben durfte. Die Unredlichkeit des Gesellen dort haftete ihm für seine Redlichkeit, wo er sie nötiger brauchte. Es war die Sorglosigkeit fieberhafter Angst um alles andere, was sich nicht auf ihren Gegenstand bezieht.

Der alte Herr im blauen Rock hatte schlimmere Träume, als je;

er horchte gespannter, als je, auf jeden flüchtigen Laut, hörte mehr heraus, und baute immer größere Lasten über seine Brust. Aber er fragte nicht.

8.

Es war eines Abends spät. Fritz Nettenmair hatte vom Fenster der Weinstube Apollonius sein Fahrzeug verlassen und an das fliegende Gerüst binden sehen, er eilte nach seiner Gewohnheit aus dem Wirtshause, um noch vor Apollonius heimzukommen. Er traf seine Frau in der Wohnstube bei einer häuslichen Arbeit. Der Geselle trat herein und machte seine gewöhnliche Meldung. Dann sagte er seinem Herrn etwas in das Ohr und ging.

Fritz Nettenmair setzte sich zur Frau an den Tisch. Hier saß er gewöhnlich, bis ein schlürfender Tritt des Gesellen im Vorhaus ihm sagte, Apollonius sei zu Bett gegangen. Dann suchte er sein Weinhaus wieder auf; er wußte, das Haus war vor Dieben sicher, der Gesell war bei der Wache.

Das Gefühl, wie er sein Weib in seiner Hand hatte, und sie sich leidend darein ergab, hatte bisher dem Weine geholfen, einen schwachen Wiederschein der jovialen Herablassung über ihn zu werfen, die ehedem sonnenhaft von jedem Knopfe Fritz Nettenmairs geglänzt. Heute war der Wiederschein sehr schwach. Vielleicht, weil ihr Auge nicht den Boden gesucht, als es sein Blick berührte. Er that einige gleichgültige Fragen und sagte dann:

„Du bist heute lustig gewesen.“ Sie sollte fühlen, er wisse alles, was im Hause geschehe, sei er auch selbst nicht drinn. „Du hast gesungen.“

Sie sah ihn ruhig an und sagte: „Ja. Und morgen sing ich wieder; ich weiß nicht, warum ich nicht soll.“

Er stand geräuschvoll vom Stuhle auf und ging mit lauten Tritten hin und her. Er wollte sie einschüchtern. Sie erhob sich ruhig und stand da, als erwarte sie einen Angriff, den sie nicht fürchtete. Er trat ihr nah, lachte heiser und machte eine Handbewegung, vor der sie erschreckend zurückweichen sollte. Sie that es nicht. Aber das Rot des beleidigten Gefühls trat auf ihre Wangen. Sie war scharfsinnig geworden, argwöhnisch dem Gatten gegenüber. Sie wußte, daß er sie und Apollonius bewachen ließ.

„Und hat er dir weiter nichts gesagt?“ fragte sie.

„Wer?“ fuhr Fritz Nettenmair auf. Er zog die Schultern empor und meinte, er sähe aus wie der im blauen Rock. Die junge Frau antwortete nicht. Sie zeigte nach der Kammerthür, in der das kleine

Aennchen stand. „Der Spion! der Zwischenträger!“ preßte der Mann hervor. Das Kind kam ängstlich mit zögernden Schritten. Es war im Hemdchen.

Fritz Nettenmair sah nicht das Flehen in des Kindes Blick: er sollte der Mutter gut sein, die Mutter sei auch gut. Er sah nicht, wie das häusliche Zerwürfnis auf dem Kinde lastete und es bleich gemacht; wie es den Zustand mit durchlitt, ohne ihn zu verstehen. Er bemerkte nur, wie gespannt es horchte, um dem erzählen zu können, der es zum Horchen abgerichtet. Es wollte seine Kniee umschlingen, sein Blick, seine gehobene Faust drängten es zurück. Die Mutter nahm das Kind in stillem Schmerz auf die Arme und trug es in die Kammer und in sein Bett zurück. Sie fürchtete, was der Mann ihm thun konnte. Was er ihr thun konnte, das fürchtete sie nicht. Sie sagte es dem Manne, als sie wieder hereinkam und die Thüre verschlossen, wie um das Kind zu retten.

„Ich bin eins geworden mit mir,“ sagte sie und in ihren Augen stand das mit so glänzender Schrift, daß der Mann wieder hin- und herschritt, um nicht hineinsehen zu müssen. „Ich bin eins geworden mit mir. Die Gedanken sind gekommen, daran bin ich nicht schuld, und ich habe sie nicht kommen heißen. Ich habe nicht gewußt, sie waren bös. Dann hab ich mit den Gedanken gekämpft, und ich will nicht müd werden, so lang ich lebe. Ich bin mit meiner Seele an dem Bett meiner seligen Mutter gewesen, wo sie gestorben ist und habe sie liegen sehen, und habe die drei Finger auf ihr Herz gelegt. Ich habe ihr versprochen, ich will nichts Unehrliches thun und leiden, und habe sie mit Thränen gebeten, sie soll mir helfen, nichts Unehrliches thun und leiden. Ich habe so lang versprochen und so lang gebeten, bis alle Angst fortgewesen ist, und ich hab gewußt, ich bin ein ehrlich Weib und will ein ehrlich Weib bleiben. Und niemand darf mich verachten. Was du mir thun willst, davor fürchte ich mich nicht und wehre mich nicht. Du thust's auf dein Gewissen. Aber dem Kinde sollst du nichts thun. Du weißt nicht, wie stark ich bin, und was ich thun kann. Ich leid es nicht; das sag ich dir!“

Sein Blick flog scheu an der schlanken Gestalt vorüber, er berührte nicht das bleiche, schöne Antlitz; er wußte, ein Engel stand darauf und drohte ihm. O, er erkannte, er fühlte, wie stark sie war; er empfand, wie mächtig der Entschluß eines ehrlichen Herzens schirmt. Aber nur gegen ihn! er empfand es an seiner Schwäche. Er fühlte, ihr mußte glauben, wer glauben durfte. Dies Recht hatte er im unehrlichen Spiele verspielt. Er hätte ihr glauben müssen, wußte er nicht, es mußte kommen, was kommen mußte. Sie nicht, niemand konnte es verhindern.

Einen Rettungsweg zeigte ihm sein Engel, ehe er ihn verließ. Wenn er redlich, unabläßig sich mühte, gut zu machen, was er an ihr verschuldet. Wenn er ihr die Liebe thätig zeigte, die die Angst vor dem Verluste ihn gelehrt. Hatte er nicht Helfer? Mußten die Kinder nicht seine Helfer sein? Und ihr Pflichtgefühl, das so stark war? Die tote Mutter, an deren Bett sie in Gedanken getreten, auf deren Herz sie ihre Schwurfinger gelegt? Aber eben das, worauf er hofft, ihre Reinheit scheucht ihn zurück, wie er sich ihr nahen will. Er ist dem Gespenste seiner Schuld verfallen, dem Gedanken der Vergeltung, der ihn unwiderstehbar treibt, das zu schaffen, was er verhindern will; zu tief hat ihn die lange stete Gewohnheit, ihn zu denken, eingegraben. Hoffnung und Vertrauen sind dem Gedanken fremd; der Haß ist ihm verwandter. Ihn ruft er zu Hilfe. — Draußen schlürft der Fuß des Gesellen auf dem Sande des Vorhauses. Das Haus ist sicher vor Dieben. Er kann wieder gehen.

Fritz Nettenmair ist heute im Weinhaus so jovial, als er sein kann. Seine Schmeichler haben Durst und lassen sich seine Herablassung gefallen. Er trinkt, schlägt seinen Gästen die Hüte über die Ohren in das Gesicht, und übt mit Stock und Hand manche andere zarte Liebkosungen, und belacht sie als geistreiche Scherze mit bewundernden Lachen. Er thut alles, sich zu vergessen; es gelingt ihm nicht.

Könnte er mit seiner jungen Frau tauschen, die unterdes einsam daheim sitzt? Wonach er sich sehnt: sich zu vergessen, dagegen muß sie sich wehren. Was er muß, was er mit aller Mühe nicht abwenden kann, danach ringt sie und es will ihr nicht gelingen — sich auf sich selbst zu besinnen. — Was hilft es, daß sie es dem Kinde verbot? alle ihre Gedanken reden ihr von Apollonius. Sie meinte, sie wich ihm aus, und sie sieht, er flieht sie. Sie sollte sich freuen und es thut ihr weh. Ihre Wangen brennen wieder. Eigen ist es, daß sie selbst ihren Zustand strenger oder milder ansieht, je nachdem sie in Gedanken Apollonius strenger oder milder darüber urteilend glaubt. So ist er ihr das unwillkürliche Maß der Dinge geworden. Weiß er, wie sie ist, und verachtet sie? Er ist so mild und nachsichtig, er hat die Anne nicht verspottet, nicht verachtet; er hat ihr das Wort geredet gegen fremde Verachtung und Spott. Hat sie schon, ehe er kam, Gedanken gehabt, die sie nicht haben sollte, und er hat sie erraten? Ist sie sich doch, als wäre sie mit allem, was sie weiß und wünscht, nur ein Gedanke in ihm, den er weiß, wie seine andern. Und sie hat ihn gedauert; und darum sah er ihr mit traurigem Blicke nach, wenn sie ging? Ja! Gewiß! Und nun floh er sie aus Schonung: sein Anblick sollte nicht Gedanken in ihr wecken, die besser geschlafen hätten, bis sie selber schlief

im Sarg. Er vielleicht selbst hatte es ihrem Manne gesagt oder geschrieben; und dieser hatte das Mittel gewählt, sie durch Widerwillen zu heilen.

War es Zufall, daß sie in diesem Augenblicke nach ihres Mannes Schreibpult blickte? Sie sah, er hatte den Schlüssel abzuziehen vergessen. Sie erinnerte sich, er war nie so nachlässig gewesen. Sonst hatte sie keine Achtung darauf gehabt; jetzt erst fiel ihr auf, er war, wußte er sie zugegen, nicht auf Augenblicke aus dem Zimmer gegangen, ohne zu schließen und den Schlüssel abzuziehen. Im obersten Fache rechts lagen Apollonius' Briefe; ihr Blick war sonst der Stelle ausgewichen. Jetzt öffnete sie das Pult und zog das Fach heraus. Ihre Hände zitterten, ihre ganze Gestalt bebte. Nicht aus Furcht, ihr Mann könnte sie dabei überraschen. Sie mußte wissen, wie es stand zwischen ihr, Apollonius und ihrem Mann; sie hätte diesen gefragt; sie hätte sich nicht selbst geholfen, konnte sie ihrem Manne trauen. Sie bebt vor Erwartung, was sie finden wird. Ob sie etwas davon ahnt, was sie finden wird?

Es waren viele Briefe in dem Fach; alle lagen offen und entfaltet darin, und alle schienen nur Abdrücke eines einzigen zu sein, so sehr glichen sie sich: nur daß die Züge in den ersten weicher erschienen. Wie abgezirkelt stand die Anrede in jedem genau auf derselben Stelle; genau um eben so viel Zoll und Linien darunter der Beginn des Briefes. Der Abstand der schnurgraden Linien voneinander und vom Rande des Bogens war in allen der gleiche; nichts war ausgestrichen; keine kleinste Unregelmäßigkeit verriet die Stimmung des Schreibers oder eine Veränderung derselben; ein Buchstabe genau wie der andere.

Sie berührte die Briefe alle, einen um den andern, ehe sie las. Mit jedem schlug neue glühende Röte über ihre Wangen, als berührte sie Apollonius selbst, und sie zog ihre Hand unwillkürlich zurück. Jetzt fiel mit einem Briefe eine kleine metallene Kapsel in den Kasten zurück; die Kapsel fuhr auf, und heraus fiel eine kleine, dürre Blume. Ein kleines, blaues Glöckchen. Solch eines, wie sie einst auf die Bank gelegt, damit er es finden sollte. Sie erschrak. Jene hatte Apollonius ja noch denselben Abend mit Spott und Hohn unter seinen Kameraden ausgeboten und gefragt, was sie gäben, und dann unter dem Lachen aller dem Bruder feierlich zugeschlagen. Dieser brachte sie ihr und erzählte ihr es während des Tanzes, und Apollonius sah zum Saalfenster hinein, höhnend, wie der Bruder sagte. Jener hatte sie zerpflückt; das junge Volk war über die Trümmer hingetanzt. Die Blume in der Kapsel war eine andere. Es mußte in dem Briefe stehen, von wem sie war, oder wem Apollonius sie schickte.

Und doch war es dieselbe Blume. Sie las es. Wie ward ihr, als sie las, es war dieselbe! Thräne um Thräne stürzte auf das Papier und aus ihnen quoll ein rosiger Duft und verhüllte die engen Wände des Stübchens. In dem Duft regte sich ein Wehen, wie vom leisen Morgenwind im Lenz, wenn er die leichten Nebel flatternd ballt, und durch die Risse blauer Himmel lacht und goldne Höhen. Und immer weiter wird der Blick, und wie der Schleier wogend tief und tiefer sinkt, steigen rauschende Wälder auf, grüne Wiesen mit ihrem Blumenschmelz, trauliche Gärten mit laubigen Schatten, Häuser mit glücklichen Menschen. O, es war eine Welt von Glück, von Lachen und Weinen vor Glück, die aus den Thränen stieg, jede färbte sich regenbogenglänzender, jede rief: sie war dein, und die letzte jammerte: und sie ist dir gestohlen! Die Blume war von ihr; er trug sie auf seiner Brust in Sehnsucht, Hoffen und Fürchten, bis die des Bruders war, deren er dabei gedachte. Dann warf er sie, die Botin des Glückes, dem geschiedenen nach. Er war so brav, daß er für Sünde hielt, die arme Blume dem vorzuenthalten, der ihm die Geberin gestohlen. Und an solchem Manne hätte sie hängen dürfen, mit allen Pulsen sich in ihn drängen, ihn mit tausend Armen der Sehnsucht umschlingen zum Nimmerwiederfahrenlassen! Sie hätte es gekonnt, gedurft, gesollt! es wäre nicht Sünde gewesen, wenn sie es that; es wäre Sünde gewesen, that sie es nicht. Und nun wäre es Sünde, weil der sie und ihn betrogen, der sie nun quälte um das, was er zur Sünde gemacht? Der sie zur Sünde zwang; denn er zwang sie, ihn zu hassen; und auch das war Sünde, und durch seine Schuld. Der sie zwang — er zwang sie zu mehr, zu Gedanken, die mit Gott im Himmel hadern wollten, zu Gedanken, die aus der Liebe und dem Hasse, die Gott verbot, ein Recht machen wollten zu schrecklich klugen, verführerisch flüsternden, wilden, heißen, verbrecherischen Gedanken. Und wies sie diese schaudernd von sich, dann sah sie die unabsichtliche Sünde unabwendbar drohen. Mit entsetzlich süßem Bangen wußte sie den Mann so nahe, der ihr fremd sein sollte, der ihr nicht fremd war, vor dem sie in der Angst ihrer Schwäche keine Rettung sah. Sie floh vor ihm, vor sich selbst, in die Kammer, wo ihre Kinder schliefen, wo ihre Mutter gestorben war. Dorthin, wo ihr so heilig wurde, hörte sie das leise Regen der unschuldig schlummernden Leben, zu deren Hüterin sie Gott gesetzt; die ruhigen Hauche hinflüstern durch die stille dunkle Nacht. Jeder Hauch ein sorglos süß aufgelöstes Sichbefehlen an die unbekannte Macht, die das All in ihren Mutterarmen trägt. Sie ging von Bett zu Bett, und lag knieend regungslos davor, und legte die Stirn an die scharfen Bettkanten.

Vom Sankt Georgenturme her klangen die Glocken, wie sie der Schritt der Zeit berührte; und er hielt nicht an im Wandern. Es schlug Viertel, Halb, Dreiviertel, Ganz und wieder Viertel und wieder Halb. Das leise Wehen der schlummernden Kinderseelen zitterte um sie. Sie lag, die heißen Hände gefaltet, lange, lang. Da stieg es empor aus dem leisen Weben, silbern wie ein Ostermorgenglockenklang. Was fürchtest du dich vor ihm? Und sie sah all ihre Engel um sich knieen, und er war einer von ihren Engeln, der schönste und der stärkste und der mildeste. Und sie durfte zu ihm aufsehen, wie man zu seinen Engeln aufsieht. Sie stand auf und ging in die Stube zurück. Die Briefe breitete sie auf dem Tische aus, dann ging sie zur Ruhe. Ihr Besitzer sollte wissen, wenn er heimkehrte und die Briefe fand, sie hatte sie gelesen. Nicht um ihn zu erschrecken, nicht als Anklage, wie sie auch von ihm denken mochte. Er las davon ab, was das Bewußtsein seiner Schuld darauf schrieb; er las aus seiner Beleidigung ihr Rachedrohen und ihre Pläne, es in das Werk zu setzen. Er kannte ihre Wahrhaftigkeit; wäre er so rein gewesen, als sie, er hätte gewußt, sie hatte nur dem Triebe ihrer ehrlichen Natur genügt. Sie schied schwer von den Briefen: aber sie gehörten nicht ihr. Nur die Kapsel mit der dürren Blume nahm sie weg und wollte ihm am Morgen sagen, daß sie es gethan.

Fritz Nettenmair saß noch ganz allein im Weinhaus. Das Haupt hing ihm müde auf die Brust herab. Er rechtfertigte vor sich seinen Haß und sein Thun. Der Bruder und sie waren falsch; der Bruder und sie waren schuld, nicht er, daß er hier vergeudete, was seinen Kindern gehörte. Wer ihm ihr Herz gestohlen, konnte für sie sorgen. Eben war es ihm gelungen, sich zu überzeugen, als daheim die Kammerthür ging. Die Frau war wieder vom Bette aufgestanden und legte auch die Kapsel mit der Blume wieder zu den Briefen. Apollonius hatte sie nicht behalten, sie durfte es auch nicht. Der Gatte dachte noch nicht an das Heimgehen, als sie die Decke wieder über ihre reinen Glieder breitete. Über dem Gedanken, so fort sollte Apollonius ihr Leitstern sein, und wenn sie handelte, wie er, blieb sie rein und bewahrt, schlief sie ein und lächelte im Schlummer wie ein sorglos Kind.

9.

Das Leben in dem Hause mit den grünen Läden wurde immer schwüler. Die gegenseitige Entfremdung der Gatten nahm mit jedem Tage zu. Fritz Nettenmair behandelte die Frau immer rücksichtsloser, wie seine Überzeugung wuchs, durch Schonung sei nichts mehr zu gewinnen. Diese Überzeugung floß aus der immer kälteren Ruhe der

Verachtung, die sie ihm entgegensetzte; er dachte nicht, daß er selbst sie zu dieser Verachtung zwang. Es war eine unglückliche, immer steigende Wechselwirkung. So wenig Apollonius mit dem Bruder und der Schwägerin zusammentraf, ihr Zerwürfnis mußte er bemerken. Es machte ihn unglücklich, daß er die Schuld davon trug. In welcher Weise er sie trug, das ahnte er nicht. Während die Schwägerin mit liebender Verehrung an ihm hing und sich und ihrem ganzen Hauswesen seine Physiognomie aufprägte, grübelte er über den Grund ihres unbesiegbaren Widerwillens. Der Bruder that nichts, diesen Irrtum zu berichtigen; er bestätigte ihn vielmehr. Zuweilen, wenn er ihn überlegen bei sich verlachte, wenn Weinlaune und geschmeichelte Eitelkeit ihre Wirkung thaten. Der Stunden der Erschlaffung, der Unzufriedenheit mit sich selbst waren freilich mehr. Dann zwang er sich, Verstellung darin zu sehen, um an dem Mitleid mit sich selber den Haß gegen die andern, in dem ihm wohl war, zu schärfen.

Apollonius wußte wenig von der Lebensweise des Bruders. Fritz Nettenmair verbarg sie ihm aus dem unwillkürlichen Zwang, den Apollonius' tüchtiges Wesen ihm abnötigte, den er aber niemand, am wenigsten sich selber eingestanden haben würde. Und die Arbeiter wußten, daß sie Apollonius mit nichts kommen durften, was nach Zuträgerei aussah, am wenigsten, wenn es seinen Bruder betraf, den er gern von allen geachtet gesehen hätte, mehr als sich selbst. Aber er hatte bemerkt, Fritz sah ihn als einen Eindringling in seine Rechte an, der ihm Geschäft und Thätigkeit verleidete. Apollonius fühlte sich von dem Tage seiner Rückkehr nicht wohl daheim; er war seinen Liebsten hier eine Last; er dachte oft an Köln, wo er sich willkommen wußte. Bis jetzt hielt ihn die moralische Verpflichtung, die er in Rücksicht der Reparatur auf sich genommen. Diese ging mit raschen Schritten ihrer Vollendung entgegen. So durfte der Gedanke seine Verwirklichung fordern, und er teilte ihn dem Bruder mit.

Es wurde Apollonius anfangs schwer, den Bruder zu überzeugen, es sei ihm ernst mit der Rückkehr nach Köln. Fritz hielt es für einen listigen Vorwand, ihn sicher zu machen. Der Mensch giebt ebenso schwer eine Furcht auf, als eine Hoffnung. Und er hätte sich eingestehen müssen, er habe den zwei Menschen unrecht gethan, die des Unrechtes an ihm anzuklagen ihm eine Gewohnheit geworden war, an der er eine Art Behagen fand. Er hätte dem Bruder ein zweites Unrecht verzeihen müssen, das dieser von ihm gelitten. Er fand sich erst darein, als es ihm gelungen war, in dem Bruder wieder den alten Träumer zu sehen, und in dessen Vorhaben eine Albernheit; als er ein unwillkürliches Eingeständnis darin sah, der Bruder begreife in ihm den überlegenen

Gegner und gehe aus Verzweiflung am Gelingen seines schlimmen Planes. In dem Augenblicke erwachte die ganze alte joviale Herablassung wie aus einem Winterschlaf. Seine Stiefel knarrten wieder: da ist er ja! und: nun wird's famos! läuteten seine Petschafte den alten Triumph. Die Stiefel übertönten, was ihm sein Verstand von den notwendigen Folgen seiner Verschwendung, von seinem Rückgange in der allgemeinen Achtung vorhielt. Es war ihm, als sei alles wieder so gut, als je, war nur der Bruder fort. Er glaubte sogar vorgreifend an seine außerordentliche Großmut, dem Bruder zu verzeihen, daß er dagewesen. Er richtete sich vor dem Bruder schon in der ganzen alten Größe wieder auf, in der er als alleiniger Chef des Geschäfts dem Ankömmling gegenüber gestanden; er winkte ihm mit seinem herablassendsten Lachen zu, daß er es schon bei dem im blauen Rock durchsetzen wolle; der selber müsse Apollonius fortschicken.

Die junge Frau fühlte anders. Fritz Nettenmair war zu klug, ihr vorläufig davon zu sagen. Aber der alte Valentin war nicht so klug und wußte nicht, warum er so klug sein sollte. Der alte Valentin war ein närrischer Geselle. Dem alten Herrn sagte er nichts. Es war wunderlich, wie gewissenhaft er seine Pflicht an das Haus verteilte, der ehrlichste Achselträger, den es je gegeben. Er verriet den jungen Leuten nie etwas, was er dem alten Herrn abgemerkt; aus Treue gegen den blauen Rock verbarg er es den Jungen so angestrengt, als der alte Herr selbst. Aber er war auch den Jungen so treu ergeben, daß der alte Herr von ihnen nichts durch ihn erfuhr, als was sie selber wollten, und hätte der alte Herr gethan, was er nie that, nämlich ihn danach gefragt.

Der jungen Frau war es, als sollte ihr Engel von ihr scheiden. Sie empfand, daß sie in seiner Nähe sicherer vor ihm war, als von ihm entfernt: denn all der Zauber, der ihren Wünschen wehrte, sündhaft zu werden, floß ja aus seinen ehrlichen Augen auf sie nieder; von der Stirn, die so rein war, daß ein sündhafter Blick verzweifelte, sie befleckend in sein Begehren mit zu reißen, und selbst gereinigt, und reinigend in die Seele zurückkam, die ihn geschickt.

Apollonius sollte nicht gehen, und das durch des Bruders Schuld, den allein in der ganzen Stadt sein Gehen freute. Freilich wird er die Schuld nicht anerkennen; auch diese wird er von sich ab und auf den Bruder schieben. Apollonius hatte auch dem Bauherrn von seinem Entschlusse gesagt. Es befremdete ihn, daß der brave Mann — der sonst alles, was Apollonius thun würde, schon im voraus gebilligt, als könnte Apollonius nichts thun, was er nicht billigen müßte — die Mitteilung mit fremder, wie verwundert einsilbiger Kälte aufnahm. Er drang in ihn, ihm den Grund dieser Veränderung zu sagen. Die braven

Männer verständigten sich leicht. Der Bauherr sagte ihm, nachdem er sich gewundert, Apollonius damit unbekannt zu finden, was er von des Bruders Lebensweise wußte, und war der Meinung, Geschäft und Haus seines Vaters könne ohne Apollonius' Hilfe nicht bestehen. Er versprach, sich weiter nach der Sache zu erkundigen und war bald imstande, Apollonius nähere Aufklärungen zu geben. Hier und da in der Stadt war der Bruder nicht unbedeutende Summen schuldig, das Schiefergeschäft war, besonders in der letzten Zeit, so saumselig und ungewissenhaft betrieben worden, daß manche vieljährige Kunden bereits abgesprungen waren und andere im Begriff standen, es zu thun. Apollonius erschrak. Er dachte an den Vater, an die Schwägerin und an ihre Kinder. Er dachte auch an sich, aber eben das eigene starke Ehrgefühl stellte ihm zuerst vor, was der alte, stolze, rechtliche, blinde Mann leiden müßte bei der Schande eines möglichen Konkurses. Er fand sein Brot; aber des Bruders Weib und Kinder? Und sie waren des Darbens nicht gewohnt. Er hatte gehört, das Erbe der Frau von ihren Eltern war ein ansehnliches gewesen. Er schöpfte Hoffnung, es könnte noch zu helfen sein. Und er wollte helfen. Kein Opfer von Zeit und Kraft und Vermögen sollte ihm zu schwer werden. Konnte er den Verfall nicht aufhalten, darben sollten die Seinigen nicht.

Der wackere Bauherr freute sich über seines Lieblings Denkart, auf die er gerechnet; es hatte ihn befremdet, daß sie sich nicht schon früher gezeigt. Er bot Apollonius seine Hilfe an; er habe weder Frau noch Kinder, und Gott habe ihn etwas erwerben lassen, um einem Freunde damit zu helfen. Noch nahm Apollonius kein Anerbieten an. Er wollte erst sehen, wie es stand, und sich Gewißheit zu verschaffen, ob er ein ehrlicher Mann bleiben konnte, wenn er den freundlichen Erbieter beim Worte nahm.

Es kamen schwere Tage für Apollonius. Der alte Herr durfte noch nichts wissen und, wenn seine Ehre aufrecht zu erhalten war, auch nicht erfahren, daß sie gewankt. Apollonius bedurfte dem Bruder gegenüber seine ganze Festigkeit und seine ganze Milde. Er mußte ihm täglich imponieren und stündlich verzeihen. Schon das war nicht leicht, den Stand seines Vermögens, seine Gläubiger und den Betrag der Schulden von ihm zu erfahren. Vergebens machte Apollonius seine gute Meinung geltend, der Bruder glaubte ihm nicht; und hätte er ihm glauben müssen, er hätte ihn darum nicht weniger gehaßt. Er haßte sich selbst in Apollonius, und haßte ihn darum um so mehr, je hassenswerter sein eigenes Thun ihm erschien.

Als Apollonius die Gläubiger und die Beträge wußte, untersuchte er den Stand des Geschäftes und fand ihn verwirrter, als er gefürchtet.

Die Bücher waren in Unordnung; in der letzten Zeit war gar nichts mehr eingetragen worden. Es fanden sich Briefe von Kunden, die sich über schlechte Ware und Saumseligkeit beklagten, andere mit Rechnungen von dem Grubenbesitzer, der neue Bestellungen nicht mehr kreditieren wollte, da die alten noch nicht bezahlt waren. Das Vermögen der Frau war zum größten Teil verthan; Apollonius mußte den Bruder zwingen, die Reste davon herauszugeben. Er mußte mit den Gerichten drohen. Was litt Apollonius mit seinem ängstlichen Ordnungsbedürfnis mitten in solcher Verwirrung; was, mit seinem starken Gefühl für seine Angehörigen, dem Bruder gegenüber! Und doch sah dieser in jeder Äußerung, jedem Thun des Leidenden nur schlecht verhehlten Triumph. Nach unendlichen Mühen gelang Apollonius eine Übersicht des Zustandes. Es ergab sich: wenn die Gläubiger Geduld zeigten und man die Kunden wieder zu gewinnen vermochte, so war mit strenger Sparsamkeit, mit Fleiß und Gewissenhaftigkeit die Ehre des Hauses zu retten, und ermüdete man nicht, konnten die Kinder des Bruders ein wenigstens schuldenfreies Geschäft einst als Erbe übernehmen. Apollonius schrieb sogleich an die Kunden, dann ging er zu den Gläubigern des Bruders. Die ersten wollten es noch einmal mit dem Hause versuchen; man sah, sie gingen sicher; ihre neuen Bestellungen waren wenig mehr als Proben. Bei den Gläubigern hatte er die Freude zu sehen, welches Vertrauen er bereits in seiner Vaterstadt gewonnen. Wenn er die Bürgschaft übernahm, blieben die schuldigen Summen als Kapitale gegen billige Zinsen zur allmählichen Tilgung stehen. Manche wollten ihm noch bares Geld dazu anvertrauen. Er machte keinen Versuch, die Wahrheit dieser Versicherungen auf die Probe der That zu stellen, und gewann dadurch das Vertrauen der Versichernden nur noch mehr. Nun stellte er dem Bruder anspruchslos und mit Milde dar, was er gethan und noch thun wolle. Vorwürfe konnten nichts helfen und Ermahnungen hielt er für unnütz, wo die Notwendigkeit so vernehmlich sprach. Der Bruder konnte, wenn Apollonius die Leitung des Ganzen, des Geschäftes und des Hauswesens, alle Einnahmen und Ausgaben von nun allein und vollkommen selbständig übernahm, keine willkürliche Beeinträchtigung darin sehen. In der Sache, in der er seine Ehre zum Pfande gesetzt, mußte Apollonius frei schalten können. Das ungestörte Zusammenwirken all der Thätigkeiten, durch die allein der beabsichtigte Erfolg zu erreichen war, verlangte die Leitung einer einzigen Hand.

Das Verkaufsgeschäft mußte vor allen Dingen wieder in Aufnahme gebracht werden. Der Grubenherr hatte immer schlechtere Ware geliefert und der Bruder solche für gut annehmen müssen, um nur überhaupt Ware zu erhalten; die Anerbieten der übrigen Gläubiger, die

Schuld als Kapital stehen zu lassen, nahm er an, um mit dem, was von den Vermögungsresten der Frau zunächst flüssig gemacht werden konnte, dem Grubenherrn die alte Schuld abzutragen und eine bedeutende neue Bestellung sogleich bar zu bezahlen. So erhielt man wieder und zu billigeren Preisen gute Ware, und konnte auch seine Abnehmer befriedigen. Der Grubenherr, der bei dieser Gelegenheit Apollonius und dessen Kenntnis des Materials und seiner Behandlung kennen lernte, machte ihm den Antrag, da er alt und arbeitsmüde sei, die Grube zu pachten. Bei den Bedingungen, die er stellte, konnte Apollonius auf großen Nutzen rechnen, aber so lange er noch in schwerer Lage auf sich allein stand, durfte er seine Kräfte nicht zwischen mehrere Unternehmungen teilen.

Apollonius entwarf seinen Plan für das erste Jahr und setzte ein Gewisses fest, das der Bruder zur Führung seines Hausstandes allwöchentlich von ihm in Empfang zu nehmen hatte. Er entließ von den Leuten, wer nur irgend zu entbehren war. Den ehrlichen Valentin machte er zum Aufseher für die Zeit, wo er selbst in Geschäften auswärts sein mußte. Es lag gegründeter Verdacht vor, daß der ungemütliche Geselle sich mancher Veruntreuung schuldig gemacht. Fritz Nettenmair, der an dem Wächter seiner Ehre wie an ihrem letzten Bollwerk festhielt, that alles, ihn zu rechtfertigen und dadurch im Hause zu erhalten. Der Geselle hatte zu allem, was man ihm vorwarf, ausdrücklichen Befehl von ihm gehabt. Apollonius hätte den Gesellen gern gerichtlich belangt; er mußte sich genügen lassen, ihn abzulohnen und ihm das Haus zu verbieten. Apollonius war unerbittlich, so mild er seine Gründe dem Bruder vortrug. Jeder Unbefangene mußte sagen, er durfte nicht anders, der Geselle mußte fort. Auch Fritz Nettenmair dachte, als er allein war, aber mit wildem Lachen: „Freilich muß er fort!“ In dem Lachen klang eine Art Genugthuung, daß er recht gehabt, eine Schadenfreude, mit der er sich selbst verhöhnte:

„Der Federchensucher wäre ein Narr, wenn er ihn nicht schickte. Ein Narr, wie ich einer war, daß ich glaubte, er würde ihn doch behalten. O ich bin zu ehrlich, zu dummehrlich gegen so einen. Was gehen ihn meine Schulden an? In seiner Gewalt wollte er mich haben; darum zwang er mich, Schulden zu machen, damit er den Gesellen fortschicken konnte, der ihm hinderlich war. Herr im Hause wollte er sein, darum verdrängte er mich aus einer Stellung nach der andern, damit er mich einschüchtern könnte, daß ich leiden müßte, was er will, um mit ihr zusammen zu kommen ohne mich. Und wenn er recht hat, warum läßt er sich so viel von mir gefallen? Ein ehrlicher Kerl, wie ich, wäre anders gegen mich. Es ist sein bös Gewissen. Er wäre nicht so, wenn

er nicht falsch wäre. Eine Zwickmühle ist's. Was das Einschüchtern nicht hilft, das soll das Einschmeicheln helfen. Er ist mir nicht klug genug. Ich bin einer, der die Welt besser kennt, als der Träumer!"

Was auch Apollonius ihm zeigen mochte, Strenge und Milde bestärkte ihn nur in dem Gedanken, der ihn um so weniger losließ, je länger er ihn hegte, und um so durstiger wurde, sein Herzblut zu trinken, je länger er ihn damit fütterte. Er sah kein äußeres Hindernis mehr, das die verbrecherische Absicht des Bruders verhindern konnte.

Von nun an wechselte sein Seelenzustand zwischen verzweifelter Ergebung in das, was nicht mehr zu verhindern, ja! was wohl schon geschehen war, und zwischen fieberischer Anstrengung, es dennoch zu verhindern. Danach gestaltete sich sein Benehmen gegen Apollonius als unverhehlter Trotz oder als kriechend lauernde Verstellung. Beherrschte ihn die erste Meinung, dann suchte er Vergessen Tag und Nacht. Zu seinem Unglück hatte der Geselle im nahen Schieferbruche Arbeit gefunden und war ganze Nächte lang sein Gefährte. Die bedeutenden Leute wandten sich von ihm und rächten sich mit unverhohlener Verachtung für das Bedürfnis, das er ihnen geweckt und nicht mehr befriedigen konnte; sie vergalten ihm nun die joviale Herablassung, die sie von ihm ertrugen, so lange er sie mit Champagner bezahlte. Er wich ihnen aus und folgte dem Gesellen an die Örter, wo dieser heimisch war. Hier griff er die joviale Herablassung um eine Oktave tiefer. Nun ertönten die Branntweinkneipen von seinen Späßen und diese nahmen immer mehr von der Natur der Umgebung an. Hatten sie doch in besseren Zeiten eine wie vordeutende Verwandtschaft mit diesen gezeigt. Es kam die Zeit, wo er sich nicht mehr schämte, der Kamerad der Gemeinheit zu sein.

Während Apollonius den Tag über für die Angehörigen des Bruders auf seinem gefährlichen Schiff hämmert, und die Nächte über Büchern und Briefen sitzt und sich den wohlverdienten Bissen abdarbt, um mit liebendem Eifer gut zu machen, was der Bruder verdorben, erzählt dieser in den Schenken, wie schlecht Apollonius an ihm gehandelt, weil er brav sei und der Bruder schlecht. Er erzählt es so oft, daß er selbst es glaubt. Er bedauert die Gläubiger, die sich von dem Scheinheiligen bürgen ließen, der sie alle betrügen wird, und erzählt dabei ersonnene Geschichten, die sein Bedauern glaubhaft machen sollen. Läge es an ihm, Apollonius hämmerte vergebens und wachte vergebens bei seinen Büchern und Briefen. Aber es glaubt ihm niemand; er untergräbt nur, was er selbst noch von Achtung besitzt. Apollonius' Vorstellungen setzt er Hohn entgegen. Dennoch hofft Apollonius, er wird seine Treue noch erkennen und sich bessern. Seine Hoffnung zeugt besser von seinem

eigenen Herzen, als von seiner Einsicht in das Gemüt des Bruders. Kommt diesem der Gedanke seiner Verdorbenheit, dann hat er einen Grund mehr den Federchensucher zu hassen, und die arme Frau muß es entgelten, kehrt er zu einer Zeit heim, wo sich Apollonius schon wieder zum Ausgehen rüstet.

10.

Dächer, die mit Metall oder Ziegeln eingedeckt sind, machen in der Regel erst nach einer Reihe von Jahren eine Reparatur nötig; bei Schieferdächern ist es anders. Durch die Rüstungen und das Besteigen der Dachfläche während des Eindeckens entstehen unvermeidlich allerlei Beschädigungen der Schieferplatten, die sich nicht immer sogleich zeigen. Die ersten drei Jahre nach beendeter Ein- oder Umdeckung verlangen oft bedeutendere Nachbesserungen, als die fünfzig nächstfolgenden. Zu dieser alten Erfahrung gab auch das Kirchendach von Sankt Georg seinen Beleg. Die Schieferdecke des Turmes dagegen, die Apollonius allein besorgt, legte genügendes Zeugnis ab von ihres Schöpfers eigensinniger Gewissenhaftigkeit. Die Dohlen, die sie bewohnten, hätten noch lange Zeit Ruhe gehabt vor seinem Fahrzeug, hätte nicht ein alter Klempnermeister seinen kirchlichen Sinn durch Stiftung einer blechernen Zierat an den Tag legen wollen. Es war ein Blumenkranz, den Apollonius dem Turmdach umlegen sollte, um dessentwillen er diesmal seine Leiter an der Helmstange anknüpfte. Vor etwas mehr als einem halben Jahre hatte er sie abgenommen.

Unterdes war sein angestrengtes Bestreben nicht ohne Erfolg geblieben. Die alten Kunden hatte er festgehalten und neue dazu gewonnen. Die Gläubiger hatten ihre Zinsen und eine kleine Abschlagszahlung für das erste Jahr; das Vertrauen und die Achtung vor Apollonius wuchs mit jedem Tage; mit ihnen seine Hoffnung und seine Kraft, die er mit verdoppelter Anstrengung bezahlte.

Könnte man nur dasselbe von seinem Bruder sagen! von dem Verständnis der beiden Gatten!

Es war ein Glück für Apollonius, daß er mit seiner ganzen Seele bei seinem Vorhaben sein mußte, daß er keine Zeit übrig behielt, dem Bruder Schritt vor Schritt mit Auge und Herz zu folgen, zu sehen, wie der immer tiefer sank, den zu retten er sich mühte. Wenn er sich freute über sein Gelingen, so war es aus Treue gegen den Bruder und dessen Angehörigen; der Bruder sah etwas anders in seiner Freude und dachte auf nichts, als sie zu stören.

Es kam weit mit Fritz Nettenmair.

Am Anfang hatte er den größten Teil des wöchentlich für seinen Hausstand Ausgesetzten der Frau übergeben. Dann behielt er immer mehr zurück und zuletzt trug er das Ganze dahin, wohin ihm das Bedürfnis, durch Traktieren sich Schmeichler zu erkaufen, treuer gefolgt war, als die Achtung der Stadt. Die Erfahrung an den „bedeutenden" Leuten hatte ihn nicht bekehrt. Die Frau hatte sich kümmerlicher und kümmerlicher behelfen müssen. Der alte Valentin sah ihre Not, und von nun an ging das Haushaltsgeld nicht mehr durch ihres Mannes, sondern durch Valentins Hände. Zuletzt wurde Valentin ihr Schatzmeister und gab ihr nie mehr, als sie augenblicklich bedurfte, weil das Geld in ihren Händen nicht mehr vor dem Manne sicher war. Sie mußte das, wie alles, von ihm entgelten. Er war schon gewohnt, an der ganzen Welt, die ihn verfolgte, an sich selbst, an dem Gelingen Apollonius', in ihr sich zu rächen. Valentin hätte ihn schon lang darum bei Apollonius verklagt, wenn nicht die Frau selber ihn daran gehindert hätte. Es war ihr eine Genugthuung, um den Mann zu leiden, der ja um sie und ihre Kinder noch mehr litt. Wußte sie Apollonius im Sturm auf der Reise, dann weilte sie stundenlang im unbedeckten Hofe: das Wetter, das ihn traf, sollte auch sie treffen: sie wollte eine gleich schwere Last tragen, wenn sie die seine nicht erleichtern konnte. So weit trieb sie ihre Opferlust.

Sonst benutzte sie die Zeit, die ihr Wirtschaft und Kinder übrig ließen, zu allerlei Arbeiten, die Valentin als ihr Agent vertrieb. Das Geld dafür verwandte sie zum Teil — sie konnte lieber hungern, wenn auch nicht ihre Kinder hungern sehen — die Wohnstube mit allerlei zu schmücken, wovon sie wußte, daß Apollonius es liebte. Und doch wußte sie, Apollonius kam nie dahin, er sah es nie. Aber sie hätte es nicht gethan, wußte sie, er würde es sehen. Ihr Gatte sah es, so oft er in die Stube trat. Ihm entging nichts, was seinem Zorne und seinem Hasse einen Vorwand entgegenbringen konnte. Er sah die Haare seiner Knaben in Schrauben gedreht, wie sie Apollonius trug; er sah die Ähnlichkeit mit Apollonius in den Zügen der Frau und der Kinder entstehen und wachsen; er hatte ein Auge für alles, was seines Weibes Verehrung für den Bruder, was ihr bewußtes, selbst was ihr unbewußtes sich Hineinbilden in des Verhaßten eigenste Eigenheit ausplauderte; er verfolgte dessen Einfluß bis zu dem rechtwinkligen Stande der Wirbel an der Fenstersäule. Dann begann er auf Apollonius zu schimpfen, und in Ausdrücken, als müßte nun auch er zeigen, wie viel man von fremder Art annehmen könnte.

Waren die Kinder zugegen, dann war es der Frau erste Sorge, sie zu entfernen. Sie sollten seine Roheit nicht kennen und den Vater

verachten lernen. Nicht um seinet-, um der Kinder willen. Er verriet nicht, wie gern er „die Spione“ los war. Ihm war es nicht um die Kinder, nur um sich selbst. So einsam hatte ihn die Verderbnis schon gemacht. Er fürchtete die Anklage der Kinder bei Apollonius. Er dachte nicht, daß die Frau selbst ihn verklagen könnte; von der er doch annahm, sie treffe sich mit Apollonius. Leidenschaft und wüstes Leben hatten sein geringes Klarheitsbedürfnis aufgezehrt. Seine Voraussetzungen mochten sich widersprechen, widersprachen sie nur nicht der Stimmung des Augenblicks, der Eigenwilligkeit seiner Leidenschaft. Alles, was er im Zimmer sah, war ihm ein neuer Beweis seiner Schande. Wie sollte er glauben, es habe einen andern Zweck, als von Apollonius bemerkt zu werden! Wenn sie ihm dann sagt, sie möge er schimpfen, nur Apollonius nicht, dann zeigt ihm das scharfe Auge der Eifersucht, wie sie einen Genuß darin findet, um Apollonius zu leiden. Er wirft es ihr vor, und sie leugnet's nicht. Sie sagt ihm: „weil er um mich leidet und um meine Kinder. Er giebt sein mühsam Erspartes her, um zu ersetzen, wenn der Mann ihren Kindern das wöchentlich Ausgesetzte raubt.“

„Und das sagt er dir? Das hat er dir gesagt!“ lacht der Mann mit wilder Freude, sie auf dem Geständnis zu ertappen, daß sie sich mit ihm trifft.

„Er nicht,“ zürnt die Frau, weil der Verachtete Apollonius mit seinem Maße mißt. Er, der Gatte, verkleinert, was andere für ihn thaten, und rückt, was er für andere thut, diesen unaufhörlich und übertreibend vor. Apollonius dagegen vergrößert das Empfangene; von dem, was er erweist, redet er nicht, oder er selbst verkleinert es, um dem andern Bitte, Annahme und Verpflichtungsbewußtsein zu erleichtern. Apollonius selbst sollte es sagen! Der alte Valentin hat es gesagt. Der hat ja die Uhr selbst als seine verkauft, die Apollonius von Köln mitgebracht. Apollonius hat ihm verboten, es ihr zu sagen.

„Und auch zu sagen, daß er's ihm verboten hat?“ lachte der Gatte. Und es ist ein Etwas von Verachtung in seinem Lachen. Solche Dinge kann man freilich dem Träumer zutrauen; aber jetzt will er es ihm nicht zutrauen. „Freilich,“ lacht er noch wilder. „Ein noch Dümmerer, als der Träumer, weiß, umsonst thut's keine. Die Schlechteste hält sich eines Preises wert. Eine mit solchen Haaren und mit solchen Augen, solchem Leib!“ Er greift ihr in die Haare und sieht ihr in die Augen mit einem Blick, vor dem die Reinheit erröten muß, den nur die Verworfenheit lachend erträgt. Er nimmt das Erröten für ein Geständnis und lacht noch wilder. „Du willst sagen, ich bin noch schlechter als er. Hahaha! Du hast recht. Ich habe solch eine geheiratet. Das hätte er nicht. Dazu ist er doch nicht schlecht genug!“

Jeder Tag, jede Nacht brachte solche Auftritte. Wußte Fritz Nettenmair den Bruder auswärts oder auf seiner Kammer und den alten Herrn im Gärtchen, dann ließ er seinen Zorn an Tischen und Stühlen aus. An der Frau selber sich zu vergreifen, wagte er noch nicht. Erst muß ihn die Wut einmal über den Zauberkreis hinwegreißen, den ihre Unschuld, die Hoheit stillen Duldens um sie zieht. Ist es einmal geschehen, dann hat der Zauber seine Macht verloren und er wird zuletzt aus bloßer Gewohnheit thun, wovor er jetzt noch zurückschreckt. Die Menschen wissen nicht, was sie thun, wenn sie sagen: „ich thu's ja nur dies eine Mal." Sie wissen nicht, welch wohlthätigen Zauber sie zerstören. Das Einmal nie Einmal bleibt. —

Der alte Valentin mußte doch nicht Wort gehalten haben oder es führte Apollonius ein Zufall an der Thür vorbei, als der Bruder ihn fern glaubte. Er hörte das Poltern, den wilden Zornausbruch des Bruders, er hörte den reinen Klang von der Stimme der Frau dazwischen, noch in der Aufregung rein und wohlklingend. Er hörte beide, ohne zu verstehen, was sie sprachen. Er erschrak. So weit hatte er sich das Zerwürfnis nicht vorgestellt. Und er war schuld an dem Zerwürfnis. Er mußte thun, was er konnte, den Zustand zu bessern.

Der Bruder blieb erst wie versteinert in seiner drohenden Stellung, als er den Eintretenden erblickte. Er hatte das Gefühl eines Menschen, der plötzlich bei einem Unrechte überrascht wird. Hätte ihn Apollonius angelassen, wie er verdiente, er wäre vor ihm gekrochen. Aber Apollonius wollte ja versöhnen und sprach das ruhig und herzlich aus. Er hätte es freilich wissen können, er hatte es oft genug erfahren, seine Milde gab dem Bruder nur Mut zu höhnendem Trotz; er erfuhr es jetzt wieder. Fritz verhöhnte ihn wild lachend, daß er einen Vorwand mache, wo er Herr sei. Ob er sich deshalb zum Herrn des Hauses gemacht habe? Er wußte, er an Apollonius' Stelle wäre anders aufgetreten. Er hätte es die fühlen lassen, die er in seiner Gewalt wußte. Er war ein ehrlicher Kerl und brauchte nicht schön zu thun. Dazu fiel ihm ein, wie oft er vergeblich die Thür umschlichen, um Apollonius in der Stube zu überraschen. Jetzt war er ja da in der Stube. Er war hereingetreten, weil er ihn nicht zu finden meinte. Apollonius war es, der erschrecken mußte, Apollonius war der Ertappte, nicht er. Die Versöhnung war nur der erste beste Vorwand, nach dem Apollonius griff. Darum war er so kleinlaut. Darum erschrak die Frau, die ihn glauben machen wollte, Apollonius komme nie in das Zimmer. Darum sah sie so flehend zu ihm auf. Der verachtende Blick, mit dem sie ihn noch eben gemessen, war mit der Larve der erheuchelten Unschuld plötzlich von ihrem schuldbewußten Angesicht gerissen. Nun wußte er gewiß: es war nichts mehr

zu verhindern, nur noch zu vergelten. Er konnte nun dem Bruder zeigen, er kannte ihn, hatte ihn immer gekannt.

Er wies auf die Frau. „Sie bettelt, ich soll gehen. Wozu? Ich sehe zum Fenster hinaus. Das ist eben so gut. Ich sehe nicht, was ihr treibt.“

Apollonius verstand ihn nicht. Die Frau wußte es, ohne ihn anzusehen. Sie wollte hinaus. In seiner Gegenwart erniedrigt zu werden bis zum Kot unter den Füßen, das trug sie nicht. Der Gatte hielt sie fest mit wildem Griff. Er packte sie wie ein Raubvogel. Sie hätte laut schreien müssen, zehrte der Seelenschmerz den körperlichen nicht auf.

„Kehr dich nicht daran, daß sie fort will,“ schluchzte Fritz Nettenmair vor krankhaftem Lachen und faßte den Bruder so mit den Augen, wie er die Frau mit seiner Hand gepackt hielt. „Brauchst nicht ängstlich zu sein. Ich kehre nur den Rücken, so ist sie wieder da. So redet doch miteinander. Du, sag' ihm, daß du ihn nicht leiden kannst; ich glaub's ja; was glaubt ein Mann so einer nicht? Und du gieb ihr Lehren, von Köln, wo du alles gelernt hast, wie man seinen Bruder von Haus und Geschäft vertreibt, um — nun, um — hahaha! sag ihr doch: ein Weib soll willig sein. Was? O solch ein willig Weib ist — sag ihr doch, was so eine ist. Sie weiß es noch nicht, die Unschuld! hahaha!“

Apollonius begriff nichts von dem, was er hörte und sah; aber der Mißbrauch der männlichen Stärke an einem ohnmächtigen Weibe empörte ihn. Unwillkürlich riß dies Gefühl ihn hin. Er verdoppelte seine ohnedies dem Bruder weit überlegene Kraft, als er den packenden Arm faßte: so daß dieser die Beute los ließ und herabfiel wie gelähmt. Die Frau wollte hinaus, aber sie brach kraftlos zusammen. Apollonius fing sie auf und lehnte sie in das Sofa. Dann stand er wie ein zürnender Engel vor dem Bruder.

„Ich habe dich durch Milde gewinnen wollen, aber du bist ihrer nicht wert. Ich habe viel von dir ertragen und will's noch,“ sagte Apollonius; „du bist mein Bruder. Du giebst mir schuld, ich habe dich in das Unglück gestürzt; Gott ist mein Zeuge, ich habe alles gethan, was ich wußte, dich zu halten. Für wen hab ich gethan, was du mir vorwirfst, als für dich und um deine Ehre, und deine Frau und deine Kinder zu retten? Wer hat mich gezwungen, gegen dich streng zu sein? Für wen schaff ich? Für wen wach ich? Wenn du wüßtest, wie mich schmerzt, daß du mich zwingst, dir aufzurücken, was ich für dich thue! Weiß es Gott, du zwingst mich dazu; ich hab's noch nicht gethan, weder vor andern, noch vor mir selbst. Du weißt es selbst, daß du nur einen Vorwand suchst, um unbrüderlich gegen mich zu sein. Ich weiß es und

will dich ertragen forthin, wie bis jetzt. Aber daß du aus der Abneigung deiner Frau gegen mich einen Vorwand machst, auch sie zu quälen und sie zu behandeln, wie kein braver Mann ein braves Weib behandelt, das dulde ich nicht."

Fritz Nettenmair lachte entsetzlich auf. Der Bruder hatte ihn auf alle Weise in Schande gebracht und wollte noch den Tugendhaften gegen ihn spielen, den unschuldig Beleidigten, den ritterlichen Beschützer der unschuldig Beleidigten. „Ein braves Weib! Ein so braves Weib! O freilich! Ist sie's nicht? Du sagst's und du bist ein braver Mann. Haha! Wer muß es besser wissen, ob ein Weib brav ist, als solch ein braver Mann? Du hast mich nicht um alles gebracht? Du mußt mich noch um meinen Verstand bringen, damit ich dein Märchen glaube. Sie ist dir abgeneigt? sie kann dich nicht leiden? Ja, du weißt's noch nicht, wie sehr. Ich darf nur fort sein, so wird sie dir's sagen. Dann wird dir's schlecht gehen! Sie wird dich erdrücken, damit du ihr's glaubst. Wenn ich dabei bin, sagt sie's nicht. So was sagt eine nicht, wenn der Mann dabei ist, wenn sie brav ist, wie die. Warum sagst du nicht, du kannst auch sie nicht leiden? O ich hab schon keinen Verstand mehr! Ich glaub schon alles, was ihr mir sagt!"

Fritz Nettenmair war in der Vergeßlichkeit der Leidenschaft überzeugt, die beiden hatten das Märchen von der Abneigung erfunden.

Apollonius stand erschrocken. Er mußte sich sagen, was er nicht glauben wollte. Der Bruder las in seinem Gesichte Schrecken über ein aufdämmerndes Licht, Unwillen und Schmerz über Verkennung. Und es war alles so wahr, was er sah, daß selbst er es glauben mußte. Er verstummte vor den Gedanken, die wie Blitze ihm durch das Hirn schlugen. So war's doch noch zu verhindern gewesen! noch aufzuhalten, was kommen mußte! Und wieder war er selbst — Aber Apollonius — das sah er trotz seiner Verwirrung — zweifelte noch und konnte nicht glauben. So war sein Wahnsinn wohl noch gut zu machen, so war es vielleicht noch zu verhindern, so war noch aufzuhalten, was kommen mußte, und wenn auch nur für heut und morgen noch. Aber wie? wenn er einen wilden Scherz daraus machte? Dergleichen Scherze fielen an ihm nicht auf, und Apollonius war ihm ja schon wieder der Träumer geworden, der alles glaubte, was man ihm sagte. Und er selber wieder einer, der das Leben kennt, der mit Träumern umzugehen weiß. Er mußte es wenigstens versuchen. Aber schnell, ehe Apollonius die Fremdheit des Gedankens überwunden hatte, mit dem er kämpfte. Er brach in ein Gelächter aus, eine schaurige Karikatur des jovialen Lachens, womit er sich ehedem seine eigenen Einfälle zu belohnen pflegte. Es war verwünscht, das Apollonius sich glauben machen ließ, Fritz Netten=

mair sei eifersüchtig! Der joviale Fritz Nettenmair sei eifersüchtig! Der joviale Fritz Nettenmair! Und noch dazu auf ihn. Es war noch nichts Verwünschteres auf der Welt passiert als das! Er las in der Frau Gesicht, wie die Wendung sie erleichterte. Er wagte es, sich auf sie zu berufen, wie verwünscht das sei. Ihre Bejahung machte ihn noch kühner. Er lachte nun über die Frau, die so verwünscht sei, ihm zornig vorzuhalten, daß er sie von der Gnade des Gehaßten abhängig gemacht, und lachte, daß daher die kleinen Ehezwiste kamen. Er lachte über Apollonius, daß er einen kleinen Zank so ernst nahm. Wo waren die Eheleute, bei denen dergleichen nicht vorkam? Man sah eben, daß Apollonius noch ein Junggeselle war!

Apollonius hörte von dem Hausflur die Stimme des Bauherrn, der nach ihm fragte; er ging rasch hinaus, damit der Bauherr nicht hereinkomme und Zeuge des Auftritts werde. Der Bruder hörte sie zusammen weggehen. Er war noch keineswegs beruhigt. Das ehrliche Gesicht Apollonius' hatte, als er hinausging, noch immer mit dem Gedanken gekämpft. Fritz Nettenmair war voll Wut über sich selbst und mußte sie an der Frau auslassen. Er fühlte in dem Augenblick, daß er alles thue, was ein Weib schlecht machen kann. Ihr Blick verriet ihm, wie sie sich selbst verachtete wegen des Ja, das sie sich hatte abzwingen lassen müssen; wie sie sich sagte, daß nun nichts mehr an ihr zu verderben sei. Er mußte es fürchten, wenn sie das sich selbst sagte. Er durfte sie so weit nicht kommen lassen. Er wußte das, und gleichwohl höhnte er, sie könne ja auch lügen, so geschickt, als irgend eine. Er war nie seiner Herr gewesen; jetzt war er es weniger, als je.

11.

In Fritz Nettenmair kämpfte heute eine Leidenschaft die andere nieder. Die wüste Gewohnheit, im Trunk sich zu vergessen, zog ihn an hundert Ketten aus dem Hause; die Furcht der Eifersucht hielt ihn mit tausend Krallen darin fest. Hatte der Bruder noch nicht daran gedacht, was er haben konnte, wenn er nur wollte; er selbst hatte ihn nun auf den Gedanken gebracht. Und war der Bruder so brav, als er sich stellte, seine alte Liebe, die Liebe und Schönheit der Frau — Fritz Nettenmair hatte es nie so lebhaft gefühlt, wie schön die Frau war — seine eigene Abhängigkeit von Apollonius, der Haß der Frau gegen ihn, die Gelegenheit des Zusammenwohnens, und, was all diesen Dingen erst die Gewalt gab über seine Furcht, das Bewußtsein seiner Schuld! Und war Apollonius so brav, als er sich stellt — solchen Mächten gegenüber kann er nicht trauen. Den ganzen Tag rechnete er an seiner Angst herum und ließ seine Frau nicht aus seinen Augen.

Erst wie es ruhig wird um ihn, die Frau die Kinder zu Bett gebracht hat und selbst zur Ruhe gegangen ist, erst als er kein Licht mehr sieht in Apollonius' Fenstern, da lassen ihn die Krallen, und die Ketten ziehen desto stärker. Er verschließt die Hinterthür, die Apollonius von den Räumen des Hauses trennt, er schiebt auch noch den Riegel vor, er schließt sogar die Treppenthür der Emporlaube und zuletzt die Thür, durch die er geht. Er hat Ursache zu eilen, ohne daß er es weiß. Der Geselle darf nicht lang mehr warten. Fritz Nettenmair weiß es noch nicht: Apollonius hat es beim Grubenherrn dahin gebracht, daß der Geselle entlassen ist; und bei der Polizei, daß er morgen sich nicht mehr in der Gegend betreten lassen darf. Der Geselle ist fertig zur Abreise: von dem Wirtshause hinweg geht er in die weite Welt; er will nur noch Abschied nehmen von seinem ehemaligen Herrn und ihm noch etwas sagen.

Es giebt nicht viel mehr auf der Welt, woran Fritz Nettenmair hängt. Der Weg, den er geht, führt immer weiter ab von dem, was ihm das Liebste war; es ist unwiederbringlich für ihn verloren. Der Bewunderte und Geschmeichelte wird er nie wieder. An seiner Frau hängt er nur noch durch die glühende Kette der Eifersucht gefesselt. An dem Vater hat er nie gehangen; den Bruder haßt er. Er haßt und weiß sich gehaßt oder glaubt sich gehaßt in seinem Wahn. Das kleine Ännchen würde sich an ihn drängen mit aller Kraft eines liebebedürftigen Kinderherzens, aber er scheucht das Kind mit Haß von sich; sie ist ihm „der Spion". Nur an einem Menschen noch hängt sein Herz, an dem, der es am wenigsten um ihn verdient. Er kennt ihn und weiß, der Mensch hat ihn betrogen, hat geholfen, ihn zu Grunde zu richten, und dennoch hängt er an ihm. Der Mensch haßt Apollonius, er ist der Einzige außer ihm, der Apollonius haßt, und deshalb hängt Apollonius' Bruder an ihm!

Fritz Nettenmair begleitete den Gesellen eine Strecke Wegs. Der Geselle will schneller ausschreiten und dankt darum für weitere Begleitung. Wenn andere scheiden, ist ihr letztes Gespräch von dem, was sie gemeinsam lieben; das letzte Gespräch Fritz Nettenmairs und des Gesellen ist von ihrem Haß. Der Geselle weiß, Apollonius hätte ihn gern in das Zuchthaus gebracht, wenn er gekonnt. Wie sie nun einander scheidend gegenüberstehen, mißt der Geselle den andern mit seinem Blick. Es war ein böser, lauernder Blick, ein grimmig verstohlener Blick, welcher Fritz Nettenmair fragte, ohne daß er es hören sollte, ob er auch reif sei zu irgend etwas, was er nicht aussprach. Dann sagte er mit einer heisern Stimme, die dem andern aufgefallen wäre, aber Fritz Nettenmair war die Stimme gewohnt: „Und was ich sagen wollte:

ihr werdet bald Trauer haben. Ich hab' ihn neulich gesehen." Er brauchte keinen Namen zu nennen, Fritz Nettenmair wußte, wen er meinte. „Es giebt Leute, die mehr sehen, als andere," fuhr der Geselle fort. „Es giebt Leute, die einem Schieferdecker ansehen, wenn er noch in dem Jahr herunter muß, daß sie ihn getragen bringen und sehen ihn daliegen, nur er selber nicht mehr. Ein alter Schieferdeckergesell hat mir das Geheimnis gesagt, wie man zu dem „Frohnweißblick" kommt. Ich hab' ihn. Und nun leb' wohl. Und ergieb dich drein, wenn sie ihn getragen bringen."

Der Geselle war von ihm geschieden; seine Schritte verklangen schon in der Ferne. Fritz Nettenmair stand noch und sah in die weißgrauen Nebel hinein, in denen der Geselle verschwunden war. Sie hingen wagrecht über den Wiesen an der Straße wie ein ausgebreitet Tuch. Sie stiegen empor und verdichteten sich zu seltsamen Gestalten, sie kräuselten sich, flossen auseinander und sanken wieder nieder, sie bäumten wieder auf. Sie hingen sich an das Gezweig der Weiden am Weg, und wie sie diese bald verhüllten, bald freiließen, schien es ungewiß, gerann der Nebel zu Bäumen, oder zerflossen die Bäume zu Nebel. Es war ein traumhaftes Treiben, ein unermüdlich Weben ohne Ziel und Zweck. Es war ein Bild dessen, was in Fritz Nettenmairs Seele vorging, ein so ähnlich Bild, daß er nicht wußte, sah er aus sich heraus oder in sich hinein. Da war ein nebelhaftes Herabbiegen und Händezusammenschlagen um eine bleiche Gestalt am Boden, dann ein langsam wallender Leichenzug; und bald war es der Feind, bald war es der Bruder, der dort lag, den sie trugen. Bald zuckte es in greller Schadenfreude auf, bald sank es in Mitleid zusammen, bald mischten sich beide und das eine wollte das andere verstecken. Der dort lag, den sie trugen, ihm verzieh er alles. Er weinte um ihn; denn durch die Pausen des Grabgesangs klang leise ein lustiger Schottischer, den die Zukunft aufstrich: „Da kommt er ja! Nun wird's famos." Und neben dem Toten lag unsichtbar eine zweite Leiche, seine Furcht vor dem, was kommen mußte, lag der arme Bruder nicht tot. Und im Sarg trieb verstohlen Fritz Nettenmairs altes joviales Glück neue Keime. Fritz Nettenmair fühlt sich einen Engel; er wünscht, der Bruder müßte nicht sterben, weil — er weiß, daß der Bruder sterben muß.

Er geht noch immer im Nebel, als das Pflaster der Stadt schon wieder unter seinen Tritten hallt. Sein Weg führt ihn am roten Adler vorüber. Die Saalfenster sind erleuchtet, Musik klingt herab. Fritz Nettenmair bleibt stehen und sieht hinauf und bewegt unwillkürlich die Hand in der Tasche, wie sonst, als er noch Geld darin hatte, um damit zu klappern. Er hat den Gesellen, den letzten Freund, von dem er mit

Schmerz geschieden, schon vergessen. „Der Gesell ist ein schlechter Kerl; gut, daß er fort ist.“ Er hat eine Vergangenheit vergessen, er vergißt die Gegenwart, denn die Zukunft ist wieder sein; sie wohnt da oben und lacht mit hellen Augen zu ihm herab. Er hat sich so sehr daran gewöhnt, alles, was ihn drückt, mit seinem Bruder zusammenzudenken, daß er es mit ihm in ein Grab steigen sieht. An die Zerrüttung seines Wohlstandes mag er sich nicht erinnern. Er denkt nicht gern an unangenehme Dinge, ehe er sie fühlt. Ist es nicht genug, daß er weiß, er wird den Bruder verlieren? Und wenn sich die Dinge selber ihm aufdrängen, dann hilft ihm sein Leichtsinn. Wie er schnell darüber hindenkt, findet er für alles Rat, und was ihm heute nicht einfällt, das wird ihm morgen einfallen; morgen ist auch ein Tag. Und er ist einer, der — Die Wendung, mit der er in seinen Weg einschwenkt, gelingt ihm so jovial, als je.

Es wird ihm doch wieder eigen zu Mut, denkt er sich, daß man zu der Thür, die er eben aufschloß, einen Sarg heraustragen wird. Unwillkürlich macht er Platz, wie um Sarg und Zug vor sich vorbeizulassen. „In das Unabänderliche,“ sagt er leise, wie sich überhörend, was er einem Tröstenden zu antworten habe, wenn es so weit sei, „in das Unabänderliche muß sich der Mensch ergeben.“ Und wie er die Achsel zu den Worten zuckt, da wird er einen leisen, schlanken Lichtschein gewahr. Ein Stück davon läuft über seinen Ärmel, ein anderes liegt wie abgebrochen und herabgefallen neben ihm auf dem Pflaster. Er späht auf; der Schein kommt daher, wo der untere Abschnitt des Ladens nicht fest an das Fenstersims schließt. Drin in der Wohnstube ist Licht. „So spät?“ Der Atem stockt dem Lauschenden, der Alp sitzt wieder auf seiner Brust. Der Bruder lebt ja noch; und was kommen mußte, wenn er leben bliebe, kann noch kommen, ehe er stirbt, oder — es ist schon da! Wie ihm die Hände fliegen, doch ist die Thür leise wieder verschlossen und im Augenblick. Eben so leise, eben so schnell ist er an der Hinterthür. Sie ist nicht offen, aber nur einmal herumgeschlossen; und Fritz Nettenmair weiß es, er kann schwören, er hat den Schlüssel zweimal im Schlosse herumgedreht, als er ging. Er schleicht und tappt sich zur Stubenthür; er hat die Klinke gefunden und drückt sie leise; die Thür geht auf; ein trüber Lichtschein fällt auf den Flur. Der Schimmer kommt von einem verdeckten Lichte auf dem Tisch; neben diesem steht im Schatten ein kleines Bett; es ist Ännchens Bett und ihre Mutter sitzt daran.

Christiane merkt nicht, daß die Thür sich öffnet. Sie hat den Kopf weit vornübergebeugt über das Bett; sie singt leise und weiß nicht, was sie singt; sie horcht voll Angst, aber nicht auf ihren Gesang; ihre Augen

würden weinen, machten Thränen den Blick nicht trübe. Aber nun kann die Röte auf des Kindes Wange wieder kommen, nun kann der eigene fremde Zug um des Kindes Augen und Mund verschwinden; und sie säh es nicht und ängstigte sich noch vergeblich. Ihr ist es, als müßte jene wiederkehren und dieser gehen, wenn sie sich nur recht angestrengt mühte, dieses Kehren und Gehen zu bemerken. Und dabei kann sie doch noch daran denken, wie plötzlich das gekommen ist, was sie so sehr beängstigt; wie das Ännchen auf einmal im Bette neben ihrem wie mit fremder Stimme aufgeschrien, dann nicht mehr hat sprechen können; wie sie aufgesprungen und sich angekleidet; wie sie in der Angst den Valentin, und dieser, ohne ihr Wissen, den Apollonius geweckt. Der alte Gesell hatte alle Schlüssel im Hause probiert, bis sich ergab, der Schuppenschlüssel schließe die Hinterthür; das wußte sie nicht. Desto lebendiger stand es vor ihr, wie Apollonius hereingetreten, wie ihr bei seinem unerwarteten Kommen gewesen, wie sie voll Schreck und Scham und doch voll wunderbarer Beruhigung sich gefühlt hatte. Apollonius hatte sogleich den Arzt, dann Arzneien geholt. Er hatte an dem Bettchen gestanden und sich über das Ännchen gebeugt, wie jetzt sie that. Er hatte sie voll Schmerz angesehen und gesagt, Ännchens Krankheit komme von dem ehelichen Zerwürfnis, und es werde nicht gesund, höre dies nicht auf. Er hatte von den Wundern erzählt, die einer Mutter möglich würden, und wie sich der Mensch bezwingen könne und müsse. Dann hatte er dem Valentin noch manches des Ännchen's wegen anbefohlen und war gegangen, aus Sorge, der Bruder könnte sonst in seinem Irrtum glauben, er wolle ihn auch von dem Krankenbett seiner Kinder vertreiben. Der Jammer, die Angst wollte sie in Apollonius' Arme jagen; es war ihr, als wäre alles gut, läge sie an seiner Brust, als dürfte sie ihn nicht wieder von sich lassen. Aber wie er so zu Häupten des Kindes stand und sprach, da kam er ihr so herrlich vor, wie ein Heiliger, vor dem sie nur auf den Knieen liegen dürfe. Der Bettschirm hüllte die große, schlanke Gestalt in seinen Schatten, nur seine Stirn und seine hohe Scheitel waren sichtbar und erschienen, von dem Lichte auf dem Tische angestrahlt, wie in einer Glorie. Dachte sie von ihm weg zu ihrem Gatten, dann krampfte eisiger Frost ihr Herz zusammen, und Widerwillen bäumte sich darin wie ein Riese gegen den bloßen Gedanken auf. Aber Apollonius hatte gesagt, Ännchen werde nicht wieder gesund, wenn das Zerwürfnis nicht ende. Er hatte gesagt, der Mensch könne und müsse sich bezwingen; sie wollte sich bezwingen, weil er es gesagt. Einer Mutter seien Wunder möglich für ihr Kind; dachte sie an Apollonius' Gesicht, wie er so sprach, mußte ihr das größte Wunder möglich werden.

Fritz Nettenmair trat herein. Er dachte an nichts, als daß Apollonius dagewesen sein müsse, wenn er auch jetzt nicht mehr da war. Es flirrte ihm vor den Augen vor Wut. Er wäre auf die Frau losgestürzt, sah er nicht den alten Valentin an der Kammerthüre sitzen. Er wollte warten, bis dieser einmal das Zimmer verließe, und schlich sich nach dem Stuhle am Fenster, wo er sonst immer gesessen, und als ein wie anderer, denn jetzt! Die Frau hörte seinen leisen Tritt; sein Antlitz konnte sie nicht sehen. Ihr schien, er wußte um Ännchens Zustand und ging deshalb so leise. Sie sah Ännchen mit einem Blicke an, der sagte, was sie jetzt thun wollte, that sie nur um ihr krankes Kind; ein Blick nach der Thür, aus der er gegangen war, setzte hinzu: „und weil er's gesagt."

„Da ist der Vater, Ännchen," sagte sie dann. Sie redete eigentlich mit dem Gatten, der am Fenster saß; aber sie konnte ihm ihr Gesicht nicht zuwenden, ihre Rede nicht unmittelbar an ihn richten. „Du hast immer nach ihm gefragt. Du hast gemeint, wenn er kommt, wird er sein, wie er sonst war, eh' du krank geworden bist. Deine Mutter will's auch — um deinetwillen."

Ihre Stimme klang so tief aus der Brust herauf, daß der Mann seinen Groll mit Gewalt festhalten mußte. Er dachte: „Sie thut so süß, um dich zu hintergehen. Sie haben's verabredet, als er da war." Und der Groll schwoll nur noch grimmiger an den weichen Klängen, mit denen sie fortfuhr:

„Und du gehst noch nicht in den Himmel. Nicht Ännchen? Du bist ja ein so gut lieb Kind und bleibst noch bei Vater und Mutter. Wenn nur — du hast kein Herz vor dem Vater, du dumm lieb Ännchen, weil er laut spricht. Er meint's nicht bös deshalb."

Sie hielt inne; sie erwartete die Antwort von dem Vater, nicht von dem Kinde. Sie erwartete, er werde an das Bett treten und zu dem Kinde sprechen, wie sie, und durch das Kind mit ihr. Wie sie von ihm denken mochte, das Kind war doch sein Kind, und es war krank.

Der Mann schwieg und blieb ruhig auf seinem Stuhle sitzen. Ein halb Vaterunser lang hörte man nichts, als das Ticken der Uhr, und das wurde immer schneller, wie das Klopfen eines Menschenherzens, das Schlimmes kommen ahnt; die Flamme des Lichtes zuckte wie vor Furcht.

Valentin stand auf von seinem Stuhle, um das Licht zu putzen.

Die Brust des Kindes röchelte; es wollte sprechen, es konnte nicht; es wollte mit den Händen nach dem Vater langen, es konnte nicht; es konnte nichts, als die Arme seiner Seele nach dem Vater ausstrecken. Aber des Vaters Seele sah die flehenden nicht; in ihren

Händen hielt sie krampfhaft ihren Groll und hatte keine Hand frei für das Kind. Er hört das Röcheln, aber er weiß, das Kind ist abgerichtet von seinen Feinden, es hat kein kindlich Herz gegen ihn; und wäre es wirklich krank, so wäre es absichtlich krank geworden, um ihn betrügen zu helfen, und stürbe es, so würde sein Sterben noch ein Kupplerdienst sein, den es seinen Feinden thut. Wäre sein Auge nicht selber so krank, daß es ihm außen nur immer das eine zeigt, über dem seine Seele innen unablässig brütet, er müßte es am Gesichte der Mutter sehen, an dem Ton ihrer Stimme hören, sie verstellt sich nicht, das Kind ist wirklich krank und sehr krank; aber ihre Weichheit, ihre Angst ist ihm nur die Angst des Gewissens, die Angst vor seiner Strafe, die sie verdient, fühlt und doch entwaffnen will. Valentin tritt von dem Lichte weg uud geht hinaus, um sich draußen auszuweinen. Der Mann steht auf und nähert sich leise der Frau, ohne daß sie ihn bemerkt. Er will sie überraschen, und das gelingt ihm. Sie erschrickt, wie sie plötzlich über dem Bette jäh vor sich ein entstelltes Menschenantlitz sieht. Sie erschrickt, und er preßt durch die Zähne: „Du erschrickst? Weißt du warum?“

Sie hat ihm selber sagen wollen, daß Apollonius in der Stube gewesen ist, aber noch hat sie es nicht gekonnt; vor dem Bette des kranken Kindes durfte sie es nicht; weil sie weiß, er wird auffahren; den Anblick seiner Roheit hat sie dem Kinde erspart, als es noch gesund war, wenn sie es vermochte; jetzt konnte der Schreck dem kranken Kinde den Tod bringen. Sie antwortete ihm nicht, aber sie sieht ihn flehend an und zeigt mit einem Augenwinke auf das Kind.

„Er war da! War er nicht da?“ fragt er; nicht um zu erfahren, wonach er fragt, sondern um zu zeigen, daß er es nicht erst zu erfahren braucht. Seine Faust hebt sich geballt; Ännchen kämpft, sich aufzurichten. Er sieht es nicht; die Frau sieht es; ihre Angst wächst. Sie schlägt die Hände zusammen, sie sieht ihn an mit einem Blicke, in dem alles steht, was ein Weib versprechen, was ein Weib drohen kann; er sieht nur ihr Erschrecken, daß er es weiß, was geschah, und die Faust fällt nieder auf ihre Stirn.

Ein Schrei klingt; das Kind rollt sich in Krämpfen zusammen, die Mutter, über es hingestürzt, weint laut. Valentin kommt hereingeeilt, Fritz Nettenmair geht in die Kammer.

Er weiß nicht, was in ihm Herr ist, befriedigte Rache, oder Schreck über das, was er gethan. Er sinkt auf das Bett, als hätte der Schlag, den er geführt, ihn selbst betäubt; er hört nur halb, wie Valentin nach dem Arzt läuft. Ebenso hört er diesen kommen und gehen, ebenso lauscht er, ob er nicht Apollonius' Flüstern und seinen leisen Schritt vernehmen

kann. Sich zu zeigen, wagt er nicht; Scham hält ihn davon zurück. Er rechtfertigt sein Thun und nennt Ännchens Krankheit eine Pimpelei: „Heute wollen Kinder sterben und morgen sind sie lebendiger als je!"

Aus dem fieberischen Horchen und sich Beruhigen wird ein fieberisches Träumen. Er sieht Apollonius, wie er seine Leiter an der Helmstange festbinden will, und sagt sich bei jedem Schritt des Steigenden wie tröstend: „Jetzt wird er fallen! jetzt!" aber Apollonius fällt nicht. Jeden Augenblick erwartet er, die Taue sollen reißen, in welchen Apollonius mit seinem Fahrzeug hängt; sie reißen nicht. In diese Träume hinein hört er die Thür der Stube gehen; der Traum macht einen Fall daraus, den Fall eines schweren Körpers aus ungeheurer Höhe. Da wird ihm leicht, als wäre nun alles gut. Im Halbschlummer hört er in der Stube leises Gehen, leises Reden, leises Weinen und dazwischen ist es wieder still.

Das leise Schluchzen, das zum lauten wird und sich wiederum bewältigt, als sei ein Schlafender in der Nähe, den es nicht wecken will, und wieder ausbricht, daß es den Schläfer nicht wecken kann, und wieder leise wird, weil es wie über sich selbst erschrickt, daß es laut ist, wo alle Menschen leise sind: wer kennt es nicht? wer errät es nicht, wenn er es nicht kennt?

Fritz Nettenmair weiß es im Halbschlaf: in der Stube liegt ein Toter. Sie haben ihn gebracht. „In das Unabänderliche muß der Mensch sich ergeben."

Zum erstenmal seit vielen Monden schläft er wieder ruhig.

Und warum sollte er nicht? Aus dem leisen Weinen wird ein lustiger schottischer Walzer. „Da ist er ja! Nun wird's famos!" klingt es aus der Ferne vom roten Adler herein in seinen Schlaf.

Das Leisegehen und Leisereden aber war wirklich und dauerte fort; und eine Leiche war in der Stube, eine schöne Kinderleiche. Während Fritz Nettenmair von Leitern und Fahrzeugen träumte, hatte des kleinen Ännchens Seele sich zu einem bessern Vater gerettet. Der Leib lag starr in dem kleinen Bettchen. Der Zwist der Eltern hatte das Kind krank gemacht; Schmerz über die wilde That des Vaters an der Mutter hatte ihm das kleine Herz gebrochen

Fritz Nettenmair schlief noch den Schlaf eines Bewahrten, als der neue Tag anbrach. Apollonius war schon lange munter; vielleicht hatte er gar nicht geschlafen. Den Kampf, den sein Bruder noch in seinem Angesicht gelesen, als er ihn mit dem Bauherrn das Haus verlassen sah, und den die Mühen des Tages kaum zurückgedrängt, scheuchte nachts den Schlummer von seinem Bett. Der Bruder hatte recht gesehen, seine scherzhafte Wendung des Gesprächs hatte ihren Zweck nicht

erreicht. Und wenn Apollonius das Buch seiner Erinnerungen zurückblätterte, mußte er sich in seiner Meinung, der Bruder sei eifersüchtig auf ihn, bestärkt fühlen. Gar manches, das er nicht begriffen, als er es geschehen sah, erhielt Licht von dieser Annahme und half sie wiederum bestätigen. Die Abneigung der Frau schien ein bloßer Vorwand des Bruders, ihn von ihr fern zu halten. Der Bruder mußte gemeint haben, er könnte sie anders als mit den Augen eines Schwagers und Bruders ansehen. Und das schien begreiflich, da Fritz wußte, sie war ihm mehr gewesen, bis sie seine Schwägerin wurde. Er hätte das dem Bruder gern in Gedanken zum Vorwurf gemacht, mußte er sich nicht gestehen, sein Mitleid, das des Bruders rohe Behandlung der Frau hervorgerufen, hatte seinen Empfindungen für sie eine Wärme gegeben, die ihn selbst beunruhigte. Er fürchtete nicht, daß ihn diese hinreißen könnte, des Bruders Furcht wahr zu machen, aber seine strenge Gewissenhaftigkeit machte sich diese Wärme schon zum Verbrechen. „Aber," fiel ihm dann ein, „hat die Frau nicht wirklich ihm Abneigung gezeigt? und fühlte sie Abneigung gegen ihn, wie konnte der Bruder dann fürchten? Der Bruder hatte im Tone des Vorwurfs sie ein Märchen genannt, also glaubte er nicht daran, und meinte, die Frau heuchle sie nur und empfinde sie nicht." Der Vetter hatte oft von der Natur der Eifersucht gesprochen, wie sie aus sich selbst entstehe und sich nähre, wie ihr Argwohn über die Grenzen des Wirklichen, ja des Möglichen hinausgreife, und zu Thaten verführe, die sonst nur der Wahnsinn vollbringt. Einen solchen Fall sah Apollonius vor sich und bedauerte den Bruder und fühlte schmerzlich Mitleid mit der Frau.

Aus solchen Gedanken und Empfindungen schreckte ihn Valentin, der ihn hinunterrief. Er kam unruhiger wieder herauf, als er hinuntergegangen war. Es war nicht allein Ännchens Zustand, die er wie ein Vater liebte, was auf seiner Seele lag; auch das Mitleid mit Ännchens Mutter war gewachsen, und eine Furcht war neu hinzugekommen, die er sich gern ausgeredet hätte, wäre solch ein Verfahren mit seinem Klarheitsbedürfnis und seiner Gewissenhaftigkeit vereinbar gewesen. Als der erste Schimmer des neuen Tages durch sein Fenster fiel, stand er auf von dem Stuhle, auf dem er seit seiner Zurückkunft gesessen. Es war etwas Feierliches in der Weise, wie er sich aufrichtete. Er schien sich zu sagen: „Ist es, wie ich fürchte, muß ich für uns beide einstehen; dafür bin ich ein Mann. Ich habe gelobt, ich will meines Vaters Haus und seine Ehre aufrecht erhalten und ich will in jedem Sinne erfüllen, was ich gelobt!" —

Fritz Nettenmair erwachte endlich. Er wußte nichts mehr von den Traumbildern der Nacht; nur die befriedigte Stimmung, das Werk

derselben, war ihm geblieben. Er besann sich vergebens, was diese Stimmung, die ihm so lange fremd gewesen, hervorgerufen haben könnte. Was ihm von den Erlebnissen der vergangenen Nacht einfiel, war nicht geeignet, sie zu erklären. Er wußte nur noch, daß seine Frau ein „Pimpeln" des „Spions" zu einer Krankheit vergrößert hatte, um einen Vorwand zu erhalten, mit ihm zusammenzusein. Mit ihm! Nicht bloß im Gespräch mit dem Gesellen, auch mit sich und seiner Frau nannte er Apollonius' Namen nicht; vielleicht weil sein Haß gegen den Mann auf den Namen übergegangen war, vielleicht, weil er Tag und Nacht nur an zwei Menschen dachte, und diese nicht miteinander zu verwechseln waren. Er hatte nichts mehr auf der Welt, als seinen Haß; und der kannte nur zwei Menschen, „ihn und sie". Er dachte schon, wie er der Pimpelei ein Ende machen wollte. Mit diesem Gedanken trat er aus der Thür und stand — vor einer Leiche. Ein Schauder faßte ihn an. Da stand das tote Kind vor ihm wie ein Warnungszeichen; nicht weiter auf dem Wege, den du eingeschlagen hast! Da lag das Kind, das sein Kind war, tot. Sonst scheuchte er es von sich; jetzt blieb es und fürchtete sich nicht mehr und fragte ihn, ob er es noch hassen kann, ob er es noch mit dem Namen nennen kann, mit dem er es im Hasse genannt Gestern sah er es nicht, wie er über seine Angst hin den Schlag führte; der Vater des Kindes nach der Mutter des Kindes und über den sterbenden Leib des Kindes hin. Gestern sah er es nicht, wie er darüber gebeugt stand; jetzt sieht er es, wohin er die entsetzten Augen wendet, um dem Anblick zu entfliehen. Da steht das Kind vor ihm, ein Ankläger und ein Zeuge. Es zeugt für die Mutter. Sie wußte es sterbend, und am Sterbebette ihres Kindes thut die Verworfenste nicht, was er ihr zugetraut hat. Es klagt ihn an. Er hat eine Mutter am Sterbebette ihres Kindes geschlagen. Das kann kein Mann und wär das Weib schuldig. Und sie war es nicht; das zeugt das Kind. Jetzt weiß er, was das bleiche, stumme Antlitz der Mutter rief: „Du tötest das Kind; schlag nicht!" Und er hat doch geschlagen. Er hat das Kind getötet. Das trifft ihn wie ein Wetterstrahl, daß er zusammensinkt vor dem Bette des Kindes, über das hin er die Mutter geschlagen; vor dem Bette, in dem sein Kind starb, weil er seines Kindes Mutter schlug.

Dort lag er lang. Der Blitz, der ihn dahingestreckt, hatte zurückgeleuchtet mit grausamer Klarheit: er hatte die beiden unschuldig gesehen, die er verfolgt. Und keine Schuld, als die seine. Er allein hat das Elend aufgetürmt, das erdrückend auf ihm liegt, Last auf Last, Schuld auf Schuld. Des Kindes Tod ist der Gipfel. Und vielleicht ist er es noch nicht! Der Elende sieht, er muß zurück. Er hascht nach

jedem Strohhalm von Gedanken, der ihn retten könnte. Da hört er die weichen Klänge wieder, denen er gestern sein Herz verschlossen: „Du hast gemeint, wenn er kommt, wird er wieder sein, wie er sonst war, ehe du krank geworden bist. Deine Mutter will's auch. — Die Klänge waren eine weiche Hand, die die Seele der Frau nach seiner Seele ausstreckte und zur Versöhnung bot; sein Schmerz, seine Angst faßten hastig nach der ausgestreckten. Er sah das Kind im Hemdchen an der Kammerthür stehen, wo es so oft gestanden, wenn seine Heftigkeit es aus dem Schlummer geweckt; die Händchen gefaltet; die Augen so schmerzlich flehend: er solle doch gut sein mit der Mutter; und so ängstlich zugleich: er soll doch nicht zürnen, daß es fleht. Nun, da es zu spät war, sah er, das Kind wollte sein Engel sein. Aber es war ja noch nicht zu spät! Er hörte den leisen Schritt seiner Frau auf dem Flur der Stubenthüre nahen. Er hörte sie die Thüre öffnen. Stand Ännchen jetzt in der Kammerthür, es mußte lächeln. Er wollte gut sein; er wollte wieder sein, wie er war, ehe Ännchen krank geworden ist. Er streckte der Eintretenden die Hand entgegen. Sie sah ihn und schrak zusammen. Sie war so bleich, wie das tote Ännchen, selbst ihre sonst so blühenden Lippen waren bleich. Der Hals, die schönen Arme, die weichen Hände waren bleich; das sonst so glänzende Auge war matt. All ihr Leben hatte sich in ihr tiefstes Herz zurückgezogen und weinte da um ihr gestorben Kind. Als sie ihn sah, stieß ein Zittern durch ihren ganzen Körper. Mit zwei Schritten stand sie zwischen der Leiche und ihm; als wollte sie das Kind noch jetzt vor ihm schützen. Und doch nicht so. Weder Furcht noch Angst bebte um den kleinen Mund; er war fest geschlossen. Ein ander Gefühl war es, was die schön gewölbten Augenbrauen drängend herabfaltete und aus den sonst so sanften Augen flammte. Er sah, es war nicht mehr das Weib, das die schmelzenden Friedensworte gesprochen; das war mit ihrem Kinde gestorben in dieser schrecklichen Nacht. Das Weib, das vor ihm stand, war nicht mehr die Mutter, die zu ihm hinhoffte, deren Kind er retten konnte; es war die Mutter, der er das Kind getötet. Eine Mutter, die den Mörder fortwies aus der heiligen Nähe des Kindes. Ein bleichschreckender Engel, der den befleckenden Berührer fortzürnt von seinem Heiligtum. Er sprach — o hätte er gestern gesprochen! Gestern hätte sie sich nach dem Worte gesehnt; heute hörte sie es nicht.

„Gieb mir deine Hand, Christiane," sagte er. Sie zog ihre Hand krampfhaft zurück, als hätte er sie schon berührt. „Ich habe mich geirrt," fuhr er fort; „ich will's euch ja glauben, ich seh es ein; ich will's nicht wieder! Ihr seid besser, als ich."

„Das Kind ist tot," sagte sie und selbst ihre Stimme klang bleich.

„Laß mich in dieser schrecklichen Angst nicht ohne Trost. Kann ich anders werden, so kann ich's nur jetzt, und wenn du mir die Hand giebst, und richtest mich auf," sagte der Mann. Sie sah auf das Kind, nicht auf ihn.

„Das Kind ist tot," wiederholte sie. Hieß das, es war ihr gleichgültig, was mit ihm werden sollte, da seine Besserung das Kind nicht mehr rettete? Oder hatte sie ihn vergessen und sprach mit sich selbst? Der Mann richtete sich halb auf; er faßte ihre Hand mit angstvoller Gewalt und hielt sie fest.

„Christiane," schluchzte er wild, „da lieg ich wie ein Wurm. Tritt mich nicht! Tretet mich nicht! Um Gottes willen, erbarme dich! Ich könnt's nicht vergessen, hätte ich vergebens gelegen, wie ein Wurm. Denk daran! Um Gotteswillen, denk daran; du hast mich jetzt in deiner Hand. Du kannst aus mir machen, was du willst. Ich mach dich verantwortlich. Du bist schuld an allem, was noch werden kann." — Endlich war es ihr gelungen, ihm ihre Hand zu entreißen; sie hielt sie weit von sich, als ekelte ihr davor, weil er die Hand berührt hatte.

„Das Kind ist tot," sagte sie. Er verstand, sie sagte: Zwischen mir und dem Mörder meines Kindes kann keine Gemeinschaft mehr sein, auf Erden nicht, und nicht im Himmel.

Er stand auf. Ein Wort der Verzeihung hätte ihn vielleicht gerettet! Vielleicht! Wer weiß es! Die Klarheit, die ihn jetzt zur Reue trieb, war die Klarheit eines Blitzes, was jetzt in ihm wirkte, nahm seine Gewalt von der Jäheit der Überraschung. Wenn das Kind in der Erde ruht, dessen plötzlicher Anblick ihn zurückgebäumt, wird sein Warnungsbild bleicher und bleicher werden; jede Stunde wird dem Gedanken an diesen Augenblick von der Macht seiner Schrecken rauben. Zu tief hat er die Geleise des alten Wahngedankens eingedrückt, um ihn für immer verwischen, zu weit ist er gegangen auf dem gefährlichen Weg, um noch umkehren zu können. Die Klarheit des Blitzes müßte schwinden und der alte Wahn hüllte die Dinge wieder in seine verstellenden Nebel. Fritz Nettenmair heulte auf oder lachte auf; die Frau fragte sich nicht, was er that; tiefer Abscheu gegen ihn verschloß ihr Ohr, ihre Augen, ihre Gedanken. Er taumelte in die Kammer zurück. Sie sah es nicht, aber sie fühlte es, daß seine Gegenwart nicht mehr den Raum entweihte, darin das Heiligenbild ihres Mutterschmerzes stand. Leise weinend sank sie über ihr totes Kind.

12.

Die Reparatur des Kirchendachs hatte begonnen. Apollonius wollte diese erst beenden, bevor er die Krönung des Turms mit der gestifteten Blechzier unternahm. Daneben mußte er das Begräbnis des kleinen

Annchen besorgen; Fritz kümmerte sich nicht darum. Er mußte sich auch dieser Hausvaterpflicht unterziehen. Er fühlte sich schmerzlich wohl darin. Kosteten ihm doch die schwereren kein Opfer! Er hatte ja nicht andere, süßere Wünsche zu bekämpfen und zu besiegen gehabt, als er die Pflicht gegen des Bruders Angehörige auf sich genommen; er war ja eben nur dem eigensten Triebe seiner Natur gefolgt. Es lag in dieser Natur, daß er ganz sein mußte, was er einmal war. Seit er die Hoffnungen seiner Jugendliebe und damit diese selbst aufgegeben hatte, war ihm ohnehin der Gedanke eines eigenen Hausstandes fremd geworden. Er kannte keinen andern Lebenszweck, als die Erfüllung jener Pflicht. Aber sie stand nicht als dürres, despotisches Gesetz außer ihm vor den Augen seiner Vernunft; sie durchdrang sein ganzes Wesen mit der befruchtenden Wärme eines unmittelbaren Gefühles. So war es seit Monaten gewesen. Wenn er auf seinem Fahrzeug das Turmdach umflog, wenn er hämmernd auf dem Dachstuhle kniete, waren die Gestalten der Kinder seines Bruders, seine Kinder, um ihn. Schneller, als sein Schiff, flog seine Phantasie der Zeit voraus. Wie sein Schiff um das Turmdach, drehte sich sein ganzes Denken um die Stunde, wo die Söhne erwachsen waren und er ihnen das schuldenfreie Geschäft übergab, wo Ännchen aussah, wie ihre Mutter und er ihre jungfräuliche Hand in die Hand eines braven Mannes legte. Ännchens rosiges Gesicht stand vor ihm, so oft er aufsah von seinen Schieferplatten. Als es ihn so schalkhaft anlachte, war es sein Liebling; wie das Gesichtchen immer trüber und bleicher wurde, war sie es nur immer mehr; er sah sie oft doppelt durch das Wasser in seinen Augen. Jetzt — o manchmal war es ihm, als arbeite er nun umsonst! Und es war noch etwas hinzugekommen, was ihn immer mehr beängstigte. Aus dem Mitleid mit der gequälten Frau, die um ihn gequält wurde, blühte die Blume seiner Jugendliebe wieder auf und entfaltete sich von Tag zu Tag mehr. Was des Bruders Hohn und Undankbarkeit gegen ihn nicht vermocht, das gelang seinem Benehmen gegen die Frau. Apollonius fühlte sein Herz erkalten gegen den Bruder. Es trieb ihn, die Frau zu schützen, aber er wußte, seine Einmischung gab sie nur härteren Mißhandlungen preis. Er konnte nicht mehr für sie thun, als daß er sich so entfernt hielt von ihr, wie möglich. Und nicht allein wegen des Bruders; auch um ihrer selbst willen, wenn er richtig gesehen hatte. Hatte er richtig gesehen? Er sagt sich hundertmal Nein. Er sagt es sich mit Schmerzen; desto öfter und dringender sagt er es sich, und fühlte, er dürfe sie nicht sehen, auch um seinetwillen. Es peinigte ihn, wenn gleichgültige Dinge verworren und unsymmetrisch lagen, und er sie nicht ordnen konnte; hier sah er Mißverhältnisse und

Widersprüche in das innerste Leben dessen, was ihm das Heiligste war, gedrungen, in das Herz seiner Familie, in sein eigenes, und er mußte sie wachsen sehen und die Hände waren ihm gebunden.

Immer dunkler, immer schwüler wurde das Leben in dem Haus mit den grünen Läden, seit das kleine Ännchen daraus fortgetragen war. Es wurde immer dunkler und schwüler in Fritz Nettenmairs Brust und Hirn. Er hatte umkehren wollen auf dem Wege, in dessen Mitte ihn das Bild des toten Ännchens und die Klarheit, die es über die zurückgelegte Strecke goß, geschreckt hatte. Er wäre umgekehrt, nahm die Frau die gebotene Hand an. Er meinte es wenigstens. Aber sie hatte ihn zurückgewiesen, ihm ein Antlitz voll Abscheu und Verachtung gezeigt; er hatte gesehen, sie nannte ihn in ihrem Herzen den Mörder des Kindes; ihr Auge hatte ihm mit Rache gedroht, und da war es wieder dagewesen, das alte Gespenst, die schuldgeborene Furcht. Hat sie es noch nicht gethan, was er fürchtet, nun wird sie es thun, um ihn für den Schlag zu strafen, an dem Ännchen starb. Je mehr er daran herumgreift mit seinen Gedanken, desto klarer fühlt er, wie gelegen seinen Feinden — und sie sind seine Feinde, sie haben ihm ein Unrecht zu vergelten — wie gelegen seinen Feinden dieser Schlag kam. Dann sieht er, daß die Frau ihn warnen konnte. Sie sagte nicht: „Schlag' nicht, das Kind ist krank: es ist sein Tod, wenn du schlägst.“ Nein! Ein Wort von ihr konnte den Schlag verhüten; sie sprach es nicht. O es ist klar, sonnenklar; sie reizte ihn absichtlich durch ihr Schweigen zu der wilden That. Aber wie? ihres Kindes Tod hätte sie gewollt? Den kann kein Weib wollen. Ja, sie dachte selbst nicht, daß es sterben würde; sie wollte nur den Vorwand zum Hasse, zum Betruge aus Haß, daß er sie am Bette des kranken Kindes geschlagen. Sie dachte nicht, daß es sterben würde; und wie es doch starb, wälzte sie die Schuld von sich auf ihn. Und er war wieder der dumme Ehrliche gewesen; auch in diese Schlinge war er gegangen in seiner Arglosigkeit; vor ihr hatte er gelegen, wie ein Wurm, vor ihr, die vor ihm hätte liegen sollen. Und sie hatte ihn noch zurückgestoßen, mit Verachtung zurückgestoßen! So oft er an den Augenblick dachte, machte er sie verantwortlich für alles, was noch kommen konnte. Was noch aus ihm werden konnte, dazu hatte sie ihn gebracht. Er hatte die Hand geboten; er war ohne Schuld. Dann brütete er, was aus ihm noch werden könnte, und das Schlimmste war ihm nicht schlimm genug, die Schuld zu vergrößern, die er auf sie wälzte. Mit reuigem Entsetzen sollte sie sehen, was sie gethan, als sie ihn zurückstieß. Je näher er drohen sah, was kommen mußte, desto wilder wurde seine Liebe oder auch sein Haß; denn beide waren beisammen in dem Gefühl, das sie immer glühender

ihm einflößte. Desto gelehriger lernten seine Augen jeden kleinsten Reiz ihrer Gestalt, desto schmerzender stach diese Schönheit durch seine Augen in sein Herz. Diese verruchte Schönheit, die die Ursache all seines Elendes war; diese fluchvolle Schönheit, um derentwillen der eigene Bruder ihn aus Schuppen und Haus verdrängt und der Verachtung der Welt und des Weibes selbst preisgegeben. Er fing an, über Gedanken zu brüten, wie er diese Schönheit vernichten könnte, damit sie ein Ekel wurde dem Buhlen, der um seinen Zweck betrogen, ihn umsonst elend gemacht hatte. Und dachte er sich das ausgeführt, dann lachte er in so wilder Schadenfreude auf, daß seine starknervigen Trinkkameraden erschraken, und die Leute, die ihm begegneten, unwillkürlich inne hielten in ihrem Gang. Und doch war der Gedanke nur ein Vorläufer eines noch schlimmeren. Dazwischen fiel ihm dann der Frohnweißblick ein, sein Traum nach der wilden That wurde zur Wirklichkeit; stundenlang stand er bald da, bald dort, wo man Apollonius auf dem Kirchendache arbeiten sah, und blickte hinauf und wartete und zählte. Jetzt müssen die Bretter unter dem Hämmernden brechen, jetzt muß das Tau reißen, daran der Dachstuhl hängt. Jetzt müssen die Leute, die eben noch so gleichgültig aus den Fenstern sehen oder über die Straße gehen, aufschreien vor Schrecken. Dann zählte er immer fieberhaftiger, der kalte Schweiß rann ihm über die Stirn; und die Bretter brachen nicht, das Tau riß nicht, die Leute schrieen nicht auf vor Schrecken. Und immer wilder lachte er vor sich hin, wenn er nach langem Warten müde und verzweifelt weiter ging: „Wär's nur mein Unglück, könnt' er mich nur noch elender damit machen, als er mich schon gemacht hat, er wäre längst schon tot. Nur weil mich sein Leben elend macht, lebt er noch. Er will nicht eher sterben, bis er mich ganz elend gemacht hat!"

Diese Furcht ließ ihn nicht los, sie packte ihn immer erstickender. Trug er sie spät in der Nacht heim, dann machte der ruhige Schlaf seiner Frau ihn wütend: Die schlief ruhig, die ihn nicht schlafen ließ! Er setzte sich an ihr Bett und rüttelte sie auf und erzählte ihr leise in das Ohr, was er an ihrem Liebsten thun will. Es waren grausige Dinge. Wenn die Glieder ihr flogen vor Angst und Entsetzen, dann lachte er zufrieden auf, daß er noch etwas hatte, sie aus der stummen Verachtung zu scheuchen, womit sie sich gegen ihn gewappnet, und vergaß daran minutenlang seine Qual. Dann lachte er fast jovial; er hat ihr Angst machen wollen. Es ist nur einer von Fritz Nettenmairs Späßen. So weit haben sie ihn doch noch nicht gebracht, im Ernst an solche Dinge zu denken. Aber wenn sie Apollonius davon sagt, dann muß er es, und sie trägt die Schuld. Er bewacht ihr jeden Tritt, sie kann nichts thun, was er nicht erfährt. Und läßt sie es ihn durch einen

Dritten wissen, so wird er es ihm ansehen. O Fritz Nettenmair ist einer, der —!

Den ganzen Tag über, die halben Nächte geht dann die Frau wie im Fieber umher. An der leidenschaftlichen Angst wächst ihre Liebe zu Apollonius zur Leidenschaft. Und sie kann es nicht hindern, denn die Leidenschaft mehrt wiederum die Angst; vor dem Gedanken der Angst hat kein anderer Platz in ihrer Seele. Hin zu ihm will sie stürzen, ihn mit pressenden Armen umfangen, ihn beschwören — dann wieder will sie in die Gerichte — aber es ist ja nur ein wilder Scherz, und sie wird ihn erst zum Ernste machen, sagt sie jemand davon. Sie geht nicht mehr aus der Stube, tritt nicht mehr an ein Fenster vor Furcht! sie will jeden Schritt meiden, jede Bewegung, alles was nur als ein Umsehen nach Apollonius erscheinen könnte. Sie hat nicht mehr den Mut, mit jemand zu reden, weil ihr Mann es erfahren und meinen kann, sie trägt ihm eine Botschaft an Apollonius auf. Und der Mann sieht ihre wachsende Leidenschaft, sieht, wie wiederum sein Mittel, was kommen muß, aufzuhalten, es nur beschleunigen wird, und wartet und zählt immer ungeduldiger, daß die Bretter nicht brechen und das Tau nicht reißt.

Es war eine trübe, schwüle Nacht. Die Nacht vor dem Tage, an welchem Apollonius die Bekränzung des Turmdaches beginnen wollte. Fritz Nettenmair schlich durch die Hinterthür auf den Gang nach dem Schuppen, um nach Apollonius' Fenster heraufzusehen. Wenn er das Licht darin erloschen sah, dann pflegte er die Hinterthür zu verschließen und seinen wüsten Neigungen nachzugehen. Seit jener Nacht, wo Valentin die Hinterthür mit dem Schuppenschlüssel geöffnet, hängte Fritz Nettenmair an den Riegel noch ein Vorlegeschloß. Apollonius war noch nicht zu Bett gegangen. Fritz Nettenmair wußte, Apollonius löschte in seiner eigensinnigen Vorsicht nie das Licht, wenn er schon in das Bett gestiegen war. Es stand dem Bette fern auf seinem Schreibtisch; dort setzte er es in ein Becken und löschte es, ehe er nach dem Bette ging. Fritz Nettenmair ballte die Faust nach dem Fenster hinauf. Apollonius zögerte ihm auch hier zu lang. Er war müde und ging nach dem Schuppen. Der Schlüssel zur Hinterthür schloß auch den Schuppen. Es war dunkel darin.

Wenn der Schieferdecker seine Platten zurichtet, sitzt er rittlings auf einer Bank, in deren Mitte das Haueisen, sein kleiner Amboß eingeschlagen ist. An eine solche stieß Fritz Nettenmair mit dem Bein und nahm den Stoß als eine Aufforderung, sich zu setzen. Durch eine Lücke konnte er nach Apollonius' Fenster sehen; er wollte das Auslöschen des Lichts hier erwarten. Der Schieferdecker verrichtet oft Zimmermanns=

arbeit, er führt daher auch ein kleines Zimmerbeil unter seinem Werkzeuge. Ein solches hatte auf der Bank gelegen; es war herabgefallen, als er sich gesetzt. Er hob es auf und hielt es absichtslos in seinen Händen; denn seine Gedanken waren mit ihm in der Kammer; er saß am Bette der Frau und ängstigte sie mit Drohungen. Der Ärger über das Zögern Apollonius' machte sich darin Luft; dieses Zögern hinderte ihn, sich im Trunk Betäubung zu suchen. Er hat seine Hand auf das Bett seiner Frau gestützt und fühlt an den Bewegungen der Decke das Zittern ihrer Glieder. Er fühlt sich in ihre Angst hinein, er fühlt, wie er selbst Apollonius zu ihrem einzigen Gedanken macht; wie sie morgen ihm entgegenstürzen muß, wenn er von der Arbeit heimkommt. Und wären sie nicht seine Teufel, wären sie Engel, es müßte morgen kommen, was er verhüten will. Wenn sie ihn mit der Glut der Angst umfaßt, das schöne, fluchvoll schöne Weib, er müßte nicht Blut in seinen Adern haben — und hätte er nie den Gedanken gehabt, mit dem er doch einschläft und aufwacht Tag für Tag, er müßte jetzt den Gedanken denken. Es muß kommen, wovor die bloße Furcht Fritz Nettenmair zu dem elendesten der Menschen gemacht, der sich selbst anspeien könnte; geschieht nicht morgen noch, was der Frohnweißblick geweissagt. Und nun steht er wieder an der Straßenecke und sieht wieder hinauf und harrt und zählt verzweifelter, als je; er badet sich in Angstschweiß, und die Bretter brechen nicht, und das Tau reißt nicht. O, er wird den Frohnweißblick zum Märchen machen, er wird leben bleiben, das Jahr, zehn Jahr, hundert Jahr, aus Haß gegen ihn. Und er zählt immer noch Eins, Zwei; er sagt: nun muß — da hört er das Geräusch eines zerreißenden Taus und fährt auf aus seinem wachen Fiebertraum. Die wilde, angstvolle Freude ist vergeblich; er steht nicht an der Ecke und sieht nach dem Kirchendach hinauf. Er sitzt im Schuppen; es ist Nacht. Aber das Geräusch hat er gehört; das war keine Vorspiegelung der Phantasie. Und von dort her kam es. Seine Haare stehen empor. Dort liegen die Hängstühle und die Flaschenzüge mit ihren Tauen. Er hat hundertmal erzählen hören: jeder Schieferdecker weiß, was es sagen will, das vorspukende Geräusch. Aber dreimal muß es klingen, als wenn ein Tau zerrisse; und er hat es erst einmal gehört. Er lauscht, er preßt die Faust auf das Herz. Vor seinen Schlägen, vor dem Brausen des Blutes die Adern hinauf und hinab, wird er es nicht hören, wenn es noch einmal klingt und noch einmal. Er lauscht und lauscht und das Geräusch wiederholt sich nicht. Da fährt ein Gedanke wie ein dunkelglühender Blitz durch den Krampf, in dem all seine Gefühle zusammengeballt sind; der Gedanke, dem Schicksal nachzuhelfen. Er hat das Zimmerbeil immer noch in seinen Händen; absichtslos ist er mit der Hand-

fläche an der Schneide hingefahren; jetzt kommt ihm zum Bewußtsein, das Beil ist scharf, die Ecke spitzig. Eine ganze Reihe von Gedanken steht fertig da; es ist, als stünden sie schon lang, und der Blitz hat sie nur sichtbar gemacht. Morgen knüpft Apollonius seine Leiter an die Helmstange, dann das Tau mit Flaschenzügen und Fahrzeug. Fritz Nettenmair greift um sich und hat das Tau in der Hand. Das Schicksal will seine Hilfe; drum legt es selber ihm Tau und Beil in die Hand. Wer weiß, daß er hier war? Drei, vier Stiche mit dem Beil im Kreise um das Tau, kaum zu sehen, werden zu einem einzigen großen Riß, wenn das Gewicht eines starken Mannes am Tau zieht und die wuchtende Bewegung des Fahrzeugs um den Turm das Gewicht des Mannes vergrößert. Wer sieht den Stichen an, daß sie absichtlich gemacht sind? Ein Tau, das getragen, halb an der Erde fortschleift, kann an allerlei Scharfes stoßen. Das Schicksal hat den Schieferdecker, der zwischen Himmel und Erde hängt, in seiner Hand. Das Schicksal hält ihn oder läßt ihn fallen, nicht das Seil oder ein Schnitt darin. Will es ihn halten, schadet kein Schnitt; soll er fallen, reißt ein unversehrtes Seil. Und das Schicksal hat ihn schon gezeichnet. Ein Tag früher, einer später, was ist das, wenn er doch fallen muß? Ein Tag später und es packt einen Verbrecher. Meint es das Schicksal nicht gut, nimmt es ihn vorher aus der Welt? —

All diese Gedanken schlug mit einem Schlage jener eine aus Fritz Nettenmairs Seele! im Nu war er entglommen; im Nu schlägt der Höllenfunke zur Flamme auf. Er hat das Tau in der linken Hand; er hebt das Beil — und läßt es schaudernd fallen. An dem Beile glänzt Blut; durch die ganze Länge des Schuppens ragt ein blutiger Streif. Fritz Nettenmair flieht aus dem Schuppen. Er flöhe gern aus sich selbst heraus; kaum hat er den Mut, nach Apollonius' Fenster aufzusehen. Ein heller Lichtstrahl kam von da, Fritz Nettenmair weicht vor ihm hinter einen Busch. Jetzt bewegt der Strahl sich zurück. Apollonius war aufgestanden an seinem Tisch, und hatte das Licht hoch in die Höhe gehalten. Er hatte das Licht geputzt. Es konnte eine glühende Schnuppe aus der Schere neben den Leuchter unter die Papiere gefallen sein; es war nicht geschehen, und er stellte das Licht wieder an seine Stelle. Fritz Nettenmair kannte seines Bruders ängstliche Gewissenhaftigkeit; er hatte ihn das Licht mehr als hundertmal so heben sehen; er begriff, es war kein Blut, was ihn erschreckt hatte. Der Widerschein der Flamme war durch Fenster und Luke gefallen und hatte rot von dem Stahle des Beiles und durch die Nacht des Schuppens geglänzt. Dennoch stand Fritz Nettenmair bebend hinter seinem Busche. Der gespenstige Schauder verließ ihn, aber nicht so schnell das Grauen über das, was

er gewollt; und daß es war, als hätte ihm der Bruder noch zu seinem Werke leuchten wollen. Bald erlosch Apollonius' Licht. Fritz Nettenmair konnte zurückkehren und sein Werk vollenden, es störte ihn niemand mehr. Er that es nicht, aber er rückte sich wieder in seinem Hasse zurecht. Er sagte sich: „so weit soll sie ihn nicht bringen". Die Schuld des Gedankens wälzt er auf die, auf die er alles wälzt; daß er den Gedanken nicht ausgeführt, rechnet er sich zu. Er weiß, jeder andere an seiner Statt hätte schlimm gethan.

Nun verschließt er Hinterthür und Vorlegschloß, zuletzt die Hausthür und geht. Er will trinken, bis er nichts mehr von sich weiß. Heut hat er mehr zu vergessen, als je. Er geht. Ob er nicht wieder kommen wird? heute nicht; aber morgen, übermorgen, überübermorgen? wenn der Gedanke seine Fremdheit für ihn verloren hat? Gewohnheit macht selbst mit dem Teufel vertraut. Dazu sollen sie ihn nicht bringen! Ob die Stunde nicht kommen wird, wo er bereut, daß er sich nicht so weit bringen lassen, und sich doch noch so weit bringen läßt? Zudem, wozu jeder andere an seiner Stelle sich hätte bringen lassen?

Immer dunkler, immer schwüler wurde das Leben in dem Hause mit den grünen Läden. Wer jetzt hineinsieht, glaubt es mir nicht, wie dunkel, wie schwül es einmal war.

13.

Von dieser Zeit an ängstigte Fritz Nettenmair die Frau nicht mehr durch Drohungen auf Apollonius; er begann sogar, sie mit einer gewissen Freundlichkeit zu behandeln. Dazwischen verlor er sich stundenweise in stummes Vorsichhinsinnen, aus dem er aufschrak, wenn er sich beobachtet sah. Dann war er noch freundlicher als sonst, und brachte Scherze aus seiner besten Zeit; er versuchte sich sogar wieder an der Arbeit. Aber die Frau wurde nur noch ängstlicher; sie vermied noch mehr als seither, was dem Manne Anlaß zum Glauben geben konnte, sie wolle sich Apollonius nähern. Sie wußte nicht, warum. Und wenn sie ihre Furcht Thorheit nannte, sie mußte fürchten. Apollonius sah mit Freuden die Änderung des Bruders und suchte ihn auf alle Weise darin zu fördern. Er wußte nicht, wie der Bruder seine Freude auslegte!

Unterdes hatte Apollonius die Umkränzung des Turmdachs von Sankt Georg mit der gestifteten Zier begonnen. Er hatte die Rüststangen wiederum herausgeschoben und innen am Gebälke des Dachstuhls festgenagelt; die Bretter darauf befestigt, auf die fliegende Rüstung die Leiter gestellt und diese an der Helmstange festgebunden; er hatte wiederum den hänfenen Ring um die Helmstange gelegt, daran den Flaschenzug, und an diesem seinen Hängestuhl befestigt. Die gestiftete

Blechzier bestand aus einzelnen halbmannslangen Stücken, mit denen sich handlich umgehen ließ. Das Ganze sollte, nach des Stifters Angabe, der selbst die Kosten der Befestigung trug, zwei Guirlanden vorstellen, die sich in gleichlaufenden Kreisen mit herabhängenden Bogen um das Turmdach schlangen. Je fünf jener Stücke, bei der oberen drei, bildeten einen dieser Bogen. Sie mußten an ihren Enden durch eingeschlagene Nieten verbunden, und jedes einzelne noch durch starke Nägel auf die Verschalung befestigt werden. Da die Ränder der Schieferplatten sich überall decken, war es nötig, an den Stellen, wo die Vernagelung stattfinden sollte, die Schiefer mit Bleiblechen umzutauschen. Dasselbe geschieht, wo die sogenannten Dachhaken in die Verschalung eingetrieben werden, an welche bei Reparaturen der Schieferdecker seine Leiter hängt. Die Fläche, mit welcher der Dachhaken, nachdem seine gekrümmte Spitze eingetrieben ist, durch noch zwei starke Nägel auf die Verschalung aufgenagelt wird, darf man nicht mit Schieferplatten überdecken. Bei Besteigung der an dem hervorstehenden Haken aufgehängten Leiter kommt seine Fläche in Vibration, die die Schieferplatten aufwuchten und beschädigen würde. Sie wird deshalb mit einer Bleiplatte überdeckt. Die Zierat kam, wenn der Wind sich darin fing, in eine ähnliche Bewegung. Dann war noch eins zu bedenken. Die Dachhaken liefen, je neun und einen halben Fuß voneinander entfernt, in gleichlaufenden Kreisen um das Turmdach; zwischen je zwei Kreisen befand sich ein Raum von fünf Fuß. Es galt, die Zierat so anzubringen, daß sie keinen dieser Dachhaken überdeckte.

Apollonius war fleißig bei der Arbeit. Der Blechschmiedmeister, der seine Zier so bald als möglich prangen sehen wollte, hatte sich weniger über ihn zu beklagen, als Apollonius mit dem Meister zufrieden sein konnte. Im Anfang trieb dieser, bald mußte Apollonius den Meister treiben.

Es fehlte noch der Teil der obern Guirlande, der als Bogen über der Aussteigethür hängen sollte. Apollonius konnte nicht feiern, bis er das Material dazu erhielt. Von einem nahen Dorfe hatte man ihn wegen einer kleinen Reparatur beschickt; er ließ sein Fahrzeug bis auf seine Zurückkunft an dem Turmdach von Sankt Georg hängen und ging nach Brambach.

Es war den Tag darauf, daß der alte Valentin an die Wohnstubenthür pochte. Er war schon einigemal an der Thür gewesen und wieder fortgegangen. Sein ganzes Wesen drückte Unruhe aus. Etwas, woran er immer denken mußte, machte ihn so zerstreut, daß er meinte, er müsse ein Herein in Gedanken überhört haben, er legte das Ohr an das Schlüsselloch, als setze er voraus, es müsse noch jetzt zu hören sein, wenn man

sich nur recht mühe. Die Unruhe weckte ihn aus der Zerstreuung. Er pochte zum zweiten- und zum drittenmal, und als der Ruf immer noch ausblieb, faßte er Mut, öffnete und trat in die Stube. Die junge Frau war ihm schon seit einiger Zeit immer ausgewichen. Sie that es auch diesmal; aber heute mußte er sie sprechen. Sie saß, absichtlich von den Fenstern entfernt, an der Kammerthüre. Der Alte sah nicht, daß sie eben so unruhig war, als er, und sein Hiersein sie noch mehr ängstete. Er entschuldigte sein Eindringen. Als sie eine Bewegung machte, sich zu entfernen, versicherte er, sein Bleiben solle kurz sein; er wäre nicht mit Gewalt hereingedrungen, wenn ihn nicht etwas triebe, was vielleicht sehr wichtig sei. Er wünsche das nicht, aber es sei doch möglich. Die Frau horchte und sah immer ängstlicher bald nach den Fenstern, bald nach der Thür. Müsse er ihr etwas sagen, soll er's, so schnell er könne. Valentin schien zugleich auf die ängstlichen Blicke der Frau zu antworten, als er begann:

„Herr Fritz sind auf dem Kirchenbach von Sankt Georg. Ich hab ihn eben noch auf dem Hofe gesehen."

„Und hat er hierher gesehen? Hat er Euch ins Haus gehen sehen?" fragte die Frau in einem Atem.

„Bewahre," sagte der Alte; „er arbeitet heute wie ein Feind. Denkt an kein Essen und Trinken. Wenn ein Mensch so arbeitet," — der Alte brach ab und dachte seinen Satz fertig: „so hat er was vor." Die Frau schwieg auch. Sie kämpfte mit dem Gedanken, dem treuen Alten ihre ganze Angst anzuvertrauen. Der Alte merkte nichts davon. „Der Nachbar da, Sie wissen's wohl," fuhr er fort, „kann zuzeiten keine Nacht schlafen. Da hat er die Nacht, eh' Herr Apollonius nach Brambach gegangen ist, zu seinem Küchenfenster heraus, einen in unsern Schuppen schleichen sehen, den Gang vom Hause hinter." Der Alte sagte nicht, wen der Nachbar gesehen; wahrscheinlich sollte die junge Frau ihn danach fragen. Sie that es nicht; sie hatte seine Geschichte nicht gehört. Er fuhr fort: „Den Abend vorher, eh' Herr Apollonius nach Brambach gegangen ist, hat er das Zeug aussuchen wollen, das er hat mitnehmen wollen; er hat alles untersucht; das thut er immer: aber er hat sich nicht entschließen können. Und das ist so merkwürdig, wie daß der Herr Fritz auf einmal so fleißig geworden ist."

Apollonius' Name weckte die junge Frau: sie horchte, als der Alte fortfuhr: „Daran hab ich vorhin erst im Schuppen gedacht. Wie mir der Nachbar da erzählt hat, daß einer in den Schuppen geschlichen ist, hab ich gedacht: was muß der dort gewollt haben, der dort hineingeschlichen ist und bei Nacht. Und wie ich aufgesehen hab und hab den Herrn Fritz so arbeiten sehen, da ist eine Unruh' über mich gekommen

und hat mich in den Schuppen hineingetrieben wie mit dem Stock hinter mir her. Da hab ich mir alles mögliche vorgestellt, was einer drin hat machen können, der hineingeschlichen ist. Erst hab ich das Zimmerbeil an der Thür liegen sehen, das dahin gehört, wo das andere Werkzeug ist. Da hab ich gedacht: Hat er was mit dem Beile gemacht? Und hab mir wieder vorgestellt, was einer mit dem Beile drin machen kann, der bei Nacht hineingeschlichen ist. Mir ist der Gedanke gekommen, es könnt was an den Leitern sein. Aber ich hab nichts gefunden daran. An dem Hängestuhl, der noch dort lag, war auch nichts. Da fing ich an, die Kloben zu betrachten und endlich das Seilwerk. Da war an einem was, als wär's hier und da an was hartes angetroffen, und das hätt' das Seil zerschunden. Da denk ich: Das geschieht oft und will's schon wieder hinlegen. Aber ich denk auch wieder: Sonst ist nichts; und wenn einer hineinschleicht, hat er was gewollt: und wenn er das Beil gehabt hat, hat er auch was damit gemacht. Da seh ich genauer zu und — Gott behüt einen Christenmenschen! Da war hier mit dem Beil hineingestochen, und dort, und noch einmal, und noch einmal. Ich werf's über den Balken und häng mich daran, da klaffen die Stiche auf; ich glaub, wenn ein Fahrzeug daran wuchtet, das Seil ist imstand, zu zerreißen." Der Alte war ganz bleich geworden über seine Erzählung. Die Frau hatte immer angstvoller an seinem Munde gehangen; sie war in den Stuhl zurückgefallen und konnte kaum sprechen.

„Er hat gedroht," ächzte sie. Der Alte verstand nicht, was sie sagte.

„Den Abend vorher war's noch nicht," fuhr er fort, „Herr Apollonius, der hat ein Aug' für einen Mückenstich. Er hätt's gefunden, wie er alles untersucht hat. Nun denk ich, der die Beilstiche gemacht hat, hat die Untersuchung mit angesehen und hat gemeint, Herr Apollonius wird das Zeug nicht noch einmal untersuchen, wenn er's morgen braucht. Und da ist er bei Nacht hineingeschlichen."

„Valentin," schrie die Frau auf und faßte ihn bei den Schultern, halb wie um ihn zu zwingen, er soll ihr die Wahrheit sagen, halb, um sich an ihm aufrecht zu erhalten. „Er hat's doch nicht mitgenommen? Valentin, so sag's doch nur!"

„Das nicht," sagte Valentin. „Aber den andern Hängstuhl, der darin lag, und das Seilzeug dazu, und noch mehr."

„Und waren dort auch Stiche drin?" fragte die Frau in noch immer steigender Angst. Der Alte sagte:

„Ich weiß nicht. Aber der sie gemacht hat, hat nicht gewußt, welches Herr Apollonius mitnehmen wird."

„Wenn er sicher gegangen ist, so hat er alle beide — und ich bin schuld," stöhnte die Frau. „Er hat lange gedroht, er will ihm was

thun, er that, als wär's einer von seinen Späßen. Wenn ich's jemand sagte, wollt er's im Ernste thun."

„Wer so scherzt," sagte Valentin, „der macht auch solchen Ernst."

Die Frau zitterte so heftig an allen Gliedern, daß der Alte seine Angst um Apollonius über der Angst um sie vergaß. Er mußte sie halten, daß sie nicht umfiel. Aber sie stieß ihn von sich und flehte und drohte zugleich: „Rett ihn, Valentin, rett ihn. Hilf, Valentin! Ach Gott, sonst hab ich's gethan." Sie betete zu Gott um Rettung und jammerte immer dazwischen auf: er sei tot und sie sei die Schuld. Sie rief Apollonius selbst mit den zärtlichsten Namen, er solle nicht sterben. Valentin suchte in der Angst nach einer Beruhigung für sie und fand ein Etwas davon für sich selbst mit. Wenn es auch nicht beruhigen konnte, so gab es doch Hoffnung, daß Apollonius schon auf dem Rückweg sein müsse. Er habe gewiß das Tauwerk noch einmal untersucht. Wär er verunglückt, man mußte es nunmehr wissen. Zehnmal mußte er ihr das vorsagen, eh' sie nur verstand, was er meinte. Und nun erwartete sie den Boten, der die gräßliche Nachricht bringen konnte und schrak auf bei jedem Laut. Ihr eigenes Schluchzen hielt sie für die Stimme des Boten. Valentin lief endlich, da ihre Angst und Ratlosigkeit ihn selber mit ergriff, zu dem alten Herrn, ihn hereinzuholen zu der Frau. Er wußte nicht, was beginnen; und vielleicht war noch zu retten, wenn man etwas that; vielleicht wußte der alte Herr, was zu thun war, um zu retten.

Der alte Herr saß in seiner kleinen Stube. Wie er sich immer tiefer in die Wolken einspann, die ihn von der Welt außer ihm trennten, wurde ihm auch zuletzt das Gärtchen fremd. Besonders hatte ihn die ewige Frage: Wie geht's, Herr Nettenmair? dort vertrieben. Er fühlte, man konnte ihm sein: „Ich leide etwas an den Augen, aber es hat nichts zu sagen," nicht mehr glauben, und seitdem hörte er in jener Frage eine Verhöhnung. Apollonius war, so sehr er mit ihm litt, das Zurückziehen des alten Herrn und seine zunehmende Menschenscheu nicht unwillkommen. Je tiefer der Bruder fiel, desto schwerer war es geworden, dem alten Herrn den Zustand des Hauses zu verbergen und etwaige Zuträger abzuhalten, von denen er in seinem Gärtchen nicht abzuschließen war; es schien zuletzt unmöglich. Apollonius wußte freilich nicht, daß der alte Herr in seinem Stübchen an Qualen litt, die, wenn auch auf bloßer Einbildung beruhend, denen gleich kamen, vor denen er ihn schützen wollte. Hier saß der alte Herr den langen Tag, zusammengesunken hinter dem Tische auf seinem Lederstuhl, und brütete nach seiner alten Weise über allen Möglichkeiten von Unehre, die sein Haus treffen konnten, oder schritt mit hastigen Schritten hin und her,

und das Rot seiner eingefallenen Wangen und die heftig kämpfende Bewegung seiner Arme zeigte, wie er in Gedanken das äußerste that, die drohenden abzuwenden. Nur der Bauherr, der mit Apollonius im Verständnisse war, wurde zu ihm gelassen. Der alte Herr, der dem Gast, wie jedem andern, sein Inneres verbarg, erriet bei diesem dieselbe Verstellung und bestärkte sich darin in der Meinung, daß er durch Fragen nichts erfahren und nur seine Hilflosigkeit offenbar machen könne. Je heißer es in ihm kochte, desto eisiger erschien sein Äußeres. Es war ein Zustand, der in völligen Wahnsinn übergehen mußte, wenn nicht die Außenwelt eine Brücke zu ihm schlug und ihn mit Gewalt aus seiner Vereinzelung herausriß.

Heute geschah ihm diese Gewalt. Eben saß er wieder brütend auf seinem Stuhle, als den Valentin die Angst zu ihm hineintrieb. Den Gesellen zwang die alte Gewohnheit, ohne daß er es wußte, die Thüre leise zu öffnen und eben so hereinzutreten; aber der alte Herr empfand mit seinem krankhaft verschärften Gefühle sogleich das Ungewöhnliche. Seine Erwartung nahm natürlich denselben Gang, den all sein Denken verfolgte. Es war eine dem Hause drohende Schmach, was die sonst immer gleiche Weise Valentins veränderte: es mußte eine entsetzliche sein, da sie den alten Gesellen aus der Fassung brachte und seine Verstellung durchbrach. Der alte Herr zitterte, als er aufstand von seinem Stuhl. Er kämpfte mit sich, ob er fragen sollte. Es war nicht nötig. Der alte Gesell beichtete ungefragt. Er erzählte mit fliegender Hast seine Befürchtungen und was sie rechtfertigte. Der alte Herr erschrak, so gut ihn seine Einbildungen auf die Wirklichkeit vorbereitet hatten; aber der alte Geselle sah nichts davon im Äußeren seines Herrn; der hörte ihn an wie immer, wie wenn er das Gleichgültigste zu sagen hatte. Als er ausgesprochen, hätte das schärfste Auge kein Zittern mehr an der alten hohen Gestalt wahrgenommen. Der alte Herr hatte den festen Boden der Wirklichkeit wieder unter seinen Füßen; er war wieder der Alte im blauen Rock. Er stand so straff vor dem alten Gesellen wie sonst, so straff und ruhig, daß Valentins Seele sich an ihm aufrichtete. „Einbildungen!" sagte er dann mit seinem alten grimmigen Wesen. „Ist kein Geselle da?" Valentin rief einen herbei, der eben Schiefer abholen wollte. Der alte Herr schickte ihn nach Brambach, Apollonius auf der Stelle heimzuholen. Der Geselle ging. „Geht er ihm nicht schnell genug, er altes Weib, so heiß er ihn eilen, damit er bald erfährt, daß er sich um nichts beängstigt hat. Aber kein Wort von seinem Sums da! Und schließ er die Frau ein, damit sie nichts Albernes anfängt." Valentin gehorchte. Das zuversichtliche Wesen des alten Herrn und daß nun wirklich etwas gethan war, hatte kräftiger

auf ihn gewirkt, als hundert triftige Gründe vermocht hätten. Er teilte seine Ermutigung der Frau mit. Er war zu eilig, um ihr zu sagen, worauf sie sich gründete. Hätte er Zeit dazu gehabt, wahrscheinlich hätte er die Frau weniger beruhigt verlassen, und er selbst ahnte nichts weniger, als daß der alte Herr innerlich überzeugt war von der Schuld seines älteren und von der Gefahr, wenn nicht vom Tode seines jüngeren Sohnes, während er ihm seine Befürchtungen als leere Grillen ausreden wollte, und den Boten nur geschickt zu haben schien, um ihn und die Frau zu beruhigen.

„Nun wird der alte Narr doch," sagte Herr Nettenmair, nachdem Valentin zu ihm zurückgekehrt war, „dem Nachbar das ganze Märchen, das er sich zusammenspintisiert hat, erzählt haben, und die Frau sechs Basen damit in die Stadt herumgeschickt haben!"

Valentin merkte nichts von der fieberhaften Spannung, mit der der alte Herr auf seine in einen Ausruf verkleidete Frage die Antwort erwartete. „Werd ich doch nicht," sagte er eifrig. Des alten Herrn Vermutung kränkte ihn. „Ich hab ja doch selbst noch nichts Arges gemeint und die Frau Nettenmair hat keinen Menschen gesprochen seitdem."

Der alte Herr schöpfte neue Hoffnung. Während Valentins Abwesenheit hatte er sich einen Augenblick dem ganzen Schmerz hingegeben, den ein Vater in seinem Falle nur empfinden konnte; aber er hatte sich gesagt: man dürfe nicht in unthätigem Jammer dem Verlorenen nachwerfen, was noch zu erhalten sei. Waren die Söhne verloren, so war doch die Ehre des Hauses, seine, der Frau und der Kinder Ehre vielleicht noch zu retten. Nun kam dem alten Herrn bei dem wirklichen Falle die Übung zu statten, die er bei seiner Einbildung aller Möglichkeiten gewonnen hatte. Wenn die krankhaft gewachsene Empfindlichkeit seines Ehrgefühls ihn spornte, vor dem Äußersten nicht zurückzuschrecken, so gingen seine Gedanken nun bei dem wirklichen Falle nur denselben fiebrischen Gang, den zu nehmen sie sich an den wesenlosen Ausgeburten seiner Furcht gewöhnt hatten. Verheimlichung alles dessen, was zu einem Verdachtsgrunde auf den älteren Sohn werden konnte, stellte sich ihm als nächste Notwendigkeit dar. Hatte Valentin und die Frau noch niemandem mitgeteilt, was sie wußten, so konnte anders dergleichen bereits bekannt sein. Solch ein verbrecherischer Gedanke entspringt nicht aus dem Ungefähr. Er ist die Blüte eines Giftbaumes mit Stamm und Zweigen. Valentin mußte dem erzählen, was seit Apollonius' Zurückkunft im Hause geschehen war. Wußte Valentin von Fritz Nettenmairs Eifersucht nichts, oder wollte er dem alten Herrn, dessen argwöhnische Gemütsart er kannte, nichts davon sagen; seine Erzählung wurde die Geschichte eines leichtsinnigen, ehr- und vergnügungssüchtigen Verschwen-

ders, der, trotz aller Bemühungen seines besseren Bruders, ihn zu halten, bis zum gemeinen Wüstling und Trunkenbold herabsank; zugleich die Geschichte eines treuen Bruders, der dem Verschwender notgedrungen die Sorge um Ehre und Bestand von Geschäft und Haus aus den Händen nimmt, um diese Ehre zu retten, und von dem Gefallenen dafür bis in den Tod verfolgt wird.

Der alte Herr saß regungslos. Nur die Röte, die immer brennender auf die magern Wangen trat, gab Kunde von dem, was er mit der Ehre seines Hauses litt. Sonst schien er alles schon zu wissen. Es war das seine alte Weise; er wandte sie hier vielleicht auch deswegen an, weil er meinte, der Gesell würde dann um so weniger wagen, etwas zu verschweigen oder wider besseres Wissen zu verändern. Die innere Aufregung hinderte ihn, zu bemerken, in welchen Widerspruch dieser Anschein mit seinem Gefühl für Ehre trat. Valentin suchte nicht den Schatten zu vertiefen, der auf Fritz Nettenmairs Handeln fiel; aber wie er den alten Herrn kannte, schien es ihm nötig, das brave Thun Apollonius' in das hellste Licht zu stellen. Er kannte den alten Herrn doch nur halb. Er verrechnete sich in der Wirkung, die er damit beabsichtigte, wenn er die kindliche Schonung pries, mit der Apollonius die Kunde von der Gefahr dem Ohr des alten Herrn fern gehalten. Er verdarb damit, was seine schlichte Erzählung gethan, des Sohnes Verdienst um das Teuerste, was der alte Herr wußte, darzustellen. Der alte Herr sah nur immer mehr die Furcht wahr gemacht, die ihm Apollonius' Tüchtigkeit erregt hatte. Apollonius hatte ihm die Gefahr unkindlich verschwiegen, um die Rettung sich allein beimessen zu können. Oder er hielt seinen Vater für den hilflosen Blinden, der nichts mehr war und nichts mehr vermochte, als höchstens ihn zu hindern. Und das vergab ihm der alte Herr noch weniger — trotz seines Schmerzes um den Toten, der der Sohn ihm bereits war. Er wurde immer überzeugter, er selbst hätte es nicht so weit kommen lassen, wenn er darum gewußt und die Sache in seine Hand genommen, und Apollonius dürfe niemand seines Mordes anklagen, als den eigenen Vorwitz. Diese Gedanken mußten natürlich vor dem zunächst Notwendigen zurücktreten. Was er bis jetzt von der Vorgeschichte des brudermörderischen Gedankens wußte, konnte den entstandenen Verdacht verstärken, aber ihn nicht entstehen machen, wenn nicht ein anderes, das ihm noch unbekannt war, dazu trat. Er mußte von dem schuldigen Sohne selbst erfahren, ob es solch ein anderes gab. Sein Entschluß war für alle Fälle gefaßt. Er verlangte Hut und Stock. Ein ander Mal wäre Valentin über diesen Befehl erstaunt, vielleicht sogar erschrocken. Ist man durch ein Außerordentliches aufgeregt, wie es der Gesell eben war, kommt nur das

unerwartet, was sonst das Gewöhnliche hieß, was an den alten ruhigen Zustand erinnert. Indes Valentin das Befohlene herbeibrachte und der alte Herr sich zum Ausgehen bereitete, zeigte dieser ihm noch einmal, wie grundlos und thöricht seine Befürchtungen seien. „Wer weiß,“ sagte der alte Herr grimmig, „was der Nachbar gesehen hat. Wie will er bei Nacht einen erkennen, der so weit entfernt von ihm ist? Und Er dazu mit seinen Beilstichen! Nun dürfte dem Jungen in Brambach das Seil gerissen sein oder er müßte sonst zufällig verunglückt sein, so wird Er sich steif und fest einbilden, seine eingebildeten Beilstiche sind schuld gewesen, und der hat sie gemacht, den der Nachbar — der so einfältig ist als Er — will haben in den Schuppen schleichen gesehen. Und sagt Er ein Wort davon, oder ist Er so klug, daß Er in Rätseln zu verstehen giebt, was Er sich einbildet in seinem alten Narrenschädel, so ist den andern Tag die ganze Stadt voll davon. Nicht weil's wahrscheinlich wäre, was Er da ausgeheckt hat, und kein vernünftiger Mensch glauben kann, sondern weil die Leute froh sind, einem andern das Schlimmste nachzureden. Gott wird ja vor sein, daß der Junge nicht zu Unglück kommt, aber es kann geschehen, und es ist vielleicht schon geschehen. Wie leicht kommt einer hinter dem Ofen dazu, geschweige ein Schieferdecker, der zwischen Himmel und Erde schwebt wie ein Vogel, aber keine Flügel hat wie ein Vogel. Darum mit ist die edle Schieferdeckerkunst eine so edle Kunst, weil der Schieferdecker das sichtlichste Bild ist, wie die Fürsehung den Menschen in ihren Händen hält, wenn er in seinem ehrlichen Berufe hantiert. Und läßt sie ihn fallen, so weiß sie, warum; und der Mensch soll nicht Gespinste drum hängen, die über einen andern Unglück oder gar Schande bringen können. Ich bin gewiß, die Sache wird sich ausweisen, wie sie ist, und nicht, wie Er sie sich da zusammengeängstelt hat. Denn“ —

So weit war der alte Herr in seiner Rede gekommen, da hörte man draußen eine Last niedersetzen. Der alte Herr stand einen Augenblick stumm und wie versteinert da. Der Valentin hatte durch das Fenster den Blechschmiedegesellen kommen sehen, der eben ablud.

„Der Jörg vom Blechschmied,“ sagte Valentin, „der die blechernen Guirlanden vollends bringt.“

„Und da ist er erschrocken mit seinen Einbildungen und hat gemeint, sie bringen, wer weiß wen. Wo ist der Fritz?“

„Auf dem Kirchendach,“ entgegnete Valentin.

„Gut,“ sagte Herr Nettenmair. „Sag Er dem Blechschmied, er soll hereinkommen, wenn er fertig ist.“ Der Geselle that's. Bis jener hereinkam, fuhr Herr Nettenmair noch in gedämpfteren Tönen in seiner

Strafpredigt fort. Er sprach davon, wie Menschen sich Einbildungen zusammendichteten und sich darüber ängsteten, wie über wirkliche Dinge; wie die Gedanken dem Menschen über den Kopf wüchsen und ihm keine gute Stunde ließen, wenn er nicht gleich im Anfang sich ihrer erwehre. Es war, als wollte der alte Herr sich über sich selbst lustig machen. Er dachte nicht daran, daß er den Valentin über seinen eigenen Fehler abkanzelte. Dagegen fühlte sich Valentin beschämt, als treffe ihn die Strafe verdientermaßen; und er hörte dem alten Herrn mit Andacht und Zerknirschung zu, bis der Blechschmiedgesell hereinkam. Herr Nettenmair faßte den Stock, den ihm Valentin in die Hände gab, setzte den Hut tief in die Stirne, um der Welt so viel als möglich von dem unfreiwilligen Geständnis der toten Augen zu entziehen, und schüttelte sich majestätisch in dem blauen Rock zurecht. Valentin wollte ihn führen, aber er sagte: „die Frau braucht Ihn; und Er wird wissen, was Er in meinem Hause zu thun hat". Valentin verstand den Sinn der diplomatischen Rede. Der alte Herr machte ihn verantwortlich für das Benehmen der Frau. Herr Nettenmair aber wandte sich nun dahin, wo des Blechschmiedegesellen Respekt in ein leises Räuspern ausbrach, und fragte ihn, ob er Zeit habe, ihn bis auf das Turmdach von Sankt Georg zu begleiten, wo sein älterer Sohn arbeite. Der Blechschmied bejahte. Valentin wagte noch den Vorschlag, Herrn Fritz lieber rufen zu lassen. Der alte Herr sagte grimmig: „ich muß ihn oben sprechen. Es ist wegen der Reparatur". Darauf wandte er sich wieder zu dem Blechschmiedegesellen. „Ich werde seinen Arm nehmen," sagte er mit herablassendem Grimm. „Ich leide etwas an den Augen, aber es hat nichts zu sagen."

Valentin sah den Gehenden eine Weile kopfschüttelnd nach. Als der alte Herr aus seinen Augen war, fiel die Zuversicht, die er der resoluten Gegenwart des alten Herrn verdankte, wieder zusammen. Er schlug die Hände ineinander vor Angst; da ihm aber einfiel, er stehe in der Hausthür und sei verantwortlich für jedes Gerede, das der Ausdruck seiner „Einbildungen" veranlassen konnte, that er, als habe er die Hände ineinander gelegt, um sie behaglich zu reiben.

Der Blechschmiedegesell hatte gehört, Herr Nettenmair sei schon seit Jahren blind; der selbst hatte ihm gesagt, sein Augenleiden sei unbedeutend; er merkte bald, die Leute möchten doch Recht haben. Nun nickte ein rasch Vorübergehender, und auf sein „Wie geht's?" lächelte der alte Herr wiederum: „Ich leide etwas an den Augen, aber es hat nichts zu sagen." Über jeden andern an Herrn Nettenmairs Stelle würde der Gesell gelacht haben; aber die mächtige Persönlichkeit des alten Mannes setzte ihn so in Respekt, daß er den Widerspruch seiner

sinnlichen Wahrnehmung mit dessen Worten auf sich beruhen ließ, und zugleich seinen Sinnen glaubte: Herr Nettenmair sei blind, und Herrn Nettenmair selbst: es habe nichts zu sagen.

Das Erscheinen des alten Herrn auf der Straße war ein Wunder, und sicherlich würde es Aufsehen gemacht haben und der alte Herr durch hundert Händeschüttler und Frager aufgehalten worden sein, hätte nicht ein Anderes die Aufmerksamkeit von ihm abgelenkt. Da lief ein halblaut und schnell Ausgesprochenes durch die Straßen. Zwei, drei blieben stehen, das Näherkommen eines dritten, vierten abwartend, der sich merken ließ, er wisse das, was sie zehn andere ähnliche Gruppen bilden sahen. Dort verkündet es einer im schnellen Vorübereilen. Und immer begann es mit einem: „Wißt ihr schon?“ das oft von einem: „Aber was ist denn geschehen?“ herausgefordert war. Herr Nettenmair brauchte nicht zu fragen; er wußte, ohne daß es ihm einer zu sagen brauchte, was geschehen war; aber er durfte sich nicht merken lassen, wie er wußte, daß man eigentlich ihn hätte fragen müssen; man wollte nicht allein wissen, was geschehen war; auch das Wie und Wodurch und das Warum. Der Blechschmiedegeselle meinte, Herr Nettenmair wollte an ihm niedersinken, aber der alte Herr hatte sich nur an den Fuß gestoßen, „es hatte nichts zu sagen“. Der Gesell fragte einen Vorübereilenden. „Ein Schieferdecker ist verunglückt in Brambach.“ „Wie denn?“ fragte der Gesell. „Ein Seil ist zerrissen. Weiter weiß man noch nichts.“ Herr Nettenmair fühlte, wie der Gesell erschrak, und daß er über den Gedanken erschrak, der Sohn des Mannes war verunglückt, den er führte. Er sagte: „Es wird in Tambach gewesen sein, die Leute haben falsch gehört. Es hat nichts zu sagen“. Der Gesell wußte nicht, was er von der Gleichgültigkeit des Herrn Nettenmair denken sollte. Der sagte zu sich, indem das brennende Rot auf seine Wangen trat: „Ja es muß sein. Es muß sein“. Er dachte daran, es gab etwas, womit man allen Gerichten, allen Untersuchungen aus dem Wege gehen kann. Das Etwas, das er meinte, mußte ein hartes Etwas sein; denn er biß die Zähne zusammen, als er mit dem Kopfe nickte und zu sich sagte: „Es muß sein. Nun muß es sein“. Der Gesell ging, den alten Herrn führend, wie im Traume neben ihm die Turmtreppe von Sankt Georg hinan. Die Leute hatten recht; Herr Nettenmair war doch ein eigener Mann!

Der alte Herr hatte gesagt, er müsse den Sohn auf dem Kirchendach sprechen — wegen der Reparatur. Er hatte ohne Absicht in seiner diplomatischen Art geredet.

Es mußte auf dem Kirchendache sein und es galt eine Reparatur, aber nicht die des Kirchendachs.

14.

Zwischen Himmel und Erde ist des Schieferdeckers Reich. Zwischen Himmel und Erde, hoch oben auf dem Kirchendach von Sankt Georg, schaffte Fritz Nettenmair, als der alte Herr sich die Treppe zu ihm hinaufführen ließ. Hier herauf war Fritz Nettenmair geflohen vor den Augen der Menschen, die er alle auf sich gerichtet meinte, hier herauf hatte er sich geflüchtet, vor seinen Gedanken in einen wütenden Fleiß. Er hatte die ganze Hölle in seiner Brust mit heraufgebracht; und wie angestrengt er schaffte, der Schweiß, der ihm auf der Stirne stand, war nicht der warme redlichen Mühens, es war der kalte Schweiß der Gewissensangst. Er hämmerte Schiefer zurecht und nagelte sie fest, so angstvoll hastig, als nagelte er den Weltenbau fest, der sonst einstürzen müßte in der nächsten Viertelstunde. Aber seine Seele war nicht bei dem Hämmern, sie war dort, wo unaufhörlich Stricke rissen und verunglückte Schieferdecker polternd hinabstürzten in den gewissen Tod. Zuweilen hielt er plötzlich inne; es war ihm, als müßte er hinunterrufen: „Nach Brambach! Er soll nicht die Leiter besteigen! er soll sich nicht auf sein Fahrzeug setzen. Aber dann blieben die vielen Hunderte, die wie Ameisen da unten durcheinander liefen, in Schreck versteinert stehen, und soviel Paar Augen, überfüllt mit Grauen und Abscheu, starrten herauf, und der Häscher kam und stieß ihn vor sich her die Treppe herunter; und vielleicht war es doch zu spät! Dann einmal faltete er die Hände über den Deckhammer und gelobte: stürbe Apollonius nicht, er will ein braver Mann werden. Er denkt nicht, daß ihn das reuen wird, sobald er Apollonius gerettet weiß. — Da kommt jemand die Treppe herauf — ist's der Häscher schon? Nein. Es weiß niemand, was er gethan. Er verzerrt sein Gesicht in Trotz und fragt: „Wer will mir was anhaben?“ Jetzt hört er Stimmen, und die Klänge der einen davon treffen wie Hammerschläge auf sein gequältes Herz. Das ist die einzige Stimme, die er hier zu hören nicht erwartet. Wird der fragen, dem sie gehört: „Wo ist dein Bruder Abel hin?“ Nein. Er will dem Sohne sagen, daß jener verunglückt ist; er meint, es ist ein Unglückstag und er soll heute nicht mehr arbeiten. Und fragt er doch, die Antwort ist fast so alt, als das Menschengeschlecht: „Soll ich meines Bruders Hüter sein?“ Dabei kommt's ihm wie eine Erleichterung, daß ihm einfällt, der Vater ist blind. Denn er weiß, seine sehenden Augen könnte er jetzt nicht ertragen. Er hämmert und nagelt immer hastiger. Er würde dem Vater ausweichen, wenn er könnte, aber der Dachstuhl ist schmal und der Alte spricht schon an dem Aussteigeloche am Dache. Er will ihn nicht eher bemerken,

als bis er muß. „Nun ist's schon gut," hörte er den Alten sagen. „Mach er seinem Meister ein Kompliment; und da ist etwas für ihn. Trink er eine Gesundheit dafür." Fritz Nettenmair hört, der alte Herr setzt sich auf die bloßgelegte Latte im Aussteigeloch, und weiß, der alte Herr füllt die ganze Öffnung mit seiner Gestalt. Er hört den Dank des Gesellen und seine Tritte, wie sie immer ferner klingen.

„Schönes Wetter," sagt Herr Nettenmair. Der Sohn errät, der Alte will wissen, ob noch jemand in der Nähe ist. Es antwortet niemand; Fritz Nettenmair stirbt der Ton in der Brust; er hämmert immer lauter und hastiger. Er wünscht, die Stunde, der Tag, das Leben wär zu Ende. „Fritz!" ruft der Alte. Er ruft noch einmal, und er ruft noch einmal. Fritz Nettenmair muß endlich antworten. Er denkt an den Ruf: „Kain, wo bist du?" „Hier, Vater," entgegnet er und hämmert fort.

„Der Schiefer ist fest," sagte der Alte gleichgültig; „ich hör's am Klange; er blättert nicht."

„Ja," entgegnet Fritz mit klappernden Zähnen, „er nimmt kein Wasser."

„Er ist besser geworden, als früher," fährt der Alte fort; „sie sind tiefer in den Bruch hineingekommen. Es scheint, du bist allein." Ein „Ja" erstirbt im Munde des Sohnes. „Je tiefer er lagert, desto fester ist das Gestein. Ist keine Rüstung weiter in der Nähe?"

„Keine."

„Gut. Komm hierher. Hier vor mich."

„Was soll ich?"

„Hierher kommen. Was gesagt sein muß, muß leise gesagt sein."

Fritz Nettenmair trat, an allen Gelenken schlotternd, vor den Vater. Er wußte, der war blind, und doch suchte er seinem Blicke auszuweichen. Der Alte rang nach Fassung, aber davon sprach kein Zug in dem verwitterten Gesicht; nur die Dauer seines Schweigens und sein Atem, der das schwere, ächzende Wandeln des Perpendikels an der nahen Turmuhr wie ein müdes Echo nachzuklingen schien. Fritz Nettenmair ahnte aus den Vorbereitungen, was kommen müsse. Er rang nach Trotz. Wenn er's in seinem Argwohn errät, wer will mir's beweisen? Und könnt er's beweisen, er giebt mich nicht an; davor bin ich sicher. Warum auch sonst will er leise reden? mag er sagen, was er will, ich weiß nichts, ich bin's nicht gewesen, ich hab nichts gethan. Sein Gesicht rang sich aus dem Zittern aller Muskeln bis zum wildesten Ausdrucke des Trotzes hindurch. Der alte Herr schwieg noch immer. Gedämpft klang das Treiben der Straßen in die Höhe herauf; unten lag schon violetter Schatten, um das Fahrzeug Apollonius' bebte der letzte Sonnenstrahl.

Etwas ferner rauschte ein Zug vom Felde heimkehrender Tauben vorbei. Es war ein Abend voll Gottesfriedens. Tief unten weit hingedehnt die grüne Erde; oben hoch der Himmel, wie ein Kelch aus blauem Krystall darüber gedeckt. Kleine rosige Wölkchen wie Flocken hineingestreut. Der Lärm von unten erlosch immer mehr. Die Luft trug einzelne Töne einer fernen Glocke mit sich und schlug sie leise spielend wie wiederkehrende Wellen gegen das Dach. Dort über der nächsten grünen Höhe, wo sie herkommen, liegt Brambach. Es muß das Abendgeläute von Brambach sein. Hoch am Himmel und tief auf der Erde, überall Gottesfriede und süß aufgelöstes Hinsehnen nach Ruhe. Nur zwischen Himmel und Erde die beiden Menschen auf dem Kirchdach zu Sankt Georg fühlen nicht seine Flügel. Nur über sie vermag er nichts. In dem einen brennt der Wahnsinn überreizten Ehrgefühls, in dem andern alle Flammen, alle Qualen der Hölle.

„Wo ist dein Bruder?“ drang es endlich zwischen den Zähnen des einen hervor.

„Ich weiß nicht. Wie soll ich's wissen?“ bäumt sich im andern der Trotz.

„Du weißt nicht?“ Der alte Herr flüsterte nur, aber jedes seiner Worte schlug wie Donner in die Seele des Sohnes. „Ich will dir's sagen. Drüben in Brambach liegt er tot. Das Seil ist über ihm zerrissen und du hast's mit Beilstichen zerschnitten. Der Nachbar hat dich in den Schuppen schleichen sehen. Du hast vor deiner Frau gedroht, du willst es thun. Die ganze Stadt weiß es; eben tragen sie's in die Gerichte. Der erste, der nun die Treppe heraufkommt, ist der Häscher, der dich vor den Richter führt.“

Fritz Nettenmair brach zusammen; die Rüstung knackte unter ihm. Der Alte horchte auf. Fiel der Elende am Rande des Gerüstes zusammen, so stürzte er hinab in die Tiefe und alles war vorüber! alles, was sein mußte, war gethan! Eine Lerche stieg aus einem nahen Garten in die Höhe und streute ihr lustiges Tirili über Bäume und Häuser hin. Glücklichere Menschen hörten den Gesang aus der Ferne; Arbeiter ließen den Spaten ruhen, Kinder Peitsche und Kreisel, und suchten mit himmelaufgewandten Augen den schwebenden klingenden Punkt, und horchten mit verhaltenem Atem hinauf. Der alte Herr Nettenmair hörte die nahe Lerche nicht; er hielt auch den Atem an, aber er horchte hinunter, nicht hinauf. Und es war nichts, das wie Lerchensang klingt, was er horchen wollte. Es war ein Poltern auf dem Dach unter ihm, ein gebrochener Angstruf. Er horchte erst voll Hoffnung, dann voll Angst. Nichts klingt herauf. Vor ihm auf den Brettern des Gerüstes röchelt ein schwerer Atem. Er hört, der Zufall, der ihm mitleidig hel-

fend vorgreifen konnte, hat es nicht gethan. Er muß es thun, denn gethan muß es sein. Sonst zeigen die Menschen mit den Fingern auf die Kinder: Die sind's, deren Vater seinen Bruder erschlug und auf dem Hochgericht oder im Zuchthause starb. Und wo es längst vergessen ist, da dürfen sie sich nur zeigen, da wird es wieder wach; da deuten die Menschen wieder mit den Fingern und wenden sich mit Schaudern von ihnen ab. Das Vertrauen, das er von den Eltern erbt, ist das Kapital, womit der Mensch anfängt. Es muß ihm erwiesen werden, eh' er's hat verdienen können, damit er lernt, Vertrauen zu verdienen. Wer wird ihnen Vertrauen erweisen, die mit ihres Vaters Schande gezeichnet gehen? Wie sollen sie Vertrauen verdienen lernen? Mitten unter den Menschen von den Menschen ausgestoßen, müssen sie nicht werden, wie ihr Vater war? Und sein eigenes langes Leben voll Anstrengung, Ehre zu erwerben und zu bewahren, wird rückwärts angesteckt von des Sohnes Schmach. Die Kinder hält man für fähig zu thun, wie der Vater that, und es kann kein ehrlicher Vater gewesen sein, der solchen Sohn hatte! — Immer brennender glühte die Röte auf der eingefallenen Wange; die zusammengesunkene Brust richtete sich keuchend empor. Er machte unwillkürlich eine vordeutende Bewegung mit dem Arm. Fritz Nettenmair ahnte ihren Sinn und wollte sich aufraffen und wäre wieder umgesunken, stützte er sich nicht mit beiden Händen. So lag er auf Händen und Knieen vor dem Alten, als er den Angstruf ausstieß: „Was willst du, Vater? Womit gehst du um?"

„Ich will sehen," erwiderte der Alte mit pfeifendem Flüstern, „ob ich's thun muß oder ob du's thun wirst, was gethan sein muß. Und gethan muß es sein. Noch weiß niemand etwas, was zur Untersuchung führen kann vor den Gerichten, als ich, deine Frau und der Valentin. Für mich kann ich stehen, aber nicht für die, daß sie nicht verraten, was sie wissen. Wenn du jetzt herabfällst von der Rüstung, sodaß die Leute meinen können, du bist ohne Willen verunglückt, dann ist die größte Schande verhütet. Der Schieferdecker, der verunglückt, steht vor der Welt als ein ehrlicher Toter, so ehrlich, als der Soldat, der auf dem Schlachtfeld gestorben ist. Du bist einen solchen Tod nicht wert, Bankerottierer. Dich sollte der Henker auf einer Kuhhaut hinausschleifen auf den Richtplatz, Schandbube, der du den Bruder umgebracht hast und hast vergiften wollen das zukünftige Leben der unschuldigen Kinder und mein vergangenes, das voll Ehre gewesen ist. Du hast Schande genug gebracht über dein Haus, du sollst nicht noch mehr Schande darüber bringen. Von mir sollen sie nicht sagen, daß mein Sohn, und von meinen Enkeln nicht, daß ihr Vater auf dem Blutgerüst oder im Zuchthause gestorben ist. Du betest jetzt ein Vaterunser,

wenn du noch beten kannst. Dann wendest du dich, als wolltest du wieder zu deiner Arbeit gehen, und trittst mit dem rechten Fuß über die Rüstung. Sag ich, der Schreck über seines Bruders Unglück hat ihn schwindeln gemacht: mir glauben's die Gerichte und die Stadt. Das ist's, was ein Leben einbringt, das anders gewesen ist, als deins. Thust du's nicht gutwillig, so stürz ich mit dir hinab und du hast auch mich auf deinem Gewissen. Die Leute wissen, ich leide an den Augen; ich bin gestrauchelt und hab mich an dir anhalten wollen und hab dich mitgerissen. Meines Lebens ist nach dem, was ich heut erfahren hab, keine Dauer mehr und kein Wert; ich bin am Ende, aber die Kinder fangen erst an. Und auf den Kindern soll keine Schande haften, so wahr ich Nettenmaier heiße. Nun besinn dich, wie es werden soll. Ich zähle fünfzehn Paar Schläge an dem Perpendikel dort."

Fritz Nettenmair hatte mit wachsendem Entsetzen die Rede des Vaters gehört. Daß seine That noch nicht öffentlich bekannt war, gab ihm Hoffnung. Die Angst vor dem gedrohten Tode weckte einen Teil seiner Kräfte wieder. Er flüchtete sich wieder in seinen Trotz. Hastig sagte er, nachdem der Alte ausgeredet hatte: „Ich weiß nicht, was du willst. Ich bin unschuldig. Ich weiß nicht, was du da von Beilstichen sagst". Er erwartete, der Vater würde auf seine Einwendungen eingehen, wenn auch erst ungläubig. Aber der Alte begann ruhig zu zählen: „Eins. — Zwei." — „Vater" fiel er ihm mit steigender Angst in das Zählen, und der Trotz seines Hohnes brach im Flehen, „hör mich doch nur. Die Gerichte hören einen und du hörst mich nicht. Ich will mich ja hinunterstürzen, weil du mich tot haben willst, ich will sterben, wenngleich unschuldig. Aber höre mich nur erst!" Der alte Herr entgegnete nichts: er zählte fort. Der Elende sah, sein Urteil war gesprochen. Der Vater glaubte nicht, was er auch sagen mochte; und er wußte, was der eigensinnige alte Mann sich einmal vorgenommen, das führte er unerbittlich aus. Er wollte sich darein ergeben, dann kam ihm der Gedanke, noch einmal zu flehen; dann fiel ihm ein: er konnte den Alten zurückwerfen und über ihn hin entfliehen, dann: er wollte sich anhalten, wenn der Alte sich an ihn hing, um nicht mitzustürzen. Das konnte ihm kein Mensch verdenken. Dazwischen sah er schaudernd, was ihn erwartete, wenn er floh und die Gerichte faßten ihn doch. Es war besser, er starb jetzt. Aber noch Schrecklicheres erwartete ihn über dem Tode drüben. Er sann zurück und lebte sein ganzes Leben im Augenblicke noch einmal durch, um zu finden, der ewige Richter konnte ihm verzeihen. Seine Gedanken verwirrten sich; er war bald dort, bald da, und hatte vergessen, warum. Er sah die Nebel sich ballen, in denen der Gesell verschwunden war, zugleich sah

er zu den hellen Fenstern des roten Adlers auf, es klang: „Da kommt er ja! Nun wird's famos!" Er stand an den Straßenecken und zählte und die Bretter wollten unter Apollonius nicht brechen, die Stricke über ihm nicht reißen; er stand wieder vor der Frau und sagte über des sterbenden Ännchens Bett gebeugt: „weißt du, warum du erschrickst?" und holte aus zu dem unseligen Schlage; selbst daß er vor dem Vater dalag und hin und her sann in gräßlich angstvoller Hast, kam ihm vorüberfliehend wie in einem Fiebertraum. Dann war's ihm, als käme er zu sich und unendliche Zeit sei vergangen zwischen dem Augenblick, wo der Vater die Perpendikelschläge zu zählen begonnen, und jetzt. Es müsse ja alles gut sein. Er müsse sich nur besinnen, ob er über den Vater hinweggeflohen, oder ob er sich angehalten, als ihn der Vater mit sich hinunterreißen wollte. Aber da lag er noch, dort saß der Vater noch. Er hörte ihn „Neun" zählen und dann schweigen. Die Besinnung verließ ihn völlig.

Der alte Herr aber schwieg wirklich. Er zählte nicht mehr. Sein scharfes Ohr hörte einen eilenden Schritt auf der Treppe. Er griff nach dem Sohne und hielt ihn, wie um seiner gewiß zu sein, daß er ihm nicht entgehe. Er fühlte an der Kälte und Widerstandslosigkeit des Gliedes, das er gefaßt hatte, es sei unnötig, den Sohn zu halten! er müsse ohnmächtig sein. Eine neue Sorge erwuchs ihm daraus. War der Sohn ohnmächtig, so mußte er, wenn möglich, das fremden Blicken entziehen. Auch diese Ohnmacht konnte den Verdacht entstehen oder wachsen machen. Er erhob sich und wandte sich von der Dachluke nach dem Kommenden. Er war unschlüssig, sollte er die Luke mit seinem Körper decken, oder dem Kommenden entgegengehen. Der Geselle, den er vorhin nach Brambach geschickt — denn dieser war's, der so eilig kam — hustete auf der Treppe. Den konnte er abhalten von der Rüstung; ja, er konnte ihm vielleicht den Anblick des darauf Liegenden entziehen, wenn er ihm entgegen ging und ihn noch auf der Treppe abfertigte. So vielleicht gewisser, als wenn er vor der Luke stehen blieb, da es wahrscheinlich war, er verdeckte dieselbe doch nicht völlig. Jetzt fühlte der alte Herr erst, wie das, was er heute erfahren, seine Kräfte gelähmt. Aber der Gesell merkte nichts davon; als er den alten Herrn, an den Treppenbalken gelehnt, ihm den Weg versperren sah.

„Soll ich ihn herholen, Herr Nettenmair?" fragte der Gesell, indem er auf der Treppe stehen blieb.

„Wen?" fragt Herr Nettenmair dagegen. Er hatte Mühe, seine künstliche Ruhe zu bewahren. War der Gesell in Brambach gewesen, so konnte er nicht so ruhig sprechen, er mochte sprechen, von wem er wollte.

„Nun, er wird nunmehr daheim sein," entgegnete der Gesell. Der alte Herr wiederholte seine Frage nicht; er mußte sich an dem Balken festhalten, an dem er lehnte. „Er war schon auf dem Wege," fuhr der Geselle fort; „ich bin mit ihm bis ans Thor gegangen. Da hat er mich zum Blechschmied geschickt, ich sollte fragen, ob das Blechzeug endlich fertig wäre. Der Jörg sagte, er hätt's schon hingeschafft, und käm eben vom Turmdach von Sankt Georg, da hätt er den alten Herrn Nettenmair hinaufgeführt. Da hab ich gemeint, er wird noch oben sein; und weil's so eilig war, wollt ich ihn fragen, ob ich vielleicht den Herrn Apollonius heraufschicken soll."

Jetzt erst gelang's Herrn Nettenmair, den Balken, an dem er sich hatte festhalten müssen, herauf und herunter zu betasten, als habe er ihn nur umfaßt, um ihn zu untersuchen. Da er fühlte, seine Hände zitterten; gab er seine Untersuchung auf. Er sagte so grimmig, als er im Augenblick vermochte: „Ich komme selber hinunter. Wart er auf dem Absatz, bis ich ihn rufe". Der Geselle gehorchte. Herr Nettenmair schöpfte tief Atem, als er sich nicht mehr beobachtet wußte. Aus dem Atem ward ein Schluchzen. Jetzt, da der Seelenkrampf, in dem er sich seit Valentins Mitteilung befunden, sich zu lösen begann, trat erst der Vaterschmerz hervor, den die leidenschaftliche Anstrengung für die Ehre des Hauses bisher nicht zu Worte hatte kommen lassen. Er fand nun erst Zeit, das Unglück des rechtschaffenen Sohnes zu beweinen, als sich zeigte, es hatte ihn nicht getroffen. Aber es fiel ihm ein, der brave Sohn schwebt noch immer in der gleichen Gefahr, so lang der schlimme sich in seiner Nähe befindet. Auch diesen Fall hatte er in seinem Plane vorgesehen, und sich gesagt, was er dann thun müsse. Die bisherige Kraft, die nur eine angemaßte war, hätte ihn mit dem Krampfe verlassen, galt es nicht noch immer die Rettung des braven Sohnes und die Ehre seines Hauses. Er tastete sich nach der Dachluke hin. Fritz Nettenmair war unterdessen aus seiner Betäubung wieder erwacht und es war ihm gelungen, aufzustehen. Der alte Herr hieß ihn von der Rüstung hereintreten und sagte: „Morgen vor Sonnenaufgang bist du nicht mehr hier. Sieh, ob du in Amerika wiederum ein anderer Mensch werden kannst. Hier bist du in Schande und bringst Schande. Nach mir gehst du heim; Geld sollst du haben; du machst dich fertig. Du hast seit Jahren nichts für Weib und Kind gethan; ich sorge für sie. Vor Tagesanbruch bist du auf dem Weg. Hörst du?"

Fritz Nettenmair wankte. Eben noch hatte er dem unausweichlichen Tode in die Augen gesehen; nun sollte er leben! Leben, wo niemand wußte, was er gethan, wo ihn nicht jedes zufällige Geräusch mit dem Wahnbild des Häschers schrecken durfte. In diesem Augenblick

fühlte er selbst das als ein Glück, daß er fern sein sollte von dem Weibe, um das er alles gethan, was er gethan; und in deren Anschauen er Tag für Tag alles mitsehen sollte, was er gethan; die seine That wußte, von der jeder Blick eine Drohung war, ihn der Vergeltung zu überliefern. Es graute ihm vor dem Hause, in dem ihn stündlich alles erinnern mußte an das, was er unter dem fremden Himmel ganz zu vergessen hoffte, und sich vormachte, durch ein neues Leben abbüßen zu wollen. Am liebsten wäre er sogleich unmittelbar von der Stelle, wo er jetzt stand, dem Rettungshafen zugeeilt.

„Apollonius ist nicht gestürzt," fuhr der Alte fort und Fritz Nettenmairs ganzer neuer Himmel versank. Das alte Gespenst hatte ihn wieder in seinen Fäusten. Nun liebte er wieder das Weib, das zu fliehen er eben noch sich gefreut. Mit dem Gegenstande seines Hasses lebte der Haß und die Liebe wieder auf, und beide waren Höllenflammen. Er meinte, alles habe er gekonnt; Sterben war ein Scherz, lag nur auch der Nebenbuhler tot. Gewissensangst, das drohende Jenseits, alles war erträglich, nur eins nicht: sie in seinen Armen zu wissen. Der Alte hatte des Sohnes Ja erwartet. „Du gehst," sagte er, als dieser schwieg. „Du gehst. Du bist morgen vor Tag noch auf dem Weg nach Amerika, oder ich bin auf dem Weg in die Gerichte. Soll Schande sein, so ist's besser bloße Schande, als Schande und Mord. Denk, ich hab's geschworen, und nun thu, was du willst."

Der alte Herr rief den Gesellen herauf und ließ sich heimführen.

15.

Unterdes war das Gerücht, das dem alten Herrn auf seinem Wege nach Sankt Georg begegnet war, auch in die Straße gekommen, wo das Haus mit den grünen Läden steht. Vor den Fenstern erzählte es ein Vorübergehender einem andern. Die Frau hörte nichts als: „Wißt ihr's schon? In Brambach ist ein Schieferdecker verunglückt". Dann sank sie vom Stuhle, von dem sie aufspringen wollte, auf die Dielen. Wiederum mußte der alte Valentin seinen Schmerz um Apollonius über die Angst und Sorge um die Frau vergessen. Er eilte hinzu. Den Fall ganz verhindern konnte er nicht, nur den Kopf der Frau vor der scharfen Kante des Stuhlbeins bewahren. Da saß er neben der liegenden Frau auf den Füßen und hielt in den zitternden Händen Nacken und Kopf der Frau. Von seinem Griffe war ihr das volle dunkelbraune Haar über der Stirne aufgegangen und verdeckte das bleiche Gesicht. Ihre vorderen Haare hatten einen Drang, sich in natürlichen Locken zu kräuseln, den sie durch das scharfe Anziehen der Scheitel nur vorübergehend überwinden konnte. Es war, als hätten sie die Ohn=

macht ihrer Besitzerin benutzt, ihm nachzugeben. Der alte Valentin machte sich die Hände frei, indem er ihre Last vorsichtig leise auf den Boden gleiten ließ, und versuchte die Haare aus dem Gesicht zu streichen. Er mußte sehen, ob sie noch lebe. Das verursachte ihm lange Zeit vergebliche Mühe; die Angst machte seine alten Hände noch ungeschickter; dazu kam die eigene Scheu, die einen alten Junggesellen unerbittlich in so enger weiblicher Nähe befängt; und der Eigensinn der Haare, die immer wieder im krausen Gelock über dem Gesichte zusammenschlugen. Der Hals- und der Schläfenpuls wehrten sich dagegen, er sah, wie sie die Haare mit ihren Schlägen bewegten und faßte wieder Hoffnung. Auf dem Tisch stand eine Flasche mit Wasser; er goß sich davon in die hohle Hand und spritzte es ihr auf Haare und Gesicht. Das wirkte. Sie machte eine Bewegung; er half ihr den Oberleib aufrichten und stützte ihn. Sie strich sich nun selbst die widerstrebenden Haare aus dem Gesicht und sah sich um. Ihr Blick hatte etwas so fremdes, daß der Valentin von neuem erschrak. Dann nickte sie mit dem Kopfe und sagte mit leiser Stimme: „Ja". Valentin verstand, sie sagte sich, sie habe die schreckliche Nachricht gehört und nicht geträumt. An dem Ton ihrer Stimme hörte er, sie sagte sich wohl, was geschehen sei, aber sie begriff es nicht. Es war, als ginge es nicht sie an, was sie sich sagte, und als besänne sie sich, wen es wohl betreffen möge. Sie ahnte wohl, es war Schreck und Schmerz, wenn sie dahinter kam, aber sie wußte in dem Augenblicke nicht, was Schreck ist und Schmerz; ein traumhaftes Vorgefühl von Händezusammenschlagen, Erbleichen, Umsinken, Aufspringen, händeringendem Umhergehen, Müdigkeit, die auf jeden Stuhl, an dem sie vorbeiwankt, niedersinken möchte, und doch weiter getrieben wird, von fortwährendem wildem Zurückbäumen und wieder matt nach vorn auf die Brust Sinken des Kopfes; ein traumhaftes Vorgefühl von alledem wandelte in der Stube vor ihr, wie ihr eigenes undeutliches, fernes Spiegelbild, hinter einem bergenden Florschleier. Näher und unterscheidbarer war ein dumpfer Druck über der Herzgrube, der zum stechenden Schmerze wuchs, und das angstvolle Wissen, er müsse sie ersticken, wenn sie das Weinen nicht finden könne, das alles heilen müsse. So saß sie lange regungslos und hörte nichts von alledem, was der alte Valentin in seiner Angst ihr vorsprach. Es war nichts daran verloren; der Alte glaubte selbst nicht an seine Trostgründe, wenn er ihr beweisen wollte, Apollonius könnte nicht verunglückt sein; er sei zu vorsichtig dazu und zu brav. Und vollends die Geschichte aus seiner Jugend, wo sich Leute, die nun lange tot sind, von einem ähnlichen Gerüchte vergeblich hatten schrecken lassen! Er wußte es und erzählte doch immer fort und beschrieb die Personen, als

müßte es die Frau unfehlbar beruhigen, wenn sie den alten Amtmann Kern und seine Haushälterin vor den Augen ihres Geistes sähe, wie sie damals leibten und lebten. Er hätte sein Leben hingegeben, um ihr zu helfen; er wußte in seiner Ratlosigkeit nicht, wie? So suchte er sich selbst über die Angst des Augenblicks durch immer eifrigeres Erzählen hinauszuhelfen. Dabei belauschte er die kleinste Bewegung in den Zügen des bleichen, schönen Gesichtes; und je schöner und jugendlicher es ihm vorkam, desto schwerer schien es ihm, was sie litt, und desto eifriger wurde sein Erzählen. Als eine siebenzehnjährige Braut hatte er sie in das Haus mit den grünen Läden einziehen sehen, acht Jahre hatte er in ihrer Nähe gelebt. Die bis in ihr vierundzwanzigstes ein innerlich unberührtes, heiter mit den Dingen spielendes Kind gewesen, was hatte sie in den letzten zwei Jahren erduldet! Und wie schön war sie immer geblieben in ihrem Dulden, wie schön hatte sie geduldet! Nun lag sie zerbrochen als halbaufgeschlossene Blume da vor seinen alten Augen, die so oft um sie geweint; mehr über die Milde und unbewußte, unzerstörbare Hoheit, womit sie ihr Unglück trug, als über ihr Unglück selbst. Es giebt rührende Gestalten, die die Angst, die selbst der Zorn nicht entstellt; die in all ihrem Thun, selbst in ihrem Lächeln, selbst in ihrer lauten Freude uns bewegen, deren Anblick uns rührt, ohne daß wir an einen Schmerz, an ein Leiden bei ihrem Anschauen denken müssen. Es ist auch keine schmerzliche Rührung, die wir da empfinden; und der Schmerz selbst hat auf solchem Gesicht eine wunderbare Kraft, uns zugleich zu trösten und rührend zu erheben, indem er uns zum tiefsten Mitleid mit seinem Träger dahinreißt. Als eine solche Gestalt hatte Christiane, so lang er sie kannte, vor des alten Valentin Augen gestanden, als eine solche lag sie jetzt vor ihm da.

Endlich hatte sie das Weinen gefunden. Der alte Valentin lebte wieder auf; er sah, sie war gerettet. Er las es in ihrem Gesichte, das, so ehrlich wie sie selbst, nichts verschweigen konnte. Er saß und hörte mit so freudiger Aufmerksamkeit auf ihr Weinen, als wär's ein schönes Lied, das sie ihm vorsänge. In den Augenblicken, wo der Mensch der stärkeren Natur sich ohne Abzug hingeben muß, erkennt man am sichersten seine wahre Art. Was von Tierheit im Menschen unter der hergebrachten Schminke sogenannter Bildung oder vorsätzlicher Verstellung verborgen lag, tritt dann unverhohlen hervor in den Bewegungen des Körpers und in dem Ton der Stimme. Der alte Valentin hörte die reine Melodie in Christianens Stimme im hingegossenen Weinen, die sie nach dem Schlag über Annchens Bett im Doppelschrei von Schmerz und Entrüstung nicht verloren hatte. Sie hätte sich ausgeweint und erhob sich; der alte Valentin hätte ihr nicht zu helfen gebraucht. Sie

machte sich zum Ausgehen fertig. Ihr Wesen hatte etwas feierlich Entschiedenes angenommen. Valentin sah's mit Erstaunen und Sorge. Ihm fiel seine Verantwortlichkeit ein. Er fragte ängstlich, sie wolle doch nicht fort? Sie nickte mit dem Kopfe. „Aber ich darf Sie nicht fortlassen," sagte er. „Der alte Herr hat mir's mit Ketten auf die Seele gebunden."

„Ich muß," sagte sie. „Ich muß in die Gerichte. Ich muß sagen, daß ich schuld bin. Ich muß meine Strafe leiden. Der Großvater wird sich meiner Kinder annehmen. Ich möchte den Herren sagen, sie sollen ihn zu dem Ännchen legen; er hat's so lieb gehabt. Ich möchte auch dabeiliegen, aber das werden sie nicht thun. Nein, davon will ich nichts sagen."

Valentin wußte nicht, was er erwidern sollte. Er durfte sie nicht fortlassen und sah an ihrer Entschiedenheit, er würde sie nicht aufhalten können. „Wenn nur der alte Herr erst da wäre!" dachte er. Er sagte: „Thäten Sie dem alten Valentin nichts auf der Welt zu lieb?"

Sie sah ihn aus ihrem Schmerze freundlich an und entgegnete: „Wie Ihr fragen könnt! Ihr habt ihn immer lieb gehabt und das vergeß ich Euch nicht, so lang ich noch lebe. Er ist gestorben und ich muß auch sterben. Kann ich Euch noch etwas thun, eh' ich gehen muß, so dürft Ihr's nur sagen. Wenn ich's auch thun kann und wenn Ihr nicht verlangt, daß ich nicht gehen soll".

„Nein," sagte der Alte. „Das nicht. Aber wenn Sie nur so lange bleiben wollten, bis der alte Herr zurückkommt, daß ich meiner Verantwortung ledig bin." Dem Alten war's nicht allein um sich zu thun. Er hoffte zugleich, der alte Herr würde in seiner Geistesgegenwart ein Mittel finden, wodurch sie von ihrem Vorhaben abzubringen sei.

Die Frau nickte ihm zu. „So lang will ich warten," entgegnete sie.

Den Alten trieb Sorge und Hoffnung hinaus, zu sehen, ob Herr Nettenmair noch immer nicht komme. Christiane holte ihr Gesangbuch vom Pulte und setzte sich damit an den Tisch.

Der Valentin blieb länger aus, als er selbst gedacht hatte. Als er wieder hereinkam, war er nicht mehr der, der vorhin hinausgegangen. Er war verwirrt und verlegen, aber ganz anders verwirrt als vorhin. Er stand immer im Begriff, etwas zu thun, oder zu sagen, worüber er erschrak und etwas anderes that oder sagte und wiederum ungewiß schien, ob er nicht auch darüber erschrecken sollte. Immer, und wenn er gar nichts gesagt hatte, meinte er, er habe zuviel gesagt. Manchmal war's, als ob er lachte; dann sah er wieder desto trauriger aus. Und das paßte nicht zu dem, was er sprach; denn er redete vom Wetter.

Dazwischen machte er sich viel an der Thür zu schaffen, die er immer wieder einmal öffnete; zuletzt blieb er im Hausflur stehen, wo er den Gang nach dem Schuppen hin übersehen konnte; und es waren die wunderlichsten Vorwände, durch die er all diese Thätigkeiten rechtfertigte. Die junge Frau bemerkte erst die Veränderung nicht, dann beobachtete sie ihn verwundert und immer ahnungsvoller. Zuletzt hatte er sie angesteckt mit seinem Wesen. Wenn er unwillkürlich lachte, glühte sie in Hoffnung auf, wenn er dann sein trauriges Gesicht machte, drückte sie die Hände zusammen und wurde wieder bleich. Sie folgte seinen Augen, ihm selbst nach der Thür und erschrak, so oft er sie öffnete. Dabei sprachen sie immer vom Wetter; wären sie ruhig gewesen, sie hätten über ihre eigenen Reden lachen müssen; aber man sah, er fürchtete sich, etwas zu sagen, sie fürchtete sich, nach dem Etwas zu fragen. Zuletzt preßte sie beide Hände bald gegen das Herz, daß das Mieder durchschlagen wollte, bald gegen die brennenden, hämmernden Schläfen. Der Alte meinte sie endlich vorbereitet genug, das Wetter fahren zu lassen. „Ja,“ sagte er, „es ist ein Tag, wo die Toten aufstehen möchten, und wer weiß — aber thun Sie mir noch das zu lieb und erschrecken Sie nicht.“ Sie erschrak dennoch. Sie sagte zu sich: „Aber es ist ja nicht möglich!“ Und sie erschrak doch eben, weil es mehr als möglich, weil es gewiß war. „Da sehen Sie einmal dahinter,“ schluchzte der Alte, der nur lachen wollte. Sie sah den Gang hin; sie hatt' es gethan, eh' der Alte sie dazu aufforderte. Der alte Valentin eilte aus der Vorderthür, dem alten Herrn die Freudenpost zu bringen; selig und stolz auf sein klug durchgeführtes Werk. Die junge Frau hielt sich fest an dem Thürpfosten, als sie den Schritt hörte durch den Schuppen. Aber auch der Thürpfosten stand nicht mehr fest, sie selbst nicht mehr auf dem festen Boden; sie schwindelte zwischen Himmel und Erde. Und als sie ihn kommen sah, war nichts mehr auf der Welt für sie, als der Mann, um den sie wochenlang mehr als Todesangst geduldet; alles ging um sie im Wirbel, erst die Wände, der Boden, die Decke, dann Bäume, Himmel und grüne Erde; ihr war, als ginge die Welt unter und sie würde erdrückt im Wirbel, hielte sie sich nicht fest an ihm. Sie fühlte, wie sie hinsank, dann nichts mehr.

Apollonius war hinzugeeilt und hatte sie aufgefangen. Da stand er und hielt das schöne Weib in seinen Armen, das Weib, das er liebte, das ihn liebte. Und sie war bleich und schien tot. Er trug sie nicht in die Stube, er ließ sie nicht herabgleiten auf die Erde, er that nichts, sie zu beleben. Er stand verwirrt; er wußte nicht, wie ihm geschehen war, er mußte sich besinnen. Der alte Valentin hatte ihn noch nicht gesprochen; er hatte nur durch den Gesellen, der vom Blechschmied nach

Sankt Georg eilte, erfahren, Apollonius folgte ihm und werde bald hier sein. Apollonius war vom Nagelschmied am Thor aufgehalten worden. Dann hatte er geeilt, dem Befehle des Vaters nachzukommen. Daß ihn der Vater rufen ließ, hatte ihn befremdet; er konnte sich nicht denken, warum. Von dem Sturze eines Schieferdeckers in Tambach hatte er gehört, aber er wußte nicht, daß das Gerücht die Ortsnamen verwechselt hatte, und daß jemand glauben könnte, ihn habe das Unglück getroffen. So gänzlich unvorbereitet auf das, was ihm der nächste Augenblick bringen sollte, war er durch den Schuppen gekommen. Er wollte sogleich zu dem Vater auf dessen Stübchen, da hatte er die junge Frau den Gang herstürzen und mit dem Umsinken kämpfen sehen und war ihr entgegengeeilt. Und nun hielt er sie in den Armen. Die Gestalt, die er, schmerzlich mühsam und doch vergebens, seit Wochen von sich abzuwehren gerungen, deren bloßes Gedankenabbild all sein Wesen in eine Bewegung brachte, die er sich als Sünde vorwarf, lag in schwellender, atmender, lastender, wonneängstigender Wirklichkeit an ihn hingegossen. Ihr Kopf lehnte rückwärts gesunken über seinen linken Arm; er mußte ihr in das Antlitz sehen, das schöner, gefährlich schöner war, als seine Träume es malen konnten. Und jetzt überflog ein Rosenschein das weiße Antlitz bis in die weichen braunen Haare, die in den milden, selbstgeschlungenen Locken über die Schläfe hinabrollten, die tiefen blauen Augen öffneten sich, und er konnte ihrer Gewalt nicht entfliehen. Und nun sah sie ihn an und erkannte ihn. Sie wußte nicht, wie sie hierher und in seine Arme gekommen, sie wußte nicht, daß sie in seinen Armen lag; sie wußte nichts, als daß er lebte. Wie konnte sie noch einen Gedanken denken neben dem! Sie weinte und lachte zugleich, sie umschlang ihn mit beiden Armen, um seiner gewiß zu sein. Und doch fragte sie noch in angstvoll drängender Hast: „Und bist du's denn auch? Bist du's gewiß? Und lebst noch? Und bist nicht gestürzt? Und ich habe dich nicht getötet? Und du bist's? Und ich bin's? Aber er — er kann kommen!" Sie sah sich wild um. „Er will dich töten. Er wird nicht eher ruhen." Sie umfaßte ihn, als wollte sie ihn mit ihrem Leibe decken gegen einen Feind; dann vergaß sie die Angst über die Gewißheit, daß er noch lebte, und lachte wieder und weinte zugleich und fragte ihn wieder, ob er auch noch lebe, ob er's auch sei. Aber sie mußte ihn ja warnen. Sie mußte ihm alles sagen, was jener ihm gethan, und was er ihm noch zu thun gedroht. Sie mußte es schnell; jeden Augenblick konnte jener kommen. Warnung, süß unbewußtes Liebesgeschwätz. Weinen, Lachen, Seligkeit, Angst, Schmerz um das verlorene Glück; Anklage wie des Kindes beim Vater; das Bedürfnis der Liebe, mit allem, was sie ist, was sie freut, was sie bekümmert,

ein Gedanken seines Geistes, ein Gefühl seiner Seele zu sein, das er denkt und fühlt wie seine andern; bräutliche Verwirrung und Vergessen der ganzen Welt über den einen Augenblick, der ihr eigentliches Dasein ist, — denn alles, was war und werden kann, ist bloß Schatten — was sie erzählt, hat sie geträumt und erlebt, fühlt und weiß es erst jetzt; was gewesen ist und kommen wird, ist gewesen und kommt nur, damit dieser Augenblick sein kann; vor und nach diesem Augenblick ist die Zeit zu Ende; — alles das durchdrang sich, alles das zitterte zugleich in jedem einzelnen Klang der fliegenden, sich pressenden Rede. „Er hat mich und dich belogen. Er hat mir gesagt, du verhöhntest mich und hättest meine Blume vor den Gesellen ausgeboten. Auch du weißt's ja noch, beim Pfingstschießen die Blume, das kleine Glöckchen, das ich liegen ließ. Und du hast's ihm geschickt. Ich hab's gesehen. Ich wußte nicht, warum. Du hast mich gedauert. Daß du so still warst und trüb und so allein, du hast mir weh gethan. Da hat er mir beim Tanz gesagt, du hättest deinen Spott über mich. Da gingst du in die Fremde, und er hat mir gesagt, wie du in deinen Briefen über mich spottest; das that mir weh. Du glaubst nicht, wie weh mir das that, wenn ich schon nicht gewußt hab, warum. Der Vater wollte, ich sollte ihn freien. Und wie du kamst, hab ich mich vor dir gefürchtet; du hast mich immer noch gedauert und ich hab dich immer noch geliebt und wußt es nur nicht. Er selbst hat mir's erst gesagt. Da bin ich dir ausgewichen. Ich wollte nicht schlecht werden und will's auch nicht. Gewiß nicht. Dann hat er mich gezwungen, zu lügen. Dann hat er mir gedroht, was er dir thun wollte. Er wollte machen, daß du stürzen müßtest. Es wäre nur Scherz; aber, sagt ich's dir, dann wollte er's im Ernste thun. Seitdem hab ich keine Nacht geschlafen; die ganzen Nächte hab ich aufgesessen im Bett und bin voll Todesangst gewesen. Ich hab dich in Gefahr gesehen und durft es dir nicht sagen und durfte dich nicht retten. Und er hat die Seile zerschnitten mit der Axt in der Nacht, eh' du nach Brambach gingst. Der Valentin hat mir's gesagt, der Nachbar hat ihn in den Schuppen schleichen sehen. Ich hab dich tot gemeint und wollte auch sterben. Denn ich wär schuld gewesen an deinem Tod und stürbe tausendmal um dich. Und nun lebst du noch und ich kann's nicht begreifen. Und es ist alles noch, wie es war; die Bäume da, der Schuppen, der Himmel, und du bist doch nicht tot. Und ich wollte auch sterben, weil du tot warst. Und nun lebst du noch, und ich weiß nicht, ist's wahr oder träume ich's nur. Ist's denn wahr? Sag du mir's doch: ist's wahr? Dir glaub ich alles, was du sagst. Und sagst du, ich soll sterben, so will ich's, wenn du's nur weißt. Aber er kann kommen. Vielleicht hat er gelauscht, daß ich dir's sagte, was er will. Schick

den Valentin in die Gerichte, daß sie ihn fortführen und er dir nichts mehr thun kann!"

So schwärmte, lachte und weinte das fiebernde Weib in seinen Armen fort. Alles vergessend, wie ein Kind an einem Abgrund spielend, den es nicht sieht, ruft sie unbewußt eine Gefahr herbei, tödlicher, als die, über deren Vorbeigehen sie jubelt; drohender, als die, wogegen sie den Mann mit ihrem Leibe decken will. Sie ahnt nicht, was ihr leidenschaftlich Thun, die Süßigkeit ihrer unbekümmerten Hingebung, was ihre Liebkosungen, was ihr warmes, schwellendes Umfangen in dem Manne aufregen muß, der sie liebt; daß sie alles thut, was den Mann, dessen Rechtlichkeit und Edelmut sie sich so unbekümmert anheimgiebt, Rechtlichkeit und Edelmut im Tumulte des Blutes vergessen machen kann. Sie hat keine Ahnung, welchen Kampf sie in ihm entzündet, und wie sie ihm den Sieg erschwert, wenn nicht unmöglich macht. Und er weiß nun, das Weib in seinen Armen war sein; der Bruder hat ihn um sie und sie um ihn betrogen. Jetzt weiß er's, wo das Weib in seinen Armen ihm die Größe des Glückes zeigt, um das der Bruder ihn betrogen hat. Er hat sie geraubt und noch mißhandelt; und für alles, was er um ihn gelitten, gethan, verfolgt er ihn noch und steht ihm nach dem Leben. Gehört das Weib dem, der sie ihm gestohlen, der sie mißhandelt, den sie haßt? Oder ihm, dem sie schändlich gestohlen worden ist, der sie liebt, den sie liebt? Das alles waren nicht deutliche Gedanken; hundert einzelne Empfindungen, die in den Strom eines tiefen und wilden Gefühls hingerissen, durch seine Adern stürzten und die Muskeln seiner Arme spannten, etwas, das sein ist, an sein Herz zu pressen. Aber eine dunkle Angst drängt dem Strom entgegen und hält die Muskeln wie im Starrkrampfe fest. Das Gefühl, er will etwas thun und er ist sich nicht klar, was es ist, wohin es führen kann; eine ferne Erinnerung, daß er ein Wort gegeben hat, das er brechen wird — er läßt sich fortreißen; die dunkle Vorstellung, als stehe er wie an seinem Tische, und, bewege er sich, ehe er sich umgesehen, könne er etwas wie ein Tintenfaß auf etwas wie Wäsche oder ein wertvolles Papier werfen: Alle dem lag die angstvolle Vorahnung zu Grunde, er könne mit einer Bewegung etwas verderben, was nicht wieder gut zu machen sei. Er rang schon lange unter den berauschenden Tönen nach etwas, bevor er wußte, daß er rang und daß dies Etwas die Klarheit war, das Grundbedürfnis seiner Natur. Und nun kam sie und sagte: „das Wort, das du gegeben hast, ist, die Ehre des Hauses aufrecht zu erhalten, und was du thun willst, muß sie vernichten." Er war der Mann und mußte für sich und sie einstehen. Die Klarheit brandmarkte den Verrat, den er mit einem Drucke, mit einem Blicke,

an dem rührenden unbedingten Vertrauen üben würde, das aus des Weibes Hingebung sprach, mit aller Schmach, die sie fand. Sie zeigte ihm die Reinheit des Gesichtes, das an seinem Herzen lag und schwärmend zu ihm aufsah, und wie er mehr an ihr und an sich selbst verderben würde, als das war, worüber er ihren und seinen Feind anklagte. Noch stand die heilige Scheu schützend zwischen ihm und ihr, die ein einziger Druck, ein einziger Blick, für immer verscheuchen konnte. Und doch sah er angstvoll sich nach einem Helfer um. Wenn nur Valentin käme! Dann mußt er sie aus seinen Armen lassen. Valentin kam nicht. Aber die Scham über seine Schwäche, die die Hilfe außen suchte, wurde zum Helfer. Er legte die Kraftlose sanft auf den Rasen. Als er die weichen Glieder aus den Händen ließ, verlor er sie erst. Er mußte sich abwenden und konnte einem lauten Schluchzen nicht wehren. Da sah der jüngste Knabe neugierig in den Hof. Er eilte hin, hob das Kind in seine Arme, drückte es an sein Herz und stellte es zwischen sich und sie. Es war eigen; mit dem Drucke, mit dem er das Kind an sein Herz gedrückt, entband sich der wilde Drang und nun erst lösten sich die gespannten Muskeln. Er hatte sie in dem Kinde an sein Herz gedrückt, wie allein er sie an sein Herz drücken durfte.

Die Frau sah ihn den Knaben zwischen sich und ihn stellen und verstand ihn. Glühende Röte stieg ihr bis unter die wilden, braunen Locken. Sie wußte nun erst, daß sie in seinen Armen gelegen, daß sie ihn umfaßt und mit ihm gesprochen hatte, wie es nur erlaubte Liebe darf. Sie sah nun erst die Gefahr, an deren Abgrund sie ihn und sich gestellt. Sie richtete sich auf den Knieen auf, als wollte sie ihn anflehen, sie nicht zu verachten. Zugleich fiel ihr wieder ein, der Mann konnte sie belauscht haben und die Drohung noch vollziehen. Dann hatte sie ihn durch die Freude über seine Rettung erst verdorben. Er sah das alles und litt es mit ihr. Er hatte sich abgekämpft, ihr nicht zu zeigen, was in ihm vorging; aber in seinem Innern war der Kampf selbst nicht ausgekämpft. Er neigte sich zu ihr und sagte: „Du bist meine brave Schwester. Du bist braver als ich. Und über uns und deinem Manne ist Gott. Aber nun geh hinein, Schwester, liebe, brave Schwester.“ Sie wagte nicht aufzusehen, aber durch die gesenkten Lider sah sie die Milde, das tiefe, unausschöpfbare Wohlwollen, die unvertilgbare Menschenachtung auf seiner leuchtenden Stirne und um den sanften Mund. Und wie er ihr bewußter und unbewußter Maßstab war, wußte sie nun, sie war nicht schlecht, sie konnt es nicht werden; er trug sie bewahrt wie die Mutter das Kind vorsichtig auf starken Armen. Er wuchs ihr, wie sie ihn durch die gesenkten Lider sah, mit dem Haupte bis an den Himmel. Sie wußte, daß ihm der Mann

nicht schaden konnte. Apollonius gab ihr den Knaben in den Arm und bot die Hand, sie aufzurichten. Sie bebte unter der Berührung, und wie sie noch auf den Knien lag, stieg ihr Gedanke zu ihm auf wie ein Gebet. Er führte sie an die Thüre. Vom Schuppen her kam Herr Nettenmair mit dem Gesellen. Fritz Nettenmair, der ihnen nachschlich, sah noch, wie er sie führte.

16.

Von allem, was er heute gewollt und gelitten, stand nichts in Herrn Nettenmairs verknöchertem Antlitz zu lesen, als er heimkam. Die junge Frau und Valentin mußten eine Predigt über grundlose Einbildungen anhören; denn die Geschichte hatte sich ausgewiesen, wie sie war, nicht wie sie der Valentin zusammengeängstelt hatte. Der Reise Fritz Nettenmairs gedachte er als eines lang von demselben gehegten, aber von ihm erst heute genehmigten Vorhabens. Apollonius erhielt den Befehl, sogleich mit den Geschäftsbüchern auf des alten Herrn Stube zu kommen. Der alte Herr gab vor, er wollte den Stand des Geschäftes genau kennen lernen; sein wahrer Zweck dabei war, Apollonius so lange bei sich in Sicherheit zu behalten, bis sein Bruder abgereist sei. Apollonius konnte, ohne wegen der nächsten laufenden Ausgaben in Verlegenheit zu kommen, das Geld zu des Bruders Reise bis Hamburg beschaffen. Dort wußte er einen frühern Kölner Freund, der sich in sehr guten Verhältnissen befand, und der, um manche geleistete Dienste zu vergelten, ihm öfter, und noch neulich eine Geldhilfe angeboten hatte. Auf des Vaters Stübchen schrieb er an ihn. Der Freund sollte dem Bruder einen Platz auf einem Passagierschiffe besorgen, seine Aufenthaltskosten bestreiten und ihm — aber nicht eher als unmittelbar vor der Abfahrt — eine gewisse Summe Geldes übermachen; alles auf Apollonius' Rechnung. Valentin mußte noch den Abend auf die Post, um den Brief aufzugeben und Fritz Nettenmair einschreiben zu lassen. Der Wagen ging eine Stunde vor Sonnenaufgang ab; noch eine Stunde früher sollte Valentin auf dem Zeuge sein und sich bei dem alten Herrn melden.

So war das Leben in dem Hause mit den grünen Läden immer schwüler geworden. Diese Nacht mit ihrer stillen Unruhe glich der angstvollen Stille, darin die Kräfte eines Meersturmes seinen Ausbruch vorbereiten. Es war ein eigenes Treiben. Wer in dieser Nacht in das Haus, aber nicht in die Seele der Menschen hätte hineinsehen können, der wäre aus einer Befremdung in die andere gefallen. Sonst, wenn ein Glied einer Familie zu einer Reise sich rüstet, von der es vielleicht nie wieder heimkehren wird, drängen sich die übrigen um ihn.

Je weniger der Augenblicke werden, die er noch mit ihnen zubringen kann, je tiefer werden sie ausgenossen. Jahre des gewöhnlichen Miteinanderlebens drängen sich in ihnen zusammen. Jeder Blick, jedes Wort, jeder Händedruck wird als ein ewiges Andenken gegeben und genommen. Stundenweit her kommen die Freunde des Scheidenden, ihn noch einmal zu sehen. Nach Fritz Nettenmair sahen die Leute im Hause nicht. Sie schauderten, ihm zu begegnen, als wär er ein schreckendes Gespenst. Und wie ein solches schlich er darin umher und wich den Menschen aus, wie sie ihm. Und die Menschen, denen er ausweicht, die ihm ausweichen, sind nicht fremde; sein Vater ist's, sein Bruder, sein Weib und seine Kinder. Ein Reisender, der nicht gesehen wird, der sich nicht sehen läßt, der kein Lebewohl giebt und kein Lebewohl nimmt, und der doch freiwillig reist, und dessen Reise die andern wissen und genehmigen!

Apollonius mußte dem alten Herrn die Geschäftsbücher vorlesen, ein wunderlich zweckloses Werk! Denn weder er noch der alte Herr war im Geiste bei den Zahlen. Und der alte Herr that noch dazu, als wisse er alles schon. Daß Apollonius ihm die Gefahr des Hauses verschwiegen, erwähnte er natürlich nicht; von den Gedanken, die sich bei ihm daran knüpften, ließ er keinen sehen. Aus seinen diplomatischen Reden, zu denen er sich bisweilen zusammenraffte, um dem Schattenspiel vor dem Sohne einen Schein der Wirklichkeit zu geben, konnte man vielleicht erraten, wenn man genauer aufmerkte, als es Apollonius möglich war, der alte Herr habe alles gehen lassen, um zu zeigen, wohin es kommen müsse, wenn er die Hand vom Ruder abziehe, und daß er gesinnt sei, von nun an selbst wieder das Schiff zu leiten. Dazwischen fragte er den Sohn einmal wie beiläufig, ob er etwas Genaueres von dem Verunglückten in Tambach wisse. Apollonius konnte ihm sagen, er kenne den Mann; es sei derselbe ungemütliche Gesell, der vordem bei ihnen gewesen. „So?“ sagte der alte Herr gleichgültig. „Und weiß man, was die Ursache war?“ Apollonius hatte gehört, das Seil, das über dem Verunglückten gerissen, sei ein fast neues, aber es müsse an der Stelle des Risses rundum mit einem scharfen, spitzen Werkzeug durchschnitten gewesen sein. Der alte Herr erschrak. Er ahnte einen Zusammenhang, auf den auch andere kommen konnten. Valentin, wußte er, hatte vorhin beredet, der Arbeiter, der den Karren mit dem Handwerkszeug nach Brambach gefahren, müsse auf dem Rückweg ein Anschleifeseil verloren haben. Apollonius hatte den Valentin damit beruhigt, er habe das Seil in Brambach verliehen. Der alte Herr war nun überzeugt, auch Apollonins müsse einen Zusammenhang ahnen, wenn nicht mehr als nur ahnen; und habe durch die Antwort

an Valentin ihn den Augen des alten Gesellen entziehen wollen. Er sah, daß Apollonius in seinem, des alten Herrn Geiste verfuhr. Von dieser Seite war also nichts zu fürchten. Aber es konnten Umstände im Spiele sein, die trotz Apollonius' Vorsicht eine Entdeckung herbeizuführen drohten. Er ließ seine Zurückhaltung, so schwer dies ihm fiel, diesmal beiseite, und auf wiederholte Fragen mußte Apollonius sagen, was er wußte. Es war Folgendes: den ersten Tag hatte Apollonius in Brambach nur die Leiter gebraucht. Der Geselle war in dem Wirtshaus gewesen, als er ankam. Denselben Abend noch hatte er ihn über den Hof schleichen sehen. Am andern Morgen fehlte das Seil. Er hatte sogleich Verdacht auf den Gesellen, aber nach seiner gewissenhaften Weise zögerte er, ihn auszusprechen. Auf dem Heimwege, vor dem Thor der Stadt, erfuhr er das Unglück, das ihn getroffen, zugleich, daß der Gesell bei keinem Meister gestanden, sondern auf eigene Hand die kleine Reparatur an dem Schieferdache in Tambach unternommen habe. Ein Stück des von ihm hinterlassenen Handwerkszeugs, ein Zimmerbeil, war schon von dem rechtmäßigen Besitzer beansprucht worden. Bald darauf machte die Warnung Christianens ihn gewiß, das Seil, durch dessen Zerreißen der Gesell verunglückt, wäre das seine. Wie die Sache nun stand, durfte er sich natürlich nicht zu dem Eigentumsrecht daran bekennen: er mußte seiner Ehrlichkeit sogar den Zwang anthun, durch Erdichtungen fremder Vermutungen der Wahrheit zuvorzukommen.

Der alte Herr gebot dem Sohne, weiter zu lesen. Apollonius that es, aber im Geiste waren beide wiederum bei andern Dingen. Apollonius wollte sich zwingen. Es war seiner sonstigen Art geradezu entgegen, nicht mit ganzer Seele bei der Sache zu sein, die er trieb. Es gelang ihm nicht. So griff fremde Zerrüttung auch in diese gleichgewichtige, wohlgeordnete Seele herüber. — Endlich kam Valentin, erhielt das Reisegeld für Fritz Nettenmair und die Anweisung an den Hamburger Freund und die Weisung, das Gepäck des Reisenden nach dem Posthofe zu tragen, und etwaigen Auftrages harrend, in seiner Nähe zu bleiben, bis er abgefahren sei. Eine Stunde später kam er zurück und hatte den Befehl vollzogen. Er erzählte, Fritz Nettenmair freue sich auf das neue Leben in Amerika. Sie sollten sich wundern über ihn, wenn sie ihn wiedersähen. Er konnte kaum die Zeit erwarten. Der alte Herr richtete sich innerlich hoch auf; er meinte grimmig: Apollonius könne vor Schlaf in den Augen nicht mehr lesen und schickte ihn ins Bett. Das begonnene Werk fortzusetzen, müsse sich ein andermal Zeit finden.

17.

Und Fritz Nettenmair? Wie war ihm zu Mut in dieser Nacht? Als er ruhelos wie ein gequälter Geist, bald händeringend, bald fäusteballend den Gang vom Hause nach dem Schuppen und wieder vom Schuppen nach dem Hause schlich? Bald schrak er vor einem fallenden Blatt zusammen, bald wünschte er, das Haus stürzte über ihn und begrübe ihn. So oft er den Weg durch den Gang zurücklegte, so oft bäumte sich seine Seele im wildesten Trotz empor und sank wiederum in die hingebenste Hilflosigkeit zurück. Er war entschlossen zu gehen — und sie dem Gehaßten zu überlassen? Daß sie ihn höhnten? Sie hatten ihn ja so weit gebracht, um ihn los zu werden; dann war ihr einziger Wunsch erfüllt. Nein! er wollte bleiben! er mußte bleiben! — und dann faßten ihn wieder die Gerichte — denn der im blauen Rocke hielt sein Wort — und schlossen ihn mit Ketten fest, und — dann war's dasselbe. Sie hatten wieder ihren Zweck erreicht. — Fritz Nettenmair bewegte heftig die Arme vor sich hin, als rüttelte er schon an den Gittern des Kerkerfensters und atmete so mühsam, als erstickte ihn schon der Dunst der feuchten Wände. Dann überfiel ihn in plötzlicher Abspannung das ganze Bewußtsein seines grenzenlosen Elendes, der Jammer gänzlicher Verlassenheit. Goldene Bilder stiegen auf; die verlorene Seligkeit marterte ihn mehr, als die gewonnene Verdammnis. Da hüpfte er als schuldloses Kind den Gang hin, den entlang er jetzt die Last seines Elends schleppte; da waren Menschen, die ihn liebten. Wie klang der Mutter Stimme, die ihn rief, so süß! Und jetzt liebte ihn niemand mehr. Die fremden Menschen verachteten ihn; die ihn lieben sollten, schauderten vor ihm. O nur ein einzig Herz, dem sein Scheiden weh thäte, und er ginge und würde ein anderer Mensch! Jetzt sieht er jeden freundlichen Blick, den er in der Verblendung seiner Leidenschaft nicht beachtet. Das Lächeln um die angstzuckenden Lippen des kleinen Ännchens steigt vor ihm auf; jetzt erkennt er die unermüdliche Liebe, die er zurückstieß, die immer wieder kam, so oft er sie zurückstieß, bis er ihr Gefäß zerbrach; jetzt, wo sie ihn retten könnte, wär sie nicht tot durch seine Schuld; jetzt ergreift ihn das Mitleid mit dem Kinde mit so schmerzlicher Gewalt, daß er sein eigen Elend darüber vergäße, wär's nicht ein Teil davon. Das Ännchen ist tot, aber er hat noch Kinder; sie müssen ihn lieben, sie sind ja sein. Sein Herz schreit nach einem Liebeswort. Seine Arme öffnen sich krampfhaft, etwas, was sein ist, an sein Herz zu pressen, damit er weiß, er ist nicht verloren; und verloren ist keiner, der noch einen Menschen hat auf der Welt. Mit erneuten Kräften eilt er den Gang, den

Hausflur hindurch, durch Stuben- und Kammerthür. Ein Nachtlicht, vom Schirm bedeckt, giebt dem Vater Schein genug, seine Kinder zu sehen. An dem nächsten kleinen Bette sinkt er in die Knie. Ein längst verlernter Laut flüstert durch seine Lippen, und wie ihn diese Lippen nie flüstern gekonnt. „Fritz!“ Er will die Kinder nur einmal an sein Herz drücken, ihre Liebe sehen und — gehen. Gehen und ein anderer Mensch werden, ein besserer, ein glücklicherer! Der Kleine erwacht; er meint, die Mutter hat ihn gerufen. Lächelnd öffnet er die Augen und — erschrickt. Vor dem Mann an seinem Bette fürchtet er sich. Er ist ein fremder Mann. Ein schlimmerer Mann, als ein fremder Mann. O nur ein zu bekannter Mann! Und doch fremder als fremd. Es ist der Mann, der das Kind so oft zornig angeblickt, der Mann, vor dem die Mutter es in die Kammer schloß, weil es nicht sehen sollte, was der Mann ihr that. Und dann stand es zitternd und horchte an der Thür, dann ballten sich die kleinen Händchen im ohnmächtigen Zorn. Er hat ja das Kind ihn hassen gelehrt, nicht ihn lieben.

„Fritz,“ sagte der Vater voll Angst, „ich gehe fort; ich komme nicht wieder. Aber ich schicke dir schöne Äpfel und Bilderbücher und denke jeden Augenblick tausendmal an dich.“

„Ich will nichts von dir,“ sagte der Knabe furchtsam trotzig. „Onkel Lonius giebt mir Äpfel; ich mag deine nicht.“

„Hast auch du mich nicht lieb?“ sagt der Vater mit brechender Stimme am zweiten Bettchen.

Der kleine Georg flieht zum Bruder in dessen Bett. Dort halten sich die Kinder in Angst umschlungen. Dennoch ist er trotzig und so viel Widerwillen, als ein Kinderauge fassen kann, blickt aus dem seinen. „Die Mutter hab ich lieb, den Onkel Lonius hab ich lieb,“ sagte das Kind; „dich mag ich nicht. Laß uns gehen, ich sag's dem Onkel Lonius!“

Fritz Nettenmair lacht im wilden Hohn und schluchzt zugleich im hilflosen Schmerz. Die Kinder sind ja nicht mehr sein. Er ist ja ihr Vater nicht mehr. Er ist's. Er! Seine Kinder sind's. Er ist ihr Vater. Er, der ihm alles genommen, hat ihm auch die Kinder genommen. Das, was man dem Elendesten läßt. Wenn Er gehen müßte, Er! die Kinder hingen sich an ihn; eher rissen die Händchen, als daß sie ihn ließen. Und das Weib hier, dies schöne Weib mit dem Engelsantlitz, auf das selbst die Lampe liebend all ihre Strahlen sammelt und mehr Glanz von ihr gewinnt, als sie von der Lampe; dieses Weib, Sein Weib, Seins! auch Sein, wie alles, was einmal mein war! Sie ist in ihren Kleidern zu Bett gegangen; sie kann die Stunde nicht erwarten, wo ich gehe; und ginge Er, diese Rosen wür-

den bleich, sie flösse sterbend in ihn hinüber, um nicht getrennt von ihm zu sein. Wie sie auffahren würde, sagt ihr einer in den Traum hinein, den sie von ihm träumt, denn sie lächelt, er geht! Er, ihr — Nein! ich will nicht gehen! Nein! ich kann nicht gehen! Lieber tausendmal sterben! Und er hat ja dem Tode schon ins Angesicht gesehen, vor Stunden erst, als er vor dem Vater auf der Rüstung hingestreckt lag. Es war ein Kinderspiel, das Sterben, gegen solch ein Leben. Es war — denn auch er war tot. Es wär es noch, wär auch Er noch tot. Und er wär an ihr gerächt, an ihr hier mit dem teuflischen Engelslächeln; und er wär an dem Vater gerächt, der ihn von Beaten riß, von seinem guten Engel. Und an den Knaben, die ihn zurückgestoßen, an dem toten Ännchen, das ihn verderben half und noch Tag und Nacht ihn quält. Er wäre — aber er war's ja nicht. Er mußte gehen; er wurde noch elender, als er schon war; und die er haßte, die ihn verdorben, wurden glücklich durch sein Gehen. Er machte sie alle wieder zu Teufeln, um von ihrem Glanze nicht vernichtet zu werden. Er haßte in ihnen wieder, was er an ihnen gethan; er haßte in ihnen selbst die Gewalt, die er sich anthun mußte, Teufel in ihnen zu sehen. Und brach ihr Glanz dennoch durch die Schwärze, in die er sie angstvoll sich versteckte, standen sie als Engel über ihm, und so haßte er sie noch mit dem Neide der Teufel. Er hatte die Grenze überschritten, über welche keine Rückkehr mehr ist. Wie er die Frau in ihrer Schönheit dort liegen sah, trat ihn noch einmal der Gedanke an, diese Schönheit zu vernichten. Aber die einmal geweckte Erinnerung an den Augenblick, wo er todgefaßt vor dem Vater lag, und an das, was der Vater mit ihm wollte, erwies sich mächtiger und vertrieb ihn. Das Bild des Augenblicks blieb ihm und tauschte nur die Personen. Er malte es immer farbiger aus. Und nun war es eine wilde Freude, was ihn den Gang zwischen Haus und Schuppen hin- und hertrieb. Seine Arme bewegten sich so heftig, als vorhin, aber es waren nicht Gitterstäbe, mit denen er rang. Unterdes war der Mond aufgegangen. Das Haus mit den grünen Läden lag so friedlich in seinem Schimmer da. Kein Vorübergehender hätte ihm die Unruhe angesehen, die es hinter seinen Wänden barg; keiner den Gedanken geahnt, den drin die Hölle fertig braute in einem verlorenen Gefäß.

18.

Apollonius war müde vom Wachen und vom Kampfe, den die gefährliche Nähe des geliebten Weibes und das Wissen um des Bruders Betrug und empörenden Undank in ihm entzündet. Neben diesem war erst noch ein anderer Kampf aufgeglommen. Der Vater schien nicht

an die böse Absicht des Bruders zu glauben. Vor dem Gedanken, den Arm der Obrigkeit zu seinem Schutze aufzurufen, schauderte er zurück. Die Schmach für die Familie, wenn des Bruders That bekannt wurde, mußte den Vater töten. Und vielleicht war auch des Bruders Seele noch zu retten, wenn es gelang, ihn zu überzeugen, daß er geirrt. Aber wie? Wenn er — ihn versicherte, ihm schwur, daß er in der Frau nur die Schwester sehe? Vor einem halben Jahre noch hätte er das beschwören können: heute durfte er es nicht mehr, heute war es Meineid. Er konnte, wenn der Bruder den entsetzlichen Plan auf sein Leben nicht aufgab, die Ausführung desselben erschweren, aber nicht unmöglich machen. In dem Zustande, in welchem Apollonius sich jetzt befand, konnte ihm der Tod eher erwünscht sein, als schrecklich; dann hatte aller Kampf, alle Gewissenspein, alle Sorge ein Ende; aber was sollte aus dem Vater, was aus ihr und den Kindern werden? Und hatte er sich nicht das Wort gegeben, sie vor Schande und Not zu bewahren? Diesen neuen Kampf beendete die Mitteilung des Vaters, Fritz wolle nach Amerika. Aber sie machte den alten Kampf nur schwerer, indem sie dem Feinde neue Kräfte gab. Er wußte freilich, daß er entschlossen war, die Wünsche, die er verdammen mußte, nicht zur That werden zu lassen. Aber die Wünsche selbst! Wenn kein äußeres Hindernis mehr ihrer Erfüllung im Wege stand, mußte ihre Gewalt da nicht wachsen? Die Gewissensvorwürfe mit ihnen? Und die Entfernung von dem Orte, wo sie in der täglichen Nähe einen unerschöpflichen Erneuerungsquell hatten, machte wiederum die Erfüllung des Wortes, das er sich gegeben, der Pflicht, die ihm ohne das gegebene Wort oblag, unmöglich. Er war heftig aufgeregt und bedurfte Ruhe. Diesen Vormittag noch mußte er die Umkränzung des Turmdaches mit der Blechzier vollenden, und Fahrzeug, Flaschenzug, Ring und Leiter wieder herabnehmen. Sein Tritt mußte fest, sein Auge klar sein. Für die einzige Stunde, bis der Arbeitstag begann, wollte er sich nicht erst ausziehen und zu Bett legen. Er hatte sich bis jetzt des Sofas, das in seinem Zimmer stand, noch nicht bedient, darauf zu liegen. Er vermied alles, was zur Verweichlichung führen konnte; ein gleich starker Beweggrund war sein Bedürfnis, Dinge um sich zu haben, die er liebend hüten, an denen er bürsten und polieren konnte. Auch in dem Zustand von Zerstörung und Ermüdung, worin er vom Vater kam, vergaß er diese Schonung nicht. Er fuhr unwillkürlich mit leise liebkosender Hand über den Bezug des Sofas und setzte sich dann auf den hölzernen Stuhl, worauf er beim Schreiben saß. Hier kam ihm der Schlaf früher, als er es erwartet. Aber es war kein Schlaf, wie er ihn bedurfte; es war ein ununterbrochener aufregender Traum. Chri=

stiane lag in seinen Armen, wie gestern, er kämpfte wieder, aber diesmal siegte er nicht; er preßte sie an sich. Da stand der Bruder neben ihnen, und sie standen nicht mehr auf dem Gange zwischen Schuppen und Haus, sondern oben am Turmdach auf der fliegenden Rüstung. Der Bruder wollte ihm die Besinnungslose aus den Armen reißen, um sie zu mißhandeln; er warf im schmerzlichen Zorne dem Bruder alles vor, was er an ihm und ihr gethan und im Kampfe um das Weib stieß er ihn von der Rüstung. Er erwachte. Er wollte munter bleiben, um den Traum nicht noch einmal durchträumen zu müssen. Als er die Augen öffnete, war es Tag, und Zeit, an die Arbeit zu gehen. Er war aufgeregter erwacht, als er vom Vater gekommen. Er stand auf. Er hoffte, vor der frischen Morgenluft, vor der ernüchternden Wirkung des Wassers, das er sich nach seiner Gewohnheit über Kopf und Arme goß, würden die Bilder des Traumes, welche die Lebhaftigkeit der alten Wünsche, und damit der Gewissensvorwürfe über sie, noch immer steigerten, von ihm in sein Stübchen zurückfliehen. Aber es geschah nicht; sie gingen mit ihm und ließen ihn nicht los. Selbst über der Arbeit nicht. Immer wehte der Hauch des warmen Mundes an seiner Wange; immer fühlte er sich in ihrem schwellenden Umfangen, immer quollen ihm die leidenschaftlichen Vorwürfe gegen den Bruder, der bei ihm stand, aus dem Herzen herauf. Er kannte sich nicht mehr. Zu den Vorwürfen, die er sich deshalb machen mußte, kam noch die Unzufriedenheit, daß er sich nicht mit seiner ganzen Aufmerksamkeit bei der Arbeit wußte. Sonst hatte er gleichsam seine ganze heitere Tüchtigkeit mit hineingearbeitet in seine Arbeit, und diese mußte gut und dauerhaft ausfallen. Heute kam's ihm vor, als hämmerte er seine unrechten Gedanken hinein, als hämmerte er einen bösen Zauber zurecht, und die Arbeit könne nicht taugen, nicht haltbar werden.

Der Schieferdecker muß besonnen arbeiten. Der Mann, der heute eine Reparatur unternimmt, muß sich auf die Berufstreue dessen, der Jahrzehnte, vielleicht ein Jahrhundert vor ihm hier stand, verlassen. Die Ungewissenhaftigkeit, die heute einen Dachhaken liederlich befestigt, kann den Braven, der nach fünfzig Jahren an diesen Haken seine Leiter hängt, in den Tod stürzen. Es war nicht einzusehen, daß eine Nachlässigkeit, ein Versehen in der Arbeit, wie er sie heute vollendete, eine so schwere Folge nach sich ziehen sollte, aber seine natürliche, ängstliche Genauigkeit war noch von seinen übrigen Kräften in ihre krankhafte Spannung mit hineingezogen. Hinter dem Kampfe seines Gewissens mit den Bildern seines sündhaften Traumes, drohte als dunkle Wolke die Ahnung, er hämmere in seiner Zerstreuung ein künftiges Unheil fertig.

Er war fertig. Blendend glänzte die neue Blechzier in der Sonne

um die dunkle Fläche des Schieferdachs. Ring, Flaschenzug, Fahrzeug und Leiter waren entfernt; die Arbeiter, die die Leiter während des Losknüpfens und Herabsteigens gehalten, waren wieder gegangen. Apollonius hatte die fliegende Rüstung und die Stangen, worauf sie geruht, vom Dachgebälke abgelöst und stand allein auf dem schmalen Brette, das den Weg vom Balkenkreuze nach der Ausfahrthür hin bildete. Er stand sinnend. Es war ihm, als hätte er irgenwo Nägel einzuschlagen vergessen. Er sah in die Schiefer- und Nagelkasten seines Fahrzeugs, das neben ihm über einem Balken hing. Ein heimlicher, hastiger Schritt tönte unter ihm die Turmtreppe herauf. Er achtete nicht darauf; denn eben sah er im Schieferkasten eine zurückgebliebene Bleiplatte liegen. Er hatte nur so viel Bleibleche mit sich heraufgenommen, als er brauchte; eine war also von ihm vergessen worden; in der Zerstreuung hatte er eine Befestigungsstelle übergangen. Aus der Ausfahrthür sah er an der Turmdachfläche hinab und hinauf. War der Fehler auf dieser Turmseite geschehen, so ließ er sich vielleicht ohne Fahrzeug bessern. Er brauchte vielleicht nur die Leiter, um zu der Stelle zu kommen. Und so war es auch. Etwa sechs Fuß hoch über ihm, nahe dem Dachhaken, hatte er die Schieferplatte herausgenommen, aber vergessen, sie durch die Bleiplatte zu ersetzen und die Blechguirlande mit Nägeln darauf zu befestigen. Unterdes waren die heimlichen Schritte immer näher gekommen; jetzt hatte der Eilende das Ende der Steintreppen erreicht und stieg die Leitertreppe nach dem Dachgebälke herauf. Die Uhr unter ihm hob aus. Es war auf Zwei. Apollonius hatte noch nicht Mittag gemacht; aber, war er in seiner Arbeit einem Fehler auf die Spur gekommen, dann ließ es ihm nicht Ruh, bis er ihn entfernt. Er war zurückgegangen, um die Leiter herbeizuholen. Diese lag neben dem Fahrzeug auf dem Balken. Da, indem er sich danach herabbeugt, fühlt er sich ergriffen und mit wilder Gewalt nach der Ausfahrthür zugeschoben. Unwillkürlich faßte er mit der Rechten die untere Kante eines Balkens seitwärts über ihm; mit der Linken sucht er vergebens nach einem Halt. Durch diese Bewegung wendet er sich dem Angreifer zu. Entsetzt sieht er in ein verzerrtes Gesicht. Es ist das wildbleiche Gesicht seines Bruders. Er hat keine Zeit, sich zu fragen, wie das jetzt hierher kommt.

„Was willst du?“ ruft er. Was er auch erfahren, er kann sich selbst nicht glauben. Ein wahnwitziges Lachen antwortet ihm:

„Du sollst sie allein haben oder mit hinunter!“

„Fort!“ ruft der Bedrohte. Im zornigen Schmerze sind all die Vorwürfe gegen den Bruder in sein Gesicht heraufgestiegen. Mit seiner ganzen Kraft stößt er mit der freien Hand den Drängenden zurück.

„Zeigst du endlich dein wahres Gesicht?“ höhnte dieser noch wütender. „Von jeder Stelle hast du mich verdrängt, wo ich stand; nun ist die Reih an mir. Auf deinem Gewissen sollst du mich haben, du Federchensucher! Wirf mich hinunter, oder du sollst mit!“

Apollonius sieht keine Rettung. Die Hand erlahmt, mit der er sich nur mühsam anhält an der scharfen Kante des starken Balkens. Er muß den Bruder mit seiner ganzen Kraft an den Armen fassen, ihn herumdrehen und hinunterstürzen, oder der Bruder reißt ihn mit herunter. Doch ruft er: „Ich nicht!“

„Gut!“ stöhnte jener. „Auch das willst du auf mich wälzen! Auch dazu willst du mich bringen! Nun ist's mit deiner Scheinheiligkeit am End'“. Apollonius würde einen andern Halt suchen, wüßt er nicht, der Bruder benutzt den Augenblick, wo er den alten läßt. Und schon stürzt er mit wildem Anlauf heran! Apollonius' Hand rutscht von der Balkenkante ab. Er ist verloren, findet er keinen neuen Halt. Er kann vielleicht im Sprunge den Balken mit beiden Händen umfassen, aber dann stürzt den Bruder, den kein Widerstand mehr aufhält, die Gewalt des eigenen Anlaufes durch die Thür. Da sieht er im Geiste den alten, braven, stolzen Vater, sie und ihre Kinder; ihm kommt das Wort, das er sich gab; er ist der einzige Halt der Seinen; er muß leben. Ein Schwung, und er hat den Balken im Arme; in demselben Augenblick stürzt der Bruder vorbei. Die Gewichte tief unter ihnen rasseln, und es schlägt zwei Uhr.

Die Dohlen, die der Kampf aus ihrer Ruhe gestört, schießen wild hernieder, bis zur Aussteigethür, und schweben in krächzender Wolke dort. Tief unter ihnen hört man den Fall eines schweren Körpers auf dem Straßenpflaster. Ein Aufschrei schallt zugleich von allen Seiten. Bleiche lebende Gesichter sehen auf ein bleicheres totes herab, das blutig auf dem Straßenpflaster liegt. Dann verbreitet sich die bleiche Hast, das Aufschreien, das Zusammeneilen, das Händeineinanderschlagen vom Kirchhof wie ein Wirbelwind durch die Straßen bis in die entferntesten Winkel der Stadt. Aber oben hoch die Wolken am Himmel achten es nicht und gehen unberührt darüber hin weiter ihren großen Gang. Sie sehen des selbstgeschaffenen Elends soviel unter sich, daß das einzelne sie nicht bewegen kann.

Es hat alles auf der Welt seinen Nutzen, wenn nicht für den, der es treibt oder an sich hat, so doch für andere. So wurde nun, was Schande über das Nettenmairsche Haus gebracht, zum Verhüter größerer Schande. Die Trunksucht Fritz Nettenmairs war in der ganzen Stadt bekannt; alle hatten ihn schon berauscht gesehen; kein Wunder, daß jeder, der den Tod Fritz Nettenmairs erfuhr, ihn jenem Laster auf die

Rechnung stellte. Diese Mühe hatten eigentlich nur die Ersten; die andern erfuhren schon die fertige Geschichte. Es war gut, daß niemand außer dem Nettenmairschen Hause davon wußte, daß er nach Amerika gewollt, und daß er selbst, um bei seiner Rückkehr weniger aufzufallen, sich in seinen Arbeitskleidern, nur den Mantel übergeworfen, in den Postwagen gesetzt hatte. Der Mantel war unterwegs liegen geblieben, und die ein Recht auf seine Auslieferung hatten, meldeten sich natürlich nicht. In den bloßen Arbeitskleidern war er zurückgekehrt. Wer von seiner Abreise wußte, setzte voraus, er sei zuerst in seinem Hause gewesen und habe sich da umgekleidet; wer ihm auf dem Rückweg begegnet war, hatte gemeint, er komme vom Schieferbruch oder irgend sonst von einer Arbeit oder Arbeitsrücksprache. Es fiel niemand ein, rückwärts auf dergleichen kaum beachtete Umstände Gewicht zu legen, da es nicht galt, die Geschichte erst zusammenzusetzen, da man sie schon fertig erhielt. Dazu hatte er vor der That an seinem gewöhnlichen Zerstreuungsorte stark getrunken und mit seiner Waghalsigkeit geprahlt. Darin hatte er von je, seiner Natur nach, die höchste Eigenschaft eines vollkommenen Schieferdeckers gesehen und in der Zeit seiner Thätigkeit genug Beweise davon gegeben, die der Öffentlichkeit nicht unbekannt geblieben waren. Dann hatte er geäußert, jetzt wolle er sein Meisterstück machen, und war stark berauscht von der Schenke nach Sankt Georg gegangen. Alles Umstände, die herumkamen und die einmal gefaßte Meinung nur bestätigten. Ein glücklicher Zufall hatte alle Arbeiter von Sankt Georg entfernt; von dem Kampfe vor dem Sturz wußten außer Apollonius nur die Dohlen, die dort wohnten. Der Bauherr hatte sogleich, nachdem er die Geschichte erfahren, seinen Liebling aufgesucht und brachte diese auf den Turmboden, wo er den Erschöpften sitzend fand, schon völlig fertig mit. So fiel es niemand ein, diesen zu fragen. Man erzählte ihm, anstatt ihn erzählen zu lassen. Es hatte ihn bei seinem Schmerz in der Seele des Vaters gefreut, daß niemand den wahren Sachverhalt ahnte; die Schande des Bruders und damit des ganzen Hauses konnte niemand helfen und den Vater töten. Er schwieg daher über das, worum man ihn nicht fragte. Der alte Herr erriet, der verlorne Sohn hatte den Tod absichtlich gesucht. Er fand, es war so gut. Alles, was er vernahm, bewies ihm, der Unglückliche wollte die Ehre seines Hauses schonen. Dennoch ängstigte ihn die Möglichkeit, es möchten noch Umstände bekannt werden, die den allgemeinen Irrtum berichtigen könnten. Natürlich aber ließ er sich weder seine Meinung, noch seine Furcht absehen. Er zeigte sie selbst Apollonius nicht, der im Glauben, der alte Herr teile die Überzeugung der ganzen Stadt, ihm nun auch verschwieg, wovon er fürchten mußte, es würde den Vater

unnötig erschrecken und beängstigen So blieb die erste Meinung unwiderlegt, die Gerichte fanden keinen Anlaß, untersuchend einzuschreiten, und die Gefahr, die der Ehre der Familie gedroht, ging glücklich vorüber.

Eines Abends sah man denn die schwarze Bahre vor dem Hause mit den grünen Fensterläden, das darüber wegsah, um sein rosiges Aussehen zu rechtfertigen. Etwas entfernter standen Frau und Kinder in Gruppen zusammen, bald leise flüsternd, bald voll Aufmerksamkeit, die zeitweilig bis zur Ungeduld stieg. Dasselbe Treiben, dieselben Empfindungen, mit der die gebildetere Schicht der Bevölkerung des Augenblicks harrt, wo der Vorhang vor den rührenden Gebilden des Dichters aufrauschen soll, dasselbe Bedürfnis hat die blauen Schürzen hierher gezogen, das dort die schönsten Gewänder der Stadt versammelt. Zuweilen kommt ein schwarzer Mantel unter dreieckigem Hut in düsterer Gravität die Straße daher und tritt hinter der Bahre hinweg ins Haus. Endlich geht die Thür doppelt auf. Der Sarg steht auf der Bahre, das Leichentuch bedeckt beides; leise und in gleichmäßiger Bewegung hebt sich die schwarze, wallende Masse; nun ist sie an ihrer Stelle, denn die Träger rücken den Hut zurecht. Und nun bewegt sich's schwankend, flatternd. Obenauf blitzt der Deckhammer, den Valentin poliert hat, und sagt, was man jetzt der Erde übergiebt, hat ehrlich zwischen Erde und Himmel hantiert. Die alten Weiber schwemmen mit süßen Thränen hinweg, was von Schmutz auf seinem Andenken liegt. Innerlich geben sie sich das Wort, niemand, den sie daran hindern können, soll Schieferdecker werden. Es ist gefährlich, das Schieferdeckerhandwerk zwischen Himmel und Erde; das predigt der Mann, der unter dem schwarzen Flattern zwischen den Brettern liegt, so stumm er ist, mit erschütternder Beredsamkeit. Dann mustern sie den alten Herrn, den zwei Leidtragende führen. Er sieht aus, wie der Geist des ehrlichen Begräbnisses selbst. Doch über den schlanken, hohen Apollonius neben dem würdigen Bauherrn, vergessen sie die ganze Milde, die sie vorhin geübt; sie graben den Toten wiederum aus den nassen Totenblumen heraus, womit man seine menschliche Blöße bedeckt. Seinetwegen wär der Hammer über ihm voll dunklen Rosts der Schande, Apollonius ist's, dem er dankt, daß das Werkzeug so ehrenblank über seinem letzten Bette liegt. Und ob er's um ihn verdient hat? Das will keine sagen. Könnte sie der Tote hören vor den Brettern und dem schwarzen Geflatter darum, er hätte dem Bruder noch mehr zu verzeihen. Oder auch nicht zu verzeihen; er hatte ihm nichts verziehen, nicht, was er an Apollonius, nicht, was dieser an ihm gethan. Und könnte er vollends dem Bruder in das Herz sehen, aus dem sein Tod allen Groll verwischt, das sich Vorwürfe

macht, weil es einen Bösewicht sah, wo es den unglücklichen Wahnsinnigen hätte bedauern müssen, er steifte sich noch tiefer in den Neid der Teufel. Dann kommt die junge Frau an die Reihe, und völlig in der Weise ihres Geschlechts schlagen die Klageweiber in Ehestifterinnen um. Und wahrlich! sie haben nicht unrecht; ein schöneres Paar, eines, das besser zusammenpaßte, das seiner gegenseitig so wert wäre, wie dieses, fänden auch tiefere Beobachter im Bereich der ganzen Stadt nicht aus. Der Zug ging am roten Adler vorbei. Es war schon wieder ein Ball da oben, bei dem Fritz Nettenmair fehlte; gewiß ein lederner Ball! Da ist er ja! da ist er ja! klang dem Zug entgegen und begleitete ihn unermüdlich die ganze Straße entlang. Aber famos konnte es nicht werden trotzdem. Es war derselbe Weg, den Fritz Nettenmair zurückging, nachdem er den Gesellen begleitet hatte. Damals sah er im Geiste den Bruder unter dem Deckhammer und dem wallenden schwarzen Behänge und er ging leidtragend hinter ihm drein. Nun war's umgekehrt Wirklichkeit geworden, aber Apollonius fühlte wirklich, was der Bruder nur zur Schau trug. Und fort ging's immer die Straßen hin, die Fritz Nettenmair damals hergekommen war. Und draußen vor dem Thore zerflossen wiederum die Weiden in Nebel oder Nebel gerann zu Weiden. Hüben und drüben trugen Nebelmänner Nebelleichen neben der wirklichen her. An dem Kreuzweg, wo Fritz Nettenmair damals den Gesellen im Nebel verschwinden sah, verschwand er heute selbst darin. Ob es ihn freuen würde, wenn ihm einer sagte, er wird den Freund wiedersehen? Er werde ihn wieder begleiten — wohin? Eben tragen sie in Tambach ihn hinaus. Sie haben viel zu sprechen miteinander. Fritz Nettenmair kann dem Gesellen sagen, wie sorgsam er den Gedankenkeim, den jener gegeben, bis zum Zerschneiden des Seiles ausgebrütet hat, und der Gesell dem ehemaligen Herrn, daß er unter dem Seilschnitt verunglückte, den dieser gemacht. Der Geistliche, der Fritz Nettenmair die Grabrede hält — denn Fritz Nettenmair wird mit allen Ehren begraben, die seinem Stande ziemen und für Geld zu haben sind — weiß nicht, welch furchtbares Thema ihm entgeht.

Das letzte Wort der Grabrede war verklungen, die letzte Scholle auf Fritz Nettenmairs Sarg gefallen, die Leidtragenden waren heimgekehrt; es war Nacht geworden und wieder Tag, und wieder Nacht geworden und wieder und wieder Tag und Nacht; andere Dinge hatten Fritz Nettenmairs Unglücksfall aus dem Munde der Stadt verdrängt und noch andere diese. Auf sein Grab war ein Stein gesetzt und darauf sein ehrlicher Tod nochmals vom Bildhauer bescheinigt und der vergeßlichen Nachwelt mit Meißelstreichen eingeschärft worden. Man

sollte meinen, die düstere Wolke über dem Haus mit den grünen Fensterläden müßte sich in dem Wetterschlag entladen haben, der den älteren Sohn vom Turmdache von Sankt Georg auf das Straßenpflaster niedergeschmettert, und das Leben darin müsse nun so heiter sich gestalten, als sein äußerer Anblick verspricht. Ja, man konnte es meinen, wenn man die junge Witib, oder ihre Kinder sah! Die drei schnellkräftigen Wesen hoben die niedergedrückten Köpfchen wieder, sobald die Last entfernt war, die sie niedergedrückt. Die junge Witib sah nicht aus, als wäre sie schon Frau, noch weniger, als wäre sie schon eine unglückliche Frau gewesen; sie erschien von Tag zu Tag mehr ein bräutlich Mädchen oder eine mädchenhafte Braut. Und sollte sie nicht? Wußte sie nicht, daß er sie liebte? liebte sie ihn nicht? Mußte sie nicht das Necken Dritter darauf bringen, fiel es ihr auch selbst nicht ein, daß ihre Liebe nun eine erlaubte war? Wie oft mußte sie sich fragen lassen, ob sie schon an ihrer Ausstattung nähe? die Kinder fragen hören, ob ihnen ein neuer Papa auch recht sei? Konnte sie anders darauf antworten, als mit stummem Erröten und indem sie rasch von etwas anderem zu sprechen begann? Und so machen es bräutliche Mädchen und mädchenhafte Bräute; das weiß jeder. Und die Heirat war so natürlich, ja nach den hergebrachten Begriffen so notwendig, daß die ersteren und die über das Necken hinaus waren, dies unausgesprochen voraussetzten und es eben deshalb nicht aussprachen, weil es sich ihnen von selbst verstand. Auch der alte Herr ließ es in seiner diplomatischen Art zu reden an dergleichen Andeutungen nicht fehlen. Christiane sah den Mann, von dem die Leute meinten, er könne, ja er müsse sie heiraten, noch immer hoch über sich; es war ihr in dieser Beziehung, wie in allen Bedürfnis; Pflicht und Wollust sich in seinen Willen zu ergeben, den sie den reinsten und den heiligsten wußte. Wenn sie trotz dieser Ergebung Wünsche und Hoffnungen nährte, wer wird es nicht natürlich finden? wer möchte es ihr verdenken?

Der alte Herr war überzeugt, hätte er das Regiment behalten, es wäre alles anders gekommen. Hatte er doch, was Apollonius verdorben, noch zu dem besten Ende geführt, das möglich war. Die Not hatte ihm das Heft noch einmal in die Hand gedrückt und er wollte es nicht wieder fahren lassen. Die durch den glücklichen Erfolg erhöhte Meinung von sich hatte ihn vergessen lassen, daß er schon zweimal zu der Einsicht gezwungen worden war, eine Leitung im blauen Rock sei nur dann möglich, wenn man nicht mit fremden Augen sehen müsse. Er sollte es zum drittenmal erfahren. Es war kein Wunder, daß er Apollonius' seitherigem Handeln falsche Beweggründe unterlegte. Schon als er sich der Tüchtigkeit des Sohnes gefreut hatte, war ihm zugleich

die Furcht gekommen, die Valentins Geständnis der Verschweigung ihm zur Wahrheit machte. Er sah hinter der vorgegebenen Schonung des Sohnes um so natürlicher Eigenmächtigkeit und die Lust, ein verdecktes Spiel zu spielen, als er ihn dabei nur an dem eigenen Maßstabe maß. Es war das Nächstliegende, daß er in dem Sohne die eigenen Neigungen voraussetzte. Schon damals hatte er mit einer Art Eifersucht empfunden, daß er selbst der tüchtigen Jugend des Sohnes gegenüber in seiner Blindheit nichts mehr war und nichts mehr konnte. Der Argwohn, den seine Hilflosigkeit ihn gelehrt, mußte ihm sagen, daß Apollonius trotz seines mühsamen Verbergens dahinter gekommen war, und so sah er auch die Verachtung, mit unter den Beweggründen vom Handeln des Sohnes.

Seit jener Nacht vor seines älteren Sohnes gewaltsamem Tode war Herr Nettenmair wiederum als Leiter an die Spitze des Geschäfts getreten. Apollonius berichtete ihm täglich über den Fortgang der laufenden Arbeiten und holte seine Befehle ab. Ist eine Arbeit einmal in ihr Geleis gebracht, dann führt sie sich selbst und es bedarf von Seite des Leitenden nur Beaufsichtigung und gelegentliches Antreiben. Soll aber eine neue unternommen werden, dann gilt es die Geleise erst zu suchen, in denen sie laufen kann, und aus diesen wieder das kürzeste, das sicherste und gewinnvollste auszuwählen. Der Arbeitgeber erschwert oft die Aufgabe, indem er selbst mit hineinsprechen will, oder besondere Nebenwünsche hat, die der Meister zugleich miterfüllen soll. Ort, Zeit und Material machen ihre Selbständigkeit und Eigenartigkeit geltend. Nicht jede Arbeit kann man jedem Arbeiter anvertrauen; über der neuen darf der Meister nicht die bereits laufenden vergessen. Wahl, richtige Anstellung und Verteilung der Kräfte haben ihre Schwierigkeit. Entfernung, Wetter sprechen dann auch ihr Wort dazu. All das will überwunden sein, und so überwunden, daß neben Wunsch und Vorteil des Baugebers auch Handwerksehre und Vorteil des Meisters nicht ins Gedränge gerät. Dazu gebraucht's offene, klare Augen von raschem Überblick. Daß Apollonius diese besaß, erkannte der alte Herr schon in dessen erster Meldung. Diese betraf eine besonders schwierige Aufgabe. Apollonius stellte sie mit solcher Klarheit dar, daß der alte Herr die Dinge mit leiblichen Augen zu sehen glaubte. Es war ein Fall, in welchem den alten Herrn seine Erfahrung im Stiche ließ. Apollonius machte er keine Schwierigkeit. Er zeigte drei, vier verschiedene Wege, ihm gerecht zu werden, und setzte den alten Herrn in eine Verwirrung, welche er kaum zu verbergen wußte. Über die knöcherne Stirn unter dem deckenden Augenschirm zog eine wunderliche, wilde Jagd der widersprechendsten Empfindungen: Freude und Stolz auf den

Sohn, dann Schmerz, wie er selbst nun doch nichts mehr war, doch nichts mehr konnte; dann Scham und Zorn, daß der Sohn das wußte und über ihn triumphiere; Lust, ihn zu bändigen, und ihm zu zeigen, daß er noch Herr und Meister sei. Aber wenn er sich durchsetzen wollte: würde der Sohn gehorchen? Er konnte nichts besseres ersinnen, als der Sohn ihm vorgelegt hatte; befahl er etwas anderes, so bestärkte er den Sohn in seiner Nichtachtung; und der gab sich dann das Ansehen, des Vaters Befehl zu vollziehen, und that doch, was er selber wollte. Und er konnte das nicht hindern, ihn nicht zwingen. Er mußte ja glauben, was der Sohn und was die Leute ihm sagten. Hatte er nicht anderthalb Jahre lang glauben müssen, was der Sohn ihm sagte, und die Leute hatten dem Sohne geholfen? Und stellte er einen Fremden dem Sohne zum Beobachter; war er der Treue des Fremden gewiß? Und wenn er das sein konnte; stellte er nicht selbst dann erst seine Hilflosigkeit ins Licht, daß die ganze Stadt erfuhr, er war ein blinder Mann, der nichts mehr war und nichts mehr konnte, und mit dem man spielte, wie man wollte? Es blieb ihm kein Mittel, auch nur den Schein des Regiments beizubehalten, als seine diplomatische Kunst. Mit grimmvoller Stimme gab er nun Befehle, die eigentlich unnötig waren, weil sie Dinge betrafen, die sich von selbst verstanden, und ohne Befehl gethan worden wären. Bei neuen Arbeiten, die erst in Gang gebracht werden mußten, mißbilligte er mit Zorn die Vorschläge Apollonius'; und der Befehl, den er endlich gab, lief doch in der Hauptsache auf die Annahme des Vorschlages hinaus, der Apollonius als der zweckmäßigste erschienen war. Hintennach stellte er sich bei sich selber nach Möglichkeit wieder her; er fand etwas aus, das er für klüger hielt, als den Vorschlag Apollonius'; war er überzeugt, daß, wenn er nur sein Gesicht noch hätte, alles doch noch ganz anders gehen würde, dann konnte er sich der Freude und dem Stolz über die Tüchtigkeit des Sohnes ungehindert hingeben, bis er wiederum in die zornige Notwendigkeit versetzt wurde, seine diplomatische Kunst anzuwenden. Apollonius ahnte so wenig von dem Zwang, den er, ohne zu wollen, dem alten Herrn auflegte, als von dessen Stolz auf ihn. Ihn freute es, daß er dem Vater von den Geschäften nichts mehr verheimlichen mußte und daß sein Gehorsam der Erfüllung seines Wortes nicht im Wege stand. Auch von dieser Seite her wurde der Himmel über dem Hause mit den grünen Läden immer blauer. Aber der Geist des Hauses schlich noch immer händeringend darin umher. So oft es Zwei schlug in der Nacht, stand er auf der Emporlaube an der Thür von Apollonius' Stübchen und hob die bleichen Arme wie flehend gegen den Himmel empor.

19.

Apollonius hielt sich, war er daheim, noch immer zurückgezogen auf seinem Stübchen. Der alte Valentin brachte ihm das Essen wie sonst dahin. Es konnte das nicht Wunder nehmen. Das Geschäft hatte sich unter seiner fleißigen Hand vergrößert; es wollte gegen früher mehr als doppelt so viel geschrieben sein. Der Postbote brachte ganze Stöße von Briefen in das Haus. Dazu hatte Apollonius in der letzten Zeit das vorteilhafte Anerbieten des Besitzers angenommen und die Schiefergrube gepachtet. Er verstand von Köln her den Betrieb des Schieferbaues und hatte sich einen frühern Bekannten von daher verschrieben, den er des Faches kundig und im Leben zuverlässig wußte. Seine Wahl erwies sich geraten; der Mann war thätig; aber Apollonius erhielt trotzdem durch die Pachtung einen bedeutenden Zuwachs von Arbeit. Der alte Bauherr sah ihn zuweilen bedenklich an und meinte, Apollonius habe seinen Kräften doch zuviel vertraut. Der jungen Witib fiel es nicht auf, daß Apollonius nur wenig in die Wohnstube kam. Die Kinder, die er öfter zu sich rufen und kleine Dienste verrichten ließ, wobei sie lernen konnten, unterhielten den Verkehr. Und sie konnten bezeugen, daß Apollonius keine Zeit übrig hatte. Sie selber war desto öfter auf seiner Stube: doch nur, wenn er nicht daheim war. Sie schmückte Thüren und Wände mit allem, was sie hatte, und wovon sie wußte, daß er es liebte, und hielt sich ganze Stunden lang arbeitend da auf. Aber auch sie bemerkte die Blässe seines Angesichts, die jedesmal größer geworden schien, seit sie ihn nicht gesehen. Wie sie nun ganz sein Spiegel geworden war, spiegelte sie auch diese Blässe zurück. Sie hätte ihn gern erheitert, aber sie suchte seine Nähe nicht; ihr schien, als ob ihre Nähe das Entgegengesetzte wirke, was sie zu wirken wünschte. Er war immer freundlich und voll ritterlicher Achtung gegen sie. Das beruhigte sie wenigstens über die Furcht, die ihr bei seinem Sichzurückziehen am nächsten lag. Wie sie alle Tugenden, die sie kannte, in ihn hineingestellt wie in einen Heiligenschrein, hatte sie die Wahrhaftigkeit, die ihr die erste von allen war, nicht vergessen. Und so wußte sie, er zwang sich nicht, ihr Achtung zu zeigen, wenn er sie nicht empfand. Er scherzte selbst zuweilen, besonders wenn er ihren Blick ängstlich auf seinem immer bleichern Gesicht haften sah; aber sie merkte, daß trotzdem ihre Gesellschaft ihn nicht heiterer, nicht gesunder machte. Sie hätte ihn gern gefragt, was ihm fehle. Wenn er vor ihr stand, wagte sie es nicht; wenn sie allein war, dann fragte sie ihn. Ganze Nächte sann sie auf Worte, ihm das Geständnis abzulocken, und sprach mit ihm. Gewiß! hätte er sie weinen gehört, ge-

hört, wie immer süßer und inniger sie schmeichelte und bat, die süßen Namen gehört, die sie gab, er hätte sagen müssen, was ihm fehlte. Ihr ganzes Leben war dann auf dem Wege zwischen Herz und Mund; trat es ihr einmal ins Ohr, hörte sie, was sie sprach, dann errötete sie und flüchtete ihr Erröten vor sich selbst und der lauschenden Nacht tief unter ihre Decke.

Dem alten braven Bauherrn vertraute sie ihre Sorge an. „Ist's ein Wunder," sagte er eifrig; „wenn einer anderthalb Jahre lang den Tag sich über Gebühr anstrengt und die Nacht bei Büchern und Briefen aufsitzt? Dazu die immer steigende Sorge durch den — Gott verzeih's ihm, er ist tot, und von Toten soll man nichts Böses reden — durch den Bruder; am Ende noch der Schreck, der mich drei Tage krank gemacht hat, über den — und wenn seine Witwe dabei ist — ich hab ihn nie besonders leiden können, und zuletzt am wenigsten. So ist die Jugend. Ich hab ihn hundertmal gewarnt, den braven Jungen. Und nun noch den vermaledeiten Schieferbruch! Ei was Gewissenhaftigkeit! Das ist keine, die nicht an die Gesundheit denkt!" Der alte Bauherr hielt der jungen Witib eine ganze lange Strafpredigt, die einem galt, der sie nicht hörte. Dann kamen sie überein, Apollonius müsse einen Doktor annehmen, wolle er oder nicht; und der Bauherr ging auf der Stelle zu dem besten Arzte der Stadt. Der Arzt versprach sein Möglichstes zu thun. Er besuchte auch Apollonius, und dieser ließ sich des Arztes Bemühungen gefallen, weil die es wünschten, die er liebte. Der Arzt fühlte den Puls, kam wieder und wieder, verschrieb und verschrieb; Apollonius wurde nur noch bleicher und trüber. Endlich erklärte der tüchtige Mann, hier sei ein Übel, gegen welches alle Kunst zu kurz falle; so tief hinein, als wo diese Krankheit sitze, wirke keins von seinen Mitteln.

Apollonius hatte deshalb den Arzt sich verbeten. Er hatte wohl gewußt: für seine Krankheit gab es keinen Arzt. Wo der Bauherr die Ursache davon suchte, lag sie nur zum Teile. Die Überanstrengung hatte bloß den Boden für die Schmarotzerpflanze bestellt, die an Apollonius' innerm Lebensmark zehrte. In Gemütsbewegungen lag der Keim, aber nicht in denen, die der Bauherr wußte. Nicht in dem Schrecken über des Bruders Unglück, sondern in dem Zustande, worin der Schreck ihn traf. Die ersten Zeichen der Krankheit schienen körperlicher Natur. In dem Augenblick, wo der Bruder neben ihm vorbei in den Tod stürzte, hatten die Glocken unter ihnen Zwei geschlagen. Von da an erschreckte ihn jeder Glockenton. Was ihm schwerere Besorgnis erregte, war ein Anfall von Schwindel. Aller Schrecken jenes Tages hatte ihm die Unruhe nicht verdunkeln können, die ihn nicht loslies, wenn er eine

Ungenauigkeit an einer Arbeit gefunden, bis sie beseitigt war. Jeder Glockenschlag, der ihn erschreckte, schien ihm eine Mahnung dazu. Schon den andern Morgen öffnete er, die Dachleiter in der Hand, die Ausfahrthür. Es war ihm schon aufgefallen, wie unsicher sein Schritt auf der Leitertreppe geworden war; jetzt, als er durch die Öffnung die fernen Berge, die er sonst kaum bemerkte, sich wunderlich zunicken sah, und der feste Turm unter ihm sich zu schaukeln begann, erschrak er. Das war der Schwindel, des Schieferdeckers ärgster, tückischster Feind, wenn er ihn plötzlich zwischen Himmel und Erde auf der schwanken Leiter faßt! Vergeblich strebte er, ihn zu überwinden; sein Vorhaben mußte heut aufgegeben sein. So schwer war Apollonius noch kein Weg geworden, als der die Turmtreppe von Sankt Georg herab. Was sollte werden! Wie sollte er sein Wort erfüllen, wenn ihn der Schwindel nicht verließ! Noch denselben Tag hatte er auf dem Nikolaiturme etwas nachzusehen. Hier mußte er mehr wagen, als dort; die Glocken schlugen, als er am gefährlichsten stand, vom Schwindel fühlte er keine Spur. Freudig eilte er nach Sankt Georg zurück; aber hier zitterte wieder die Treppenleiter unter seinen Füßen, und wie er hinaussah, nickten die Berge wieder, schaukelte wieder der Turm. Er war schon auf den untersten Stufen der Treppe, als oben ein Stundenschlag begann. Die Töne drangen ihm durch Mark und Bein, er mußte sich am Geländer festhalten, bis das letzte Summen verklungen war. Er machte noch Versuch über Versuch; er bestieg alle Dächer und Türme mit seiner alten Sicherheit; nur zu Sankt Georg wohnte der Schwindel. Dort hatte er seine bösen Gedanken in die Arbeit hineingehämmert; er hatte damals schon gefühlt, er hämmere einen Zauber zurecht, ein kommend Unheil fertig. Tag und Nacht verfolgte ihn das Bild der Stelle, wo er die Bleiplatten einzusetzen und den Zierat festzunageln vergessen. Die Lücke war wie ein böser Fleck, ein Fleck, wo eine Unthat begonnen oder vollbracht ist, und kein Gras wächst, kein Schatten wird; wie eine offene Wunde, die nicht heilt, bis sie gerächt ist; wie ein leeres Grab, das sich nicht schließt, eh' es seinen Bewohner aufgenommen hat. War nur die Lücke geschlossen, dann hatte der Zauber keine Macht mehr. Er konnte das einem Gesellen auftragen, aber der Gedanke, einen andern seine verwahrloste Arbeit nachbessern zu lassen, trieb das Rot der Scham auf seine bleichen Wangen. Und die Bleiplatte, von einem andern aufgenagelt, mußte wieder abfallen; die Lücke rief nach ihm und nur er konnte sie schließen. Oder den Gesellen faßte das Verderben, das er dort eingehämmert, der Schwindel, der dort wohnt, und stürzte ihn herab.

Seit das Weib des Bruders in seinen Armen gelegen, führte er

ein Doppelleben. Er schaffte den Tag lang außen, nachts saß er in seinem Stübchen bei seinen Büchern; das spann sich alles mechanisch ab; er war trotz seines Kämpfens nur mit halber Seele dabei; die andere Hälfte hatte ihr Leben für sich, immer schwebte sie mit den Dohlen um die Lücke an dem Turmdach und brütete, welches kommende Unheil es sei, das er fertig gehämmert jenen Morgen. Seine Seele träumte den sündhaften Traum wieder durch, kämpfte den schrecklichen Kampf mit dem Bruder wieder durch. War es des Bruders Sturz, was er gehämmert hat? Dann fiel ihm ein, ob's nicht möglich gewesen, den Wahnsinnigen zu retten. Dann suchte er ängstlich nach den Möglichkeiten, wie der Bruder zu retten gewesen, und schreckte doch zurück, wenn er dachte, er könnte eine finden. So hatte ihn des Bruders Schuld aus seinen Fugen gezerrt. Aber auch in seinem Brüten zeigte sich noch der Gegensatz zu seines Bruders Natur. In jenem überwucherte die Selbstsucht, die schlimme Anlage; in Apollonius überspannte sich, was Gutes in ihm war: seine Gewissenhaftigkeit, Anhänglichkeit und sein Sauberkeitsbedürfnis. Er wälzte nicht seine Schuld ab von sich auf den Bruder; er hob mit liebender Hand die Schuld des Bruders herüber auf sich. Denn immer klarer wird es ihm, daß er den Bruder noch zuletzt vor dem Sturze retten konnte. Er hätte die Wege, die es gab, damals finden müssen, wenn sein Herz und Kopf nicht voll gewesen wäre von den wilden, verbotenen Wünschen; hätte er dem Wahnsinnigen nicht gezürnt, den er hätte bedauern sollen. Ja, er hatte dem Bruder das Unheil fertig gehämmert mit seinen bösen Gedanken. Ohne die Gedanken war er früher mit seiner Arbeit fertig und der Bruder fand ihn nicht mehr auf dem Turme; der Bruder kam zu spät und gewann Zeit, seinen Entschluß zu bereuen. Und war er noch oben, so war er der Stärkere, der Besonnenere, und mußte Mittel finden, das Unheil zu verhindern. Auch im äußern Benehmen zeigte sich dieser Gegensatz mit dem Bruder. Wie dieser immer selbstsüchtiger, wilder und rücksichtsloser geworden war, machte Apollonius das Seelenleiden immer milder und stiller. Er verlor über dem eigenen Zustand nicht das Mitgefühl mit fremden Leiden. Er bedauerte nicht sich. Dachte er an die Menschen, die ihm liebend nahe standen, so war sein Schmerz mehr ein Mitleid mit ihrem Mitleid. Selbst sein Sofa vergaß er nicht zu streicheln; er that es, wie man einen Diener tröstet, der das Unglück seines Herrn als sein eigenes fühlt. Natürlich, daß auch ihn die Leute mit der Heirat neckten, die ihnen notwendig schien. Er mußte sich sagen, daß er dachte, wie sie, und daß seine Wünsche keine unerlaubten mehr waren. Aber daß sie es einmal gewesen, warf seinen Schatten herüber auf das vorwurfsfreie Jetzt. Seine Liebe, ihr Besitz,

schien ihm wie beschmutzt. Was Verstand und Liebe sagen mochten, er fühlte in der Heirat eine Schuld. Daher kam's, daß Christianens Nähe ihn nicht heiterer machte. Es gab Augenblicke, wo seine Verdüsterung ihm selbst wie eine Krankheit vorkam, und er hoffte, sie werde vorbeigehen. Aber auch da trat er Christianen nicht näher, so sehr sein Herz ihn zog. Er blieb gegen sie wie damals, wo er den Knaben zwischen sie und sich gestellt hatte. Die kleinste Annäherung sah er nach seiner Weise für eine Bindung an, und dachte er sich die Heirat entschieden, so lastete wiederum das Gefühl von Schuld auf ihm. Er rückte den Gedanken daran in eine unbestimmte Zukunft hinaus, dann fühlte er seinen Zustand erträglich. Er, der sonst ein unklares Verhältnis nicht ertragen konnte! Darin aber war er sich noch völlig gleich, daß er in seiner Vorstellung eine mögliche Schuld nur immer als die seine empfand. Sie blieb ihm unter allen Umständen heilig und rein.

Dem alten Herrn war in seinem äußern Ehrbegriff ein Zusammenleben wie Apollonius' und Christianens ohne kirchliche Weihe ein schweres Ärgernis. Apollonius konnte ohne Schande nur unter dem Namen ihres Gatten der jungen, schönen Witib und ihrer Kinder Schützer und Erhalter sein. Nach seiner Weise sprach er ein Machtwort. Er bestimmte die Zeit. Das unumgängliche Trauerhalbjahr war um; und in acht Tagen sollte die Verlobung, drei Wochen später die Hochzeit sein.

Das Leben in dem Hause mit den grünen Läden begann wieder schwül und schwüler zu werden; die neuen Wolken, die unsichtbar darum heraufzogen, drohten einen herbern Schlag, als in dem die alten sich entluden. Die junge Witib durfte nur eine Braut scheinen. Sie that, wonach man sie neckend gefragt hatte: sie vervollständigte ihre Einrichtung. Halbe Nächte saß sie schneidend und nähend über weißes Linnen und buntes Bettzeug gebückt. Es fielen Thränen darauf, aber die Freude behielt immer weniger Anteil an diesen Thränen. Sie sah des geliebten Mannes Zustand stündlich sich verschlimmern und konnte darüber nicht im Irrtum sein, daß die Heirat die Schuld davon trug. Je blasser und hinfälliger er wurde, desto milder und achtungsvoller wurde sein Benehmen gegen sie. Ja, es war etwas darin, das wie schmerzliches Mitleid und unausgesprochene Abbitte eines Unrechts oder einer Beleidigung aussah, deren er sich gegen sie schuldig wisse. Sie wußte nicht, was sie davon denken sollte; nur, daß sie nichts denken durfte, was des Bildes, das sie von ihm in ihrer Seele trug, unwürdig gewesen wäre. In seiner Gegenwart war sie still wie er. Sie sah sein stummes, schmerzliches Brüten, aber erst, wenn sie allein war, und ihre Kinder neben ihr schliefen, hatte sie den Mut ihn zu bitten. Stun=

denlang bat sie dann wie ein Kind, er soll ihr doch sagen, was ihm fehlt. Sie will es mit ihm tragen; sie muß ja; ist sie nicht sein?

Und Apollonius selbst? Bis jetzt hatte er den Druck dunkeln Schuldgefühls, der sich an den Gedanken der Heirat knüpfte, zu schwächen vermocht, wenn er unentschieden den Entschluß in unbestimmte Ferne hinauswies. Dabei hatte ihm die Hoffnung geholfen, jenes Gefühl sei eine krankhafte Anwandlung, die vorübergehen werde. Nun der alte Herr sein Machtwort gesprochen, war ihm jenes Mittel genommen. Das Ziel war bestimmt; mit jedem Tage, mit jeder Stunde trat es ihm näher. Er mußte sich entscheiden. Er konnte nicht. Die Entzweiung seines Innern klaffte immer weiter auf. Wollte er dem Glücke entsagen, dann entwich das Gespenst der Schuld, aber das Glück streckte immer verlockendere Arme nach ihm aus. Er nahm seine Ehre zum Bündner. Der Vater entfernte ihn dann; wie sollte er sein Wort halten? Wo war ein Vorwurf, wenn er das Glück in seine Arme nahm? Der Vater wollte es; sie liebt ihn und hat ihn immer geliebt, nur ihn; alle Menschen billigen, ja sie fordern es von ihm. Dann sah er sie, eh' sie ihm geraubt wurde, wie sie das Glöckchen hinlegte für ihn, rosig unter der braunen krausen Locke, die sich immer frei macht; dann bleich unter der Locke von den Mißhandlungen des Bruders, der sie ihm geraubt, bleich um ihn; dann zitternd vor des Bruders Drohungen, zitternd um ihn; dann lachend, weinend, voll Angst und voll Glück in seinen Armen. Und so soll er sie halten dürfen, vorwurfslos, die ihm gehört! Aber durch ihr schwellendes Umfangen, durch alle Bilder stillen, sanften Glücks hindurch fröstelt ihn der alte Schauder wieder an. So war's schon in seinem Traume, als er mit dem Bruder kämpfte um sie, und ihn hinabstieß von der fliegenden Rüstung in den Tod. Er sagt sich, das war nur im Traum; was man im Traume that, hat man nicht gethan. Aber wachend hallten die wilden Gefühle des Traumes nach. Die bösen Gedanken machten ihn unfähig, den Bruder zu retten. Der Sturz des Bruders macht dessen Weib frei. Er wußte das, als er den Bruder stürzen ließ. Deshalb ja hatte er ihn im Traume gestürzt. Nun war es ja, wie in dem schlimmen Traum, der Bruder war tot, und er hatte sein Weib. Nimmt er des Bruders Weib, die frei wurde durch den Sturz, so hat er ihn hinabgestürzt. Hat er den Lohn der That, so hat er auch die That. Nimmt er sie, wird das Gefühl ihn nicht lassen; er wird unglücklich sein, und sie mit unglücklich machen. Um ihret= und seinetwillen muß er sie lassen. Und will er das, dann erkennt er, wie haltlos die Schlüsse sind vor den klaren Augen des Geistes, und will er wiederum das Glück ergreifen, so schwebt das dunkle Schuldgefühl von neuem wie ein eisiger Reif über seine

Blume, und der Geist vermag nichts gegen seine vernichtende Gewalt. Daneben mahnten immer lauter die Glockenschläge von Sankt Georg. Immer fiebrischer wurde die Unruhe, daß der Fehler noch nicht gebessert war. Äußere Anlässe schärften noch den Drang. Es hatte anhaltend geregnet, die Lücke schluckte, die Verschalung sog das Wasser gierig ein; das Holz mußte verfaulen. Trat die Winterkälte stärker ein, fror die Nässe im Holz, so warf sich die Verschalung und verletzte die Schiefer. Die Stadt, die seiner Pflichttreue vertraute, litt Schaden durch ihn. Jede Nacht weckte ihn der Stundenschlag Zwei. In der Glut des Fiebers vermischten sich die Schatten. Die Vorwürfe des inneren und äußeren Sauberkeitsbedürfnisses flossen ineinander. Immer unwiderstehlicher forderte die offene Wunde das Gericht; das gähnende Grab den, der es schloß. Und er war es, den der Stundenschlag zum Gericht rief; er, der das Grab schließen mußte, eh' das gehämmerte Unheil auf ein unschuldig Haupt fiel. Sich selbst hatte er das kommende Unheil fertig gehämmert. Er mußte hinauf, den Fehler zu bessern. Und wenn er oben war, dann schlug es Zwei, dann packte ihn der Schwindel und riß ihn hinab, dem Bruder nach.

Der alte wackere Bauherr drang in den Leidenden; er hatte sich das Recht erworben, sein Vertrauen zu fordern. Apollonius lächelte trüb; er schlug ihm sein Verlangen nicht ab, aber er schob die Erfüllung von Tag zu Tag weiter hinaus. Von Tag zu Tag, von Stunde zu Stunde sah die schöne junge Braut ihn bleicher werden und blich ihm nach. Nur der alte Herr in seiner Blindheit sah die Wolke nicht, die mit dem Schlimmsten droht. Es war wieder schwül geworden und wurde noch immer schwüler, das Leben in dem Hause mit den grünen Läden. Kein Mensch sieht's dem rosigen Hause an, wie schwül es einmal darin war.

20.

Es war in der Nacht vor dem angesetzten Verlobungstag. Plötzlich war Schnee, und dann große Kälte eingetreten. Einige Nächte schon hatte man das sogenannte Sankt Elmsfeuer von den Turmspitzen nach den blitzenden Sternen am Himmel züngeln sehen. Trotz der trockenen Kälte empfanden die Bewohner der Gegend eine eigene Schwere in den Gliedern. Es regte sich keine Luft. Die Menschen sahen sich an, als fragte einer den andern, ob auch er die seltsame Beängstigung fühle. Wunderliche Prophezeiungen von Krieg, Krankheit und Teuerungen gingen von Mund zu Munde. Die Verständigeren lächelten darüber, konnten sich aber selbst des Dranges nicht erwehren, ihre innerliche Beklemmung in entsprechende Bilder von etwas äußer-

lich drohend Bevorstehendem zu kleiden. Den ganzen Tag hatten sich dunkle Wolken übereinander gebaut von entschiedener Zeichnung und Farbe, als sie der Winterhimmel sonst zu zeigen pflegt. Ihre Schwärze hätte unerträglich grell von dem Schnee abstechen müssen, der Berge und Thal bedeckte und wie ein Zuckerschaum in den blätterlosen Zweigen hing, dämpfte nicht ihr Wiederschein den weißen Glanz. Hier und da dehnte sich der feste Umriß der dunklen Wolkenburg in schlappen Busen herab. Diese trugen das Ansehen gewöhnlicher Schneewolken, und ihr trübes Rötlichgrau vermittelte die Bleischwärze der höheren Schicht mit dem schmutzigen Weiß der Erde und seinen schwärzlichen Scheinen. Die ganze Masse stand regungslos über der Stadt. Die Schwärze wuchs. Schon zwei Stunden nach Mittag war es Nacht in den Straßen. Die Bewohner der Untergeschosse schlossen die Läden; in den Fenstern der höheren Stockwerke blitzte Licht um Licht auf. Auf den Plätzen der Stadt, wo ein größeres Stück Himmel zu übersehen war, standen Gruppen von Menschen zusammen und sahen bald nach allen Seiten aufwärts, bald sich in die langen, bedenklichen Gesichter. Sie erzählten sich von den Raben, die in großen Zügen bis in die Vorstädte hereingekommen waren, zeigten auf das tiefe, unruhige, stoßende Geflatter der Dohlen um Sankt Georg und Sankt Nikolaus, sprachen von Erdbeben, Bergstürzen, wohl auch vom jüngsten Tage. Die Mutigeren meinten, es sei nur ein starkes Gewitter. Aber auch das schien bedenklich genug. Der Fluß und der sogenannte Feuerteich, dessen Wasser auf unterirdischen Wegen augenblicklich jedem Teile der Stadt zugeleitet werden konnte, waren beide gefroren. Manche hofften, die Gefahr werde vorübergehen. Aber so oft sie hinaufsahen, die dunkle Masse rückte nicht von der Stelle. Zwei Stunden nach Mittag hatte sie schon so gestanden; gegen Mitternacht stand sie noch unverändert so. Nur schwerer, schien es, war sie geworden und hatte sich tiefer herabgesenkt. Wie sollte sie auch rücken? da nicht ein leiser Lufthauch auf den Flügeln war; und solche Masse zu zerstreuen und fortzuschieben, hätte es einer Windsbraut bedurft.

Es schlug Zwölf vom Sankt Georgenturm. Der letzte Schlag schien nicht verhallen zu können. Aber das tiefe, dröhnende Summen, das so lange anhielt, war nicht mehr der verhallende Glockenton. Denn nun begann es zu wachsen; wie auf tausend Flügeln kam es gerauscht und geschwollen und stieß zornig gegen die Häuser, die es aufhalten wollten, und fuhr pfeifend und schrillend durch jede Öffnung, die es traf; polterte im Hause umher, bis es eine andere Öffnung zum Wiederherausfahren fand; riß Läden los und warf sie grimmig zu; quetschte sich stöhnend zwischen nahestehenden Mauern hindurch; pfiff wütend um

die Straßenecken; zerlief in tausend Bäche; suchte sich und fuhr klatschend wieder zusammen in einen reißenden Strom; fuhr vor grimmiger Lust herab und hinauf; rüttelte an allem Festen; trillte mit wildspielendem Finger die verrosteten Wetterhähne und Fahnen, und lachte schrillend in ihr Geächze; blies den Schnee von einem Dach aufs andere, fegte ihn von der Straße, jagte ihn an steile Mauern hinauf, daß er vor Angst in alle Fensterritzen kroch, und wirbelte ganze tanzende Riesentannen aus Schnee geformt vor sich her.

Da man ein Gewitter voraussah, war alles in den Kleidern geblieben. Die Rats- und Bezirks-Gewitternachtwachen, sowie die Spritzenmannschaften waren schon seit Stunden beisammen. Herr Nettenmair hatte den Sohn nach der Hauptwachtstube im Rathause gesandt, um da seine, des Ratsschieferdeckermeisters Stelle zu vertreten. Die zwei Gesellen saßen bei den Turmwächtern, der eine zu Sankt Georg, der andere zu Sankt Nikolaus. Die übrigen Ratswerkleute unterhielten sich in der Wachtstube, so gut sie konnten. Der Ratsbauherr sah bekümmert auf den brütenden Apollonius. Der fühlte des Freundes Auge auf sich gerichtet und erhob sich, seinen Zustand zu verbergen. In dem Augenblick brauste der Sturmwind von neuem in den Lüften daher. Auf dem Rathausturme schlug es Eins. Der Glockenton wimmerte in den Fäusten des Sturms, der ihn mit sich fortriß in seine wilde Jagd. Apollonius trat an ein Fenster, wie um zu sehen, was es draußen gebe. Da leckte eine riesige, schwefelblaue Zunge herein, bäumte sich zitternd zweimal an Ofen, Wand und Menschen auf und verschlang sich spurlos in sich selber. Der Sturm brauste fort; aber wie er aus dem letzten Glockenton von Sankt Georg geboren schien, so erhob sich jetzt aus seinem Brausen etwas, das an Gewalt sich so riesig über ihn emporreckte, wie sein Brausen über den Glockenton. Eine unsichtbare Welt schien ihn in den Lüften zu zertrümmern. Der Sturm brauste und pfiff wie mit der Wut des Tigers, daß er nicht vernichten konnte, was er packte; das tiefe, majestätische Rollen, das ihn überdröhnte, war das Gebrüll des Löwen, der den Fuß auf dem Feinde hat, der triumphierende Ausdruck der in der That gesättigten Kraft.

„Das hat eingeschlagen," sagte einer. Apollonius dachte: wenn es in den Turm schlüge von Sankt Georg, dort in die Lücke und ich müßte hinauf und es schlüge Zwei und — Er konnte nicht ausdenken. Ein Hilfegeschrei, ein Feuerruf erscholl durch Sturm und Donner. „Es hat eingeschlagen," schrie es draußen auf der Straße. „Es hat in den Turm von Sankt Georg geschlagen. Fort nach Sankt Georg! Jo! Hilfe! Feuerjo! Auf Sankt Georg! Jo! Feuerjo auf dem Turm von Sankt Georg!" Hörner bliesen, Trommeln wirbel-

ten darein. Und immer der Sturm und Donner auf Donner. Dann rief es: „Wo ist der Nettenmair? Kann einer helfen, dann ist's der Nettenmair! Jo! Feuerjo! Auf Sankt Georg! Der Nettenmair! Wo ist der Nettenmair? Jo! Feuerjo! Auf dem Turm zu Sankt Georg!"

Der Bauherr sah Apollonius erbleichen, seine Gestalt noch tiefer in sich zusammensinken, als seither. „Wo ist der Nettenmair?" rief es wieder draußen. Da schlug eine dunkle Röte über seine bleichen Wangen und seine schlanke Gestalt richtete sich hoch auf. Er knöpfte sich rasch ein, zog den Riemen seiner Mütze fest unter dem Kinn. „Bleib ich," sagte er zu dem Bauherrn, indem er sich zum Gehen wandte, „so denkt an meinen Vater, an meines Bruders Weib und seine Kinder." Der Bauherr war betroffen. Das „Bleib ich" des jungen Mannes klang wie: „Ich werde bleiben". Eine Ahnung kam dem Freunde, hier sei etwas, was mit dem Seelenheil Apollonius' zusammenhänge. Aber der Ausdruck seines Gesichtes hatte nichts mehr von dem Leiden; er war weder ängstlich noch wild. Durch Sorge und Schrecken hindurch fühlte der wackere Mann etwas wie freudige Hoffnung. Es war der alte Apollonius wieder, der vor ihm stand. Das war ganz die ruhige, bescheidene Entschlossenheit wieder, die ihn beim ersten Anblick dem jungen Mann gewonnen hatte. „Wenn er so bliebe!" dachte der Bauherr. Er hatte nicht Zeit, etwas zu erwidern. Er drückte ihm die Hand. Apollonius empfand alles, was der Händedruck sagen wollte. Wie ein Mitleid zog es über sein Gesicht hin mit dem wackern Alten, wie Mißbilligung, daß er dem braven Alten Schmerz gemacht, und ihm noch mehr Schmerz machen wollen. Er sagte mit seinem alten Lächeln: „Auf solche Fälle bin ich immer bereit. Aber es gilt Eile. Auf frohes Wiedersehen!" Der schnellere Apollonius war dem Bauherrn bald aus den Augen. Auf dem ganzen Wege nach Sankt Georg, unter dem Geschrei, den Hörnern und Trommeln, Sturm und Donner, sagte der Bauherr immer vor sich hin: „Entweder sehe ich den braven Jungen nie wieder, oder er ist gesund, wenn ich ihn wiedersehe". Er legte sich nicht Rechenschaft ab, wie er zu dieser Überzeugung kam. Hätt er's auch sonst gekonnt, es war nicht Zeit dazu. Seine Pflicht als Ratsbauherr verlangte den ganzen Mann.

Der Ruf: „Nettenmair! Wo ist der Nettenmair?" tönte dem Gerufenen auf seinem Wege nach Sankt Georg entgegen und klang hinter ihm her. Das Vertrauen seiner Mitbürger weckte das Gefühl seines Wertes wieder in ihm auf. Als er, aus der Fremde zurückkehrend, die Heimatsstadt vor sich liegen sah, hatte er sich ihr und ihrem Dienste gelobt. Nun durfte es sich zeigen, wie ernst gemeint sein Gelübde war.

Er übersann in Gedanken die möglichen Gestalten der Gefahr, und wie er ihnen begegnen könnte. Eine Spritze stand bereit im Dachgebälk, Tücher lagen dabei, um damit, in Wasser getaucht, die gefährdeten Stellen zu schützen. Der Geselle war angewiesen, heißes Wasser bereit zu halten. Das Gebälke war überall durch Leitern verbunden. Zum erstenmal seit seiner Heimkunft von Brambach war er wieder mit ganzer Seele bei einem Werke. Vor der wirklichen Not und ihren Anforderungen traten die Gebilde seines Brütens wie verschwimmende Schatten zurück. Die ganze alte Wirkungsfreudigkeit und Spannkraft war wieder heraufgerufen, das Gefühl der Erleichterung erhöhte sie noch. Mit Gedanken kann man Gedanken widerlegen, gegen Gefühle sind sie eine schwache Waffe. Vergebens sah sein Geist den rettenden Weg; er war in der allgemeinen Erschlaffung mit erkrankt. Jetzt war ein stärkeres gesundes Gefühl gegen die starken kranken Gefühle aufgeglüht und hatte sie in seiner Flamme verzehrt. Er wußte, ohne besonders daran zu denken, er hatte den rettenden Entschluß gefunden, und dieser war die Quelle seines erneuten Daseins. Er wußte, er wird nicht schwindeln, und blieb er doch, so fiel er seiner Pflicht zum Opfer und keiner Schuld, und Gott und die Dankbarkeit der Stadt traten statt seiner in das Gelübde für die Seinen ein.

Der Platz um Sankt Georg war mit Menschen angefüllt, die alle voll Angst nach dem Turmdache hinauf sahen. Der ungeheure alte Bau stand wie ein Fels in dem Kampf, den Blitzeshelle mit der alten Nacht unermüdlich um ihn kämpfte. Jetzt umschlangen ihn tausend hastige glühende Arme mit solcher Macht, daß er selber aufzuglühen schien unter ihrer Glut; wie eine Brandung lief's an ihm hinauf und stürzte gebrochen zurück, dann schlug die dunkle Flut der Nacht wieder über ihm zusammen. Ebenso oft tauchte die Menge aneinander gedrängter bleicher Gesichter auf um seinen Fuß und sank wieder ins Dunkel zurück. Der Sturm riß die Stehenden an Hüten und Mänteln und schlug mit eigenen und fremden Haaren und Kleiderzipfeln nach ihnen, und warf sie mit seinem Schneegeriesel, das in dem Schein der Blitze wie glühender Funkenregen an ihnen herniederstäubte, als wollte er sie's büßen lassen, daß er vergeblich an den steinernen Rippen sich wund stieß. Und wie die Menschen bald erschienen, bald verschwanden, so wurde ihr verwirrtes Durcheinanderreden immer wieder vom Sturm und vom Donner überbraust und überrollt.

Da rief einer, sich selbst tröstend: „es ist ein kalter Schlag gewesen. Man sieht ja nichts“. Ein anderer meinte, die Flamme von dem Schlag könne noch ausbrechen. Ein dritter wurde zornig; er nahm den Einwand wie einen Wunsch, der Schlag möge nicht ein kalter ge-

wesen sein, und die Flamme noch ausbrechen. Er hatte sich schon getröstet, und rächte sich für die Unruhe, die der Einwand wieder neu in ihm erregte. Viele sahen, vor Angst und Kälte zitternd, mit den geblendeten Augen stumpf in die Höhe, und wußten nicht mehr, warum. Hundert Stimmen setzten dagegen auseinander, welches Unglück die Stadt betreffen könne, ja betreffen müsse, wenn der Schlag kein kalter war. Einer sprach von der Natur der Schiefer, wie sie im Brande schmelzen und als brennende Schlacken straßenweit durch die Luft fliegend schon oft einen beginnenden Brand im Augenblick über eine ganze Stadt verbreitet hatten. Andere klagten, wie der Sturm einen möglichen Brand begünstige, und daß kein Wasser zum Löschen vorhanden sei. Noch andere: und wäre welches vorhanden, so würde es vor der Kälte in den Spritzen und Schläuchen gefrieren. Die meisten stellten in angstvoller Beredsamkeit den Gang dar, den der Brand nehmen würde. Stürzte das brennende Dachgebälk, so trieb es der Sturm dahin, wo eine dichte Häusermasse fast an den Turm stieß. Hier war die feuergefährlichste Stelle der ganzen Stadt. Zahllose hölzerne Emporlauben in engen Höfen, bretterne Dachgiebel, schindelngedeckte Schuppen, alles so zusammengepreßt, daß nirgends eine Spritze hineinzubringen, nirgends eine Löschmannschaft mit Erfolg anzustellen war. Stürzte das brennende Dachgebälke, wie nicht anders möglich war, nach dieser Seite, so war das ganze Stadtviertel, das vor dem Winde lag, bei dem Sturm und Wassermangel unrettbar verloren. Diese Auseinandersetzungen brachten Ängstlichere so aus der Fassung, daß jeder neue Blitz ihnen als die ausbrechende Flamme erschien. Daß jeder nur eine Seite der Turmdachfläche übersehen konnte, begünstigte die Fortpflanzung des Irrtums. Es war wunderlich, aber man hörte nur von allen Seiten zugleich das Geschrei: „Wo? Wo?“ Sturm und Donner verhinderten die Verständigung. Jeder wollte selbst sehen; so entstand ein wildes Gedränge.

„Wo hat es hingeschlagen?“ fragte Apollonius, der eben daher kam. „In die Seite nach Brambach zu,“ antworteten viele Stimmen. Apollonius machte sich Bahn durch die Menge. Mit großen Schritten eilte er die Turmtreppe hinauf. Er war den langsamern Begleitern um eine gute Strecke voraus. Oben fragte er vergebens. Die Türmersleute meinten, es müsse ein kalter Schlag gewesen sein, und waren doch im Begriff, ihre besten Sachen zusammenzuraffen, um vom Turme zu fliehen. Nur der Gesell, den er am Ofen beschäftigt fand, besaß noch Fassung. Apollonius eilte mit Laternen nach dem Dachgebälk, um sie da aufzuhängen. Die Leitertreppe zitterte nicht mehr unter seinen Füßen; er war zu eilig, das zu bemerken. Innen am Dachgebälke wurde Apollonius keine Spur von einem beginnenden Brande

gewahr. Weder der Schwefelgeruch, der einen Einschlag bezeichnet, noch gewöhnlicher Rauch war zu bemerken. Apollonius hörte seine Begleiter auf der Treppe. Er rief ihnen zu, er sei hier. In dem Augenblicke zuckte es blau zu allen Turmluken herein und unmittelbar darauf rüttelte ein prasselnder Donner an dem Turm. Apollonius stand erst wie betäubt. Hätte er nicht unwillkürlich nach einem Balken gegriffen, er wäre umgefallen von der Erschütterung. Ein dicker Schwefelqualm benahm ihm den Atem. Er sprang nach der nächsten Dachluke, um frische Luft zu schöpfen. Die Werkleute, dem Schlage ferner, waren nicht betäubt worden, aber vor Schrecken auf den obersten Treppenstufen stehen geblieben. „Herauf!" rief ihnen Apollonius zu. „Schnell das Wasser! die Spritze! In diese Seite muß es geschlagen haben, von da kam Luftdruck und Schwefelgeruch. Schnell mit Wasser und Spritze an die Ausfahrthür." Der Zimmermeister rief, schon auf der Leitertreppe, hustend: „aber der Dampf!" „Nur schnell!" entgegnete Apollonius. „Die Ausfahrthür wird mehr Luft geben, als uns lieb ist." Der Maurer und der Schornsteinfeger folgten dem Zimmermann, der die Schläuche trug, so schnell als möglich, mit der Spritze die Leitertreppe hinauf.. Die andern brachten Eimer kalten, der Gesell einen Topf heißen Wassers, um durch Zugießen das Gefrieren zu verhindern,

In solchen Augenblicken hat, wer Ruhe zeigt, das Vertrauen, und dem gefaßten Thätigen unterordnen sich die andern ohne Frage. Der Bretterweg nach der Ausfahrthür war schmal; durch die verständige Anordnung Apollonius' fand dennoch alles im Augenblicke seinen Platz. Zunächst Apollonius nach der Thüre stand der Zimmermann, dann die Spritze, dann der Maurer. Die Spritze war so gewendet, daß die beiden Männer die Druckstangen vor sich hatten. Zwei starke Männer konnten das Druckwerk bedienen. Hinter dem Maurer stand der Schieferdeckergeselle, um über dessen Schulter, so oft es nötig, von dem heißen Wasser zuzugießen. Andere betrieben des Gesellen vorheriges Geschäft; sie schmolzen Schnee und Eis, und behielten das gewonnene Wasser in der geheizten Türmerstube, damit es nicht wieder zu Eise fror. Andere waren bereit, als Zuträger zwischen Dachstuhl und Türmerstube zu dienen, und bildeten eine Art Spalier. Während Apollonius mit raschen Worten und Winken den Plan dieser Geschäftsordnung dem Zimmermann und Maurer mitteilte, die ihn dann in Ausführung brachten, hatte er die Dachleiter schon in der Rechten und griff mit der Linken nach dem Riegel der Ausfahrthür. Die Leute hatten die beste Hoffnung; aber als durch die geöffnete Thür der Sturm hineinpfiff, dem Zimmermann die Mütze vom Kopfe riß und Massen feinen Schneestaubs gegen das Gebälke warf und heulend und rüttelnd

den Dachstuhl auf- und abpolterte und Blitz auf Blitz blendend durch die dunkle Öffnung brach, da wollte der Mutigste die Hand von dem vergeblichen Werke abziehen. Apollonius mußte sich mit dem Rücken gegen die Thüre kehren, um atmen zu können. Dann, beide Handflächen gegen die Verschalung oberhalb der Thüre gestemmt, bog er den Kopf zurück, um an der äußeren Dachfläche hinaufzusehen. „Noch ist zu retten," rief er angestrengt, damit die Leute vor dem Sturm und dem ununterbrochenen Rollen des Donners ihn verstehen konnten. Er ergriff das Rohr des kürzesten Schlauches, dessen unteres Ende der Zimmermann einschraubend an der Spitze befestigte, und wand sich den oberen Teil um den Leib. „Wenn ich zweimal hintereinander den Schlauch anziehe, drückt los. Meister, wir retten die Kirche, vielleicht die Stadt!" Die rechte Hand gegen die Verschalung gestemmt, bog er sich aus der Ausfahrthür; in der linken hielt er die leichte Dachleiter frei hinaus, um sie an dem nächsten Dachhaken über der Thüre anzuhängen. Den Werkleuten schien das unmöglich. Der Sturm mußte die Leiter in die Lüfte reißen und — nur zu möglich war's, er riß den Mann mit. Es kam Apollonius zu statten, daß der Wind die Leiter gegen die Dachfläche drückte. An Licht fehlte es nicht, den Haken zu finden; aber der Schneestaub, der dazwischen wirbelte und, vom Dache herabrollend, in seine Augen schlug, war hinderlich. Dennoch fühlte er, die Leiter hing fest. Zeit war nicht zu verlieren; er schwang sich hinaus. Er mußte sich mehr der Kraft und Sicherheit seiner Hände und Arme vertrauen, als dem sichern Tritt seiner Füße, als er hinaufklomm; denn der Sturm schaukelte die Leiter samt dem Mann wie eine Glocke hin und her. Oben, seitwärts über der ersten Sprosse der Leiter, hüpften bläuliche Flammen mit gelben Spitzen unter der Lücke und leckten unter den Rändern der Schiefer hervor. Zwei Fuß tief unter der Lücke hatte der Blitz hineingeschlagen. Vor einer Stunde noch war er vor dem Gedanken der bloßen Möglichkeit erschrocken, hierher könnte der Blitz schlagen und er müsse herauf — eine Reihe dunkler, tödlicher Fiebergebilde hatten sich daran geschlossen — jetzt war alles geschehen, wie er sich's vorhin nur gedacht; aber die Lücke war ihm wie jede andere Stelle des Turmdachs, schwindellos stand er auf der Leiter und nur ein frisches, tapfres Gefühl erfüllte ihn: der Drang, von Kirche und Stadt die drohende Gefahr zu wenden. Ja etwas, was ihm die dunkle Furcht durch Sorge erhöht hatte, erwies sich nun sogar als heilvoll und glücklich. Er erkannte, nur das Wasser, welches die Lücke wochenlang geschluckt, und das nun im Holze gefroren, ließ die Flamme nicht so schnell überhand nehmen, als ohne dies Hindernis geschehen wäre. Der Raum, den der Brand bis jetzt einnahm, war ein kleiner.

Der Frost in der Verschalung warf die hartnäckig immer wiederkehrenden, hüpfenden Flämmchen lange zurück, ehe sie bleibend einwurzeln und von dem Wurzelpunkte aus weiter fressen konnten. Hatten sie sich einmal zu einer großen Flamme vereinigt und diese den durch Frost gefeiten Raum unter der Lücke überschritten, dann mußte der Brand bald riesig über die Turmspitze hinauswachsen, und die Kirche und vielleicht die Stadt erlag der vereinten Gewalt von Feuer und Sturm. Er sah, noch war zu retten; und er brauchte die Kraft, die ihm dieser Gedanke gab. Die Leiter schaukelte nicht mehr bloß herüber und hinüber, sie wuchtete zugleich auf und ab. Was war das? Wenn der Dachbalken locker war, — aber er wußte, das konnte nicht sein — diese Bewegung war unmöglich. Aber die Leiter hing ja gar nicht an dem Haken; er hatte sie an ein hervorspringendes Eichenblatt der Blechverzierung angehängt, nahe an einem der Befestigungspunkte; aber das andere Ende des Guirlandenstücks, an dem die Leiter hing, war das, welches er zu befestigen vergessen hatte. Sein Gewicht wuchtete an dem Stücke und zog es mit der Leiter immer mehr herab und bog die Seite nach vorn, an die er die Leiter gehängt. Noch einen Zoll tiefer, und das Blatt lag wagerecht und die Leiter glitt von dem Blatte herab und mit ihm hinunter in die ungeheure Tiefe. Jetzt mußte sich sein neugewonnener Lebensmut bewähren und er that's. Sechs Zoll weit neben dem Blatte war der Haken. Noch drei leichte Schritte die schwankende Leiter hinauf und er faßte mit der linken Hand den Haken, hielt sich fest daran und hob die Leiter mit der rechten von dem Blatt herüber an den Haken. Sie hing. Die linke ließ den Haken und faßte neben der rechten die Leitersprosse; die Füße folgten; er stand wieder auf der Leiter. Und jetzt begannen schon die Schiefer unter der Lücke zu glühen; nicht lang und sie rollten sich schmelzend, und die brennenden Schlacken trugen das Verderben fliegend weiter. Apollonius zog die Klaue aus dem Gürtel; wenig Stöße mit dem Werkzeug, und die Schiefer fielen abgestreift in die Tiefe. Nun übersah er deutlich den geringen Umfang der brennenden Fläche; seine Zuversicht wuchs. Zwei Züge an dem Schlauch, und die Spritze begann zu wirken. Er hielt das Rohr erst gegen die Lücke, um die Verschalung oberhalb des Brandes noch geschickter zum Widerstande zu machen. Die Spritze bewies sich kräftig; wo ihr Strahl unter den Rand der Schiefer sich einzwängte, splitterten diese krachend von den Nägeln. Die Flammen des Brandes knisterten und hüpften zornig unter dem herabfließenden Wasser; erst dem unmittelbar gegen sie gerichteten Strahl gelang es, und auch diesem mehr durch seine erstickende Gewalt, als durch die Natur seines Stoffes, die hartnäckigen zu bezwingen.

Die Brandfläche lag schwarz vor ihm, dem Strahl der Spritze antwortete kein Zischen mehr. Da rasselte das Getriebe der Uhr tief unter ihm. Es schlug Zwei. Zwei Schläge! Zwei! Und er stand und er stürzte nicht! Wie anderes war es nun in der Wirklichkeit gekommen, als die fieberischen Ahnungen gedroht! Wenn er oben war, da schlug es Zwei, da packte ihn der Schwindel und riß ihn hinab, eine dunkle Schuld zu büßen. Das hatten ihm seine schweren, wachen Träume gezeigt. Und er stand doch wirklich oben, und die Leiter schwankte im Sturme, Schneestaub umwirbelte ihn, Blitze umzuckten ihn, mit jedem flammte die Schneedecke der Dächer, der Berge, des Thals, die ganze Gegend in einer ungeheuren Flamme auf, und nun schlug's Zwei unter ihm, die Glockentöne heulten, vom Sturme gezerrt hinaus in den Aufruhr, und er stand, er stand schwindellos, er stürzte nicht. Er wußte, keine Schuld lag auf ihm; er hatte seine Pflicht gethan, wo Tausende sie nicht gethan hätten; er hatte die Stadt, an der er mit ganzer Seele hing, er allein, von der furchtbarsten Gefahr befreit. Aber aller Stolz dieses Gedankens war in dieser Seele nur ein Dankgebet. Er dachte nicht an die Menschen, die ihn preisen würden, nur an die Menschen, die nun wieder aufatmen durften, an das Elend, das verhütet, an das Glück, welches erhalten war. Und er fühlte selbst nach Monden wieder, was frei aufatmen heißt. Diese Nacht hatte ja auch ihm die Lust wieder gebracht. Mit Freudigkeit erinnerte er sich jetzt wieder an das Wort, das er sich gegeben. Menschen wie Apollonius ist's der höchste Segen einer braven That, daß sie sich gestärkt fühlen zu neuem braven Thun.

Die Menge unten schrie noch immer Wo? Wo? und drängte sich durcheinander, als der zweite Einschlag geschah. Alles stand einen Augenblick von Schrecken gelähmt. „Gott sei Dank! es war wieder kalt!“ rief eine Stimme. „Nein! Nein! diesmal brennt's! Erbarme sich Gott!“ entgegneten andere, scharfe Augen sahen, wenn zuweilen zwischen den Blitzen Dunkel eintrat, die kleinen Flammen wie Lichterchen über die Schiefer hüpfen. Sie suchten sich und lohten, wenn sie sich fanden, zuckend in einer größeren Flamme zusammen auf; dann flohen sie sich tanzend und schlugen wieder zusammen. Der Sturm bog und dehnte sie hin und her, zuweilen schienen sie zu verlöschen, dann züngelten sie noch höher auf, als vorhin. Sie wuchsen, das sah man; aber rasch war ihr Wachstum nicht. Viel schneller und gewaltiger schwoll das neue Feuerjo durch die ganze Stadt. In angstvoller Spannung bohrten sich alle Blicke auf der kleinen Stelle fest. „Jetzt Hilfe, und es ist noch zu verlöschen!“ Und wieder klang angstvoll der Ruf: „Nettenmair! Wo ist Nettenmair?“ durch Sturm und Donner. Eine Stimme rief: „Er ist auf dem Turm“. Alle Gemüter

fühlten das wie eine Beruhigung. Und die meisten kannten ihn nicht, selbst die meisten unter den Rufern. Und die ihn nicht kannten, schrien am lautesten. In Augenblicken allgemeiner Hilflosigkeit klammert sich die Menge an einen Namen, an ein bloßes Wort. Ein Teil schiebt damit die Anforderungen des Gewissens zu eigenem Mühen, zu eigenem Wagnis von sich; und diese sind's, die dem Helfer, hat er nicht geholfen, dann unbarmherzig nachrechnen, was er gethan und was er nicht gethan. Die andern sind froh, täuschen sie sich nur über den nächsten Augenblick hinweg. „Was soll er?" rief einer. „Helfen! Retten!" riefen andere. „Und wenn er Flügel hätte, in dem Sturm wagt's keiner." „Der Nettenmair gewiß!" Im tiefsten Herzen wußten auch die Vertrauendsten, er wird's nicht wagen. Der Gedanke, daß die Flamme noch gelöscht werden konnte, wenn sie nur zugänglich war, machte die allgemeine Empfindung peinlicher, da er die stumpfe Ergebung hinderte, wozu die unausweichliche Not mit milder Härte zwingt. Als die Ausfahrthür sich öffnete und die herausgehaltene Leiter sichtbar wurde, als es schien, es wagt es dennoch einer, wirkte das so erschreckend, als der Einschlag selbst. Und die Leiter hing und schaukelte hoch oben mit dem Manne, der daran hinaufklomm, von Schnee umwirbelt, von Blitzen umzuckt; die Leiter hinauf, die wie aus einem Span geschnitten schien, und wie eine Glocke mit ihm schaukelte, in der entsetzlichen Höhe. Jeder Atem stockte. Aus Hunderten der verschiedensten Gesichter starrte derselbe Ausdruck nach dem Manne hinauf. Keiner glaubte an das Wagnis, und sie sahen den Wagenden doch. Es war wie Etwas, das ein Traum wäre, und doch Wirklichkeit zugleich. Keiner glaubte es, und doch stand jeder einzelne selbst auf der Leiter, und unter ihm schaukelte der leichte Span in Sturm und Blitz und Donner hoch zwischen Himmel und Erde. Und sie standen doch auch wieder unten auf der festen Erde und sahen nur hinauf; und doch, wenn der Mann stürzte, dann waren sie's, die stürzten. Die Menschen unten auf der festen Erde hielten sich krampfhaft an ihren eigenen Händen, an ihren Stöcken, ihren Kleidern an, um nicht herabzustürzen von der entsetzlichen Höhe. So standen sie sicher und hingen doch zugleich über dem Abgrunde des Todes, jahrelang, ein Leben lang, denn die Vergangenheit war nicht gewesen; und doch war's nur ein Augenblick, seit sie oben hingen. Sie vergaßen die Gefahr der Stadt, ihre eigene über die Gefahr des Menschen da oben, die ja doch ihre eigene war. Sie sahen, der Brand war getilgt, die Gefahr der Stadt vorüber; sie wußten es wie in einem Traume, wo man weiß, man träumt; es war ein bloßer Gedanke ohne lebendigen Inhalt. Erst, als der Mann die Leiter herabgeklommen, in der Ausfahrthür verschwun-

den war und die Leiter sich nachgezogen hatte, erst als sie nicht mehr oben hingen, als sie sich nicht mehr an den eigenen Händen, Stöcken und Kleidern festhalten mußten; da erst kämpfte die Bewunderung mit der Angst, da erst erstickte der Jubel: „Zu, braver Junge!“ in dem Angstruf: „Er ist verloren!“ Eine alterszitternde Stimme begann zu singen: „Nun danket alle Gott.“ Als der alte Mann an die Zeile kam: „der uns behütet hat“, da erst stand alles vor ihrer Seele, was sie verlieren konnten und was ihnen gerettet war. Die fremdesten Menschen fielen sich in die Arme, einer umschlang in dem andern die Lieben, die er hätte verlieren können, die ihm gerettet waren. Alle stimmten ein in den Gesang, und die Töne des Dankes schwollen durch die ganze Stadt, über Straßen und Plätze, wo Menschen standen, die gefürchtet hatten, und drangen in die Häuser hinein bis in das innerste Gemach und stiegen bis in die höchste Bodenkammer hinauf. Der Kranke in seinem einsamen Bett, das Alter in dem Stuhl, wohin es die Schwäche gebannt hielt, sang von ferne mit; Kinder sangen mit; die das Lied nicht verstanden und die Gefahr, die abgewendet war. Die ganze Stadt war eine einzige große Kirche, und Sturm und Donner die riesige Orgel darin. Und wieder erhob sich der Ruf: „Der Nettenmair! Wo ist der Nettenmair? Wo ist der Helfer? Wo ist der Retter? Wo ist der kühne Junge? Wo ist der brave Mann?“ Sturm und Gewitter waren vergessen. Alles stürzte durcheinander, den Gerufenen suchend; der Turm von Sankt Georg wurde gestürmt. Den Suchenden kam der Zimmermann entgegen und sagte, der Nettenmair habe sich einen Augenblick im Türmerstübchen zur Ruhe gelegt. Nun drangen sie in den Zimmermann, er sei doch nicht beschädigt? Seine Gesundheit habe doch nicht gelitten? Der Zimmermeister konnte nichts sagen, als daß Nettenmair mehr gethan habe, als ein Mensch im gewöhnlichen Lauf der Dinge zu thun imstande sei. Bei solchen Gelegenheiten, wie die Rettung heute, sei der Mensch ein anderer; hintennach erstaune er selber über die Kräfte, die er gehabt. Aber es bezahle sich alles. Ihn — den Zimmermeister — sollte es nicht wundern, schliefe Nettenmair nach der gehabten Anstrengung drei Tage und drei Nächte „in einem Ritt“ hintereinander fort. Die Leute schienen bereit, so lange auf den Treppen zu warten, um den Braven nur gleich nach seinem Erwachen zu sehen. Unterdes hatte ein angesehener Mann auf dem nahen Marktplatze eine Geldsammlung begonnen. Geld lohne freilich solch ein Thun nicht, als der Brave heut bewiesen; aber man könne ihm wenigstens zeigen, man wisse, was man ihm zu danken habe. In der Stimmung des Augenblicks, die in jedem einzelnen wiederklang, liefen sogar anerkannte Geizhälse hastig heim, ihren Beitrag zu holen, unbekümmert

darum, daß sie es eine Stunde später reuen würde. Wenige von den Wohlhabenderen schlossen sich aus; die Ärmeren steuerten alle bei. Der Sammler erstaunte selbst über den reichen Erfolg seiner Bemühungen.

Wohl eine halbe Stunde hatte Apollonius gelegen. Ehe er sich gelegt, hatte er noch gesorgt, daß die Laternen vorsichtig ausgelöscht wurden. Er hatte die Ausfahrtthür geschlossen und die Spritze leeren, die Schläuche in die Türmerstube bringen lassen, damit der Frost keinen Schaden daran bringen konnte. Er vermochte kaum mehr zu stehen. Der Bauherr, der unterdes heraufgekommen war, hatte ihn dennoch halb mit Gewalt in die Türmerstube herunterbringen müssen. Dann hatte der Freund die Thür von innen verriegelt, Apollonius genötigt, die gefrorenen Kleider auszuziehen, und dann wie eine Mutter an seines Lieblings Bett gesessen. Apollonius konnte nicht schlafen; der alte Mann litt aber nicht, daß er sprach. Er hatte Rum und Zucker mitgebracht; an heißem Wasser fehlte es nicht; Apollonius aber, der nie hitziges Getränk zu sich nahm, wies den Grog dankend zurück. Der Geselle hatte unterdes frische Kleider geholt. Apollonius versicherte, er befinde sich wieder vollkommen kräftig, aber er zögerte, aus dem Bette aufzustehen. Der Alte gab ihm lachend die Kleider. Apollonius hatte sich vorhin unter der Decke ausgezogen, und so zog er sich wieder an. Der Bauherr kehrte sich ab von ihm und lachte durch das Fenster Sturm und Blitzen zu; er wußte nicht, ob über Apollonius' Schamhaftigkeit, oder überhaupt aus Freude an seinem Liebling. Er hatte oft bereut, daß er Junggeselle geblieben war; jetzt freute es ihn fast. Er hatte ja doch einen Sohn, und einen so braven, als ein Vater nur wünschen kann.

Auf dem Wege begann eine große Not für Apollonius. Er wurde von Arm in Arm gerissen; selbst angesehene Frauen umarmten und küßten ihn. Seine Hände wurden so gedrückt und geschüttelt, daß er sie drei Tage lang nicht mehr fühlte. Er verlor seine natürliche edle Haltung nicht; die verlegene Bescheidenheit dem begeisterten Danke, das Erröten dem bewundernden Lobe gegenüber, stand ihm so schön an, als sein mutig entschlossenes Wesen in der Gefahr. Wer ihn nicht schon kannte, verwunderte sich; man hatte sich ihn anders gedacht, braun, keckäugig, verwegen, übersprudelnd von Kraftgefühl, wohl sogar wild. Aber man gestand sich, sein Ansehen widersprach dennoch nicht seiner That. Das mädchenhafte Erröten einer so hohen männlichen Gestalt hatte seinen eigenen Reiz, und die verlegene Bescheidenheit des ehrlichen Gesichts, die nicht zu wissen schien, was er gethan, gewann; die milde Besonnenheit und einfache Ruhe stellte die That nur in ein schöneres Licht; man sah, Eitelkeit und Ehrbegierde hatten keinen Teil daran gehabt.

21.

Wir überspringen im Geiste drei Jahrzehnte, und kehren zu dem Manne zurück, mit dem wir uns im Anfange unserer Erzählung beschäftigten. Wir ließen ihn in der Laube seines Gärtchens. Die Glockentöne von Sankt Georg riefen die Bewohner der Stadt zum Vormittagsgottesdienste; sie klangen auch in das Gärtchen hinter dem Hause mit den grünen Fensterläden hinein. Dort sitzt er jeden Sonntag um diese Zeit. Rufen die Glocken zum Nachmittagsgottesdienst, dann sieht man ihn, das silberbeknopfte Rohr in der Hand, nach der Kirche steigen. Kein Mensch begegnet ihm, der den alten Herrn nicht ehrerbietig grüßte. Nun sind es bald dreißig Jahre her, aber es giebt noch Leute, die die Nacht miterlebt haben, die denkwürdige Nacht, von der wir eben erzählten. Wer es noch nicht weiß, dem können sie sagen, was der Mann mit dem silberbeknopften Stocke für die Stadt gethan hat in jener Nacht. Und was er den Morgen nachher gestiftet, davon kann man Steine zeugen hören. Vor der Stadt am Brambacher Wege, nicht weit vom Schützenhaus, erhebt sich aus freundlichem Gärtchen ein stattlicher Bau. Es ist das neue Bürgerhospital. Jeder Fremde, der das Haus besucht, erfährt, daß der erste Gedanke dazu von Herrn Nettenmair kam. Er muß die ganze Geschichte jener Nacht hören, die wackere That des Herrn Nettenmair, der dazumal noch jung war; dann, wie man Geld für ihn gesammelt, und er die bedeutende Summe an den Rat gegeben als Stamm zu dem Kapital, das der Bau erforderte; wie sein Beispiel Frucht getragen, und reiche Bürger mehr oder weniger dazu geschenkt und vermacht, bis endlich nach Jahren ein Zuschuß aus der Stadtkasse Beginn und Vollendung des Baues ermöglicht hatte.

War Herr Nettenmair aus der Kirche zurück, dann verbrachte er den Rest des Sonntags auf seinem Stübchen — denn da wohnte er noch immer — oder er macht einen Gang nach der nahen Schiefergrube, die jetzt ihm gehört, oder vielmehr seinen Neffen. Die Erfüllung des Wortes, das er sich gegeben, war der Gedanke seines Lebens geblieben. Was er schaffte, schaffte er für die Angehörigen seines Bruders; er sah sich nur als ihren Verwalter an. Begegnete ihm auf seinem Wege ein zierliches kleines Mädchen, so dachte er an das tote Annchen. Sein Gedächtnis war so gewissenhaft, als er selbst. Dann rief er das Kind zu sich, streichelte ihm das Köpfchen, und es mußte wunderlich zugegangen sein, fand sich in den Taschen des blauen Rockes nicht irgend etwas sorglich in reines Papier Gewickeltes, das er herausnehmen konnte, sich von dem kleinen Munde einen Dank zu ver-

dienen. Aber das Kind konnte sich erst freuen, wenn er vorübergegangen war. Bei aller Freundlichkeit hatte die große Gestalt etwas so Ernstes und Feierliches, daß das Kind vor Respekt nicht zur Freude kommen konnte. Die Woche über saß Herr Nettenmair über seinen Büchern und Briefen, oder beaufsichtigte im Schuppen das Ab- und Aufladen, das Behauen und Sortieren der Schiefer. Punkt Zwölf aß er zu Mittag, punkt Sechs zu Abend auf seinem Stübchen; dazu brauchte er eine Viertelstunde, dann strich er mit leiser Hand über das alte Sofa und bewegte sich drei andere Viertelstunden, war es Sommerszeit, im Gärtchen. Mit dem ersten Viertelschlage von ein und sieben Uhr klinkte er die Staketenthür wieder hinter sich zu. Am Sonntag ist es anders; da sitzt er eine ganze Stunde lang in der Laube und sieht nach dem Kirchdache von Sankt Georg hinauf. Uns bleibt wenig nachzuholen, und der Leser kennt alles, was dann durch Herrn Nettenmairs Seele geht, was er abliest vom Turmdache zu Sankt Georg. Auch wem das bejahrte, aber immer noch schöne Frauengesicht gehört, das zuweilen durch das Staket und das Bohnengelände daran, zu dem Sitzenden herüberlauscht, das weiß der Leser nun. Die jetzt weiße Locke über der Stirn, die sich noch immer gern frei macht, war noch dunkelbraun und voll, und hing auf eine faltenlose Stirn herab, die Wangen darunter schwellte noch Jugendkraft, die Lippen blühten noch und die blauen Augen glänzten, als sie dem Manne entgegeneilte, der eben die Stadt gerettet. Er küßte sie leise auf die Stirn und nannte sie mit dem Namen „Schwester". Sie verstand, was er meinte. Schon damals sah sie zu dem Manne hinauf, mit der Ergebung, ja Andacht, mit der sie jetzt sein Sinnen belauscht, aber noch ein ander Gefühl trat auf ihr durchsichtiges Antlitz.

Der alte Herr geriet in Zorn, als Apollonius ihm seinen Entschluß, nicht zu heiraten, mitteilte. Er ließ dem Sohne die Wahl, die Ehre der Familie zu bedenken, oder nach Köln zurückzugehen. Apollonius' Herzen wurde es schwerer, als seinem Verstande, den Vater zu überzeugen, daß nur er die Familienehre aufrecht zu halten vermöge und bleiben müsse. Er wußte, nur seinem Entschlusse treu, blieb er der Mann, sein Wort zu halten. Das konnte er dem Vater nicht sagen. Erfuhr dieser das wahre Verhältnis der beiden jungen Leute, so drang er nur noch stärker auf die Heirat. Dann hätte er ihm auch sagen müssen, wie der Bruder den Tod gefunden. Er hätte ihn nur tiefer beunruhigen müssen. Daß der Vater im Herzen überzeugt war, der Bruder hatte durch Selbstmord geendigt, wußte er nicht. Die beiden so nah verwandten Menschen verstanden sich nicht. Apollonius setzte die innerliche Natur seines eigenen Ehrgefühls bei dem Vater voraus und der Alte sah in

der Weigerung des Sohnes und dessen Beweis, er könne der schwierigen Lage des Hauses gerecht werden, nur den alten Trotz auf seine Unentbehrlichkeit, der es nun nicht einmal mehr der Mühe wert hielt, zu verbergen: der Vater war in seinen Augen nichts mehr, als ein hilfloser, alter blinder Mann. Und was diese Mißverständnisse verursachte und begünstigte, das Zurückhalten, war eben der Familienzug, den sie beide gemein hatten. Denselben Morgen hatte eine Deputation des Rats Apollonius den Dank der Stadt gebracht, hatten die angesehensten Leute der Stadt gewetteifert, ihm ihre Achtung und Aufmerksamkeit zu beweisen. Ursache genug, eine ehrgeizige Seele zur Überhebung zu reizen, Grund genug für den alten Herrn, dem Apollonius als eine solche Seele galt, an dessen Überhebung zu glauben. Der alte Herr mußte die Unentbehrlichkeit des Trotzenden anerkennen und durfte weder ein Recht noch eine Macht gegen ihn behaupten. Die Gemütsbewegung und geistige Überanstrengung an dem Tag vor dem Tode seines ältesten Sohnes hatten seine letzte Kraft untergraben; nun brach sie vollends zusammen. Von Tag zu Tag wurde er wunderlicher und empfindlicher. Er verlangte von Apollonius keine Unterwerfung mehr: er fand eine selbstquälerische Lust, in seiner diplomatischen Weise dem Sohne dessen Unkindlichkeit vorzuwerfen, indem er beständig sein grimmiges Bedauern aussprach, daß der tüchtige Sohn von einem alten herrschsüchtigen Vater, der nichts mehr sei und nichts mehr könne, sich so viel gefallen lassen müsse. Vergeblich war alles Bemühen des Sohnes, der Alte glaubte nicht an die Aufrichtigkeit desselben. Dabei konnte er sich in seiner Wunderlichkeit gleichwohl der Tüchtigkeit des Sohnes und der wachsenden Ehre und des steigenden Wohlstandes seines Hauses freuen; wenn er sich dies auch nicht merken ließ. Er erlebte noch den Ankauf der Schiefergrube, die Apollonius seither in Pacht gehabt. Der Sohn ertrug die Wunderlichkeiten des Vaters mit der liebend unermüdlichen Geduld, womit er den Bruder ertragen hatte. Er lebte ja nur dem Gedanken, das Wort, das er sich gegeben, so reich zu erfüllen, als er konnte; und in diesem war ja auch der Vater mit eingeschlossen. Das Gedeihen seines Werkes gab ihm Kraft, alle kleinen Kränkungen mit Heiterkeit zu ertragen.

Den Tag nach der Gewitterwinternacht hatte er dem alten Bauherrn seine ganze innere Geschichte mitgeteilt. Der alte Bauherr, der bis zu seinem Tode mit ganzer Seele an ihm hing, blieb sein einziger Umgang, wie er der Einzige war, dem sich Apollonius, ohne seiner Natur ungetreu werden zu müssen, enger anschließen konnte.

Einige Tage nach der Nacht mußte sich Apollonius zu Bette legen. Ein heftiges Fieber hatte ihn ergriffen. Der Arzt erklärte die Krank-

heit erst für eine sehr bedenkliche, aber in ihr kämpfte nur der Körper den Kampf gegen das allgemeine Leiden sieghaft aus, das geistig in dem Entschlusse jener Nacht seinen rettenden Abschluß gefunden. Die Teilnahme der Stadt an dem kranken Apollonius gab sich auf mannigfache Weise rührend kund. Der alte Bauherr und Valentin waren seine Pfleger. Diejenige, welche Natur durch Liebe und Dankespflicht zur sorglichsten Pflegerin des Kranken bestimmt hatte, rief Apollonius nicht an sein Bett, und sie wagte nicht, ungerufen zu kommen. Die ganze Dauer der Krankheit hindurch hatte sie ihr Lager auf der engen Emporlaube aufgeschlagen, um dem Kranken so nah zu sein, als möglich. Wenn der Kranke schlief, winkte ihr der alte Bauherr, hereinzutreten. Dann stand sie mit gefalteten Händen, jeden Atemzug des Schlafenden mit Sorge und Hoffnung begleitend, an dem Bettschirm. Unwillkürlich nahm ihr leiser Atem den Schritt des seinen an. Sie stand stundenlang und sah durch einen Riß im Bettschirm nach dem Kranken hin. Er wußte nichts von ihrer Anwesenheit, und doch konnte der Bauherr bemerken, wie leichter sein Schlaf, wie lächelnder sein Gesicht dann war. Keine Flasche, aus der der Kranke einnehmen sollte, die er nicht, ohne es zu wissen, aus ihrer Hand bekam; kein Pflaster, kein Überschlag, den sie nicht bereitete; kein Tuch berührte den Kranken, das sie nicht an ihrer Brust, an ihrem küssenden Munde erwärmt. Wenn er dann mit dem Bauherrn von ihr sprach, sah sie, er war mehr um sie besorgt, als um sich; wenn er freundlich tröstende Grüße an sie auftrug, zitterte sie hinter dem Bettschirm vor Freude. Wenig Stunden ruhte sie, und wehte der kalte Winternachtwind durch die locker schließenden Läden die kalten Flocken in ihr warmes Gesicht, berührte ihr eigener Hauch, auf der Decke gefroren, ihr eisig Hals, Kinn und Busen, dann war sie glücklich, etwas um ihn zu leiden, der alles um sie litt. In diesen Nächten bezwang die heilige Liebe die irdische in ihr; aus dem Schmerz der getäuschten süßen Wünsche, die ihn besitzen wollten, stieg sein Bild wieder in die unnahbare Glorie hinauf, in der sie ihn sonst gesehen.

22.

Apollonius genas rasch. Und nun begann das eigene Zusammenleben der beiden Menschen. Sie sahen sich wenig. Er blieb auf seinem Stübchen wohnen. Valentin brachte ihm das Essen, wie sonst, dahin. Die Kinder waren oft bei ihm. Begegneten sich die beiden, begrüßte er sie mit freundlicher Zurückhaltung; damit entgegnete sie den Gruß. Hatten sie etwas zu besprechen, so machte es sich jederzeit wie zufällig, daß die Kinder und der alte Valentin, oder das Hausmädchen zugegen

war. Kein Tag verging deshalb ohne stumme Zeichen achtender Aufmerksamkeit. Kam er am Sonntag vom Gärtchen heim, so hatte er einen Strauß Blumen für sie, den Valentin abgeben mußte. Er konnte gute Partien machen; es meldeten sich stattliche Bewerber um sie. Er wies die Anträge, sie die Freier zurück. So vergingen Tage, Wochen, Monde, Jahre, Jahrzehnte. Der alte Herr starb und wurde hinausgetragen. Der brave Bauherr folgte ihm, dem Bauherrn der alte Valentin. Dafür wuchsen die Kinder zu Jünglingen auf. Die wilde Locke über der Stirn der Witwe, die Schraube über Apollonius' Stirne bleichten; die Kinder waren Männer geworden, stark und mild wie ihr Erzieher und Lehrherr; Locke und Schraube waren weiß, das Leben der beiden Menschen blieb dasselbe.

Nun weiß der Leser die ganze Vergangenheit, die der alte Herr, wenn die Glocken Sonntags zum Vormittagsgottesdienste rufen, in seiner Laube sitzend, vom Turmdach von Sankt Georg abliest. 'Heute sieht er mehr vorwärts in die Zukunft, als in die Vergangenheit zurück. Denn der ältere Neffe wird bald Anna Wohligs Tochter zum Altare von Sankt Georg, und dann heimführen; aber nicht in das Haus mit den grünen Fensterläden, sondern in das große Haus daneben. Das rosige ist für das gewachsene Geschäft zu klein geworden, auch hat der neue Haushalt nicht Platz darin; Herr Nettenmair hat das große Haus über dem Gäßchen drüben gekauft. Der jüngere Neffe geht nach Köln. Der alte Vetter dort, dem Apollonius so viel dankt, ist lange tot, auch der Sohn des Vetters ist gestorben. Dieser hat das große Geschäft seinem einzigen Kinde hinterlassen, der Braut des jüngsten Sohnes von Fritz Nettenmair. Beide Paare werden zusammen in Sankt Georg getraut. Dann wohnen die beiden Alten allein in dem Haus mit den grünen Fensterläden. Der alte Herr hat schon lang das Geschäft übergeben wollen; die Jungen haben es bis jetzt abzulehnen gewußt. Der ältere Neffe besteht darauf, der alte Herr soll an der Spitze bleiben. Der alte Herr will nicht. Er hat einen Teil der Verlassenschaft des alten Bauherrn, den er beerbt, für den Rest seines Lebens zurückbehalten; alles andere — und es ist nicht wenig, Herr Nettenmair gilt für einen reichen Mann — übergiebt er den Neffen; das Zurückbehaltene fällt nach seinem Tode an das neue Bürgerhospital. Er hat sein Wort wahr gemacht; der Deckhammer über seinem Sarg wird ehrenblank sein, wie über wenigen.

Die junge Braut wehrt sich, alles anzunehmen, was die künftige Schwiegermutter ihr geben will. Wenn diese alles giebt, eins wird sie behalten; das eine ist eine Blechkapsel mit einer dürren Blume; sie liegt bei Bibel und Gesangbuch und ist ihrer Besitzerin so heilig, als diese.

Die Glocken rufen noch immer. Die Rosen an den hochstämmigen Bäumchen duften, ein Grasmückchen sitzt auf dem Busche unter dem alten Birnbaum und singt; ein heimliches Regen zieht durch das ganze Gärtchen und selbst der starkstielige Buchsbaum um die gezirkelten Beete bewegt seine dunkeln Blätter. Der alte Herr sieht sinnend nach dem Turmdach von Sankt Georg; das schöne Matronengesicht lauscht durch das Bohnengelände nach ihm hin. Die Glocken rufen es, das Grasmückchen singt es, die Rosen duften es, das leise Regen durch das Gärtchen flüstert es, die schönen greisen Gesichter sagen es, auf dem Turmdach von Sankt Georg kannst du es lesen: Von Glück und Unglück reden die Menschen, das der Himmel ihnen bringe! Was die Menschen Glück und Unglück nennen, ist nur der rohe Stoff dazu; am Menschen liegt's, wozu er ihn formt. Nicht der Himmel bringt das Glück; der Mensch bereitet sich sein Glück und spannt seinen Himmel selber in der eigenen Brust. Der Mensch soll nicht sorgen, daß er in den Himmel, sondern daß der Himmel in ihn komme. Wer ihn nicht in sich selber trägt, der sucht ihn vergebens im ganzen All. Laß dich vom Verstande leiten, aber verletze nicht die heilige Schranke des Gefühls. Kehre dich nicht tadelnd von der Welt, wie sie ist; suche ihr gerecht zu werden, dann wirst du dir gerecht. Und in diesem Sinne sei dein Wandel:

Zwischen Himmel und Erde!

Die Heiterethei
und ihr Widerspiel.

Einleitung.

Dieser Roman wurde im Sommer 1854 in Dresden fertiggestellt und zuerst 1855 in der „Kölnischen Zeitung“ veröffentlicht.

Nach Mitteilungen Adolf Stern's glaubte man in dieser Erzählung noch mehr, als in „Zwischen Himmel und Erde“ die Darstellung wirklicher Ereignisse und die Verkörperung von Persönlichkeiten aus der Umgebung Otto Ludwigs wiederzuerkennen und meinte sich daher berechtigt, die Richtigkeit dieser dargestellten Thatsachen und Personen zu bekritteln. Daher sah sich Otto Ludwig veranlaßt, über die Entstehung des Romans folgendes an seinen Freund Ambrunn in Eisfeld zu schreiben:

„Du hättest das Büchlein schon lange, aber erstlich mußte ich selbst auf meine Freiexemplare lange warten, dann fürchtete ich, die Eisfelder möchten mehr hineinlegen, als darin steht, wie es schon vor etwa zehn Jahren oder darüber mit dem Vorspiel zum „Alten Fritz“ geschah, wo man Anstoß nahm, daß der alte Feldwebel das Wort „meinetwegen“ als eine Angewohnheit öfter vorbrachte, als wenn auf der Welt niemand solch ein Wort oder auch das Wort „meinetwegen“ selbst bei jeder Gelegenheit im Munde führen könnte, als der alte Wirt in Eisfeld, unsers Freundes Martines Schwiegervater. Nun sind besonders in der „Heiterethei“ manche Eisfelder Redensarten, auch Ortsbenennungen, z. B. „die Städel,“ „die Zehnt“, „die Herrenmühle“ vorhanden, was ganz einfach daher kam, weil ich nicht lange nach solchen Kleinigkeiten suchen mochte, und daß ich einen kleinstädtischen Dialekt brauchte, den ich mir nicht erst mühsam erfinden wollte, und ich nahm den Eisfelder, weil er der einzige ist, den ich kenne. Auf gleiche Weise sind sonst noch manche Züge hineingekommen, von denen ich vielleicht selbst nicht wußte, daß sie aus meinen Eisfelder Erinnerungen stammten. Nun ist es Menschenart, wenn man einmal solche Züge findet, die man kennt, man noch mehr zu finden glaubt, und mancherlei findet, weil man es sucht, nicht weil es wirklich vorhanden wäre. Das kann so weit getrieben werden, daß man in erdichteten Figuren gewisse bekannte Menschen porträtiert zu finden meint, weil

ja doch am Ende jede poetische Figur mit wirklichen Menschen Ähnlichkeit haben muß. — Wer sich die Lage von Luckenbach genau vorstellt, wird wohl finden, daß sie nicht die Lage von Eisfeld ist; wer Saalfeld, Hildburghausen und Schalkau und andere Örter der Gegend kennt, wird auch davon Züge in Luckenbach finden. Luckenbach ist ein Typus einer kleinen Ökonomiestadt, wie es auch hier welche giebt, z. B. Wilsdruff nahe bei Dresden. Die Gestalt der „Heiterethei“ ist mein eigen, wenn auch der Name und die Anekdote mit dem Schubkarren Eisfelder Tradition ist. Das Häuschen der Heiterethei stand in Saalfeld, zur Zeit, wo ich dort auf dem Lyceum war, und zwar etwa so unterhalb des Gerhardsschlößchens, wie im Buche das Häuschen der Heiterethei unter der Gringel steht. Dies Saalfelder Häuschen aber wurde von einer Weibsperson bewohnt, die den Spitznamen „Mepp“ und sonst durchaus mit meiner Heiterethei nichts gemein hatte. Sie war eine liederliche Person und damals schon ziemlich alt und dabei häßlich. Ich selbst habe sie öfter bei Spaziergängen an der Saale, woraus im Buche der Zehntbach geworden ist, der in Eisfeld nicht existiert, durch die großen Löcher in der Lehmwand in ganzer Figur gesehen, wie sie an ihrem Tische saß und dem Spotte der Vorübergehenden trotzte. Auch von den übrigen Personen ist keine ein Eisfelder Porträt, sie sind sämtlich typische Gestalten, von denen jede kleine Stadt, fast jedes Dorf individuelle Verwirklichungen aufweisen kann. Wenigen wird es an einer geldstolzen Valtinessin fehlen, einen Duckmäuser wie der Morzenschmied hat jeder Ort. Wegen des Erbförsters und Weilers hatte ich hier auch viel auszustehen gehabt; jeder, der das Stück gelesen, wollte das Original dieser beiden poetischen Gestalten kennen, und ich sollte alle alten Jäger in Sachsen geschildert haben, während ich keinen davon nur vom Hörensagen kannte. Das ist eben das Wahre in der poetischen Produktion, was jeder kennt und mit seinen eignen Augen gesehen hat, und Wahrheit ging mir von je über alle Schönheit.“

Der Herausgeber.

Die Heiterethei.

„Auch zum Gründer Markt, Dorle?"

„Noch e' bißle weiter; bis zum Zainhammer. Und sagt, Frau Dotin, ob Ihr was hin zu bestellen habt. Vielleicht wieder was an den Herrn Faktor? Und dann gebt's schnell. Dort wird man auch immer länger aufgehalten, als nötig wär. Und zu spät in die Nacht mag ich nicht."

„Was das für ein Hastigthun ist!" sagte die Wirtin, vor deren Thür dieses Gespräch stattfand. „Man sollt meinen, die Mädle von jetzt, das wären erst Mädle. Na, ich bin auch eins gewest, und nicht das langsamst; aber Zeit zum Atemholen hab ich mir alleweil noch gegönnt."

„Ihr seid auch ein Mädle gewest?" fragte Dorle wie von Verwunderung überwältigt; denn die Wirtin war eine jener Gestalten, die man sich nicht jung denken kann. Die umherstehenden Männer brachen in ein Gelächter aus. Das Mädchen erschien in seiner treuherzigen Verwunderung noch frischer als sonst. Was für gottlose braune Augen sie im Kopfe hat! dachte der Schneider, und ohne Umstände hätte er ihr einen Kuß gegeben, wenn er gewußt, wie das anfangen. Er hatte schon während des ganzen Gesprächs darüber nachgesonnen, allein vergebens. Das Mädchen war hoch aufgeschossen, eines ganzen Kopfes länger, als der kleine Mann. Selbst auf den Zehen stehend, hätte er nicht über das Grübchen unter ihrem Halse hinauf gereicht. Und ihren Kopf zu sich herabziehen zu können, hätte er viel stärker sein müssen oder sie viel schwächer.

Des Mädchens Augen lachten jetzt so ehrlich, wie vorhin schalkhaft, als es sagte: „Nichts für ungut, Frau Dotin. Hab's nicht schlimm gemeint. Ihr müßt denken, heut ist der Gründer Markt; da wird aus manchem ehrlicher Leute Kind ein Spitzbub'".

„Du bist ein Spitzbub' das ganze Jahr," sagte die Wirtin. „Kann sein, daß was da ist für den Herrn Faktor." Und sie hinkte durch Einfahrt und Hof in ihr Wirtshaus hinein.

Des Schneiders Augen ließen den blonden Zopf und die vollen Lippen des Mädchens los und senkten sich auf ihren Schiebkarren herab und, verwundert über die Tüchtigkeit des Fuhrwerks und des Strickes darauf, fragte er: „Aber was willst du dir nur holen damit?"

„Einen Mann," lachte der Schmied.

„Einen Schmied," entgegnete das Mädchen ernsthaft. „Die muß man mit Stricken binden, wenn sie vom Markt heim nicht in jedem Wirtshaus einkehren sollen."

„Die Schneider nicht?" fragte der Schneider fast neidisch.

„Auch," sagte das Mädchen; „nicht wegen der Wirtshäuser, nur, daß sie der Wind nicht vom Schiebkarren bläst".

„Du mußt den Holder-Fritz frein," hustete der Weber. „Wenn ihr einen Jungen kriegt, der jagt den Kirchturm von der Kirch' und zur Stadt hinaus."

„Das käm zu spät," sagte das Mädchen ruhig. „Bis dahin habt Ihr ihn hinausgehustet."

„Wo stellt Ihr ein auf dem Markt, Annedorle?" fragte der Schmied. „Heimwärts führen wir uns."

„Ihr werdet wohl einen brauchen, der Euch führt," sagte das Mädchen; „ich nicht."

Die Wirtin kam mit einem Paketchen heraus, das schnell auf dem Schiebkarren seinen Platz fand. Die Männer hießen das Mädchen warten; sie würden gleich mitgehen. Gute Unterhaltung sei halber Weg.

„Das glaub ich," sagte das Mädchen, „und drum geh ich allein. Wenn ich wieder etwas an Euch mitkriege dort, Frau Dotin, komm ich auf dem Rückwege herein. Und es soll mir nicht drauf ankommen, so kriegt Ihr einen gebackenen Mann von mir zum Markt. Gott zum Gruß, Frau Dotin."

Die letzten Worte kamen schon aus einiger Entfernung. Das Mädchen war schneller und leichter auf den Füßen, als man der großen Gestalt zugetraut hätte. Unwillkürlich sahen ihr alle nach.

„Immer heiter," hustete fast ärgerlich der Weber hinter ihr drein.

„Dafür heißt sie auch die Heiterethei," lachte die Wirtin.

Der Schneider sann über etwas, dann sagte er: „Man sollt doch keinen eher taufen, als bis man ihm einen Namen geben könnt, der auf ihn paßt. Da würd's nicht vorkommen, daß ein Spaßvogel Ernst und ein Saufaus Nüchtern hieß, und man wüßt gleich, wenn man nur den Namen hört, wie der Mann beschaffen ist. Heiterethei! Guckt! Der Name tanzt ordentlich, wie das Mädle selber".

„Da sorgt ja," sagte der Schmied, „daß Ihr einmal Eure Mädle, wenn Ihr welche habt, auf die Art taufen laßt. Wenn sie sonst niemand aufzieht, können sie mit ihrem Namen tanzen. Aber wer was Apart's an sich hat, dem braucht's nicht leid zu sein darum, den taufen die Leut' ohnehin noch einmal."

Auf des Schneiders Gesicht hätte man lesen können, daß die Rede

des Schmieds auf ihn gemünzt war, wenn es auch das Lachen der übrigen nicht verraten hätte.

Er seufzte nämlich trotz seiner dreißig Jahre noch unter der Tyrannei einer baumlangen Stiefmutter. Sie nannte ihn nicht anders, als den „Jung“. Natürlich hieß er von Stund' an, wo dies bekannt wurde, im ganzen Städtchen so. Man erzählte sich, sie behandle ihn durchaus jenem Ausdrucke entsprechend. Und mehr als einer wollte gesehen haben, wie die starke Frau ihn über einen Stuhl gelegt, ihm die Höslein mit der Linken straff gezogen, während ihre Rechte die Festigkeit eines spanischen Rohres an dem Teil gemessen, auf dessen Ausdauer bei der Schneiderei so viel ankommt. Aber was will nicht der und jener Spottvogel gesehen haben, den ein Verhältnis der Art zum Weiterausmalen einlud! Freilich, wenn der Schneider zuweilen wie ein Pfeil aus der Hausthür herausschoß und dann hineindrohte: „Respekt muß im Hause sein!“ dachten die Vorübergehenden dazu: „Aber jetzt steht er vor der Thür“.

Der Schneider achselzuckte ein stummes: „Man kennt den Morzenschmied, was für ein Schabernacker der ist, so duchsig er thut“.

Die Wirtin aber erinnerte der fliegende Saum des rotflanellenen Unterrocks, der eben um die Straßenecke verschwand, wieder an die Heiterethei. „Aber sie könnte,“ sagte sie, „ebensogut die Bravethei heißen, als die Heiterethei. Denn: kein braver Mädle im ganzen Städtle, wie der blinde Orgelmann singt; wenn schon ein bißle wunderlich dabei. Wie ihre ältere Schwester Mutter geworden ist von dem dicken Semmelbeck in der Stadt, wo sie gedient hat, da hat die Heiterethei sie fortgeholt und hat ihr einen andern Dienst verschafft, ich weiß nicht, wo, aber weit von hier. Wenn du fünf Jahre dich ordentlich gehalten hast, hat sie zu ihr gesagt, dann will ich wieder deine Schwester und soll das Liesle dein Kind wieder sein. So lang aber kommst du mir nicht wieder ins Häusle, daß du's weißt. Das Kind aber hat sie behalten, und nicht viel Mütter sind so brav gegen ihr eigen Kind, wie die Heiterethei gegen das Liesle ist.“

„Ja, und die Hochmutei dazu,“ hustete der Weber. „Wo sie die Mannsleut' verspotten kann mit Wort oder That, da ist sie gewiß bei der Hand. Aber sie wird wohl schon einmal schlecht anfliegen, und ich wär nicht der Einzig', der's ihr gönnt.“

Ein Blick der Zustimmung, in dem die übrigen Männer sich nickend begegneten, zeigte, daß der Weber wahr gesprochen.

Unterdes waren sie mit Bezahlen, frisch Tabak stopfen und Anbrennen fertig geworden und machten sich auf den Weg. Man hatte noch zwei gute Stunden zu dem Marktflecken. Der letzte rief der

Wirtin, welche die leergetrunkenen Gläser am Brunnen schwenkte, zurücksehend noch zu: „Prächtig Wetter heut!"

Die Wirtin sah sich um, und auf dem feinen Dufte haftend, der hinter den Bergen ringsum am Himmel heraufzog, sagte sie: „Dauert nicht bis zur Nacht. Es müßt heut nicht Gründer Markt sein."

Die Wirtin weiß es, und, sie nicht allein, alle Welt weiß es, wie's mit dem Wetter ist zum Gründer Markt. Und wenn er beginnt so blau und golden, wie es der Farbenkasten des Frühlings nur hergeben will, wie ein Tag vor sechzig Jahren; denn damals war alles besser, selbst das Wetter; frage nur die Reicker Wirtin, wer's nicht glauben will. Kaum ist's Mittag, da steigt's von allen Seiten auf; da hebt's und drängt's, bis es einen neuen Himmel gewölbt hat unter dem alten. Das wär' schon gut, wenn es nur aufzuhören verstände zur rechten Zeit. Aber immer noch steigt's und drängt's. Da wird ein Hin- und Herwogen, dunkler und immer noch dunkler, ein Zusammen- und Übereinanderschieben, daß endlich die Funken davon stieben und das ganze Wolkengewölbe unter seiner eigenen Last zusammenbricht mit Donnerkrachen, und die Wolkentrümmer aneinander in ungezählte Tropfentrümmerchen zersplittern über Buden, Platz, Käufer und Verkäufer.

Wehe dem, der da noch unter diesen letzteren ist; in dem wilden Durcheinander von Stöcken, Köpfen, Hüten, Mützen, das der gleichzeitige Druck nach allen Richtungen, nach deren Enden rettende Thüren sich öffnen, in eine kreisende Bewegung bringt. Zugleich mit der ganzen Masse um ihre und noch einmal besonders um seine eigene Achse gewirbelt, weiß er bald nicht mehr, was sich dreht, er oder die Häuser und Buden um ihn herum. Bald erscheint die rettende Thür, bald verschwindet sie, ohne daß sie ihm näher gekommen ist. Die Hutkrempe, von Regen und Mitleid erweicht, senkt sich allmählich und verhüllt dem Auge des Dulders liebevoll wenigstens den Anblick seines Schicksals, bis eine Flut ihn plötzlich davonführt, er weiß nicht, wohin, und eine Thür ihn einschlingt, die er nie zu passieren gemeint hat. So ist's im Marktflecken selbst; die Straße nach dem Städtchen bietet bei allem Ähnlichen doch ein ganz verschiedenes Bild.

Wer bereits auf dem Heimwege ist, hat die Schritte schon eine gute Weile her länger und schneller gemacht; nun wird ein Rennen aus dem Eilen. Wer so vorsichtig war, einen Regenschirm mitzutragen, dem lohnt sich die Mühe der Arme nun an den Füßen. Wie ein Beet voll lebendiger Pilze, roter, blauer, grauer, schwarzer, kommt die Straße den verwunderten Raben vor oben auf den Pappeln über dem Graben.

Der Regenschirm ist der Mann des Tages. Was keiner ist, müht sich einer zu werden. Unterrock, Bündel, eben gekaufte Wasserkannen, Töpfe, Tiegel, alles vergißt im Drange der Not seine eigentliche Bestimmung. Da huschen Weiber und Mädchen, mit der Schürze bedeckt, die ausgezogenen Strümpfe und Schuhe in den Händen, die Straße hin, und neben jeder huscht ein Mittelding von Schatten und Spiegelbild über die Pfützen und den nassen Glanz der Straße mit. Hier kommt einer zu Pferde und schnaubt und stampft und spritzt vorbei, daß die Weiber aufschreien und die Männer fluchen. Hier ein Wagen, aber er ist schon voll, und schon ist er vorüber. Die Geborgenen oben lachen schon in der Ferne und die in ihrer Hoffnung Getäuschten unten senden Verwünschungen nach, die der Wind zu Ohren trägt, für die sie nicht erdacht sind — wenn das ewig gleiche Plätschern des Regens sie nicht vorher überplätschert. Aber stehen bleibt niemand; es müßte denn ein Angetrunkener sein, der im seligen Vergessen aller Not mitten auf der Straße sich zur Ruhe legen will. Doch auch er wird vom lachenden Manns- oder zornig weinenden Weibervolke mit fortgeschleppt, halb getragen, halb geschleift, wie es gehen will. Aber es geht; denn es **muß** gehen.

Und so geschieht's am Tage des Gründer Marktes, seit der Gründer Markt im Kalender steht.

Wer's noch genauer wissen will, höre nur der Reicker Wirtin zu, die's eben ihren Gästen erzählt. Und er wird, besonders in Anbetracht der Länge dieser Erzählung, so froh sein, im Trockenen zu sitzen, als nur immer unsere Bekannten von vorhin sein können, der Schmied, der Schneider und der Weber aus dem Städtchen.

Nicht, daß ihr Zustand an sich beneidenswert zu nennen wäre! Es ist vielmehr ein wahrer Heringszustand. Man denke sich hundert Menschen in eine enge Dorfwirtsstube zusammengepreßt, die Scheitel in die schweren Gewitterwolken aus Lampen- und Tabaksrauch und den Angstschweiß nasser Kleidungsstücke getaucht! Die Verlegenheit, welche von den zahllosen da unter den Tischen herum und untereinander liegenden Beinen man an sich ziehen müßte, wenn es gälte, dem völligen Ersticken zu entfliehen, ohne an einem Mitdulder zum Diebe zu werden. Denn die Lampen hier und dort vermögen in ihrer Hilflosigkeit eben nur so viel Helle auszuströmen, als nötig, um den Leuten zu zeigen, wie dunkel es ist.

Aber eine Not kann zur Wohlthat werden, wenn sie von größerer Not errettet. Und bald hörte mit der größeren auch die kleinere auf. Es regnete schwächer, und wen nicht die Sorge um sein Heimwesen dem leiseren Rieseln zu trotzen trieb, der flog aus, da auch dieses endlich ganz nachließ.

Und auch heller wurde es. Schon zeigten sich Lücken im Gewölke. Das flog nun selbst wie eine endlose Folge dunkler Regenschirme in den Händen eilender Riesen am Himmel dahin.

Der Mond stellte sich auf die Zehen und sah zwischen ihnen hindurch auf die nasse Straße herab. Die hielt ihm tausend Spiegel vor und er sah wohlgefällig, um wie viel schöner und vollwangiger er nun seit gestern wieder geworden war.

Aber es gab Leute, die, sei es aus Behagen am Wirtshause oder aus Unbehagen an dem, was sie daheim erwartete, ruhig sitzen blieben, um, wie sie sagten, den Weg unterdessen noch etwas abtrocknen zu lassen. Unter diese gehörte auch unser Männerkleeblatt aus Luckenbach. Dem Morzenschmied war es nur dann nicht langweilig daheim, wenn er seiner Morzenschmiedin etwas aufzuheften oder sonst einen Streich zu spielen wußte. Hatte er sie durch eine trocken vorgebrachte Erdichtung mit den übrigen Weibern seiner Straße oder des ganzen Städtchens zusammengehetzt, dann war es seine Lust, mit Henkergeschicklichkeit sie in die größte Angst hinein zu bedauern. Und höchst unlieb wäre es ihm gewesen, hätte der Schaden einmal die Wirkung gehabt, sie klug zu machen. Die Schuster-Märtinessin dagegen, des Webers Ehefrau, war mit einem ganzen Doktorbuche voll Krankheiten behaftet, die das Eigene hatten, daß ihre Anfälle begannen, so oft sie ihren Märtines die Treppe heraufkeuchen hörte, und nicht eher nachließen, als bis er dieselbe wieder hinabhustete. Was dem Schneider die Süßigkeit des eigenen Herdes verbitterte, wissen wir schon.

Diese drei Männer saßen zuletzt noch fast ganz allein da, und ihr Gespräch war so ins Stocken geraten, daß sie, in sich versunken, selbst nicht wußten, wie sehr. Es bedurfte einer Stimme, wie eben eine vor der Thür sich vernehmen ließ, sie zu erwecken. Und diese Stimme klang so voll und tief aus der Brust herauf, daß die vorgesunkenen Köpfe fast erschrocken emporfuhren.

„Da habt Ihr Euren Mann, Frau Dotin," sagte draußen die Heiterethei. „Er ist der allerbest', raucht keinen Tabak, trinkt keinen Branntwein, und wenn Ihr ihn nicht mehr mögt, braucht Ihr ihm nur den Kopf abzubeißen."

„Dazu ist er gut," hörte man die Wirtin lachen; „und darum krieg ich ihn. Wär er zum Heiraten gewesen, hätt' ich ihn sicher nicht gekriegt."

„Ihr müßt einmal gern geheiratet haben, weil Ihr noch immerfort so gern vom Heiraten sprecht."

„Ja," antwortete die Wirtin, „aber wie ich am liebsten geheiratet hätt', da hab ich am wenigsten davon gesprochen. So haben's die Mädle und die Weiber, so lang' die Welt steht."

„Das sagt Ihr. Jedes meint, wie's ihm war, so muß dem andern auch sein."

„Und ich denk', wie's jeder meint, so wird's auch sein."

„Aber es ist doch nicht so! Und wenn's solche giebt, müßt Ihr dann sprechen: alle sind so? Sagt meinetwegen: es giebt ihrer genug, die so sind. Das sind solche, die's nicht allein ermachen können. Wer's muß, da hab' ich nichts dagegen, aber ich thät's nicht, und wenn ich tausendmal müßt'. Weil die Mädle heutzutag noch schwächer und einfältiger sind, als die Mannsbilder selber."

„Darum ist's nicht. Die Männer heiraten doch auch. Wenn jedes was Stärkeres und Gescheiteres heiraten will, wen sollen denn die heiraten?"

„Meinethalb den Kuckuck von Langensalz. Was gehn die mich an? Die Männer frein, damit sie einen Narren haben, und die Mädle, weil sie selber Narren sind. Gebt mir lieber ein Kärtchen Bier für Euer Gerede."

„Die Männer und die Mädle! als wenn du nicht selbst ein Mädle wärst! Oder was biste sonst?"

„Ich bin ich. — Und ich frei einmal nicht, und ich mag einmal nicht, und wenn Ihr mir einen auf dem Teller präsentiert und er wär obenein ein Prinz. Und red't Ihr noch ein Wort, so weiß ich, wo ich herkommen bin. Mein Brot verdien ich allein, wenn ich schon ein arm Mädle bin. Ich bin stark genug, und bin klug genug, und ich brauch keinen, und so ist's, und nu ist's fertig!"

Dabei war die Thür geöffnet worden und das Mädchen mit rotem Gesichte voran, die Alte, laut lachend, daß es die ganze Gestalt schüttelte, hinterdrein hereingekommen. Die Männer in der Stube zeigten Lust, das Gespräch, das sie mit angehört, weiter zu führen. Das Mädchen lehnte am Ende eines Tisches. Der Schneider ersah sich die Gelegenheit, den kühnen Gedanken von heute Morgen ins Werk zu setzen. Sie warf im Zorn die Lippen gar zu lockend auf. Um diese und bis in die vollen Wangen hinein war die goldbraune Farbe des Gesichtes gewichen. Das Mädchen hatte so pralles Fleisch, daß jede Bewegung vorübergehend solche weiße Druckflecken hervorbrachte, die, sowie der Druck aufhörte, einer desto dunkleren Färbung Platz machten. Es war an dem ganzen Mädchen ein immerwährendes Erbleichen und wieder Erröten vor Kraft. Der Schneider hatte gemeint: daß sie mit den bloßen Augen lachen könnte, gefalle ihm am meisten; jetzt schien ihm der trotzige Ausdruck derselben noch schöner, und ihre Augen gefielen ihm, so wild und scheu, noch mehr, als da sie lachten.

Vorsichtig und geräuschlos begann er, auf der Platte des Tisches sitzend, an dem sie abgewandt stand, immer näher an sie heran zu rutschen. Saß er hinter ihr, dann bedurft' es nur eines Zurufes. Wenn sie dann erschrocken arglos das Gesicht ihm zuwandte, war der Plan gelungen.

Der Morzenschmied schien ganz wo anders hinzusehen, als nach dem Schneider. Er hielt seine Pfeife ganz nahe vor die Augen, die vor Schelmerei so schief standen, daß er der Heiterethei wie ein lauernder Kater vorkam. Zuweilen gab ihm das mühsam unterdrückte Lachen doch einen Stoß.

Der Weber aber, der von alledem nichts merkte, hustete und sprudelte unterdessen: „Ja, so stark wie die Weibsleut' sind und so klug wie die Weibsleut' sind! Und doch, wo was ordentlich gemacht sein soll, da muß es der Mann. Wenn sie mit den Händen wackeln, das muß geärbet sein, und wenn die Zunge geht, da meinen sie, das ist gedacht. Ei ja! wenn sie den Stubenehren ein bißle mit dem Besen kitzeln, daß der lachen möcht', und dreimal die Bodentreppen hinauflaufen darum, wenn eine Handvoll Salz aus der Meste soll in den Topf!"

Das Mädchen schwieg, man hätte gemeint, wie ein gescholtenes Kind, wenn es ihr nicht zuweilen so eigen um die vollen Lippen gezuckt hätte.

Noch ein Ruck, und der Schneider saß am Ziel. Schon fühlte er die Wärme vom Körper des Mädchens an der ihr zugewandten Seite; ein Schauer rieselte ihm den Rücken herab, und das Leiseatmen wurde ihm immer schwerer. Noch durfte das Mädchen nicht umschaun. Drum fiel der Schmied helfend ein: „Was? Ich wett', das Dorle da nimmt zwei Mannsbilder auf sich, wenn mit der Zunge geärbet wird."

„Ihr seid freilich stärker," sagte das Mädchen nicht halb so keck als sonst. „Ihr nehmt gleich die ganzen Weiberleut' auf einmal auf Eure." — Sie war schon einigemal wie mechanisch mit der flachen Hand über den Tisch gefahren, und das hatte den Schneider jederzeit nicht wenig beunruhigt. Jetzt strich sie eben so und immer noch mit abgewandtem Gesichte den ganzen Mann herab, scheinbar so unabsichtlich wie einen Lappen Tuch, den man wohl in Gedanken vom Tische streicht, ohne gewahr zu werden, was man thut.

Alles lachte und sah nach dem Schneider, der so unerwartet auf die Diele zu sitzen gekommen, sich zu besinnen schien, wie.

Die Heiterethei that noch verwunderter, als der Schneider selbst, indem sie einen Augenblick nach ihm hinsah.

Der Schmied lachte, daß ihm die Thränen kamen, und ärgerte sich doch zugleich und schwur bei sich, nicht zu ruhn, bis er durch einen größeren Schabernack den Schneider und die ganze Männerwelt an dem

Mädchen gerächt habe. Es war dabei etwas von Neid und Eifersucht. Irgend jemand so tuckmäuserig dem Gelächter preiszugeben, das hielt er für sein Revier, und die Heiterethei war ihm eine Wildschützin darin, die gestraft werden mußte.

Doch wurd' er fast ungewiß; das Mädchen mußte mehr Freude verraten, wenn sie die Verhöhnung des Schneiders beabsichtigt hatte.

Im Gegenteil schien es der ungemischte Ton des Verdrusses, indem sie nun sagte: „Meinetwegen redet, was ihr wollt. Hätt' ich nur erst meinen Schiebkarren aus dem Schmutz! Wenn's so ein drei Stunden geregnet hat, ist da außen ein Lehm, als sollt der Schloßturm gekocht werden, und man braucht einen Topf dazu".

Der Schmied horchte auf. Was? Kam da die heißgewünschte Gelegenheit von selber, dem Übermute eins zu versetzen? Aber noch traute er der Hoffnung nicht.

„Ja," sagte er, „das Dorle will uns was weiß machen, damit sie lachen kann, wenn wir's glauben."

„Da hat sich's zu lachen," entgegnete die Heiterethei. „Ich muß heim, und allein bring ich den Karren nicht heraus."

Ihre Stimme zitterte bei den letzten Worten; der Schneider nahm's für unterdrücktes Weinen; je kleinlauter das Mädchen wurde, desto höher richtete sich der Schneider auf.

„Ich denk," sagte der Schmied, und seine Augen kamen immer schiefer zu stehen, „ich denk, das Dorle ist stark genug und ist klug genug und kann's allein ermachen? Wenn sie so klug ist, wird sie ja nicht mehr geladen haben, als sie fahren kann, und wenn sie alles allein ermachen kann, wird sie wohl fahren können, was sie geladen hat."

„Wenn das Wetter ausgehalten hätt'," sagte die Heiterethei. „Wer kann für's Wetter?"

„Ja freilich! das Wetter," hustete der Weber triumphierend; „das ist den Weibsleuten ihr Sündenbock. Donnerwetter! wenn das Wetter nicht wär, da blieben alle verfütterten Säu' gesund, da wär Obenhin der beste Jäter, und alles, was sie machen, das wär gut, und Zufrüh und Zuspät die besten Gärtner. Und ja, wenn alle Ding' sich selber machten, wie das Wetter, da käm keine darauf, daß sie nur ein Weibsbild ist" —

„Und ein ander Ding um einen Mann," flickte der Schneider dazwischen, und seine geballte Faust sagte: Ich bin einer!

Der Schmied wollte reden, aber der Weber war einmal im Husten. „So ein Ding, das da denkt: lieber die Bein' gebrochen, als zweimal gegangen, und was es auf einmal mit den Augen ersieht, das kann sie auch auf einmal mit den Händen ermachen. Drum steht's schon in der Schrift, daß es ein schwach Werkzeug ist, und der Mann soll

ihr Herr sein, denn warum? weil ein Weibsbild — nur ein Weibsbild ist, hergegen ein Mann, das ist ein Mann."

„Ja," sagte die Heiterethei, „wenn ich mir's so hätt' auslegen können! Aber deswegen bleibt mein Schiebkarren, wo er ist."

Der Schmied konnte noch immer nicht zu Worte kommen; der Weber fühlte, er mußte sich selber am Kragen festhalten, und wer weiß, was er noch gehustet hätte, wär nicht der Schneider dazwischen gefahren: „Und wo er bleiben sollt nach Recht und Gerechtigkeit! Denn es geschäh einer just einmal recht, wenn sie umladen müßt und würd' noch ausgelacht dazu".

Der Schmied, welcher schon lange beschwichtigend mit beiden Händen gerudert hatte, kam endlich, indem er dem Schneider ins Wort und dem Weber in den Husten fiel, zum Reden.

„Aber das Dorle," sagte er mitleidig, „kann ja doch eigentlich selber nichts zu dem Unglück, daß sie nur als ein Mädle geboren ist. Und wiederum steht in der Schrift, das stärkere Werkzeug soll sich über das schwächere erbarmen. Aber" —

„Umsonst wird nichts!" sprach der Weber dazwischen.

„Abbitte muß sie thun!" der Schneider.

„Ja, von wegen dem," fuhr der Schmied fort, „was sie vorhin gered't hat vom Männervolk. Sie dauert mich, aber daran läßt sich nichts ändern."

„Ja," sagte die Heiterethei, „und wenn ich's gethan hätt', müßt ich mir doch selber helfen und würd' auch noch ausgelacht? Hernachen will ich's; aber vorher thu ich's nicht; das sag ich gleich."

Der Schneider einen ganzen Kopf länger als er selbst, brannte vor Ungeduld, den Karren frei zu machen mit einem Ruck und so der Heiterethei zu zeigen, was ein Mann sei. Er staunte selber an sich hinauf und traute sich das Ungeheuerste zu. Auch der Weber konnte vor Ungeduld nicht mehr sitzen und spuckte schon in die Hände. Der Schmied hätte gern den Triumph mit dem Strohhalm ausgetrunken. Wer weiß, ob die Heiterethei ihnen noch einmal so in die Hände lief! sie durften sie nicht so schnell und glimpflich wieder heraus lassen.

Da diese aber, so viel ihr selber daran gelegen schien, die Männer sollten sich an ihrem Fuhrwerke versuchen, auch in der Schelmerei es sich nicht abgewinnen konnte, zu bitten, so erhob sich endlich auch der Schmied, und der Zug setzte sich, das Mädchen an der Spitze, in Bewegung.

Eine Warnung der Wirtin verscholl unbeachtet.

Das eigene Wedeln der Heiterethei mit dem Tragband in ihren Händen beim arglosesten Gesicht erinnerte sie an die ähnliche Schwanz-

bewegung der Katzen vor einem plötzlichen, unvermuteten Sprunge. Da die Männer nicht hörten und ihr selbst über den Katzen einfiel, nach dem Braten im Gewölbe zu sehen, so überließ sie die Verblendeten der Heiterethei ohne weitere Versuche, sie zurückzuhalten.

Außen hatte sich unterdes ein Windhauch aufgemacht, der die aus der Einfahrt Tretenden mit fast herbstlicher Frische begrüßte und von den Bäumen an der Straße einen kleinen Regennachschauer auf sie warf.

„Und wo ist denn nun das bißle Karren?" fragte der Schmied, sich umsehend.

Die Heiterethei ging voraus, um ihre lachenden Augen zu verbergen: denn der Mond verbreitete Tageshelle. Sie ging nach einer großen Pfütze zu, und hier stak der Karren. Das Rad war nur eben bis an die Speichen in den weichen Boden eingedrückt.

Ein weißes Tuch verbarg die Ladung. Diese nahm einen so unerwartet geringen Raum ein, daß der Schneider fast bedauerte, so leicht davon zu kommen.

„Ärbet für einen Schneider," sagte der Schmied.

Das nahm der Schneider beinah übel.

„Schmied oder Schneider," sagte er und warf den Unterschied mit einer Handbewegung weg, die zeigte, wie leicht er war. „Mann ist Mann; und wär's nicht um einer schwachen Weibskreatur wegen, das Ding wär für meinen Lehrjung' zu gering."

Aber so verächtlich blickend er nun zwischen die Handhaben trat, geschah's doch mit dem Entschluß, seine ganze Kraft aufzubieten. Denn herausfliegen sollte der Karren, so leicht wie ein Vogel, aus dem Schmutz. Und gewiß! wäre der Schneider so energisch wieder aufgestanden, als er sich bückte, es wäre so geschehen. Aber er stand gar nicht wieder auf, wenigstens mit dem Karren nicht. Wie er auch bald mit der einen, bald mit der anderen Schulter, bald mit beiden zugleich auftauchte, wie er das Tragband bald nach oben, bald nach unten schob, der Karren flog nicht, er stand wie angewurzelt. Wütend sprang der Schneider endlich allein wieder empor. „Vexation!" schrie er. „Vexation! Ich weiß, was einer ermachen kann. Aber die Wirtin hat nicht vergeblich gered't. Da ist was Extra's aufgepackt."

Die Heiterethei sagte: „Ja, sechs Schneider."

Der Weber aber schämte sich in der Seele seines ganzen Geschlechtes, daß er den Schneider vorangelassen. Zornig schob er ihn aus dem Karren und sich selbst hinein. Nun spuckt' er in die Hände, aber nicht wie der Schneider, sondern wie ein Mann. Nun faßt' er in die Handhaben, daß die langen Finger erblichen; nun taucht' er nieder, als gält's, den Kern der Erde zu stürmen; nun rannt' er gegen den Karren wie ein

wütender Elefant; nun — ja, nun lag er mit der Nase auf der Last und mit den Knieen in der Pfütze. Der Karren stak so fest als zuvor.

„Ein himmelverbrenntes Donnerwetter!" fluchte nun auch der Weber, indem er sich aufreckte und den Schmutz von den Knieen abstrich. „Der Schneider hat recht. Lug und Trug! Teufelsmädle, du hast noch was Aparts aufgepackt. Vexation ist's, Vexation!"

„Ja, freilich," sagte die Heiterethei, „der ist vexiert, der sich auf ein so starkes Werkzeug verläßt, wie Ihr eins seid."

Der Schneider und der Weber fluchten und renkten sich die Arme und Beine zurecht, der Schmied aber lachte so fürchterlich, daß die Heiterethei ihn nicht ansehen durfte, wollte sie ernsthaft bleiben.

„Das Mordmädle!" dachte er. „Ich könnt' ihr ordentlich gut sein für den Spaß da, obgleich sie mir den Hauptjux verdorben hat, den über sie selber. Und geschenkt soll ihr das gewiß nicht sein. Dem Weber und dem Schneider geschieht's schon recht; warum sind sie solche Pfefferkuchenmännle! Aber ein End' mach' ich nun, sonst kommt die noch aus dem Häusle vor Übermut."

Damit ging der Schmied nach dem Karren, dem er, als Repräsentant seines ganzen Geschlechtes, die Ehre nicht anthat, die Pfeife vor ihm aus dem Munde zu nehmen. In die Hände spuckt' er so beiläufig, als wär's nur, um den Gebrauch nicht zu umgehen. Aber bald ward er höflicher. Nach dem ersten vergeblichen Ansatz spuckt' er in vollem Ernst. Bei dem zweiten fiel ihm die Pfeife von selbst aus dem Munde. Nach dem dritten war er zorniger als Schneider und Weber.

Er war keineswegs bösartig; aber er hatte die Natur vieler sonst ganz guten Leute. Die gern jedermann zum besten haben, sind, wenn ein anderer das an ihnen thut, gewöhnlich die Empfindlichsten. Dazu kam, daß ihm Schneider und Weber seine Schadenfreude von vorhin mit Zinsen zurückgaben.

„Heben thut er sich," schrie er endlich, „aber heraus aus dem Schmutz bringt den Himmelelementskasten der Teufel selber nicht! Aber der Hexe da soll's gezeigt werden, was das auf sich hat, Männer zum Narren zu halten! Das soll sie einem andern weiß machen; das kann der wilde Fritz nicht; das müßt' der Teufel selber sein, der einen Karr'n vom Zainhammer bis daher führ' so beladen wie den."

„Ja, wenn der Teufel kein Mannsbild wär'," entgegnete die Heiterethei, indem sie das Tragband aufhob, das der Schmied im Zorn auf die Erde geworfen hatte. „Aber er macht's halt wie alle Mannsleut'. Räsonnieren, was ein Mann für ein ander Tier ist, wie so'n armes schwaches Weibsbild, das können sie; aber so 'nem armen Weibsbild den Karren aus dem Schmutz thun — 'a, wenn's halt mit der

Zungen zu machen ging'! Bin nur froh, daß ein Eisenstab kein Schweizerkäs ist, sonst hätt' ihn der Meister Weber durch und durch gestochen mit seiner spitzigen Nasen. Und wenn was zu bestellen ist an die Frau Morzenschmiedin, oder wenn der Meister Schneider noch aufsitzen will, so einen bring' ich just noch fort; er könnt' auf dem Strick reiten da; aber es müßt' geschwind gehn. Ich hab' nicht mehr viel Zeit."

Sie sah nach dem Schneider um, als wär's mit dem Aufsitzen ihr Ernst. Dann hängte sie ruhig ihr Tragband um, ließ die Handhaben in die Schleifen und hob, wenn auch mit Anstrengung, den Karren aus dem Schmutz.

„Respekt muß im Hause sein!" rief sie zurück. Und heiter lachend ging es dann die Straße so schnell hinab, daß die Männer noch wie Steinbilder dastanden, als sie um die nächste Ecke verschwand.

Freilich schon hinter dieser nächsten Ecke machte das Mädchen Halt, um dort von der übermäßigen Anstrengung auszuruhen, aber nicht ohne erst vorsichtig herumzublicken, ob die Männer ihr nicht etwa folgten. Sie sah sie langsam in das Wirtshaus zurückgehen, und nun erst überließ sie sich dem Jubel, dessen lauten Ausbruch zu unterdrücken ihr bis jetzt nur mit äußerster Mühe gelungen war.

Sie hätte sich längelang in das Gras neben der Straße geworfen, stand nicht vom Regen her Wasser darauf. Sie kauerte, weil sie sonst kein Plätzchen sah zum Ruhen und zum Lachen, auf ihre Fersen nieder und umschlang mit beiden Armen ihre Kniee. Und jemehr die verdehnten Sehnen von der Erschütterung des Lachens schmerzten, desto heftiger mußte sie lachen. Sie drückte ihr Gesicht in die Schürze, preßte den Zipfel derselben in den Mund; aber die bewährtesten Mittel halfen nicht; sie mußte den Lachsturm austoben lassen.

Wie weit war ihr Herz vom Gefühle ihrer Kraft und Selbständigkeit! Es war ihr, als hätte sie einen Sieg über alle Männer der Welt davongetragen. Nicht mit dem Glücklichsten tauschte sie jetzt. Aber das hätte sie auch wohl sonst nicht gethan. Denn niemandem konnte wohler sein in seiner eigenen Haut, als der Heiterethei; in eine fremde sich auch nur hineinzudenken, fiel ihr nicht ein. So strotzte jede Fiber an ihr von Kraft, jeder Gedanke von Übermut.

Bald hatte sich ihr Körper erholt und das Phlegma der Gesundheit auch die innere Bewegung so auf das richtige Maß zurückgebracht, daß, als sie weiter fuhr, den rüstigen Gleichschritt kein schnellerer Atemzug mehr störte.

Wir können sie getrost sich selber überlassen; es wird für das Verständnis unserer Erzählung nötig sein, dem Orte, dem sie so rüstig zufährt, und dem Treiben und der Art seiner Bewohner einen, wenn

auch nur flüchtigen, Blick zu gönnen. Wir eilen ihr voraus, sicher, daß sie uns bald einholen wird.

Wir kommen zunächst durch eine Doppelreihe von Städeln und wissen nun schon, Luckenbach gehört zu jenen Städtchen, in deren Thätigkeit sich Ackerbau und Gewerbe teilt. Der Gründer Markt ist ein Ausnahmstag. Denn was Waren hat, feil zu halten, Geld, um zu kaufen, Beine, um zu tanzen, Arme, um Kegel zu schieben oder sich zu schlagen, eine Gurgel, um zu singen und zu trinken, ja, nur Augen, um zu sehen, das fliegt heut sicher nach dem Grunde. Aber nur einige Stunden früher, und wir hätten auch heut ein Bild gehabt vom Leben und Treiben des Städtchens im Sommer, wenn auch ein weniger lebendiges und figurenreiches, als an anderen Tagen. Männer in Hemdenärmeln standen plaudernd und rauchend an befreundeten Fenstern. Flinke Weiber und Mädchen wuschen Salat oder schöpften mit dem „Kübel" Wasser aus den großen steinernen Brunnenkästen in „Bütten und Stutzen". Andere rasselten, die rotflanellenen Unterröcke hinter ihnen fliegend, mit dem leeren Schiebkarren über die Straßen nach dem Thor, oder kehrten langsamer mit beladenen von daher zurück. Und nicht etwa bloß die ärmeren, wie die Heiterethei. Wer Töchter hat, mietet keine Mägde. Die angesehenste Bürgerstochter, die am Sonntag auf dem Schützenhof tanzt oder auf dem Liebhabertheater spielt, fährt Werkeltags im rotflanellenen Unterrock, ein buntes Tuch um die Haare, auf dem Schiebkarren das Futter heim für die Kühe. Die Männer sind Handwerker, die Frauen sind Bauern. Und den großen Feldarbeiten, Heu-, Grummet-, Getreide- und Kartoffelernte, macht auch bei den Männern das Handwerk Platz. Dann steht die Brücke leer, der Webstuhl ruht, Schere und Säge hangen am Nagel; Meister, Lehrling und Geselle tummeln sich draußen im Felde oder auf der Wiese.

Wir kehren wieder zu der Heiterethei zurück und treffen sie schon an den äußersten Städeln. Sie fährt langsamer als vorhin; sie überlegt, ob sie hier noch einmal ruhen oder in einem Zuge fortfahren soll bis an die Nagelschmiede, wo sie ihre Ladung abzugeben hat. Sie ist schon zu dem letzten entschlossen, da fällt ihr ein offenes Stadelthor auf, vor dem eine Schnitzbank steht. Rings um diese liegen fertige und unfertige Faßreifen und allerlei Werkzeug in der wildesten Unordnung durcheinander. Und kein Mensch dabei zu sehen noch zu hören.

Nichts war dem Mädchen verhaßter als Unordnung. Wo sie dergleichen sah, zuckte es ihr in den Händen. Sie konnte nichts unrecht stehen sehen, ohne es recht zu stellen, und wenn sie noch so gut wußte, wie schlechten Dank sie sich damit verdienen würde. Unwillkürlich ließ sie den Schiebkarren zur Erde nieder.

„So was!“ sagte sie und schlug vor unwilliger Verwunderung mit den Händen auf die Schürze. „Da läuft erst der Meister von der Arbeit, hernach die Gesellen und der Lehrer (Lehrling), wie die Säu' vom Trog. Freilich! Sollen die Gesellen auf seinen Nutzen sehn, wenn's der Meister selber nicht thut! Aus dem Holders-Fritz wird halt sein Lebtag nichts gescheits.“

An jedem andern wäre ihr Unordentlichkeit zuwider gewesen, am Holders-Fritz erregte diese ihren Zorn. Sie wußte nicht, warum, und war auch nicht gewohnt, über dergleichen sich Rede zu stehen. Aber es regte sich zugleich ein Etwas in ihr, was sie freilich gewiß für nichts anderes hätte gehalten wissen mögen, als wofür sie selbst es hielt, für Ordnungsliebe. Dieses Etwas wußte jenen Zorn mit immer neuen unverfänglichen Vorwänden von einem Zugeständnis zum andern so lange fortzuschwatzen, bis er endlich nichts mehr zuzugestehen hatte.

„Ich werd nicht so dumm sein,“ entgegnete der Zorn dem Etwas, „Ordnung zu machen, wo mich's nichts angeht. ‚Aber über die Schnitzbank',“ sagte das Etwas, ‚kann bei Nacht jemand fallen‘.“

Sie räumt die Schnitzbank hinein, und das Gespräch geht fort: „Aus dem andern mag werden, was da will!“ „Wenn ich nicht einmal darüber wär, die Reifen sollten liegen wegen mir bis zum Gückelestag.“ — „Den Schnitzer und das Schnitzmesser — guckt nur! auch das Beil und die Säg' haben sie liegen gelassen, die liederlichen Hünd.“ „Wenn mich nicht das Zeug dauern thät!“ — „So; nun fehlt nur noch, daß ich so dumm wär und kehrt auch noch die Spän hinein, aber — nicht einmal einen Besen haben die da. Es ist mir nur Wunder zu sehn, ob das Volk nicht einmal einen Besen hat? Na, das soll wohl einer sein! Würd dem Gesindel keinen Finger kosten, wenn sich's selber einen zusammenbänd, eh' sie das stumpfe Ding da — meinethalb! Und das Stadelthor ist auch hundert Jahr nicht geschmiert. Es wär schad um den Holders-Fritz, wenn's ihm nicht recht geschäh. Nunmehr müßt der Einer sein. Warum heirat't er nicht? Aber wen denn? Wenn der keine Tüchtige kriegt, ist's schlimmer, als gar keine. Wenn er mich zur Frau hätt', da könnt er noch einer werden. Ich wollt's ihm schon gönnen; er ist doch nicht der Allerschlimmst'. Wenn ich einmal mit ihm zu reden käm, ich wollt ihm allerlei sagen. Ja, damit er Wunder dächt, was ich mit ihm haben wollt? Was geht der mich an? Er hat meine Mutter nicht gefreit und will mich nicht frein. Und ich möcht ihn nicht einmal. Den nicht und gar keinen. Ich kann's zweimal allein ermachen. Und so ist's, und nu ist's fertig!“

So lautete das Gespräch, das die Gedanken der Heiterethei miteinander führten. Und wie diese mit dem Gespräch, war sie selber mit

dem Aufräumen fertig geworden. Das alte Scheunenthor kreischte laut knarrend in der Angel; die Heiterethei sah erschreckt sich um. Es war, als hätte zugleich etwas in den Büschen gerauscht. Aber alles war ruhig und niemand zu sehen. Das Thor hatte die Gräser vor der Scheune gestreift; die hatten gerauscht. Dennoch war das Mädchen mit einem Satz auf der Straße. Und nach der Miene, mit der sie weiter fuhr, mußte jeder, der ihr etwa begegnete, glauben, sie komme von Reick, wenn nicht vom Zainhammer her in einem Laufen.

Schon war sie fast an dem Hohlwege, der die Scheunen von dem eigentlichen Städtchen trennt, als sie aus der Ferne ein wildes Durcheinander von Männerstimmen auf sich zukommen hörte. Erst war's ihr unmöglich, mehr als „der Fritz, der Holders-Fritz! ja, der Holders-Fritz! na, der Holders-Fritz!" herauszuverstehen. Das Geschrei kam näher und wurde zu einer Art Gespräch. Die Stimmen waren ihr bekannt.

„Der Frankendorfer Wirt," schrie der Adams-Lieb, „das ist auch einer, aber gegen den Holders-Fritz ist er doch nix."

„Wenn ich dran denk," lachte ein anderer, „wie der Fritz da letzt in Windig wieder den Tanzboden rein hat gefegt, und hernach hat er uns alle freigehalten wie ein Fürst. Teixel, war das eine Lust!"

„Aber," jubelte ein Dritter, „wie er das Pfortenthor aus hat gehoben und 'runter geworfen in den Steuereinnehmers Garten, und sechs Mann haben's beinah nicht wieder 'raufgebracht!"

„Muß da gerad das Gewitter kommen," schrie der Adams-Lieb wieder, „wie ich schon den Rock angezogen hab zum Gründer Markt. Es ist nur gut, daß der Fritz auch Abhaltung hat gehabt, sonst hätt' mich's doch geärgert."

„Mit dein'm Gründer Markt!" eiferte ein Vierter; „wo das Bier sauer ist und die Bratwürst' wie die Schwefelhölzle und die Hammerschmied' thun, als wären sie Herr'n auf dem Tanzboden."

„Oho," schrie der Adams-Lieb wie beleidigt. „Nur net, wenn der Fritz dabei ist. Du, Fritz, zur Kirbe (Kirchweihe) gehste mit im Grund. Auf die Hammerschmied' hab ich's lang gemünzt. Den'n mußt's einmal weisen!"

Und nun schrieen sie wieder zusammen, daß man nichts als das „der Fritz! ja, der Holders-Fritz! na, der Holders-Fritz!" aus dem Geschrei heraus verstehen konnte.

Es waren etwa zehn Burschen zwischen siebenzehn bis zwanzig Jahren, die solchergestalt das Lob des Holders-Fritz preisend daherkamen, der in ihrer Mitte einherschritt, schweigend, wie ein mächtiger Fleischerhund, umhüpft von kläffenden Möpsen. Sie gestikulierten mit Pfeifen, Stöcken

und Händen sichtlich bemüht, durch Wichtigkeit und Gewaltsamkeit des Gebarens zu ersetzen, was ihnen an Männlichkeit noch abging. Man sah, das wilde Wesen des Holders-Fritz war ihr Muster. Und das war freilich das einzige, in welchem sie ihm ähnlich zu sein vermochten. Denn so sehr sie sich auch streckten und die Schultern zusammennahmen, der Holders-Fritz ragte doch um Kopfeslänge über sie hinaus, und aus zwei ihrer Brustkästen wär' noch nicht einer geworden, wie ihn der Holders-Fritz zwischen den Schultern trug. Er war freilich fast doppelt so alt, als der Jüngste unter ihnen; aber man sah, er that auch von seiner Seite das Mögliche, das Mißverhältnis des Alters zwischen ihm und seinen Gefährten wenigstens äußerlich auszugleichen. Er trug keine Weste unter dem Rock und den Hemdekragen über das keineswegs elegant geschlungene Halstuch herausgelegt. Wer ihn so mit dem ungeheuren weichselnen Pfeifenrohr sah, an dem große bunte Quasten herumbaumelten, hätt' ihn eher für einen verwilderten Studenten angesprochen, als für einen ehrsamen Handwerksmeister.

Jetzt sah einer von den lärmenden Gesellen das Mädchen in den Hohlweg einbiegen.

„Dort kommt die Heiterethei," schrie er. „Macht, daß wir in den Hohlweg kommen, eh' sie wieder heraus ist. Du, Fritz, mußt ihren Schiebkarren aufhalten," sagte der Adams-Lieb. „Das giebt einen Spaß, wie er auf dem Gründer Markt nicht gewesen wär'!"

Das kam dem Fritz eben recht. Mit zwei Sprüngen waren sie in dem Hohlwege und der Fritz stellte sich unter dem Jubel der Gefährten in der Mitte des engen Weges dem Mädchen entgegen.

Die Heiterethei merkte wohl, worauf's damit abgesehen war, aber sie hielt nicht an.

„Ausweichen," dachte sie, „thät ich nicht, wenn's auch möglich wär. Aber die sollen auch nicht denken, daß ich stillhalt oder zurückfahr ihretwegen. Ist mir nicht bang, er wird schon beiseit springen, wenn ihm der Karren an seine Beine kommt. Mag er's haben! Warum läßt er mich nicht gehn!"

Aber bis an seine Beine kam der Karren nicht. Einen Schritt davon hielt ihn der Fritz an mit vorgestreckter Hand.

Einen Augenblick standen sich die beiden hohen Gestalten schweigend gegenüber. Sie sahen sich herausfordernd an über dem angehaltenen Karren.

Die Heiterethei schob aus allen Kräften, der Holders-Fritz stemmte sich ebenso dagegen. Die Anstrengung trieb ihnen das Blut ins Gesicht und beschleunigte die Eile, mit welcher der Ausdruck ihrer Züge, die ganze Tonleiter durchlief vom neckenden Mutwillen durch Spott und

Hohn bis zum aufflammenden Zorn. Die Heiterethei ließ die Handhaben des Karrens auf den Boden nieder, daß die geladenen Eisenstäbe klirrend zusammenschlugen. Wieder aufschnellend wie eine Stahlklinge, bog sie sich drohend über das Fuhrwerk und sagte, Gesicht fast an Gesicht: „Willst du was?“

Der Jubel der Gesellen gab dem Fritz seine Ruhe wieder. Er nahm sich vor, dem Mädle seine ganze Überlegenheit zu zeigen. Bei jeder der Reden, die nun Schlag auf Schlag einander folgten, wuchs der Jubel der Zuhörer und die Beeiferung der Redner.

„Hast du denn, was ich will?“

„Nein; denn was Gescheit's ist's nicht, was du willst.“

„Freilich; eine Frau, und das ist nichts Gescheit's.“

„Glaub's wohl, daß du eine Frau willst; aber daß dich eine will, schon lange nicht.“

„Und hätt'st mich selber gern, wenn ich dich nur möcht. Aber ich will eine andere, eine Schöne und Reiche. Weißt du keine? Kommst doch weit herum.“

„Nicht so weit, wo sie dich nicht kennten.“

„So brauchst mich nicht erst zu loben.“

„Ja doch, und auch nicht mich auslachen zu lassen. Du bist der Einzig', der nicht lacht, wenn eins dich lobt. Dafür lachen die selber hinter dein'm Rücken, die dich loben, daß du's hörst. Frag nur die da. Und so ist's, und nu ist's fertig, und du läßt mich gutwillig vorbei, oder du kannst noch zu hören kriegen, was die da nicht sagen, wenn du dabei bist.“

„Ja, so hat allemal der gesagt, der nichts hat gewußt. Wenn du was weißt, so sag mir's doch. Weil ich keine Frau hab, die mir predigt. Thu 'mal zum Spaß, als wärst du meine Frau; du wärst's halt doch zu gern.“

„Du denkst, weil ich arm bin, kannst du über mich spotten? Wenn du mich doch zur Frau hätt'st, du könnt'st vielleicht noch einer werden und liefst nicht mit solcher Brut herum, die noch die Eischalen am Schnabel hangen hat. Du denkst, dich möcht ich? dich? Und wenn du einen Rock anhätt'st aus lauter Thalern, und an jed's Haar wär ein Dukaten gespießt, dich möcht ich nicht. Der ärmst' Bettelmann wär mir lieber als du, wenn ich einen möcht. Aber ich mag gar keinen. Und was bist denn du? Allen Gelbschnäbeln ihr Schulmeister, wo sie lernen, was nix taugt! Ja, wenn du das noch wärst. Aber ihr Geckelmann bist du, der Faxen macht, wenn sie am Faden ziehn, wie sie wollen. Und denkst noch Wunder, was du bist mit deinen Krägelen und deinen Bummelquasten da. Du denkst, dem Herrenmüller sein

Spitz, das ist nur ein Hund. O, der ist noch ein ganzer Kerl gegen dich, wenn er auch keine Krägele hat und keine Quasten. Der macht auch, was sein Herr will, aber er hat doch nur einen. Aber du hast so viele Herren, als Nixtauger sind im Städtle. Wenn einer sagt: Schön, Holders-Fritz, apport! gieb mir dein Kappen, so giebst du sie; bezahl mir mein Bier, so bezahlst du's; das ist ein starker Holders-Fritz! so machst du größre Sprüng', wie der Spitz, wenn's heißt: das ist ein geschickter Hund! Und denkst den ganzen Tag nix, als was für eine Dummheit du wieder machen sollst, damit die da dich loben. Denn um was Gescheit's loben dich die da nicht, und von vernüftigen Menschen willst du nicht gelobt sein. Du denkst: wär das ein Unglück, wenn's hieß: Was der Holder für ein ansehnlicher Mann ist! er ist der ordentlichst' Mann und der tüchtigst' Meister in der Stadt: wer was gescheit anfangen will, muß den Meister Holder fragen. Ja, das wär doch ein Unglück, wenn die da keinen mehr hätten, der ihnen thät, was sie sich schämten, wenn sie's selber sollten thun. Pass' nur auf, wenn ich fort bin, wie's heißen wird: Allo fass', Holders-Fritz! Mach du nur Augen, wie du willst, ich fürcht mich schon lang nicht vor denen ihrem Spitz. Und nun läßte los! Ich hab's wie mit Löffeln! Du weißt nun, was für ein Kerl du bist, und so ist's, und nu ist's fertig!'"

Und aufgehoben war der Schiebkarren, und vorwärts ging's durch den Knäuel der Bursche hindurch, die fluchend beiseit sprangen, wenn die Wucht des Schiebkarrens ihre Beine traf.

Alle fielen über den Holders-Fritz her und begriffen nicht, daß er dem „Lügenmaul" nicht eins versetzte, woran sie lebenslang zu denken hätt'. Er selbst begriff's am wenigsten.

Noch aus der Ferne rief die Heiterethei: „Hetz, Holders-Fritz, hetz!"

Der Holders-Fritz war rot bis unter seine wilden Haare; er schickte dem Mädchen einen Blick nach, vor dem die Bursche erschraken. Der Jubel nahm ein plötzliches Ende. Keiner wagte zu mucken, um nicht etwa das Gewitter, das in dem Holders-Fritz aufgestiegen war, auf sich abzuleiten. Der Holders-Fritz zerbiß die Worte zwischen den Zähnen: „Du Mädle du! Wart, du Mädle du!" Einen Augenblick stand er schweigend, dann fuhr er wie im Trotze auf und schrie mit wilder Lustigkeit: „Heut geh ich nicht heim und morgen auch nicht. Nun soll's erst recht heißen: der wilde Fritz. Heut haben die Zimmerleut' ihren Tanz in der Schwan'. Will sehn, wer mich hinausweis't."

„Nun bist du wieder einer!" schrie der Adams-Lieb, und, ein wildes Lied brüllend, zog der ganze Haufe „der Schwane" zu.

Der alte Benediktus — nur Diktes genannt — blieb vor einem Häuschen stehen, nahm das Nachtwächterhorn an die Lippen und blies gerade nach dem Häuschen zu den schönsten Ton, der darin war.

Ob ihm das Häuschen so gefiel, daß er beim Tuten und Stundenrufen allemal nach ihm hinsah?

Hübsch genug sah es aus, zumal, wenn, wie eben heute, der Mond darauf schien, — am hübschesten aber, wenn der große Holunderbusch, der das Häuschen unter seinem Arm hatte wie einen Hut, oder unter seinem Flügel wie ein Küchlein, zugleich in voller Blüte stand. Und den Grasmücken und Finken ging es bei Tage wie dem alten Diktes bei Nacht. Der alte Holunder hatte keinen geraden Wipfel mehr, so oft hatten die kleinen Tagediebe singend sich darauf geschaukelt. Das schmale Weglein, das vom Schloßberge jäh genug herabkommt, thut auf der kleinen Wiese dabei, als müßt' es vor jedem Büschchen wieder ein Stückchen umkehren. Man sieht, ihm ist's nur darum, nicht zu schnell vorbeizukommen, und kaum zwei Schritte unter dem Häuschen, da wird's gar aus mit ihm vor Vergnügen, da hört's ganz auf.

Und just da ist's, wo am Zehntbach hin die herrlichsten Tuten und Pfeifen wachsen in der ganzen Gegend, so viel Weiden auch dem Bache entgegengehen oder ihm das Geleite geben von hier hinauf und hinab in das weite Thal. Da hat der Türmer noch das Glockenseil vom Dreibrotläuten in der Hand, und schon füllt Kindergejubel das ganze Weidengebüsch. Da wird das blaue Bächlein ganz rosig vom Wiederschein der badenden Kinderleiber vom Häuschen an bis zur Lücke im Busch, wo man, wenn heiterer Himmel ist, den Reicker Kirchturm sehen kann. Jetzt im Mondenschein sieht man kaum die Walkmühle und das Drescherhäuschen. Und zu hören ist nichts, als des alten Diktes Nachtwächterhorn und Stundenruf und ein leises Lüftchen thalherauf, kaum ein fernes Hundegebell und, wenn die Luft etwas stärker weht, vorübergehend das Rauschen vom Walkmüllerwehr. Und jetzt, indem wir davon reden, ein rascher Schritt, der näher kommt und näher, begleitet vom Schleifen eines Schiebkarrenrades im feuchten Gras.

Die Heiterethei hat ihre Last beim Nagelschmied abgeladen und eilt nun ihrem Häuschen zu. Denn hier hat sie das Kind ihrer Schwester unter der Obhut der alten Annemarie zurückgelassen, der für diese Dienstleistung die Oberstube des Häuschens eingeräumt ist. „Und," sagt die Heiterethei im Eilen vor sich hin: „die Annemarie kann's nicht besser meinen, und das Liesle mag sie auch; aber sie wird jeden Tag tappichter, und was kann in so ein sechzehn Stunden nicht alles geschehn!"

Je näher sie kommt, desto leiser wird ihr Tritt. Sie läßt den Schiebkarren vor dem Häuschen nieder, tritt an das kleine Fenster und pocht leise, leise. Das Kind muß nunmehr schlafen, und die Annemarie hört besser, als manches Junge. Und so ist's auch. Die Alte erscheint.

„Schläft's? Ist alles gut gegangen?“ fragt das Mädchen.

„Alles, nehmt aber das Strümpfle mit 'rein, Dorle, von den roten eins draußen am Staket. Die alte Sannel da, nieden vom Kellerweg, hat's auch gesagt, es muß Stiefmütterlesthee krieg', sonst wächst's noch zu.“

Annedorle nahm das Strümpfchen vom Staket, hob leise den Schiebkarren auf den leeren Schweinestall am Häuschen; dann trat sie durch die Hausthür, welche die Alte unterdessen aufgeriegelt hatte, unmittelbar in ein Gemach herein, das Wohnstube und Küche zugleich war. Ehe sie noch ein Wort sprach, nahm sie die Lampe vom Ofensims und leuchtete, mit der Hand vorsichtig schirmend, damit kein Lichtstrahl wecke, in die Kammer hinaus über ihr Bett hin, in dessen Mitte die Kleine lag wie ein Rosenknöspchen, auf einen weißen Teller gemalt. Dann setzte sie sich der Alten gegenüber, die den Sitz auf der Ofenbank eingenommen, auf den einzigen Stuhl.

Die Alte that Bericht, wie es mit dem Kinde gegangen; es seien wieder zwei vordere Backzähne im Begriffe, bei ihr hervorzubrechen.

„Dacht's wohl,“ sagte die Heiterethei, „es hat nächtens wieder so gehust't. Aber sonst ist's doch recht?“

„Na, ich weiß net, was für eins das is. Kriegt die Zähn' wie auf einmal und lernt auch noch laufen dabei; andere schmeißt's immerfort zurück. Aber der Diktes hat schon Zehne getüt't. Die Hölzle stehn hinterm Ofen. Gut Nacht, Bäs' Dorle, schlaft wohl.“

Das Dorle leuchtet ihr die enge Treppe hinauf, oben scheint der Mond zu dem kleinen Fenster herein. Unten wirft er helle Flecken auf den Boden und an Treppe und Wand. Dorle sieht, die Löcher in der Lehmwand, durch die der Mond so ungeniert hereinschaut, sind wieder größer geworden. War auch ein Regen das! sagt sie, geht in ihr Stübchen zurück und sitzt wohl noch eine Viertelstunde in Gedanken, darunter schwere Hauswirtssorgen, auf dem Stuhle. Das Häuschen, so schön es aussah, war schrecklich baufällig; vielleicht sah es eben deshalb so schön aus.

Das Strohdach erschien an einigen Stellen fast durchsichtig, während es an anderen große Höcker zeigte. Die große Reinlichkeit am Häuschen und darum herum stellte die Mängel desselben nur in helleres Licht. Es war ungewiß, ob der große Holunderstrauch das Häuschen mit allen seinen Armen umschlang, um dessen Mängel zu verdecken, oder um seine auseinanderstrebenden Teile zusammen zu halten. Was

davon auch seine Absicht war, er erreichte sie trotz alles Mühens nur unvollkommen. Und das kleine Liesle! und seine Mutter, die Schwester der Heiterethei, im fernen Dienste! O, es war Stoff genug zu sorgenden Gedanken.

Eine kleine Grille accompagnierte unter dem Kachelofen hervor seine Kollegen im sinnenden Kopfe der Heiterethei. Die Lampe konnte kaum die Augen offenhalten vor Schläfrigkeit und kämpfte immer schwächer zwischen Einnicken und gewaltsamem Emporraffen. Zum Glück ist die Sorge kein dauernder Gast bei der Heiterethei, und langes Sitzen ist auch ihre Gewohnheit nicht.

Sich straff aufrichtend, strich sie die Schürze glatt und sagte: „Wenn's nur am Leben bleibt und brav wird! Lehm giebt's genug am Bach, die Löcher zu verstopfen. Und wenn's keinen mehr gäb! Ich bin gesund und stark, und sie sollen mich nicht umsonst die Heiterethei heißen in der Stadt. Mag heiraten, wer will, und sich krank sorgen, wer will, ich nicht. Und so ist's, und nu ist's fertig!"

Der Gringel, an einem anderen Orte hätte man ihn den Gasthof zum goldenen Ring genannt, hatte ein anderes Gesicht, als das Häuschen der Heiterethei. In seine derben Züge war es Wetter, Wind und Alter noch nicht gelungen, etwas von dem interessanten Wesen hineinzuschreiben, welches das Häuschen unter den Weiden auszeichnete. Dazu thronte er breit und gewaltig auf dem höchsten Punkte des Städtchens im vollen Lichte wie eine Sonnenblume, während jenes sich veilchenhaft unter ihm in grüne Schatten verkroch. Eigentlich war der Gringel nur mit seiner Besitzerin zu vergleichen, der Gringelwirts-Valtinessin, so genannt, nicht weil sie selber, sondern weil ihr verstorbener Ehegatte mit seinem Rufnamen Valtines geheißen.

Der Zufall, der die Valtinessin eben der Morzenschmiedin gegenüber sitzen heißt, scheint dies in seiner lustigsten Laune zu thun; denn beide Genannte stellen die Pole weiblicher Beleibtheit vor. Die Valtinessin macht den Eindruck eines über seine Ufer getretenen Stromes. Es ist ein Glück für die Morzenschmiedin, daß jene nicht auf dem Ledersofa neben ihr Platz genommen, sie wäre rettungslos unter Fleisch gesetzt worden. Die Valtinessin ist eine Gestalt von solcher Unbescheidenheit der Ausdehnung, daß der Gast, welcher, hereintretend, seine Sehkraft nach ihrem Maße ausgedehnt hat, Gefahr läuft, die Schmiedin ihr gegenüber gar nicht gewahr zu werden.

Es sind ungefähr vier Wochen vorübergegangen seit dem Tage des Gründer Marktes. Daher mag es kommen, daß von all den Gästen,

die neben den genannten Frauen in der Wirtsstube des Gringels sich befinden, keiner mehr sein gedenkt. Diese macht einen bei weitem gemütlicheren Eindruck, als die Außenseite des Hauses. Besonders ist dabei das braune Holzgetäfel an den Wänden thätig. Die langen Tische haben sich ihm so nahe gemacht als möglich, und das Beispiel der eben vorhandenen Gäste, wie die glänzenden Flecken über den leeren Bänken, durch die Bemühung der Rücken von ganzen Geschlechtern poliert, bestärken uns in der Meinung: an dem Getäfel lehnend zu sitzen, müsse ein schöner Gedanke sein; besonders, wenn man dabei die Füße auf den Latten ruhen läßt, die zu diesem Dienste etwa vier Zoll über den Dielen unermüdlich von Tischfuß zu Tischfuß im Hin- und Zurücklaufen begriffen sind.

Der leere Raum in der Mitte des Zimmers scheint in seiner Größe für die Formenverhältnisse der Valtinessin absichtlich berechnet. Hier schreitet sie in der massiven Grazie, in der etwa der Gringel selbst oder die ganze Reihe Häuser, deren Stolz und Krone er ist, sich bewegen würde, von Gast zu Gast. Denn, obschon eine große, sie ist auch eine herablassende Frau, wenigstens gegen ihre Stammgäste und deren Angehörige. Von allen anderen freilich spricht ihre Gebärde: ich kenne sie nicht. Aber deren sind eben deshalb auch nur wenige.

Ihr Töchterlein, die Gringelwirts-Valtinessin-Ev', ist bei weitem so leutselig nicht. Und sie verdenkt es in ihrem Herzen der Mutter, daß diese nicht so stolz ist, als sie in Betracht ihres Ansehens sein könnte und der Meinung der Ev' nach sein sollte. Sie kommt selten in die Wirtsstube, und wäre auch jetzt nicht da, befände sich unter den Gästen nicht der Adams-Lieb, den wir schon kennen. Nicht daß sie ihm besonders zugethan wäre, aber er ist's ihr, und ihr erscheint's nicht unangenehm, angebetet zu werden. Vielleicht auch, weil der Adams-Lieb vom wilden Fritz wissen muß. Und von diesem ist eben die Rede.

„Ihr seid ja auch die Tag' bei ihm gewest," sagte der Morzenschmied, der in einer Ecke duckte, zu dem Meister Schramm.

Dieser verwunderte sich oder schien das wenigstens zu thun. Er hatte von einem Schlaganfall ein fortwährendes leises Kopfschütteln übrig behalten; das gab ihm ein Ansehen, als verwundere er sich über alles, selbst über sich und seine eigenen Reden.

„Ja," entgegnete der Meister in einem Tone, dem man anhörte, daß er neben andern städtischen, Würde verlangenden Funktionen auch die Stelle eines Leichenbitters und Anordners versah. „Ja, aber einen desgleichen Menschen hab ich mein Lebtag' nicht gesehn."

„Ihr red't vom Holder?" fragte der Adams-Lieb und that dabei so männlich, als ihm möglich war.

„Euch sollt man eigentlich nach ihm fragen," meinte der Schmied. „Ihr seid ja das ander Pferd am selben Wagen mit ihm."

„Kann sein," lachte der Bursche, „daß das einmal ist gewest. Aber im Kalender heißt jeder Tag anders."

„Ja," sagte der Schmied, „Ihr habt jetzt was auf den Holders-Fritz. Er läßt Euch nicht mehr in sein Haus."

„Er läßt?" that der Adams-Lieb höhnisch, aber höhnisch wie ein Mann. „Ja, sie sind sauer, hat der Fuchs gemeint, wie die Träubel zu hoch haben gehängt. Es giebt mehr solche, wo die Leut' nicht hereinlassen, die von selber außen bleiben."

„Seit der Geschicht in der Schwane," begann der Schmied duchsig wieder. „Aber so sind die Leut'. Sie sagen, er hätt' Euch 'raus geräumt. Am End' ist's umgekehrt gewesen."

Der Adams-Lieb spuckte wichtig aus. „Ja, die Leut' hören immer läuten, aber nicht zusammenschlagen."

„Und ich meint," versetzte der Schmied, „es müßt' ein tüchtig Zusammenschlagen gewesen sein. Die Zimmerleut' sind tüchtige Glockenknöppel. Wer da seinen Kopf zur Glocke muß hergeben!"

„Ich hab ihn wollen abwehren," sagte der Adams-Lieb; „da hat er auch über mich wollen kommen. Ich hab's ihm aber gewiesen. Das ist die ganze Sach'."

„Hab ich's doch gedacht!" meinte der Schmied, indem eine unsichtbare Hand ihm einen Ruck gab, daß man, war sein Gesicht nicht so ernst, glauben konnte, es komme von innerlichem Lachen. „Ja, die Leut'! Da haben sie gesagt, Ihr hättet an dem Fritz gehetzt, und Ihr habt ihn doch wollen abhalten. Und der Fritz wär so in der Rage gewesen, daß er hätt' gemeint, Ihr wärt auch Zimmerleut', und hätt' nicht geruht, bis er ganz allein im Saal wär gewest. Und da hätt' ihm das Alleinsein so gefallen, und er hätt's auch daheim eingeführt."

„Da seht Ihr's doch gleich," sagte der Adams-Lieb überlegen. „Wenn's so wär gewest, so will ich einmal annehmen, er thät uns nicht hereinlassen. Aber er läßt gar keinen Menschen herein. Ich hab's nicht probiert. Es ist schon lang keine Ehr' mehr gewest, mit dem zu gehn. Ich hab nur immer noch gedacht, ich wollt ihn zurecht bringen. Zuletzt hab ich gesehn, es ist umsonst. Und jeder ist am End' sich selber der Nächst'. Haben die Leut' doch schon angefangen zu reden, als macht ich die Kügele und der Holders-Fritz thät sie nur verschießen."

Der alte Meister Schramm verwunderte sich, daß er von der Sache nur reden wollte. „Ja," zitterte er, „er läßt gar keinen zu sich, und wär ich nicht sein Lehrmeister gewest — aber angekommen bin ich schlecht genug. Ich hab gemeint, als sein alter Lehrmeister müßt' ich

eine Vermahnung thun. Aber er hat gemeint, eben weil's mir und den Leuten nicht recht wär, wollt er's noch wilder treiben, und wir sollten die Händ' über den Kopf zusammenschlagen, was er nun noch angeben wollt. Dabei hat er so mit dem Beil in die Reif' hinein gehauen, daß mir die Stücken um den Kopf geflogen sind, und ich hab gemacht, daß ich noch mit gesunden Gliedern bin herausgekommen, eh' er über mich selber geraten ist. Mir ist's recht just gerad so vorgekommen, als wär's mit ihm nicht richtig."

Jetzt ließ sich eine Stimme hinter dem Ofen hervor vernehmen, die auch im Klange der eines Heimchens ähnlich war. „Hm! Und weiß man denn nicht, was ihn so hat erbittert? Ein Ding will doch eine Ursach' haben."

Der Adams-Lieb räusperte sich. Neben der Bemühung, dies so männlich zu thun als möglich, klang darin ein: „Wenn ich nur sagen wollt!"

„Ihr wißt's," sagte der Schmied zu ihm.

„Ich?" meinte der Adams-Lieb wegwerfend. „Was soll ich wissen? Ich weiß nix."

Die Valtinessin aber setzte sich ihm gegenüber. Dann schlug sie mit beiden Händen zugleich auf ihre Kniee und sagte: „So red't Ihr. Aber wer am Gründonnerstag Sechzig ist gewest, der läßt sich nix vormachen. So red't Ihr, aber hier sitz ich und sag: Ihr wißt's".

Auch die Morzenschmiedin erhob sich. Wie sie daher kam, glich sie einer rückwärts wandelnden Schwarzwälder Uhr, an der das Haubenfleckchen das Zifferblatt, die lang von der zuckerhutförmigen schwarzen Haube in den Rücken hinabfallenden Bandschleifen die Gewichte und die lange, schmale Person der Schmiedin selbst das Gehäuse darstellte. Der kurze, spitz ausgezackte Kragen des in Luckenbach unentrinnbaren engen, ärmellosen, blauen Tuchmantels konnte für ein altmodisch verziertes Gesimse gelten.

Man sah, der Adams-Lieb fühlte sich durch die Frage der Valtinessin in seinem notreifen Mannesherzen geschmeichelt. Er blickte sich um, ob auch alle hersähen, zugleich, ob die Ev' auch die männliche Haltung gewahre, die er annahm.

Aber ein neidisches Schicksal gönnte ihm nicht, seine Redekunst zu zeigen. Man hörte die Hausthür des Gringels mit Gewalt zufallen, fast zugleich öffnete sich die Stubenthür, und der Hereintretende zeigte ein Gesicht, über dessen Anblick man etwas noch Ausgesuchteres vergessen hätte.

Er warf sich klappernd auf eine Bank und gab auf den allgemeinen Frageblick nur ein lang andauerndes, pfeifendes Husten zur Antwort.

Die Valtinessin erhob sich und schleuderte ihre Haube, die bis jetzt auf dem linken Ohr in der Schwebe geruht, mit einer eigentümlichen

Bewegung des Hauptes auf das rechte. Diese Bewegung, die man öfter an ihr wahrnehmen konnte, war aber keineswegs die Folge einer Angewöhnung. Wer sie genauer beobachtete, fand bald, daß sie dieselbe nie zwecklos veranstaltete, sondern stets nur da, wo sie etwas damit sagen wollte. Und sie wußte unendlich viel damit zu sagen, was der Zunge unaussprechlich war.

Als diese Bewegung sich als ein wirkungsloses Mittel erwiesen hatte, griff sie zu einem anderen, den Mann von seinem Husten zu befreien. Sie wandelte zu dem Hustenden und versetzte ihm mit ihrer wohlgenährten Rechten einige sanfte Schläge in den Rücken. Und das half.

Denn obschon der Mann immer noch hustete, so kam doch Verstand hinein, und es hatte Ähnlichkeit mit der menschlichen Rede, als er weiter hustete:

„Da unter den Weiden, gleich bei der Heiterethei ihrem Häusle, hat er gelauert.“

„Er?“ sagte die Valtinessin und schwenkte unwillig die Haube. „Er ist niemand. Ein Dieb will der Meister Weber sagen.“

Aber das nahm der Weber übel. „Ich bin wohl einer,“ hustete er, „der vor einem Dieb erschrickt? Das ist dem Dieb sein Handwerk, und über einen, der in seinem Handwerk ärbet, erschreck ich nicht. Freilich hab ich erst gemeint, es ist einer, und das geht dich nix an. Denn ein Dieb muß auch sehn, wie er ehrlich fortkommen will auf der Welt. Aber wie mir's vorgekommen ist, als müßt's der Holders-Fritz sein der Statur nach, und in seinen Händen hat er ein Beil gehabt, da bin ich auf ihn zugegangen. Und da bin ich erschrocken, daß derjenig' über mich erschrocken ist, und hat sich wild umgesehn, hat seine Hand vor sein Gesicht gehalten und fort — ist er gewest. Ich mein, er ist in den Bach gesprungen, damit ich ihn nur nicht erkennen sollt'“.

So hustete der Weber und gab noch einiges zu, was wirkliches Husten vorstellen sollte.

Das unsichtbare Heimchen zirpte hinter dem Ofen hervor: „Hm, hm, hm!“

Die Valtinessin aber schlug auf ihre Kniee und sagte: „Obschon mein Vater ein Weber ist gewest, hier sitz ich und sag: das ist kurios!“

„Aber ich hab gedacht,“ meinte die Schmiedin, „der Holders-Fritz geht gar nicht aus. Und wenn er lauert, so müßt' doch was sein, worauf er lauern thät.“

„Ja,“ sagte die Valtinessin, „es ist finster, und der Meister Weber hat nur gemeint, es könnt der Holders-Fritz gewest sein.“

Der Weber wollte antworten, aber es wurde ihm dasmal schwer, Verstand in sein Husten zu bringen.

„Und er geht nicht aus?“ rief eine Stimme, die so schnell redete, daß man meinte, sie habe die fünf Worte zugleich gesprochen. Als sie fortfuhr, bemerkte man, es hatte mit ihren Reden eine eigene Bewandtnis. Das erste Wort jedes Absatzes stellte einen hemmenden Pfropfen dar, der erst durch ein gewaltsames Rütteln aller Gesichtsmuskeln zum Springen gebracht werden mußte. Dann aber schäumten die anderen ihm in desto sprudelnderer Eile nach. Der Besitzer dieser Stimme, der, so oft er sprechen wollte, hinter dem Tisch hervorsprang, als wollte er diesen vor der Gefahr seines Ergusses sichern, ähnelte auch in seiner einschnittlosen Gestalt, auf der ein kleiner Kopf saß, einer Selterssflasche. Sein Antlitz war von einer Röte, der man eine Nachhilfe mit geistigem Getränk ansah, und ein schwarzer Schnauzbart teilte es in zwei fast gleiche Teile.

„E—r geht nicht aus? Mit Vergunst von der Frau Valtinessin, aber das ist nicht wahr gered't.“

Da die Valtinessin sich anschickte, ihm etwas zu erwidern, setzte sich der junge Mann einstweilen nieder.

„Man muß glauben, was ein Mensch sagt,“ entgegnete sie. „Der Meister Schramm ist hier ein Luckenbacher, und der sitzt hier und sagt, er geht nicht aus.“

Sie bewegte die Haube dabei wiederum auf ihr linkes Ohr, um anzudeuten, daß der Redner kein Luckenbacher, und daher gewissermaßen kein Mensch sei und keinen Glauben verdiene.

Das verdroß den Saalfelder, er sprang wiederum hinter dem Tische hervor, rüttelte an seinem Pfropfen und sprudelte: „M—i—i—it Vergunst von der Frau Valtinessin, ich bin Mensch und Böttchergeselle. Aa—a—als ein solcher hab ich zwei Jahre lang bei dem Meister Holder gearbeit't, und zwar als einer, der weiter drin ist gewest, als bloß in Luckenbach, wo nur ein kleines Nest im Vergleich mit großen, allwo ich gearbeit't mit Vergunst von der Frau Valtinessin.“

„Ein Mensch will Er sein und ein Büttnergesell? Ein Saalfelder ist Er,“ sagte die Valtinessin entschieden.

Der Meister Schramm schien die scharfsinnige Einteilung vernunftbegabter Wesen in Menschen, Büttnergesellen und Saalfelder anzustaunen. Und die Sache war damit eigentlich abgethan.

Der Saalfelder war zwar anderer Meinung. Er kam wieder hervorgerannt. „Ddddd—das kann ich dem Meister Schramm bezeugen, wie der Meister Holder ist gewest. Dddd—denn der Meister Holder ist auch auf mich zugekommen mit unvorsichtigen Griffen wie ein Rohalist, das er immer ist gewest. Mmmm—meister Holder, hab ich gesagt, ich bitt' ihn inständig, sich nicht zu vergreifen. Wwww—wenn ich meint,

einen rechtschaffenen Menschen in dir anzugreifen, da ve—vergriff ich mich freilich, hat er gesagt. Iiii—ich hätt' ihm noch mehr gesagt, wä—wär ich nicht zufällig schon draußen gewest. Unnnd der Spandauer, mein Nebensgesell', ist von se—elber gegangen vor Zorn über mich, daß der Mei—eister einen rechtlichen Kunstgesellen so behandelt hat. Dddden—denn es ist eine Kunst und kein Handwerk nicht; da—as Buch ko—stet mich sechzehn Groschen: das Gg—ganze der Böttcherkunst mit Vergunst von der Frau Valtinessin."

Für diese war der gute Saalfelder gar nicht mehr vorhanden: sie strich sein Gedächtnis in Gestalt einer Falte von ihrer Schürze weg. Aber das Heimchen zirpte hinter dem Ofen hervor: „Die Red' ist davon, ob der Holders-Fritz ausgeht oder nicht!"

„Fffreilich geht er," sprudelte der Saalfelder. „Mmmüüßt mir's der Lehrer (Lehrling) nicht gesagt haben, wo ganz allein bei ihm geblieben ist, wei—weil er ein Schurk ist seines Namens, uund das ka—ann man ihm nicht verdenken thun von wweger er ist erst sechzehn gewest. Dddder muß nun die Bestellungen annehmen und mit den Kunden verakkommodieren von weger weil der Meister mit niemand reden will. Dddda sitzt der Meister auf der Schnitzbank und sagt: Ththu ich's oder ththu ich's nicht? Ich ththu's, und eh's herauskommt, ggeh ich nach Amerika. Unnd ddabei hat er Augen gemacht wie glühig Pech und den Schnnnitzer vor sich in die Schnnnitzbank gestochen wie ein Ttyrann. Und wwie er den Lehrer hat gesehn, daß der ist in der Wewerkstatt gewest, dda ist er erschrocken kkäseweiß, dddaß dem Lehrer 's hat gegruselt den ganzen Rücken hinunter mit Vergggunst von der Frau Valtinessin. Unnnd hernach hat sich der Mei—ster angezogen, ddder Lehrer hat's durch's Schlüsselloch gesehn, aber nicht wie ein Chchchristenmensch, sondern wie ein italjänischer Banditer; so hhhat er das Ffutter außenhin gehabt und dddas Tuch inwendig. Es ist schschon dämmerig gewest, aber er hat noch gewart't, bis es Nnnnacht worden, und hat dem Lllehrer erst nnnoch gute Nacht gesagt und geththan, als wenn er sich niederlegt, eh' er ist ggegangen nach den Wwweiden zu mit Vergunst von der Frau Vvvaltinessin."

„Nach den Weiden," zirpte das Heimchen, „hm, hm, hm!"

Die Valtinessin war eben im Begriff, das ganze Zeugnis des Saalfelders auf ihren Knieen heimzuschlagen, als sich die Stimme des Uhrmachermeisters Zerrer erhob. Der Mann schien bei seinen Gehwerken das Sprechen gelernt zu haben. Aus seinem Knarren und Schnarren schien hervorzugehen, daß auch er den Holders-Fritz in der Dämmerung lauernd getroffen.

„Wo denn?" fragte das Heimchen. „Auch bei der Heiterethei ihrem Häusle?"

„Es war am Weidenweg,“ schnarrte der Uhrmacher. „Ja, wenn ich mich recht besinn, so ist mir die Heiterethei nicht lang zuvor den Weidenweg her begegnet gewest. Ich hab ihn ganz genau erkannt. Die Frau Valtinessin kann's glauben, so gewiß ich ein Luckenbacher bin.“

„Hm,“ sagte die Valtinessin und schwang die Haube. „Ich kann mich nur nicht gleich besinnen, wo sein Großvater selig wohnhaft ist gewest in Luckenbach.“

„Der liegt auf dem Schwarzwald begraben, in Tuttlingen,“ entgegnete der Uhrmacher. „Mein Vater ist erst hergezogen nach Luckenbach.“

„So, auf dem — Schwarzwald,“ sagte die Valtinessin und dehnte den Schwarzwald, daß seine letzten Bäume weit nach Frankreich hinein zu stehen kamen: „Das ist, wo die Katholiken sein, und da heißt einer Florian und der ander Fabian und machen Mäusfallen“.

„Das ist mir nicht bekannt,“ sagte der Uhrmacher. „Aber von den Schwarzwälderuhren weiß die ganze Welt.“

„Die ganz' Welt?“ sagte die Valtinessin und schob sie mit der linken Hand geringschätzig beiseite. „Das kann sein. Aber von Luckenbach weiß sie nix. Und obschon mein Vater ein Weber ist gewest, Gott sei Dank! es ist noch kein Luckenbacher gewest, der Uhren hätt' gemacht!“

Die Ev' lachte eben nicht ehrerbietig. „Nun, so wird Sie mir's doch glauben, wenn ich's sag. Der Holders-Fritz hat mich dahinten an der Mauer beinah über den Haufen gerennt, wie er den Leuten ist ausgewichen. Und gelauert hat er vorher, das hab ich selber gesehn.“

„Und die Heiterethei?“ schob das Heimchen, hinter dem Ofen hervor, ein. „Die ist erst vorbeigewest?“

„Nein,“ sagte die Ev'. „Aber weit war sie nicht; das ist schon wahr. Und den Weg ist sie hernach auch gekommen. Und nun wird Sie's doch glauben, wenn's eine bessere Luckenbacherin sagt, als Sie selber ist. Ich hab doch ein Luckenbacher Heerle (Großvater) mehr, wie Sie.“

„Ja, was das für ein Mordmädle ist,“ lachte die Valtinessin voll Mutterstolz, „die Ev'! und obschon mein Vater ein Weber ist gewest, mein Heerle selig ist Burgemeister von Luckenbach gewest, und alle Leut' haben gesagt, ich bin ihm wie aus den Augen geschnitten.“

Das war eigentlich der Nachsatz, zu welchem jenes Obschon ursprünglich gehörte. Wenn sie dies ohne den Nachsatz brachte, so war das jedenfalls Bescheidenheit und sie rechnete darauf, daß der Hörer diesen in seinem Kopfe ergänzen würde.

Der Meister Schramm wunderte sich diesmal mit Recht. Denn was mußten das für Augen gewesen sein, aus denen man eine Gestalt wie die Valtinessin schneiden konnte! Von einem Bürgermeister, der solche Augen hatte, da war freilich Luckenbach wohl gehütet.

„Ja," sagte der Meister Schramm, „in Luckenbach ist dafür auch die Frau Valtinessin der Hanswurst in der Komödie."

Der Meister hatte in diese Äußerung nichts Unehrerbietiges legen wollen, und keiner der Anwesenden fand etwas dergleichen darin. Es wußte jeder, daß der Hanswurst die Hauptperson in der Komödie ist, und die Valtinessin nahm das Kompliment mit gütiger Herablassung auf. Dann erklärte sie, da eine Luckenbacherin es gesehen, so müsse man nun wohl glauben, der Holders-Fritz lauere jemand auf.

Das Heimchen aber hatte nicht vergessen, daß der Adams-Lieb noch sein Wissen um die Sache schuldig war.

„Ihr wißt noch was," zirpte es, „Ihr, Adams-Lieb!"

Der Adams-Lieb sah sich wichtig um und schwieg, bis die Valtinessin die Haube warf und damit erklärte, sie halte den Adams-Lieb weder für einen Schwarzwälder noch für einen Saalfelder, und da er meinte, in den Augen der Ev' ihr Wohlgefallen an seiner männlichen Haltung zu lesen, begann er:

„Es ist nix weiter. Am Gründer Marktabend sind wir der Heiterethei im Reicker Hohlweg begegnet. Ich hab ihn abhalten wollen, aber er hat ihr den Schiebkarrn aufgehalten, und da hat sie ihm gesagt, was er für einer ist. So ist's ihm noch nicht gesagt worden!"

„Ja, so ein gemeines Ding ist die," sagte die Ev'.

„Und," meinte der Schmied, „da fabeln die Leut' wieder, Ihr hättet ihn auf die Heiterethei gehetzt, und sie hätt' ihm auch gesagt, was Ihr für einer wär't. Ja, kein Wort soll man den Leuten glauben."

„Was die Leut' sagen!" erwiderte der Adams-Lieb großartig. „Die Frau Valtinessin weiß, wie ich bin, und weiter frag ich den Leuten nichts nach. Der Heiterethei ihr Schiebkarrn, kann wohl sein, der weiß auch Geschichten. Aber ich kümmre mich nur um mich."

Der Schmied sagte vor der Hand nichts weiter; er mußte die Pfeife anzünden, die ihm ausgegangen war.

Dafür nahm das Heimchen wieder das Wort: „Hm! Und er war wohl sehr in der Wut auf die Heiterethei?"

„So hab ich ihn noch nicht gesehn gehabt," entgegnete der Adams-Lieb. „Er hat nicht können sprechen, und hat nur mit den Zähnen geknirscht und die Fäust' nach ihr geballt! Und von Stund' an ist er so wunderlich geworden, wie man hört, daß er noch ist."

„Hm! Hm hm!" zirpte das Heimchen. „Wer einen Verstand hat, womit er denken kann, der mag sein Teil denken, wenn er auch nicht red't. Da will einer was thun, daß die Leut' die Händ' sollen über den Kopf zusammenschlagen. Da will einer was thun und sticht mit dem Schnitzmesser vor Wut in die Schnitzbank und will nach Amerika,

eh's 'raus kommt. Da sagt einer erst gut Nacht, als wollt er zu Bett gehn, und geht doch heimlich weg und hat den Rock verkehrt an, wie ein italjänischer Bandit, damit ihn niemand soll erkennen und alle Leut' sollen glauben, wenn was draußen passiert, er ist nicht herauskommen aus seiner Werkstatt. Und er lauert nachts, wo er meint, daß eine vorbei muß gehn. Und wer ist die eine? Das ist eine, die ihn hat beleidigt, daß er nicht hat können sprechen und hat nur die Fäust' geballt und mit den Zähnen geknirscht. Und da merkt er nicht bei seinem Lauern, daß die Leut' dahinter müssen kommen. So ganz toll und blind ist er in seiner Wut, und verbeißt sich nur immer tiefer in seinen boshaften Gedanken. Die göttlich' Vorsehung läßt von Zeit zu Zeit was Schlimmes zu, daß die Leut' zu reden haben und sich ein Beispiel daran nehmen. Und wenn so was in den nächsten acht oder vierzehn Tagen passiert, hernachen denkt an mich!"

„Ja," sagte die Valtinessin und schlug auf ihre Kniee. „Ev', gieb mir den Regenschirm und die Latern'. Eh' so was geschehn, da ist erst die Valtinessin noch da. Und was Warnung und guten Rat betrifft, da soll nix geschont werden."

Der Schmied bekam wieder seine unsichtbaren Stöße, welche die Schmiedin für einen Schluchzenanfall zu nehmen pflegte. Die Valtinessin dachte anders davon.

Sie sah ihn mit Mißbilligung an und sagte: „In solchen Zeiten lernt man seine Leut' kennen. Der Holders-Fritz ist nicht der einzig', den das arm' Mädle zum Feind hat. Mögen sie innerlich jubilieren, hier sitz' ich und sag':" —

Und wer weiß, was die Valtinessin gesagt hätte, wär' ihr nicht das Mordmädle, die Ev', in das Wort gefallen.

„Was wollt Ihr mit der? Mit einem armen Mädle und wo nix hat? und wo sich mit allen Mannsbildern auf der Gassen zankt? Die dächt' Wunder, was sie wär'. Das fehlt' mir noch! Und so spät geht man nicht mehr zu den Leuten. Der Diktes hat lang' Zehn getüt't. Laßt die, wofür sie gut ist, und Ihr bleibt, wo Ihr hingehört!"

„Nu," besänftigte die Valtinessin, „sei nur gut, du Mordmädle du. Heut ist's freilich zu spät. Aber morgen ist auch noch ein Tag, wo im Kalender steht."

„Wenn sie hingeht," sagte die Schmiedin noch zur Valtinessin: „ich bin auch dabei."

Der dicke Semmelbeck hatte zu allem kein Wort gesagt. „Hm," dachte er, als er sich erhob. „Wenn das wild' Ding in die Angst kommt, wird sie mich am End' schon nehmen. Und wenn's gut geht, krieg' ich sie zu mir ohne den Supperdent."

Da tütete draußen der Diktes elf Uhr und eine Viertelstunde darauf schlief der ganze Gringel.

Als die Heiterethei, den Tag nach unserem Besuche im Gringel, abends auf dem Heimwege war, erschrak sie über die Eile, mit der die alte Annemarie ihr entgegen kam.

„Ist was passiert?" fragte sie die Alte. „Das Liesle ist doch nicht krank?"

Die Annemarie konnte noch nicht reden. Sie winkte bloß und deutete nach dem Häuschen zu.

„Sie hat's die ganz' Zeit her schon mit den Zähnen gehabt," sagte die Heiterethei; „sie hat doch nicht Krämpf' gekriegt?"

Jetzt bemerkte die Heiterethei erst, die Alte trug ihre Schuhe in den Händen, als fürchte sie, sonst zu laut aufzutreten, und ging auf Strümpfen; bei solchem Wetter und an Werkeltagen ein an ihr unerhörter Luxus. Dabei nickte sie so eigen, und all ihr Winken und Deuten strahlte von Feierlichkeit.

„Aber was ist das nur mit Euch?" fragte die Heiterethei, indem sie unwillkürlich stehen blieb.

Die Annemarie schlug die Schuhe zusammen, weil sie die Hände nicht frei hatte, und die Heiterethei mußte wiederum über ihr leises und vornehmes Sprechen erstaunen, als die Annemarie sagte: „Ach, daß Gott erbarm'! Drin sind sie. Sie sind drinne".

„Wer denn?" fragte die Heiterethei ungeduldig.

„Ja, die Weiber!"

„Ja, die Schneiderin da vom —"

„Die?" sagte die Annemarie ordentlich entrüstet. „Um die zieh' ich meine Strümpf' nicht an. Gott bewahr'! Ich hab' nicht gewußt, was ich sollt' denken! Daß mir so was noch auf meine alten Tag' passiert!"

„Wenn Ihr's nicht sagen wollt," entgegnete die Heiterethei ungeduldig, „werd' ich's ja sehn, wer's ist."

Die Annemarie aber hielt sie auf. „Die größten Weiber, wo im Städtle sind. Die Gringelwirts-Valtinessin mit ihrem roten Sacktuch, die Morzenschmiedin und die Weberin vom Säumarkt. Ach, hat die Valtinessin einen Blick in ihren Augen, der ist nicht auszusagen! Ich bin noch ganz außer mir. Ach, Bäs' Annedorle, die Ehr', die große Ehr'!"

„Ja," lachte die Heiterethei, „wenn die Valtinessin auch nicht die größt' Frau im Städtle ist, die dickst' ist sie gewiß."

Die Annemarie nahm die Schuhe unter die Arme und schlug die Hände zusammen, daß die Heiterethei jetzt lachen konnte. Das war ihr, als wenn eins in der Kirche gelacht hätte während des Segens.

Die Heiterethei lachte nur noch mehr, als sie die Annemarie sich so feierlich gebärden sah. „Eure großen Weiber! So groß ist doch keine dabei, wie der steinerne Christoffel am Rathaus. Und wären sie noch größer, mit der Arbeit bin ich für die ganz' Wochen verthan."

Die Annemarie hatte nun wieder zu erschrecken, daß die Heiterethei den großen Weibern etwas zutraute, was so tief unter ihrer Würde war. „Aber was denkt Ihr denn? Meint Ihr denn, eine große Frau bestellt ihre Leut' selber? Daß Gott erbarm'! Und wenn's weiter nix war, das hätten sie mir könnt' sagen."

„Ja, aber was ist's denn?"

„Wenn ich's wüßt'! Da ist die ein' um die ander' gekommen und hat gefragt, ob Ihr noch nicht heim wär't. Und jetzt sind sie wieder alle drei drinne. Und was sie hätten zu sagen, das wär' für Euch und sonst für niemand."

„Aber Ihr werd't doch nicht!" unterbrach sich die Annemarie selber. „Wie Ihr einen erschreckt! Ihr werd't doch nicht so hineingehen? Wart't, Annedorle, ich werf' Euch eure Strümpf' zum Hinterfenster 'raus. Und hernachen wollt' ich Euch erst noch allerlei sagen. Dessentwegen bin ich Euch entgegen. Ihr seid ein bißle grob mit den Leuten und red't immer, wie Ihr's meint. Und es ist gar nicht schicklich, wenn man keine Lügen sagt bei großen Leuten; die Wahrheit ist nur für die armen Leut', deshalb nennt man's auch die nackt' Wahrheit. Und Ihr red't auch immer so laut, da wollt' ich" —

„Ja, wenn Ihr mir haußen schon die Geduld alle macht," sagte die Heiterethei ärgerlich, „hernachen seid Ihr selber schuld, wenn ich drin keine mehr hab'. Zieht Ihr meinethalb noch sechs Paar Strümpf' auf einmal an; ich will Euch noch meine dazu borgen. Meine Füß' sind rein; ich hab' sie erst im Bach gewaschen. Und wie ich red', so red' ich; zier'n thu' ich mich einmal nicht. Um die ganz' Welt nicht, geschweig' um drei alte Weiber. Und nu laßt mich 'nein."

Aber die Alte umschlang das Mädchen und bat schluchzend: „So macht nur wen'gstens einen Neiger, wenn Ihr 'nein kommt Seht Ihr, Annedorle, ich hab' Euch gekannt, wie Ihr noch war't wie das Liesle; nur einen Neiger! Thut mir nur den Neiger zulieb' noch vor mein'm End'".

„Vor dem Herrgott mach' ich einen Neiger," lachte die Heiterethei, indem sie die Alte von sich abstreifte. „Und Eure drei großen Weiber sind noch lang kein Herrgott. Das ist mein Häusle, hat selber Spitz gesagt und hat den großen Bullenbeißer 'naus gejagt. Ich bin nicht zu den Weibern gegangen, sie sind zu mir gekommen. Bin ich den Weibern nicht recht, so bin ich mir recht, und so ist's, und nu ist's fertig!"

Die Alte kannte das Mädchen zu gut, als daß sie nach diesem

Trumpf noch einen Versuch hätte machen sollen. „Das ist einmal eine!“ sagte sie kopfschüttelnd und wackelte mit kummervollem Blick dem raschen Mädchen in die Stube nach.

Drinnen waren die drei großen Weiber eben beschäftigt, das kleine Liesle und seine Garderobe zu mustern. Da war kein Hemdchen und kein Strümpfchen, das nicht mit Kennermienen betrachtet worden wäre.

Die Heiterethei sagte eintretend in ihrer frischen Weise: „einen guten Abend herein“. Die Annemarie machte den Neiger dazu, den ihrer Meinung nach die Heiterethei hätte machen müssen. Als diese die Beschäftigung der Frauen sah, begannen sich die Druckflecken auf ihren Wangen zu zeigen. Sie dachte: „Ja, so unverschämt sind die großen Weiber! Als wär' die Armut und ihr bißle Sach' bloß, damit sie dran könnten sehn, wie reich sie sind“.

Die Valtinessin aber setzte sich auf den einzigen vorhandenen Stuhl, schlug auf ihre Kniee und begann: „Was wahr ist, das muß man sagen; das Annedorle ist das ordentlichst' und bravst' von allen armen Mädlen in der Stadt“.

„Und da ist sie noch so lustig dabei,“ sagte die Weberin. Es sah aus und klang, als spänne sie an einem unsichtbaren Spinnrade und sänge dazu. „Und da ist sie noch so lustig dabei, das Annedorle, als gäb's keine Weidenbüsch' auf der Welt und auch keinen, der dahinter lauern könnt'. Wie das klein' Kind auf selbem Bild, das lacht und in die Händle patscht, und der Bär hat's schon beim Kragen. Das ist die Gesundheit, Frau Gevatter Valtinessin.“

„Ja,“ sagte diese, „aber für den Bär, da sind wir da. Hier sitz ich und sag, der Bär soll das Annedorle nicht beißen, so lang ich eine Zunge hab in meinem Hals.“

Die Schmiedin sagte gerührt: „Ja, wenn das Annedorle so lustig ist, das kann mich ordentlich dauern“.

Die Heiterethei sah die Frauen, eine nach der andern, verwundert an. Die Annemarie verfolgte jede Bewegung des Mädchens ängstlich mit ihren Augen.

„Ja, es wär nicht halb recht,“ spann die Weberin wieder, indem sie und die Schmiedin sich voll Rührung auf die Ofenbank niederließen, „es wär nicht halb recht, wenn man's so ruhig wollt mit ansehn. Was das aber für ein hübsch Stüble ist!“

„Ich meint,“ sagte die Schmiedin, „da auf dem Herd müßt' sich's gut Kaffee kochen.“

„Und da auf dem Tischle,“ spann die Weberin; „besser muß der Kaffee gar nicht können schmecken, als auf dem Tischle da. Das Annedorle hat wohl keinen im Haus?“

„In mein Häusle kommt solch Zeug nicht," entgegnete die Heiterethei. „Mein Kaffeetopf, das ist draußen der Brunn."

Die Annemarie erschrak und hielt sich den Mund zu, als wäre dadurch zurückzunehmen, was die Heiterethei gesagt hatte.

„Ja," sagte die Valtinessin, „es red't sich besser bei einem Schäle Kaffee. Die Annemarie könnt' in den Gringel. Die soll'n mir welchen schicken von dem guten in dem obern Kästle, wo die Fuhrleut' kriegen. Und Rahm aus dem mittlern Topf. Und auch drei Köpple und drei Unterschalen. Ein Topf und Holz wird doch wohl da im Häusle sein."

Die Annemarie fühlte sich geehrt durch einen Auftrag der Valtinessin. Daß die Valtinessin dem Häuschen einen Topf zutraute, dafür bedankte sie sich bei ihr in des Häuschens Namen mit einem Neiger. Indem sie ging, dachte sie: „Es wird mir ja wohl auf dem Schloßweg eins begegnen und wird mich fragen, wo ich so notwendig hin hab". Aber die Furcht, die Heiterethei könnte unterdes daheim was Verkehrtes machen, ließ sie auf dem ganzen Wege der ihr gewordenen Ehre nicht recht froh werden.

„Na," sagte die Schmiedin, „die werden zu Haus auf mich warten. Mit meiner Mäd da ist's auf der Gottes Welt nix. Nicht die Küh' werden ordentlich gefüttert ohne mich. Meine Nachbarn wissen's allemal, wenn ich weg bin. Ja, sagt die Schneiderin neben mir, das ist auch eine Kunst; man hört's den Kühen am Brüllen an, ob die Morzenschmiedin daheim ist oder nicht. Die denken eben nur immer an die jungen Bursch'."

„Ja," spann die Weberin, „an den Lohn denken sie, aber an die Arbeit? Da muß man alles noch selber machen mit seinem kranken Leib. So schlimm ist's noch nicht gewest mit den Dienstboten. Ich will Gott danken, wenn mein Kätterle herangewachsen ist. Wie wär's denn mit der Annedorle? Das müßt' eine Mäd geben!"

„Ja," sagte die Heiterethei, „daß ich mir den ganzen Tag sollt lassen befehlen von einer Frau, wo nix versteht? Ich seh selber, was zu thun ist, und sagen lass' ich mir nix. Ich hab auch so zu thun, und hernachen bin ich in meinem Häusle mein eigener Herr."

Die Valtinessin aber schlug auf ihre Kniee und sagte: „Wer am Gründonnerstag Sechzig ist gewest, der hat andere Zeiten d'erlebt. Mein Ev', das ist ein Mordmädle, was ärbeten besagt, aber es ist zu viel mit den Sachen und Machen und wird noch alle Tag' mehr. Ich sollt auch zu Haus sein, aber obschon mein Vater selig ein Weber ist gewest, hier sitz ich und sag, wo's meinem Nächsten gilt, da seh ich das Meinig' nicht an."

„Ja, so ist man einmal," spann die Weberin den Faden der Valtinessin fertig.

„Und hernachen,“ schlug ihn die Valtinessin auf ihren Knieen platt, „ist das Annedorle auch ein echt Luckenbacher Kind.“

„Mein Mann,“ knüpfte die Schmiedin einen andern daran, „der wird auch brummen.“

„Und meiner husten,“ spann die Weberin ihn fort.

„Na,“ nahm ihn die Schmiedin zwischen beide Hände, „wenn die Gevatter Weberin meinen hätt'! Die weiß nicht, wie gut sie dran ist. Das ist ein Böser! Mit dem ist keine Stund' Auskommen. Wenn ich nicht so ein gut Tier wär, ich möcht sehn!“

„Na, wenn die Morzenschmiedin klagen will!“ zerriß der Weberin der Faden. „Da ist meiner ein wahrer Satan dagegen. Ich bin eine kranke Frau, eine sehr kranke Frau, und doch wird kein Mensch einen Huster von mir hören. Ich hust in meinem Kämmerle, aber der? Der ist gesund wie ein Fisch und hust't den Leuten die Ohren voneinander aus bloßer Bosheit. O, wenn ich sagen sollt, was der für einer ist! Ich bin die elendst' Frau in der Stadt.“

Die Valtinessin aber sah die beiden ordentlich mitleidig an. Denn was waren der Schmied und der Weber zusammen gegen den seligen Valtines, da er noch lebte! „Ihr könnt beide dem lieben Gott danken den ganzen Tag auf euern beiden Knieen,“ sagte sie, indem sie sich auf die ihrigen schlug. „An meinem, da war nicht eine Ader, die gut wär gewest: alles hat er gethan, was nicht recht ist. Nun liegt er draußen auf dem Gottesacker. Er war ein guter Mann. Ich hab keine Klag' über ihn gehabt. Ich müßt's lügen. Es hat keine einen bessern gehabt!“

„Das heißt,“ sagte die Schmiedin, „ich brauch meinen nicht zu loben.“ Sie sah nicht ein, was ein Toter vor einem Lebenden voraus haben sollte.

„Na,“ spann die Weberin, „die Best' kann froh sein, wenn sie so einen kriegt, wie meinen. Ich tausch mit keiner nicht.“

Die Heiterethei hatte sich mit ihrem Gestrick auf ihr Bett gesetzt, und das Liesle trieb Possen um sie herum. Der Heiterethei war's schon komisch vorgekommen, daß die Weiber in ihrem Stübchen saßen und ganz vergessen hatten, was sie eigentlich hier wollten. Wie der Ehrgeiz sie trieb, daß erst jede die Elendeste, hernach die Glücklichste sein wollte, da wurde es ihr doch zu toll. Sie brach in lautes Lachen aus. Dieses schoben zu ihrem Glücke die großen Weiber auf des Liesles Rechnung. Denn daß ein armes Mädchen über große Weiber zu lachen sich erdreisten könnte, davon hatten sie so wenig eine Ahnung, als von der Möglichkeit überhaupt, daß eine große Frau etwas Lächerliches reden oder thun könne.

Die Annemarie wär nicht halb so eilig zur Thür hereingerannt, wenn sie nicht das Lachen der Heiterethei draußen gehört hätte. Sie meinte, ihre Furcht von vorhin sei in Erfüllung gegangen.

Die Freude über ihre Rückkehr, welche die Frauen zeigten, beruhigte sie. Sie wagte sogar, von dieser, nachdem sie den größten Teil freilich dem Kaffee und den Tassen auf Rechnung gesetzt, einen ganz kleinen Rest für das Wiedersehen ihrer Person zurückzubehalten, und war glücklicher darüber, als die Frauen über den Kaffee. Mit großem Eifer unterzog sie sich sogleich unaufgefordert der Bereitung des Getränkes, und als die Valtinessin das Fertige gekostet und die Geschicklichkeit der Annemarie belobt, da gab's den Rest des Tages über keinen Wunsch mehr für die Annemarie, es müßte denn der Neiger sein, den die Heiterethei ihr vor ihrem End' noch zulieb thun sollte.

„Aber das Annedorle trinkt doch auch ein Schäle mit uns?" fragte die Weberin.

Der Heiterethei kam's drollig vor, daß sie in ihrem eigenen Häuschen bewirtet werden sollte. Sie sagte: „Trinkt nur euer Zeug selber; ich mag keins".

Die Annemarie meinte, die Heiterethei hätte sich eigentlich bedanken müssen, und machte für die Heiterethei einen Knix.

Bei der zweiten Tasse war es, daß die Rührung wiederum eintrat, die der Heiterethei Kommen und unbefangenes Wesen erregt hatte. Die drei Frauen sahen sich ein Mal über das andere Mal an mit so „barmherzigem Gethu", wie es die Annemarie bei ihrem Abgange gegen die Heiterethei bezeichnete, daß der Alten die Thränen in die Augen kamen, obschon sie noch nicht wußte, worüber sie eigentlich weinte.

Und endlich begann nun die Valtinessin das Bild der Gefahr, die über ihr schwebte, vor den Blicken der Heiterethei aufzurollen.

Aber die Heiterethei lachte nur dazu. Wie ihr die Wildheit des Holders-Fritz mit den brennendsten Farben geschildert war, meinte sie: „Wenn der Holders-Fritz wild ist, bin ich noch wilder". Wie seines Entschlusses, „es zu thun", seiner Verkleidung und seines nächtlichen Weges nach den Weiden gedacht worden, sagte sie: „Er ist eben in das Weiden-Wirtshaus gegangen". Mit der Eindringlichkeit der Warnungen nahm ihr Mutwille zu.

„Ja, wenn man nur noch wüßt', was es ist, das er Euch will thun!" brach die Schmiedin aus. „Das ist das Schrecklichst', daß man das nicht einmal weiß."

„Ja," bestätigte die Weberin und vergaß das Spinnen vor Gemütsbewegung, „man zerbricht sich den Kopf und bringt's doch nicht heraus."

„Ja, was er will?" sagte die Heiterethei mit mutwilligem Ernst. „Was er will, daß er da am Häusle lauert? Frein will er mich, und ihr werd't's nicht hindern."

Über diesen Frevel schlugen die Weiber die Hände zusammen. Die alte Annemarie that dasselbe zugleich vor Schrecken und aus Höflichkeit.

„Weiber," sagte sie; „die ganz' Nacht hab ich's in den Weiden hören rauschen."

„Nu," meinte die Heiterethei, „wenn er nicht meinetwegen ans Häusle kommt, so hat er's auf Euch abgesehn, Bäs Annemarie. Gesteht's nur gutwillig ein! Denn weiter wohnt keine im Häusle da."

Darüber nun brachen die Frauen wiederum in ein Gelächter aus. Die Valtinessin versicherte, die Heiterethei sei ein Hauptmädle, beinah wie ihre Ev'. Die Annemarie lachte mit, so sehr sie sich schämte. Dazwischen faltete sie ein Mal um das andere Mal die Hände und sah andächtig nach dem Himmel. Denn der konnte den Frevel übelnehmen, wenn er eben nicht bei guter Laune war.

Die Valtinessin war die erste, der's gelang, wieder in das „barmherzige Gethu" hineinzukommen.

Sie schlug auf ihre Kniee und sagte: „Jedem, was ihm gehört, dem Ernst und dem Spaß; die Sach' ist nicht zum Lachen. Und weil ich einmal hier sitz, so will ich auch meinen Fuß nicht weiter setzen, bis ich die Annedorle hab errettet."

„Ja, laßt Euch raten, Annedorle," sagte die Schmiedin. „Geht beileib nicht bei Nacht aus Euerm Häusle!"

„Und verschließt's auch bei Tag," spann die Weberin, „so lang wir nicht bei Euch sind."

Die Valtinessin schwang ihre Haube. „Und wenn das Annedorle vernünftig ist, sag ich, hernachen geht sie auch bei Tag nicht aus ihrem Häusle heraus."

„Ja, Ihr meint," lachte das Mädchen, „verhungert ist auch gestorben, und wer tot ist, dem thut kein Mensch mehr was. Da habt Ihr schon recht. Ich aber denk, es ist besser, es will mir einer was thun, und ich bleib am Leben und wehr mich. Und ich hab auch recht."

„Wenn ich das Annedorle wär," sagte die Schmiedin, „ich freit'. Und ich weiß mehr, als einen, der sie gern nähm."

„Ja," spann die Weberin, „ein ledig Weib ist einmal wie ein Arzneiglas, wo kein Zettel dran ist."

Damit hatte es die Weberin getroffen.

„Kann sein," sagte die Heiterethei gereizt, „daß andere Arzneigläser sind gewest, eh' sie gefreit haben; ich bin keins und brauch keinen Zettel. Wenn's so gefährlich ist, warum gehn denn die Arzneigläser

herum und haben ihren Zettel nicht um den Hals? Und mit dem Holders-Fritz und seinem Auflauern, das ist obendrein nur dummes Zeug."

„Na, nichts für ungut," spann die Weberin. „Wenn das Dorle nicht will, so kann man sie nicht zwingen. Aber in acht nehmen bricht keinen Finger."

„Und zu Nacht," fügte sie hinzu, „ließ ich ihn nicht herein, wär ich das Dorle, er möcht Ursachen machen, was für er wollt."

Das nahm die Heiterethei nun doch im Ernst übel. Die Druckflecken prophezeiten nichts Gutes. Und wer weiß, was sie gesagt und gethan hätte, ohne das allgemeine angelegentliche Versichern, man kenne sie zu gut, um mit dieser Warnung ihrer Aufführung zu nahe treten zu wollen.

„Man weiß ja," sagte die Weberin, „das Annedorle ist das bravst' unter den armen Mädeln in der Stadt, und niemand weiß nix unrechts an ihr. Ich hab mit keinem Gedanken daran gedacht, daß ich das Annedorle wollt beleidigen. Deshalb hätt' ich doch nicht Ärbet und alles liegen lassen und wär hierher gekommen mit samt meinem kranken Leib."

„Aber nu muß ich doch heim," sagte die Morzenschmiedin, indem sie aufstand und ihr Gehäuse fester zusammen nahm. „Die Schneiderin hört's sonst an meinen Kühen, daß ich nicht daheim bin."

„Ja," schloß die Valtinessin mit einem gewichtigen Schlag auf ihre Kniee. „Wir wollen das Unser' thun nach unsern Kräften. Die Köpple lassen wir da. Morgen kann die Morzenschmiedin den Kaffee mitbringen, und ein Paar Stühl' will ich lassen herbesorgen, damit wir dem Himmel eine Seel' erretten."

Damit stand sie schon quer in der Thür des Häuschens. Diese, sah man, war nicht für sie berechnet. Es kostete ihrer massiven Grazie einige künstliche Wendungen, bis sie sich hinausgeschraubt hatte.

„Lach' Sie nicht, Dorle, lach' Sie ja nicht," warnte die Morzenschmiedin noch von draußen. „Das dauert mich zu sehr."

„Wenn ich nicht lachen soll," sagte die Heiterethei hinter den Gehenden her; „weinen mag ich nicht! Und die ganz' Geschicht' ist nur dummes Zeug. Bei Tag muß ich in die Ärbet, und bei Nacht verschließ' ich mein Häusle ohne euch."

Die alte Annemarie hielt's für ihre Pflicht, der Heiterethei noch einmal alles vorzuhalten, und womöglich mit den Worten und Gebärden der großen Weiber; etwas daran zu ändern, hätt' ihr ein Unterschleif', eine Art Kirchenraub geschienen.

Die Heiterethei war nicht einzutreiben, und der alte Holunderbusch schien ihrer Meinung. Noch eine ganze Weile, nachdem die Weiber gegangen, hörte man, wie er sich vor Lachen schüttelte.

Aber es blieb nicht etwa bloß bei dem versprochenen Besuche der Valtinessin, Weberin und Morzenschmiedin. Die Heiterethei hatte sich jeden Tag über die wachsende Zahl der Frauen zu verwundern, die zum Teil unter den gesuchtesten Vorwänden zu ihr kamen, um sie zu warnen und ihr raten zu helfen, und um so zahlreicher und angelegentlicher, je mehr durch das ewige Bedenken der Sache deren Bedenklichkeit wuchs. Sie hatte mancher, die sie bis jetzt für hochmütig, ja, für ihr feindselig gehalten, dieses in ihrem Herzen abzubitten.

Erst meinte sie freilich, nur der Neugierde, ihr Hauswesen zu sehen, habe sie den unerwarteten Zuspruch zu danken. Aber diese wäre beim erstenmal gestillt gewesen, und die gutmeinenden Frauen konnten bald nicht mehr vorbeigehen, ohne einzusprechen. Und nie hatten sie so oft vorbeizugehen gehabt.

Die Heiterethei dachte jeden Tag besser von den großen Weibern. Und wenn sie sich's auch nicht eingestehen wollte, die allgemeine Teilnahme that ihr doch wohl.

Dafür verwunderten sich die Frauen immer mehr, daß sie nicht früher eingesehen, welch ein braves, aller Achtung und Hilfe würdiges „Tier" die Heiterethei war; besonders wie gut und recht sie an dem Kinde ihrer Schwester handelte.

Wer aber bei der Sache nicht gewann, das war der Holders-Fritz. Jeden Tag wurde die Vergoldung seines Bildes dünner und erwies sich zuletzt sogar obendrein noch als unecht. Auch die wenigen Tugenden, die man ihm bisher noch zugestanden, hielten die Probe nicht.

Die einzige, die für ihn sprach, war die Heiterethei. Sie konnte es nicht leiden, wenn von einem hinter seinem Rücken Böses geredet wurde, er mochte sein, wer er wollte.

„Und wenn's auch wahr wär, das mit dem Holders-Fritz," sagte sie, „daß er jetzt auf mich lauern thät! Wild ist er gewest, das will ich auch zugeben, aber außerdem sollt keiner was unrechts von ihm sagen, und die Leut' im Städtle am wenigsten. Denn wenn der Holders-Fritz nicht wär gewest beim Brand vor sechs Jahren, da hätten wir jetzt keine Kirch' mehr, wo wir hinein könnten gehn. Und bei dem Wolkenbruch hernachen, da hat er ganz allein die Gerbersleut' herausgeholt, wo sonst wären ertrunken. Ich hab nix mit einem Bursch, und mit dem Holders-Fritz am allerwenigsten, aber man muß reden, was wahr ist."

„Ja," sagte dann die Schmiedin, „das ist alles recht, aber der Herr Vikares hat erst den letzten Sunntig noch gepredigt: man soll nicht ansehn, was ein Mensch thut, sondern was seine Absicht dabei

ist. Und die Absicht ist's, warum man einen Menschen soll loben oder nicht."

„Denn warum?" fiel die Tischlerin ein, „wie er die Kirch' und die Menschen hat gerett't, da ist's ihm auch nur darum gewest, daß er seine Stärk' hat wollen zeigen, wie wenn er einen Tanzboden hat geräumt. Wenn einer einen Menschen will retten, so muß er's aus Christenlieb' thun, und was einer nicht aus Christenlieb' thut, das ist Sünd'; denn warum? Wenn einer einen Menschen nicht aus Christenlieb' will aus dem Wasser ziehn, da ist's besser, er läßt ihn gleich drin liegen. Die Schmiedin hat schon recht."

„Ja, aber," sagte die Tüncherin, „man weiß ja auch nicht einmal gewiß, ob er's ist gewest, der die Kirche hat gerett't. Wenn man alles wollt glauben, was die Leut' reden, da müßt man einen Kopf dazu haben, so groß wie ein Ochs."

„Na, ich will nichts sagen," spann die Weberin mit beiden Händen. „Aber wenn ich Zeit hätt', da wollt ich Geschichten erzählen. Wißt ihr noch, wie's bei der Leiermühl war, wie die ist abgebrannt? Die Knechtsfrau war die Alleremsigst', wo beim Löschen gewest ist; der Amtmann selber hat sich gewundert; sie hat mehr gethan, wie zwei Männer, hat er gesagt, und ihre ganzen Haar' sind verbrennt gewest, so hat sie sich gewagt, wo kein anderer das Herz gehabt. Und wer hat die Leiermühl angebrennt gehabt? Wer ist's gewest? Die Knechtsfrau selber ist's gewest. Und so, hat der Aktuarius hernachen gesagt, so ist's gewöhnlich, und drum passen die Herrn allemal auf, wer beim Löschen und Machen am eifrigsten ist."

Da ging den Frauen ein Licht auf, so hell und schauerlich, als der Brand der Leiermühl' selbst.

„Ja," sagte die Tüncherin leise, „ich wollt mit dem Finger auf den zeigen, der die Stadt selbmal hat abgebrennt."

„Und wer den Wolkenbruch hat angestift't," setzte die Beutlerin hinzu.

Die Russensattlerin machte eine Gebärde, die hieß: „Hab' ich das nicht schon vor zehn Jahren gesagt? Aber wer hat mir denn geglaubt?"

Die Heiterethei aber hätte gelacht, wär nicht ihr Blick eben auf ihren kleinen Holzvorrat gefallen, der in bedenklicher Schnelle seinem Ende entgegenging. Er hatte mit der öffentlichen Meinung von den Tugenden des Holders-Fritz ein Schicksal.

Die Heiterethei war meist in Tagesarbeit von ihrem Häuschen entfernt; aber das störte die sorglichen Frauen nicht. Sie kamen Tag für Tag schon früh in das Häuschen. Die Valtinessin hatte für Stühle gesorgt; ihre Tassen trugen sie bei sich. Jeden Tag hatte eine andere Kaffee und Sahne zu beschaffen. Wenn man die Heiterethei nicht traf,

so traf man andere Frauen. Redete man nicht von dem neuesten Überfallsversuche des wilden Holder, so redete man von andern Dingen; und der Fall soll in Luckenbach und anderswo noch zum erstenmal vorkommen, daß auch nur zwei Frauen aus Mangel an Stoff schweigen müssen. Ging eine mit dem schmerzlichen Bedauern, ihre karggemessene Zeit erlaube ihr nicht, länger auf das gute Annedorle zu warten, so kam dafür eine andere, wenn nicht zwei oder noch mehr.

Das Häuschen unter den Weiden war zu einer Art Hauptwache geworden. Den ganzen Tag kräuselte der Kaffeerauch seine leichten Wölkchen um das Strohdach und den alten Holunderbusch. Wenn die Heiterethei abends vom Felde heim kam, fand sie oft das ganze Stübchen voll. Dann begann ein Erzählen, ein Warnen und ein Raten, ein Befürchten und Beschwören, daß eine andere, als die Heiterethei, mürb geworden wäre.

Die Heiterethei lachte und spottete, und je bedenklicher sie endlich doch selbst wurde, desto mehr. Sie konnte nicht mehr zweifeln, der Holders-Fritz laure ihr auf; ihre eigenen Augen hatten sie davon überzeugt. Sie lachte und spottete jeden Tag lustiger, und jede Nacht verschloß sie vorsichtiger ihr kleines Haus.

„So ist's," zirpte das Heimchen im Gringel abends hinter dem Ofen hervor — wer nach ihm sah, wurde nichts gewahr, als zwei ungeheure Brillengläser — „wenn einmal ein Mensch einen bösen Gedanken hat gefaßt, hernachen hat er für nix anderes mehr keinen Sinn. Sagen darf er's niemand, und weil er meint, die Leut' sehen's ihm an, so weicht er den Leuten aus. Und so muß er nun erst recht in seine bösen Gedanken hinein kommen, weil er nix anderes hat, womit er sich könnt eine Zerstreuung machen. Wenn so ein Dieb oder ein Mörder erst mit einem rechtschaffenen Gevatter oder so aus der Sach' reden thät, da würd manches nicht geschehn. Wißt Ihr, was ich thät, wenn ich Ihr wär, Meister Sacher?"

„Nu?"

„Ich ging auf der Stell' in die Gericht' und zeigt's an."

„Ja," entgegnete der Meister Sacher phlegmatisch, „die? einen hindern, daß er nicht schlecht wird, das fällt denen nicht ein; hernachen, wenn er's ist, kriegen sie ihn noch zeitig genug bei den Ohren. Das liegt an den schlechten Einrichtungen. Der Staat bezahlt die Amtleut', daß sie einen Dieb richten, wenn er gestohlen hat; da muß ihnen daran gelegen sein, daß die Dieb' recht stehlen. Wenn ich die Sach' zu machen hätt', da frägen sie nix, wenn ein Dieb stiehlt; allein aber für jeden Dieb, der nicht stiehlt, einen Louisdor."

„So werd't Ihr doch in die Gericht' gehn, Vetter Mathes?" zirpte

das Heimchen wieder. „Es wär doch so schrecklich, wenn's passieren sollt, und Ihr hättet's können verhindern und hättet's nun auf Euerm Gewissen!"

„Ich hab mit dem meinigen genug zu thun," entgegnete der Vetter Mathes trocken.

„Aber, ihr Leut', so wird doch einer von euch in die Gericht' gehn?" zirpte das Heimchen wieder, und man hörte an der Betonung, daß es die Vorderbeine über den Kopf zusammenschlug. „Ihr müßt nur denken, wenn's nicht an die Gericht' wird gebracht, können die nix thun. Die geht eine Sach' nix an, und wenn sie ihnen auf der Nasen säß, wenn sie nicht als ein ordentliches Anliegen an sie gebracht wird."

Als das Heimchen eine Zeitlang geschwiegen, ohne eine Antwort zu erhalten, zirpte es weiter: „Da sitzt die ganze Stuben voll. Karten können sie und von ihren Äckern reden und Sachen und Machen, aber in die Gericht' gehn, kann keiner. Das ist doch eine schreckliche Welt!"

Der Morzenschmied nahm die Sache leichter.

„Nun?" fragte er die Schmiedin, die, eben heimgekommen, ihren blauen Mantel von sich that. „Die Wacht vorbei, Lene? Wer hat denn heut die Schur in den Wachtstuben, der Feldwebel oder der Korporal?"

„Laß du's nur die Valtinessin hören," entgegnete die Schmiedin, „die würd' dich schon befeldwebeln, und die Gevatterin Weberin würd dir den Korporal eintränken, wie sich's gehört."

„Du müßtest einen guten Tambauer geben, Lene, du braucht'st keine Trommelschlägel."

„Brauchst nicht zu spotten! Wer ist schuld, wenn ich magrer bin, als du? Du ärgerst mich den ganzen Tag."

„Nu, erzähl nur aus deiner Wachtstuben w a s!"

„Ja, da vergißt du noch den Gringel darüber. Wenn der der armen Annedorle nur was recht's versetzen thät, du legt'st gleich einen Batzen in den Klingelbeutel, du schadenfroher, nachträgerischer Mann! Du kannst dem Mädle das mit dem Schiebkarrn nicht vergessen. Spott' du nur, spott' du nur! Weil wir das Annedorle beschützen, das ist dein Ärger. Und dir zum Trotz beschützen wir sie erst recht."

„Ja, euer Feldwebel allein, wenn der auf seine Kniee schlägt und seine Zunge vom Leder zieht, da reißt so ein wilder Fritz aus. Aber Spaß beiseit! Ich denk schon lange nicht mehr so, wie ich da red. Du wirst mir immer kaputter, Lene; du dauerst mich, und es wird noch ganz alle mit dir, wenn ich dir nicht helf."

Die Schmiedin sah ihn verwundert an. Sie hätte ihm gern geglaubt.

„Ja, guck," sagte der Schmied, „das kommt von deinem guten Gemüt."

„Wenn ich sein Gethu kenn, so ist's doch sein Ernst," dachte die Schmiedin.

Der Schmied fuhr fort: „Guck, Lene; versteh mich recht. Wenn dir's angst wär, daß der Heiterethei was sollt geschehn, das wär Neugier, und ich kümmert mich nicht drum. Aber dich plagt's, daß du's nicht weißt, was das ist, das der Heiterethei könnt geschehn; guck, das ist christliche Lieb' zu deinem Nächsten, und da will ich dem Fritz einmal aufpassen und sehn, was ich kann 'raus bringen. Heut ist die Heiterethei im Leinjäten. Bis ich hinkomm an den Leinweg, da wird's finster. Wenn's wahr ist, daß er ihr aufpaßt, so müßt's wunderlich zugehn, wenn ich nicht mit ihm zu sprechen käm."

Die Schmiedin war ganz erstaunt und versprach ihm vor Freude, daß er, wie sie sagte, so ihr christlich Herz gesehn, einen Beizbraten und rohe Kartoffelklöße, sein Lieblingsessen, für morgen Mittag.

Der Morzenschmied nickte zärtlich, nahm seine Pfeife vom Nagel und machte, nachdem er draußen in der Werkstatt den Gesellen einen glühenden Hufnagel auf seinen Tabak halten lassen, sich auf den Weg.

„Wenn er's herausbrächt!" sagte die Schmiedin hinter ihm drein. „Das weiß die übergescheite Gevatter Weberin doch nicht, die alles besser wissen will. Wenn's nur was recht Schreckliche's wär, daß die einmal nix drüber wüßt! Ich gönn dem Annedorle nicht etwa was Schlimm's, aber für das Schlimmst' kann man sich leichter trösten, wenn's einmal nicht zu ändern steht, wenn man's nur wenigstens weiß. Na, wenn's zu machen ist, der Tuckmäuser macht's gewiß. Und er ist doch nicht so greulich, wie man manchmal denkt."

Die Heiterethei war wirklich noch im Leinfelde ihrer Base, als der Schmied des Weges kam.

Sie richtete sich eben vom Jäten auf und ging zu ihrer Schoppe, die unfern von ihr auf einem Steinhaufen lag, um sie anzuziehen.

„So spät Feierabend, Annedorle?" sagte der Schmied, indem er stehen blieb. „Eure Bäs hat da schönen Lein."

„'s ist eben noch nicht spät," entgegnete die Heiterethei, die ihre Schoppe über der Brust zuheftete und das Tuch mit dem ausgejäteten Gras an einem Zipfel über die Schulter warf. „Und der Lein könnt auch größer sein."

„Na, wenn heint der Holders-Fritz nicht auflauert! So einsam find't er's nicht gleich wieder. Geht Ihr mit den Ulrichssteg, so seid Ihr nicht allein."

„Kann sein, ich wär jenen Weg gegangen. Nu geh ich den andern. Grüß Gott!"

Dabei ging sie singend in einer andern Richtung fort. Der Schmied

hatte schon wieder ein „Das Mordmädle!“ auf der Zunge. Aber — „Hm!“ dachte er weiter, „kann auch die Furcht sein, was aus dem Mädle singt.“

Und das wär' kein Wunder gewesen. So einsam und still hatte der Schmied die Gegend noch nicht gefunden. Nur eine Lerche sang, als er weiter schritt. Lerchengesang war es eben nicht, was den Schmied von seinen Gedanken abziehen konnte. Der wunderlich schnarrende Ton eines Wachtelkönigs, der sich eben hören ließ, bald hier, bald dort, wie um den Hörer zu vexieren, traf weit eher eine verwandte Seite im Gemüte des Schmiedes an — zumal, da er jetzt von einer Stelle herkam, die ein Rittergut in seinem Gedächtnisse besaß. Dort hatte ja der alte Förster Schweigaus eine Schnei im Ulrichsholze angelegt und der Morzenschmied als Schulknabe mehr denn einmal die gefangenen Krammetsvögel aus den Schlingen geholt und sehr andere Dinge dafür hinein praktiziert.

Er geht immer duchsiger und schmunzelt; zuweilen meldet sich der Ruck von unsichtbarer Hand; er schmeckt die Possen in Gedanken noch einmal durch und rennt mit der Nase an einen Hagebuttenzweig.

„Gut,“ meint er, „daß das Gebüsch so dick ist, sonst wär' ich in den Bach gelaufen. Ob ich vom Weg abgekommen bin? Nein! Das ist die lange schmale Schling', die der Zehntbach macht hart am Weg. Hm! und der Schatten da drin in der Schlinge? So einen Krammetsvogel hat der alt' Schweigaus sein Leben lang nicht gefangen!“

Immer duchsiger und gleichgültiger geht der Schmied, bis er dahin kommt, wo die Schlinge sich öffnet.

„Nun müßt' er ins Wasser springen,“ lachte er leise vor sich hin, „sonst hab' ich ihn.“ Er zieht sein Messer, um an einer Hagebutte einen Pfeifenräumer abzuschneiden, und sucht nach einem Zweige, der ihm gelegen hängt. Einige Schritte seitwärts, dann eine schnelle Wendung, und er steht vor dem Fritz. Und der Fritz ist's wirklich, der erst Miene macht, in's Wasser zu springen, aber, als ihn der Schmied bei der Jacke faßt und seinen Namen nennt, grimmig das Entkommen aufgiebt.

„Hm,“ sagte der Morzenschmied wie verwundert, „bist du's, Fritz? Aber was machst du denn da? Hm, ja, 's hat heint warm gemacht, und du willst ein bißle ins Wasser. Aber du hast doch deine Jacken verkehrt an? Ja, du bist schon im Wasser gewest, und in der Eil' hast du beim Ausziehn die Ärmel mitgenommen gehabt, und das hast du hernachen beim Anziehen nicht gemerkt.“

Der Angeredete brummte etwas, das für ein „Ja, kann sein!“ gelten konnte. Der Schmied wußte wohl, niemand kam jenem ungelegener, als eben er, und das war ihm um so lieber.

„Ist's denn wahr, du gehst nicht mehr mit dem Adams-Lieb und seinen Kameraden? Wer hat mir's doch gesagt? Ich hab' gesagt: das ist vernünftig von dem Fritz. Aber die haben ihren Ärger deswegen, und du kannst dich immerfort in acht nehmen. Da am Leinweg ist mir die Heiterethei begegnet, das arme Mädle, der hast du's recht angethan."

An dem Rauschen der Büsche, in denen er stand, hörte man, der Fritz machte eine rasche Bewegung. Der Name hatte ihn erschreckt. Den hatte er am wenigsten zu hören gemeint. Aber gleich war es wieder ruhig, und der wilde Fritz sagte in einem Tone, der leicht klingen sollte: „Die! Wie kommst du auf die? Was geht mich die an! Angethan? Möcht' auch wissen, wie!"

„Nu," entgegnete der Schmied lauernd, „die ist ganz in dich verschameriert."

Der Fritz lachte ganz eigen. Einen andern, als den Schmied hätte dieses Lachen geängstet. Man hörte, er zwang sich, um keinen Verdacht zu erwecken, von der Heiterethei zu reden, als er lachte: „Die Heiterethei und verschameriert! Du weißt nicht, was du red'st, oder morgen ist der jüngst' Tag. Wer hat dir das aufgebunden? Das hat deine alte Bäs einmal wieder ausgeheckt".

Er schien recht im Zuge, zu fragen. Plötzlich schwieg er. Es war ihm eingefallen: „Der Laurer, der Morzenschmied ist's, der mit dir red't. Zu viel kann eben so leicht Verdacht erwecken, als zu wenig". Da aber auch das Schweigen zu viel verrät, besonders einem so scharfen Ohr, als dem des Morzenschmiedes, so fügte er noch einige Töne hinzu, die dieser für ein gleichgültiges Lachen nehmen sollte.

Der Morzenschmied sagte leise vor sich hin: „Hm!" Dann fuhr er laut fort, und ihm gelang der gleichgültige Ton besser, als dem Holders-Fritz: „Ja, die Heiterethei und verschamerieren! Ich mein', das Mädle ist ein verkleideter Jung'. Aber — was ich sagen wollt von dem Adams-Lieb und den andern. Aber ich muß mich setzen; es muß mir ein Schnupfen in die Glieder gefahren sein. Die sprechen, es wär umgekehrt. Du wärst in die Heiterethei verschameriert".

Der Schmied wartete das abermalige Rauschen der Büsche ab und das heisere Lachen, das der Fritz ausstieß.

„Das ist die Wut, daß ich nix mehr von denen wissen will," lachte der, und der Schmied sagte: „Freilich, das ist's, und das mein' ich eben. Sie sagen, du paßtest dem Mädle überall auf, um — deine Sach' anzubringen. Aber sie möcht nix von dir wissen."

Eh' der Schmied das sagte, war er erst vorsichtig einige Schritte weiter vom Fritz abgerückt. Ein Buchenstamm stand zwischen ihnen. Der Schmied war wohl auf seiner Hut.

Das Rauschen des Busches verriet dieses Mal auch eine heftigere Bewegung des Holders-Fritz, und sein Lachen klang immer gezwungener und wilder.

„Aufpassen!“ lachte er; „möcht wissen, wo! Weiden haun' geh ich; da siehst du die Barte.“ — Er schwang das kleine Beil nahe vor den Augen des Schmiedes.

Der wich etwas zurück. Dann sagte er: „Darin sollen sie auch recht haben; nicht mit der Verschamerierung und dem Sachanbringen, mit dem — Aufpassen mein ich“. — Er hielt einen Augenblick inne und sah vorsichtig hin nach dem Fritz. Das that er öfter, während er fortfuhr: „Da ist in der Stadt kein Mensch, der dich nicht hinter einer Hecken oder sonst wo hätt' lauern gesehn, und allemal, wo die Heiterethei vorbei hat gemußt. Und guck, mir mußt du nix weiß wollen machen; was thust du denn jetzt da im Busch, wo die Heiterethei vorbei wär gekommen, hätt' sie dir nicht den Possen gethan und wär den Weg bei der Herrenmühl' gegangen? Ja, du willst's nicht sagen. Aber du mußt nicht denken, daß die Leut' keine Augen haben. Und die haben mehr denn zu viel“.

Er rückte dem Fritz vertraulich etwas näher und sagte leiser als vorhin: „Aber es verdrießt einen, wenn ein Kerl, wie du, einem Mädle nachläuft, das vor allen Leuten seinen Hohn mit dir hat gehabt. Die Geschicht' vom Gründer Markttag her weiß die ganz' Stadt, und wie die Heiterethei von dir red't“.

„Ho, ho!“ sagte der Fritz verbissen, „vielleicht red't sie bald anders. Die Leut' wissen, was die gesagt hat, aber nicht, was ich gesagt hab.“

„Ja, und sie meinen,“ fuhr der Schmied fort, „aus lauter Respekt vor der Heiterethei wär's, daß du nicht mehr zum Bier gingst und ein ordentlicher Kerl wärst geworden, und einmal könnt's bei dir heißen, wie beim — Läpplesschneider: Respekt muß sein im Haus.“

Dasmal rauschten die Büsche um den wilden Fritz, als hätt' er sie mit den Händen gepackt, um sie auszureißen.

„Guck,“ fuhr der Schmied fort, „mir kannst du's sagen — du weißt, ich kann die Heiterethei auch nicht leiden, drum . . .“

Der Fritz hatte schon reden wollen. Aber die Absicht des Schmiedes, ihn auszuholen, mochte ihm trotz seiner Aufgeregtheit nicht entgangen sein. Nach kurzem Besinnen sagte er mit gepreßter Stimme: „Kann sein, daß ich ihr auflaur', kann sein. Man will manchmal einen guten Abend sagen; das bind't man den Leuten nicht auf die Nasen. Aber ich wollt immer zu dir; von wegen dem Beil, was ich bei dir hab bestellt“.

„Ja, das,“ fragte der Schmied, „wo unter die Jacken sollt zu verstecken gehn, wenn du ins Reifhauen gingst, daß die Leut' . . .“

„Ist's fertig?“ fragte der Fritz dagegen, ihn heftig unterbrechend.

„Hm!“ sagte der Schmied erschrocken; „aber du wirst doch nicht — du hast doch nicht etwa . . .“

„Nix werd' ich und nix hab ich,“ lachte der Fritz, der sich besonnen; aber dieses Lachen hatte einen eigenen Klang. „Ich brauch eben ein Beil. Warum sollt ich nicht ein Beil brauchen wie andere Büttner auch? Was ich gesprochen hab da am Gründer Markt, das war Spaß. Und daß ich ihr gedroht hätt' und wär wütend auf sie gewesen, das war auch nur Spaß. Und wenn einem einer sagt: du paßt dem Mädle auf, daß du deine Sach' anbringst, da wird keiner sagen: Ja. Und 's kann sein, 's kann schon sein, daß es einmal heißt wie bei dem Läpplesschneider: Respekt muß im Haus sein.“

Aus seinem Lachen klang schlecht verhehlte Wut.

Der Schmied wollte ihn zurückhalten; das war vergeblich. Noch lange hörte er das schauerliche Lachen, als der Fritz schon an ihm vorbeigerannt war. — —

„So duchsig,“ dachte die Schmiedin, als sie den Schmied zur Thür hereintreten sah, „ist er noch nicht heimgekommen. Sonst duchst' er wohl auch, aber aus Duckmäuserei; aber dasmal ist er doch ganz wie verblaßt. Und so zitternd an den Kleidern herumgegriffen, wenn er sie an die Alkovenwand hat gehängt, hat er noch nicht, so lang ich ihn hab. Und das Schlucksen hat er auch noch nie so sehr gehabt. Ich seh schon, er will nicht reden; aber ich will ihn schon dazu bringen.“

Aber auf alle ihre Fragen hatte er keine Antwort oder nur die: „'s ist nix, und ich will ins Bett. Muß morgen vor Tag wieder auf“.

Seine Gebärden sprachen freilich beredter; aber der Schmiedin war es um ein specielleres Eingehen zu thun, als worauf Hände, Augen und Schultern sich einlassen konnten.

Er duchste schon der Kammerthür zu. Die Schmiedin bemerkte einen Flecken an seinem rechten Hemdärmel und hielt ihn daran fest. „Daß du immer die feinen Hemder zur Ärbet anziehst! Hast du denn den Fritz getroffen? Nu wart doch nur! Ein Brandfleck ist's doch wohl nicht. Aber warum red'st du nur nicht? Es muß vom Gänspfeffer sein. So wirst du doch zeitig genug ins Bett kommen, du Schlafratz! Heraus zu reiben geht's nicht. Aber, Morzenschmied, so wirst du doch nur ein Wörtle können sagen? Und es ist doch ein Brandfleck, du ruinieriger Mann. Aber, Morzenschmied, so sag nur wenigstens, willst du die Klöß' morgen mit Graslaub oder nicht? Es hat just wieder so zarte Schüßle. Das ist doch sonst dein Leibessen gewest.“

Die Schmiedin sah, ihr letztes Mittel half.

Der Schmied setzte sich mit allen Anzeichen innerer Erschöpfung.

Die Schmiedin rückte ihm so nah als möglich, wie aus Befürchtung, die Worte möchten auf der weiteren Reise sich zu lang aufhalten oder gar verirren.

Endlich sagte der Schmied: „Ich muß dir sagen, Lene, ich wollt, ich wär derheim geblieben. Es ist doch ein grausig Beisammensein mit so einem Menschen".

„Wo hast'n denn angetroffen?" fragte die Schmiedin.

„Dort, wo der Zehntbach die Schleifen macht im Busch."

„Im Busch?" schauderte die Schmiedin. „Mitten drin im Busch?"

„Mitten drin."

Die Schmiedin wäre gern wieder heraus gewesen, aber der Morzenschmied blieb länger als eine Minute drin. Denn so viel Zeit verging, eh' er in seiner Erzählung weiter fortfuhr.

Die Schmiedin konnte sich unterdes im Geist in die Wachtstube versetzen! Da sah sie sich stehen, die anderen Weiber um sie herum, atemlos an ihrem Munde hangend. Der Feldwebel hat schon die Hände gehoben, um damit auf die Kniee zu schlagen, wenn die Schmiedin fertig. Der Korporal ist gelb vor Neid, daß er nichts Stärkeres bringen kann. Und die Schmiedin — aber sie weiß ja selber noch nicht, was sie dort sagt.

„Ja, guck," sagte der Schmied, und die Schmiedin saß wieder horchend vor ihm. „Das hätt' ich mir doch nicht vom Fritz eingebild't."

„Aber was denn?"

„Daß er das thun wird."

„Was thun wird?"

„Das! — Ja, guck, der thut dir's gewiß und wahrhaftig noch." Dabei schlug er die Hände zusammen, was die Schmiedin unwillkürlich nachthat. Das sieht sie all die Weiber in der Wachtstube thun. Die arme Frau ist hier horchend und dort erzählend zugegen. Die Ungeduld, hier endlich das Was zu hören, worüber sie dort die Weiber schon erschrecken sieht, denen sie selbst es erzählt hat, wird zur Pein.

„Der verdammte Schlucken!" fährt endlich der Schmied fort. „Ja, guck, er lauert wirklich der Heiterethei auf, und dazu braucht er ein Beil, hat er gesagt, das er unter der Jacken kann verstecken. Er hat das nicht so deutlich gesagt, wie ich's dir da erzähl, aber es ist gewiß und wahrhaftig; er ist wütend auf die Heiterethei. Ich dacht erst, die Sach' wär anders und hab meinen Spaß wollen haben. Aber — na, vor so einem Spaß bedank ich mich. Er hat gesagt, die Heiterethei soll bald aufhören, von ihm zu reden."

Die Schmiedin schlug die Hände über ihrem Kopf zusammen. Sie empfand zugleich, wie schrecklich das sei, und auch, wie sie sich ausnehmen wird dabei, wenn sie's den entsetzten Weibern erzählt.

„Aber daß du mir nicht" — sagte der Schmied aufstehend.

Die Schmiedin suchte währenddes im Eßschrank unter den Kaffeetrichtern und Tassen. „Ist der Fenchelthee schon wieder alle?"

In der Kammerthür wandte sich der Schmied noch einmal halb um. „Daß du mir niemand davon sagst. Wenn was geschäh, und die Leut' könnten sagen, wir hätten's vorher gewußt ...."

„Thee muß da sein für das Gottlieble. Das wär eine schöne Geschicht' auf die Nacht! Und man hat keinen Menschen, wenn man sie braucht. Die Mäd hat sich in den Finger geschnitten, und die Gesellen kann man nicht von der Ruh' abhalten jetzt in der teuern Zeit. Was hilft's, ich muß schon selber in die Apotheken."

„So kämen wir ins Teufels Küchen, hörst du?"

„Sag mir nur nix," entgegnete die Schmiedin fast erzürnt. „Ich dächt, du kenntest mich doch."

Der Schmied verschwand mit einem bedeutsamen Nicken in der Kammerthür. Die Schmiedin setzte ihr Zifferblatt auf den Kopf und nahm ihr blaues Gehäuse um die Schultern. Schon an der Stubenthür, blieb sie noch einmal stehen. „So glaub ich doch gar, der lacht da draußen noch? Er ist so schlimm, wie der Fritz selber. Die Mannsleut' sind lauter geborne Mörder. Er wird doch dem Gottlieble in der Wiegen nichts thun? Das Lachen ist auf der Gass' gewest. Er schnarcht ja schon. Und der Fritz wird mir doch nicht begegnen? Wie finster das ist! Was hilft's? Thee muß man im Hause haben," sagte sie draußen noch.

Mit jedem Tage waren die Frauen bedenklicher geworden, und in derselben Steigerung hatte die Größe und Dicke der Kaffeewolken zugenommen um Strohdach und Holunderbusch. Heute dampfte der Schornstein des Häuschens wie ein kleiner Vulkan. So zahlreich waren die Frauen noch nie versammelt gewesen; es fehlte niemand, als die Schmiedin und die Baderin, und diese mußten noch kommen.

Das hatte aber auch seinen guten Grund.

Morgen wollte die Heiterethei wieder nach dem Zainhammer fahren. So weit hatte sie sich, seit der Fritz ihr aufzulauern begonnen, noch nicht vom Städtchen entfernt. Dann konnte sie auch, was schon öfter geschehen, dort so lange aufgehalten werden, daß sie erst bei Nacht in das Ulrichsholz kam. Das war dick, die Straße hindurch nicht die belebteste, und man wußte tausend schreckliche Geschichten davon zu erzählen. Dazu kamen Vorbedeutungen der schlimmsten Art.

Die Weberin versicherte, daß sie nie die Hähne so ganz eigen und zu so ungewöhnlicher Zeit krähen gehört, als die letzten Tage. „Ja,"

sang sie dem unsichtbaren Rocken zu, an dem sie spann, und es war, als suchte sie das eigne Krähen mit dem Ton ihrer Rede zu malen — „ja, wenn ich's nur könnt beschreiben! Ordentlich, wie wenn ein weinend Kind der Bock stoßen thut."

„Ja," meinte die Tüncherin, „das bedeutet ander Wetter."

„So, ander Wetter?" sagte die Valtinessin. „Und ist's denn anders geworden etwa? Ist's nicht das best geblieben? Nur noch zweimal haben sie so gekräht, das ich's weiß. Das war den Tag vorher, eh' der Schäfer den Jungen hat umgebracht im Ulrichsholz und wie hernachen die Württemberger im Krieg seinen Schädel vom Rad' haben genommen und daraus getrunken im Schwanen-Wirtshaus. Die Weberin da ist meine Gevatterin. Und wenn ich und meine Gevatterin nicht wissen, wie die Hähne in Luckenbach krähn, und andre wissen's besser, so weiß ich nicht, was ich hier zu thun hab. Und hier sitz ich und frag: Warum hat mir's denn die ganz' Nacht vom alten Spritzenhaus geträumt?"

Die Frauen fürchteten, die Valtinessin könne, da sie eben im Übelnehmen begriffen war, auch übel nehmen, wenn sie geständen, sie wüßten das nicht. Als sie schwiegen, setzte die Valtinessin noch hinzu: „Oder weiß ich und meine Gevatterin auch nicht, was uns geträumt hat, und die Frau Tüncherin weiß auch das besser?"

„Aber," begütigte die Tüncherin, „man red't ja nur, Frau Bäs Valtinessin. Und es ist wohl möglich, daß der Hahn, den ich hab ander Wetter hören krähn, gar kein rechter Luckenbacher ist gewest. Sonst hätt' er's gewiß der Frau Bäs Valtinessin nicht zuleid gethan. Denn das müßt' kein rechter Luckenbacher sein, der nicht allen Respekt hätt' vor der Frau Bäs Valtinessin."

Die Valtinessin war schrecklich in gerechtem Zorn, aber sie ließ sich versöhnen, und so bekräftigte sie durch ein feierliches Schwingen ihrer Haube, daß das alte gute Verhältnis wieder hergestellt sei.

Die Tischlerin aber sagte etwas zaghaft: „Wenn's der Frau Bäs Valtinessin nicht unrecht wär, so hätt' ich auch geträumt; denn warum? es fällt mir nicht ein, so vornehm zu träumen, wie die Frau Bäs Valtinessin; man träumt eben, wie man's so ins Haus braucht. Die ganz' Nacht ist mir's gewesen, als wenn ein Bär bei mir im Bett läg; denn warum? mein Mann hat mich zweimal aufgeweckt, weil ich so tief hab Atem geholt".

Da die Valtinessin sich's von der Tischlerin gefallen ließ, so hatten nun die Frauen alle geträumt, wenn auch nicht so vornehm und bedeutsam, wie die Valtinessin, doch etwas, das sich auf die Heiterethei bezog oder beziehen ließ.

21*

Von den schaurigen Träumen, denn das waren sie alle, kam man auf noch schauerlichere Geschichten. Je schauerlicher die wurden, desto leiser wurden die Stimmen. Und kaum, daß die eine geendigt war, so fing schon wieder eine andere an. Denn wenn's so still wurde, daß man das Rauschen der Weiden und das Kratzen der Holunderäste am Dach und an den Wänden des Häuschens hörte, dann war's noch schauerlicher in der Wirklichkeit, als in der schauerlichsten Geschichte.

Und wenn nun die erzählten Dinge aus den Geschichten heraus in die Wirklichkeit traten? Wenn man nun wieder reden wollte und es kam kein Ton heraus? Oder wenn man die Augen von der Erde hob und sah plötzlich in lauter Totengesichter hinein? Oder es stöhnte irgendwo in einer Ecke und man sah doch niemand; was sollte da erst werden?

Wie es vor einem schrecklichen Ereignis ist, das kommen muß: Jedem liegt's auf der Zunge, es vorher zu sagen, und es wagt's doch keiner. Weil es ist, als müßt' es dann erst geschehen, als könnte es vorbeigehen, würde es nur nicht berufen. Und gleichwohl drängt es jeden dazu; als ob es wiederum doch zu vermeiden wäre, spräche man es vorher nur warnend aus. Alle sahen während des Erzählens nach der Heiterethei hin. Man durfte sie nicht fortlassen; mit oder wider Willen, bleiben mußte sie. Aber um ihr das zu sagen, mußte man die Geschichten unterbrechen. Und dann ward's still, wer weiß, wie lang! und dann hörte man wieder die Weiden rauschen und den Holunder am Häuschen kratzen wie einen Lebendigbegrabenen an seinem Sarge.

Und doch riß der Weberin mitten in der schrecklichsten Geschichte der Faden; just da, wo die Räuber im einsamen Wirtshaus im Walde die Thür aufbrechen und der junge Kaufmann, der da eingekehrt ist, entsetzt nach seinen Pistolen greift. Und — war das ein Schuß? Nein, es ist der Wind, der in den Waldbäumen um das Wirtshaus so entsetzlich braust. Und doch auch das nicht. Man ist ja nicht wirklich in jenem Waldwirtshause; man ist in der Heiterethei Häuschen an den Weiden. Und dieses Brausen und Zischen klingt gar nicht so wildfremd; es hat vielmehr etwas Heimliches, Vertrautes; man hört es nicht zum erstenmal. Aber es braucht erst das laute Lachen der Heiterethei aus ihrer Ecke heraus, den Zauber von den entsetzten Gemütern hinweg zu beschwören. Die Hälfte des siedenden Wassers mußte erst aus dem Kaffeetopf auf den Herd laufen, ehe man begriff, das seltsame Brodeln und Zischen sei das allbekannte, täglich gehörte, das jede siedende in die glühenden Kohlen laufende Flüssigkeit hören läßt.

Der Gegensatz der sicheren Wirklichkeit zu den Erwartungen eines Etwas, das anders sei, als alle Wirklichkeit, und das Gefühl, daß jene so nahe war, in die man sich retten konnte aus den Schrecknissen der

Einbildung, erweckte ein behagliches Gelächter, dessen letzte Töne doch schon wieder vor dem Gedanken zitterten, daß es unrecht und ein Frevel sei, in solchen Augenblicken solcher Erwartung zu lachen.

Doch war wenigstens die Furcht vor der Stille gewichen, und als man sich besonnen hatte, was man doch vorhin sagen gewollt und nicht gekonnt, da erhob sich das Warnen und Raten von neuem — und um so lauter, da man sich selbst dadurch betäuben konnte.

„Ach du lieber Gott!“ rief die Weberin, „wenn doch nur das Dorle freien wollt!“

„Ja, wenn das so geschwind ging!“ verzweifelte die Tüncherin. „Aufs Rathaus muß das Dorle, in die Gericht'.“

„Die sitzen auch, bis der Frau Tüncherin so was Gescheits einfällt,“ strafte die Valtinessin. „Da wär das Best', das Dorle holt die Herrn morgen früh, eh' sie fortgeht, im Tragkorb aus den Betten aufs Rathaus.“

„Militär muß geholt werden aus der Hauptstadt,“ schrie die Beutlerin.

„Das kommt zu spät,“ schlug die Tischlerin die Hände zusammen. „Denn warum? Wenn das Dorle dem Nachtwächter sechs Batzen giebt, da geht er mit ihr in den Zainhammer und wieder heim.“

„Aber wer weiß,“ ächzte die Tüncherin wieder, „ob das Dorle so viel mit der Fuhr' verdient! Ich mein, da schickt das Dorle gleich den Nachtwächter und blieb zu Haus. Da könnt sie's halb abverdienen, was der Nachtwächter kost't.“

„Ja,“ sagte die Heiterethei lachend. „Ich fürcht mich aber nicht. Und wenn ich mich fürchtet', da braucht ich auch den Nachtwächter nicht zu schicken; ich blieb eben daheim, und so wär's, und nu wär's fertig. Aber ich fürcht mich nicht, und da frei' ich nicht und geh nicht aufs Rathaus und schick auch keinen Nachtwächter, sondern ich fahr in den Zainhammer. Und so ist's, und nu ist's fertig.“

„Es ist schrecklich,“ spann die Weberin wie außer sich, „daß das Annedorle nicht folgen will. Und wenn man nur wenigstens eine Karten hätt', daß man sich erst darauf legen könnt!“

„Ach,“ sagte die Schwesterleins-Evekathrine, „ich hab ja eine mit, aber über die Geschichten hat man alles vergessen. Ich will sie nur geschwind legen, eh' noch was andres drein kommt.“

„Ja,“ sagte die Valtinessin und schlug auf ihre Kniee. „Man hofft ja nicht, daß dem guten Annedorle was begegnen soll. Wenn's aber soll sein, so hat man seine Schuldigkeit gethan und braucht sich nichts vorzuwerfen von dessentwegen.“

Der Meinung waren die Frauen alle.

Kein Atemzug ließ sich hören, als die Schwesterleins-Evekathrine ihr Werk begann.

„Ein—zwei—drei—sechs" — eine Reihe Karten lag da. Die Valtinessin griff an die Nase, um die Brille herabzunehmen und zu putzen, die sie nicht aufhatte. „Wo ist denn das Unglück?" sagte sie. „Das sieht ja aus wie lauter Herz und Schellen. Da ist ja gar kein Grün. Es wird noch kommen," tröstete sie sich.

Aber es kam nicht.

„Liegt denn die ganz' Sach', oder ist's noch nicht fertig? Ja, es ist doch. Aber wo ist denn das Unglück? Ist denn das das Eicheldaus und die Eichelzehn, wo da neben dem Herzunter liegt? Das wär ja eine Hochzeit, verzeih mir Gott meine Sünd'!"

Den andern ging's nicht besser als der Valtinessin. Alle fühlten nur das Unangenehme einer getäuschten Erwartung.

„Es ist nix mit dem Kartenlegen," sagte die Valtinessin. „Dummes Zeug ist's. Und wenn einer gewiß wüßt, es träf zu, da ließ er sie sich gar nicht legen. Aber nu, wenn die Karten gut sind, hernachen glaubt er's; sind sie aber schlimm, hernachen sagt er: Es ist dummes Zeug. Und das ist's auch."

„Wenn die Evekathrine nicht falsch abgezählt hat," sagte die Weberin.

„Oder falsch gemischt," sagte die Tüncherin.

„Ja," sagte die Schwesterleins-Evekathrine selber, „ich wollt schwören, ich hätt's richtig gemacht. Passiert mir auch sonst nicht, daß ich einen Schnitzer mach'. Aber es muß doch wohl. Und wenn man so in der Angst ist."

„Und in der Gemütsbewegung," spann die Weberin.

„Hm, ja," dachte die Valtinessin, „das könnt sein." Dann schlug sie auf ihre Kniee. „Drum sitz ich hier und sag: die Evekathrine legt die Karten noch einmal. Hernachen wird sich's ausweisen, ob man auf das Kartenlegen was geben kann oder nicht."

Und es wies sich aus.

„Ja," spann die Weberin, als die Karte von neuem gelegt war, mit trauriger Zufriedenheit, „das sind andere Ding'!"

„Aber," sagte die Tüncherin, die noch immer unbefriedigt schien, „da ist freilich der Herzunter, das ist das Annedorle. Und dort drüben liegt die Laubzehn und da ganz unten das Laubdaus. Aber das sollte doch eigentlich beisammen liegen, wenn das Unglück das Annedorle anging."

„Wenn's auch nicht beisammen liegt," meinte die Tischlerin mit wehmütiger Freude; „denn warum? Man weiß doch, daß es zusammen gehört."

„Ja," sagte die Evekathrine, „es muß nur richtig ausgelegt werden, hernachen trifft's schon zu."

„Ach Gott, es ist doch schrecklich," drehte die Weberin mit schmerzlicher Wollust den Faden. „Das arme Annedorle! Die Laubzehn ist eine Straßen, das ist die nach dem Zainhammer. Und der Laubober, das ist ein böser lediger Bursch, das ist der Holders-Fritz. Und das Laubdaus, das ist eine schreckliche Gefahr."

„Ja," legte sich die Tüncherin die Sache zurecht. „Es kann ja sein, daß er von weitem lauert, und das Annedorle fährt vielleicht auf der Wiesen neben dem Weg. Und die Gefahr, die ist ja auch jetzt noch nicht beim Annedorle; da ist noch ein ganzer Tag dazwischen."

„Ach, du Gerechter!" schluchzte die Beutlerin. „Und der Laubober da, ob der dem Holders-Fritz nicht wie aus den Augen geschnitten ist? Wenn der Holders-Fritz so eine kleine Nasen hätt' und so ein groß Maul und seine Augen ständen so schiefe! — Wenn auch die Statur anders ist, aber der Rock und die Schuhe, das ist doch der leibhaftig' Holders-Fritz!"

„Ach, das arme Annedorle! das arme Annedorle!" spann die Weberin und netzte mit ihren Thränen.

„Dummes Zeug!" lachte die Heiterethei. „Vorhin, da sollt's falsch gemischt sein, und jetzt fällt so was keiner ein. Wenn's was bedeuten sollt, müßt's das eine Mal ausfallen wie das ander. Und wenn ich nu gar nicht fortging morgen, da müßt die Straßen zu mir kommen. Und da der Herzunter, das ist noch ganz ein anderer Kerl wie der Laubober, und der muß doch auch dabei sein, wenn ihm was soll geschehn. Wenn ihr flennen wollt, so wartet doch wenigstens, bis was passiert ist, oder flennt wo anders. Mein Häusle ist an andere Ding' gewöhnt."

Die Valtinessin aber rückte feierlich die Haube, dann schlug sie's auf ihren Knieen unwiderruflich fest: „Und obschon mein Vater selig ein Weber ist gewest, nu hat sich's gezeigt. Und mit dem Kartenlegen, das trifft doch zu. Was Schrecklich's wird geschehn, das ist gewiß; Bäs Schreinerin, Sie könnt' mir einmal den Kaffeetopf hergeben. Wenn man nur auch wüßt', was! Der Rahm hat doch wieder einen Stich gekriegt von der Hitz' den Tag. Hernachen wär' alles gut. Hernachen könnt' man sich doch christlich drein ergeben".

Ja, das Was! das Was! Je gewisser seine Auflösung wurde und je näher sie kam, desto mehr peinigte das Rätsel die guten Frauen. Da stand der Geist der noch ungeborenen That wie ein ungeduldiger Gläubiger und forderte immer unbarmherziger eine Gestalt. Er sauste in den Weiden und kratzte an der Wand, er brodelte im Kaffeetopf, er nickte von der Haube der Valtinessin herab, er zirpte mit dem Heimchen unter dem Ofen hervor, er sah mit ungeheuren schwarzen Augen

durch die Fenster herein und pochte gegen die lockeren Scheiben; er blickte aus jedem Auge und sprach aus jedem Munde. Das Was war unentrinnbar.

Und als nun plötzlich die Thür ging und das Entsetzen die Widerwilligen nach ihr zu sehen zwang, da kam es auch durch die Thür herein.

Aber das war doch eine leibhafte Gestalt! Hatte es die endlich gefunden? Dann zeigte es sich nicht sehr wählerisch.

Aber es war auch gar nicht das schreckliche rätselhafte Was, das eben eintrat. Es war die wohlbekannte kleine Baderin aus der Weidengasse, aus dem gelben Häuschen mit den grünen Fensterläden. Ein Weib, weder schrecklich, noch rätselhaft; denn jeder Luckenbacher weiß, sie besteht bloß aus O und Ach, in ein ewiges Erröten gewickelt.

Auf dem Wege hierher hatte sie in der Angst vergessen, daß sie nur die kleine verschämte Baderin war. Nun sie die Augen so vieler großen Weiber auf sich gerichtet sieht, fällt ihr das wieder ein, und sie möchte sich in sich selber verkriechen. Es ist ihr, als ob ihre Kleider immer kürzer und dünner würden, als ob sie in kurzem nackt vor all' den großen Weibern dastehen müßte, so sehr sie an den Kleidern zupft und dehnt.

Das Erröten auf ihrer Wange wird rot vor Scham, daß sie nur die kleine verschämte Baderin ist von der Weidengasse, die errötet.

„Aber was ist denn?“ lieh die Weberin endlich der allgemeinen Spannung das Wort.

„Ach, es ist nix weiter. O, es ist nicht der Müh' wert, daß man's vor solchen Weibern sagt.“

„Und deshalb hat sich die Baderin so außer Atem gelaufen?“

„Ja, wenn's der Valtinessin ihr Atem wär',“ denkt die Baderin. „Aber meiner!“

Die Valtinessin glaubte: „Sie will uns schonen. Sie meint, wenn sie's gleich heraussagt, wird's uns zu sehr angreifen. Aber hier sitz' ich und sag': Mög's sein, was es will. Ich will nicht geschont sein. Ich halt's aus, es mög sein, was es will.“

Der Baderin Verlegenheit wuchs mit der Erwartung der Frauen von der Wichtigkeit ihrer Nachricht, da diese selber in eben der Steigerung ihr immer unbedeutender erschien. Das wurde durch längeres Zögern nur noch schlimmer; deshalb faßte sie sich ein Herz, freilich nur eins, wie die kleine verschämte Baderin von der Weidengasse sich eins fassen konnte, und begann mit fast geschlossenen Augen:

„Ach, wo ein Arm oder Bein am schwersten heilen thät', hat er Meinen gefragt. Und ob einer auf der Stelle tot bleiben thät', wenn man ihn mit einem Beil an die Schläfen thät' schlagen. Der Holders-Fritz nämlich. Es ist, wer weiß, wie lang' her, hat Meiner gesagt, daß

er mich so hat gefragt. Der Holders-Fritz nämlich. Da hab' ich gemeint, weil's nur Meiner ist gewest: du weißt auch viel, was lang ist und was kurz. Denn ich hab' gedacht: wann soll er so gefragt haben, als die letzten Tag'?"

„Ja," sagte die Tischlerin entsetzt, „denn warum? Mit solchen Dingen ist er ja erst in der letzten Zeit umgegangen. Das kann höchstens vierzehn Tag' sein gewest."

„So?" meinte die Valtinessin. „Und das weiß die Bäs Schreinerin auch so gewiß? Also der Mensch kann nicht schon früher solche Ding' haben verübt, wie er jetzt verüben will? Da an diesem Fenster hab' ich gestanden und den meinen Finger von der meinen Hand hab' ich aufgereckt, wie ich gesprochen hab: Hier sitz ich und sag, es wird gar viel gethan, was nicht gleich herauskommt."

„Zum Beispiel," schaltete die Tüncherin ein, „es geschehen Bränd'."

„Und Wolkenbrüch'," fügte die Beutlerin an.

„O! Ach!" errötete die Baderin; „ich hab's lang prophezeit, mit dem nimmt's einmal kein gut End'."

„Die Heuchelei hab ich ihm schon angesehn," sagte die Tüncherin, „wie er noch nicht hat können laufen."

„Das ist gewiß," meinte die Tischlerin, „daß er nix Gut's hat im Sinn. Denn warum? Ein Mensch, der solche Ding' gethan hat und doch immerfort noch zu ermachen gewußt, daß man meint, er hat ein gut Gemüt, das muß ein Erzbösewicht sein. Denn warum? So einem Bösewicht kann man zutrauen, daß er das Schlimmst' hat gethan."

Das Was hatte schon eine viel bestimmtere Gestalt, als sich die Thür abermals aufthat. Und das war es wirklich selber, was nun hereintrat, so lang und hager, mit Zügen, die nicht Entsetzen ausdrückten, sondern das Entsetzen selber waren.

Es war das schreckliche Was, welches sich nun in Gestalt der Morzenschmiedin auf einen Stuhl fallen ließ und mit solcher Angst nach der Thür zurücksah, daß sie damit die sämtlichen Weiber ansteckte.

Nur die Heiterethei lachte. „Kommt der Holders-Fritz etwa selber, Frau Morzenschmiedin?"

Die Morzenschmiedin deutete erst, ehe sie der Sprache mächtig wurde.

„Hinter mir her ist's da vom langen Bau an. Wenn's nicht schon hinter mir aus der Schmieden ist gegangen. Ich hab mich nicht umgesehn vor Angst. Und es ist gewiß noch draußen. Und aussehn muß es wie ein Besen."

„Aber, Bäs Morzenschmiedin," sagte die Valtinessin kopfschüttelnd, „wenn Ihr Euch nicht habt umgesehn, wie könnt Ihr wissen, wie das Ding hat ausgesehn?"

„Ich hab's gehört," entgegnete die Morzenschmiedin. „Just, als wenn eine hinter mir kehren thät."

Die Heiterethei wollte nachsehen, wer es wäre, aber die Frauen klammerten sich an sie und ließen sie nicht hinaus.

„Wenn Ihr Euch gern unnötig fürchtet," lachte die Heiterethei, „meinetwegen!"

Aber die Frauen hätten das Mädchen nicht halten können, wär es dieser mit dem Nachsehen ernst gewesen.

Die Schmiedin hatte sich's freilich ausgedacht, wie sie erst geheimnisvoll thun wolle und nicht eher reden, als bis die Weberin meinen müßte, obenauf zu sein. Dann aber wollte sie losbrechen und mit ihrer Nachricht über die Weberin triumphieren. Denn dieses Mal konnte die Weberin sie nicht überbieten. Aber die Angst vor dem Dinge, das ihr hierher gefolgt, hatte den ganzen schönen Plan vereitelt.

Und noch obendrein sollte sie in ihrer Geschichte stecken bleiben, just wo diese am spannendsten wurde. Draußen vor der geschlossenen Thür flatterte etwas geisterhaft schnell vorüber. Es blieb zweifelhaft, sollte man es für die Flügelschläge einer eilenden Taube oder für ein leises schauerliches Lachen erkennen.

Die Schmiedin verstummte. Alle sahen entsetzt nach der Thür.

Endlich versicherte die Beutlerin: „wenn ein Besen lachen könnte, so müßt' es klingen".

„Der Morzenschmied war's," lachte die Heiterethei. „Der lauscht draußen. Wiewohl, ein Wunder wär's nicht, wenn auch die Besen anfingen zu lachen."

Es wäre leicht gewesen, der Sache auf den Grund zu kommen. Man hätte nur nachsehen dürfen. Da die Heiterethei sitzen blieb, so ist mit Recht zu bezweifeln, ob sie wirklich dachte, wie sie sprach.

Jetzt klangen tiefe Glockentöne durch das Sausen in den Weiden. Eins — zwei — drei — das ist schon Zehn. Nein, es ist schon Elf. Und noch ein Schlag? Ist's möglich? Zwölf? Aber um Gottes willen! Wo ist die Zeit hin? Es ist ja, als wäre das Dorle erst vom Feld heimgekommen. Aber länger bleiben kann man nun keine Minute. Das sagt jede, und doch hat keine den Mut aufzubrechen.

Man rettet sich vor sich selber wieder in das Warnen und Raten hinein.

„Ihr geht nicht, Dorle!"

„Um Gottes willen, bleibt morgen nur daheim!"

„Daß die Leut' mich auslachen, wenn ich nicht geh? Und ich geh ja auch nicht," lacht die Heiterethei. „Das ist mir viel zu niederträchtig. Ich fahr."

„Ach du lieber Gott, wenn ich denk, wie jetzt das Dorle so frisch und lebendig mit uns red't, und morgen —"

„Ei was! So wird Unkraut nicht über Nacht anfangen und verderben."

„Dorle! Dorle! wenn sie Euch morgen bringen!"

„Dumm Zeug, und nu werd ich bös'. Es kann jeder machen, was er will. Und ich geh, und so ist's, und nu ist's fertig."

„So lebt wohl, Dorle! Lebt wohl! Lebt wohl! Paßt auf, wir sehn uns nicht wieder. Wenn Ihr tot seid, wird's Euch schon reu'n. Ach, daß Gottes Barmherzigkeit! Ihr seid schon so gut wie tot. Ihr seid ein tot Mädle und Ihr bleibt ein tot Mädle! Und o! und ach! Lebt wohl, Dorle! Dorle, lebt wohl!"

So klingen die Stimmen stöhnend und schluchzend durcheinander. Es ist, als wäre das schon das Leichengeläute der armen, eigensinnigen Heiterethei. Bald scheinen die Töne zu ersterben, bald heben sie sich wieder zu voller Macht, wie man vom Turme das Schwanken des schwarzen Zuges bald hinter grünen Bäumen verschwinden, bald wieder hervorkommen sieht. Durch das Wimmern der kleinen Glocken klingen die seltneren und tieferen Pulse der Valtinessin doppelt erschütternd.

Es gehörte ein Wesen dazu, wie es die arme Heiterethei — vielleicht morgen nicht mehr besaß, die unzähligen Umarmungen zu überstehen. Wer der Heiterethei nicht mehr habhaft werden konnte, der ergriff die nächste andere. Wer keine einzelne mehr fand, umschlang eine ganze umschlungene Gruppe. Es war ein wahrer Scheideknäuel, eine durcheinander gewirrte Strähne Abschiedsgarn von Armen, Haubenschleifen, blauen Mänteln und auf fremde Schultern gelehnten Haubenfleckchen, die der Engel des Jammers, der bleich über dem Ganzen schwebte, mit Thränenströmen übergoß.

Und so oft die natürliche Erschöpfung des Gefühls den Knäuel lockerte, so oft band ihn die Furcht vor dem Heimwege in tiefer Nacht aufs neue zusammen, bis endlich ein fürchterliches Gebrüll vor der Thür ihn schonungslos mit einem Ruck zerriß. Und eine schauerliche Stimme sprach — o, es war wie frische Luft für einen Erstickenden, daß sie sprach: „Ihr Herrn und laßt euch sagen". Und sie schien auch nicht mehr schauerlich, als man einmal wußte, sie gehörte dem alten Diktes.

Die Gelegenheit einer männlichen Begleitung mußte man benutzen, und wie sie hinter dem alten Diktes herzogen und mit ihm von Zeit zu Zeit stehen blieben, wenn er tuten mußte, da sagte die Valtinessin: „Nun mög's gehn, wie es will. Wir haben das Unsrig' gethan. Wir haben unsere eigene Sach' versäumt aus Christenlieb'. Ich wollt gern was anders drum geben, wenn das Annedorle vernünftig wär. Aber

einen Kranz soll sie haben auf ihren Sarg, wie noch kein arm Mädle in Luckenbach einen hat gehabt".

Die Tischlerin wollte beim Herausgehen ein Käuzchen gehört haben, das auf dem Holunder gesessen.

„Dummes Zeug!" sagte die Heiterethei zornig hinter ihr. „Weil Ihr selber Käuzle seid. Ihr kennt meinen alten lust'gen Holunderbusch schlecht. Solch jammerig Gesindel läßt er gar nicht auf sich sitzen."

Der Mann kämpft mit dem Unglücke. Das drohende sucht er abzuwehren, das vorhandene auszugleichen, und wo er das nicht vermag, unterliegt er ihm. Das Weib, wenn es nicht ausweichen kann, bezwingt das Unglück innerlich durch die sinnliche Erleichterung im Jammer; es bezwingt das Unglück, indem es dasselbe genießt. Mag es nun die unbesiegbare Lust sein, einen Genuß zu teilen, den eine andere schon für alle bezahlt hat, oder wirkt der Jammer körperlich ansteckend wie das Gähnen; gewiß ist's, auch die stärkste kann sich nicht auf die Dauer enthalten, wenn auch nicht über das Unglück, doch über den Jammer mitzujammern. Und so wäre wohl die Heiterethei in das allgemeine barmherzige Gethu' der Weiber mit hineingezogen worden, wäre sie auch nicht selbst der Gegenstand desselben gewesen.

Der Widerwille gegen alles zur Schau getragene Gefühl, der gesunden, kräftigen Naturen eigen ist und sie oft hart erscheinen läßt, wo sie es am wenigsten sind, hatte sie beschützt, so lange jenes sich ihr in unmittelbarer Gegenwart aufdrang. Ihr Stolz auf ihre Kraft und Unabhängigkeit hatte sich diesem Widerwillen verbündet. Nun sie allein in ihrem Stübchen war, machte sich jener Einfluß erst allmählich und darum desto gewisser geltend. Sie fühlte sich trotz ihres Sträubens gezwungen, alles, was die Frauen bloß angedeutet hatten, auszumalen. Der Schlaf, auf den sie früher nie zu warten gebraucht, wollte diese Nacht nicht kommen. Und als er endlich nahte, suchte sie selber ihn zu entfernen.

Noch diese Nacht, ehe sie zu Bette gegangen, hatte ihr die Annemarie gesagt: „Ich muß doch auch meinen Traum erzählen. Heint, wie die großen Weiber da sind gewest, da hab ich das Herz nicht dazu gehabt".

„Ich mag's nicht wissen," entgegnete die Heiterethei. „Und die Weiber haben das alles nur erdichtet gehabt. Ich hab dumm Zeug genug müssen hören; fangt nun Ihr nicht auch noch an".

„Ja, guckt," begann die Annemarie dennoch, „wie ich so gelegen hab, da ist auf einmal ein Mann an mein Bett kommen."

„Dummes Zeug!" sagte die Heiterethei. „Die Thür ist fest zugewest."

„Ja, Dorle, wenngleich; und es war ja nur ein Traum."

„Warum träumt Ihr auch?"

„Ja, Ihr meint, Bäs Annedorle, weil Ihr in Eurem ganzen Leben noch nicht habt geträumt? Wie ich noch jung bin gewest, da hab ich auch wenig oder nix vom Träumen gewußt. Da kann man nix dazu thun und nix davon. Wenn der Traum einmal gekommen ist, hernachen und so ist er da, da mög man wollen oder nicht."

„Ihr fürcht't Euch doch nicht gar davor?" fragte sie, als sie die Gänsehaut an den Armen der Heiterethei sah.

„Ich fürcht mich vor nix," entgegnete die Heiterethei. „Und Ihr habt's Euch nur eingebildet, es träumt Euch, ein Mann ständ an Euerm Bett. Wer weiß, was das ist gewest."

„Nein, Dorle, das hab ich gewiß und wahrhaftig geträumt. Und guckt, ich seh ihn noch so deutlich vor mir, wie ich Euch da seh."

„Warum habt Ihr ihn denn nicht fortgejagt? Ihr hättet ja nur mich zu rufen gebraucht."

„Ja, wenn ich hätt' gekonnt, Dorle, aber ich hab nicht können Pips sagen."

Die Heiterethei schauderte innerlich vor dem Gedanken, was solch ein Traumbild mit einem hilflos daliegenden Schläfer vornehmen konnte. Sie hatte nie geträumt, und was sie von andern erzählen hören, hatte ihr die Vorstellung gegeben, als sei es etwas Unheimliches, etwa wie eine Gespenstererscheinung. Manche Nacht war ihr's vor dem Einschlafen wie eine Angst gekommen, sie könnte heute träumen.

„Und der Mann," fuhr die Annemarie fort, „hat mir die Kehl' zugehalten. O, ich hab mich gewehrt, aber ich hab's nicht ermachen können, bis er endlich selber gangen ist."

„Und das habt Ihr gefühlt?" fragte die Heiterethei.

„Ich spür's jetzt noch," entgegnete die Alte.

„Und seid auch nicht munter geworden?"

„Behüte."

Die Heiterethei stellte sich das Traumbild der Annemarie nicht als ein wesenloses Gedankengeschöpf der Alten selbst, sondern in wirklicher äußerlicher Gegenwärtigkeit an dem Bette der Annemarie vor, etwa wie der Aberglaube sich Gespenster denkt. Die weißen Druckflecken, die auf ihrer Wange erschienen, rief der Gedanke hervor, daß ihr in einem ähnlichen Falle ihre Kraft nichts würde helfen können, wenn sie bewegungslos und schlafend liegen bleiben müßte.

„Hernachen; guckt, Dorle, war ich auf einmal in der Kirchen."

„In der Kirchen? Und Ihr seid nicht aus dem Häusle gekommen?"

„Im Traum, Dorle" —

„Wenngleich, aber warum seid Ihr hingegangen in die Kirchen? so bei Nacht?"

„Ja, Ihr denkt, Dorle, im Traum, da kann man's machen, wie man's will!“

„Habt Ihr's denn nicht gewollt?“

„Ja, daran hab ich nicht können denken, ob ich will oder nicht, so schnell ist's gangen.“

Auf der Heiterethei Wange zeigten sich wiederum die weißen Druckflecken, als sie schwieg. Endlich fuhr sie auf: „Dumm Zeug! ich mag nix mehr davon hören. Geht 'nauf in Euer Stüble. Es ist nunmehr Zeit. Morgen müßt Ihr früh auf. Mit der Sonn' fahr ich fort“.

„Aber wie Ihr seid, Dorle! In den Zainhammer wollt Ihr morgen, so sehr die großen Weiber haben gebarmt, wo Ihr vielleicht bei Nacht durchs Ulrichsholz müßt? Wo Euch wirklich was kann passieren, da fürcht't Ihr Euch nicht, und vor einem Traum, wo doch nix ist, da fürcht't ihr Euch! Denn wenn einer vorüber ist, so ist er vorbei, und bleibt nix haften davon. Das ist, wie wenn man in Gedanken was thut, oder es wird einem was gethan.“

„Wenngleich!“ sagte die Heiterethei. „Und wenn's wie bloß in Gedanken wär, gefallen will ich mir einmal nix lassen. Von Fürchten übrigens ist da kein Red'. Nu geht Ihr 'nauf und schlaft wohl, und so ist's und nu ist's fertig.“

„Sie läßt sich einmal nicht abhalten,“ hatte die Annemarie gesagt, indem sie mit schweren Füßen ihr Stübchen erstiegen. Sie hatte ihren Thränen und Klagen freien Lauf gelassen, wozu sie während der Heiterethei Dabeisein den Mut nicht gehabt. Aber dazwischen hatte sie immer wieder einmal ihren grauen Kopf geschüttelt und gesagt: „Doch kurios, doch kurios! So hat doch jed's sein wund Flecke, und säh's noch so gesund aus“.

Wir wissen nun, warum die Heiterethei nicht schlafen wollte. Die alte Angst vor den Träumen war ihr wieder gekommen. Aber wenn sie auch wachte, nichtsdestoweniger hatte sie die ganze Nacht hindurch mit Mördern, Räubern, Gespenstern und Traumbildern zu kämpfen. Und immer reichte ihre Kraft nicht aus; sie mußte hilflos schlummernd sich alles gefallen lassen, oder sie lief und kam nicht vom Fleck. Sie glaubte nicht zu träumen, weil sie jeden Augenblick sich sagte: ich bin wach, und hielt sich zum erstenmal in ihrem Leben für krank. Denn auch der kalte Schweiß, der sie überströmte, war ihr etwas Fremdes. Das alles machte das sonst so starke Mädchen so kleinmütig, daß sie schon, ohne es sich zu gestehen, auf Vorwände sann, die ihr Daheimbleiben vom Zainhammer vor ihr selbst rechtfertigen sollten.

Als der erste Strahl der aufgehenden Sonne den kleinen zerbrochenen Spiegel an der Wand traf, da litt sie's nicht mehr im Bette. Ihr

erster Gang war regelmäßig an den nahen Bach, wo sie Gesicht, Arme und Nacken wusch. Wie sie die Thür öffnen will, fällt ihr ein: wenn der Holders-Fritz jetzt draußen lauerte? Noch ist kein Mensch sonst in der Nähe. Da schlug ihr die Glut der Scham ins Gesicht, und zornig stieß sie die Thür gewaltsam auf.

Herein drang die frische Morgenluft und umdrang und durchquoll sie mit ihren kühlen Wogen. Da war mit Eins die ganze Nacht mit ihren Gespenstern hinter ihr versunken und sie wieder die Heiterethei.

Das erfrischte Blut floß wieder im alten, ruhig kräftigen Takt durch die gesunden Adern. Und als sie mit dem leeren Schiebkarren den Weg durch das thauige Gras nach der Straße hinabfuhr, da lachten die braunen Augen wieder mit dem blauen Himmel um die Wette.

Wenn jetzt zwei Holders-Fritze hinter den Weiden hervorrauschten, es wäre ihr um so lieber gewesen. Es drängte sie geradezu, mit jemand anzubinden und aller Welt zu zeigen, sie bedürfe keines Schutzes und brauche den Stärksten nicht zu fürchten.

Und doch erinnerte sie sich recht gut, das Liesle hatte geweint. Es hatte mit ungewohnter Heftigkeit die Pflegemutter nicht von sich lassen wollen, was es sonst nie gethan. Die alte Annemarie hatte das als ein böses Vorzeichen gedeutet und in des Mädchens frisch abweisender Antwort nach ihrer Weise einen Frevel gesehen.

Die Heiterethei mußte über die Alte lachen. Dieser war das Bedenklichste bei der Sache gewesen, daß die Heiterethei den gutmeinenden großen Weibern nicht gefolgt. Eine solche Sünde konnte nicht unbestraft bleiben, hatte sie gemeint, und wenn mit dem Wege nach dem Zainhammer auch auf der ganzen Welt kein weiteres Wagnis verbunden gewesen wäre.

Bis nach dem Zainhammer sah die Heiterethei die Haube der Valtinessin von einem Ohr zum anderen schweben. Im wachsenden Übermut agierte sie dem stillen Walde die ganze Abschiedsscene vor und stimmte in das Gelächter eines ihr etwa Begegnenden mit ausgelassener Lustigkeit ein. Die ganze Geschichte von dem wilden Holder und seinem Auflauern kam ihr in der nüchternen Morgenluft wie ein dummes, drolliges Märchen vor.

Es kam, wie die Warnerinnen geahnt hatten. Die Sonne stand schon tief, als die Heiterethei mit ihrer Last den Zainhammer verließ. Ehe sie das Ulrichsholz erreichte, begann es zu dämmern. Obendrein zogen von allen Seiten am Himmel Gewitterwolken auf.

Die Schwüle wuchs mit dem Abend, statt abzunehmen. Im Ulrichsholze kam noch der Duft hinzu, der von den dürren Fichtennadeln auf dem Wege wie heißer Staub emporstieg.

Und kein Lüftchen!

Es war nicht, als schlummerte die Natur, sondern als läge sie im Starrkrampf und sähe, wie die schwarzen Wolken als Leichenmänner schon Anstalten machten, sie lebendig zu begraben, und sie ränge vergebens nach einem Hilferuf, nach einer Bewegung.

Die Last der Heiterethei war heute eine weit geringere, als am Tage des Gründer Marktes, und doch schien sie ihr doppelt so schwer.

Wie sehnt man sich auf solchem Wege nach dem Anblick eines Lebenden! Es ist, als bedürfte man eines thatsächlichen Beweises, die Welt sei nicht ausgestorben. Und ein einfaches „Grüß' Gott" oder „Dank' schön" berührt die schmachtende Seele mit kühlem Finger und verdoppelt die Rüstigkeit der Schritte. Wie anders wird es aber auch gesprochen, als am Tage und mitten unter dem lauten Getreibe der Menschen!

Schon drei Viertelstunden mochte sie im Holze fahren, und noch war keine Seele ihr begegnet. An den hinabgegangenen Tag mahnte nur noch ein leiser violetter Schein, der hie und da immer seltener und flüchtiger an einem Föhrenstamm hinzitterte, wie eine verlorene Stimmung aus der Vergangenheit, die vergebens Erinnerung zu werden strebt. Und auch dieser verschwand, und die Nacht begann ihr Weben, ihren geheimnisvollen Haushalt in dem stillen Walde. Wie verhaltener Atem säuselte es, jetzt kaum hörbar, jetzt anschwellend und plötzlich wie vor Schrecken verstummend, dem Mädchen entgegen. Wie heimliche Tritte raschelte es erst fern, dann immer näher und plötzlich stillstehend, hinter ihr drein, als wollte es sie locken, sich umzusehen. Jetzt schleift etwas durch die Büsche. Dort ist's, wo der fahle Schimmer vorübergleitet wie ein Erbleichen über die Wange der Nacht, kaum zwanzig Schritte weit von der Heiterethei. Dort schleift es, als zöge einer einen schweren Körper in die Büsche sich nach, und die verbogenen Zweige schnellten hinter ihm hörbar in ihren natürlichen Stand zurück. Der Schimmer kommt näher; er verschwindet und wie aus der Erde gewachsen oder plötzlich aus der Luft verdichtet, wird dafür etwas sichtbar wie Umrisse einer ungeheuren, abenteuerlichen Gestalt.

Aber es ist kein Schreckbild, kein Gespenst, was da sichtbar wird.

„Guten Abend allein," sagte eine Frauenstimme. Sie kommt von einer Bäuerin, die einen Karren zieht. Und nun wird die Heiterethei gewahr: was erst von fern ein bloßer Schimmer und, näher kommend, ein Schreckbild schien, das sind mehrere große Bündel von weißem Tuch, die hoch emporragen über den Rand des Karrens.

„Schönen Dank," entgegnete die Heiterethei und richtete sich unwillkürlich höher auf.

In dem Augenblicke spalten sich auch die Rabenflügel des Gewitters

am Himmel, und mit einer Art Trost bemerkt man, der Mond müsse aufgegangen sein, stecke er auch noch tief in den Wolken.

Wenn er nur erst herauskommt! Es ist Vollmond, und der Vollmond läßt kein Gewitter aufkommen und auch anderes Schlimmes nicht.

Unwillkürlich halten beide und lassen die Karren nieder; beide wischen sich den Schweiß von den Stirnen, und die Bäuerin sagt: „Ihr müßt es sein".

Die Heiterethei wundert sich, wer sie sein soll.

„Ja, Ihr seid groß und stark, und vorhin schon, wie Ihr auf mich zugekommen seid, hab ich's an dem Klirren gehört, Ihr habt Eisen geladen. Ihr seid's! Nach Euch hat er gefragt —"

„Gefragt? Nach mir? Möcht ich wissen, wer!"

„Ob Ihr mir schon begegnet wär't? Aber, Gott sei Dank, Ihr wart's noch nicht. Und wenn Ihr's schon war't, nein! dem hätt' ich's nicht gesagt. Dem nicht! Und hätt' ich nicht die Axt gesehn, wie sie hat geblinkt! Er hat sie mit der Jacke zugedeckt, ich hab sie nicht sollen sehen, aber sie war zu groß; ich hab sie doch gesehn."

Die Heiterethei weiß immer noch nicht recht — aber ein Schauder über den anderen rieselte ihr am Rückgrat hinab. „Nicht weil ich mich fürcht," sagte sie erklärend zu sich selber; „sondern, daß ein Mensch so was soll können vorhaben."

„Ja, ich will's Euch nur verzählen," begann die Bäuerin wieder und setzte sich auf ihren Karren zwischen die Bündel hinein. „Eine ganze Glockenstund' hab ich schon nix anders in Gedanken gehabt, als: Wenn ich sie nur sollt sprechen! Wenn ich ihr doch nur sollt begegnen! Meinen ganzen Karren wett ich da, hab ich gedacht, er ist nicht Euer Bruder, wie er hat gesagt. Aber warum fragt Ihr denn? hab ich gesagt. O, da hab ich wohl gemerkt, wie verlegen er gewesen ist. Es wär nicht sicher da im Ulrichsholz, hat er gesagt. Ja, hab ich gedacht, das mein ich selber. Und wenn ich Euch begegnen thät, sollt ich nicht thun, als hätt' er nach Euch gefragt. Ja, hab ich gedacht, das mein ich wieder. Und weil ich hab wollen wissen, wer er ist, da hat er gethan, als hört er's nicht. Und weil er so gethan hat, da sind Leut' gekommen, und das sind Leut' aus der Stadt gewesen. Ich hab ihm ins Gesicht wollen sehen, da ist er fort gewesen. Die Leut' aus der Stadt haben aber gleich gesagt: Wenn das die Heiterethei wüßt! Und wenn ich ihr begegnen thät, so sollt ich's ihr um Gotteswillen sagen. Und weil ich denk, daß Ihr die Heiterethei seid, so kehrt lieber wieder um, als daß Ihr dem in die Hände lauft. Aber ich hab noch weit. Wenn Ihr mit wollt, so kommt."

Damit nahm sie ihren Karren wieder auf und fuhr ihres Weges weiter.

Wohl möglich, die Heiterethei hätte ihren Rat befolgt, wußte sie sich nicht gekannt von ihr. Aber die Bäuerin sollte erzählen können, die Heiterethei habe sich vor jemand gefürchtet, sei vor jemand geflohen? Nein! Der Mensch war groß und stark, und wer weiß, vielleicht auch nicht allein. —

„Und wenn's zwei Holders-Fritze wären," sagte die Heiterethei zum Walde, warf die Lippen auf, daß der Wald hätte große Druckflecken auf ihren Wangen sehen müssen, war es Tag, und nickte noch obendrein mit dem Kopfe: „Ich fürcht mich vor zwei solchen nicht. Wegen vier solcher kehr ich nicht um. Und so ist's, und nu ist's fertig".

Der Wald zitterte vor Verwunderung oder vor Schauder an seinen grünen Gliedern.

Aber kaum nach zwanzig Schritten hielt die Heiterethei unwillkürlich an. Sie hörte, auch die Bäuerin blieb stehen, wahrscheinlich, weil sie meinte, die Heiterethei habe sich anders besonnen und werde ihr nachkommen.

„Ja, hätt' ich's gleich gethan," sagte die Heiterethei; „aber nun ich gesagt hab, ich thu's nicht? Und hinter der drein, wie ein klein Kind hinter seiner Mutter?" — Und noch ehe sie sich selber geantwortet hatte, war sie schon wieder im Schritt und hörte auch die Bäuerin ihres Weges weiterfahren. Sie kam auch gar nicht zur Antwort. So plötzlich fiel ihr ein, daß der Grund, in den sie nun einbiegen müsse, der Blutgrund heiße. Zum erstenmal vertiefte sie sich in die Bedeutung des Wortes, das sie so oft und stets gedankenlos ausgesprochen und ebenso ohne Gedanken darüber aussprechen gehört. Und wie der Name, kam ihr auf einmal die ganze Gegend wie eine andere, wildfremde vor, der man es ansähe, daß hier etwas Schreckliches geschehen war oder noch geschehen sollte.

„Dummes Zeug!" sagte sie endlich zornig zu ihren Gedanken. „Das wär, als wenn ich mich fürchtete." Und im Gegenteil hatte sie nun erst recht Lust, in den Blutgrund einzubiegen; obschon ihr einfiel, alle Leute sagten, der Weg durch den Bühel gehe gar nicht viel, oder eigentlich gar nicht um; er sei viel ebener und breiter als der Blutgrund; nicht jeden Augenblick bleibe man dort in Baumwurzeln stecken, wie hier.

„Fürchten thu ich mich nicht. Soll ich deshalb jeden Augenblick in Baumwurzeln stecken bleiben, weil eins denken könnt, es wär aus Furcht, wenn ich's nicht thu? Und wo's nicht einmal jemand sieht!"

So dumm wollte doch die Heiterethei sich selber nicht vorkommen, wollte sie sich's auch nicht gestehen, wie viel leichter es ihr war, als sie den Eingang zum Blutgrunde eine gute Strecke hinter sich hatte.

Endlich nahm das Holz ein Ende. Sie war nicht mehr weit vom Leinfelde ihrer Base. Und nun verflachte sich auch das Gewölk vor

dem Monde zusehends. Nur noch ein wenig dünner die dreieckige Wolke da, und sie konnte durch die Erlen und Weiden am Bache den Knopf vom Luckenbacher Turme funkeln sehen. Und der Bach, der neben ihrem Wege hinglitzerte und etwas weiterhin ihn durchschnitt, war ja der Zehntbach, derselbe, der daheim an ihrem Häuschen vorbeifloß, derselbe, indem sie alle Morgen sich wusch, darin sie sich gebadet in so mancher warmen Nacht.

Dennoch überrieselte sie von neuem ein Schauder, als ganz nahe bei ihr ein leises „Pst" sich hören ließ.

„Fahrt den breiten Weg, Dorle, den über die Herrnmühl'," flüsterte eine Stimme, „und macht, daß er Euch nicht ansichtig wird."

Wer spricht? und wo? und wer soll ihrer nicht ansichtig werden? und wo ist er?

Ein blasses Gesichtchen taucht neben ihr auf aus dem dunkeln Gebüsch. Das kleine, lahme Walkmüllers-Gretle ist die Warnerin. Sie stößt die Krücke in den weichen Boden fest ein und streckt sich, mit dieser sich stützend, auf ihrem gesunden Beine, so hoch sie kann. Mit dem mageren Ärmchen zeigt sie nach dort, wo der Bach quer über den Weg läuft.

„Dort, auf dem Ulrichssteg, dort steht er und lauert schon eine Stund' lang. Macht geschwind fort, sonst wird er Euch noch gewahr!"

Ein flüchtiger Blick des Mondes durch eine Lücke im leichteren Gewölk streifte jetzt dienstfertig den Steg und die dunkle Gestalt, die darauf steht. Es ist, als wolle auch der Mond das Schreckliche nicht geschehen lassen. Im nächsten Augenblick ist's wieder so dunkel dort, als vorher; aber sie sieht ihn noch, der auf dem Stege steht: und wär's ganz Nacht, sie würde ihn noch sehen.

Einen Tumult der entgegengesetztesten Gefühle wühlt der Anblick aus ihrem tiefsten Herzen auf; dazwischen zucken wie Blitze fieberhafte Gedanken durcheinander hin.

„Also ist's doch? Also doch lauert er mir auf? Und was hab ich ihm gethan? Warum gerad er?"

Alle die Warnungen, Träume und Vorzeichen, alle Schreckgeschichten der letzten Nacht wachsen aus dem Boden vor ihr auf wie riesengroße Schattengestalten und dräuen sie zurück. Sie sieht die Haube der Baltinessin, aber sie kann nicht lachen. Dazu die Reden der Bäuerin vorhin im Ulrichsholz. Sie sieht das Kind, das sie weinend zurückhalten will. Sie sucht Hilfe in ihrem Innern und findet nur den Gedanken: „Ein Weib ist doch kein Mann!" Sie weiß, sie wird sich des Gedankens schämen im nächsten Augenblicke. Aber sie fühlt, jetzt ist er ihr Herr. Sie biegt schon mit den Augen in den Weg ein, den das Gretle ihr geraten hat. Aber wie die Füße folgen wollen, sieht sie, der

Schneider kommt den Weg her; sie müßte ihm begegnen. Da schlägt ihr die Scham wie eine Flamme ins Gesicht. Sie hört seinen, des Schmiedes und des Webers Gelächter und Spott schon in Gedanken. Unwillkürlich thut sie einige Schritte weiter dem Verfolger entgegen. Über die Mündung des anderen Weges einmal hinaus, kann sie nicht mehr zurück. Das würde den Spott erst gewiß machen.

Aber ist's nicht besser, sterben, wenn's sein muß, denn leben, der nimmer endenden Furcht und Selbstverachtung preisgegeben? oder drinnen in der Stube dem Hungertod doch eine gewisse Beute? Denn die Warner bringen Rat dahin, aber kein Brot. — Als ob man sterben müßte! als ob ausgemacht wäre, der Holders-Fritz sei stärker als sie!

Und wenn er's wäre! Und trotz seinem Beil! Naht sie ihm dicht am Bache hinfahrend, von den Erlen versteckt, kann er sie nicht sehen, das Beil nicht heben, bis sie an ihm ist. Im weichen Grase rollt der Karren nicht, klirrt das Eisen nicht. So mit dem Vorteile des ungeahnten Angriffs, mit ihrer ganzen Kraft, durch Verzweiflung des Augenblicks verdreifacht, Gedanke und Ausführung eins! Da müßt' es doch — — —

Ja, und es geht auch nicht mit unrechten Dingen zu.

Der Verfolger liegt im Bache, und die Heiterethei ist schon weit über den Steg hinaus, ehe es ihr gelingt, den Karren und sich selber anzuhalten.

Wir müssen nun einen Rückblick auf das Treiben des wilden Fritz werfen seit dem Gründer Markt, um zu erfahren, ob er sein trauriges Schicksal verdient hat, und ob er's um die Heiterethei verdient hat, durch welche es ihm geworden.

Wir folgen dem lärmenden Haufen seiner Kameraden und dem Holders-Fritz selbst vom Hohlwege vor der Stadt, wo wir, nach dem Zank über den Karren hinüber, sie sich selbst überlassen, nach „der Schwane".

Nicht weit von unserem Ausgangspunkt klingt uns schon Musik entgegen. Zuweilen wird diese von dem Geschrei vieler durcheinander zankenden Stimmen übertönt. Dann macht ein lustiger Juchheruf Frieden, der aber nicht von langer Dauer ist.

Der Adams-Lieb schüttelte sich vor Lust beinahe aus seinen Kleidern heraus, die eben so wie sein gewöhnliches altkluges Wesen auf den Zuwachs berechnet schienen. „Die sind schon übereinander. Mach zu, Fritz! Wir kommen gerade recht."

„Aber wie bist du nur heint?" unterbrach er sich selber. „Ich mein, du hast deine Ohren bei deinen Gedanken stecken, und die sind, wer

weiß, wo. Den ganzen Tag schon weiß man nicht mehr, wie man mit dir dran ist."

Der Fritz schwieg und bejahte dadurch, ohne es zu wissen.

Nun biegen wir um eine Straßenecke. Das Haus, das uns gegenüberliegt und aus allen Fenstern lichte Scheine auf das nasse Pflaster wirft, über welches umschlungene Schattengestalten, sich lautlos drehend, hinweghuschen, ist „die Schwane".

„Fritz!" schrie ein anderer, „du wirst doch nicht in das Deichle laufen?"

An einem Hause hin dehnte sich gemächlich und ungehindert eine Art Pfuhl, dicht von schwimmenden Brunnenröhren bedeckt, die entweder den Hineingeratenden vor dem Untersinken oder sich selber vor dem Verlechzen bewahren sollten. Davon stieg eine Verbindung von Jauchen- und faulem Holzduft auf, welche die Warnung des Kameraden hätte entbehrlich machen sollen.

Wenig Schritte noch und sie sind, in die Thorfahrt eingetreten, an der Wirtsstubenthür „der Schwane".

„Gehn wir nicht gleich 'nauf in den Saal?" fragte der Adams-Lieb halb verwundert, halb ärgerlich, als der Fritz die Thür öffnete. „Ja, du willst erst einmal trinken," beruhigte er sich selber.

Und so war's.

Die Kameraden intonierten das klassische Lied: „Bier her, Bier her, oder ich fall um". Sie meinten, nur schnell im Durchgehen einen Trunk zu nehmen; aber auch darin erregte der Fritz wiederum ihren Ärger und ihre Verwunderung zugleich, daß er sich setzte, und zwar mit einer Entschiedenheit, als wolle er nie wieder aufstehen.

„Bier, Käterle," rief der Holders-Fritz; „aber gleich sechs Maß für mich allein. Das Bestellen allemal ist mir zuviel."

„Du bist doch gar nicht mehr wie sonst," sagte der Adams-Lieb; „damit hätt's Zeit gehabt bis hernachen."

Aber der Fritz entgegnete: „Dumm's Zeug!" und begann dem inzwischen vor ihn auf den Tisch gestellten Getränke fleißiger zuzusprechen, als ein bloß menschlicher Durst rechtfertigen konnte.

„Er ist noch auf die Heiterethei wild," sagte ein anderer.

„Der wird er's schon zeigen," meinte der Adams-Lieb. „Aber daß du den Lärm oben kannst hören und machst nicht mit, Fritz, das weiß ich nicht, wo ich's hinthun soll. Du bist doch immer ein Kerl gewest. Schon in der Schul', sagen sie, bist du der Gescheit'st, aber auch der Allerwild'st gewest. Und so hast du's hernachen fortgemacht in der Lehr' beim Meister Schramm, und hernachen, wie du Meister bist gewest, erst recht. Na, der mag geschüttelt haben!"

„Gelt," fragte ein anderer, „mit dem Morzenschmied bist du in die

Schul' gangen? Hernachen ist der Kaspers-Andres dein Kamerad gewest. Und nach diesem der Tuchscherer in der Weidengass'."

„Das sind alles alte Philister geworden," lachte der Adams-Lieb. „Und dein letzter vor uns, der Schleiermüller, der thut auch schon, als wenn er den alten Schloßturm auf seinen Armen hätt' getragen, wie der noch ein Wickelkind ist gewest. Und ist kein fünf Jahre älter wie ich. Die haben sich alle vor den Leuten gefürcht't, und was die sagen. Du bist ganz allein frisch und jung geblieben. Du bist doch ein ganzer Kerl. Du machst dir aus allen Leuten nix, und so muß ein rechter Mann sein. Aber nun geh zu, daß wir 'nauf kommen in den Saal. Den mußt du heint noch räumen; das sag ich dir. Wenn du noch lang machst, geh ich erst einmal allein. Ich muß wenigstens erst sehen, was es giebt."

Und das that der Adams-Lieb.

Unterdes beginnt der Holders-Fritz alles mögliche, in das alte Wildthun hineinzukommen. Aber es gelingt ihm nicht. Wild und toll ist er genug, aber auf andere Weise, als er es sein möchte. Er ist toll auf die Heiterethei, daß sie keinen Respekt vor ihm hat; und daß er sich gestehen muß, sie habe recht daran, das macht ihn noch wilder auf sie. So deutlich ist's ihm noch nie geworden, daß der rechte Respekt nicht durch die Kraft seiner gewaltigen Arme und sein gewohntes Wildthun zu erzwingen ist. Darum ist er toll auf dieses Wildthun selber, das ihm nun wie das Treiben dummer Jungen vorkommt.

Seit er im Jüngling stecken geblieben, und Geschlecht um Geschlecht an ihm vorüber in die Reihen der Männer gerückt, hatte es an Selbstvorwürfen und inneren Mahnungen nicht gefehlt. Sie waren immer häufiger und dringender geworden; auf der anderen Seite hatte aber auch die Gewohnheit das alte Geleise immer mehr ausgetieft. Je nötiger es erschien, aus diesem herauszukommen, um so schwerer erschien es auch. Eine solche Anwandlung hatte ihn heute vom Besuche des Gründer Marktes abgehalten, die alte Gewohnheit aber wiederum den Kameraden in die Hände geführt.

Er sagte sich nun: „Ich hab' anders wollen werden und wär's geworden, aber nun die Heiterethei denken müßt', ich thu's, weil sie's hat gewollt, nun geht's nicht!" Das will er sich aufreden, eben weil er fühlt, daß die äußere Anregung durch sie notwendig war, daß diese erst seinen Stolz gegen seine Kameraden aufrufen müssen, um ihn loszulösen aus den festhaltenden Armen der Gewohnheit.

„Ich hab' mehr so dumme Gedanken gehabt," sagte er zu sich selbst, „aber ich hab' sie nicht lassen aufkommen. Hernachen bin ich noch wilder gewest, bis ich sie los worden bin."

Und das will er eben wieder, aber es gelingt ihm nicht mehr. Der alte Zauber ist gebrochen. Ein neuer zwingt ihm den Gesichtspunkt der Heiterethei unentrinnbar auf.

Er sieht sich um. „Wenn doch einer käm' und was thät', daß ich wild werden müßt', ich möcht' wollen oder nicht!" denkt er. Er tritt sich selber auf den Fuß, er fährt alle Augenblicke zausend mit der Hand durch sein Haar, weil's ihm kein anderer zu Gefallen thun will. Er trinkt immer hastiger und wird nur immer nüchterner davon.

Jetzt kam der Adams-Lieb wieder und jubelte. „Die hau'n sich da oben und wissen nicht, warum! So ein Spaß ist noch nicht gewest. Da sind keine zwei Parten, die's aufeinander halten, sondern jeder haut, was ihm vor die Faust kommt."

Und gleich hinter dem Adams-Lieb her kam ein Zimmergeselle wie aus einer Kanone in die Wirtsstube hereingeschossen. Aus eigner Macht, ohne fremde Nachhilfe, hätte er nimmermehr so schnell hereinfahren können. Sobald er das Gleichgewicht wiedergefunden, sah er sich herausfordernd um und schien die Anwesenden für die hilfreichen Geister anzusehen, deren Beistand ihn hereinbefördert.

„Nur her," schrie er, „wenn ihr das Herz habt, ihr Lumpenpack!"

Der Adams-Lieb und die übrigen Kameraden zogen sich hinter die mächtige Gestalt des Holders-Fritz zurück. Der Adams-Lieb bewies dem Holders-Fritz, er dürfe eine solche Herausforderung nicht abweisen um seines Namens willen. Er begriff den Holders-Fritz nicht mehr.

Unterdes waren dem widerwilligen Eindringling mehrere gefolgt.

Der Holders-Fritz hörte das „Hetz! hetz!" der Heiterethei wieder in seinen Ohren. Er sah, wie der Adams-Lieb und seine übrigen Kameraden sich zuwinkten. Das hatte er hundertmal gesehen, aber halb aus Gutmütigkeit, halb aus Bedürfnis ihrer Gesellschaft nicht gerügt. Dadurch waren sie sicher geworden. Jetzt kam ihm der Zorn. Er begriff, sie legten ihm seine Gutmütigkeit für Einfalt aus. Und wer weiß, was geschehen wäre, fiel ihm nicht ein: „Das wär's ja, was die Heiterethei hat haben wollen!" Die ganze Stadt und sie selber müßte glauben, er folge ihr, wie ein gescholtener Schulbube seinem Lehrer.

„Greif' nur einer den Holders-Fritz an," schrie indes der Adams-Lieb hinter dem Holders-Fritz hervor, „wenn er das Herz hat!"

Er erreichte seine Absicht, denn die Eingedrungenen kamen auf den Holders-Fritz los, der noch immer an sich spornte. Die Kameraden ließen den Sitzenden und hielten sich die Thür frei. Der zuerst Hereingeschossene machte mit der rechten Faust eine keineswegs zweideutige Bewegung nach dem Kopfe des Holders-Fritz. Da fuhr dieser empor. Eine kleine Weile schien die Wirtsstube in eine Walkmühle verwandelt.

Das ging klipp, klapp! Bald verengte, bald erweiterte sich der Knäuel, bis er auseinander flog und stückweise durch die Thür verschwand. Der Holders-Fritz war alles, was davon übrig blieb.

Wunderbarerweise hatte er in den Zimmerern eigentlich auf seine Kameraden losgeschlagen. Wenigstens war es erst nur der Zorn über diese gewesen, den er an jenen ausließ.

Aber der Kampf gebiert einen neuen Zorn aus sich, wie ein Gewitter einen heftigeren Sturm aus sich entwickelt, als der es zusammengeblasen.

Es wäre schwer zu sagen, auf wen der Fritz eigentlich zornig war. Er war's auf die Heiterethei, auf die Kameraden, auf die Zimmergesellen, auf die ganze Stadt, auf sich selber; er war zornig auf das alte Leben, das ihn anekelte, aber auch auf das neue, welches er beginnen mußte, wollte er jenes lassen. Er schämte sich vor sich und aller Welt, zu bleiben, wie er war; aber er schämte sich auch vor sich und aller Welt, anders zu werden. Es war wiederum mehr der Drang, sich durch die Betäubung des Kampfes von allem dem wenigstens auf Augenblicke zu befreien, was ihn hinauftrieb in den Saal, der bereits den Anblick eines Schlachtfeldes bot.

Das war ein wildes, buntes Durcheinander, das sich, in einen Schleier von Staub und Tabaksrauch verstrickt, hin- und herwälzte. Da sah man, was man nie gesehen. Da waren Beine, die wie Arme in der Luft herumgriffen, Arme, die wie Beine auf dem Boden umherliefen, dazwischen Köpfe, die den Mund oben, und andere, die ihn unten hatten, menschliche Rümpfe in allen Stellungen, die nur möglich. Welches sterbliche Auge hätte bestimmen mögen, was zusammen gehörte? Mit überraschender Behendigkeit tanzten Stuhlbeine dazwischen und flogen Bierkrüge in allen Richtungen wie aufgescheuchte Vögel darüber hin. Wunderbar war die gegenseitige Anziehungskraft von Köpfen und Fäusten, die Zuthulichkeit, womit ganze Haarbüschel sich um fremde Finger schlangen, die Ausdauer, mit welcher gekrümmte Fingerknöchel anpochend untersuchten, ob unter einem Schädel nicht hier oder da eine hohle Stelle sich finde, oder was eine menschliche Nase eigentlich auszuhalten imstande sei. Die Musikanten hatten der Versuchung nicht widerstehen können, auf dem Orchester all die Kunstfertigkeiten, die sie unten im Saale üben sahen, nachzuahmen. Trompete und Posaune, Klarinette und Geige wollten sich von bloßen Stuhlbeinen nicht beschämen lassen. Über Mangel an Musik dabei zu klagen, wäre keinem menschlichen Gehör eingefallen. Eher war der Musik zu viel. Für die wenigen Instrumente, die unter die Stuhlbeine gingen, ward jedes Stuhlbein zu einem musikalischen Instrumente. Das ganze

Getümmel war ein großes, sausendes und quiekendes Hackbrett, das sich selber mit Stuhlbeinen schlug.

Aus dem Gewoge der kämpfenden Männer ragten Tische und Bänke, wie die letzten Bergspitzen aus den steigenden Wassern der Sündflut. Auf diese hatten die Töchter der Riesen sich geflüchtet. Mit Entsetzen sahen sie, wie die Köpfe ihrer Tänzer, hineingerissen in die brausenden Wellen, vergeblich sich emporzuheben rangen; zuweilen spülte eine Woge die Schreienden von der Klippe herab und zog, die Scheitel mit den Gewändern der Stürzenden gekrönt, sie drehend in den Strudel hinein.

Aber wie die Arche Noah, hoch über allen, zogen Schultern und Haupt des wilden Fritz ihre Spur. Vor ihm bäumten sich die Gewässer, und hinter ihm zeigte sich Land. Nicht eine halbe Stunde, und er stand in dem weiten Saale unter Stuhlbeinen, gescheiterten Tischen, zerbrochenen Bierkrügen und Fensterscheiben verschnaufend allein. Die kühle Nachtluft, die durch die zerschlagenen Fenster hereinblies, mit dem Staube ein kleines Nachspiel aufführte und die wenigen Lichter, welche die Schlacht verschont, in ein angstvolles Zittern versetzte, sagte zu ihm: „Wir beiden sind die Sieger".

Aber schlimmer, als außer ihm, sah es im Innern des wilden Holders-Fritz aus — weit öder noch, weit wüster und nüchtern überwachter. „Dem Schwanewirt" mußte es viel leichter werden, seine Stuhlbeine wieder zusammenzubringen, als das dem Fritz mit seinen zerrissenen und verworrenen Gedanken gelang. Und es war ihm nicht etwa wie jenem an der Erhaltung des noch Vorhandenen gelegen. Er wäre lieber seine ganzen Erinnerungen und sich selbst mit losgeworden. Mechanisch sah er sich nach seinen Kameraden um; aber es fiel ihm ein, in der Hitze des Kampfes hatte er vergessen, daß er sie schonen müsse, solle die Heiterethei nicht triumphieren. So hatten sie das Los der Zimmergesellen geteilt.

In der Thür that er noch einen Blick zurück. Der Saal gemahnte ihn wie sein altes Leben. Nichts als Trümmer nutzlos vergeudeter Zeit und Kraft. Und darüber brütend, statt Staubes und Tabakrauches, Ekel, wüster, öder, grenzenloser Ekel.

„Bursch!" fuhr er auf, indem er sich an der Brust packte mit einem Griff, der einen anderen aus dem Gleichgewicht gebracht haben würde, „nun ist's aus mit dem Wildthun, das sag ich dir! Die alt' Zeit hat aufgehört. Hierher kommst du mir nicht wieder!"

Und so warf der Fritz, nachdem er das mit all den anderen aus dem Saale der Schwane gethan, sich selber zugleich aus dem alten, wüsten Leben hinaus.

Es war nicht mehr früh, als der Holders=Fritz erwachte und sich auf einer Schnitzbank in den Städeln sitzend fand. Eben klang die Glocke vom Kirchturm; er zählte neun Schläge.

Er sah sich nach seinen Gesellen um, die eigentlich schon seit drei Stunden in voller Arbeit sein sollten. Er war allein.

Endlich kam der Lehrling und öffnete das Stadelthor. Er sah überwacht aus. Dem Holders=Fritz fiel zum erstenmal auf das Gewissen, wie sehr zu seinem Nachteil der Junge sich verändert hatte, seit er bei ihm war. Er hatte in voller Jugendlust und Gesundheit geblüht; jetzt erschien er verdrießlich, und sein verbleichtes Gesicht trug unverkennbar die Spuren einer wilden Nacht.

Die Stimmung, in welcher der Holders=Fritz sich befand, war der Spiegel, den des Lehrjungen Zustand ihm vorhielt, nicht zu verbessern geeignet. Der Junge warf sich gähnend und dehnend in eine Ecke und bot, da der Schrecken über den unvermuteten Anblick seines Meisters ihn in seiner Stellung versteinerte, ein seltsames Schauspiel dar.

„Wo sind die Gesellen?" fuhr ihn der Meister an. „Ist's etwa Sechs, daß du erst kommst?"

Der Junge raffte sich auf und sagte noch immer in staunendem Schrecken: „Herrjeh, der Mäster ist schon auf!"

Der Holders=Fritz las ohne Mühe die Antwort aus dem Ausrufe heraus: „Ja, wir richten uns nach dem Meister. Früher kommt der auch gewöhnlich nicht".

Er begriff, warum keine Arbeit mehr fertig werden wollte. Das hätte er schon früher einsehen können; aber ihm war das Handwerk zum Ekel geworden, seit ihm die Arbeit keine Freude mehr machte. Die Arbeit freute ihn nicht mehr, seit sie ihm nicht mehr gelang, und sie gelang ihm immer schlechter, je weniger sie ihn freute. Er mußte sich zur Arbeit zwingen, das machte sie ihm völlig verhaßt. Und was er nicht gern that, daran dachte er auch nicht gern. Er ließ die Sache gehen, wie sie ging.

Zum Überflusse fand er einen Brief von seinem bedeutendsten Kunden vor, der schrieb: wenn man nicht bessere Arbeit liefere, müsse er weiter gehen.

Sonst war des Holders=Fritz Stolz gewesen, der wildeste, aber auch der geschickteste Meister zu heißen. Er sah, er konnte nur noch für den wildesten gelten; das regte ihn noch mehr auf. Alles Unangenehme, das er bis jetzt, sich in Wildheit betäubend, abgehalten hatte, drang nun unabwehrbar zugleich auf ihn herein.

Die Gesellen, von denen wir den Saalfelder bereits kennen, waren ebenso erstaunt, als es der Lehrling gewesen, wie sie, langsam und mit

Gähnen daherschlendernd, den Meister schon vorfanden, und zwar mit zornigem Gesicht.

Der Saalfelder meinte, sich ihn zu gewinnen, wenn er dessen gestrige Heldenthat in der Schwane, die schon bekannt geworden war, durch Lob und Preis verherrlichte. So war es ihm schon öfter gelungen, wieder gut Wetter zu machen. Dieses Mal geschah das Gegenteil. Der Meister stellte eine strenge Untersuchung an. Es fand sich, daß ein großer Teil des ehemals übervollständigen Werkzeuges gänzlich fehlte, ein anderer in den traurigsten Umständen war. Das Ende davon fiel dahin, daß der Saalfelder auf der Stelle fortgeschickt wurde, und der Hanauer, der sich in manchen Dingen nicht rein wußte, die noch zur Sprache kommen konnten, selber ging.

Wiederum hatte der Holders-Fritz Gelegenheit gehabt, sein eigenes Bild in zwei treuen Spiegeln zu sehen. Das lange, wilde Haar besonders, das beide Gesellen nach dem Beispiele des Meisters trugen, das Symbol seiner bisherigen Lebensweise, war ihm so widerwärtig geworden, als diese selbst. Ihm schien's, als beseitige er alles, wovor ihm ekelte, als er mit dem Schnitzer durch seine dicken Locken fuhr und ihrer wilden Hoffart ein Ende gab mit Schrecken.

Ein ähnliches Schicksal traf die Baumelquasten und das lange weichselne Pfeifenrohr; die ersteren wurden gänzlich vernichtet, des letzteren Länge auf ein bescheidenes Maß zurückgeführt.

Der Holders-Fritz war nur eben fertig und hatte sich zur Arbeit auf seine Schnitzbank gesetzt, als der alte Meister Schramm in die Werkstatt trat.

Wir wissen, welchen Erfolg seine Mahnung hatte.

Die Änderung, welche der Holders-Fritz mit seiner Lebensweise vorzunehmen im Begriffe war, sollte das Werk seines freien Entschlusses scheinen. Sie sollte wo möglich den Leuten zum Trotze geschehen.

Die Leute hatten natürlicherweise von Anfang an schon sein Treiben nicht rühmenswert gefunden. Es war ihm leichter geworden, ihre Mißbilligung zu verachten, als zu benutzen; und wie der Mensch in seiner unbewußten Beifallsbedürftigkeit endlich in jeden Tadel einen Beisatz von abgezwungenem Lob oder gar Bewunderung hineinhört, so war es dem Holder mit dem Namen des wilden Fritz gegangen. In dem Kreise seiner Kameraden verlor er allmählich vollends das Ohr für rechtes Lob. Eine Reibung führte zur andern; seine erst eigenwillige Absonderung zwang ihn endlich, die Gewalt der öffentlichen Meinung, der kein ehrgeiziges Gemüt sich entziehen kann, da ihm der Weg freiwilligen Einstimmens nicht mehr offen stand, durch den Trotz anzuerkennen, den er ihr geflissentlich bei jeder Gelegenheit entgegensetzte.

Die Ermahnung des alten Meisters mußte deshalb das Gegenteil von dem bewirken, was dieser damit beabsichtigte.

Wirklich hätte der Trotz, wider die Meinung der Leute zu schwimmen, den Holders-Fritz fast zu einem Rückfall in sein altes Treiben verleitet, wenigstens zu einer auffallenden Kundgebung gegen dieselbe. Er wäre dem alten Meister nachgerannt, um vor seinen Augen in das erste, beste Wirtshaus einzutreten. Aber zur rechten Zeit fiel ihm ein, daß er dann in seinen geschorenen Haaren nur einen Beweis für das Gegenteil zur Schau tragen würde.

Der Lehrjunge mußte mit seiner Arbeit vor den Stadel hinaus. Er selber riegelte das Thor hinter ihm zu. Die offene Thür in den Stadelgarten gab ihm Licht genug. Niemand sollte ihn sehen, bevor seine Haare wieder zu der alten wilden Herrlichkeit herangewachsen waren.

Draußen hielt mancher Vorübergehende eine Weile an, um bei dem Lehrjungen nach dem Fritz zu forschen. Es kam auch mancher, um nach bestellter Arbeit zu fragen oder neue zu bestellen. Hörte der Fritz sein wildes Wesen loben und bewundern, dann freute er sich und sagte: „Ja, denen zum Trotz soll's anders werden". Tadelten sie ihn aber und wünschten, er möge sich bessern, dann war es gut für den neuen Entschluß des Fritz, daß er gegen seine Haare gewütet hatte. Zum Glück geschah das erstere öfter, als das letztere. „Wenigstens sollen sie nicht denken," sagte er, „daß ich's thue."

Vor Zorn und Langerweile bei der Arbeit, die nicht geraten wollte, schnitt er zuweilen wie rasend in die Reife hinein. Dann sagte er sich: „Pfui, Bursch! Das ist immer wieder das alt Wildern, und der Heiterethei und allen Leuten zum Trotz werd ich ein anderer!"

Mittags ließ er sich das Essen holen. Er konnte sich denken, die Großmutter, die ihm sein Hauswesen besorgte, werde selber kommen, um zu sehen, was er mache, weil sie an seinem unberührten Bett bemerken mußte, er sei über Nacht außen geblieben. Er ließ es ihr verbieten. Er fürchtete auch, ihre Freude, wenn sie ihm seinen Änderungsentschluß anmerkte, würde ihm diesen verleiden.

Allmählich begann die Arbeit, mit der er sich zuerst nur zu betäuben gesucht, ihn zu zerstreuen. Darüber fand er seine Lust daran wieder. Dann sah er mit Freude, wie sie ihm besser gelang, immer schneller ihm von den Händen ging.

Abends freute er sich über die kräftige Müdigkeit, die ihm eine Nacht gesunden Schlafes versprach. Das war eine ganz andere Empfindung, als die geistige Abspannung von dem wilden Müßiggang. Er fühlte, sogar die Folgen der letzten wilden Nacht hatte die Arbeit und die wieder erwachte Freude daran beseitigt. Nach dem Feierabend ging er

nicht heim. Die Werkstatt begann ihm so lieb zu werden, daß er sich nicht von ihr trennen mochte. Aus Stroh machte er sich ein Lager zurecht. Der Lehrling mußte ihm sein Kopfkissen und seine Decke herbeiholen.

Ehe er sich darauf zur Ruhe begab, ging er durch die Hinterthür in den großen Gras- und Baumgarten, der zum Stadel gehört, hinaus, um die Abendkühle zu genießen.

Er hatte die schöne Ruhe in der Brust, womit ein fleißig durcharbeiteter Tag zu lohnen pflegt. Alles sonst mag stehen, wie es will, der Arbeiter fühlt, daß er sich ein Asyl erworben hat, in welches selbst die Sorge um den nächsten Morgen nicht mit Heftigkeit eintreten darf. Er hat das Seine gethan, für die Seinen gethan; er kann und darf an einen anderen glauben, der auch das Seine für ihn thun wird als für den Seinen.

Vielleicht war es dieses Gefühl, das alles, was ihm naht, verklärt, warum dem Holders-Fritz der Garten so schön vorkam, wie nie vorher. Was war das für eine andere Luft als in den dumpfen, rauchigen Bierstuben! Er ging unter den blühenden Bäumen hin durch das grüne Gras. Er empfand, nur wer sein Bestes gegeben hat, besitzt den Sinn, wiederum das Beste anderer zu empfangen. Wie er den Tag thätig war, ist am Abend alles thätig für ihn. So haben ihm sonst die Blüten nicht geduftet, so weich hat das Gras ihm die wandelnden Füße nicht gebettet, so emsig hat die Luft ihn nicht gekühlt. Es arbeitet alles um den Preis, den er bereits in der Brust trägt. Alles will so zufrieden sein können, als er es ist. Der Trotz gegen die Heiterethei, gegen die Leute schlummert; er hat ihn mit den Leuten vergessen. Hat er auch die Heiterethei vergessen? Sie wird schon sorgen, ihn an sie zu erinnern. Und an den wilden Fritz dazu, den er froh ist, vergessen zu haben.

Denn das ist sie doch, die umschlingend und umschlungen da drüben mit dem Nagelschmiede geht? Der ist's, es ist sein Stadelgarten, der zweite nach Reick zu von dem des Holders-Fritz. Und die Heiterethei ist's auch; es giebt nur ein Mädchen so hoch und schlank in Luckenbach. Es ist ihr kleiner Kopf, der lange Oberleib und die schmale Mitte; es ist der rote Unterrock, und es ist auch ihr federnder Gang, ihre trotzige Nackenhaltung, der dicke Zopf, der ihr bis auf den Hals hinabwuchtet. Es sind ihre Bewegungen, das Wegwerfen der rechten Hand, die Wendung, als wenn sie sich der ganzen Welt entgegenstemmen wollte.

Dem Holders-Fritz schießt mit Gewalt das Blut vom Herzen herauf in das Gesicht. Er hatte den schlanken, glatten Wuchs eines Bäumchens mit der umfassenden Hand verfolgt; die Krone fällt ihm auf die Schulter; er hat den Stamm, ohne es zu wissen, umgeknickt. Er ist zornig, ohne zu wissen, warum.

„Also so ist die?" lachte er grimmig vor sich hin. „Ich geh in die Schwane und trink die ganz' Nacht. Heint sollt den Zimmergesellen ihr Tanz erst sein, hernachen" ... Aber das sagt er nur, um seinen Zorn auszutoben. Es ekelt ihm vor dem wilden Leben noch so sehr, als vorhin. Er kommt zu sich und wundert sich. Das ist ja, als wär er der Heiterethei zu Gefallen im Begriffe, ordentlich zu werden, und um ihre Gunst zu gewinnen. Und das ist ihm nie eingefallen. Nein, aber daß sie so ist! Aber das ist auch wunderlich. Was geht's ihn denn an, wie sie ist? Aber dann soll sie auch anderen nichts vorwerfen wollen.

Wie er sich wieder wendet, sind beide fort. Er muß über sich selber lachen. Er hat nie nach einem Mädchen gefragt, nach der am allerwenigsten. Aber das eigene nagende Gefühl im Herzen wird er nicht los. Es ist sonderbar! er will nichts mit ihr haben, aber ein anderer soll's auch nicht.

Nun, so soll er erst merken, was gesunde Müdigkeit für ein schönes Ding ist. Ohne sie hätte er weder so zeitig, noch so ununterbrochen die ganze Nacht hindurch schlafen können, als er that.

Am Morgen ist er mit der Sonne auf und wieder an der Arbeit.

Was ist das für ein anderer Morgen, als er seit vielen Jahren erlebt hat! Aber eigentlich hat er seit vielen Jahren gar keinen Morgen erlebt. Es ist ihm wie eine neue Entdeckung, daß die Sonne früh aufgeht und daß die Vögel singen.

Das Behagen, womit er auf seiner Schnitzbank schafft, oder die glatten Dauben in den Schnürleib der Reife zwingt, hört sich aus jedem Schnitt, aus jedem Hammerschlag heraus. Nur dann fallen die Schläge unregelmäßig und mit unlustigem Klange, wenn er sich der Leute erinnert oder der Heiterethei, wie er sie gestern belauscht hat. Aber das kommt immer seltener und geht immer schneller vorüber.

Die Stadelthür öffnete er noch nicht. Hört er draußen Vorübergehende mit dem Lehrling reden, dann bekommt er vielleicht Lust, noch eine Wand mehr zwischen sich und jene zu ziehen. Zuweilen fragt einer seiner bisherigen Kameraden nach ihm; dann muß er sich Gewalt anthun, daß er nicht sein Verfahren von vorgestern in der Schwane an ihm wiederholt.

So geht es Tag für Tag. Die Ordnung und Mäßigkeit im Genuß von Speise und Getränk, der Schlaf vor Mitternacht, die wachsende Lust an der Arbeit, der regelmäßige Fleiß geben ihm eine Frische und Freudigkeit, die er noch nie gekannt. Das Schwerste gelingt ihm, das Gelungene baut einen ganz anderen Stolz in ihm auf, als sein früherer auf das Wildthun gewesen. Für die Stunden der Ruhe findet er einen ganz anderen Gefährten in sich, als seine ehemaligen Kame-

raden. Er macht sich über alles seine eigenen Gedanken. Es genügt ihm nicht mehr, das so und das so zu machen, weil's sein Lehrmeister so gemacht hat, dem's wiederum sein Lehrmeister so vorgemacht. Er versucht manches anders. Eins mißlingt, dafür giebt ihm das Gelungene, das ganz sein Werk ist, doppeltes Behagen.

Wenn er etwas vollendet vor sich stehen sieht, dann sagt er wohl: „Es geht doch kein Handwerk über die Büttnerei. So ein Ding, das steht auf sich selber da, so rund, so glatt und so fest, und man kann seine Freud' daran sehn, wie's gefügt ist, daß man keine Fuge sieht. Dagegen was hilft dem Schneider und dem Schuster das Schönst', was sie machen? Der Kerl, der hernachen darin steckt, ist er häßlich, so verschimpfiert er das Werk, und ist er schön, so denkt man wieder, der macht's. Ich möcht wissen, wie ein Schreiber an seiner Arbeit könnt seine Freud' haben, oder ein Kaufmann, denn die Thaler, die der erwirbt, die hat er nicht selber gemacht. Dem Musikanten seine Sach', die ist vollends in die Luft geblasen. Er sieht's kein Mal ganz vor sich, was er hat gemacht, daß er sich könnt darüber freun."

Das Denken über alles, was ihm vorkommt, bedeckt wenigstens die Leere, die dem vereinsamten Menschen nicht ausbleiben kann, wenn es sie auch nicht erfüllt. Allmählich aber empfindet er doch, daß ihm etwas fehlt, weiß er auch nicht, was es ist.

Eines Tages hörte er ein paar fremde Stimmen draußen vor dem Stadel. Sie bewundern seine letzte fertige Arbeit, die draußen steht.

„Na, ich bin doch auch ein Büttner," sagte der eine, „und ich mein, nicht der ungeschickt'st. Aber so was von Arbeit hab ich doch noch nicht gesehn. Mein alter Lehrmeister ist der geschickt'st gewest im ganzen Land, aber das hat er nicht machen können. Weiß der Kuckuck, wie das gemacht ist! Das ist eine ganz neue Mode."

Sie wollen den Meister sprechen, der das gemacht hat. Der Lehrling, dem Befehle des Fritz gehorsam, sagt, der Meister sei nicht daheim, und in seine Werkstatt dürfe er niemand lassen. Sie bieten dem Jungen vergeblich Geld, wenn er sie hineinlasse; sie seien Freunde, dem Meister könne es nicht schaden.

„Ja," sagt der andere, indem beide gehen, „glaub's schon, daß er niemand in seiner Werkstatt leiden mag, und Büttner am wenigsten. Da muß manch's abzugucken sein."

Was ist das für ein ander Gefühl, als wenn ihn die Kameraden um Dinge lobten, um die er sich hätte schämen müssen!

„Ja, Denken," sagt der Fritz vor sich hinlachend auf seiner Schnitzbank, „Denken macht den Mann, und nicht, daß er starke Arm' hat am Leib. Stärk' und Gesundheit sind viel wert, wenn sie richtig ge-

braucht werden. Und dazu ist das Denken da. Wie oft hab ich meine und anderen ihre Stärk' und Gesundheit um nix in die Gefahr bracht, weil ich nicht weiter Gedanken hab gehabt, als zu albernem Zeug. Aber hier will ich mir mein heilig Wort drauf geben, in meinem Leben will ich nicht wieder handgemein werden. Wenn ich nun die Hand einbüßt oder nur einen Finger davon, ich wär der elend'st Mensch; und hätt' ich einen anderen drum bracht, ich könnt nimmermehr wieder ruhig werden! Und die Leut' sind doch auch nicht so dumm, wenigstens die fremden nicht."

Aber auch die Luckenbacher lernt er allmählich ruhig reden hören; freilich, weil er sich außerhalb der unmittelbaren Berührung mit ihnen und in seinen Gedanken über sie gestellt hat. Und es ist ein eigen Ding! In seinen Gedanken kann der Mensch sich frei machen; aber sowie er mit Menschen lebt, wird er ihr Sklave, und wenn er sich zu ihrem Beherrscher aufschwänge. Dann muß er den allgemeinen Gedanken anerkennen, sei's durch Fügen, sei's durch Trotz.

Wenn er nach vollbrachter Tagesarbeit in das Gärtchen geht, dann wird das eigene, aus Schmerz und Zorn gemischte Gefühl wieder wach, das ihn die Heiterethei in ihrem Kosen mit dem Nagelschmied hat kennen gelehrt. Er könnte ihm entgehen; seine Schnitzbank und die weite Gedankenwerkstatt, die ihm die Einsamkeit geöffnet, sind ihm eine ganze Welt. Aber er geht absichtlich heraus, jenes Gefühl zu erneuern. Er möchte Ursache finden, es noch wilder und tiefer zu empfinden. Seit dem ersten Abend-Spaziergange in dem Gärtchen hat er das Paar nicht gesehen. Daß sie beisammen sein können, wo er sie nicht sieht, daß es ihn zwingt, ihr Gehaben dabei auf alle mögliche Art sich bis ins Einzelste auszumalen, das erregt ihn weit stachelnder, als sie zu sehen. In dem Augenblicke, wo sie ruhig zusammen sprachen, hat er wenigstens nicht denken müssen: „Jetzt küßt er sie, jetzt streichelt sie ihn!"

Heute endlich soll er sie wiedersehen, und zwar in größerer Nähe als jenesmal. Sie kommen, einander jagend, aus der Thür von des Nagelschmieds Stadel in den Garten heraus. Sie läuft vor ihm bis fast an die andere Planke, der Thür gegenüber, dann schmiegt sie sich um ein schlankes Blütenbäumchen und wendet sich schnell in der Richtung nach dem Fritz zu, der hinter einem großen Mehlfäßchenstrauch steht. Im Mutwillen springt sie über den Haag in den Nachbarsgarten; der Nagelschmied immer nach. Sie läuft weiter. Eben wie sie über den Haag in den Garten des Holders-Fritz herein will, ergreift sie der Nagelschmied. Sie will sich losmachen; er hält sie fest. Sie ringen miteinander. Sie macht sich doch wieder los. „Nun warte nur, Annedorle!" droht der Nagelschmied. „Du bist schuld, daß ich in einen Dorn bin getreten, oder was es ist, aber es thut verdammt weh."

Sie meint erst, es ist eine List von ihm, durch die er sie beilocken will. Aber als er in das Gras sinkt, da kommt sie näher. Sie muß doch glauben, er hat sich beschädigt. Sie kniet bei ihm nieder und sagt herzlich und bedauernd: „Ich bin auch recht dumm.“ „Ja,“ lacht der Nagelschmied, indem er sie umschlingt, „das bist du, Annedorle, sonst hätt'st du dich nicht lassen fangen.“

Aber noch lauter lacht der Holders-Fritz hinter seinem Mehlfäßchenstrauch — so laut, daß die beiden erschrecken und in Eile wieder dahin zurücklaufen, wo sie hergekommen sind.

„Sie ist's ja nicht, es ist ja gar nicht die Heiterethei!“ wiederholt er wohl sechsmal und lacht immer wieder dazwischen. Er lacht, daß sie's nicht ist, wie er sich geärgert, weil er meinte, sie sei's. Sonst hat er keinen Grund. Er geht in den Stadel zurück und beginnt im Mondenscheine zu arbeiten, weil er nicht weiß, was er sonst vor Freude thun soll. Aber die Thür giebt nicht Licht genug. Er muß wieder aufhören. Er bleibt auf der Schnitzbank sitzen, legt die Hände auf seine Kniee.

„Ob das nicht die junge Frau ist gewest?“ sagt er vor sich hin. Es hat schon lang geheißen, der Nagelschmied holt eine Fremde in die Stadt. Dergleichen hat den Holders-Fritz sonst wenig gekümmert, drum hat er's vergessen. Jetzt fällt's ihm wieder ein. „Ja,“ meint er, „der Nagelschmied ist nicht dumm. Wenn er den Tag gearbeitet hat, dann hat er jemand, mit dem er reden kann. Und das Denken ist doch nur eine halbe Sach', wenn man niemand hat, dem man's sagt. Und ich wär noch hundertmal so vergnügt, wenn ich eins hätt', das sich mit mir könnt freuen. Ja, nun begreif ich's freilich, warum meine alten Kameraden das Wildthun müde geworden sind, wenn sie haben geheiratet gehabt. Und hätt' ich auch geheiratet, ich könnt schon lang da sein, wo ich jetzt bin, und braucht's nicht heimlich zu sein.“

Nun weiß er auf einmal, was ihm fehlt. Und wiederum, nun er's weiß, nun fehlt's ihm erst recht. Das Denken, womit er die Leere seither verdeckt hat, hilft, nun er sie sieht, auch nur sie noch größer machen. Und es freut ihn nicht mehr, weil er's niemand mitteilen kann.

„Wenn du mich doch hätt'st zur Frau, da könnt noch ein Mann aus dir werden!“ Das klingt ihm immer noch vor den Ohren. „Ja, sie hat auch darin recht gehabt, die Heiterethei. Und sie hat's doch wohl eigentlich gut gemeint mit allem, was sie mir am Gründer Markt gesagt hat. Und es war gut, daß sie das hat gethan. Und wenn ich mir's recht überleg, so hab ich doch immer an ihre Reden gedacht. Ich wär doch nicht anders worden ohne die Heiterethei. Weil ich ihr hab folgen müssen, das hat mich wild auf sie gemacht. Und so wild ich

auf sie war, ich hab doch nicht anders können. Wenn ich ihr das selber könnt sagen, es wär doch ein ganz ander Ding. Und sie thät sich drüber freuen."

Solche Gedanken hätte er noch vor wenigen Wochen mit Spott verjagt und sich ihrer geschämt. So erweichend wirkt Einsamkeit und Einfluß des Aufenthaltes in freier Natur. Aber auch nur vor sich selber konnte er sich in solchen unbewußten Geständnissen ergehen; dachte er sich in die Welt, unter die Leute zurück, dann schämte er sich in der Denkart, die er ihnen unterlegte und die er widerwillig teilen mußte, solcher Gefühle desto mehr.

Am andern Morgen kam seine Großmutter in den Stadel. Sie wollte sich nicht länger zurückhalten lassen, nach ihm zu sehen. Die Gerüchte, die über ihren Fritz in der Stadt umherliefen, konnten ihr nicht fremd bleiben. Sie kam zitternd vor ängstlicher Erwartung und war ganz glücklich, als sie den geliebten Enkel weder still wahnsinnig, noch über schlimmen Planen brütend fand. Sie erstaunte über die an Eigensinn grenzende Ordnung, die in seiner Werkstatt herrschte, über seinen Fleiß — denn er allein schaffte den Tag über mehr, als früher mit seinen beiden Gesellen zusammen — am meisten und freudigsten über sein heiteres, gesundes und freundliches Aussehen. Bedenklich freilich war es ihr, wenn sie ihn mit dem Lehrlinge reden hörte. Dann glich er in der That dem Bilde, wie ihn die Gerüchte malten. Das geschah auch zuweilen, wenn Bekannte draußen vorbeigingen.

Das „Fräle" schüttelte den Kopf, als er ihr seine Gründe dazu mitgeteilt hatte, aber sie kannte ihn zu gut und war zu klug, ihm ihre Meinung zu sagen. Auch von den Gerüchten über ihn schwieg sie, um ihn nicht noch mehr gegen die Leute aufzureizen.

„Weißt du denn, Tichterle (Enkel), was ich eigentlich bei dir will? Ja, du weißt's net. Guck, Fritzle, es wär freilich besser gewest für dich, wenn dein Vater oder deine Mutter selig länger wär am Leben geblieben. Wie du kaum bist zwölf Jahr alt gewest, da hast du armer Jung' schon nix mehr gehabt als dein alt Fräle. Ja, wenn du noch wen'gstens hätt'st Geschwister gehabt; mit denen hätt'st du dich verstanden, und es wär manch's von euch geredt worden, was gut wär gewest. Aber was kann ein junger Bursch mit einem alten Fräle reden? Siehste, das ist, als wenn ein Franzos und ein Pariser miteinander wollten reden. Da red't der ein' Französisch und der ander Parisefisch, und hernachen weiß keiner, was der ander eigentlich hat gewollt. Siehste, da hab ich immer gedacht, wenn das Fritzle nur einmal so weit aus dem Gröbsten wär, daß er könnt frein. Und guck, wenn einer auch ist wie ein Baum, wo einen Stamm hat, wer weiß, wie

dick, und einen Wust von Blättern, eine rechte Wurzel kriegt er doch erst, wenn er hat gefreit. Jed' Kind ist hernachen ein Würzle mehr, das ihn mit der Erden zusammenhält, wo drin er steht. Nu, du wirst dir das alles besser ausdenken, wie's ein alt Fräle dir kann sagen. Und wenn dir's nicht recht ist, so ist's eben auch ein Wort gewest. Man red't gar viel den Tag, was man nicht in den Kalender schreibt. Nun sind Mädle genug in der Stadt, wo dich möchten. Es ist schon eine Zeit her, daß mir die Valtinessin hat merken lassen, ihre Ev' gäb dir keinen Korb. Die Valtinessin ist eine große Frau, und wo viel Geld hat und viel Sachen; es wär davon zu reden. Ich hab freilich meine Gedanken für mich gehabt, und ich weiß nicht, ob's deine auch könnten sein. Guck, ich bin ein arm Mädle gewest, wie mich dein Härle (Großvater) selig hat genommen, er hat's aber keine Stund' bereut. Ich will nicht weiter davon reden, aber ich hab gedacht, eine Reiche müßt's nicht sein, wenn's nur eine wär, wie sie für dich passen thut. Es ist nix leichter, als Frau heißen, aber damit ist's noch nicht gethan. Guck, die Heiterethei hast du immer so gut können leiden, und wenn ich eine Tichterlesfrau nach meinem Gustum finden müßt, ich braucht nicht lang zu suchen."

Der Fritz saß rittlings auf seiner Schnitzbank. Er streckte seine Beine gerade aus in die Luft und lachte, damit die Großmutter nicht merken sollte, ihm sei derselbe Gedanke schon gekommen. Wohl auch aus Freude über das unvermutete Zusammentreffen.

„Ihr seid nicht gescheit," sagte er dann. „Ihr habt Einfäll', wie ein alt Haus, Fräle. Von mir red' ich gar nicht, und bei der Heiterethei, da kämt ihr auch schön an."

„Ja, du meinst," entgegnete die Alte, „wegen ihrem Gethu'? Es ist aber gar ein ander Ding, wenn einem Mädle wird gesagt: willst du frein? oder wenn einer sagt: willst du mich frein? Und einem armen Mädle klingt sell (jenes) wie Spott. Und so haben's die Leut' ihr oft gesagt. Frag' du sie nur, Fritzle: willst du mich? du fragst gewiß nicht fehl."

Der Fritz zog die Beine wieder an sich und setzte die Füße vor sich auf die Schnitzbank. „Ihr seid ein dumm's Fräle," lachte er noch einmal. „Ihr meint, weil sie arm ist. Ja, seht Ihr, Ihr denkt nicht. Und ein alt Fräle, wie Ihr seid, hat's auch nicht nötig. Aber ein Mann, den macht erst das Denken. Wer fleißig ist, der ist nicht arm. Das sind nur die Leut', die nix machen und sich umsehn, wo von selber was kommen könnt für sie. Na, Ihr versteht das nicht. Wenn ich einmal will frein — ich hab noch Zeit genug. Und nu geht heim und laßt Euch nicht merken, wie Ihr mich habt angetroffen. Der alt' Schramm

und die ganzen Leut' sollen nicht meinen, sie sind schuld. Und wenn Ihr sagt, ich bin anders geworden, hernachen werd' ich gleich wieder wild."

Die Großmutter ging, das alte, ehrliche Herz so froh, wie seit vielen Jahren nicht.

Der Fritz nahm das Schnitzmesser wieder zur Hand; aber er legte beide nur auf seine Kniee; dafür schnitzte er im Kopf an einem Entschlusse. Das Holz, daraus der Entschluß werden sollte, war verdammt hart und voll Äste. Es gab ihm manchen Ruck, wenn das Messer darüber hinrutschte, ohne zu packen.

„Wenn du mich zur Frau hätt'st," begann sein Selbstgespräch — „ja, wenn sie das nicht im Zorn hätt' gesagt! Und das: du denkst, dich möcht ich? dich? das war ein dicker Ast. Und wenn du einen Rock anhätt'st, und der wär aus lauter Thalern gemacht, und an jed's Haar wär ein Dukaten gespießt, dich möcht ich nicht. Der ärmst' Bettelmann wär mir lieber, als du, wenn ich einen möcht. Aber ich mag gar keinen! Aber das hat sie eben auch im Zorn gesagt. Der Adams-Lieb und die anderen waren dabei und ich selber, und ich hab sie erst in den Zorn hineingebracht gehabt. Ich hätt's eben so gemacht an ihrer Stell', und ich thät's heut noch, wenngleich ich innerlich nicht so dächt. Ja, wenn man wüßt', was sie sich innerlich dabei gedacht hat, hernachen! — Und das, was das Fräle hat gesagt wegen ihrem Gethu'? Solch ein alt stumpf Fräle hat manchmal auch eine Stell', wo sie schneid't. Den Reif da, wo noch seine Rinden hat und ungespalten ist, den mach ich auch nicht so um die Stutzen herum. Und ich hab damals freilich noch meine ganze Rinden um mich gehabt und bin noch nicht gespalten gewest. Sie hat gemeint, wie ich damals bin gewest, und da verdenk ich ihr's jetzt selber nicht, wenn sie mich nicht hat gewollt. Hergegen, wenn sie wüßt', wie ich jetzt bin, und daß man schon könnt sagen: Wer was gescheit will anfangen, der muß den Meister Holder fragen! Und wenn sie's nun wüßt' und möcht mich doch nicht und thät sich groß damit: der Holders-Fritz ist wie dem Herrnmüller sein Spitz; er thut, was ich will, aber einen Spitz nehm ich doch nicht? Oder so; denn sie hat verwünschte Reden, wenn sie anfängt."

Ohne es zu wissen, zerhieb er mit dem Schnitzmesser den Reif, der vor ihm lag.

„Oho!" sagte er dann; „das Wildern ist vorbei." Er packte sich selber mit der nervigen Faust vorn beim Hemdekragen. „Ich will doch über dich Herr werden, Bursch! Du sollst doch nicht der einzig' sein, den ich nicht unterkriegt'! Na, da wär ja der alte Fritz wieder! Das ist was rechts, einen an der Gurgel packen. Das ist's nicht, sondern Denken macht den Mann!"

„Ja, wenn man halt wüßt, was sie innerlich meint," setzte er sein Selbstgespräch in einem Tone fort, der mit seiner Aufregung absichtlich im Gegensatze stand. „Aber wie soll man das erfahren? Da sind wieder die verwünschten Leut'!"

Er vergaß, daß er ja selber die Wand zwischen den Leuten und sich aufgeführt. Es ging ihm wie allen, die sich vereinsamen. Er meinte, die Leute machten Opposition gegen ihn, während er dies gegen die Leute that. Den Leuten ist's bloß um vorübergehenden Zeitvertreib zu thun. Wär er wieder unter sie getreten, hätt' er offen um die Heiterethei geworben und gezeigt, daß er anders sei, als sonst, man hätte ihn gelobt und getadelt und — nach wenig Tagen über etwas anderem vergessen. Aber er setzte seinen Groll bei allen voraus, er meinte, ihnen sei es eben so eine Sache des innersten Menschen, ein Ehrenpunkt, wie ihm. In geringerem Maße begegnet jedem etwas Ähnliches. Er kann nicht drüber hinwegkommen, was andere über seine Reden und Handlungen denken mögen, die längst von jenen vergessen sind. Er meint, sie sind so angelegentlich mit ihm beschäftigt, als er selbst es ist.

„Das Fräle mag ich nicht schicken," dachte er weiter. „Sie kann nicht gut hören, und ich schämt mich, wenn ich's ihr sollt auftragen. Ich könnt die Heiterethei an einen Ort bestellen lassen; das ist auch nix. Wenn ich ihr aufpaßt? Sie ist immer die letzt' herein vom Feld. So daß sie meinen müßt', ich käm so zufällig den Weg. Und im Zwielicht; und ich müßt' passen, wenn sie einmal allein wär, und auch niemand in den Weg kommen könnt. Ja, ich thu's! Und die Barten da nehm ich mit. Wenn mir doch jemand begegnet, daß er meint, ich geh Weiden hauen. Finster ist's genug! wenn ich noch den Rock umwend, kennt mich keine Seel'. Und merken sie doch, und die Heiterethei mag mich nicht, hernachen geh ich nach Amerika!"

Wir wissen, wie wenig es ihm glückte, seinen Vorsatz auszuführen. Einmal wartete er vergeblich; sie war wo anders gewesen, als er gemeint; ein andermal war sie nicht allein, ein drittes Mal mußte er seinen Lauerposten verlassen, um nicht entdeckt zu werden.

Je öfter er vergeblich gegangen, desto versessener wurde er darauf, sie zu sprechen. Arbeit und Denken freuten ihn nicht mehr; er dachte bald nur noch an die Heiterethei, und wenn er fleißig arbeitete, so geschah es nur, um das Denken, das immer qualvoller wurde, los zu werden. Und wozu arbeitete er, wenn er nicht für sie mitschaffte? Auch auf die Leute, die zwischen dem Mädchen und ihm hindernd standen, ward er immer zorniger. Und dieser Zorn entfernte ihn wiederum immer mehr von dem einfachsten Wege, das Mädchen durch seine Großmutter ausforschen zu lassen, oder sie offen in ihrem Häuschen oder

sonst wo aufzusuchen. Am schlimmsten wurde es mit ihm, als er zu bemerken glaubte, sie weiche ihm geflissentlich aus.

Wir können uns nun leicht erklären, wie es ihn packte, als er dem Schmied glauben mußte, es wisse die ganze Stadt, er sei ein anderer geworden, und zwar aus Gehorsam gegen die Heiterethei, und er bemühe sich um sie, die ihn verschmähe. Sein ganzer alter Stolz wachte wieder auf. Es war ihm nicht genug, sich den Anschein zu geben, als verfolge er die Heiterethei in böser Absicht. Er wollte nun wieder der alte werden, wieder der völlig wilde Fritz, der Heiterethei, der ganzen Stadt und sich selber zum Trotze.

Er stand schon in der Kegelbahn im Schwanengarten, als er zu sich kam und begriff, es sei der verkehrte Weg, sich an der Heiterethei und den Leuten zu rächen, wenn er nun wieder wild würde, da die Leute wußten, er that es nur, weil die Heiterethei ihn verschmähte. Nein, ihnen zum Trotz mußte er nun ordentlich bleiben, und die Heiterethei mußte Respekt vor ihm bekommen und bereuen, was sie gethan. Der Schwanengarten stieß unmittelbar an die lange Reihe der Stadelgärten. Wenn er über etwa zehn Hage wegstieg, kam er unbemerkt wieder in seiner Werkstatt an. In wenig Minuten war der Gedanke ausgeführt. Schon stand er an dem letzten Zaune, der ihn noch von seinem Garten schied.

„Ja, wenn's auf mich ankäm," hörte er da die Stimme der Heiterethei sagen. Er merkt, sie steht im Garten des Nagelschmieds bei diesem und seiner jungen Frau.

„Meinetwegen," sagt er trotzig zu sich selbst, „ich geh in meine Werkstatt." Er that das wirklich; es war nur seltsam, daß er dazu einen Umweg wählte durch den Nachbarsgarten, und zwar einen, der ihn hinter dichten Weichselbüschen ganz nahe an den Sprechenden vorbeiführte; und noch seltsamer, daß er dort stehen blieb. Und doch war das letztere gar nicht seltsam, denn das Rauschen seiner Schritte im tiefen Gras mußte ihn den Sprechenden verraten, wenn er weiter ging.

„Ja, wenn's auf mich ankäm," hatte die Heiterethei gesagt. „Ich könnt bei guter Zeit mit dem Eisen dasein. Aber im Zainhammer ist's immer, als machten sie das Eisen erst, das man holen will. Da läuft ein Schmiedeknecht nach dem Buchhalter. Der ist nach Reif gegangen. Hernachen finden sie die Schlüssel nicht, und wer weiß, was noch!"

„Das Annederle muß nur recht tribulieren," entgegnete der Nagelschmied.

Jetzt kann der Holders-Fritz die Heiterethei mit der jungen Frau vergleichen, die er neulich für sie gehalten hat. Und er begriff nun kaum, wie die Verwechslung möglich war. Wer die junge Frau allein

sieht, der kann sie wohl für hübsch halten; doch der Heiterethei gegenüber! Aber er hat eben selber gar nicht gewußt, wie hübsch die Heiterethei ist. Das sieht er jetzt erst.

Die Heiterethei ist an jedem Gliede voller, als die Nagelschmiedin, und doch im ganzen schlanker. Die Nagelschmiedin hat viel in der Art, sich zu halten und sich zu bewegen, mit der Heiterethei gemein; aber es sieht so zufällig an ihr aus, als könnte sie es auch anders machen; bei der Heiterethei dagegen begreift man nicht, wie eine Bewegung an ihr anders sein könnte, als sie ist. Sie gehört zu jenen seltenen Gestalten, die ganz und nur sie selbst sind, wo jeder Zug, jede Bewegung ein notwendiger Bestandteil des Ganzen ist, eine Ausstrahlung ihres innersten Wesenkerns.

Der Holders-Fritz stellt sich vor, wie sie aussehen müßte, wenn sie geputzt an seiner Seite ginge.

„Du bist mir der recht' Denker!“ sagt er zu sich. „Da hätt'st du gleich daran denken sollen, daß der Morzenschmied ein Tuckmäuser ist, der dich bloß hat ausholen wollen und dich gegen die Heiterethei aufbringen. Das ist dumm, daß die, der Nagelschmied und seine Frau, mit der Heiterethei gehn, sonst probiert ich's heut noch, dem Tuckmäuser zum Trotz, ob ich mit ihr sollt zum Sprechen kommen. Aber nun geschieht's morgen ganz gewiß. Die werden sie ja im Zainhammer wieder aufhalten bis zu Abend.“

Und mit dem Beginne des nächsten Zwielichts ist er auf dem Wege.

Die Bäuerin, die er am Eingange in das Ulrichsholz fragte, ist ihr nicht begegnet. Herein in die Stadt kann sie noch nicht sein.

„Wenn sie aber den Bühel fährt,“ meint er, „verpass' ich sie doch. Den Weg an der Herrnmühl' vorbei, den geht sie nicht; der wär ihr zu viel um. Wenn ich auf dem Ulrichssteg wart, da kann ich sie nicht verfehlen.“

Und auf dem Ulrichssteg steht er nun schon eine ganze Stunde lang.

Alles ist still um ihn, kein Mensch zu sehen und zu hören, das ganze Thal hin und her. Wie ist's so schwül und so ängstlich! Die Weiden flüstern wehmütig und winken ihn vom Steg weg. Der Bach hüpft, als möchte er nur schnell vorüber sein, und der Fritz sollt's auch so machen. Gar nicht fern rauscht das Walkmüllerwehr. Zuweilen blickt der Mond aus den Wolken, als wolle er sehen, ob denn der Holders-Fritz noch immer auf dem Unglückssteg stehe. Dann verhüllt er schnell wieder sein Antlitz, wie einer, der sich seine Angst nicht will ansehen lassen. Wenn er herunter sieht, dann blinkt das Wasserrad der Walkmühle wie die Silberstickerei von einem Leichentuche auf dem Dunkel der Nacht. Eine Singdrossel singt so ängstlich eifrig, als wollte sie einem Scheidenden noch schnell soviel von ihrer süßen Stimme mit auf den Weg geben, als sie kann.

Nur der, dem all dieses ängstliche Bemühen gilt, teilt es nicht, obgleich es allmählich, ohne, daß er weiß, warum, seine warmen Gedanken anfröstelt.

„Heint muß ich erfahren, wie sie meint," sagt der Holders-Fritz vor sich hin. „Will sie mich, hernachen laß ich Leut' Leut' sein und führ ein Leben mit ihr, wie der lustig Herrgott von Frankreich, einen Tag schöner wie den anderen. Da sollen die Leut' einmal sehn, was ein Büttner eigentlich kann machen, der seine Sach' versteht, und was einer kann erwerben, wenn er nur fleißig will arbeiten. Und am Sonntag gehn wir zusammen nach den Felsenkellern, oder zum Tanz wohin. Die Leut' sollen Respekt haben, sie mögen wollen oder nicht. Und wenn wir den Saal hinauf tanzen zusammen — still! ist das nicht ihr Schiebkarrn, was so geklirrt kommt vom Ulrichsholz her? Den soll sie mir nicht mehr anrühren. Sie soll nix als kochen zu Haus, und was sie selber sonst will thun. Wenn ich einmal sterb, soll sie denken: so lieb hätt' mich doch kein anderer gehabt! O, ich will's schon machen, daß sie den Fritz nicht soll können vergessen. Wie ich aber jetzt nur aufs Sterben komm? Ein Kerl wie ich, da geht's nicht so leicht damit, wie mit einem Schneider, und wenn ich das Annedorle hab, vollends nicht! Ja freilich: wenn ich sie hab!"

„Aber das ist sie endlich doch, was dort gefahren kommt? Ja, jetzt im Mondschein. Wie das kurios aussieht. Alles drum 'rum ist finster, und nur das Annedorle und ihr Schiebkarrn sind hell. Es ist ordentlich, als wenn sie selber leuchten thät. Und noch ein Arm daneben, und es ist, als deutet der Arm nach mir. Wem der Arm muß gehören? Das wär verwünscht, wär sie wieder nicht allein. Jetzt — ja nu ist's weg. Nu ist's dort wieder so finster, wie überall sonst. Aber nunmehr müßt ich sie doch den Weg sehn kommen daher, wenn auch nicht mehr so deutlich wie vorhin. Oder den dort, wo nach der Herrnmühl' geht. Und klirren hört man auch nix mehr. Die Bauersfrau hat so wunderlich gethan. Hat sie's dem Annedorle doch gesagt, daß sie mir ist begegnet und ich hab nach ihr gefragt? und weicht die mir doch mit Fleiß aus? und hat mich da auf dem Steg gesehn? Aber hernachen müßt sie umgewandt sein und wieder zurück. Oder hab ich mir's bloß eingebild't, daß ich sie sah? Die Leut reden von Ahnungen, wie sie's heißen. Soll ich sie nicht kriegen? Dann geh ich übermorgen nach Amerika. Jetzt war's doch, als klirrt was im Gras unter den Erlen her? — Oder — am allerliebsten wär mir's hernachen, ich stürb, und lieber heint als morgen. Hernachen wollt ich, es wär eine Ahnung gewest, und die mich hätt' bedeutet. Da unten das dunkle Wasser unter mir . . ."

Der arme Holders-Fritz! Er hat sie wirklich gesehen; aber er darf's immer für eine Ahnung nehmen, die ihn bedeutet.

Denn nun klirrt es wirklich und laut und hart an ihm auf dem Steg. Er will sich nach dem Klirren wenden, aber ein gewaltiger Stoß reißt ihn um. Er fühlt keinen Halt mehr unter den Füßen. Im Fallen wirkt die Bewegung noch, mit der er sich wenden wollte. Einen Augenblick sieht er das bleiche Gesicht der Heiterethei über sich; so wild und bleich, so rollend die braunen Augen, so gepreßt die vollen Lippen; es ist immer noch schön. So lange hört er ihr schnelles, tiefes, lautes Atmen.

Jetzt spritzt das Wasser um ihn auf. An allen Gliedern faßt es ihn wie mit kalten Händen an. Mit dem ganzen Leibe aufschlagend, fühlt er wieder festen Boden unter sich; ein Schmerz zuckt vom ersten Finger der rechten Hand nach seinem Herzen zu. Das thut noch ein paar wilde Schläge. In seinen Ohren braust es, als läg er unterm Walkmüllerwehr. Um seine Brust ringelt sich pressend eine ungeheuere grüne Schlange; über seine Augen legt sich ein dunkelrotes Tuch. Er schnappt nach Luft und zieht ein kaltes, schweres, nasses, gurgelndes Ding durch den Mund hinein in die tiefste Brust, das er nicht wieder herauszustoßen vermag. Das rote Tuch wird schwarz mit durcheinander wimmelnden gelben Sternen. Der Boden unter seinem Kopfe versinkt, der Kopf nach in eine endlose Tiefe. Und diese eigene Empfindung, die schon in Bewußtlosigkeit übergeht, weiß er, ist die Empfindung, die jeder Mensch kennen lernt, aber keiner mehr als einmal.

Nicht lange, und keine Blase mehr spritzt auf über dem Liegenden. Der Wasserspiegel schließt sich und zeigt gleichmütig der stillen Nacht ihr Bild.

So, zu langsam und doch zu schnell, war der Heiterethei noch keine Nacht vergangen. Dagegen war die vorige mit all ihrer Furcht vor dem Träumen, mit all ihrem Angstschweiß noch eine Ruhenacht, eine Erquickungsnacht gewesen. Da gaukelten nur unbestimmte Erwartungen um sie, was ihr vielleicht Schlimmes begegnen könnte. Heute stand es gewiß, furchtbar gewiß vor ihrer Seele, was sie selber Schlimmes wirklich gethan.

Immer und immer wieder zwang es sie, sich zurückzurufen, was sie gern vergessen hätte, und hätte sie alles mit vergessen müssen, was sie in anderen, glücklichen Nächten so gerne gedacht. Und mit unbarmherziger Gewissenhaftigkeit Zug für Zug. Keiner wurde ihr geschenkt. Erst die Genugthuung des Sieges und der Rettung, dann mit der wiederkehrenden ruhigeren Besinnung die Angst vor der Art, die Furcht vor den Folgen der That. Wie es sie getrieben, zu dem Stege zurückzulaufen, um zu sehen, ob er noch lebe! Und warum sollte er nicht?

Das Bächlein war ja in den heißen Tagen so seicht und floß dort auf weichem, moorigem Grunde. Sie hätte es nicht überleben mögen, wenn er tot war. Ein so tiefes Mitleid entband sich so seltsam und plötzlich aus seinem Gegensatze. Ein beredterer Anwalt sprach dies jetzt für ihn, als alle Stimmen, die ihn früher angeklagt. Ja, ihr war, als habe sie selber eigentlich gar nie geglaubt, er verfolge sie, und als müsse sie sich verwundernd besinnen, was sie doch nur getrieben habe zu der feindlichen That. Er hatte nichts gegen sie gebrütet; sie hatte nicht Notwehr geübt. Nein! ohne alle Ursache hatte sie sich an ihm vergriffen. Es war ihr ein Bedürfnis, eine selbstmörderische Lust, ihrer That die geringfügigsten Ursachen unterzulegen, damit sie selber sich nur recht hassenswert erschien.

Aber war jetzt Zeit zu solchen Gedanken? jetzt, wo jeden Augenblick jemand sie sehen konnte? Und wenn sie dennoch wendete, ihn zu retten, wenn es noch möglich ist — stehen nicht schon Menschen um den Steg? wohl gar schon die Gerichte? Wenn sie jenen Umweg unter den Erlen einschlägt, kommt sie von der entgegengesetzten Richtung nach der Stadt. Aber weiß man nicht dennoch, daß sie im Zainhammer gewesen? Hat der Schneider sie nicht gesehen?

Die letzten Einwände treffen sie schon auf dem Erlensteig. Der Umweg wird ihr nicht helfen. Und ist es ihr nicht gleichgültig, ob man sie sieht? ob man sie ergreift? Wäre ihr in diesem Augenblicke die Todesstrafe nicht Wohlthat? „O, ich wollt," stöhnte sie vor sich hin, „sie machten mich auch tot!" Warum flieht sie denn? Warum schlägt sie den Unterrock herauf über den Kopf, um sich unkenntlich zu machen?

Ja, wäre es einen Augenblick nur! Müßte sie jetzt, jetzt niederknieen, und das breite Schwert durchzischte ihr den Nacken! Aber wenn sie mit Ketten geschlossen über die Straße geführt wird, und die Leute weichen scheu vor ihr und flüstern auch nicht eher miteinander, bis sie vorbei ist! Und das Gefängnis! Zwischen den engen Steinwänden soll sie stillsitzen, wer weiß, wie lange! Sie, der es wie dem Reh und dem Vogel nur im Weiten wohl ist! In der Gerichtsstube muß sie stehen und sich von Männern ins Gesicht sehen und sich fragen lassen, wer weiß was! stundenlang! Und dazwischen ist's so still, daß man nur die Federn knarren hört, die aufschreiben, was sie gethan. Und die Leute — aber die Leute wissen ja, daß er sie verfolgt hat; sie alle können's bezeugen, sie alle haben's gesehen.

Und so oft sie im gezwungenen wieder und immer wieder Durchleben der Ereignisse der schrecklichen Nacht an diesen Gedanken kommt, dann wünscht sie den Tag herbei, den sie doch fürchten muß. Dann sind die Frauen wieder da, und an der Dringlichkeit ihrer Warnungen

wird sie gewiß, daß sie die That thun mußte, daß sie in Notwehr war, und Notwehr ist erlaubt. Ja, sie hat nur Notwehr geübt. Hatte die Bäuerin nicht die Axt blinken sehen? Hatte er nicht gegen den Schmied gedroht? Sollte sie in ewiger Angst leben? Nein! lieber sterben, wenn es sein muß! Aber muß es denn sein? Soll sie sich nicht wehren? Und wieder stand der Fritz auf dem Steg. Und wieder fährt sie mit dem Mute der Verzweiflung auf ihn los. Und wieder stürzt der Fritz in den Bach. Und wieder fragt sie sich: „Ich hab's doch wohl eigentlich gar nicht geglaubt, daß er mir was will thun; ich möcht nur wissen, was mir gewest wär, daß ich ihm das hab gethan!" Und wieder endeten und wieder begannen die Ereignisse der Nacht ihren schwindelerregenden Reihentanz vor den fieberisch glühenden Augen des Mädchens.

Der gehoffte und gefürchtete Tag kommt — und kommt ebenso wie jeder andere.

Die Heiterethei begreift nicht, daß sein erster Strahl auf den zerbrochenen Spiegel fallen kann wie immer, da in ihr alles so anders ist. Sie meint, heute muß die Sonne wo anders aufgehen und auch anders aussehen als sonst. Aber der Tag kommt eben daher, wo seine älteren Brüder herkamen, und er zögert auch nicht und eilt auch nicht; gleichgültig wie jeder andere, ob man ihn fürchtet, ob man ihn erhofft. Und er kommt nicht einmal in Wolken gehüllt, er kommt so blau und golden, als wüßte er sich bloß erhofft.

Und wenn es an das Häuschen pocht, so ist's auch nicht ein Bote des Kriminalgerichtes, so ist's nur der alte Holunderbusch, der sich behaglich in sich hineinschüttelt im lustigen Morgenwind, als wüßte auch er nichts von den Ereignissen der schrecklichen Nacht.

Die Heiterethei sieht jedes Kleidungsstück, das sie anlegt, darauf an, ob es nichts davon weiß. Der Bach, in dem sie sich wäscht, erzählt immer noch die alten Geschichten und nichts von der gestrigen Nacht.

Wie sie alles andere so fest steht im alten Geleise, möchte sie an sich selber zweifeln. War alles, was sie erlebt zu haben meint, eben das, vor dessen ihr unbekanntem Wesen sie sich immer gefürchtet, ein Traum?

Aber da steht ihr Karren noch mit dem Eisen. Das hat sie doch gestern vom Zainhammer gebracht. Sie hat es nicht an den Nagelschmied abliefern können, weil sie auf dem Umwege so spät heim kam. Und warum hatte sie den Umweg gemacht?

So war doch alles wirklich geschehen.

Aber wie kam es denn, daß man sie nicht ins Gefängnis holte? War es ihr gelungen, allem Verdachte auszuweichen?

Das Eisen muß zum Nagelschmied. Auf dem Wege dahin wird sie Leuten begegnen, und die müssen's ihr doch ansehen, daß sie es ist,

die es gethan hat. Die Gassenjungen müssen ihr nachlaufen und mit den Fingern auf sie zeigen: „Die, die da ist's! Die ist's gewesen, die hat's gethan!"

Oder war's nicht so gefährlich für den Holders-Fritz ausgefallen, als sie gefürchtet? Sollte sie nicht sterben oder ein ganzes Leben hindurch das erdrückende Gewicht der Unthat auf ihrer Seele tragen müssen? So will sie wenigstens die Ungewißheit loswerden.

„Hab ich's gethan, so mögen sie mich einsetzen," sagte sie; „hernachen mag ich auch nicht mehr am Leben bleiben. Muß ich sterben, so will ich's wenigstens nicht am Fürchten. Und so ist's, und nu ist's fertig."

Aber in dem alten Tone sprach sie das nicht.

Nun hört sie die alte Annemarie die Treppe herunterkommen, um ihr Wächteramt anzutreten. Die Heiterethei muß eilen; sie fühlt die Blicke der Alten auf ihrem Rücken brennen.

Das starke Mädchen vermochte kaum, den Schiebkarren zu heben. Es war, als läge ihre That mit darauf.

Und wie langsam kommt sie dieses Mal von der Stelle! Jeder Vorübergehende wird sehen, wie sie zittert, und bedenklich stehen bleiben, um sie recht zu besehen. Und desto weniger wird sie eilen können. So dacht sie, wie sie um die Ecke biegend in die Weidengasse kam. Und dort steht schon einer am Fenster und beobachtet sie. Er öffnet das Fenster und ruft: „Die ist's!" Nein; er ruft dem Bader, der aus einem andern Hause kommt, zu eilen! Aber weshalb? Soll er ihm helfen, sie beobachten? oder sie aufhalten? „Er barbiert wohl den Wirten ihre Fässer, und seine Kunden können sich den Bart mit der Scher' abschneiden?" So zankt der Geleitsreiter aus dem Fenster, und der Bader entgegnet lallend und stolpernd: „Keinen Tropfen, Herr Geleitsreiter!" „Das ist ja auch wie jeden Tag," sagt wieder aufatmend die Heiterethei.

Sie kommt durch Gassen und Gäßchen; da hat jedermann mit sich selbst zu thun; wenn einer auf sie redet, so ist's mit einem herkömmlichen Spaße. Niemand sieht ihre That ihr an. Nirgends stehen Leute beisammen, die miteinander flüstern und sich erzählen, was da wieder einmal Schreckliches ist geschehen. Die Gassenjungen schlendern der Schule zu; keiner läuft hinter ihr her und zeigt mit den Fingern auf sie: „Die ist's, die hat's gethan". Ihre Last wird ihr immer leichter, ihr Schritt federnder.

„Ich mein, das Annedorle ist über Nacht geblieben im Zainhammer," sagt der Nagelschmied, der in seiner Thür steht. „Die ist gut nach dem Tode schicken."

Die Heiterethei weiß nicht, soll sie sagen, sie sei die Nacht zu spät heimgekommen, um das Eisen noch zu überliefern. „Ich denk," sagt sie, „damit wartet ihr noch ein Jährle oder ein paar. Meinen Schiebkarr'n kann ich wohl da bei euch lassen stehn, dann brauch ich nicht erst noch einmal heim. Rückwärts von meiner Bäs ihrem Lein nehm ich ihn wieder mit."

„Na, da laßt nur nicht etwa das Unkraut stehn und rupft den Lein 'raus, Annedorle." Damit geht der Schmied wieder hinein.

Die Heiterethei ruft ihm noch nach: „Seht Ihr nur eure Nasen nicht für einen glühenden Nagel an".

Dann geht sie ohne Schiebkarren weiter nach dem Ulrichsthore zu. Sie lebt zwei Leben zugleich nebeneinander. Mit dem einen ist sie in der alten Umgebung die alte Heiterethei, mit dem anderen eine Verbrecherin, die jeden Blick auf sich gerichtet meint und vor jedem Tritt, vor jedem rauschenden Blatt erschrickt. Bald scheint ihr dieses, bald jenes Wirklichkeit und das andere ein Traum.

Nun ist sie aus dem Thor; der Weg, den sie geht, ist der Ulrichsweg, derselbe Weg, auf dem sie gestern die That verübt. Fast möchte sie umkehren, wenn ihr das einfällt, und doch zieht sie's wie gewaltsam und wie der Vollendung ihres Verhängnisses entgegen.

Wie ist das heute anders als gestern! Wie viel Menschen beleben die Gegend, die gestern so einsam war!

„Bist du auch einmal die letzt', Annedorle?" ruft ihr eine Stimme zu. Es sind ihre Mitjäterinnen auf der Base Leinfeld, die stehen blieben, weil sie die Heiterethei sich nachkommen sahen. Die Heiterethei holt sie ein. Nun gehen sie zusammen weiter. Die Mädchen erzählen sich allerlei, necken sich und lachen; von dem Holders-Fritz wissen sie, scheint es, nichts.

Nun sind sie nahe am Ulrichssteg; immer kommen ihnen Leute nach und entgegen. Im Vorbeigehen wird ein scherzender Gruß ausgetauscht, und noch immer hat kein Mensch des Holders-Fritz gedacht.

Sie möchte schon wieder glauben, ein Traum habe sie zum besten gehabt, aber rechts vom Stege, wo der Bach einen breiten Sumpf bildet, sind die Wassergräser Menschenleibs lang niedergedrückt, und darüber steht eine Pfütze.

Kein Mensch sieht danach; die Heiterethei nur mit einem einzigen scheuen Blicke. Zugleich fragt sie: „Aber was ist das für ein Rauch da links in den Bergen?"

„Ein Rauch? Möcht ich wissen, wo! Was du auch manchmal siehst, Annedorle?"

Die Heiterethei hat alle Blicke von der Richtung nach dem Steg

abgewandt; nun fehlt ihr der Mut, die gelungene List zu nutzen. Sie fürchtet, die Blicke der anderen werden dem ihren folgen, wenn sie nach der Pfütze sieht.

Nun sind sie über den Steg.

Die Heiterethei trägt ihren Hut an den langen Bändern und läßt ihn fallen. Sie geht wie in Gedanken noch einige Schritte, damit sie sich zurückwenden muß, wenn sie ihn aufhebt. Aber sie hat nicht an die Erlen gedacht — dieselben tief herabhangenden Zweige, die gestern ihr Heranfahren auf den Holders-Fritz versteckten, verdeckten ihr jetzt die Aussicht nach dem Bache.

„Möcht ich nur wissen, wer mir den Hut beschrien hätt'!" lacht die Heiterethei und martert sich während des ganzen Scherzgesprächs, das sich an diese Worte knüpft, ab, das Erinnerungsbild von jenem flüchtigen Blicke sich zu vergegenwärtigen. Aber so deutlich vermag sie es sich nicht zurückzurufen, daß sie daran zur Gewißheit käme, ob Blut auf der Pfütze stand oder nicht.

Innerlich damit beschäftigt, ist sie schon auf dem Leinfelde und mit ihren Gefährtinnen lange in der Arbeit begriffen, und meint noch auf dem Wege zu sein. Da weckt sie die Stimme eines Vorübergehenden. Es ist die Stimme ihres Verhängnisses selbst.

„Wißt ihr's schon?"

Die Mädchen richten sich auf und sehen nach dem Fragenden. Die Heiterethei, die dem Weg am nächsten steht, muß an sich halten — sonst merken alle, sie weiß es schon, was der erst' sagen will.

Wie lange nun das währt, bis er weiter spricht! Aber nur der Heiterethei, den andern nicht, so neugierig sie sind. Doch wer weiß, wie ewig die Erzählung dauern wird! Und währenddessen muß sie zehn Augen verbergen, was in ihr vorgeht! Das müssen die andern nicht.

„Der Holders-Fritz," fährt die Stimme fort, und die Heiterethei zuckt zusammen, „ist aufgehoben worden vom Gericht dort im Sumpf am Ulrichssteg."

Die Angst der Heiterethei eilt dem Erzähler voraus: „Die Heiterethei hat ihn ..." Aber nein! Der fährt anders fort.

„Man weiß nicht," sagt er, „ob er selber ist hineingestürzt, oder ob ihn jemand anders hat hineingeworfen, aber tot ist er."

Die Heiterethei vergißt, Atem zu holen; fast hätte sie vergessen, zu leben. Aber — „Ja, so tot, wie wir sind!" lacht eine andere Stimme. „Der recht' Arm ist gelähmt, sonst nix. Er ist damit auf einen spitzigen Stein gefallen, wie er hat Weiden wollen haun. Ich hab ihn selber gesehn."

„Auf dem Gericht?" fragt der erste.

„Hast dir's auch lassen weismachen? Wenn sich die auch noch ein-

mengen wollten, wenn einer von selber in den Bach fällt und ganzbeinig wieder aufsteht und geht allein noch heim, das thät gerad noch fehlen!"

Weiter hörte die Heiterethei nichts.

Die andern wußten nicht, was ihr begegnet war, daß sie plötzlich in die Kniee fiel und mit beiden Armen in den grünen Lein griff, als wenn sie jemanden umarmen wollte, und in einem Atem weinte und lachte.

„Was ist dem Annedorle?" fragte die Base erschrocken.

„Nix," sagte die Heiterethei, noch immer zugleich lachend und weinend. „Nix, Bäs, nix. So ein verwünschtes Viergebein (Eidechse)! Ich jät der Bäs ihren Lein mein Lebtag nicht wieder mit, wenn Sie nicht die Viergebein' abschafft auf ihrem Feld. Nein, Bäs, lass' Sie nur die Viergebein'; sie wollen auch leben auf der Welt. Und die Welt ist so eine lustige Welt! — —"

„Seht," sagte der Gurken-Kaspar, von seinem Kartoffelfeld auf die Heiterethei deutend, die heimwärts daran vorbeiging. „Wie das geht! Sprung auf Sprung. Heiterethei, Heiterethei! Die tanzt wieder einmal ihren Namen."

Auf einem anderen Felde stand ein Bursche. Man sah, er suchte ein Gespräch, um einen Vorwand zum Feiern zu haben.

„Annedorle!" rief er, „du tanz'st wohl schon auf die Kirchweih los?"

„Ja," sagte die Heiterethei. „Hernachen bin ich fertig, wenn du anfängst. So bleiben wir im Geschick."

Auf einer Wiese lachte man den Abgefertigten aus.

„Wann wird der einmal eine gescheite Antwort fehlen!" rief einer.

„Wenn du einmal eine hast," entgegnete die Heiterethei. „Das geschieht in sieben Jahren nicht."

Der Gurken-Kaspar sagte noch hinter ihr her: „Die Tag' war mir's immerfort, als wär der Kreuzberg nicht mehr an seiner Stell', es war mir was, und ich hab doch nicht gewußt, wo ich's hinthun soll. Nun merk ich's erst; das ist gekommen, weil die Heiterethei nicht mehr so getanzt ist, wie sonst".

Wir kehren zum Holders-Fritz zurück, den wir, durch den Anprall der Heiterethei vom Ulrichssteg herabgestürzt, im Zehntbach untersinkend verließen.

Nicht lange, und keine Blase mehr stieg über ihm auf, der Wasserspiegel schloß sich über ihm und zeigte gleichmütig der stillen Nacht ihr Bild. Zu plötzlich war er aus seinen Sehnsuchtsgedanken herausgerissen worden, zu unvermutet war der Angriff des Mädchens gekommen, zu schnell der betäubende Sturz und das erstickende Einatmen des schlam-

migen Wassers darauf gefolgt. Er wußte kaum, was ihm geschehen und wo er war, und auch der letzte Rest der Besinnung mußte ihn verlassen, hob ihm nicht in dem Augenblicke, der über Leben und Tod entscheiden sollte, ein instinktmäßiges Aufstemmen der Hände auf dem seichten Grunde des Sumpfes, Kopf und Brust über die Wasserfläche empor und hielt sie da fest, bis das Eingeschluckte durch Mund und Nase wiederum herausgestoßen war. Das Dunkel vor den Augen schwand; die grüne Schlange wälzte sich von seiner Brust herab, so wie diese statt des harten, kalten, gurgelnden Dinges wiederum die weiche Sommernachtluft einsog, und ringelte sich glitzernd und riesenlang von ihm weg, bis er gewahr wurde, sie sei nichts anderes als der altbekannte Zehntbach, und er selber liege bis an die Brust in des Baches Wassern. Was über ihm schwarz vom blauen Nachthimmel sich abschnitt, war der Ulrichssteg, auf dem er kaum vor einer Minute noch gestanden. Er besann sich, was er eben gethan und wie er heruntergekommen sei, und konnte erst nichts finden, als über ihm vorbei rasend ein bleiches, wildes Mädchengesicht mit rollenden braunen Augen und zusammengepreßten Lippen, durch die weitgeöffneten Nüstern schwer, rasch und hörbar atmend. Er griff mit beiden Händen nach dem Steg, um sich auf ihn hinaufzuschwingen; aber der Schmerz, der von der rechten Hand bis zum Herzen flutend zuckte, machte ihm das unmöglich. Er mußte eine Stelle suchen, wo das Ufer seichter war, und über einen Teil der Wiese, um wieder auf den Weg zu kommen.

Mühsam fand er endlich zusammen, was an und in ihm vorgegangen in dem Augenblicke zwischen seinen harrenden Sehnsuchtsgedanken und dem Sturz in das Wasser. Er hatte dem so plötzlich auf ihn zuklirrenden Schiebkarren unwillkürlich den Arm entgegengestreckt, und war durch den Stoß des Fuhrwerks gegen seine Hand über den Rand des Steges gedrängt worden. Die Verletzung an dem ersten Finger derselben abgerechnet, konnte der Hergang nicht glücklicher für ihn ausgefallen sein. Aber seine erste tief heraufquellende Empfindung war: „Wärst du doch liegen blieben im Bach!"

Er wußte nicht, war der pressende Schmerz im Herzen und krallte bis in die Hand, oder war er in dem Finger und zuckte von da bis in die Brust hinein. Wie seine Seele rang zwischen Zorn und Schmerz, er fand nur die Frage: „Was hast du ihr gethan?" Er empfand mit einer Art schmerzlicher Lust ihr ganzes Unrecht an ihm durch, und anstatt ihn frei zu machen von seiner Liebe zu ihr, trieb es diese nur zu größerem Wachstum. Es scheint dies wunderlich, aber es ist's nicht. Oft macht, was wir voraus haben vor anderen, uns sie zu lieben geneigt, während wir, im Bewußtsein, gegen andere im Unrecht zu stehen,

in ihnen das Gefühl unseres Zurückstehens hassen. Aber seinem Stolze kam eine unerwartete Hilfe.

Er hörte schadenfroh lachen. Zornig wandte er sich und fand den Läppelsschneider hinter sich stehen. So hatte das Tier, das dem Holders-Fritz alles zum Possen that: die Leute, auch hier ein Auge und ein Ohr gehabt. Und was dieses heute gehört, das wußte morgen das ganze Tier. Da stand der alte Groll wieder auf seinen Beinen und machte den Holders-Fritz dem Schmerz der Liebe streitig.

„Nu kann man wohl lachen," sagte der Schneider; „denn wie man sieht, hat dir das" — er machte die Bewegung des Schwingens — „nix geschad't. Ja, das ist ein Teufelsmädle, das!"

„Wer?" fragte der Fritz, der nicht geahnt, einen Zeugen seines Sturzes zu haben, wild.

„Dächt ich doch," entgegnete der Schneider, noch stärker lachend, „du wüßt'st, wen ich mein. Spürst sie wohl noch in allen Gliedern, denk ich. Kreuzelement, muß dir die einen Schwung gegeben haben, daß du so weit vom Steg bist geflogen! Mach mir nix weis, Fritz. Weiß die ganz' Stadt, du hast ihr aufgelauert schon eine Wochen lang. Sie hat einmal sollen sehn, sie ist nicht die allerstärkst' und nimmt's mit jedem Mannsbild auf. Sie hat sollen sehn, du bist doch stärker. Du brauchst dich nicht zu ärgern, daß dir's quer ist gangen. Da am Gründer Markt hat sie's dem Morzenschmied und dem Weber vom Säumarkt nicht besser gemacht. Sei nicht wild, wenn ich noch immerfort lach. Muß das ein Griff gewest sein! Ja, die hat Arm' wie Buchenäst', das Teufelsding! Ich bin doch auch einer und kein Pfefferkuchenmännle" — er hob den Rechen, den er auf der Schulter trug, um recht groß auszusehen, — „ich hab Stärk' wie einer da in meinen Armen, aber bei der ist der starke Holders-Fritz nix. Wir wollen ihr eins einbrocken, Fritz! Das wird angezeigt. Sie soll schon Respekt kriegen vor uns Mannern."

„Ich weiß nicht," entgegnete der Fritz, „was du mit deiner Sie willst und wen du damit meinst! Ich hab Weiden wollen haun und mich zu weit übergebogen; da hab ich das Geschick verloren und bin gestürzt. Kann sein, es ist eins just über den Steg gegangen; das weiß ich nicht. Und wer weiß, wie dir's da vorgekommen ist!"

Er wußte selber nicht, was ihn zu diesem Vorgeben trieb. Er meinte, es sei nur die Scham vor den Leuten, und doch war ebensoviel Sorge um das Mädchen mit dabei.

„Ja," sagte der Schneider, „du willst nicht, daß es heißt: den starken Holders-Fritz hat ein Mädle in den Bach gerannt. Aber das geht mich nix an. Ein rechter Bürger muß alles Unrecht anzeigen, wo er sieht."

Dem Holders-Fritz stieg der Zorn auf, daß er wieder zum alten Wildthun greifen mußte. „Ich sag, ich hab Weiden wollen haun und bin selber gefallen, und du weißt nicht, was du red'st. Wer's anders sagt, der hat's mit mir zu thun!"

„Ja," meinte der Schneider, „da möcht man fast dem Morzenschmied recht geben, du hätt'st ihr bloß aufgepaßt, du wärst in sie verschameriert und hätt'st deine Sach' wollen anbringen, weil du ihr nix willst lassen thun. Und da ist die Geschicht' noch närrischer. Ich hör die Manner schon im Gringel lachen. Hahaha!"

Dem Fritz lohte die Scham ins Gesicht.

„Ja, es giebt weiter keine in Luckenbach! Und wenn ich wart, wo die Valtinessin-Ev' vorbeigeht oder sonst eine, so geht das keinen Schneider was an."

„So? hast du's auf die gemünzt, und die Heiterethei hat gemeint, es gilt ihr? Du hast mit der Ev' wollen karessieren, und die Heiterethei meint, du willst ihr deine Stärk' zeigen; das ist verwünscht!"

„Du bist still mit der Heiterethei!" rief der Fritz zornig, aber eigentlich nur, weil der Schneider, das Stück Leute, sie nicht mit diesem Namen und überhaupt gar nicht nennen sollte. „Und ich sag dir's noch einmal, wer die Lügen aussprengt, die du da hast gesagt, der soll sehn . . ."

Der Fritz schwang den gewaltigen Arm, um seiner Rede mit einem Schlag auf einen imaginierten Wirtstisch Gewicht zu geben, und zuckte zusammen vor dem Schmerz im Finger, den er in der Hitze des Gespräches vergessen.

„Hm," meinte der Schneider, „deine Ursach' mußt du doch haben. Ja, von der Ev' und dir ist die Red' gewest, und an so ein arm Mädle, wie die Heiterethei ist, — na, ich sag nichts wieder von der Heiterethei, brauchst nicht so aufzufahren, — an so eine ist da freilich nicht zu denken. Donner, die Ev', die hat ein paar Kasten und Zeugs darin! Und da meinst du auch, die Ev' wird's erfahren, und du verlierst den Respekt. Ja, und Respekt muß im Haus sein; darauf halt ich auch. Du mußt nicht etwa denken, ich fürcht mich vor dir und bin still aus Furcht. Da kennst du den Schneider schlecht. Ich red so nicht von Sachen, wo mich nix angehn. Das schickt sich nicht für einen, wo ein Mann ist. Deswegen kannst du ohne Furcht sein, Fritzle; da kannst du dich tröften."

Sie waren im Gespräche an einen Ort gekommen, wo ihre Wege sich schieden.

Wie er allein war, fühlte der Holders-Fritz erst, daß ihn fröstelte. Aber er war innerlich zu erregt, um darauf etwas zu geben. Er sagte zu sich: „Ich wollt, mir wär was ander's eingefallen, als das Ordent-

lichsein. Das ist schuld an der ganzen Geschicht'. Nu wird der Schneider reden und der Schmied. Und das ist verwünscht, daß es wieder die Wahrheit ist. Ich könnt gleich wieder in das alt' Wildthun hineinkommen. Ich wollt, ich wär nie anders gewest. Das Denken ist dumm Zeug; deshalb ist das Vieh so vergnügt, weil's nicht denkt. Jetzt gleich geh ich in die Schwane und geh nicht eher wieder heraus, bis ich die vergessen hab."

Er hielt den schon schneller gewordenen Schritt wieder an und biß die Zähne zusammen.

„Ja, daß sie mich auslachen da und sagen: Er ist wieder wild, weil ihn die nicht mag und hat ihn in den Bach gerennt. Und wenn sie ihn nicht in den Bach hätt' gerennt, wär sie ihn nicht losgeworden; so ist er ihr überall nachgelaufen. Und daß sie selber sagt: Er ist gewest wie dem Herrnmüller sein Spitz, und so einem muß man einen Tritt geben, sonst hat man keine Ruh' vor dem Vieh. Element! Daß ich ihr nicht aufsässig kann sein, und wenn sie noch schlimmer wär und noch niederträchtiger thät! Und den Finger da; wenn ich nicht mehr kann arbeiten, hernachen hab ich erst Zeit zum Aufpassen, da kann ich ihr ja nachlaufen den ganzen Tag, da kann sich der Spitz lassen treten, so viel er Lust hat. Das wird anders, Bursch, das sag ich dir! Die Ev' sollst du frei'n, so wahr ich der Holders-Fritz bin. Das soll dir nicht umsonst eingefallen sein. Der Schneider hat mir's auch geglaubt; da werden's die Leut' schon erfahren, daß ich der Ev' aufgepaßt hab und nicht jener. Und die Heiterethei . . ."

Er blieb wieder stehen. Es fiel ihm ein, da die Heiterethei nichts mit ihm haben wolle, werde sie sich nicht ärgern, nähm er die Ev'. „Und wenn ich's ihr nicht zum Trotz thu, so thu ich's dir selber zum Trotz," sagte er dann wieder zu sich, „weil du sie nicht aus den Gedanken kannst bringen. Wild thu ich nicht mehr, das weißt du, aber unterkriegen will ich dich wohl noch, Bursch! Du sollst mir die Ev' heiraten. Warum willst du jene nicht vergessen?!"

Er hatte sich selber am Kragen gepackt, so war's ihm Ernst.

Es war das eine sehr mittelbare Weise, sich an der Heiterethei in seiner eigenen Liebe zu ihr zu rächen. Aber er hielt sie fest.

„Fräle," sagte er zu der Großmutter, „Ihr habt mir neulich von der — Valtinessin-Ev' gered't, Ihr wißt schon, was. Das könnt Ihr fertig machen. Sagt mir nix weiter davon; in acht Tagen muß die Sach' fertig sein. Ich bin ihr schon lang zu Gefallen gangen, — das könnt Ihr sagen — und hab sie nicht allein können antreffen."

Die Großmutter wunderte sich, ihn einmal wieder in seinem Hause zu sehen, wenn auch in tiefer Nacht. Da sie seinen Zustand gewahr

wurde, seine Kleider naß und voll Schlamm, ihn frösteln und von seinem verletzten Finger Blut fließen sah, geriet sie außer sich.

„Es ist nix," sagte er; „beim Weidenschneiden bin ich in den Zehntbach gefallen."

Die Alte, voll Furcht, er könne sich erkälten, wollte ihn im Hause behalten und bewegen, schnell zu Bette zu gehen oder wenigstens die Kleider zu wechseln. Er könne den Tod haben davon.

„Wär mir just recht," dachte der Fritz. Er blieb darauf, so wie er sei, nach seiner Werkstatt zu gehen, und wenn sie ihm den Bader etwa nachschicke, der solle sehen, seine andere Hand sei noch gesund.

Sie meinte ihn dadurch zu überreden, daß sie sagte: „Aber, du bös Tichterle, wenn du krank wirst, oder der Finger wird schlimm, daß du nicht kannst arbeiten?"

„Ich mag nicht arbeiten mehr! Ich seh nicht, wozu! Ich seh nicht, wozu einer leben will!" fuhr der Fritz auf. „Wenn Ihr was wollt thun, Fräle, so macht das geschwind fertig, ich hab Euch gesagt, was. Oder ich geh übermorgen nach Amerika."

Die Vorstellung, daß einer nach Amerika auswandere, war der Großmutter immer schrecklicher gewesen, als die des Sterbens. Da, meinte sie, komme man zu keinen Leuten und dort zu lauter Fremden. Die Valtinessin-Ev' schien ihr nicht die Frau, die sie ihrem Enkel wünschen sollte. Doch versprach sie ihm, die Sache möglichst bald in Richtigkeit zu bringen, wenn sie auch bei sich dachte: „Das ist die best Eil, die nix übereilt, und Gott sei's gedankt, der Menschen Gedanken in ihren Köpfen sind auch nicht so fest, als die Erd' unter ihren Füßen".

Sie konnte nicht schlafen. Es fiel ihr nun erst recht ein, wie er gefiebert, wie er bald dunkelrot, bald totenbleich gesehen, sein ganzes zerstörtes Wesen, wie er zuweilen gewankt; wie viel Blut er auf dem Heimwege schon verloren haben müsse. „Besser ist besser," meinte sie. Sie nahm ihren blauen Mantel um die alten Schultern, trippelte nach der Weidengasse und weckte den Bader. Mit diesem kam sie eben noch rechtzeitig in ihres Enkels Werkstatt an.

Den andern Abend saß der Morzenschmied ganz still im „Gringel". Er hatte sich beiseite gemacht und schien wenig von dem zu hören, was gesprochen wurde. Es galt dies dem Holders-Fritz; man wollte wissen, er sei krank. Der Morzenschmied meinte: „Ja, einen Schnupfen mag er schon gekriegt haben davon". Dann kroch er ganz in sich hinein und versank völlig in die Betrachtung seiner Pfeife. Er hielt sie wieder und wieder einmal so nah vor seine Augen, als wär er plötzlich kurzsichtig geworden. Dann kniff er die Augen auf die Weise zusammen, die nur

ihm gehörte, bis sie ganz schief zu stehen schienen, und immer öfter meldeten sich Anwandlungen des eigenen Schluchzens, das wir schon an ihm kennen.

Endlich erhob er sich, lange vor seiner gewöhnlichen Aufbruchszeit, bezahlte schweigend und duchste hinaus.

Ebenso duchsig trat er daheim in die Stube. Ein unmerkbar flüchtiger Blick zeigte ihm, daß seine Morzenschmiedin in der Ecke an der Wiege des Gottliebles saß. Sie nahm sich aus wie ein Pfahl, an den das Kind vielleicht gebunden war, damit kein Geier es wegtragen konnte.

Und nun dehnte sich sein vorher ganz zusammengeschobenes und gefaltetes Gesicht ebenso in die Länge. Wiederum fingerte er zitternd an der eben aufgehängten Jacke herum.

Die Schmiedin sah ihm eine Weile zu. Die Neugierde schraubte sie mit unsichtbarer Schraube immer höher vom Stuhle empor; es kostete Mühe, das Gleichgewicht zu erhalten. Das Gottlieble war nie so langsam eingeschlafen, als diesen Abend. Als es endlich doch geschehen, stand sie mit zwei Schritten hinter dem Schmied und fragte: „Aber was ist denn? Was hast du nur wieder einmal?"

„Du bist da?" gegenfragte der Schmied über seine Schulter. Dann, indem er sich wandte: „Hast du denn auch Thee genug daheim für die Nacht?"

„Wie kommst du auf den Thee, Morzenschmied? Hast's etwa wieder einmal in der Achsel? Ach, deinen Schlucker hast du einmal wieder!"

Der Morzenschmied antwortete nicht, sondern sagte wie zu sich selbst: „Ich bin nur froh, daß ich froh bin". Dann wandte er sich zu der Schmiedin: „Ich sag dir, es giebt nix Gescheiter's auf der Welt, als wenn einer so eine gescheite Frau hat wie ich. So gut ist heut nicht ein jeder dran. Ja, ja. Das wird eine schöne Geschicht'! Ich hab's mir gedacht, was mit der Wachtstuben noch müßt' herauskommen. Na, wir beiden können lachen. Aber die daran schuld sind! Ja, du weißt's wohl noch gar nicht? Die Heiterethei hat den Holders-Fritz vom Steg gerennt. Und ich möcht nicht unter denen sein, die ihr so lang haben angst gemacht, bis sie desperat ist geworden."

„Die Heiterethei hat ihn hineingerennt? Aber er lebt ja noch, und es ist gar so gefährlich nicht mit dem Holders-Fritz. Das Holders-Fräle selber hat mir's gesagt."

„Ja," sagte der Schmied, „daß er noch lebt, das ist nicht denen ihre Schuld; das Gericht sieht darauf, wie's hätt' können werden. So steht's im Gesetz. Sie hat ihn doch in den Bach gerennt, daß er sollt ertrinken, und dazu haben sie die verrückten Wachtstubenweiber gebracht.

Sie haben ihr weisgemacht, der Fritz hätt' ein Beil bei mir bestellt, und was noch sonst für dummes Zeug."

„Ja, hast du's denn nicht selber gesagt?" fuhr die Schmiedin auf, wild vor Angst. „Und nu sollen's die armen Weiber, du greulicher Mann?"

Der Schmied schien die Rede seiner Frau für einen Ausbruch von Heiterkeit zu nehmen. „Ja, wir beiden können lachen," fuhr er fort. „Ich hab freilich auch so was gedacht, aber Denken ist ein andrer Mann, wie Sagen. Und der Morzenschmied ist kein Esel seines Namens, daß er so schrecklich gefährliche Ding' auf dem Markt ausschreit, ich hab's niemand gesagt, als dir, Lene; und hab dir das Weitersagen obendrein verboten. Sag nix; ich weiß ja, das war unnötig. Du bist das vernünftigst' Weib in der Stadt und verbrennst dir von selber nicht die Finger. Weil ich so hab gesehn, wie die andern Männer in Angst sind gewest, da hab ich erst gemerkt, was ich an dir hab. Und da hab ich dir ein ganz Päckle Aniskuchen vom dicken Semmelbeck mitbracht, weil du die so gern ißt. Freilich, Lene, ich weiß ja, dir hätten sie mit glühenden Zangen nix davon abgezwackt, was ich dir hab gesagt, du sollst's heimlich halten. Und da ist auch Zeug zu einem Schöpple für dich. Du hätt'st längst gern so eins gehabt. Siehstu? Einem vernünftigen Weib kann man nicht zu viel zulieb thun. Mach doch und iß, Lenele. Sie sind wohl nicht süß genug? Sind von den besten, wo er hat. Denn siehstu, wenn auch die Heiterethei nicht desperat wär geworden, so haben die verrückten Wachtstubenweiber doch gesagt, der Fritz will sie umbringen. Ja, das will das Gericht nun bewiesen haben; wer weiß, müssen die Weiber einen leiblichen Eid schwören vor einem Tisch, der ganz schwarz aus ist geschlagen, und da liegt ein Totenkopf drauf und die Geistlichkeit steht dabei und der Meister Schramm, ihr Hinterviertel, und unten auf der Gass' singt der Kantor mit seinen Jungen. Der verwünscht' Schlucker! Iß doch, Lenele. Ich mein', es ist ein Jahr her, daß ich dir keinen Schmatz hab geben. Komm her, Lenele; thu nicht so schämerig; eine Frau braucht nicht so zu thun. Und wie dir das Schöpple wird stehn! Ja, es heißt, das Gericht will wieder ein neues Trillerhaus dazu lassen baun, weißtu? Wo die armen Sünder herum werden getrillert. Also Thee hastu für die Nacht. Ich bin schrecklich müd. Was schlägst du denn die Händ' da unterm Tisch zusammen? Ich meint, du wärst ordentlich verblaßt? Dich dauern wohl die Wachtstubenweiber? Warum sind die so dumm!"

Damit duchste der Schmied in seine Kammer. Die Schmiedin rang nun über dem Tisch die Hände. Sie stand schon halb vor dem schwarzbeschlagenen Tische, halb stak sie im Trillerhause.

„Hast auch Öl für morgen früh?" fragte der Schmied schon über dem Auskleiden in der Kammer.

Die Schmiedin hörte es nicht. Sie setzte ihr Zifferblatt auf ihr Haupt, und nachdem sie die Haltebänder geknüpft, was nicht so schnell ging, da Händezusammenschlagen und Schleifenbinden Dinge sind, die zu vereinigen man ein Taschenspieler sein muß, nahm sie ihr Gehäuse um und verschwand in der Finsternis der Hausflur.

Hätte der Gurken-Kaspar der Heiterethei länger nachsehen können, der Kreuzberg hätte sich wieder um ein Stück aus seiner Stelle bewegt.

Bis jetzt hatte sie nur den einzigen Gedanken gejubelt: „Der Fritz lebt! Du hast ihn nicht auf deinem Gewissen! Du wirst nicht geschlossen über die Gasse geführt, daß die Leute ausweichend schweigen, wenn du vorbeikommst, und nicht eher flüstern, als bis du vorüber bist! Nicht im engen Gefängnis lange Monden lang sitzen, du sollst frei bleiben wie die Vögel unter dem Himmel und die Hirsche in dem Walde!" Der Glanz des Ganzen, der so plötzlich die Finsternis vertrieb, hatte sie fürs Einzelne geblendet. Nun ihr Auge sich an ihn gewöhnte, trat auch dieses hervor.

„Der Fritz lebt, aber sein Arm ist gelähmt, und das hast du gethan. Wie soll er schaffen ferner mit dem gelähmten Arm? Und dennoch hat er dich nicht angeklagt; er ist selber gefallen, hat er gesagt." Von ihrem Herzen durch den linken Arm bis in die Fingerspitzen hinein zieht ein Schmerz, der doch etwas Süßes hat. „Er schont dich: und du hast ihm das gethan," meinte der Schmerz; das Süße daran ist der Gedanke: „er schont dich." Denn heißt das nicht: „er ist dir nicht feindselig; er hat dir nicht aufgepaßt, dir Böses zu thun, vielleicht gar —?" Aber dieses voreilige Vielleicht mit seinem blauen Himmel schwindet. „Denn, freilich," sagt sie, „sollt es heißen, ein Mädle hat den starken Fritz überwunden?" Dazu ist er zu stolz auf seine Stärk'. Und ich hätt's an seiner Stelle auch nicht können gestehn." — Warum aber ist sie nun traurig?

Ja, der Gurken-Kaspar schüttelte den Kopf, säh er sie so vor sich hingebückt gehen, als läse sie ihre Gedanken von der Erde auf.

So ist's. Aber ist es nicht noch unendlich gut, daß es nur so ist? und nicht so unendlich schlimm, als es sein könnte?

Die ununterdrückbare Jugendkraft hob ihre Augen und ihre Gedanken von der Erde auf. Und als sie emporsehend ihr Häuschen erblickte und den alten Holunderbusch, wie er schon wieder unter einer flatternden Perücke von Kaffeewölkchen prangte, da jagte ein Lächeln die ganze Farbe aus der Mundgegend nach den prallen Wangen hin.

„Sind die dummen großen Weiber schon wieder da beisammen? Nun ist's doch mit dem Warnen aus und dem andern dummen Zeug Wie viel haben die nicht gered't, was sie müßten versäumen meinetwegen! Da sollt man meinen, sie sind nun beim Nachholen daheim. Ja, prost! ums Plaudern ist's den Weibern zu thun gewest, und das Häusle steht so just am End', da kann man hineinwischen, und es siehts kein Mensch, der es könnt bereden. Nu, ich will mir's noch ein Tager etliche lassen gefallen. Aber hernachen hört's auf; hernachen kehr ich aus. Und so ist's und nu ist's fertig!"

Man kann sich denken, mit welcher Freude die Heiterethei von den „Wachtstubenweibern" empfangen wurde. Und auch Stolz war dabei. Der Himmel hatte die Heiterethei gerettet, indem er den boshaften Auflaurer in die eigene Schlinge fallen ließ. Denn es war kein Zweifel, der Holders-Fritz hatte die Heiterethei in den Bach werfen wollen, in den er selber nun gestürzt. Aber es fragte sich sehr, ob der Himmel ohne die Wünsche, Sorgen und Gebete der vereinigten Frauen ein solch Exempel statuiert hätte? Und diese konnten wiederum daran die Größe des Steines erkennen, den sie bei dem Himmel im Brette hatten. Alle Stimmen feierten das Walten der Gerechtigkeit; nur die kleine verschämte Baderin, die kurz vor der Heiterethei in das Stübchen getreten, schien von anderen Gefühlen beseelt. Aber in ihrer Blödigkeit und ihrer ängstlichen Demut vor den großen Weibern wagte sie kein Wort und schien nur mit stummen Blicken und gefalteten Händen die jedesmalige Rednerin um Barmherzigkeit für den ja ohnehin vom Himmel Gestraften zu flehen.

Die Weberin spann mit beiden Händen und verklärtem Auge der höheren Fügung, welche die verfolgte Unschuld geschützt, ein Ehrenkleid.

„Ja," schloß sie ihre Rede, „den Bösewicht hat so recht der Finger der Vorsehung vom Steg getippt."

„Da mög einer," machte die Tischlerin begeistert die Nutzanwendung, „Bonapart heißen oder Rinaldo Rinaldini oder Holders-Fritz; denn warum? das ist der Vorsehung egal."

„Denn jeder," fügte die Tüncherin hinzu, „treibt's nur so lang, als es geht, und hernachen geschieht was, worüber sich Menschen und Vieh verwundern."

„Und wenn die Zeit gekommen ist," sagte die Beutlerin, „hernachen ist sie da."

„Und hernachen," nahm die Weberin ihren Faden wieder auf, „sagt alle Welt: So ist's einmal recht! So hat's einmal müssen kommen."

Bewirkte es nun der stumme Flehblick der Baderin, oder war die Genugthuung über die Bestrafung des Sünders zu dem höchsten Punkte

gestiegen, wo sie notwendig in Mitleid umschlagen mußte, die Tischlerin sagte sanfter: „Ja, aber dauern thut es einen doch; denn warum? man ist doch ein Mensch".

„Und," meinte die Weberin, die auch in der Milde keiner nachstehen wollte, „er hat doch eigentlich auch seine schlimme That noch nicht verübt gehabt. Der Himmel kann strafen, aber die Menschen sollen mitleidig sein."

„Zumal," bestätigte die Tüncherin, „wenn einer hernachen so bußfertig ist, wie der Holders-Fritz. Denn das muß man sagen, obschon er ein Bösewicht ist, so ist er doch eine recht christliche Seel'. Wie ein Lamm ist er, hat das Holders-Fräle gesagt. Und er hat auch gar kein bißle Reu' über das, was er hat gethan, sondern er erträgt's als ein frommer Christ, der da aus seinem Katechismus weiß, der Gottlose muß viel leiden. Und glücklich ist, wer das vergißt, was einmal nicht zu ändern ist, hat der Apostel Paulus gesagt."

Dem durchdringenden Blicke der Weberin war indes nicht entgangen, daß die kleine Baderin mit einer wichtigen Eröffnung geladen war, aber nur den Mut nicht hatte, in Gegenwart der großen Weiber loszugehen.

„Die Frau Baderin muß doch eigentlich wissen, wie's mit dem Holders-Fritz steht?"

Die Baderin erschrak, daß sie reden sollte. Sie errötete über und über und stotterte eine Entschuldigung. Es kam ihr wie eine Anmaßung vor, etwas zu wissen, was so große Weiber nicht wußten. Und die Nachricht, die sie geben konnte, hätte sie in jedem anderen Munde für wichtig und mitteilenswert gehalten; in ihrem eigenen aber schien sie ihr so unbedeutend, als sie sich selber vorkam.

„Es muß sehr gefährlich sein," spann die Weberin. „Die gute Frau hat nicht das Herz, es zu sagen."

„Dummes Zeug!" lachte die Heiterethei, um sich selber die Furcht zu vertreiben. „Er ist auf den Arm gefallen; daran stirbt so einer nicht, wie der Holders-Fritz."

Die Tischlerin wollte beiden recht geben. „Nein, daran gewiß nicht," sagte sie, „wiewohl's ihm kein Mensch könnt wehren, daran zu sterben, wenn er's absolut will. Denn warum? Der Mensch ist wie ein Gras; das hat gar keinen Arm und muß doch sterben."

„Ihrer ist geholt worden?" fragte die Weberin.

„Ja," entgegnete die arme kleine Frau und zupfte verschämt an ihrem Mantel herum, daß es nur Ihrer war, der geholt wurde. Dann faßte sie sich ein Herz und fuhr fort: „Das Fräle ist zu Nacht gekommen mit ihrer Latern' und hat Meinen in die Werkstatt geholt. Da hat der Holders-Fritz gelegen und war von sich. Aber es ist nix —"

„Was soll's denn auch sein?" zankte die Heiterethei mit ihrer Angst. „Bei so einem Jungen!"

„Ich mein," fuhr die Baderin fort, und wußte nicht, wo sie hinsehen sollte, „daß ich's sag; ich weiß, daß ganz andere Weiber da sind, und es ist nicht, weil ich dächt, es wär was, weil ich's hätt' gesagt, und . . ."

„Mit wem ist nix?" gab die Weberin der allgemeinen Spannung die Frage. „Mit dem Holders-Fritz seiner Krankheit?"

Die Baderin hatte sich's ja gedacht, daß sie die großen Weiber beleidigen würde. Sie seufzte eine Rede, die an Kleinheit und Vergehen in Angst und Selbstverschmähung ihr völliges Ebenbild war: „Mit mir".

„Und der Holders-Fritz ist wirklich von sich gewest?"

Die Baderin nickte und zuckte die Achseln, daß sie's nur war, die entgegnete: „Und so ist's geblieben. Meiner hat sich alle Müh' gegeben, aber so ist's geblieben . . ."

Die Tüncherin brach aus: „Ja, er hat noch gesagt: Ich bin allen Menschen gut gewest, drum will ich nu in Gott begraben sein".

„Es ist nicht wahr," sagte die Heiterethei zornig und wollte sich mit Gewalt glauben machen, es könne nicht sein, wenn sie's nicht zugebe.

„Es ist der Marasmus gewest, hat Meiner gesagt," fuhr die Baderin fort. „Und so ist's geblieben . . ."

Die Tüncherin konnte sich nicht mehr halten. Wie in schmerzlichem Triumph über die ungläubige Heiterethei wiederholte sie mit schrecklichem Nachdruck nickend: „Das hat der Holders-Fritz gesagt. Ich will am Schmarasmus sterben, hat er gesagt, und hernachen hat er auch noch gesagt: wie's mit der Leich' soll werden."

Darüber geriet die Beutlerin außer sich.

„Da soll's wohl eine große Leich' geben?" fragte sie hastig. „Wann wird er denn begraben? Die Wochen muß ich nach Tambich; das wär doch dumm, wenn's gerad die Wochen wär! Ich mach mir weiter nix daraus, aber man heult doch auch einmal gern mit. Wenn so die Kurrendschüler singen und der alt' Meister Schramm, der Leichenbesorger, wackelt so barmherzig mit dem Kopf, und der Vikares sieht oben 'nauf, wo alles Gute kommt, vom Vater des Lichts. Und der Meister Schramm nimmt seine Pfeifen aus dem Mund und legt sie auf den Teller, und hernachen geht's fort, so schwarz und weiß; da muß es einen Hund erbarmen, und so einer ist doch gleichsam nur ein Vieh, geschweig einen Chri—hi—stenmenschen."

Aber nicht die Beutlerin allein schluchzte; die Frauen schluchzten alle, und die Baderin, die mit einem Worte den ganzen Jammer ein Ende machen konnte, vergaß dieses Wort und vermochte nicht, dem mächtigen Beispiel zu widerstehen. Wie gewaltig dies sei, wußten die

Frauen recht gut. Denn so oft ihnen die Rührung ausgehen wollte, sahen sie einander an und erquickten sich durch das Bewußtsein der Gesellschaftlichkeit zu neuem, stärkerem Schluchzen.

Die Heiterethei war wie ein Marmorbild; ihr spannte die Muskeln an, was die der Frauen auflöste.

Die Weberin ließ den unsichtbaren Rocken, denn sie hob die Arme wie tröstend. „Sterben müssen wir alle."

„Aber so jung!" schluchzte die Tischlerin. „Er kann noch keine Zweiunddreißig sein. Er ist grad so alt, wie mein Traugöttle selig. Na, wenn die Stadt wieder brennt, da wird die Kirch' nicht wieder gerett't. Und wenn's einen Wolkenbruch thut, muß der alt' Gerber ertrinken. Denn warum? Wenn ein Mensch tot ist, muß man sagen, was wahr ist."

Es entstand eine Stille allgemeiner Ermattung. Die Baderin konnte in ihrer Erzählung fortfahren: „Bis Meiner ihm einen Topf kalt Wasser hat über den Kopf gossen. Hernachen ist er aufgewacht".

Das war für die Frauen selber kalt Wasser über den Kopf. Die Wendung kam zu unerwartet.

Was den übrigen die Augen trocknete, machte die Heiterethei erst weinen. Vorhin war ihre Seele im Krampf gefangen; jetzt fühlte sie erst seinen Tod und ihren Schmerz über diesen und daß sie ihn verschuldet, als wär er wirklich, da sie wußte, er lebte noch.

Die Beutlerin dagegen sah auf mit halb unwilliger Verwunderung.

„Was?" sagte sie. „Da ist er noch gar nicht einmal gestorben? Da hab ich für nix geflennt?"

„Nun, und wenn er auch noch nicht gestorben ist," schluchzte die Tischlerin, die sich nicht so leicht aus dem Jammer herausarbeiten konnte, „denn warum? Den Leuten ihre Schuld ist's nicht."

„Ach," sagte die Baderin leise, „ja, er hat auch dem Annedorle gar nix zuleid wollen thun. Er ist auch schon lang gar nicht mehr wild gewest. Das Holders-Fräle hat gesagt: So ordentlich und so die Gutthat selber ist gar keiner mehr wie mein Tichterle."

Das gab ein neues Erstaunen. Aber wie man einmal über dieses hinaus war, wunderte man sich, daß man hatte erstaunen können, und fand, daß man ja eigentlich nie an die böse Absicht des Holders-Fritz geglaubt. Und nachdem die Frauen einmal so weit vorgerückt waren, bedurfte es nur noch eines kleinen Schrittes weiter, und sie besannen sich, jede hatte diesen Unglauben auch ausgesprochen.

Es war wunderbar, mit welchem Scharfsinn man zuletzt bewies, daß nur ein ganz überspannter Mensch auf eine solche Albernheit habe kommen oder ihr Beifall geben können.

„Aber so sind die Leut'," sagte die Tischlerin. „Denn warum?

Wenn's nur nix Gut's ist vom lieben Nebenmenschen; je schlimmer es ist, je lieber glauben's die Leut'."

„Freilich! freilich!" spann die Weberin mit beiden Händen. „Weil er ein Beil bestellt hat? Ich hab gleich gemeint, er will es zu den Weiden haben. Es ist zu verrückt. Da dürft zuletzt kein Mensch mehr ein Beil bestellen. Und er hat's ja selber gesagt, er ist über dem Weidenhauen in den Bach gefallen. Na, wenn ein Büttner keinen Reif mehr soll hauen, womit soll er denn binden?"

Die Tüncherin war zornig über das Unrecht, das dem unschuldigen Holders-Fritz widerfahren war.

„Lieber Gott!" rief sie; „über die Leut'! Und wenn er nu vollends am hellen lichten Tag Weiden gehauen hätt', wo's alle Leut' hätten gesehn? Was wär da erst draus gemacht worden, wenn er's nicht einmal bei Nacht hat dürfen thun, ohne daß die Leut' reden!"

„Es ist schrecklich," sagte die Tischlerin noch zorniger. „Wenn ich's nicht immer gesagt hätt', wenn's hat geheißen: Nu hat er wieder da gelauert! Nu hat er wieder dort gelauert! Denn warum? hab ich gesagt. Es darf gar keiner mehr ordentlich werden auf der schlechten Welt. Denn warum? Wenn einer den ganzen Tag ärbet, wenn soll er denn Weiden hauen gehn als wie bei Nacht? Da hat's geheißen: Er lauert, wo das Annedorle vorbei muß kommen. Da hätten die Leut' ebensogut könnt sagen, das Annedorle lauert dem Holders-Fritz auf. Denn warum? weil sie immer da hat geärbet, wo Weiden stehn."

„Ja," sagte die Baderin ängstlich verlegen. „Aufgepaßt hat er dem Annedorle schon. Aber nur, weil er sie hat wollen freien und hat's nur vor den Leuten nicht wollen thun."

Das wäre schon wieder Stoff zum Erstaunen gewesen. Aber das Unerwartete war diesen Abend so oft gekommen, daß es keine Wirkung mehr that.

Vielmehr lachte die Weberin laut auf und sah die andern Frauen der Reihe nach an. „Was hab ich gemeint, wenn ich's auch nicht hab wollen sagen?"

„Ja," entgegnete die Tischlerin beistimmend. „Denn warum? Man wär ausgelacht worden. Aber darauf wird sich jede noch können besinnen, was ich für ein Gesicht gemacht hab, wie zum erstenmal ist die Karten gelegt worden. Denn warum? Da hat die Eichelzehn und das Eichelbaus beim Annedorle gelegen."

„Ja," fuhr die Tüncherin fort, „und wie die Tischlerin das Gesicht hat gemacht, da hab ich die Tischlerin angesehn und hab gesagt: Das ist eine Hochtzig!"

„Und hernach hab ich genickt und zwei Lacher gethan," sagte die

Beutlerin. „Na, die Frau Weberin und die andern werden sich noch können erinnern an die zwei Lacher, wo ich da hab gethan. So: Hahaha! Hahaha!“

Und wenn's sonst niemand ihnen glaubte, sie hatten sich so hineingeredet, daß jede wenigstens von sich überzeugt war, so habe sie gethan.

Die Baderin hatte davor mit ihrem Bericht kaum zu Ende kommen können, daß für das Leben des Holders-Fritz keine Gefahr mehr vorhanden sei. Nur freilich! der verletzte Finger konnte steif bleiben.

Aller Kraft ihrer ungeschwächten Jugend bedurfte die Heiterethei, den plötzlichen Wechsel der stärksten Gefühle zu verwinden.

Und wunderlich! auch ihr ging's wie den Frauen. Ihr war, als hätte sie, selbst in der Aufregung, die sie zu der wilden That getrieben, im Innersten ihres Herzens gewußt, was der Fritz eigentlich von ihr wollte. Um so entschuldigungsloser und schwärzer stand nun die wilde That vor ihr. Sie konnte der Freude nicht froh werden davor. Und nun schoben die Frauen, indem sie ihr früheres Warnen und Aufregen verleugneten, die ganze Schuld ihr in's Gewissen. Das allein zwar hätte sie nicht so sehr aufgebracht gegen jene; diese Verleugnung erzeugte im Gegenteil das Gefühl der Verachtung in der stolzen Seele der Heiterethei. Sie vergaß aber, daß sie damals die Frauen nicht so gekannt, als jetzt. Und so kam zu der Reue über das Unrecht und die Unentschuldbarkeit ihrer That auch noch der Zorn auf sich selbst, daß sie von solchen Menschen sich dazu verleiten lassen. Dazu verleiten! und durch solche Menschen! Die Heiterethei, die auf ihre Klugheit und Selbständigkeit so stolz war!

Es bedurfte nur noch einer kleinen Reizung, um ihren Zorn von ihr selbst auf die Frauen hinzulenken. Und diese blieb nicht aus.

Dazu that sich jetzt die Thür auf. Herein trat die Gringelwirts-Valtinessin im Sturmschritt. Hinter ihr her die Schlosserin drüben von den Weiden und die Russen-Sattlerin. Das geschah mit so eigenen Gebärden und mit so beredtem Schweigen, daß die bereits Anwesenden vor Neugier und Verwunderung verstummten.

Da ließ von all den Vorwänden und Versicherungen, die sonst zum Ceremoniell der „Wachtstube“ gehörten, sich nichts vernehmen. Keine Rede davon, wie viel die Valtinessin daheim zu thun hätte, daß sie eigentlich kaum aus dem Hause gucken sollte und doch käme, weil sie einmal „so“ sei. Es hatte etwas Beängstigendes, wie die drei guten Frauen nur gekommen zu sein schienen, um hier Kaffee zu trinken. Aber auch das mußte ein eigenes Verhängnis nicht geschehen lassen wollen. Sie führten die angebotenen Tassen mit zitternder Hand zum Munde, und stellten sie doch, ohne getrunken zu haben, wieder auf den

Tisch. Und mit Gesichtern! mit Gesichtern! Wunderbar war es anzusehen, wie in der Spannung von Angst und Neugier die übrigen Frauen unwillkürlich die Mienen und Gebärden der eben Angekommenen nachahmten.

Endlich ächzte die Valtinessin: „Ei, du Gerechter!"

Die Schlosserin von drüben seufzte: „Nein, so was!"

Die Russen-Sattlerin stöhnte: „Sollt' man's denn meinen!"

Dann war wieder alles still. Und wieder begann das Achselzucken, wieder wurde der Kopf seitwärts geworfen, wurden die Hände zusammengeschlagen.

So eigen, man möchte sagen: melancholisch-resigniert und doch zugleich mit einer schmerzlichen Anklage des Himmels hatte die Haube der Valtinessin noch nie über ihrem rechten Ohr geschwebt.

„Man soll nicht denken," sagte die Valtinessin endlich, als sie saß, aber mehr zu der Stubendecke, als sonst zu jemand, „man soll nicht denken, man hat alles erlebt, wenngleich man am Gründonnerstag Sechzig ist gewest. Der Holders-Fritz ist ins Wasser gefallen? O es fallen mehr Leute ins Wasser! Er hat Weiden wollen haun? Ja, prost't die Mahlzeit."

Sie schlug erst mit beiden Händen auf ihre Kniee, dann fuhr sie in Tönen fort, wie sie der Gringel im Einfallen hören lassen würde: „Obschon mein Vater selig ein Weber ist gewest, hier sitz ich und sag: Da liegt eine Kriminaljustiz! Ins Wasser gerennt ist er worden, der Holders-Fritz!"

Tausend Ausrufe des Schreckens und Erstaunens, ebensoviel Fragen waren im Entstehen. Sie alle erstickte die Valtinessin erbarmungslos in der Geburt, indem sie fortfuhr:

„Einem Stuhl und einem Tisch sieht man an, wozu sie gemacht sind, einem Menschen aber nicht. Oftmalen sieht einer aus wie Marzipan und ist aus eitel Galgenholz geschnitzt. Und da findet sich hernachen, daß das, wo man für einen Engel hat gehalten, der Gottseibeiuns selbst ist gewest, und wiederum umgekehrt. Man meint, wenn einer wild heißt, muß er auch wild sein, und wenn eine fröhlichen Herzens ist, so ist kein Falsch an ihr. Ja, prost't die Mahlzeit! Und wenn eine hinter dem Schiebkarren hertanzt wie weiland der König David seliger vor der Bundeslad' — aber der Mensch red't sich nicht in Ungelegenheiten hinein, wenn er am Gründonnerstag Sechzig ist gewest."

Sie brauchte den Thäter nicht namentlich zu bezeichnen. Alles sah erstaunt auf die Heiterethei.

„Aber," fuhr die Valtinessin fort, indem sie ihre Haube auf das linke Ohr schwang, „aber es ist nix so fein gesponnen, es kommt doch

endlich an die Sonnen. Und wenn nur ein Schneider in der Näh' ist gewest. Denn der Vorsehung ist keine Kreatur zu gering. Und kommt so was nicht vor die Gericht', so ist's von wegen der Schererei und nicht etwa, als ob man ein Gewissen hätt'. Aber darum soll keine meinen, nun ist ihr's geschenkt. Denn dort über dem Häusle da —" sie zeigte hinauf, wo man eben den Holunder am Strohdach kratzen hörte — „dort oben, da ist einer, und dem ist's egal, ob einer König oder Kaiser oder auch ein ledig Weibsbild ist. Und der sieht mit dem einen Aug' nach Amerika und mit dem andern auf den Ulrichssteg. Und wenn schon mein Vater seliger ein Weber ist gewest, und die Leut', die's trifft, mögen leugnen, wie sie wollen, hier sitz ich und sag: So ist's!"

Nun blieb den Frauen eigentlich kein Zweifel mehr; dennoch versicherten alle, sie könnten's nicht glauben, sie könnten's wirklich nicht, daß so eine, die man für die Best', für die Gutthat selber gehalten, so was ganz Schrecklich's sollte gethan haben.

Die Valtinessin schlug auf ihre Kniee und wiederholte: „Ja, mög's leugnen, die's gethan hat, wie sie will; hier sitz ich und sag: So ist's!"

Die Heiterethei aber sprang wie eine Stahlfeder von ihrem Schemel auf, daß die Frauen einen Schritt zurückwichen und nur die tapfere Valtinessin ruhig sitzen blieb.

„Leugnen," sagte sie zornig. „Und vor wem? Vor euch? Was seid ihr denn, wennschon ich ein arm Mädel bin, und ihr seid reich und denkt, ihr seid Wunder was? Und gut; wenn's so einen giebt über dem Häusle da, wie die Valtinessin sagt, so weiß er auch, wer schuld daran ist, und wenn ihr euch noch hundertmal mehr wundert. Was ich gethan hab, das hab ich gethan! Und wär's was Schlimmer's, so bin ich nicht, daß ich nun thät, als wüßt' ich nix davon, wie's andere machen, die einen reizen dazu, daß man's thut, und hernach verklagen sie einen noch."

„Die einen reizen?" rief die Valtinessin voll Erstaunen, als die andern verlegen schwiegen. „Hier sitz ich und frag: Wer hat einen gereizt?"

Da erhob sich eine Stimme, in deren Ton sich Angst und Zorn wunderbar ineinander verbissen hatten. Alle sahen nach der Thür; in dieser erschien die Schmiedin eben wie ein Komet. Ihr Antlitz schimmerte in bläulichem Glanz, und hinter ihm rauschte Unglück verkündend das lange Haubenband als Schweif.

„Und da meint die dort," schrie sie, „daß man vor Gericht das glauben wird? und denkt, sie will sich weißbrennen, wenn sie ehrbare Frauen verleumden thut? Die, sag ich, muß einen leiblichen Eid leisten, und nicht arme unschuldige Weiber! Und für die wird das Trillerhäusle gebaut. Ich sag nur, mich sollen sie nicht trillern, eher lauf

ich in den Zehntbach. Ich hab nix weiter gethan, als was alle haben gethan, wo hier sind. Und wenn sie's dahin bringt, und die Weiber da lassen sich's alle gefallen ..."

„Wenn man wüßt', was sie eigentlich will, die Schmiedin!" unterbrach sie die Valtinessin. „Ich für mein Teil, was das auch mög sein, hier sitz ich und sag: Ich lass' mir's nicht gefallen!"

„Und da wundert ihr euch auch noch!" entgegnete die Schmiedin. „Zum leiblichen Eid und ins Trillerhäusle will die uns bringen da! Aber sie soll nur vor Gericht sagen, ich hätt' sie angestift't!"

„Angestift't?" schrieen alle zusammen.

„Vor Gericht?" fragte erblassend die Tischlerin.

„Zum leiblichen Schwur?" rief entsetzt die Tüncherin.

Die Beutlerin schlug schreiend die Hände zusammen: „Ins Trillerhaus?"

„Und dessentwegen," sagte die Valtinessin vorwurfsvoll, langsam die Haube schwingend, „sind wir so gewest? und haben uns aufgeopfert? blutig aufgeopfert? sind alle Tag' hergekommen und sind nicht so gewest und haben das Unsrig' versäumt?"

„Ich hab euch nicht verlangt," entgegnete die Heiterethei.

„Ja," sagte die Valtinessin und schlug den Takt dazu auf den Knieen, „freiwillig sind wir gekommen, unverlangt sind wir gekommen, nicht um gute Wort' und auch nicht um Lohn. Das ist unser Ruhm und Ehrenkleid. Ich hab gewußt, je größer der Dienst, je größer der Undank: ich bin nicht umsonst am Gründonnerstag Sechzig gewest; und bin dennoch kommen. Aber jede Stuben hat ihre Thür, und wer fortgeht, der braucht deshalb nicht wiederzukommen."

Die Valtinessin erhob sich, warf die Haube auf das rechte Ohr und schritt der Thür zu. Viele schlossen sich ihr an. Aber an der Thür wandten sich alle unwillkürlich zurück, die Valtinessin nicht ausgenommen.

Sie erwarteten, die Heiterethei werde sie nicht gehen lassen. Unverkennbar sah aus allen Gesichtern die Wehmut, den Ort für immer verlassen zu sollen, wo man so bequem sich täglich gesehen, zusammen geplaudert und Kaffee getrunken hatte.

Die Valtinessin versteckte diese Anwandelung unter feierlichem Ernst und sagte: „Die Schmiedin ist zu ängstlich. Das Annedorle wird sich hüten, solche unkluge Ding' zu machen. Und wenn sie's demohnerachtet thut, hier steh ich und sag: Meine Händ' wasch ich in Unschuld. Hier hab ich gestanden, und den meinen Finger von der meinen Hand hab ich aufgereckt, wie ich gesagt hab: Annedorle, der Fritz paßt Ihr auf, aber das braucht Sie sich nicht zu Herzen zu nehmen".

„Ja und wahrhaftig," bestätigte die Schlosserin von drüben, „so

hat die Valtinessin gesagt, und wie ich dazu hab gesagt: Wenn's die Valtinessin spricht, kann sie's glauben, Annedorle, und da hat der Wind das Fenster aufgerissen. Das ist mir, als wär's gestern erst gewest."

„Hernachen," beteuerte die Russen-Sattlerin, „hat der Kaffee angefangen zu kochen, und da hab ich gemeint, es ist, als sagt der Kaffee Ja."

„Hundertmal flecken nicht," rief die Tischlerin, „daß ich gesagt hab: Sei sie gescheit, Annedorle; das ist ja lächerlich da mit ihrer Furcht."

Der Heiterethei kam das Gehaben der Frauen verächtlich vor. Sie hatte nicht gewußt, ob sie zornig werden oder lachen sollte. Aber das Wort Furcht überhob sie der Wahl. Der Tischlerin Rede traf sie da, wo sie am kitzlichsten war.

„Furcht?" lachte sie zornig. „Furcht? Ihr red't von Furcht? Ich fürcht mich vor niemand. Ich hab mich nicht vor dem Holders-Fritz gefürcht't und fürcht mich nicht vor euch. Ihr habt Furcht gehabt und habt mich zu fürchten wollen machen. Und jetzt habt ihr wieder Furcht, ich könnt vor den Gerichten sagen, ihr seid schuld, daß ich's hab gethan. Und nun wollt ihr alles auf mich allein schieben, und das ist erbärmlich. Nicht, weil michs betrifft, aber daß die Leut' so sind, das könnt einem wehthun, wenn man nicht müßt lachen. Ja, und wenn ich nu vor den Gerichten so spräch, wie ihr meint, da würden die sagen: Es ist nicht das Gescheit'st, was sie hat gemacht, aber wenn sie denen gefolgt wär, hernachen wär's erst recht dumm. Ja, wenn ich sagen thät: Ich hab den Wachtstubenweibern gefolgt, da wär's für mich nicht besser, und ich würd noch ausgelacht dazu."

Die Valtinessin beschwichtigte die Empfindlichkeit der Frauen durch einen jener Blicke, welche die Annemarie nicht „aussagen" konnte.

„Wenn die Sach'," begann sie dann, „nur der Müh' wert wär, daß der liebe Kaffee drüber kalt wird. Ich sag: Ein Wort ist kein Donnerwetter, und guter Rat kommt über Nacht. Morgen wird das Annedorle schon wieder vernünftig sein. Ich mein, wir setzen uns noch ein bißle. So jung kommen wir nicht wieder zusammen."

„Ja," sagte die Heiterethei, indem die weißen Druckflecken ihr um Mund und Wange spielten. „Setzt euch, wann ihr wollt und wo ihr wollt, nur in meinem Stüble nicht. Ihr sagt, morgen wird das Annedorle schon vernünftig sein, aber das Annedorle ist's schon heint. Ihr denkt, ich soll mich in meinem eignen Häusle schlecht lassen machen und soll euch noch Töpf' und Holz geben zu euerm Kaffee? So wär ich doch noch dummer, als ihr meint. Mit solchen Leuten will ich nicht zusammen sein, die heint so reden und morgen so. Und so ist's und nu ist's fertig."

Die Frauen hatten sich's schon wieder bequem gemacht und glaub-

ten an den Ernst der Heiterethei nicht eher, als bis diese mit entschlossenem Schritt dem Herd sich näherte und den Topf ergriff.

Was half's, daß die Annemarie sie von hinten umschlang, um sie aufzuhalten, was half's, daß Tüncherin, Tischlerin und Beutlerin heldenmütig ihre Leiber dazwischen warfen, daß die Valtinessin beschwörend ihren Arm gegen sie aufhob! Das starke Mädchen schob sie mit leichter Mühe beiseite. Sie achtete der Wehmut im Gesicht der Beutlerin nicht, nicht des Zorns im Antlitz der Schmiedin. Hoch hob sie den Topf, und die braune Flut strömte unaufgehalten in das Feuer.

Ein vielstimmiger Schrei, in welchem zugleich das Erschrecken kreischte und der Schmerz ausstöhnte und der Zorn drohte, klang in das Prasseln der erlöschenden Kohlen. Drei Funken irrten zuletzt noch ratlos an den zischenden Scheitern hin, Mann, Weib und Kind, die letzten Flüchtlinge aus dem Greuel einer Wassersnot. Und nun erreichte auch diese das Verhängnis, und sie verschwanden spurlos unter den Wogen der Flut.

Und schwarz stand der Herd, die Opferstätte traulicher Geselligkeit noch vor einer Stunde, schwarz, als hätte nie ein Kaffeeflämmlein ihn beleuchtet, öde wie ein ausgebrannter Vulkan.

Über ihm aber erhob sich die Valtinessin, die Oberpriesterin des gestürzten Opferdienstes, in ihrer ganzen häuserbreiten Majestät.

Man sah, noch immer war sie geneigt, Gnade für Recht ergehen zu lassen, wenn das Anneborle Vernunft annahm. Sie wollte eben ihre Haube auf das rechte Ohr schwingen, aber ihr fiel ein, sie müsse diese bedeutungsvolle Handlung aufschieben, um ihrem etwaigen baldigen Abgange damit den erforderlichen Nachdruck zu geben.

Die abgeschiedenen Geister des erstickten Kohlenfeuers aber waren auferstanden zu einem neuen Leben und glühten racheforbernd aus den Augen der Beleidigten die Heiterethei an.

Das erhöhte nur den Trotz des Mädchens. „Ich will die Thür zumachen," sagte sie befehlend.

Aber nun konnte keine Macht des Himmels und der Erde mehr die Haube der Valtinessin auf ihrem linken Ohr schwebend erhalten. Die Valtinessin schlug mit beiden Händen auf die Schürze und sprach: „Nun wohlan! Woher wir gekommen sind, dahin gehen wir wieder, wenn auch mit anderm Herzen. Aus anderen Stuben sind wir gekommen in das arme Stüble da. Aber wir sind nicht für uns gekommen. Das christliche Mitleid zu üben, sind wir gekommen mit Warnung und mit gottseligen Lehren. Aber wem die Ohren seines Herzens verstockt sind, der macht auch die Ohren seines Leibes zu. Obschon mein Vater seliger ein Weber ist gewest, hier steh ich und sag: Das Anneborle wird wohl sehen, was sie hat gemacht. Und sie sollt

lieber sehn, wie sie ihre Sach' könnt verdunkeln (verstecken), als daß sie den Leuten selber auf ihre Sprüng' hilft kommen. Der Holders-Fritz hat ihr aufgelauert? Weiden gehaun hat er. Wo soll einer anders Weiden haun, denn wo welche stehn? Das Annedorle hat wohl auch Weiden gehaun, weil sie immer um die Weiden herum ist gewest? Nun begreift man wohl, warum das Annedorle hat gelacht, wenn's hat geheißen, der Holders-Fritz lauert ihr auf."

Die Heiterethei lief nach der Thür und öffnete sie so weit, als sie sich öffnen ließ.

Schade, daß kein Maler das Mädchen sah, wie sie so schlank und hoch an der Thür stand, mit einem Holzscheit in der ausgestreckten Hand den Frauen zeigend, wohin sie sollten. Die Lippen geschlossen, daß die Farbe bis in die vollen Wangen hineinwich; funkelnde Augen unter herabgezogenen Brauen, eine Stirn darüber, die in ihrer Höhe und Reinheit von dem Zorne unter ihr nichts zu wissen schien, leidenschaftslos und heiter wie der blaue Himmel über Wetterwolken. Er hätte kein schöner Modell zu dem Engel finden können, der die ersten Sünder aus dem ersten Paradiese treibt. Neben den kleinen Bewegungen ängstlicher Hast die großlinige ruhige Gestalt. Der Arm, vor der Spannung der eigenen Kraft erbleichend, brauchte kein kriegerisch Werkzeug; es war ein Arm, in dessen Hand das unschuldigste Holz zum flammenden Schwert werden konnte. Wenn etwas an der Heiterethei zu diesem Bilde gebrach, so war es der Zug mitleidigen Lächelns. Aber Mitleid und Lächeln im Zorne geziemt nur den Unsterblichen. Und die Heiterethei war sterblicher als andere, weil sie mehr Leben besaß.

Die Valtinessin fuhr einige Schritte zurück vor dem Wandeln des austreibenden Engels, und wäre rücklings aus der Thür gefallen, wenn sie dieselbe anders als mit einer Schwenkung halb rechts hätte passieren können. Sie verstopfte sich und den andern auf einen Augenblick die Passage, so daß diese im unwillkürlichen Weichen vor der Heiterethei weiter nach der Tiefe des Stübchens zurückgedrängt wurden. Aber nur einen Augenblick. Denn sie war trotz ihrer Häuserbreite eine rasche Frau, wenn es sein mußte. Erst als sie den Bereich des scheitbewaffneten Armes überschritten hatte, fand sie den Faden ihrer Rede wieder. „Nun begreift man wohl," fuhr sie fort, indem sie draußen Front machte gegen die Thür, als wollte sie sich mit dem Häuschen messen, „nun begreift man wohl, wer eigentlich derjenig ist gewest, der dem andern aufgelauert hat. Freilich hat sie müssen lachen, wenn wir unschuldigen Lämmer haben gemeint, wir müssen sie warnen vor demjenigen, den sie selber hat verfolgt."

„Ja," sagte die Weberin, indem sie eilig bei der Heiterethei vor-

beischlüpfend das Freie gewann, „ja weil sie selber die ganz Geschicht' hat erfunden, daß der Holders-Fritz ihr auf thät lauern. Es weiß jeder, daß sie toll auf ihn ist gewest."

Die Tüncherin war unterdes dem Beispiel der letzten Sprecherin gefolgt. Auch sie war im Sichern, als sie begann: „So was Schreck-lich's ist noch nicht dagewest von einem ledigen Mädle."

„Ja," fuhr die Russen-Sattlerin fort, noch atemlos vom Sprunge, „am Gründer Markt einem ledigen Bursch zu sagen, er soll sie frein! und sie könnt einen Mann aus ihm machen!"

„Und wie er nicht will," ergänzte die Schlosserin von drüben noch im Vorbeiwischen, „rennt sie ihm den Schiebkarrn an die Bein'."

„Denn warum?" sagte die Tischlerin, als sie wieder Boden fand. „Weil wir nicht haben mitgethan, wie sie den armen Bursch hat wol-len verhetzen."

„O," seufzte die befreite Baderin vor sich hin, „er sagt, er ist sel-ber gefallen, und zum Lohn rennt sie ihn vom Steg."

Die Angst der noch in der Stube Weilenden stieg natürlich bei jeder Rede, durch welche die bereits Befreiten den Zorn der Heiterethei noch reizten. Als die Schmiedin, an die jetzt die Reihe kam, weil sie der Thür zunächst stand, ihren Sprung fassen wollte, hängte sich die Nächst-folgende an sie an, und an diese wieder eine andere. Das Gewicht der ganzen Kette mit sich fortzureißen, war die Schmiedin denn doch zu schwach. So kam's, daß sie in der Thür zu fallen kam, und die übri-gen im wilden Knäuel über die Schmiedin hin! Mit Mühe wirrten sie sich auseinander; übereinander rollend und krabbelnd kamen sie um so langsamer aus dem Bereiche der Heiterethei, als sie das überschnell ins Werk zu setzen sich bemühten.

Die Heiterethei mußte im bittersten Zorne lachen. Als die letzte aus der Thür war, warf sie dieselbe zu. Sie fühlte, daß ihr Zorn im Lachen schmolz.

Die Weiber draußen, hörte sie, gingen noch nicht.

„Drum soll sie doch ja nicht meinen," sagte die Tischlerin noch, „es möcht eine noch da bleiben, wo einer der Kaffee wie vergiftet müßt vor-kommen. Und wer weiß? Denn warum? Es giebt Leut', denen auch das ist zuzutraun."

„Aber nu soll die ganz Stadt wissen, wie die Sach' eigentlich ist gewest," sagte die Weberin.

Eine schrie dazwischen auf: „Man holt sich da nix als Unrat und Geschmeiß".

Der alte Holunderbusch wirtschaftete wie toll. Er warf Raupen, Schnecken und dürre Blätter den Gehenden auf die Köpfe.

„Und wenn sie's dahin will lassen kommen," scholl die Stimme der Schmiedin bereits von den Weiden herauf, „die Gericht' werden ihr's schon zeigen, Verleumder gehören ins Trillerhaus."

Von der halben Höhe des Schloßberges erklang es: „Ja, hier steh ich und sag, so ein Hochtzig, wie sie hat wollen zu nichte machen, soll noch nicht in Luckenbach sein gewest."

„Und nu wird sich's zeigen," rief noch entfernter die Beutlerin, „ob das ihrer Schwester Kind ist oder ihr's."

Ganz zuletzt kam noch, halb verhallend, vom Gipfel des Schloßberges herab: „Und obschon mein Vater selig . . ."

Und nun war nichts mehr zu vernehmen, als das Rütteln des Holunderbaumes am Häuschen und das Sausen der Weiden im Winde.

„Ich wollt, wer weiß, was, drum geben," sagte die alte Annemarie, indem sie ihr Lämpchen anzündete, „wenn Ihr das nicht hättet gemacht, Annedorle. Die größten Weiber, wo in der ganzen Stadt sind, habt Ihr auf Euch verbittert. Ich kann nix dazu. Wenn ich Euch wollt abhalten, seid Ihr nur immer noch wilder geworden."

„Weil ich recht hab gehabt!"

Die Alte schüttelte den Kopf. „Davon wär noch zu reden," sagte sie, „und wenn man auch nicht am Gründonnerstag Sechszig ist gewest."

Die Heiterethei sah sich nach der Alten um, ob diese die Redensart der Valtinessin anwende, um sie zu verspotten. Da diese aber völlig ernsthaft, ja, mit Andacht weitersprach, öffnete die Heiterethei das Fenster, um nichts weiter zu hören.

„Ja, wenn's Euresgleichen wär gewest," spann die Alte an dem unsichtbaren Rocken der Weberin. „Die armen Leut' haben nur gegen arme Leut' recht. Die großen Leut' sind wie das Wetter, das muß man nehmen, wie's kommt, und wenn's gut ist, so ist man froh und bild't sich doch nicht ein, es hätt' gut Wetter *müssen* sein. Denn warum? wenn's schlecht ist, muß man immer denken, es könnt noch schlechter sein, und man müßt sich's auch lassen gefallen."

Die Heiterethei wandte sich heftig vom Fenster nach ihr um. „Und da meint Ihr, die armen Leut' müssen denen ihre Wetterhähn' sein und müssen sich drehn, wie die blasen! Ja, Ihr seid so eine, die Krumm läßt Grad sein, wenn nur die Valtinessin einen gnädigen Nicker macht, wenn Ihr an ihr vorbeigeht und Euch bis auf die Erden verneigt. Meinethalben sind sie die größten Weiber in der Stadt; ich bin ich und fürcht mich vor der ganzen Stadt nicht, geschweig vor Euern dummen großen Weibern. Und nu geht und macht mich nicht vollends noch wild."

„Ich wollt," sagte die Annemarie, „ich wollt lieber, Ihr wär't vier Jahr' lang in keine Kirchen gekommen."

Sie setzte die Lampe, die sie eben aufgenommen, wieder auf den Tisch.

Aber die Heiterethei sagte ungeduldig: „Der Diktes hat getüt't; macht, daß Ihr 'nauf kommt in Euer Stüble".

Die Alte nahm die Lampe wieder und sagte vor Kummer und Verletztheit in ihrem eigenen Ton: „Ich wollt — ich wollt — aber Ihr — nicht einmal den Neiger habt Ihr mir zulieb gethan — Ihr seid — na, ich mach ja schon. Ich wollt — nu gute Nacht, Annedorle — schlaft wohl".

Die Annemarie ging hinauf. Die Heiterethei öffnete die Stubenthür, um an den Bach zu gehen. Sie dachte unwillkürlich daran, unter wie so ganz andern Gefühlen sie dies noch vor wenigen Tagen, ja, daß sie es da so spät vielleicht gar nicht gethan haben würde.

„Und wenn sie mich setzen," sagte sie, indem sie hinausging, „an dem Fritz hab ich's zehnmal verdient, und es ist doch tausendmal besser, als der Fritz wär tot und wüßt' auch keine Menschenseel', daß ich's hätt' gethan."

Zwischen den Weiden am Bach kauerte sie nieder, schöpfte mit der hohlen Hand von seinem Wasser und warf es sich in das brennende Gesicht.

Darüber vertiefte sie sich in Gedanken, was der Fritz nun daheim machen und denken möge. Je freudiger sie sich ihrer Kraft und Selbstständigkeit der Welt gegenüber bewußt war, desto tiefer wurde ihr Mitleid mit dem Holders-Fritz. Sie konnte alle Welt auslachen; sie konnte arbeiten; aber er? Mit dem gelähmten Finger? Sie malte sich aus, wie er vergeblich sich mühte, Schnitzmesser und Beil zu handhaben, und so lebendig, daß sie unwillkürlich die Hand ausstreckte, wenn sie bald diese, bald jene Hilfeleistung nötig sah. Die Arbeit konnte bis morgen nicht fertig werden, wovon sollt er morgen leben? Und wenn Hunger und Sorge ihn noch mehr schwächten! Sie wußte wohl, der Fritz war eher reich als arm, und auch im großen und ganzen, Reichtum sei eine schöne Sache, und die Reichen hätten gut leben; aber indem sie sich in die Einzelheiten seines unglücklichen Zustandes hineindachte, nahmen diese die Gestalt an, unter der das Unglück sich vorzustellen, ihr in ihrem eigenen engen Kreise am nächsten lag.

Den Schmerz seiner vermeintlich mit Haß erwiderten Liebe ihm in ihren Gedanken nachzuempfinden, hätte ihr noch weniger gelingen können, da diese Gefühle ihr fremder waren als die innere Gestalt des Lebens in einem reichen Hause.

So stand es mit ihm, und das war ihre Schuld. Und er hatte

es gut gemeint und mußte denken, sie hat sich aus Haß an ihm vergriffen.

„Wenn ich's ihm nur wenigstens könnt sagen: es ist nicht gern geschehn, und ich macht's gern ungethan, wenn ich's könnt! Wenn er freilich so klug wär und mich doch noch freit'. Er sollt's nicht spüren, daß ihm der Finger fehlt, und es sollt trotzdem noch ein Rechter aus ihm werden. Aber ich bin selber daran schuld; warum hab ich mich von den dummen großen Weibern lassen verleiten! Vielleicht, wenn er's erführ, daß ich's nicht apart aus Bosheit gegen ihn hab gethan. Aber wer sollt ihm das sagen? Und wenn ich mir so was ließ merken, wie würden die Weiber erst reden! Und ich weiß nicht einmal, was er selber meinen thät. Er dächt wohl gar, es wär mir um ihn zu thun! Ich brauch keinen, ich kann's noch selbst ermachen. Mir ist's nur darum, daß er mich dauert, und ich bin schuld daran. Ich wollt, ich könnt's machen, und er wüßt gar nichts davon."

Sie sann vergeblich auf das Wie.

Ein Windstoß arbeitete sich eben aus der Erlenkrone über ihr los, welche ihn mit den krausbelaubten Ästen kämpfend festhielt wie ein Spinngewebe eine lärmende Bremse. Er erinnerte sie weckend, daß sie noch am Bach kauerte, und warf ihr von der Erle herab einen Einfall zu.

Da am Erlensteig —! Es war ziemlich dunkel, der Mond kam erst gegen Morgen. Da gar nicht weit, am Erlensteig, hatte der Holders-Fritz einen Acker mit Kartoffeln. Sie hatte heute noch im Vorbeigehen gesehen, der Acker war voll Unkraut, das die Kartoffeln fast erstickte.

Mit drei Schritten den Abhang hinauf hatte sie das Häuschen erreicht. Einen flüchtigen Blick warf sie auf das Kind, das im sanftesten Schlummer lag. Dann nahm sie die Haue vom Nagel und eilig mit schnellem Schritt ging's erst an den Weiden, dann den Weg querfeldein hin.

Ebenso flüchtig als gestern um diese Stunde, eilte sie durch das Thal. Ebenso hatte sie den Unterrock über den Kopf heraufgeschlagen, daß niemand sie erkennen sollte. Wie gestern erschrak sie, wenn es hinter ihr rauschte. Wie gestern wuchs der Laut von jedem fallenden Blatte zum Hall eines Verfolgertrittes im furchtgeschärften Ohr. Ebenso laut pochte ihr Herz und doch von wie ganz anderen Empfindungen als gestern.

Nun war der Acker erreicht. Am Raine blieb sie stehen und gab dem Blute Zeit, sich zu beruhigen.

Wie sah der Acker aus! Das stand noch schlimmer mit dem Unkraut, als es ihr heut vom Weidenwege aus vorgekommen war. Der Holders-Fritz mußte seine Kartoffeln ganz vergessen haben. Sie schüttelte

immer von neuem wieder den Kopf. Wie nötig brauchte der Fritz eine tüchtige Frau! Wie aufs Geratewohl hingesäet standen die Zeilen, ein Stock wie auf einem Berge, ein anderer wie in einem Thale. „Das muß der Lehrer (Lehrling) gemacht haben, und der hat dabei die Augen so fest zugehabt, als müßt' er die Räusch' verschlafen, die der Meister und die Gesellen sich trinken." Der Holders-Fritz kam ihr in der Verwahrlosung seines Gutes noch mitleidsbedürftiger vor.

Es war ihr unlieb, daß der Wind jetzt nachließ. Sie hatte darauf gerechnet, daß man vor seinem Sausen das Geräusch ihrer Arbeit nicht hören würde. Ein leiseres Lüftchen strich nur mit den äußersten Flügelspitzen an den Erlen hin. Drüben, wo die Wiese sumpfig ist, läuteten Unken. Und wie das Rauschen des nahen Wehrs, das sie übertönend verbergen sollte, bald leiser, bald lauter erklingend, hielten die gedämpften Schläge von der Haue der Heiterethei die Nacht hindurch den Takt zu der heimlichen Musik des Thales. Dazwischen tönte hie und da einmal der ferne Stundenschlag vom Kirchturme der Stadt, den die Rathausglocke wie ein ferneres Echo wiederholte, und des alten Diktes' Nachtwächterhorn.

Endlich bot die wachsende Helle dem heimlichen Geschäft der Heiterethei Feierabend.

Der Mond erhob sich, in bleiche, regenkündende Dünste gehüllt, wie im bloßen Hemde aus seinem Lager hinter dem Perleberg.

Der Einfall der Großmutter, den Bader zu wecken und mit ihm nach ihres Enkels Werkstatt in seinen Stadel zu gehen, erwies sich als ein sehr glücklicher. Aber leicht auszuführen war er nicht.

Das alte Fräle that zwar, so schnell sie konnte, die Haube auf und den Mantel um; das Laternenanzünden wurde um so leichter, als der Mond durchs Küchenfenster herein ihr dazu leuchtete. Die Sorge um ihren Fritz spannte sich hilfreich ihren schwachen Beinen vor, und das Häuschen in der Weidengasse mit den grünen Fensterläden konnte sie schon beim Heraustreten aus ihrer Hausthür sehen. Aber den Bader aus dem Bett zu bringen, das er gewöhnlich mit einem Räuschchen teilte, und ihn zu verständigen, wohin und was er dort sollte, das hatte seine Schwierigkeit.

Indes war diese zu überwinden gewesen, wenn auch auf dem Wege nach dem Stadel noch mancher Mangel an richtigem Verständnis zu Tage kam. Die Alte schritt voran, sorgfältig dem Meister Schnödler leuchtend; sie schien zu meinen, sein unsicherer Gang rühre daher, daß das Mondlicht ihm noch zu dunkel sei. Dafür glaubte er wohl ihren Zuruf: „Da ist ein Loch! da ist ein Stein, Meister Schnödler!" so

verstehen zu müssen, als meine sie, er solle in das Loch fallen und sich an den Stein stoßen; wenigstens führte er den vermeinten Auftrag mit größter Gewissenhaftigkeit aus.

Es war der Wahrheit gemäß, was wir seine kleine verschämte Frau in der Wachtstube erzählen hörten. Die alte Großmutter und Meister Schnödler fanden den Fritz in bewußtlosem Zustande auf seinem Lager.

Die Alte war außer sich, aber der Meister Schnödler sagte, um sie zu beruhigen, geringschätzig lachend: „Da giebt's noch ganz andre Ding auf der Welt, Frau Holderin. Das ist noch lang kein Schieferdecker, der den Hals gebrochen, 's ist bloß, daß sein Blut ist herausgelaufen". Er nickte der Jammernden wie schelmisch zu: „Den wollen wir schon kriegen, Frau Holderin!"

In der Siegesgewißheit wäre er fast über den Liegenden gefallen. Um einem möglichen Vorurteile von seiten der Frau Holderin vorzubeugen, sagte er: „'s ist bloß aus Durst, Frau Holderin. Keinen Tropfen! Keinen Tropfen heint den ganzen Tag!"

Dabei griff er nach dem Arm des Holders-Fritz und fühlte diesem den Puls, was mit einigen Schwierigkeiten verknüpft war, weil er ihn in der Gegend des Ellbogens suchte.

Die Alte hing in Angst an des Meister Schnödler Mund. Sie fürchtete zu hören: „es ist aus mit ihm". Dieser nickte ihr wieder schelmisch lachend zu und sagte: „Ein verwünschter Kerl! Nicht einmal sein Puls schlägt mehr; aber wir wollen ihn schon kriegen".

„Aber, Meister Schnödler, wo greift Er denn hin?"

Der Meister wurde seinen Irrtum gewahr, er rutschte suchend vom Ellbogen zum Handgelenke des Holders-Fritz. Um seinen Zustand nicht eingestehen zu müssen, erklärte er der Alten, so ein Kerl, wie der Fritz, sei nicht wie jeder. Am Handgelenke einen Puls haben, das sei keine Kunst, das könne jeder Schneider. Aber von einem Kerl, wie der Fritz einer sei, verlange man mehr.

Nicht weit vom Kopfende des Lagers stand ein Krug. Den faßte der Bader. Aber er roch erst hinein. „Es ist eine Schande, daß so ein Kerl Wasser säuft. Das ist nur dazu gut." Er goß es dem Holders-Fritz über den Kopf. Dann nickte er pfiffig der Alten zu, sie solle nun aufmerken.

Das that die Großmutter, und mit einer Spannung, als meine sie, der Fritz könne von ihrem Aufmerken gesund werden.

Und wirklich gab dieser nun ein Zeichen des Lebens von sich.

Der Bader nickte der Alten wiederum blinzelnd zu. „Was? Schüttelt's ihn tüchtig? Das muß noch ganz anders kommen. Wir wollen ihn schon kriegen. Nur nicht ängstlich, Frau Holderin. Wenn er den Hals hätt' gebrochen, das wär ein ganz ander Ding."

Der Alten fiel der verletzte Finger ein; sie machte den Bader darauf aufmerksam. „Ach, Meister Schnödler, wenn nur der Finger dem Fritz nix schad't!"

„Schad't?" entgegnete der Meister. „Da schneiden wir ihn 'runter."

Die Alte sah ihren Enkel schon verstümmelt und schluchzte laut.

Der Meister aber lachte, um sie zu beruhigen, wie ein Teufel und sagte: „Was da ein Finger? Der hat noch Knochen und Fleisch genug am Leib, und thät man ihm alle zehn 'runterschneiden und die Füß' dazu. Das geht wie ein Donnerwetter: wo hab ich nur mein Messer hingebracht? Sieht Sie: eins! zwei! drei! Nur nicht ängstlich, Frau Holderin."

Die Alte hielt dem Meister in ihrer Angst beide Hände fest. Sie schien ihm zuzutrauen, er schnitt dem Fritz einen Finger ab, um nur ihr zu zeigen, wie leicht das ginge und daß sie darüber nicht ängstlich zu sein brauche.

„Was?" sagte der Meister. „Das ist die Hauptsach', daß man den Leuten Herz macht. Und wenn der da im Sterben liegt, es soll Ihr nicht angst werden; dafür bin ich da. Was ist's denn ums Sterben? Und für so einen Kerl? Der stirbt nur so; das hat gar keine Schwierigkeit; wenn er den Hals bräch, das wär noch ein ganz ander Ding. Nur nicht ängstlich, Frau Holderin."

„Ach, du lieber Gott, er stirbt!" brach die Alte aus.

„Was denn?" fragte der Meister. „Der? dem fällt's noch nicht ein."

„Aber Er hat's ja selber gesagt, der Meister Schnödler."

„Ja, zum Exempel," entgegnete der Meister, „wie ich Sie beruhigen thät, wenn's der Fall wär, er stürb." Aber das ist ja Kinderei mit dem. Höchstens ein tüchtig's Nervenfieberle und einen steifen Finger, weiter ist's mit dem nix. Nur nicht ängstlich, Frau Holderin."

Dabei streifte er sich die Ärmel auf, und es kamen zwei Mitteldinge von zottigen Bärenfüßen und menschlichen Händen zum Vorschein. Er schüttelte sie erst, um sich zu versichern, er habe alles weggeräumt, was ihre freie Bewegung hindern könne. Dann kramte er sein Verbindzeug hervor und faßte die verletzte Hand des Holders-Fritz.

„Der Finger wird steif, weiter ist's nix," lachte er dann der Alten zu, als meint er ihr Wunder welche Freude mit der Nachricht zu machen. „Aber soll denn gar nix weiter da sein, als Wasser? Ich hab heint noch keinen Tropfen getrunken."

„Mein Tichterle," sagte die Alte, „trinkt nix anders mehr als Wasser."

„Na und da sind die Folgen davon! Hätt' er ruhig im Gringel gesessen und eins getrunken, da wär er nicht in den Bach gefallen."

Der Kranke zuckte auf. Er mußte es entgelten, daß der Meister

Schnödler auch durch die sorglose Art, mit der er den Verband umlegte, dem Holders-Fräle zeigen wollte, sie habe keine Ursache, ängstlich zu sein.

„Wenn ich einmal so einen unter mein Messer hätt' gekriegt, weil ich in Dresden die Chirurgie hab studiert! Was das für ein Brustkasten ist, und wie der heraufgezogen ist! Ja, da ist's keine Kunst, wenn einer eine Mitten hat wie ein Mädle. Da ist die Heiterethei, das ist auch so eine!"

Der Name Heiterethei wirkte stärker auf den Kranken, als vorhin der Überguß mit kaltem Wasser. Er erhob sich halb und sagte mit matter Stimme: „Was geht die mich an? Der Gringelwirts-Ev' hab ich aufgepaßt. Meint ich doch, ich wär in meiner Werkstatt," setzte er, sich besinnend, hinzu.

Wer war glücklicher, als das gute, alte Holders-Fräle, ihren Fritz wieder bei Besinnung zu sehen! Sie liebkosete ihn wie ein kleines Kind.

„Ihr seid's, Fräle? Habt Ihr das richtig gemacht, Ihr wißt schon was?"

„Aber, Fritzle," entgegnete die Alte, „du hast mir's die Nacht erst gesagt. Was denkst du denn? Ich kann doch zu Nacht nicht zu den Leuten gehn, wenn sie schlafen?"

„So thut's morgen," sagte der Fritz, „redet mit der Valtinessin." Er sank wieder aufs Lager zurück.

„Ja doch, Fritzle, gleich morgen früh," versicherte die Alte. Dann sah sie den Meister Schnödler wiederum ängstlich fragend an. Das Umsinken des Kranken beunruhigte sie von neuem.

Der Meister aber machte ihr ein Zeichen, daß er entfernter von diesem ihr antworten wolle.

„Das Stehen wird mir sauer," sagte er, als sie an die Schnitzbank kamen. „Ich hab heint noch keinen Tropfen getrunken." Er setzte sich und fuhr fort: „Ich hab morgen im Gringel zu thun; ich könnt's besorgen."

Die Alte erschrak. „Ja, was denn?"

„Das Richtigmachen mit der Valtinessin-Ev'."

Die Alte wollte ihn noch nicht verstehen. Er erzählte ihr, um zu zeigen, er sei eingeweiht, was er unter dem Siegel der Verschwiegenheit von einem erfahren, den er nicht nennen dürfe. Er meinte den Schneider.

Dadurch erfuhr das Holders-Fräle erst die ganze Geschichte von dem Auflauern ihres Enkels und wie man erst geglaubt, er wolle der Heiterethei etwas Böses zufügen, dann, er sei ihr zu Gefallen gegangen, bis er selbst erklärt, es habe der Gringelwirts-Valtinessin-Ev' gegolten.

Das letzte kam ihr, wie sie bei sich selber meinte, kurios vor. Freilich die ganze Geschichte klang kurios. Das Holders-Fräle war gar nicht schwer im Begreifen. Nachdem sie, was sie noch nicht wußte, dem Bader

geschickt abgefragt hatte, so daß sie das Ganze der Begebnisse, so weit sie bekannt waren, übersehen konnte, begriff sie den Zusammenhang. Das Beste schien ihr, den Fritz sich erst wieder beruhigen zu lassen; denn sein heftiges Verlangen, die Sache mit der Valtinessin-Ev' richtig gemacht zu sehen, ging, das sah sie wohl, aus dem Zorne hervor, von der Heiterethei verschmäht zu sein. Wenn sie ihm den Willen that, mußte er es später bereuen. Konnte sie ihn nur so lang in dem Wahne lassen, sie gehorche ihm, bis er ruhiger geworden war! Bis dahin klärte sich manches auf, was jetzt noch verwirrte, und alles fügte sich so, wie sie überzeugt war, daß es für den Fritz am wünschenswertesten sei.

Das konnte der Meister Schnödler mit seiner Vermittlerzudringlichkeit vereiteln. Drum sagte das kluge Fräle nach einigem Besinnen: „Ja, Meister Schnödler, was denkt Er denn? Ich will gar nicht meinen, daß mein Fritzle jetzt gar nicht so recht bei sich ist; das muß der Meister Schnödler besser wissen, als ich. Aber bei so einer Frau, wie die Valtinessin, ist's nicht, als wollt ich eine Mäd dingen: da könnt ich Euch wohl schicken. Aber zu der, da muß ich selber. Und hernachen wird der Meister Schnödler auch gegen andere Leut' still sein von der Sach'. Mein Fritzle ist gar ein Wunderlicher. Weil die Leut' meinen er hat der Heiterethei aufgepaßt, so will er den Leuten zum Trotz die Valtinessin-Ev'. Sagen aber die Leut', es ist ihm um die Valtinessin-Ev', hernachen verfällt er gewiß wieder auf die Heiterethei. Und wenn Er meint, daß die Valtinessin meinem Fritzle keinen Korb geben wird, so wird die Valtinessin dem Meister Schnödler keinen Dank sagen, wenn er die Sach' verderbt hat. Wenn mein Fritzle Euch vielleicht fragt, so sagt nur: ich bin dort gewesen, und die Sach' wär so gut, wie fertig. Aber was meint Er denn zu meinem Fritzle? das ist's eigentlich gewest, was ich Ihn hab fragen wollen."

„Ein Fieberle kriegt er, und das ein tüchtig's," entgegnete der Meister. „Wenn eine Krankheit in so einen Kerl kommt, da ist's nicht, wie wenn sie in einen Schneider gerät. Hernachen ist's eine Lust, wie sie drin herum hantiert. Nur nicht ängstlich, Frau Holderin. Morgen komm ich wieder, und den wollen wir schon kriegen!"

Die Alte mußte ihm hinaushelfen. Sie sah ihm besorgt nach. Er bemerkte das. Zwanzig Schritte von der Stadelthür kam ihm sein Beruhigungseifer noch einmal. Er wandte sich mühsam und versicherte: „Keinen Tropfen, Frau Holderin, keinen Tropfen!" —

Des Mondes Prophezeiung erfüllte sich. Die Heiterethei war noch nicht eingeschlafen, als es schon zu rieseln begann. Wie sie erwachte, hörte sie die fallenden Tropfen im Strohdach rauschen und auf den

Blättern des Holunders zerplatzen. Und noch ehe die Stunde schlug, wo sie gewöhnlich auf den Tagelohn ging, goß es mit Kannen.

Ein kleines Mädchen kam ihr für heut die bestellte Arbeit abzusagen.

„Morgen wird's schon anders Wetter sein," meinte die Heiterethei.

Das Mädchen sagte im Weggehen: „Das Annedorle braucht nicht eher zu kommen, bis die Mutter mich wieder nach ihr schickt".

Die Heiterethei sah ihr einen Augenblick befrembet nach. Dann sagte sie: „Schad't nix. Ist's nicht da, so ist's wo anders. Arbeit giebt's genung".

Die Annemarie that diesen Morgen ganz einsilbig, als sie herabkam, die Heiterethei in der Wartung des Kindes abzulösen.

Eben ließ die Valtinessin die Stühle und Tassen abholen, welche die Frauen bei ihrem gezwungen schleunigen Abzuge nicht hatten mitnehmen können. Das zu sehen, that der guten Alten in der tiefsten Seele leid. Jedem einzelnen Stücke blickte sie einen wehmütigen Abschied nach. Die vornehmen Besuche und deren Sorgen und Bemühungen um die Heiterethei hatten dieser in ihren Augen eine Art Wichtigkeit gegeben, einen Glanz, von dem ein Teil verklärend auf sie selber fiel. Sie hatte die Empfindung eines alten angeerbten Dieners, der in dem Ansehen seiner heruntergekommenen Herrschaft sein eigenes scheiden sieht. Sie hatte die Heiterethei lieb und meinte sich darum im Rechte, in dem Bruch der Heiterethei mit den großen Weibern noch eine besondere Lieblosigkeit gegen sie selber zu sehen. Es hatte sie schon bekümmert, daß die Heiterethei nicht einmal den einzigen Neiger ihr zuliebe gethan. Und wenn sie auch den großen Weibern nicht unbedingt recht gab, so begriff sie doch in ihrem Respekt vor ihnen nicht, wie ein Armes gegen sie könnte recht haben wollen. Daß die Heiterethei dies gewollt, kam ihr ordentlich wie ein Majestätsverbrechen vor.

Da die Heiterethei zu Hause blieb, war sie überflüssig und tappte kopfschüttelnd langsam wieder in ihr Stübchen hinauf.

Das Mädchen hatte sich mit einer Näherei an das vordere Fenster gesetzt — das hintere behielt sich der Holunderbusch ganz allein zum Hereinsehen vor — und bemerkte, in Gedanken vertieft, den Abgang der Alten nicht.

Nie hatte ein Tag dem andern so unähnlich gesehen, als seit die Heiterethei zum letztenmal nach dem Zainhammer gefahren war. Der heutige hatte wieder sein ganz eigenes Gesicht. Es war, als wäre das Stübchen seit seiner Erbauung zum erstenmal leer, seine Wände rückten immer weiter auseinander. Der Holunderbusch sah wie glatzköpfig aus; so sehr war man daran gewöhnt, ihn den ganzen Tag aus einer tau=

senblockigen Perücke herausblicken zu sehen. Das Kind, das um die Heiterethei spielte, hielt unbewußt noch den kleinen Raum ein, der allein ihm wochenlang zur Benutzung geblieben, und wich noch immer all den Knieen aus, die nicht mehr vorhanden waren. Um die Stelle, wo die Valtinessin gesessen, bewegte es sich noch nicht anders, als in einem weiten Kreisabschnitte. Vermied doch die Heiterethei selber, im Vorbeigehen mit der seitwärts schwebenden Haube der Valtinessin zusammenzustoßen.

Außerdem vergaß sie alles über den Gedanken an den Fritz. Die Befürchtungen und Gespräche der früheren, die Angst und das Mitleid der letzten Tage hatten sie so sehr gewöhnt, an ihn zu denken, daß sie es nicht mehr wußte, wenn sie es that.

Eine eigene Wirkung hatte dieses Denken an den Fritz. Das Bewußtsein ihrer Verschuldung, ihr Sinnen, wie sie das, was nicht mehr ungethan zu machen war, wenigstens zum Teil ausgleichen könnte, weckte vertiefend die innere Welt, die bis jetzt in dem handfertigen Mädchen unter der fortwährenden Richtung ihrer Kräfte auf ermüdende Körperarbeit und die äußeren Dinge des Lebens geschlummert hatte. Das zeigte sich bald auch in ihrem äußeren Ansehen. Ihr Blick wurde tiefer. Dem Kenner wären die Anfänge eines neuen Daseins in ihr lesbar gewesen. Es hätte ihn an jene topographischen Pläne erinnert, wo neben und über dem gegenwärtig Vorhandenen mit schwächeren Linien die beabsichtigten Umgestaltungen eingezeichnet sind.

Und Zeit hatte sie und sollte immer noch mehr Zeit haben für die ruhige Entwicklung dieses neuen Daseins.

Während der Nacht hatte der Regen eine Pause gemacht; noch vor der Sonne des nächsten Tages begann er wieder seine eintönige Musik. Den ganzen dritten Tag zitterten die Blätter des Holunders unter den zerplatzenden Tropfen. Am vierten geriet der Regen in Zorn, daß die Ringe, die er unermüdlich Grau in Grau auf die wachsenden Pfützen zeichnete, immer wieder zerflossen; er nahm seinen schärfsten Stift und schien nicht eher ruhen zu wollen, als bis es ihm gelänge, sie unzerstörbar einzugraben. Das Wachen selber konnte die Augen nicht offen erhalten, die Fröhlichkeit selber wurde schwermütig bei dem eintönigen Liede, das er sich dabei sang.

Stunde um Stunde verging, Tag um Tag, Woche um Woche; was allein blieb im ewigen Wechsel, das war der Regen. Aber wer keine Uhr besaß, für den gab es bald nicht mehr Nacht und Tag. Himmel und Erde unterschieden sich nur noch durch das Oben und Unten.

Erst sah man jede Stunde nach dem Wetterglase, dann jeden Tag, zuletzt gar nicht mehr. Es war, als könnte es nun nicht mehr anders

werden. Erst sehnte man sich, wieder grün und blau zu sehen, zuletzt hatte man vergessen, daß es noch andere Farben gab, als Grau; man sah die Zeit kommen, wo Rechen und Haue zu fabelhaften Altertümern wurden, über deren einstige Bestimmung man sich den Kopf zerbrach, wo man nicht mehr an das Kartoffelhacken glaubte und das Heueinernten für ein schönes Märchen alter Tage galt. Die besonnensten Leute mußten konfus werden, wie sie sich in der neuen Welt einrichten sollten, wo das Wasser an die Stelle der Luft zu treten schien. Denn die alte, in der man bisher gelebt, war abgethan.

Wenn man nur auch hätte vergessen können, daß man einen Magen besaß! Von der Herzgrube aus eroberte sich das Ehemals wiederum die Welt. Der Hunger war das erste Glied der Kette von Schlüssen, durch welche die Gegenwart von neuem an die Vergangenheit festgemacht wurde.

Wenn nun ein solches Wetter zur Zeit der Heuernte selbst den großen Leuten Sorge machte, wie mußte es einem alleinstehenden Mädchen das Herz bedrängen, das heute brauchte, was es gestern verdient! Und doch war die Heiterethei auch bei solchem Wetter nie zu feiern gezwungen gewesen. Als Tag um Tag verging und niemand ihrer begehrte, weder zum Waschen, noch zum Scheuern, noch zu sonstiger Haus- und Stubenarbeit, da lag es ihr nahe genug, einzusehen, was sie, wie die Valtinessin gesagt, angerichtet hatte. Aber sie wollte es lieber den Umständen in die Schuhe schieben, als sich selbst. Freilich, wer soll jetzt waschen, wo keine Aussicht auf Trockenwerden? wer scheuern lassen, wo jeder Eintretende den halben Luckenbacher Flur an den Schuhen mit in die Stuben schleppt? Und ihre Unzulänglichkeit als Nähterin gestand sie sich selber willig ein. Denn sie sah das Gegenteil für keinen großen Vorzug an. Nähen galt bei ihr für keine Arbeit. Eine Nähterin stand bei ihr nicht in viel größerer Achtung, als ein Schreiber. Es ging ihr wie den meisten Leuten ihres Standes. Wenn diese selber einmal einen Brief oder sonst etwas zu schreiben haben, deucht sie das so schwer und peinlich, daß sie für jeden Buchstaben gern ein Scheit Holz sägten oder hackten; an einem anderen kommt es ihnen dennoch wie nichts, wie eine Art bevorwandeten Müßigganges vor. Und sie halten es für unnötig, obgleich es ihnen nötig genug vorkam, sich darum Stunden lang zu quälen.

„Und an solcher Faulenzerei," fuhr die Heiterethei dann in Gedanken fort, „hab ich selber keinen Spaß. Aber laßt nur wieder schön Wetter werden!"

Sie weiß ja, daß sie in Luckenbach mit zu dem guten Wetter gehört. Sie ist so wesentlich und unentbehrlich zur Heuernte, als Sonne und trocknender Wind.

Freilich! bis dahin ist verzehrt, was sie für ein mögliches Krankenlager bisher sich abgedarbt hat; nicht für sich — daß sie krank werden könnte, ist ein Gedanke, der niemandem einfallen wird, am wenigsten der Heiterethei selbst — aber für das Liesle, das Kind.

Die Annemarie ist dafür auf einmal desto gesuchter. Bald wird sie zu der Valtinessin gerufen, bald zur Weberin, bald zu einer andern großen Frau. Sie kommt wenig mehr nach Haus. Sie spricht jeden Tag vornehmer, sie fängt schon an, die Haube zu balancieren wie die Valtinessin, aber natürlich im richtig bemessenen Grade ihrer Unterordnung. Ihr Haubenwerfen verhält sich zu dem der Valtinessin, wie ein Schweineschwänzchen zu einem Löwenschweif. Und geht sie breiter, denn sonst, so ist ihre Grazie gegen die massive, steinerne der Valtinessin nur eine aus Holz und Lehm, und sie selber nur ein bescheidenes bretternes Hintergebäude.

Nur selten kann sie die Zeit erübrigen, im Vorbeigehen unten hereinzusehen, und dann läßt sie gutmütig, so viel in der Eile möglich ist, von ihrem neuen Glanze auf die verdunkelte Gestalt der Heiterethei fallen. Ihr etwas anzubieten, hat sie nicht den Mut, wenn auch die Lust. Denn sie kennt die Heiterethei. Und die giebt sich auch nicht das Ansehen, als ob sie etwas bedürfe. Ja, sie treibt noch Possen mit der Annemarie. Sie spielt die Person der Valtinessin und der Weberin gegen sie, und weiß das mit solcher Geschicklichkeit der Nachahmung zu thun, daß die Annemarie zuweilen ihr süßsaures Lachen vergißt und, in unwillkürlicher Täuschung befangen, sich verneigt und ihr antwortet, als wäre die Heiterethei wirklich jene große Frau selber.

Eines Regentages kam die Annemarie zur Zeit der Dämmerung, das heißt, wo es noch dämmeriger war, als den ganzen übrigen Tag, zu der Heiterethei in das Stübchen herein. Aus allerlei Vorbereitungen ersah die Heiterethei, die Annemarie hatte etwas auf dem Herzen, das nicht über die Zunge wollte.

„Ich bin keine von Euren großen Weibern," sagte sie, „daß Ihr erst vom Wetter müßt anfangen, wenn Ihr mir was wollt sagen. Da ist nur eins zu machen, entweder Ihr red't oder Ihr red't nicht. Und so ist's, und nu ist's fertig. Ihr wollt vielleicht damit warten, bis ich die Lampen hab angezünd't."

„Vor meinetwegen brennt die Lampen gar nicht an, Bäs Dorle," entgegnete die Annemarie, die noch immer das Trumm suchte zu ihrem Vorbringen.

„Nu, doch wegen dem Liesle da, damit sich die nicht stößt."

„Das Liesle sitzt ja so ruhig, und das Öl, das wird schrecklich teuer bei der Witterung."

„So will ich's noch lassen gehn, aber nu hätt' ich gedacht . . .“

„Ja,“ sagte die Annemarie. Sie dachte, einmal muß es sein, und gab sich selber einen Stoß, daß sie gleich mitten in die Sache hineinfuhr.

„Weil Ihr das Kind mit auf die Arbeit wollt nehmen,“ sagte sie, „und es ist groß genug dazu; sonst übrigens außerdem blieb ich lieber bei Euch wohnen, als wo anders.“

„Ihr wollt fort aus meinem Häusle?“ fragte die Heiterethei.

„Ja,“ sagte die Annemarie, „und der Holunderbusch droben, wenn der blüht, das kann ich auf meiner Brust nicht mehr ertragen.“

„Der hat abgeblüht,“ entgegnete die Heiterethei ruhig. „Und wenn er's einmal hat gethan, so thut er's das ganz' Jahr nicht zum zweitenmal.“

„Und der Bach,“ fuhr verlegen die Annemarie fort.

„Ja, der Bach,“ half die Heiterethei der Alten, weil sie sah, diese wurde nicht allein mit dem neuen Vorwande fertig. „Der Bach, der ist halt schrecklich naß. Habt Ihr heint schon ans Ausziehn gedacht, wie Ihr Mittag seid dagewest?“

Die Alte bejahte nur und geriet schon vorläufig in Verlegenheit, wozu die Heiterethei ihre Antwort benutzen könnte.

„Ja, nu weiß ich,“ sagte diese, „warum das Öl so teuer ist, und warum Ihr gerad jetzt kommt, wo's finster ist. Ihr habt gedacht, ich seh's Euch sonst an, daß Ihr Vorwänd' macht. Wär't Ihr zu Nacht gekommen, wo ich hätt' geschlafen, da wär's noch besser gewest; da hätt' ich's auch nicht gehört. Und nu will ich's Euch auch nicht zuleid thun und die Lampen anbrennen, eh' Ihr wieder fort seid. Ich bin freilich nicht so höflich, wie Ihr. Damit's nicht zu grob herauskommt, wenn Ihr einmal die Wahrheit red't, wollt Ihr mir lieber zwei Lügen weißmachen. Bei Euern großen Weibern ist das vielleicht das Recht', zumal, wenn Ihr noch einen schönen Neiger dazu macht. Aber ich mein', wenn mir einer Lügen weiß will machen, so ist das die größt' Grobheit, wo er mir kann anthun. Ihr seid Euer eigener Herr und könnt in der Valtinessin ihre Brillenscheiben ziehen, wenn Ihr wollt. Ich hab Euch nix zu sagen und mithin auch nix übelzunehmen. Was das Liesle da angeht, so muß die Sach' gehen, wie sie kann. Mir kann's einerlei sein und ist's auch, und nu ist's fertig.“

Bei der Annemarie war's aber noch nicht fertig. Sie hätte gar zu gern gehört, die Heiterethei könne es nicht ermachen ohne sie. Nicht als hätte sie gewünscht, die Heiterethei vermöge das wirklich nicht. Dazu hatte die Annemarie das Mädchen, so sehr sie ihr schon entfremdet war, im Grunde ihres Herzens doch noch zu lieb. Sie ging ja bloß aus Furcht, die großen Weiber könnten's für eine Sünde halten, wenn sie bei der Heiterethei wohnen bliebe. Aber ein Haus zu verlassen, darin

man so lange gewohnt, ohne die Bekräftigung und Anerkennung, daß man auch etwas darin gewesen, daß man ihm fehlen werde, das ist so leicht nicht. Sie wickelte ein großes, großes Papier auseinander, worin eine kleine Zuckerbretzel auch fast gar nichts gewesen war, und gab sie dem Liesle. Es war wohl nicht die entfernte Ähnlichkeit ihres Schicksals mit dem dieser Bretzel, was sie dabei so mit Wehmut erfüllte.

„Wenn Ihr doch das nicht hättet gemacht, das mit den großen Weibern, Annedorle!“ begann sie mit zitternder Stimme, in der Thür sich noch zurückwendend. „Und wenn Ihr mir nur wenigstens den Neiger zulieb hättet gethan vor meinem End', aber so . . .“

Den Anstrengungen ihrer Hand gelang's nicht, die vom Schluchzen unterbrochene Rede zeigend und winkend zu ergänzen, wohl hauptsächlich deshalb, weil man die Hand vor der völlig eingetretenen Nacht bereits nicht mehr sehen konnte.

Der Klang der in das Schloß fallenden Thür zeigte an, daß sie gegangen war.

Draußen stand sie noch eine Weile, mit den Augen in den Regen regnend. Die wunderliche Alte vermißte ein Zeichen der Anhänglichkeit, indem sie selber keine bewies.

Aber die Heiterethei hatte sich eben so seltsam widersprochen, da sie gegen die Unwahrheit der Annemarie geeifert. Sie dachte nicht daran, daß sie selber in demselben Augenblick unwahr wurde. Denn einerlei war's ihr gewiß nicht, daß die Annemarie fort wollte.

Nicht deshalb, weil sie daraus, daß selbst die treue Alte sie verließ, erkannt hätte, wie schlimm man in dem ganzen Städtchen von ihr denken mußte.

Diese hatte über ein Menschenalter lang da gewohnt. Sie hatte lange vorher schon da gewohnt, ehe die Mutter der Heiterethei hereingeheiratet hatte. Eins nach dem andern neben der Heiterethei hatte das Häuschen verlassen. Vater und Mutter und ihre eigenen jüngeren Geschwister hatte sie hinaustragen sehen; die ältere Schwester hatte sie selbst hinaustreiben müssen. Nun, da auch die Annemarie ging, ward's erst leer, trug man ihr die Mutter noch einmal hinaus. Damals hatte es auch schon so lange geregnet und regnete noch. Und der alte Holunder rauschte jetzt wieder eben so eigen, wie damals, als seine Zweige den Sarg nicht hinauslassen wollten Wie wenn die Leute in der Kirche nach dem Gebet aufatmend sich leise setzen.

Das alles war ihr beim Abschied der Alten gekommen, und sie hätt' es der Annemarie gesagt. Diese wär entweder geblieben oder beruhigter gegangen. Aber die Heiterethei fürchtete, ihre Stimme werde brechen, wenn sie rede. Und ehe sie die Wahrheit ihrer Empfindung

durch „jammeriges Wesen" selber verdächtigte, blieb sie lieber schweigend an ihrem Fenster sitzen.

Verfolgte nun das Schicksal die Heiterethei, so nahm es sich ebenso sichtbar der Annemarie an. Den Entschluß, das Häuschen der Heiterethei zu verlassen, schien es selber ihr eingegeben zu haben. Denn eben zur rechten Zeit hatte sie ihre wenigen Habseligkeiten in ihre neue Wohnung hinübergeschafft.

Das baufällige Strohdach des Häuschens an den Weiden bot diesem gegen den endlos herabfallenden Regen immer ungenügenderen Schutz. Selber bis in sein Innerstes von dessen Wassern durchdrungen, aufgequollen wie ein vollgesogener Badeschwamm, vermehrte es durch sein Gewicht nur die Unannehmlichkeiten, mit denen Regen und Wind das arme Häuschen heimsuchten. Die alten Lücken der Lehmwand nahmen den Feind mit offenen Armen auf, der sie aus Erkenntlichkeit dafür nach Vermögen vergrößerte. Das Beispiel der belohnten Verräter mehrte ihre Zahl. Was die Heiterethei hineinklebte, nahm der Regen in derselben Stunde wieder hinweg. Von den Nachbarn kam keiner, wie sonst wohl geschehen. Und ging einer vorüber, so geschah es nur, eine offene Schadenfreude zu befriedigen. Der Holunder konnte nichts, als ratlos seine Zweige zusammenschlagen; sie wurden ihm immer schwerer. Von Zeit zu Zeit pochte er an die Wände, wie um zu sehen, wie fest sie noch seien, und nach jedem Pochen schüttelte er ängstlicher das Haupt und griff immer zitternder in den Regen hinein, ihn zu beschwören, er solle nun endlich nachlassen. Der hatte keine Antwort für ihn, als sein ewiges plätscherndes Hohngelächter. Der Fels dicht an der linken Flanke des Häuschens aber war des Häuschens allerschlimmster Nachbar. Er goß Öl ins Feuer oder vielmehr Wasser ins Wasser. Er sammelte all den Regen, der auf seine Scheitel fiel, und hinderte nicht, daß die gesammelten Wasser sich ein Bett nach dem Häuschen hin schufen und von seiner Kante darauf herabstürzten, als hielten sie das Häuschen für ein Mühlrad, das sie in Bewegung setzen müßten.

Jetzt sank die linke Seitenwand des Häuschens unter ihrem Gewichte. Das Dach wäre nachgesunken, hätte nicht der Fels mit zu spätem Erbarmen jene ersetzt und das wankende mit der eigenen Schulter gestützt. Und nun begann auch der größte Teil der Vorderwand zu weichen. Sie bog sich matt vornüber, als wolle sie um die Ecke nach Hilfe sehen. Als keine kam und immer und immer noch keine kam, da sank ihr, ein Bild stiller Ergebung, das Haupt auf die Kniee; dann brachen auch diese ein, und der Tod löste zu früh, wenn auch mit sanfter Hand, einen so innigen Bund, als Holz und Lehm nur je geschlossen.

Nun glich das Häuschen einer Wasserkunst. Über die Furchen des Strohdaches ergossen sich die Wasser vom Felsen herab in hüpfenden Kaskaden. Unzählige Öffnungen schluckten sie gierig ein, ebensoviel andere spieen sie in schönen Bogen wieder von sich. Dabei grünte das verwitterte Stroh im größten Elend so lustig wie eine Wiese, und der alte Holunder stand daneben abgespannt und schlaff, wie ein durchnäßter Regenschirm in einer Ecke, und schlug die Zweige über seinem Kopfe zusammen aus Entsetzen vor solchem Frevel.

Die Valtinessin that, als der Bader die Nachricht von dem Schicksal des Häuschens in den Gringel brachte, etwas ähnliches. Sie schlug mit beiden Händen auf die Kniee.

„Da sieht man doch, daß man richtig hat geweissagt,“ meinte sie. „Es hat wohl öfter schon geregnet, aber der Regen da, das ist ein sichtbar Strafgericht vom Himmel. Und das ganz Luckenbach muß mit darunter leiden. Wer den Gründonnerstag Sechzig ist gewest, der weiß, was er red't. Hier sitz ich und sag: Ein Regen soll das sein? Eine Sündflut ist's.“

„Ja,“ sagte der Meister Schnödler mit unsicherer Zunge, „die Heiterethei, das ist so ein Kerl, wie die Töchter der Riesen sind gewest. Aber ich will Euch schon kriegen!“

„Und der Herr hat wieder einen unschuldigen Noah gerett't, wie selb'mal,“ fuhr die Valtinessin fort. „Die Annemarie da, das ist der ander Noah.“

Die Annemarie, die an der Thür Leuchter putzte, that einen Neiger. Sie lächelte, aber innerlich seufzte ihr Herz über das Schicksal des Häuschens.

„Ja, es ist kurios,“ sagte der Morzenschmied mit einem kleinen Anfall von Schluchzen. „Es scheint, das ganz alte Testament geht noch einmal für in unserm Luckenbach. Erst ist die Austreibung aus dem Paradies gewest; jetzund ist die Sündflut; nu muß der babylonisch Turm noch kommen und der Auszug der Kinder Israel aus Ägyptenland.“

„Der ist gewest, der Auszug,“ sprach die Valtinessin. „Aber nu ist er erst fertig. Der Pharao, der sein Herz hat verstockt gehabt, nu liegt er im Roten Meer. Ich hab manchmal beinah gemeint, man hätt' ihr zuviel gethan, aber nu hat der Himmel selber gered't.“

„Zuviel gethan?“ beruhigte der Meister Schnödler nachträglich. „So ein Kerl, wie die Frau Valtinessin, die kann schon eine Sünd' mehr thun. Wozu wär denn einer reich auf der Welt? Das ist noch immer nicht den Hals gebrochen. Nur nicht ängstlich, Frau Valtinessin. So eine kann gar nicht zu viel thun.“

„Ja," meinte der Schmied, „das Zuvielthun ist andern Leuten ihre Sach'."

Der Meister Schnödler sah den Morzenschmied an; er konnte nicht einig werden, ob der ihn meine. Aus Vorsicht für jeden Fall sagte er dann: „Keinen Tropfen, Meister Langgut. Der Tropfen, den ich heut getrunken hab . . ."

Er wollte sich eben eines hohen Schwurs vermessen, aber die Valtinessin unterlief seine Zunge, indem sie feierlich warnend die Haube schwang. „Meister Schnödler! Aber was ist denn da in seinem Glas gewest?"

„Das ist Bier gewest, Frau Valtinessin. Wenn ich sag: Einen Tropfen, hernachen mein ich einen Bittern."

Die Valtinessin sagte: „Ja, wenn Er's so meint!"

Der Schmied und die übrigen gingen. Der Meister Schnödler rannte die Valtinessin an. In seinem weißlichen Rock schien er mit ihr Nachtfalter und Pfingstrose spielen zu wollen. Es ergab sich aber, er hatte beabsichtigt, der Valtinessin etwas ins Ohr zü flüstern.

„Von wegen," sagte er und zeigte auf die Ev', die eben hereintrat.

„Ev'!" rief die Valtinessin.

„Nu, wie ist's denn mit dem?" fragte die Ev' leichthin, als sie herangekommen war.

„Ja, so ein Kerl," lachte der Meister Schnödler. „Das ist eine Lust, wenn so ein Kerl das Fieber hat! Die Frau Valtinessin, wollt ich, kräg's einmal. Die sollt's herumreißen. Das ist noch lang nicht den Hals gebrochen. Nur nicht ängstlich, Frau Valtinessin. Wir wollen sie schon kriegen. Ja, wenn's ihn hat, da red't er von nix als der Heiterethei. Ich kann sie nicht los werden, schreit er. Da steckt sie fest. Jetzt ist sie da, jetzt da. Und deutet bald auf seinen Brustkasten, bald an seinen Schädel. Ein verwünschter Kerl, aber wir wollen ihn schon kriegen. Und wenn er einmal zu sich kommt, dann fragt er: Fräle, habt Ihr's richtig gemacht mit der Valtinessin? So ist er auf die Jungfer Ev' versessen."

Die Gringelwirts-Ev' schien anderer Meinung. Aber: „Wenn ich ihn nur erst hab," sagte sie zu sich. „Ich will sie ihm schon herausbringen."

Der Meister Schnödler war innerlich der Meinung der Ev', wenn er es auch aus Galanterie oder sonst einem anderen Grunde nicht wollte merken lassen.

Der Valtinessin allein fiel es nicht ein, der Fritz könne Neigung zum König Pharao haben, oder es schien ihr nicht der Mühe wert, sich so etwas einfallen zu lassen.

„Und das Fräle?“ fragte die Ev', und ein liebevoller Zug um den Mund sagte, sie brauchte eigentlich gar nicht zu fragen.

„Sie will's absolut nicht, daß ich's in Ordnung bring. Das ist ein Kerl! Aber ich will ihn schon kriegen. Wenn's eine Mäd zu dingen gält, meinte sie, das könnt ich verrichten. Aber zu einem Kerl, wie die Frau Valtinessin, da müßt sie selber kommen. Und das geschäh, so wie sie's nicht mehr in den Beinen hätt', daß sie den Schloßberg könnt steigen. Und weiter sagen soll ich nix. Der Fritz wär ein Wunderlicher. Wenn die Leut' sagten: Er freit den Kerl — die Gringelwirts-Ev', da könnt er aus Trotz die Heiterethei noch nehmen.“

„Hm!“ dachte die Gringelwirts-Ev'. Das Mordmäble erriet richtig, daß das Holders-Fräle sie nicht haben wollte. Sie dachte: „Wenn's nur erst fertig ist, der will ich's schon eintränken“.

„Ich meint, er wär selber alt genug,“ sagte sie, „und könnt schicken, wen er wollt. Die Alte kann mich nicht erriechen. Meinetwegen. Sie kann ihn zusammenthun mit dem rohen Ding da unten und kann sie noch in Baumwollen einwickeln bis über ihr unverschämtes Gesicht. Wenn's einer machen thät, einen großen Kuppelpelz kräg er nicht von mir.“

Der Meister Schnöbler verstand wohl, daß das hieß: „der kräg einen großen Kuppelpelz von mir.“

Er schmachtete sie an und sagte: „Ein Schieferdecker, der den Hals gebrochen hat, das ist noch ein ganz anderer Kerl, als das Holders-Fräle“.

Aber die Valtinessin schwang ihre Haube, so daß diese auf ihrem Wege einen Strich durch die Rechnung der Tochter zu machen schien.

„Das Holders-Fräle hat recht. So einen schickt man nicht zu der Gringelwirts-Valtinessin,“ sagte sie, „in solcher Sach'. Das Holders-Fräle weiß, wie man eine große Frau zu respektieren hat. Und es wird ihr schon aus den Beinen herauskommen, daß sie den Schloßberg kann ersteigen. Hier sitz ich und sag: Der Gringel wirft sein Mordmäble niemand an den Kopf.“

Das Mordmäble griff nach einer Flasche, darauf geschrieben stand: „Spanisch Bitter,“ und schenkte dem Meister Schnöbler unverlangt zweimal nacheinander davon in ein Glas. Sie verweigerte die Bezahlung hinter dem Rücken ihrer Mutter und sagte: „Der Meister Schnöbler braucht sich mit der Sach' nicht weiter unnütz zu beschweren. Wie meine Mutter meint, so mein ich auch.“

Der Meister Schnöbler verstand; er nickte der Ev' mit lachendem Gesicht zu und gab, nach der Valtinessin hindeutend, zu verstehen: „Ein verwünschter Kerl, die Frau Valtinessin! Aber wir wollen sie schon kriegen“.

Der Meister ging, und die Valtinessin wandte sich zu der Annemarie, die eben den blauen Mantel umnahm und auch gehen wollte.

„Ja," sagte sie, „Annemarie, wär der gerecht Zorn der großen Weiber nicht gewest, ganz Luckenbach hätt' mit dem König Pharao müssen ersaufen. Und wären wir noch anders aufgetreten, so wär vielleicht der ganz Regen nicht gewest. Was denkt sich die Annemarie dabei?"

„Ach," sagte die Annemarie; „aber was meint die Frau Valtinessin nur? So würd ich mir doch das nicht zu schulden kommen lassen. Und wenn's zehnmal sich für arme Leut' schicken thät, daß sie was denken thäten dabei, was die Frau Valtinessin sagt. Und die Frau Valtinessin weiß es schon einzurichten, wenn sie was sagt, daß nix dabei zu denken ist. Und wenn's sein könnt; in der Frau Valtinessin ihrem Beisein mich's zu unterstehn, das wär mir ja noch immer viel zu niederträchtig. Ja, wer so reich ist, wie die Frau Valtinessin, und ist am Gründonnerstag Sechzig gewest!"

„Die Annemarie ist eine recht vernünftige Person für Ihre Umständ'," genehmigte die Valtinessin dieses Ersterben in Demut, „drum hat der Herr Sie auch so sichtbarlich mit seinem Arm behüt't. Und an dem Exempel da kann Sie's ersehn, daß der liebe Gott die Welt nicht so in den Tag hinein hat erschaffen, sondern hat sich was dabei gedacht, warum er reiche Leut' und arme Leut' hat erschaffen."

Die Valtinessin dachte, als sie die Rächerhand des Himmels feierte, nicht daran, daß sie noch vor kurzem den Unfall des Holders-Fritz ebenso bestimmt den Gästen des Gringels als ein solches Strafgericht verkündet hatte.

Dennoch schien sie recht zu haben. Denn kaum war die Rache des Himmels an dem Häuschen der Heiterethei so weit vollzogen, als wir geschildert haben, und schon machte sich ein Morgenwind auf, dem weiteren Regen zu steuern.

„Ja," sagte die Valtinessin, als zum erstenmal wieder das blaue Auge des Himmels durch die grauen Regenwimpern sah, „das ist sichtbarlich. Ordentlich gewart't hat der Wind, daß er nicht eher losgebrochen, bis das Strafgericht ist vollend't gewest. Und daß er nicht hat müssen warten, bis das Häusle ganz verstört wär gewest, daraus kann man ersehn, daß der Himmel den König Pharao nicht hat ganz wollen vertilgen, sondern hat ihn nur wollen demütigen und hat ihn durch Demütigung zum Rechten wollen führen. Und wenn der lieb Gott so was vor hat, so sollen die Menschen behilflich sein. Und was mich anbetrifft, hier sitz ich und sag: was ich kann thun, daß der König Pharao wird gebessert, das soll ehrlich und getreulich geschehn."

So triumphierte die Valtinessin in der Seele des Schicksals und

faßte den Entschluß, ihm zum Besten der Heiterethei unter die Arme zu greifen.

Die alte Annemarie dagegen in ihrem Taubenschlag — denn als solcher hatte ihre neue Wohnung früher gedient — war zwar stolz auf die unmittelbare Gnade des Himmels, aber heimlich mußte sie doch über das Schicksal des alten Häuschens und die Verstocktheit und Lieblosigkeit des Königs Pharao weinen.

Sie konnte sich nicht eingewöhnen, weder in die neue Gunst, die doch ihr Stolz war, noch in ihren Taubenschlag, da sie beides allein genießen mußte. Im dicksten Regen wandelte ihr alter blauer Mantel, wenn es dämmerte, scheuen Schrittes wie ein Gespenst um die Stätte früherer Traulichkeit. Es war, als müßte das Häuslein seinen Lauerer haben. Seit der Fritz die Stelle niedergelegt, versah die alte Annemarie ihre Obliegenheiten. Dabei marterte sie ihren alten grauen Kopf, nachträglich noch auszudenken, wie alles hätte so ganz anders werden müssen, hätte die Heiterethei ihr nur gefolgt. Und wunderbarerweise that sie das in den vornehmsten und verbindlichsten Redewendungen, die sie der Valtinessin und der Weberin abgelauscht. So hatte ja sie immer die Neiger gemacht, die eigentlich die Heiterethei hätte machen müssen, und jetzt war es, als könne sie noch rückwirkend alles gut machen, wenn sie die Artigkeit, durch deren Mangel die Heiterethei ihr Unglück verschuldet, nachträglich für sie ersetzte. Und so oft sie in ihrer Erinnerung auf den Grund des Papiers hinabtauchte, in welchem die Abschiedsbretzel untergegangen war, schluchzte sie wiederum mit schmerzlichem Vorwurf: „Wenn sie nur wen'gstens hätt' gesagt, ich wollt lieber, ihr bliebt! Aber die —! Nicht einmal den einzigen Neiger hat sie mir noch zulieb gethan vor meinem End'."

Der Morgenwind aber, wie anders wurde er heut vom ganzen Städtchen begrüßt, als wenn er in der Zeit der Kornblüte zu Besuch kam! So angenehm hätte nicht die Milde des süßesten Westlüftchens geschienen, als das rauhe Wesen des alten trockenen Gesellen.

Denn rauh und streng mußte er sein, um all das heruntergekommene Wolkengesindel, das wochenlang mit strotzenden Wasserbäuchen von Abend hergekommen war, wieder dahin zurückzujagen. Unter seinem zornigen Schnauben raffte es sich zusammen aus seiner Zerfahrenheit und floh zurück nach seiner Heimat, dem alten Meer. Was davon zurückgeblieben war, als er sich zum Ruhen legte nach der schweren Arbeit, das hing hoch wie schneeweiße Baumwollenrocken am blauen Himmel. Da spann es die Sonne ab in langen zarten Fäden mit rosiger Hand.

Wie war das nun ein ander Leben, als aus dem zerborstenen Leibe

des Grau all die Farben wieder erstanden, die es verschlungen hatte! Wie Scharlachspinnchen auf grünem Papier rannten auf den grünen Wiesen die roten Unterröcke durcheinander, dazwischen dunkle Jacken und Beinkleider wie schwarze Käferchen oder wie lebendig gewordene Tintenkleckse. Wie vorher der Regen vom Himmel zur Erde gefallen, so in tausend Strömen stieg jetzt der Heuduft von der Erde zum Himmel hinauf. Anstatt des grauen Regengeplätschers erklangen unermüdlich die buntesten Vogelstimmen. So verlassen hatten noch nie der Webstuhl und die Brücke gestanden in der dumpfigen Stube, die Schere gehangen und die Säge am alten langweiligen Nagel. Wer Sense oder Rechen zu führen wußte, konnte schwitzen ohne Holunderthee. Kein Paar gesunder Arme blieb in dem Städtchen zurück.

Und doch eins, und vielleicht das gesundeste, regte sich nicht in der freien Luft, wo es hingehörte. Freilich war das Häuschen, in welchem es stak, dank den Anstrengungen des Regens, luftig genug geworden, luftig bis fast zur Durchsichtigkeit.

Die Heiterethei hätte sich beim Ein- und Ausgehen das Thüröffnen ersparen können. Es war fast komisch, daß sie nicht neben der Thür durch die Wand ging. Die hätte sie nicht erst zu öffnen gebraucht. Ja, sie schloß die Thür sorgfältiger als je, wennschon sie nicht weiter als nach ihrem Gärtchen ging, das, etwa hundert Quadratfuß groß, über dem Schloßweg drüben, ihrem Häuschen gegenüber lag. Und wenn sie dies jetzt mit noch leichteren Schritten und aufgerichteteren Hauptes that und dabei ein lustiger Liedchen sang, als je zuvor, so sah man wohl, daß es aus Trotz gegen den Spott der Vorübergehenden geschah.

Wäre sie neben der Thür durch die Lücke gegangen, so hätte sie diese förmlich anerkannt, und den Triumph darüber gönnte sie den Spöttern nicht.

Selbst ihr Zurückziehen bei Tage in ihr unversehrtes Schlafgemach hätte sie als ein Zugeständnis angesehen, durch welches erst der Zustand ihres Häuschens eine feste Thatsache geworden wäre. So saß sie den ganzen Tag über, da niemand ihrer begehrte, allen Vorübergehenden sichtbar an ihrem Tische. Aber sie schien niemanden zu sehen; für sie war keine Lücke in der Wand.

Das war ein rechtes Fest für alle Spottmäuler des Städtchens. Jeder suchte der notwendigen Arbeit wenigstens so viel Zeit abzustehlen, als er brauchte, die Heiterethei so dasitzen zu sehen, und irgend einem Nachbar oder Gevatter eine Bemerkung zuzuflüstern, eben noch laut genug, um von der Heiterethei selber verstanden zu werden. Aber nur, wenn sie etwa in der Thür stand oder durch das eine übriggebliebene Fenster sah, nahm sie von dergleichen Notiz. Dann hatte sie, ohne irgend ein

Zugeständnis in Rücksicht des delikaten Punktes zu machen, auf jedes Wort der Spötter ein frisches Lachen und eine witzigere Antwort.

Nachts in dem kleinen Kämmerchen war's freilich anders. Zunächst half ihr's noch, daß sie sich erst an das Bewußtsein gewöhnen mußte, nicht mehr jedem Vorübergehenden sichtbar zu sein, und jedes Geräusch rief augenblicklich ihren ganzen Trotz wieder wach. Aber wenn nun so lange draußen alles still gewesen war und ihr Stolz die unnötige Wacht endlich aufgegeben hatte, dann erlag die müde Seele dem Drucke der Gegenwart und dem Drohen der Zukunft.

Dann zeigte sich aber auch, wie sehr zu ihrem Glück der Gedanke an den Fritz ein so unzertrennlicher Gefährte ihrer einsamen Stunden geworden war; und wiederum wurde er dies dadurch noch immer mehr.

Als einmal die Heiterethei aus dem kurzen, erst spät gekommenen Schlaf erwachte und den Tag im Anbrechen fand und doch den Wiederschein seines ersten Strahles aus ihrem kleinen Spiegel vermißte, da trieb der fast verdorrte Baum ihrer Hoffnung neue Knospen. Schnell sprang sie aus dem Bette, und wirklich! sie sah den ganzen Himmel umzogen von grauem Gewölk. Dazu flogen die Schwalben hastiger als sonst und so niedrig, daß sie fast das Wasser des Baches berührten. „Nu werden sie doch müssen kommen," lachte sie in sich hinein. „Das viele Heu, das noch draußen liegt! Und so ein Gewitter vor der Sonn' kommt jederzeit vor Abend wieder. Das weiß alle Welt. Wird nicht lang dauern, so werd ich geholt; aber hernachen thu ich gewiß nicht, als wär mir viel dran gelegen. Und bin ich einmal wieder dabei gewest, hernachen ist mir nicht bang. Wenn sie nur einmal wieder gesehn haben, was ich ermachen kann."

So schnell war sie nie fertig geworden mit Anziehen und Waschen. Sie hatte ihren leichtesten Rock angethan, um recht ausbündig schaffen zu können. Und bald pochte es auch, erst einmal, dann wieder und wieder, aber es war immer einer und derselbe, der gepocht; es war kein Bote, der zur Arbeit rief; es war nur der alte Holunder. Von einem so wertgehaltenen Freunde wahrlich ein schlechter Spaß! Sie war nahe daran, zu glauben, auch den alten Busch hätten ihr die Weiber verhetzt. Und je höher die Sonne stieg, desto ruhiger und höher über der Erde flogen die Schwalben. Die Waldberge tranken so gierig die Wolken ein, daß bald der blaue Grund ihres Bechers durchschien. Jetzt war er leer, und seine Ränder liefen von jenem eigenen grauröttlichen Dufte an, den man den Herauch nennt und der dauernde Trockne prophezeit.

Der Heiterethei Gedanken flogen nicht mit den Schwalben in die Höhe, ihr innerer Himmel umzog sich, wie der äußere sich aufklärte, und es fehlte nicht viel, so regneten ihre Augen.

Da näherte sich durch das Gras draußen schleichend ein schwerfälliger, hinkender Schritt. So viel war nun gewiß, der Schritt gehörte keinem jener Boten, die sie am frühen Morgen erwartet hatte. Seinen ganzen lebendigen Inhalt hatte das Städtchen auf die Wiesen hinausgeschüttet. Wer konnte es sein, der jetzt daher kam dem Häuschen zu, als ein Dienstbote oder Lehrling, der, etwas Vergessenes nachzuholen, in die Stadt geschickt, sich unterwegs an dem Anblicke des Häuschens eine Schadenfreude machen wollte?

Im Nu war der Stolz der Heiterethei wieder oben; sie saß in straffer Haltung und sang ein lustiges Liedchen.

Jetzt hielt der Schritt dicht vor der Lücke in der Vorderwand an. Die Heiterethei that nicht, als hörte sie den schweren Atem des nun Stillstehenden, sie sah nicht nach ihm um. Der Atem klang ihr wie der der Valtinessin; das Blut drängte sich nach den Augenbrauen, aber sie sang noch besser, als vorhin.

Draußen erklang nun ein Räuspern, aus dem Verwunderung und Unwille heraus zu hören war. Endlich sagte zürnend die Stimme der Reicker Wirtin: „Aber Mädle, bist du denn der Verzeihmirsgott? Was ist das für eine Aufführung da?“

Die Heiterethei verdroß in ihrer Gereiztheit der Ton, in welchem die Frau das sagte. „Sie ist eben auch eine von den Großen, oder will's wenigstens sein,“ dachte sie bei sich; „sie soll aber nicht denken, ich kniee vor ihr nieder.“ Dann rief sie laut, als wenn die Dotin durch die Lücke nicht das leiseste Wort hätte verstehen können. „Ist jemand da draußen vor der Thür?“

Diese Komödie verdroß wiederum die Dotin, die allerdings für eine große Frau gehalten und danach behandelt sein wollte. „Mit mir stellst du keine Faxen an,“ sagte sie. „Du bist nicht der Mann danach.“

Trotzdem ging die Heiterethei erst ans Fenster und öffnete dasselbe auch noch mit großer Umständlichkeit. „Ihr seid's, Frau Dotin? Aber warum kommt Ihr nicht herein ins Häusle? Ich lass' das Fenster nicht gern auf; das Liesle hat's mit den Zähnen, und da kann's die Luft nicht vertragen. Und wenn das Fenster zu ist, kann man's nicht gut hören, wenn jemand draußen spricht.“

Die Reicker Wirtin schüttelte mit dem Kopf und dachte: „Sollt's mit der nicht richtig sein hinter der Stirn? Aber danach ist sie doch nie gewest, daß das mit dem Häusle sie so sehr hätt' sollen angreifen.“ Sie wollte durch die Lücke hinein, da sie aber die Thür aufschließen hörte, meinte sie: „Wenn sie wirklich so ist, solchen Leuten muß man den Willen thun, sonst können sie einem was zufügen in ihrer Wut.“

Jetzt ging die Thür auf, und die Wirtin hinkte unwillkürlich einen

Schritt rückwärts, als sie die Heiterethei so nahe vor sich stehen sah. Ihr fielen in dem Augenblick allerlei Geschichten von Verrückten ein. Als sie aber die Heiterethei genauer betrachtet und von verwirrtem Wesen, wenigstens von den Anzeichen eines nahen Wutausbruches nichts gefunden hatte, hinkte sie hinter dem Mädchen in die Stube hinein.

„Guten Tag herein," sagte sie dann; „wenn man dir nämlich was Guts zu wünschen braucht. Deinem Gesicht nach sollt man meinen, es wär nicht nötig."

„Ach," entgegnete die Heiterethei lustig. „Gut's kann man immer brauchen. Und wenn man gleich keiner ist von denen, die nix genug können kriegen. Aber Ihr fürcht't Euch wohl gar vor mir?"

„Du denkst, du bist die Einzig', die sich vor gar nix fürcht't," lachte die Wirtin in ihrer Erleichterung. Denn sie sah wohl, die Heiterethei war noch ganz die alte. Indem sie sich in dem Stübchen umsah, ärgerte sie sich wiederum, wenn auch in anderer Meinung, darüber, daß die Heiterethei nach solchen Erlebnissen und Thaten noch die alte sein konnte. Drum fuhr sie fort, und nicht mehr im Tone des Scherzes: „Aber nu läßt du mir deine Faxen. Ich bin da, ein ernsthaft Wort mit dir zu reden. Aber ich kann auch fortgehn ohne das, das sag ich dir."

Die Dotin setzte sich auf die Ofenbank und legte ein Bündel, das sie mitgebracht, vor sich auf den Tisch. Die Heiterethei holte ihren Stuhl vom Fenster und nahm der Dotin gegenüber Platz.

Die Dotin zog ihre Brille aus dem Busentuch; das gehörte zu den nötigen Vorbereitungen, wenn sie jemandem eine Predigt halten wollte. Dann strich sie die Schürze glatt, lehnte sich hintenüber, setzte die Brille auf und begann: „Aber Mädle! Mädle! was machst du mir da für Ding'! Rennst den Holders-Fritz vom Steg, weil er dich nicht will frein, und wie dir die großen Weiber deine Unart verweisen, bist du noch so grob und jagst sie aus dem Häusle!"

„Weil er mich nicht will frein?" unterbrach sie die Heiterethei zornig. Die Wirtin nahm die Brille ab, wie jederzeit, so lang sie nicht selber sprach. Die Heiterethei aber fuhr fort: „Das habt Ihr Euch weis lassen machen und hättet doch daran sollen sehen, was zu Euern großen Weibern ist. Und sie sollen erst an ihr eigne Unart denken, wie sie mir so lang in den Ohren haben gelegen, der Fritz paßt mir auf und wollt mir was thun, bis ich's hab geglaubt."

„Das mög sein," entgegnete die Wirtin, nachdem sie die Brille wieder aufgesetzt, „das mög sein, wie's will. Und daran liegt auch nix, wie die Sach' ist gewest. Das Ding ist so: Du bist ein arm Mädle, und das sind große Weiber. Das ist die Sach', und nicht, wer schuld ist und wer nicht schuld ist. Denn Reden, siehste, das sind nur Wörter,

und es kommt nix drauf an, was einer red't, sondern ob einer Geld hat und Sachen oder nicht. Und wenn, siehste, die Weiber den Fritz selber 'nein gerennt hätten, das bleibt sich gleich; aber ein arm Mädle darf einer großen Frau nicht so kommen, wie du gekommen bist. Ich hab mir's immer gedacht, daß das mit deinem Wesen einmal schlimm wird ablaufen. Armut und Hochmut, die führen zusammen eine schlechte Eh', und wird nicht gut, bis sie sich scheiden und die Armut freit die Modestigkeit. Der Hochmut hat dir alle Leut' erbittert und hätt' dir das Häusle eingerennt, hätt's auch nicht der Regen gethan. Aber die Modestigkeit, siehste, wenn du die gehabt hätt'st, da wär die Wand wieder zugewachsen, du hätt'st selber nicht gewußt, wie. Und wer weiß, was nicht noch kann werden, wenn du dich beizeit bekehrst! Drum gehst du heint noch herum und bitt'st den großen Weibern dein Unart ab. Die Valtinessin ist eine herzensgute Frau, wenn sie nicht einer mit Gewalt reizt, wie du's hast gemacht. Hernachen . . ."

Auf der Heiterethei Backen hatte schon während der ganzen Rede der Dotin ein weißer Druckflecken den andern gejagt; jetzt fiel sie jener in das Wort. „Ich dächt auch, Ihr hättet noch ein Hernachen oder zwei. Das geht nun in einem hin, und wer einmal den Mund voll nimmt, da kommt's auf ein oder zwei Hernachen nicht an. Ich sag Euch nur so viel: In meine Ohren geht nicht das Zehntel, als in Euern Mund."

Die Wirtin setzte die Brille wieder auf und sagte ruhig: „Das ist deine Sach'. Mach du, was du willst; hör oder hör nicht. Ich red, weil's meine Schuldigkeit ist, und es soll mir kein Mensch einmal nachsagen, ich hätt' meine Schuldigkeit nicht gethan, und du selber nicht, wenn dich's einmal reut. Da mit dem Liesle, das wär recht gut und schön, was du an der thust, wenn du kein arm Mädle wärst, das genung für sich selber zu sorgen hat. Ich weiß, wem's ist, aber das wissen nicht alle Leut', und manchmal will einer nicht wissen, was er weiß. Und du denkst, du meinst's gut mit deiner Schwester, wenn du ihr die Ruten abnimmst, die sie sich aufgebunden hat? wenn du ihr die Sorg' abnimmst, die sie vernünftig machen könnt, besser als deine Reden, damit sie so leichtsinnig fort kann machen, wie sie angefangen hat?"

Die Heiterethei hatte unwillkürlich das Liesle, das eben vor ihr stand, mit beiden Armen umschlungen. Als die Dotin die Brille abnahm, wie um nicht zu sehen, was die Heiterethei auf ihre Reden sagen könnte, entgegnete diese mit leiserer Stimme, als gewöhnlich: „Ich red nicht gern davon". Und indem sie das Liesle auf ihren Schoß setzte, fuhr sie, mehr zu dieser, als zur Dotin gewandt, fort: „Es muß jeder

seine Leut' kennen und muß wissen, ob das Elend sie nicht noch schlimmer kann machen, statt besser; und wenn eine schlimm wird, ist's besser, sie wird's allein, als daß sie noch ein anders mit schlimm macht. Gelt, Liesle, wir bitten nix ab, wo uns die andern sollten abbitten, und auseinander bringt uns auch keiner, es müßt' denn der Totengräber sein. Und so ist's, und nu ist's fertig. Ihr habt mir auch noch gar nicht gesagt, Frau Dotin, was der Mann macht, den ich Euch hab mitgebracht vom Gründer Markt? Wär's nur ein lebendiger gewest, der hätt' Euch aufgefressen, statt Ihr ihn. Und eine rote Nase hätt' er nunmehr auch von Euerm Bier."

„Ja," sagte die Wirtin, indem sie ihre Brille wiederum im Busentuch unterbrachte, „lernt einen Bär tanzen, er fällt doch wieder auf seine alle Vier'. Und wenn man denkt, du bist einmal vernünftig, da bist du geschwind mit deinen Faxen wieder dahinter her. So groß und stark du bist, so bist du doch nix, als ein pures Kind. Ich hab dir gesagt: mach, was du willst; aber denk nicht, daß du an mir einen Rückhalt haben willst, wenn du mir nicht folgst. Nicht, daß ich's mit den Weibern in der Stadt nicht möcht verderben um deinetwegen; wie wohl ich nicht wüßt', warum ich das sollt thun. Aber es soll auch nicht heißen, die Reicker Wirtin hat sie in ihrem Trotz bestärkt. Und nun will ich auch einmal sagen: und so ist's, und nu ist's fertig. Behüt dich Gott!"

„Ja, wie Ihr's sagt, da klingt's auch nach was!" lachte die Heiterethei. Sie sah die Dotin ungewiß, ob sie durch die Lücke gehen sollte, oder durch die Thür. Es ist eigen, daß man gern wieder durch den Eingang fortgeht, durch den man hereingekommen ist. Hätte nicht unbewußterweise auch die Reicker Wirtin diese Nötigung gefühlt, die Heiterethei wäre mit dem Thüröffnen zu spät gekommen. Die Wirtin wartete darauf und schüttelte doch selber verwundert darüber den Kopf, und schüttelte ihn noch, als die Heiterethei sie nicht mehr sehen konnte.

Der Heiterethei war es nicht so ums Herz gewesen, als sie die Wirtin glauben machte, daß ihr wäre. Sie war vor dem Häuschen stehen geblieben, bis die Alte über die Strecke ihres Weges hinweggehinkt war, die sie durch eine Lücke in den Weiden hindurch sehen konnte. Die Dotin war die einzige, von der sie noch Teilnahme und Hilfe erwarten durfte gegen die Not, die mit schnellerem Schritte dem Häuschen zueilte, als die Alte sich davon entfernte. Mehr als einmal meinte sie, sie noch errufen zu müssen. Aber die Alte wäre auf ihrer Rede bestanden, und abbitten konnte sie nicht, wenn sie auch gewollt hätte.

Der Spott der am Abend auf der Heimkehr aus dem Heuen an

ihrem Häuschen Vorbeikommenden hatte sie dann nur noch in ihrem Trotze bestärkt.

Waren das böse Nächte gewesen seither für die Heiterethei, so zeigte sich die heutige um nichts besser.

Die Not drohte näher, ihre Empfindlichkeit war gereizter, als je. Sie war nie erbitterter auf die Menschen gewesen, die so unbillig mit ihr verfuhren, und doch hatte sie nie dringender gefühlt, wie nötig sie dieselben hatte.

„Meinetwegen?“ sagte sie, kummervoll aufsitzend im Bette, denn nichts verstärkt das Gefühl innerer Bedrängnis empfindlicher, als die äußere Hilflosigkeit der liegenden Stellung. „Meinetwegen? O, wenn ich allein wär, sie sollten mich zu nix zwingen, so lang's Wurzeln giebt auf den Wiesen und Wasser im Bach. Aber mit dem Liesle da, wo ich froh bin, daß ich's so aufgebracht hab mit Ziegenmilch und Thee! Und hätt' ich's nur wenigstens ermachen können, daß ich die Geis behalten hätt'! Und sie geben mir keine Milch auf Borg; ich muß froh sein, wenn ich für Geld welche krieg. Und das ist nun auch alle. Aber abbitten thu ich doch nicht! Mich anbieten zur Ärbet, das will ich meinetwegen noch. Und ich weiß nicht, wie ich das anfangen soll, daß ich zu den Leuten soll sagen: Gebt mir Ärbet, wo sie sich vorher haben gerissen um mich. Ja, anbieten, das will ich noch thun um dem Liesle seinetwegen. Und das thu ich morgen; aber jetzt denk ich nicht mehr dran. Die Gedanken machen einen desperat. Gut; lachen sie äußerlich, so lach ich innerlich. Am End' müssen die Leut' sich schämen und nicht ich. Und thun sie das nicht, so thun sie was anders. Ich schlaf aber nun, und nun seid still, ihr Gedanken, ich sag's euch zum letztenmal, und so ist's, und nu ist's fertig!“

Dazu machte die Heiterethei eine entschiedene Wendung auf die Seite, um ihren Worten den Nachdruck der Gebärde zu leihen. Aber es schien vergebens. Der Schlaf, den sie gerufen, kam ihr noch nicht zu Hilfe. Instinktmäßig suchte sie nach einem Punkte, an den sich eine andere Gedankenreihe knüpfen ließe. Ihr Blick fiel auf das Händchen des Kindes, das im vollen Mondlicht auf der Decke neben ihr lag. Unwillkürlich fiel ihr ein, wie ihre Schwestern und Bettgenossinnen sich schon als Kinder gemüht, aus den Verzweigungen des Geäders auf dem Händerücken die Anfangsbuchstaben des Namens ihrer künftigen Männer herauszulesen. Sie selber hatte dann dieses Treiben verspottet; die Schwestern behaupteten, weil auf ihrer Hand nichts geschrieben stehe, so werde sie einmal gar keinen bekommen. Jetzt, wo ihr's darum zu thun war, nur nicht wieder in jene Gedanken zu geraten, that sie, was sie damals nicht gethan. Und seltsamerweise, als

sie eben dieses Treibens halb sich vor sich selber schämen wollte, meinte sie, ganz leserlich ständen zwei verschlungene Schriftzüge auf ihrer Hand. Sie fühlte sich über und über erröten und wollte nicht wieder hinsehen; denn so keck und frisch vor den Leuten, so schamhaft war sie vor sich selbst.

Und wie nun das Liesle, plötzlich erwachend, die Pflegerin munter sah und nach seiner Weise mit ihr zu reden begann, da fürchtete sich die Heiterethei vor seinen klugen Augen. Es war, als wolle das Kind die Namen nennen, die sie eben entdeckt. Sie wußte, daß das Kind noch kein Wort sprechen konnte, dennoch suchte sie es auf andere Gedanken zu bringen.

„Sei nicht dumm, Liesle," sagte sie schnell, um ihr zuvorzukommen; „es ist ja nicht wahr. Der Mond guckt 'rein, ob du ein gut Kind bist und schläfst, und hernachen sagt er's seinen kleinen Brüderlen am Himmel. Guck, er ist schon auf dem Gringel da oben; da trinkt er erst eins, hernachen legt er sich auch nieder und schläft."

Das Kind war schon wieder im Entschlummern und sank zurück. Und nun bedurfte es keiner Anstrengung mehr, sich der Sorgen von vorhin zu erwehren; denn es knüpfte sich eine Gedankenreihe an, die stark genug war, sich gegen jede andere zu behaupten.

Es war, als wenn die Heiterethei sich bei sich selber entschuldigen müsse, daß ein F. und ein H. auf ihrem Handrücken stand. Denn daß am Ende aus den Verschlingungen des Geäders zu lesen war, was man wollte, daran dachte sie in ihrer Unbefangenheit nicht.

„Dummes Zeug," sagte sie zu ihrem Handrücken, „ich brauch keinen Mann. Nicht den und auch einen andern nicht! Wenn ich was möcht, so wär's ein Bruder. Schön sein muß es doch, wenn man einen Menschen hat, dem man alles kann sagen. Ja, und zu einem Bruder, da ließ ich mir meinetwegen den Holders-Fritz gefallen. Wenn er mein Bruder wär, und ich wohnt bei ihm, wie wollt ich ihm seine Sach' zusammenhalten! Da wollt ich den ganzen Tag in seiner Werkstatt mit ihm sein und ihm helfen. Er sollt nicht merken, daß er einen Finger weniger hat. Hernachen, wenn er nieder wär, da macht ich Ordnung in der Werkstatt und scheuert und macht, was zu machen wär. Und wenn mir das Blut unter den Nägeln vorlief, ich wollt nicht meinen, ich thät zu viel. Zuerst müßt er ein ordentlich Halstuch haben, denn das Krägeleszeug kann ich nicht leiden, und die langen Quasten schnitt ich gleich den ersten Tag von seiner Pfeifen. Rauchen möcht er meinetwegen; es ist, als wenn's einmal zu einem Mannsbild gehört. Und ohne Westen, wie ein Schlenkerles-Jörg dürft er mir auch nicht mehr auf die Gass'. Es ist ein Jammer, wenn so ein hübscher gewachsener Mensch so gar nix auf sich hält. Er ist der schönst Bursch',

den ich gesehen hab. Aber die langen, wilden Haare, da weiß ich auch nicht, wozu das helfen soll; wird nur der Rockkragen schmutzig davon.

„Und sein Maß Bier den Tag, das wollt ich ihm auch nicht verwehren. Das Geld freilich, das müßt ich haben. Er ist die Gutthat selber, und wenn er welch's hat, so haben's eigentlich andre Leut', und wo selber genug haben im Haus."

So sinnt sie. Aber schon versagen ihr die Worte, bald auch die Gedanken vor Schläfrigkeit. Ihre Augen fallen zu. Kaum noch, daß sie hört, was zwei am Häuschen Vorübergehende eben sprechen.

Der eine sagt: „Ja, jetzt hat er eine tüchtige Frau notwendiger, denn zuvor, mit seinem gelähmten Finger".

Die Heiterethei denkt im Einschlummern: „Die meinen den Fritz".

„Und wenn die Ev' ist," entgegnete der andere, „wie ihre Mutter, die Valtinessin! Das ist eine tüchtige. So eine könnt ihn zusammenhalten."

„Die Ev'" — denkt die Heiterethei noch, dann nichts mehr. Sie ist eingeschlafen.

Und wie lang schläft sie dasmal! Als sie erwacht, ist's schon hoher Tag.

Sie hört reden in der Stube. Sind die dummen Weiber doch wieder da? Aber sie hat keine Zeit, sich zu verwundern; sie hört das Walkmüllers-Gretle drinnen sagen: „Die Heiterethei soll aber ja gleich kommen. Heint muß die Ulrichswiesen noch 'rein". Sie zieht sich eilend an, während die Valtinessin dem Gretle antwortet. „Jetzt schlägt die Valtinessin auf ihre Kniee," denkt die Heiterethei, „und nun geht's los. Richtig!"

„Denn obschon mein Vater seliger ein Weber ist gewest, hier sitz ich und sag: sie wird gleich kommen, das Annedorle."

„Denn warum?" fügt die Schreinerin hinzu, „sie will ja noch auf der Ev' ihre Hochzeit."

„Aber daß das Annedorle sich in acht nimmt!" sagt die Schmiedin. „Er hat schon wieder ein Beil bei Mein'm bestellt."

„Dummes Zeug!" sagt sie selber, nämlich die Heiterethei. „Ich fürcht mich vor zehn Solchen nicht." Dabei wundert sie sich über sich selber und denkt: Das ist ja eigentlich alles lang vorbei.

Aber schon ist sie draußen und wundert sich wiederum, daß sie den Schiebkarren mit sich führt. Den braucht sie doch eigentlich nicht. Und sie ist auch schon weit über des Walkmüllers Ulrichswiese hinaus. Sie ist schon im Ulrichsholze; sie fährt schon wieder heimwärts. Sie hört noch den Karren der Bäuerin mit den weißen Bündeln hinter sich. Die Tannennadeln duften so stark, es nimmt ihr fast den Atem. Da

tritt auf einmal der Fritz hinter einem Baum hervor, aber nicht im Ulrichsholz, sondern in ihrem Gärtchen drüben über dem Schloßweg.

Er nimmt sie bei der Hand. Sie hat den Schiebkarren nicht mehr.

„Laß mich los," sagt sie; „ich hab gern meine Händ' frei."

Sie sieht ihm ins Gesicht; das ist blaß, aber so gut, daß es ihr in der Seele weh thut. Und was ist das auch für ein Blick, mit dem er sie ansieht! Sie denkt: „Wenn ich immer so dastünd, und er säh mich immer so an!"

„Gelt," sagt sie zu ihm, „du hast mich gewollt? Du hast dir kein Beil bestellt? Ich hab ja auch immerfort gedacht, du sollst mich nehmen, damit dein Sach' gut gehalten wird. Daß ich so bei dir könnt stehn und könnt dir das selber sagen, das hätt' ich mir nimmermehr eingebild't, und es wundert mich noch, indem ich's zu dir sag. Aber daß du nun die Ev' willst frein!"

„Ja," sagt der Fritz und sieht sie immerfort dabei an, „das ist freilich schrecklich schlimm! Aber das Fräle hat einmal ihre Läden zugemacht, da kann das Zeug zum Brauthemd nicht mehr wieder hineingethan werden. Ja, da ist's nun nicht mehr zu ändern."

Das begreift die Heiterethei. „Wenn's so ist," meint sie traurig, „da ist's freilich zu spät. Aber halt mich nicht so närrisch bei der Hand!"

„Thut dir's weh? Ja, ich bin stark. Ich bin der wilde Fritz."

„Deswegen? Und wenn du noch zehnmal stärker wärst, vor dir fürcht' ich mich noch nicht. Aber die Flämmle, die aus deinen Fingerspitzen kommen und schlängeln so heiß den ganzen Arm herauf bis ins Herz. Mir ist Angst, die thun mir was daran. Es pocht auch so sehr; ich kann kaum Atem kriegen! Und sieh mich auch nicht mehr so an, ich kann's nicht mehr erleiden. Ach Gott, Fritz, was willst du mit der Gringelwirts-Ev'?! Guck', so eine ist nix für dich. Du kannst keine brauchen, als mich. Hätt' ich dich doch nicht vom Steg gerennt; nun denkst du, ich mag dich nicht. Du meinst, weil sie ein hübsch Gesichtle hat? Und es ist nicht einmal so hübsch. Nein, hübsch ist's gar auf der Welt nicht, der Gringelwirts-Ev' ihr Gesicht! Wenn ich mir denk, wie's einmal aussehen soll bei dir, wenn die einmal ein ganz Jahr den Schmutz unter den Schränken hat liegen lassen. So ist ihre Mode; sie kehrt nix weg, als was von selber geht. Du denkst, ihre Leut' haben Geld; aber sie haben auch Kinder genug; und, wer weiß, leben sie noch wie lang! Ach, du weißt nicht, Fritz, wie leid du mir thust! Und dein Handwerkszeug! Wenn ich nur wüßt, ob dein Stadel wieder offen ständ. Das wird sie hin- und herwerfen aus einer Ecken in die ander, wie sie's macht. So ging ich hin, damit's säh, wie's mich dauert. Aber

ich sag dir's noch einmal, laß mich los! So um die Achsel laß ich mich nicht angreifen. So leid ich's von meiner Schwester nicht, geschweig von einem Mannsbild! Wer weiß, was ich sonst thu. Ach Gott, ich weiß nicht, wie mir's ist! So ist mir's mein Lebtag nimmermehr gewest. So müßt's im Himmel sein, wenn nicht die Angst dabei wär!"

„Vor was denn?"

„Ja, das weiß ich nicht."

„Wenn nun das Liesle da im Bett dein Kind wär, oder du hätt'st ein ander Kind, aber es wär dein?"

„Aber das von deinem Fräle gefällt mir nicht, daß sie nur ein Bein hat. Da kann sie nicht in den Himmel kommen; das geht hoch hinauf."

„So?" sagt der Fritz. „Hat sie nur eins? Das hab ich nicht gewußt. Aber sie kann besser davon laufen, als andere mit zwei."

„Das ist alles so närrisch," meint die Heiterethei. „Aber so närrisch Zeug hab ich ja die ganz Zeit erlebt. Und warum soll ich das nicht glauben? Hab ich doch das ander geglaubt."

„Aber da kommt gar der Holunderbusch an mein'm Häusle. Wo der nur dem alten Schramm seinen roten Kirchenfrack her hat gekriegt! Und er bringt die Valtinessin geführt. Wie die geputzt ist! Das ist auch noch nicht passiert, daß eine alte Frau bei ihrer Tochter ist Brautjungfer gewest. Ach, nimm sie nicht, Fritz! Nimm sie nicht, die Gringelwirts-Ev'! Und laß mich los, sonst muß ich dich ja drücken, bis du tot wirst, und hernachen kannst du die Gringelwirts-Ev' nicht frein."

„Drück mich tot! Drück mich tot!" sagt der Fritz, umschlingt sie und legt seinen Mund auf ihren.

„Laß mich los," ruft sie zornig und hält ihn doch selber fest. Da wallt ihr der Stolz und die Scham mit einem Druck vom Herzen ins Gesicht. Sie giebt ihm einen Stoß, daß er weit fortgeschleudert wird, wie damals vom Ulrichssteg; daß sie selber gegen einen Baum fällt mit dem Kopf.

Wie hat der Baum eine kalte Rinde! Und es ist fast, als wär's gar kein Baum, als wär's eine Kalkwand. Sie tastet daran herum, denn es ist plötzlich Nacht geworden; nur ein kleiner viereckiger Raum dort gegenüber ist etwas heller! sonst ist die ganze Gegend finster um den Garten herum.

Ja, es ist eine Wand, an der sie sitzend lehnt. Der Boden unter ihr ist weich, wie ein Bett. Neben sich hört sie einen leisen Atem. Sie fühlt, sie ist im bloßen Hemde. Die Scham brennt ihr immer heißer im Gesicht. Der Fritz hat sie geküßt! Und wie hat sie mit ihm ge-

redet! War sie denn das selber? So kann sie ja nicht gesprochen haben! Von einem Manne kann sie sich ja nicht haben küssen lassen! Aber sie fühlt ja noch den Druck, mit dem sie ihn an sich preßte, an ihrer Brust. Sie fühlte seine Wärme noch auf ihrem Munde, das Gefühl noch, das sie vorher nicht gekannt, in ihrem Herzen.

Und doch gehört der leise Atem neben ihr dem Liesle. Der viereckige Raum, der etwas heller erscheint, als die übrige Umgebung, ist ihr Kammerfenster. Sie sitzt in ihrem Bette. Es kann doch wohl noch gar nicht wieder Tag gewesen sein, seit sie zum letztenmal einschlief. Ob das ein Traum gewesen ist? Ja, so hat sie sich das Träumen immer gedacht, daß man thun und leiden müßte, was man wachend nicht thäte und nicht litte.

Wie wär das gut! Da wär auch das nicht wirklich, daß der Fritz die Gringelwirts-Ev' freite. Denn das könnte sie nicht ertragen. Aber auch, daß er sie, die Heiterethei, lieber hätte, wär dann nur ein Traum. Und das muß sie wiederum schmerzen.

Wenn sie von neuem einschliefe, träumte sie vielleicht so fort, und die seltsame Angst, die sie noch wachend fühlt, würde noch größer, und wer weiß, was sie noch thäte im Traum! Und ihr Gesicht brennt noch über das, was sie schon gethan. Was muß der Fritz denken von ihr? Was werden die Weiber nun erst reden!

Sie weint vor Entrüstung über sich selbst, daß sie die Gefühle nicht wieder los werden kann, ja nicht los werden möchte, um alles nicht!

„Ich will nichts vom Fritz," sagte sie laut. „Mag er die Gringelwirts-Ev' frein. Ich mag ihn nicht! Ich mag keinen! Und so ist's, und nu ist's fertig." Sie kann sich zwingen, so zu reden, aber nicht, daß sie so fühlt, wie sie spricht. Sie wird aus sich selber nicht klug. Immer wieder verwechselt sie Traum und Wirklichkeit. Sie weiß nicht, wo der eine aufhört und die andere beginnt.

Sie sieht aus dem Fenster, um sich zu kühlen; die Luft scheint ihr so heiß, als ihr Gesicht.

„Wenn ich baden ging," sagte sie zu sich, „dann müßt's anders werden."

Das Liesle, das weiß sie, wacht vor dem Morgen nicht wieder auf. Sie zieht sich an. Denkt sie ihrer Empfindungen, wie der Fritz gefragt: „Wenn du ein ander Kind hättest, aber es wär dein?" da schmerzt sie das in der Seele des kleinen Liesle, als hätte sie's verleugnen wollen. Sie bittet's der Schlafenden ab. Dann eilt sie dem Bade zu.

Und wie sie nun an der heimlichen Stelle steht, wo sie so oft um diese Nachtzeit gebadet, da kann sie's nicht über sich gewinnen, nur das Halstuch abzulegen. Sonst entkleidete sie sich so unbefangen wie ein

Kind und stürzte sich in die kühle Flut. Und nun — sie weiß, es sieht sie niemand —, dennoch kann sie sich nicht entkleiden. Sie schämt sich vor den Bäumen, vor dem Himmel, vor dem Wasser, vor der Nacht und vor sich selbst.

Hat sie denn etwas Böses gethan?

Denkt sie der Gringelwirts-Ev', so schnürt's ihr die Seele zu. Da steht sie; die vertraute Tiefe lockt sie mit tausend heimlichen Lauten, sich hineinzustürzen, wie sie geht. Ein leiser Windstoß erschreckt sie; erst sucht sie sich in sich selber zu verstecken, dann flieht sie heimwärts wie ein scheues Reh.

Hat sie der erste Traum so ganz geändert? Sonst fürchtete sie niemanden. Aber es ist auch nicht die Furcht vor fremder Stärke; die Furcht vor der eigenen Schwäche ist's. Und diese hat sie noch vor einer Stunde nicht gekannt.

Das erste Rot des jungen Morgens glüht ihr aus dem kleinen zerbrochenen Spiegel entgegen, als sie, heimgekehrt, atemlos wieder in ihre Schlafkammer tritt. Sie sieht nach dem Kinde. Das war doch aufgewacht während ihrer Abwesenheit. Es hatte sich aufgesetzt und geweint; das fühlte sie an der Bettdecke, wo sein Köpfchen lag; dann war es, im Sitzen wieder entschlummernd, mit dem Oberleibe nach vorn gesunken. Ihr war's, als könnte das Liesle über nichts geweint haben, als über sie selber. Sie kniete an das Bett hin und schlang den einen Arm leise um das Kind.

„Glaub mir's doch nur, Liesle," sagte sie zu der Schlafenden, aber flüsternd, um sie nicht zu wecken, „ich lass' dich gewiß nicht, so lang ich lebe. Ich brauch kein Kind weiter, als dich. Und ich werd auch gewiß nicht schlecht. So was, wie vorhin, thu ich gewiß nicht, wenn ich bei mir bin, das glaub mir nur, Liesle; und die Mutter selig vom Himmel wird helfen, daß ich's auch nicht im Traum wieder muß thun."

Die gute Natur des Holders-Fritz hatte unterdes seine Krankheit überwunden. Er durfte wieder an die freie Luft. „Ja," sagte er, als er auf einem Stuhle in seinem Stadelgarten saß, „es ist doch kurios, wie alles will gelernt sein, auch das Kranksein, und hernachen auch das Wiedergesundsein. Ja, wenn man läuft und red't und hantiert, da denkt man gar nicht, daß man jedes Wörtle und jede Bewegung erst hat einzeln auswendig müssen lernen, wo man jetzt gar nicht mehr dran denkt, daß man sie will machen, als wenn's halt von selber geschäh. Und wenn ich wieder gesund bin, hernachen werd ich's auch nicht begreifen, daß ich erst ins Gesundsein gar nicht recht hab hinein können kommen, und daß ich's erst wieder hab müssen lernen. Es heißt, wer

gesund wär, der thät nicht wissen, daß er einen Magen hat. Da möcht ich meinen, er müßt' auch nicht wissen, daß eine Sonn' ist und ein Himmel und Gras und Bäum'. Jetzund spür ich das alles, wie ein Kranker seinen Magen. Die Bäum' drücken mich, der Himmel ist, als wenn er sich auf mich legen wollt oder schon läg mit seiner schrecklichen Blauheit, und das grüne Gras, das benimmt mir ordentlich den Odem, so grün ist's. Das Lüftle vom Kreuzberg her, da ist's, als müßt' ich mich dagegen stemmen, und die Hummel da macht mich bis in den Magen hinein konfus. Das ist verwünscht; jedes Steinle, wo da liegt, und jedes Mückle, das sich seine Flügel putzt, und jeden Grashalm spür ich einzeln. Da sieht man erst recht, was das für dumm Zeug mit dem Wildthun ist gewest. Gegen das da helfen die Fäust' nix, da kann man sich nur mit den Gedanken erwehren. Und wenn einer kein Glied kann regen, so kann er doch ein Mann sein und ein rechter dazu. Den Mann macht's, daß einer denkt und bleibt ganz ruhig fest auf dem, was er einmal hat gesagt."

Jetzt sah er seine Großmutter vor sich stehen. Sie weinte.

„Was weint Ihr denn, Fräle?" fragte der Fritz.

Die Alte schluchzte: „Ach du lieber Gott, du arm Fritzle! daß du nu wieder dasitz'st und bist gesund, das dauert mich so."

Es ist eigen, oft fühlen wir das Mitleid erst recht, wenn der Grund dazu schon hinter uns liegt. Das glückliche Lächeln, mit dem ein Armer die geschenkte Suppe ißt, rührt uns viel tiefer, als vorher der Hunger aus seinem Gesichte. Vielleicht, weil wir nun erst an dem Glücke der Befriedigung den Schmerz des vorhergegangenen Entbehrens ermessen. Oder weil uns das gegenwärtige Leiden zu sehr erschreckt, als daß wir den Mut hätten, seiner Mitempfindung uns hinzugeben.

„Ihr seid ein dumm's Fräle," sagte der Fritz. — „Habt Ihr das nu fertig gemacht, da mit der — Ihr wißt schon, was?"

„Mach nur erst, daß du wieder stark bist und deinen Besuch kannst abstatten."

„Weiter fehlt nix?" fragte der Fritz. „Und sie wissen, daß ich auf die Ev' gepaßt hab, ob ich sie allein könnt sprechen?"

„Freilich, Fritzle, freilich," entgegnete die Alte. „Es ist aber doch närrisch mit den Menschen. Guck, sag mir einmal, Fritzle, hast du dich einmal recht gewundert, daß bei dir aufgeräumt ist gewest in der Werkstatt?"

„Ihr meint, in der alten Zeit?" So nannte der Fritz die Zeit vor seiner Änderung.

„Ja," entgegnete die Großmutter.

Dem Fritz fiel's ein. „Ihr habt einmal heimlich das Zeug 'rein-

geräumt, weil Ihr gemeint habt, ich werd wild, wenn ich's weiß. Damals bin ich auch wild gewest; ich hab nix können finden."

„Ja," meinte die Alte, „glaub's wohl; weil du unter den Spänen und in allen Ecken hast deine Sach' aufgehoben gehabt. Wenn du dein Beil nicht erst eine halbe Stund' hast vergebens müssen suchen, da hast du gemeint, es schneid't nicht."

„Ja," sagte der Fritz. „Es ist den Morgen nach dem letzten Gründer Markttag gewest, wo ich — Ihr wißt schon, was; ich denk nicht gern an die alt Zeit. Im Anfang bin ich wild gewest, daß ich die Sachen dort hab müssen suchen, wo sie haben hingehört. Auch die Stadelthür ist angelehnt gewest."

„Und rat einmal, wer das hat gemacht gehabt, Fritzle! Aber ich bin's nicht gewest."

Der Fritz besann sich und sagte dann zornig vor sich hin: „Muß mir denn allemal zuerst die einfallen? Und wenn's was Unmöglich's wär, die fiel mir dabei ein, als hätt' sie's gemacht. Und das ist auch unmöglich, daß die das soll gewesen sein."

„Nu, ich will dir's sagen, Fritzle, die Heiterethei ist's gewest."

„Also doch?" Dem Fritz stieg Dunkelröte in die bleichen Wangen. Er merkte es und fuhr aus Scham vor der Großmutter zornig auf: „Von der Valtinessin-Ev' habt Ihr wollen sprechen".

So sagte er, und doch hätt' er gern gewußt, war's wahr, was die Alte gesprochen? Aber hatte er nicht in seiner verbundenen Hand einen unwiderleglichen Gewährsmann für das Gegenteil? Über seine Schwäche zornig, fuhr er fort: „Wenn's nicht richtig ist, bis ich wieder kann ausgehn, zieh ich nach Amerika."

Die Alte erschrak. Sie fing an, zu glauben, sie werde ihren Plan nicht durchsetzen. Damit es nicht auffiele, wenn sie plötzlich von der Heiterethei abbräche, und weil sie meinte, sie müsse nun noch das Mögliche versuchen, den Fritz von seiner Meinung abzubringen, die Heiterethei verschmähte ihn, plauderte sie wie unabsichtlich weiter:

„Aber was red'st du immer noch, Fritzle? Die Sachen ist abgemacht. Es ist alles fertig. Die Valtinessin hat auf die Kniee geschlagen und hat gesprochen: Hier sitz ich und sag: so ein Paar wie mein Mordmädle und der Frau Holderin ihr Tichterle, die hat der Himmel selber zusammengefügt. Er soll nur kommen, der Meister Holder. Sie ist eben guter Laune gewest über der Heiterethei Häusle, wo der Regen beinah hat eingeworfen. Die Weiber haben der Heiterethei so lang Angst gemacht — nu kann ich dir's schon sagen, Fritzle —, du thätst ihr mit dem Beil auflauern und wolltst ihr, wer weiß, was thun, bis die Heiterethei ist desperat geworden, und du weißt schon, was her-

nachen ist passiert. Und wie die Heiterethei gemerkt hat, es ist nicht wahr, was ihr die Weiber haben gesagt, da ist sie noch einmal desperat worden und hat die Weiber aus ihrem Häusle gejagt, die sie haben dazu verleitet gehabt. Nu gönnen die ihr das mit dem Häusle."

Es war ein Wagnis von der Großmutter, jetzt schon vor dem Fritz der Heiterethei That an ihm zu erwähnen und so ihn merken zu lassen, man wisse trotz seiner Bemühungen, ihn zu verschleiern, den wirklichen Verhalt der Sache. Das wußte die Alte recht gut. Und doch konnte sie auf andere Weise ihm nicht beibringen, daß die Heiterethei, von der er sich aus Haß angegriffen meinte, nur Notwehr habe üben wollen. Sie hatte damit zu warten gedacht, bis er, ruhiger geworden, sich freuen müßte, daß ihre Versicherung, sie unterhandle mit der Valtinessin, ein bloßes Vorgeben gewesen. Aber sein jetzt noch ebenso heftiges Dringen auf das Fertigmachen der Heirat und seine Drohungen erlaubten den Aufschub der Mitteilung nicht länger.

Es braucht daher keiner Erwähnung, mit welcher Spannung der Großmutter Augen am Gesichte ihres Enkels hafteten, während sie, nur wie beiläufig, des nötigen und doch bedenklichen Punktes erwähnte; wie sie miterblaßte, als sie ihn noch bleicher werden und an den Lippen nagen sah. Sie mußte nun die Voraussetzung, auf die ihr Plan gegründet war, und damit alles Gelingen desselben aufgeben. Auch keine Spur von Freude, daß er sich in der Heiterethei geirrt, zeigte sich in des Enkels Gesicht.

Sie wußte nicht, daß der Zorn, den sie darin aufsteigen sah, eben von dem Gedanken kam, welche Freude die Gewißheit, er habe sich in der Heiterethei geirrt, hätte bringen müssen, kam sie nicht zu spät. Es war Zorn auf sich selber, daß er den unglücklichen Einfall gehabt mit der Ev', den er nun festhalten mußte, mit so großer Beschämung er auch einsah, er sei zugleich ein alberner gewesen. Das Glück mochte er sich nicht ausmalen, da er es auf Nimmerwiederkehr von sich gewiesen. Die Leute wußten nun doch, daß die Heiterethei ihn in den Graben geworfen, sie wußten sogar, warum sie es gethan. Er meinte, sie müßten über sein schulknabenhaftes Vorgeben, er habe an dem Häuschen und auf den Wegen der Heiterethei der Ev' aufgepaßt, ebenso verächtlich denken, als ihn selber Trotz und Scham zwang, zu thun. Aber er mußte es festhalten; und da er dies als einen Zwang empfand, den nicht er selbst, sondern den die Leute ihm anthäten, fuhr er im Zorne darüber auf: „Mit euern Leuten! Was wissen die? Die sagen, ich hätt' der Heiterethei aufgelauert, damit sie ihren Ärger und ihren Hohn recht könnten auslassen!"

„Na," suchte die Alte ihn zu begütigen, „du denkst, Fritzle, sie haben

dir's verdacht, wie sie haben gemeint, du bist dem Annedorle zu Gefallen gegangen? Aber guck, Fritzle, so ist's nicht gewest. Darum haben sie dich gelobt. Aber daß du's so wunderlich hast angefangen, das, haben sie gemeint, wär nicht das Richtig' gewest. Wer die Leut' wollt blind machen, der thät ihnen erst die Augen auf. Und wenn einer was wollt verstecken, so meinen sie, es müßt auch danach sein, daß man's müßt verstecken; und was Gut's versteckt man nicht. Daß du dir so viel aus den Leuten hätt'st gemacht, und wärst so heimlich gegangen, und hättst die Heiterethei selber mit desperat gemacht, und hernachen wieder der Leut' wegen gesagt, du wärst der Gringelwirts-Ev' zulieb gangen, das wär nicht das Gescheit'st gewest. Auf die Leut' dürft man nix geben, haben sie gemeint."

Die Sorge der Großmutter wandte sich auf seinen augenblicklichen Zustand. Sie war bekümmert und unwillig auf sich, daß sie diesen veranlaßt. War ihr doch vom Bader auf die Seele gebunden worden, alle Ursache zu Zorn und Ärger von ihm fernzuhalten. Sie ging, ihm einen niederschlagenden Trank zu besorgen.

Dem Fritz aber war es lieb, daß die Großmutter ging. Es wurde ihm schwer, im Zorne zu bleiben; und ein traurig Gesicht ihr zu zeigen, oder Gedanken an die Heiterethei darin lesen zu lassen, das litt sein Trotz nicht. „Es wär verkehrt gewest, daß ich zuviel auf die Leut' hätt' gegeben?" sagte er zu sich, indem sie ging. „Und wer hat das gemeint? Die Leut'? Wer sind denn nu eigentlich die Leut? Die da sagen, man soll nix auf die Leut' geben, das sind ja selber wieder die Leut'. Himmelelement! Wer da nicht konfus soll werden! Und das ist verwünscht, daß sie wieder recht haben. So wär doch wirklich ein Narr, der auf die Leut' was gäb. Und der ihnen was zum Trotz will thun, noch mehr, als wer ihnen will zu Gefallen leben. Im Fieber, da hab ich immer mein link Bein für einen Hund angesehn, der mich hat angebellt, und wenn ich nach ihm hab wollen treten, da hab ich mich selber getreten. Die Leut' sind nix, wie so ein verwünschter Fieberhund. Du hast gemeint, die Leut' bellen dich an, und hast sie wollen treten und hast dein Glück zertreten. Und da hast du gemeint, du bist ein anderer Kerl worden und ein rechter Denker, und — halt nur still, Bursch, du sollst mir nix mehr vormachen, das sag ich dir! Ist das alles, was du seither hast gemacht, was anders gewest, als dein alt Wild- und Dummthun, wo du hast gemeint, du bist drüber hinaus? Und hast nicht wieder gemeint, das ist was Apart's, wo du bist auslachenswert gewest, und wo du was Gescheit's hast wollen thun, da hast du dich geschämt? O Himmelelement! Und wenn ich's noch wenigstens könnt verlaufen oder ausarbeiten; aber so muß ich sitzen

bleiben bei meiner Dummheit, wie das Kind bei dem, was es hat gemacht."

„Ja, wenn's wär, was ich mir da denkt! Aber es könnt auch wieder so ein Fieberhund von Denkerei sein, wie das die Zeit her ist gewest. Das Fräle hat kein Mal recht damit heraus gewollt, ob sie die Sach' mit der Ev' hat fertig gemacht, und hat immer von dem Annedorle gered't, daß es sollt herauskommen, als wär's zufällig gewest. Ja, so ein alt Fräle hat auch noch ihre Äst'. Das wär gar nicht unmöglich, daß das Fräle nur so hätt' gesagt und wär noch gar nicht bei der Valtinessin gewest. Weiß ich nicht, was ich thät vor Pläsir, wenn's so wär. Aber sagen könnt ich dem Fräle nicht, wie lieb mir's wär. Wenn doch am End' schon alles fertig wär, und eher freit ich den Teufel, als daß ich könnte sagen, wie ein klein Kind: Vorhin ist mir sell nicht recht gewest, jetzund ist mir wieder das nicht recht. Das Wildthun, das soll mir nicht noch einmal kommen, es mög sich stellen, wie's will; den Fieberhund kenn ich nu schon. Aber die Mannesehr', die freilich muß ein rechter Kerl aufrecht erhalten. Was einer einmal hat gesagt, dabei muß er bleiben, und sollt ihm darüber das Herz entzwei gehn im Leib. Und so was wird hernachen auch werden. Wenn ich das Annedorle hätt', ich wär morgen wieder gesund. Sie hat gemeint, ich will ihr was thun; das dauert mich. Und muß nun denken, sie hat mich um nix in den Bach gerennt. Wenn ich nur sollt wissen, was sie dächt, wenn die Leut' sagen, ich hab sie gewollt! Ob sie's recht sehr reuen thät? So recht sehr? Ob sie wohl könnt weinen darüber? Wenn mir doch nur das Fräle hätt' was weisgemacht! Ich weiß nicht, was ich könnt thun drum. Da kommt der Schnödler. Wenn ich den könnt ausholen! Aber der ist auch pfiffig genug. Es wär verwünscht, wenn ich die Ev' nu müßt nehmen; ich könnt nicht wieder recht gesund werden danach; das weiß ich. Und ich möcht's auch nicht."

Der Meister Schnödler merkte, trotzdem, daß er den Tag noch keinen Tropfen getrunken, was der Fritz wissen wollte.

Es lag im Vorteil der Valtinessin-Ev', wenn er so antwortete, wie das Fräle von ihm verlangt hatte. Er stellte also die Sache mit der Ev' als ganz fertig dar und zugleich als völlig stadtbekannt. Die Leute hätten die Heirat längst voraus gesehen; deshalb finde die Rede einiger Wenigen, die sich ein weises Ansehen zu geben suchten, wenn sie behaupteten, des Fritz Werbung habe eigentlich der Heiterethei gegolten, nicht nur keinen Anklang, man mache sich auch noch über die weisen Leute lustig. Ein so wunderliches, grundloses Hin und Her mit seinen Absichten und Entschlüssen traue man einem solchen Manne, wie der Holders-Fritz ist, nicht zu.

Den Fritz hatte endlich weniger der noch nicht wieder gewohnte Aufenthalt im Freien, als die Bewegung seines Gemütes in Zorn, Freude und Schmerz angegriffen. Er ließ sich wieder zu seinem Lager führen.

Der Bader benutzte auch diesen Umstand. Er suchte die Alte auf und brachte sie durch wohlangewandte Beruhigungsreden bald in die größte Angst.

Der Fritz, sagte er ihr beiläufig, scheine zu glauben, daß sie ihn zum besten habe mit vorgespiegelter Erfüllung seines Wunsches. Das habe er, der Bader, gemerkt. Er wolle nicht meinen, daß die bedenkliche Wendung, die der Zustand des Genesenden wieder zu nehmen drohe, von dem Zorn und dem Schmerz, getäuscht zu sein, herrühre. Sie solle, da ein gefährlicherer Rückfall in Aussicht sei, ein Gespräch darüber mit ihm vermeiden.

„Was der verwünschte Kerl sagt, daß er übermorgen nach Amerika will, da wollen wir ihn schon kriegen. Was? der braucht auch noch die Seekrankheit dazu? Der kann so sterben. Er braucht kein Schiff; wenn's gerät, braucht er nicht einmal seine Beine und wandert noch wo ganz anders hin, als bloß nach Amerika. Aber wer weiß, geht er zu Schiff, kuriert ihn vielleicht die Seeluft. Das ist ein ganz anderer Kerl, als so ein Landwindle. Ich soll sehn, ob's wahr ist, das mit der Valtinessin, daß das fertig wär. Und ist's nicht, soll ich's machen. Nur nicht ängstlich, Frau Holderin; auf der See gestorben, das ist noch lang kein Schieferdecker, der den Hals hat gebrochen."

„Ja, Meister Schnödler," begann die Alte. Aber der Meister konnte sich wohl denken, die Großmutter werde ihn nur bereden wollen, mit der Ausführung seines erdichteten Auftrages noch zu zögern. Einen scheinbaren Vorwand dafür zu finden, traute er der Klugheit der Alten zu. Dann, erkannte er voraus, werde er es entweder mit ihr verderben, oder den Vorteil, den des Enkels Angegriffenheit ihm in die Hände gab, ungenutzt fallen lassen müssen. Da beide Aussichten ihm nicht behagten, that er entsetzlich eilig, sprach von der Heiligkeit, den der Auftrag eines vielleicht Sterbenden habe, und rannte davon, ehe er sie hatte zu Worte kommen lassen.

Da stand nun das gute Holders-Fräle und wußte ihres Leibes keinen Rat. Der Bader ging wahrscheinlich geradeswegs nach dem Gringel. Seine Rede von der Heiligkeit des Auftrages eines vielleicht Sterbenden hatte sie vollends niedergeschlagen. Sie hatte das Vertrauen eines solchen betrogen, der noch obendrein ihr ganzes Leben war, und hatte damit nichts erreicht, was die Täuschung rechtfertigen oder auch nur entschuldigen konnte. Hatte der Bader aus einem Grunde, der nahe genug lag, den Zustand ihres Fritzle ihr bedenklicher vorgestellt,

als er wirklich war — wir wollen es der Alten nicht verdenken, daß sie sich nicht ganz vergaß, — so lief sie Gefahr, ihre Stellung zu dessen künftigem Haushalte selbst zu untergraben. Und so schwere Dinge dies waren, das Mißfallen an der Unschicklichkeit einer Werbung durch den betrunkenen Bader hatte Gewicht genug, sich neben ihnen geltend zu machen.

Jene Möglichkeit, der Bader habe sie bloß schrecken wollen, wuchs zu einem Hoffnungskeim in ihrem betrübten Herzen, den aber der Anblick des Fritz, als sie ihn bleich und matt wieder auf seinem Bette liegen sah, sogleich wieder erstickte. Im Eintreten hörte sie ihn noch mit schwacher Stimme von einem Fieberhunde reden.

„Ach Gott," dachte sie, „der Bader hat doch recht gehabt: das Fritzle faselt schon wieder. Wenn er wirklich sollt sterben, ich könnt's nicht verwinden, daß ich ihm die letzte Lieb' nicht hätt' gethan mit der Baltinessin-Ev'. Und ich wär noch obendrein damit schuld an seinem Tod."

„Da, Fritzle," sagte sie, indem sie mit zitternder Hand den Cremortartaritrank neben ihn stellte.

Im Fritz war die Hoffnung, seine Großmutter habe ihn zu seinem Besten getäuscht, noch nicht ganz erstorben. „Der Schnödler," meinte er, „kann von dem Fräle angestellt sein." Zwar schienen die einzelnen Reden des Baders nicht mit dem Plane zu stimmen, den er bei der Großmutter voraussetzte; aber im Ganzen ließen sie sich nach seinem Wunsche auslegen. Er nahm sie so, obgleich er wußte, wenn er sich ernstlich fragte, müßte er sich antworten: „ich glaub es freilich doch nur, weil ich möcht, es wär so".

„Fräle," sagte er, „Ihr habt's nicht fertig gemacht, Ihr wißt schon was. Ihr seid, wie der Fieberhund ..."

Die Alte schlug in Gedanken die Hände über den Kopf zusammen. „Aber Fritzle ..."

„Die Leut', mein ich. Ihr seid, wie die Leut'. Ihr wollt's nicht haben. Ihr wollt mir mit Gewalt eine andere aufdringen."

Der zornige Ton, mit dem er das sprach, klang so von Schwäche angewelkt, daß er die Alte mehr erschütterte, als der Inhalt seiner Rede selbst. Sie hörte im Geist die Sterbeglocke dazu läuten.

„Aber Fritzle, wie kannst du das denken?" sagte sie weinend. Sie sah schon den Meister Schramm im schwarzen Mantel an der Thür stehen, und es schien ihr nun selber, als habe sie das thun wollen, was er ihr vorwarf. Sie nahm sich vor, sobald es möglich, noch nachträglich wahr zu machen, was sie ihm bisher vorgespiegelt.

„Es ist ja fertig, und guck, Fritzle, was noch dran fehlen sollt, das ist ja mit einem Wörtle gemacht. Ich will auch zum Superdent. Sei nur nicht zornig, sonst wird's schlimmer mit dir."

Der Fritz sah sie ihren Mantel nehmen und begann nun mit Recht zu fürchten, er zwinge sie vielleicht erst, das zu thun, wovon er so sehnlich wünschte, es sei noch ungethan. Gleichwohl wollte er sich nicht bloßgeben.

„Wenn's noch nicht ist," fuhr er daher fort, „so laßt's bleiben, Fräle. Hört Ihr?"

Sie traute ihren alten Ohren nicht; sie wandte sich und nahm die Augen zu Hilfe.

Ihr scharfer Blick zeigte ihm, er sei im Begriff, sich zu verraten. Er meinte, ihr müsse es ebenso verächtlich scheinen, wenn sie sehe, er sei mit seinem Zorn und seiner Reue ein kleines Kind, als ihm selber das, durch die Augen beschämten Trotzes angesehen, vorkam.

„Ich kann's schon selber. Ihr meint, ich bin ein klein Kind, dem man weismacht, was man will. Ihr sollt meinetwegen nix thun, was Ihr nicht gern mögt."

Diese Milde traf das Fräle in das Herz hinein.

„Hört Ihr, Fräle? Und wenn ich's nicht selber kann, ich find schon einen."

„Den Bader," dachte die Alte mit einer Art eifersüchtigen Schmerzes. „Vielleicht komm ich doch noch eher, als der; es sind, wer weiß, wie viel Schenken an dem Weg bis zum Gringel."

„Von Euch will ich's nu nicht. Ihr sollt's nu nicht. Hört Ihr? sonst verdrießt mich's noch mehr."

„Was du red'st, Fritzle! Ja, wenn's nicht wirklich schon fertig wär! Aber es ist ja schon. Und du wirst noch ganz krank von dem unnützen Reden. Wenn du lieber könnt'st ein bißle schlafen!"

Sie setzte sich auf einen Stuhl und schien sich in ihr Gestrick zu vertiefen. Sie wollte sein Einschlafen abwarten.

Die letzten Reden der Großmutter hatten den Fritz fast wieder irr gemacht. Er sah ein, daß er in der Weise, wie er begonnen, nicht hinter den wirklichen Verhalt der Sache kommen könne. Nach einem harten Kampfe seiner Sehnsucht mit seiner trotzigen Scham wurde ihm deutlich, daß auch diese Scham nichts weiter sei, als sein altes Wild- und Dummthun, als nur wieder ein Fieberhund, indem er in dem Gemüte der Großmutter seine eigenen Grillen fürchte. Er triumphierte wiederum mit seinem Denkerstolz, um seinem Gedankenergebnis die nötige Wucht zum Todesstoß auf die widerstrebenden Gefühle zu geben. Wäre er geübter im Denken gewesen, so mußte er freilich inne werden, daß dieses selbst weder in seinem Ausgangspunkte, noch in seiner Richtung den Einfluß der Gefühle gänzlich verleugnen kann.

Da er merkte, wenn es ihm gelingen sollte, Trotz und Scham zu

überwältigen, dürfte er sein Gesicht den klugen Augen der Großmutter nicht aussetzen, so wandte er sich nach der andern Seite.

„Fräle, ich will Euch was sagen, aber — ja, wenn ich wüßt' — na, seid nicht etwa dumm —"

Er fühlte die Scham schon auf seinen Backen brennen, daß die Großmutter ihm nicht gleich erleichternd in die Rede fiel. Da dies aber gar nicht geschah, so fiel ihm ein, die Alte könnte, von ihm in seinen Gedanken unbemerkt, leise aus der Thür gegangen sein. Er kehrte sich, so rasch als ihm möglich war, wieder um. Die Alte war fort. Auch der Mantel hing nicht mehr an seiner Stelle. Erschrocken setzte der Fritz sich im Bette auf. „Nu ist sie erst zur Valtinessin gangen!" fiel ihm ein. „Nu ist's aus mit dem Annedorle!" Er fühlte nun erst recht, wie in dieser all sein Glück beschlossen war. „Und ich muß die Valtinessin-Ev' frein! Fräle, Fräle! Ihr müßt noch da sein! Hört doch nur!"

Aber das Fräle hörte nicht; es war wirklich auf dem Wege zur Valtinessin.

Hätte er hoffen können, daran zu verbluten, wenn er von dem verletzten Finger den Verband abriß, er hätte es gethan.

„Es wird so werden," tröstete er sich grimmig, „ohne das."

Indem er vor die Stadelthür hinauslief, gab er sich das Wort, von Stund' an ernstlich alles Wild- und Dummthun abzuschaffen und unter keiner Maske mehr an sich zu lassen, sie sei so verführerisch, als sie wolle.

Auch vor dem Stadel war die Alte nicht mehr.

Es ist eine Eigenheit guter Entschlüsse, daß sie gewöhnlich zu spät kommen.

„Glaub mir's nur, Liesle," sagte die Heiterethei, vor dem Bette knieend und den linken Arm um das Kind geschlungen, leise zu dem schlafenden. Sie mußte es dem Kinde noch einmal sagen, und da sie es doch nicht wecken wollte, so flüsterte sie: „Ich lass' dich gewiß nicht, so lang ich leb. Ich brauch kein Kind weiter als dich. Und ich werd auch gewiß nicht schlecht. So was, wie vorhin, thu ich gewiß nicht, wenn ich bei mir bin, das glaub mir nur, Liesle! und die Mutter selig vom Himmel wird helfen, daß ich's auch im Traum nicht wieder muß thun."

Sie fühlte, daß es ihr heiliger Ernst war mit diesen Vorsätzen; das gab ihr neue Kraft. Den nüchternen Blick des hellen Morgens konnten die Gebilde des Traumes ohnehin nicht ertragen; sie fielen, eines um das andere, vor seiner Gewalt in sich zusammen, und die Heiterethei sah halb froh, halb traurig die Gestalt der Wirklichkeit aus den sinkenden bunten Hüllen Glied um Glied wiederum hervorgehen.

Bald vermochte sie nicht mehr zu begreifen, wie sie solch „verrücktes Zeug" nur einen Augenblick lang hatte glauben können. Es wurde ihr immer gewisser, die wachende Heiterethei hatte für das, was die Träumende gethan oder noch thun konnte, nicht einzustehen. Nur etwas davon blieb zurück und war durch kein Mittel zu verscheuchen: die Wirklichkeit, die dem Traum zu Grunde lag.

Bis zu dieser Nacht war die Seele des gesunden, kräftigen Mädchens in geschlechtlicher Hinsicht noch ein Kind gewesen. Wenn sie erst den Fritz ungern in seiner Verwilderung gesehen hatte, so war das eine Folge ihrer natürlichen Gutmütigkeit gewesen. Dann hatte das endlose Warnen und Raten der Wachtstubenweiber sie gewöhnt, ihn zum steten Gegenstand ihrer Gedanken zu machen. Furcht, Mitleid, Angst und Selbstanklage hatten dieses Denken an ihn zu inniger Teilnahme gesteigert und ihre Seele vertieft, die aber immer noch geschlechtslos blieb, bis die Eifersucht endlich das Weib in ihr weckte. Die Bilder des Traumes waren nur die Blumenblätter gewesen, die nach Befruchtung der Blüte abfallen konnten ohne Nachteil für das Wachstum der Frucht. Und diese reifte schnell zu der schwellenden Fülle, die sie auf so saftvollem Stamme erreichen mußte.

Bald war ihr einziger Gedanke: „Wenn nur das mit der Ev' bloß geträumt ist gewest! Hernachen ist alles gut."

Die Milch zum Frühstück für das Kind kostete der Heiterethei ihre letzten Kreuzer. Das berührte sie nicht. Diese tiefen, strömenden Gefühle dehnten ihr Herz bis zum Zerspringen und ließen keiner Sorge darin Platz. Das Elend, das nun, Gesicht an Gesicht, vor ihr stand, verlor, von ihnen angestrahlt, alle seine Schrecken. Ohne daß sie es selbst wußte, kleidete sie sich, als wär ein hoher Festtag. Auch darin zeigte sich ihre Wandlung.

Wie sie an dem kleinen Spiegel stand, den sie auf- und abwenden mußte, um ihre ganze Gestalt darin sehen zu können, wurde sie zum erstenmal in ihrem Leben gewahr, wie hübsch sie aussah. Gegen diese volle und doch schlanke hohe Gestalt ist die Ev' nur ein Schatten. Und auch solche Haare hat sie nicht, so klar und dicht, wie sie jetzt der Heiterethei über die Schulter fallen, herab bis fast auf die Kniee, und sie einhüllen, daß sie eigentlich keines Gewandes weiter bedürfte. Nur ein dunkles Gefühl ist's in diesem Augenblick, als wären doch nicht alle Sorgen vorbei, welches sie dem Liesle zurufen läßt: „Es wird alles gut, Liesle, es wird alles gut". Sie wundert sich, daß dessenungeachtet das Liesle noch wird Milch trinken wollen. „Nimm's doch nicht übel, Liesle, daß ich so lustig bin!" Sie fühlt schon, daß sie es auch bald nicht mehr sein wird.

Und wirklich, es ist nun hohe Zeit, wenn sie gehen will, sich anzubieten; sonst trifft sie niemanden mehr zu Haus.

Sie ist fertig und nimmt das Liesle auf den Arm; denn allein kann sie's nicht im Häuschen lassen. Daß es um den Fritz wär — wie leicht würde ihr das Sich-Anbieten sein! Um den Fritz könnte sie den großen Weibern knieend abbitten und der Schmerz des zerbrechenden Stolzes würde nur die Wollust des in ihn Sich-Verlierens erhöhen. Wie ist das alles so anders in ihr, als nur gestern noch! Sie drückt das Kind an ihre Brust; sie fühlt halb mit Schrecken, sie ist ihm Ersatz schuldig, denn sie hat den Fritz lieber, als das Kind.

Um das Häuschen herum ist sie schon in der Stadt. Sie fragt sich, wohin sie zuerst will. Daß sie zu keiner von den Wachtstuben-Weibern gehen wird, ist natürlich. Da steht ein Haus, die obere Hälfte grün angestrichen, die untere blau; die Besitzer der beiden Hälften sind sich feind und verkünden das solchergestalt jedem Vorübergehenden. Der unten hat viel Felder und Wiesen; er fährt auch selbst mit seinen Kühen; vor dem Hause steht ein Leiterwagen. Der Mann ist beschäftigt, die Achsen daran zu schmieren; die Frau sieht aus dem Fenster und spricht mit ihm.

„Einen guten Morgen," sagt die Heiterethei in ihrer gewohnten Weise. Der Mann entgegnet ihr halblaut, als wünsche er, es mög es niemand hören. Die Frau sieht auf die Seite.

„Weil ich einmal da vorbeigeh. Ihr habt noch Heu draußen. Heint, denk ich, giebt's noch ander Wetter. Da werd't Ihr mehr Leut' müssen anspannen."

Es kommt ihr keine Antwort zu Hilfe, kein: „ja, wenn Ihr könntet helfen". Der Heiterethei schwillt das Herz. Ein Blick auf das Liesle läßt sie sich bezwingen. „Ich wär imstand und hälf Euch den Vormittag aus," fährt sie fort.

„Ich meint," sagt dagegen die Frau zu ihrem Manne, „dort käm der Bäs Valtinessin ihr Knecht. Mach', daß du 'rein kommst."

Die Heiterethei sieht wohl, die Leute fürchten sich vor der Valtinessin. Um nicht Zeit zu verlieren, geht sie weiter und sagt im Gehen: „Ja, es wird mir doch nicht passen. Ihr müßt euch schon allein behelfen dasmal."

Der Mann, der schon in der Thür war, sieht, daß sie geht, und kommt wieder heraus, um seine Arbeit fortzusetzen.

„Was kann's helfen!" sagt die Heiterethei; „du mußt Milch haben und Brot, du arm's Liesle. Und wenn nur das mit der Ev' ein Traum ist gewest, so will ich mir gern noch mehr lassen gefallen!"

Da kommt der Gurken-Kaspar daher. Ehe er der Heiterethei an-

sichtig wird, zankt er mit seiner Frau, die ihm mit ihren Töchtern folgt, alle mit Rechen bewaffnet. „Das kommt von deinen Anstalten! Hättst du beizeit dazu gethan, so hätten wir nun Leut'. Aber dir fällt's nicht eher ein, daß du eins willst bestellen, als wenn's schon versprochen ist.“

„Da komm ich grad recht,“ denkt die Heiterethei.

„Glück zu ins Heu!“ sagt sie laut und setzt hinzu, als wenn sie spaßte: „Das Annedorle möchtet Ihr gern mit haben; ich seh's Euch an. Ihr habt nur nicht das Herz, weil Ihr wißt, ich bin immerfort schon auf Wochen hinaus verthan.“

Der Gurken-Kaspar erschrickt und stottert verlegen: „Ja, manchmal, da möcht man wohl — wunderlich Wetter, das ist — wenn nicht — so aber — hat man sich beinah zuviel vorgesehn . . .“

Der Heiterethei schlägt die Glut ins Gesicht. „Ich glaub doch gar,“ lacht sie, „Er denkt, ich biet mich an?“

„Ja so,“ sagt der Gurken-Kaspar erleichtert. Er war im Zuge, noch einen Scherz mit ihr zu wechseln; seine Frau aber rannte ihm absichtlich unabsichtlich den Rechen an den Kopf. Der Gurken-Kaspar war der Mann, der einen Wink verstand und wenn er noch feiner war. Er schluckte hinunter, was er hatte sagen wollen, und ging schweigend fürbaß.

Eine von seinen Töchtern aber wandte sich im Gehen: „Weißt du's noch nicht, Annedorle? Sonntag über acht Tag' macht der Holders-Fritz Hochtzig mit der Gringelwirts-Ev'“.

Der Heiterethei wankten die Kniee. So war das doch nicht geträumt? In den Schmerz hinein, der sie mit hundert Krallen faßt, hört sie die Mädchen kichern. Sie rafft sich mit aller Kraft zusammen und lacht: „Das wißt ihr heut erst? Ich hab's beinah schon wieder vergessen!“

Eine junge Frau, die ihr begegnet, sagt zu einer andern: „Wie das Annedorle sich geputzt hat! Die hat gewiß gedacht, heint schon ist die Hochtzig“.

Die Heiterethei drückt unwillkürlich das Kind gegen das schwellende Herz, daß es zu weinen beginnt. „Werd ich doch noch was bessers anzuziehn haben zur Ev' ihrer Hochtzig,“ lacht sie der jungen Frau über die Schulter nach. Dann wendet sie sich zum Liesle auf ihrem Arm: „Pfui, Liesle, wir weinen nicht. Wir thun den Leuten nicht die Lieb'. Sie denken, sie wollen uns weh thun damit. Lach, Liesle, lach! Und wenn's uns weh thät bis in den Tod, wir lassen's doch niemand merken. Daß die Gringelwirts-Ev' 's erführ und schnitt ein Gesicht, wie sie's macht? Daß den großen Weibern ihr Jubel erst recht fertig werden thät? Was geht mich der Fritz an? So ein dummer Traum wird doch zu vergessen sein? Ich hab ihn nicht gemöcht und möcht ihn

noch nicht, wenn er hundertmal noch ledig wär. Ich mag den nicht Ich mag gar keinen! Und so ist's, und nu ist's fertig!"

Aber sie sagt das nur mechanisch. Sie sieht sich verwundert um, wo sie ist. „Ich hab doch was vorgehabt? Daß ich nur nichts dummes mach, so lang mich die Leut' sehn! Ja, anbieten hab ich mich wollen. Komm, Liesle, aber gute Worte geben wir nicht."

Das wurde denn ein wunderlich Anbieten, wie es in Luckenbach wohl nicht gesehen worden ist, seit das gute hölzerne Städtchen auf seinen steinernen Füßen steht. Man meinte, wer nach solchen Sünden etwas von den Leuten haben wollte, der müsse auch Reue zeigen und sich demütigen. Aber das that die Heiterethei nicht. Sie betrieb die Sache mit einem Übermute, der größer und beleidigender erschien, als ihr früherer, weil er mühsam erkünstelt war. Hinter jedem Lachen stak ein mühsam zurückgedrängtes Weinen, und jenes gebärdete sich nur deshalb so wild, damit dieses nicht den Mut gewinnen sollte, hindurchzubrechen.

Wenige waren so ehrlich, zu gestehen, daß sie in dem Gewebe von Vetter-, Basen- und Arbeitskundschaft mit Armen und Beinen gefangen seien. Der Hohn, der ihr an anderen Orten unversteckt entgegenkam, steigerte ihre künstliche Laune nur immer höher. Es war, als sei ihr eigentlich an der Arbeit gar nichts gelegen und sie verlange, man müsse sich bedanken, wenn sie dieselbe nur annähme. Und wenn es jemand nicht über sich gewinnen konnte, ihr geradeaus abschlägig zu antworten, half sie ihm selber Vorwände zu erfinden. Es schien, sie sei froh, keine Arbeit finden zu können.

So äußerlich fiebernd im Übermute und innerlich zusammenbrechend in Schmerz und Sorge, traf sie auf dem Heimwege mit dem Meister Schramm zusammen, der ihrer Mutter Kurator gewesen war und nun ihrer war.

Der Meister sah sich kopfschüttelnd um. Er war derselbe, dessen roten Kirchenfrack der alte Holunder angehabt, und ging vielleicht nur deshalb in Hemdärmeln und blauer Schürze, weil der Leiher ihm das Gewand noch nicht wieder zurückgegeben. Er war, wie wir wissen, das lebendige Lokalblatt des Städtchens, was die Meldung von Hochzeiten und Todesfällen betraf. Bei letzteren spielte er — wir haben das aus der poetischen Beschreibung im Munde der Beutlerin erfahren — eine große und erbauliche Rolle.

Dieser Mann sah sich fast ängstlich um, als er von der Heiterethei eingeholt wurde, und da er keines Zeugen ansichtig geworden, sagte er: „Ich bin eigentlich sozusagen auf dem Weg zu Ihr".

Die Heiterethei nahm keine Rücksicht darauf, daß er sich über sein

eigenes Vorhaben zu wundern schien; sie sagte: „Da haben wir einen Weg," und schritt voran.

Der Meister wußte es so einzurichten, daß kein Vorübergehender merken konnte, er folge der Heiterethei. Er hätte dies ohnehin nicht gekonnt, ohne seiner Gravität etwas zu vergeben; so schnell lief das Mädchen vor ihm her.

Als er sie an ihrem Häuschen endlich einholte und die Heiterethei erst nach dem Schlüssel suchen und dann die Thür aufschließen sah, da schien seine stehende Verwunderung in betreff der unnötigen Ceremonie mehr als gerechtfertigt.

Drinnen setzte die Heiterethei das Kind, das ihr nie so schwer geworden, auf den Boden nieder und gab ihm ein paar Kartenblätter zum Spielen, die einzigen Überbleibsel des Wachtstubenglanzes.

Der Meister verwunderte sich auch hierüber und sagte dann: „Sie ist heut herum gewest wegen Arbeit, Annedorle; ich bin nicht heimgewest, wie sie in mein Haus ist gekommen. Arbeit hätt' ich Ihr freilich auch nicht können geben — von wegen . . ."

„Weiß wohl," half ihm die Heiterethei. „Er hat der Leut' schon zu viel. Ich dacht auch nur, weil ich eben vorbei bin gegangen."

„Der Leut' wegen so just eigentlich gerad nicht. Und wenn ich schon genug zur Arbeit hab, vom Essen hätt' immer noch was können abfallen. Nur freilich halt zwar müßt' Sie sich das bei Abend holen von wegen der Leut' halben."

Dieses Anerbieten war der Heiterethei kränkender, als aller Hohn, den sie heut erfahren. Der weiße Druckflecken zeigte sich auf ihren Wangen, ehe sie lachend erwiderte: „Essens wegen?"

Der Meister aber schien dasmal nicht aus bloßer Verwunderung den Kopf zu schütteln. „So wär's doch wahr," sagte er halb unwillig, halb bedauernd, „was die Leut' sagen, daß Sie zu essen weiß, ohne zu arbeiten? Und daß man ihr angesehen hätt', Sie ging so ordentlich recht just bloß zum Schein um Arbet, und Ihr wär's um Arbet gar nicht zu thun? Und ich seh, Sie hat auch keinen Mangel an Kleidern, das wär am Sonntag gut genung in die Kirchen, was Sie anhat da. Sie ist nicht von mein'n Leuten, aber daß Ihr Vater und Mutter seliger sich im Grab sollen umwenden, daß so was aus Ihr wär geworden, da hab ich doch erst noch eine Vormahnung wollen versuchen."

Die Heiterethei hielt sich mit solcher Gewalt zurück, daß ihr ganzer Arm erbleichte. Sie schob dem Ausbruche, den sie selber fürchtete, eine Frage als Riegel vor, um ruhiger zu werden.

„Er merkt wohl, wo solche Reden hingehören," sagte sie. „Was steckt Er denn da in der Ecken? Da ist ein Stuhl und eine Ofenbank."

Der Meister Schramm aber drückte noch inniger die Wand an sich oder sich an die Wand.

„Ich meint doch,“ sagte er, „es ist just gerad recht genung, daß ich daher bin gekommen, und ich müßt' mich nicht noch durch die Wetterlücken den Leuten zeigen und meine Reputation verlieren. Sagen doch die Leut', Ihr ist's gar just gerad recht gewest, daß der Regen die Wänd' hat verschwemmt; so könnten's die Leut' in der Nachbarschaft nicht am Thürauf- und zugehen hören, wenn's zu Nacht etwa Besuch gäb bei Ihr. Ich will ja nicht meinen, die Leut' hätten recht. Aber eine ledige Weibsperson, wo allein wohnt, sollt's gar nicht dazu kommen lassen, daß so eine Frag' nur überhaupt ohnehin überdies könnt' entstehn. Das Annedorle, mein' ich, kann nix Besser's thun, als daß sie sieht, wie sie, je eher je lieber, unter die Hauben kömmt. Denn man vernimmt ja, daß der und jener noch Lust hat, sie drunter zu bringen. Und die können sich weiterhin auch noch der Sach' bedenken. Wo Gelegenheit, da, meinen die Leut', wird sie auch benutzt. Ein'm ledigen Mädle wird überhaupt ohnehin überdies von selber schon scharf nachgerechnet, und wo die Leut' gern das Schlimmst' glauben, da geben sie sich nicht noch Müh', die Sach' erst nachzusehn, ob ihr wirklich so an dem ist. So machen's die Leut'. Ich meinesteils, was mich betrifft, will gern nix Schlimm's von Ihr meinen, und darum wär mir's recht, wenn Sie den Beck nähm. Der hat mir's schon lang lassen merken, daß er Lust hat, das Annedorle zu frein, so gut und schlimm, wie sie ist. Aber das Kind da, das müßt' Sie freilich erst von sich thun.“

Die Heiterethei fuhr vor Entrüstung von dem Stuhl empor, auf den sie sich gesetzt. „Den?“ sagte sie mit Verachtung. „Der sein eigen Kind nicht haben will? Er will nichts Schlimm's von mir glauben und meint, ich nähm den?“

Der Meister Schramm schüttelte jetzt unzweifelhaft vor Verwunderung den Kopf. „Bei dem,“ meint er, „bedächt sich die Valtinessin selber nicht. Er hat acht Küh' und kann's kaum erbacken, was er verkauft.“

„Warum heirat't er,“ fuhr das Mädchen fort, „die Küh' nicht selber, wenn er sich so in sie verschameriert hat? Ich mag keine Kuh und auch kein'n Ochsen. Ich kann's noch allein ermachen. Ich brauch keinen, und wär er der Herrgott selber. Und mit seinen Leuten? Als wenn ich den'n was Lieber's thun könnt, als daß ich schlecht thät werden.“

„Mög das sein, wie es will,“ sagte der Meister, indem seine Verwunderung einen Amtsrock anzog. „Aber überhaupt ohnehin überdies darf das Annedorle nicht denken, daß wir von Gerichts wegen so ein Ärgernis werden dulden, wie das Häusle da jetzund der ganzen Stadt

giebt. Und Sie wird wohl thun, wenn sie's nicht dahin läßt kommen, daß wir von Gerichts wegen einen Polizeier zu Ihr schicken."

Der Heiterethei erblaßte der ganze Arm. „Es soll mir nur einer kommen," sagte sie, „ich will's ihm schon sagen! Das Häusle ist mein. Es giebt mir niemand nix dazu. Und wenn ich die ganzen Wänd' heraus mach und nix lass' stehn, als die bloße Decken. Ich will's Ihm schon sagen, daß er für sich soll sorgen und andre Leut' in Ruh' soll lassen."

„Ihr red't wie ein Weibsbild," entgegnete der Meister und wunderte sich über die geistige Überlegenheit, die er der Heiterethei gegenüber entwickelte. „Ihr red't wie ein Weibsbild, und einem Weibsbild nehmen wir von Gerichts wegen nichts übel. Denkt Ihr denn, der Polizeier kommt für sich? Ihn schickt die Obrigkeit, und die Obrigkeit hat die Gewalt, das heißt wir von Gerichts wegen, und wir von Gerichts wegen dürfen Ärgernis nicht leiden, und nicht der Polizeier, der nur kommt, wenn er wird geschickt. Na, ich hab Ihr gesagt, was ich als Ihr Kurator Ihr hab müssen sagen. Thu Sie nun, was Sie will, aber mir kann Sie hernachen keine Schuld geben."

Damit knüpfte der Meister die Weste unter seiner Schürze zu und schien sich über die Anzahl der Knöpfe zu verwundern. Dann verwunderte er sich über den Weg, den er ging, und war noch nicht damit fertig, als er aus der Heiterethei Augen verschwand.

Die Heiterethei hatte keine Zeit, Betrachtungen über seine Verwunderung anzustellen, ja, nicht einmal über ihre eigene Lage. Das Kind forderte ungestüm das Stückchen Brot, das es nach der bisherigen Hausordnung schon vor einer Stunde hätte haben sollen. Sonst, wenn es so vor ihr stand und mit drolliger Ernsthaftigkeit eine Strafrede in unbekannten Sprachen hielt, pflegte sie es lachend zu küssen. „Recht so, Liesle," sagte sie dann wohl; „du wirst auch einmal eine Heiterethei und bleibst den Leuten kein Red' schuldig!" Dasmal, nachdem sie vergeblich alles durchsucht, wo noch ein Kreuzer sich verkrochen haben konnte, riß sie das Kind mit plötzlichem Entschlusse in die Höhe und lief aus dem Häuschen, ohne es zu verschließen. Fast hätte sie unwillkürlich das Vorhandensein der Lücke durch die That anerkannt.

Sie hatte nicht weit bis zu dem stattlichen Hause des Becken. Die Heiterethei hätte sich von der Wahrheit der Meinung ihres Kurators überzeugen können, der Semmelbeck könne kaum erbacken, was er verkaufe. Der Laden neben der Hausthür war förmlich belagert. Zwei Arme, welche die äußersten der ganzen Armwelt vorstellen konnten, fuhren bald mit Backwerk aus dem Ladenfenster heraus, bald mit Geld hinein und kamen dabei zuweilen unabsichtlich in Kollision miteinander. Der eine gehörte einem unreifen Lehrjungen, der andere einer über-

reifen Magd. Aber die Heiterethei hatte für das alles keine Augen und keinen Sinn.

Sie rannte an diesen Beweismitteln vorüber und mit solcher Hast durch die Hausflur in die Stube, daß man wohl sah, sie eilte, einen Entschluß auszuführen, ehe derselbe sie gereuen könnte.

Der dicke Meister war eben in der Stube und saß behaglich beim Frühstück. Er sah aus wie die gesegnete Mahlzeit selber und schwitzte leise vor Wohlsein. Alles an ihm war behaglich, ja mehr als behaglich; seine weiße Jacke dehnte sich ordentlich um den wohlgenährten Leib, der Schweiß auf seinem kahlen Vorderhaupt, der Mehlstaub, mit dem er eingepudert war, die weiten Hausschuhe, alles zerfloß vor Üppigkeit.

Erst schien er sich über das Kommen der Heiterethei zu verwundern, aber auch die Verwunderung zerfloß in ein lüsternes Lächeln. Er nickte halb dem Gedanken, der ihm kam: „Hm, ist das wilde Ding endlich mürbe?" halb der Heiterethei selber vergnüglich zu.

Sein bloßer Blick machte die Heiterethei vor Scham und Unwillen erröten. „Er braucht nicht so zu nicken," sagte sie zwischen Verachtung und Zorn. „Das Kind da will essen. Weiter ist's nix." Sie ergriff ein dort liegendes Brot, und man sah an der Bewegung, mit der sie es anfaßte, daß ihr der Ekel vor dem Mann auf seine Ware überging.

„Ja", rief ihr der Bäcker nach und zerfloß in die Worte: „Wenn das Dorle bei mir bleibt, soll das Kind zu essen haben, was es mag, und das Dorle mit. Und meinetwegen kann's auch dableiben."

Die Heiterethei wandte sich in der Thür. Das Kind kam ihr beschmutzt vor, wenn er es nur nannte.

„Das Kind ist mein, und Er soll's nicht auf die Zunge nehmen!" sagte sie.

Der ganze Bäcker zerfloß in ein Lachen. „So seh ich nicht," entgegnete er, „warum ich ihm zu essen geben soll, wenn's mich nichts angeht."

Die Heiterethei stand einen Augenblick überrascht. Die Wahrheit der Äußerung traf sie so stark, daß sie das Brot wieder auf den Tisch legen mußte. Aber mit einem Ausdrucke, als wär es nicht darum, sagte sie: „Daß Er meint, es wär gestohlen? Von seinem Brot' soll's gar nicht essen. Und es mag's nicht einmal!"

Der Bäcker lachte ihr nach, dann dehnt er sich vor behaglicher Gewißheit. „Elend macht ein schön Feuer unter die Leut'. Wenn das Küchelchen noch nicht gar ist, mir ist's gar nicht bang, daß sie's nicht noch wird."

Die Heiterethei aber sang und scherzte mit dem Liesle den ganzen Weg zurück, bis sie allein mit dem Kinde in ihrem Kämmerlein war.

Dann aber brach's wie ein Gewitterregen aus ihren Augen. Daß ein solcher ein braves Mädle nur in seinen Gedanken schlecht machen und beschmutzen konnte! Daß man's ihm nicht wehren konnte, von einer wie von der andern zu denken!

Aber draußen hatt' es schon einige Mal gepocht und gelacht. Jetzt wurde das Pochen und Lachen so laut, daß sie es durch den inneren Tumult hindurch hören mußte.

Mechanisch drückte die Heiterethei ein angehauchtes Tuch gegen die Augen, als die Kammerthür hinter ihr aufging. Zorn, daß es jemand wagen konnte, in ihr innerstes Heiligtum einzudringen, verwischte schnell jede Spur des Jammers.

Hatte die Verleumdung ihres Rufes schon einem Wüstling Mut gemacht?

Alle Muskeln der großen, schlanken Gestalt schwollen an, wie sie's herumriß nach der Thür. Weiß wie ein Marmorbild am ganzen Leibe vor Spannung der Haut stand sie da.

„Guten Tag herein," sagte eine leichtfertige Stimme.

In der Thür erschien eine weibliche Gestalt, kleiner, als die Heiterethei und ihr zugleich so ähnlich und so unähnlich, als ein Mädchen dem anderen sein kann. Es waren zwei ganz verschiedene Worte, aber mit denselben Schriftzügen geschrieben. Eben das, worin ihre Ähnlichkeit lag, machte sie sich unähnlich. Wie anderer Natur war das Kinderartige, Trotzige, Mutwillige an der Heiterethei, wie anderer an ihrer Schwester! Wie spröde, geschlossen und abwehrend in den Zügen und Bewegungen der Heiterethei, wie sorglos hingegeben und doch absichtlich lockend im Ansehen und Wesen der Schwester; die Heiterethei immerwährende Spannung, steter Nachlaß die Schwester. Dasselbe Auge ließ dort kaum den Augapfel völlig sehen und zeigte hier sein ganzes Weiß; von jenem Mund entblößte das Lachen kaum die weißen Zähne, hier machte es das ganze rosige Zahnfleich zugleich sichtbar. Und ähnlich verhielt es sich mit Denkart, Stimme, mit dem ganzen Wesen.

Die Heiterethei erkannte die Schwester und trat ihr ernst abwehrend entgegen. „Du hast vor fünf Jahren nicht wieder ins Häusle sollen kommen," sagte sie; „was willst du schon, wo das zweit erst angefangen hat? Und weißt, daß ich auch das leichtfertig Lachen nicht leiden kann. Schickt dich deine Herrschaft zu mir und was willst du?"

„Als wenn man immer geschickt müßt sein," entgegnete die Schwester, indem sie sich geschmeidig hereindrehte aus der Thür in die Kammer. „Und eine Herrschaft hab ich eben nicht."

„Sie hat dich fortgeschickt?" fragte ernst die Heiterethei.

Die Schwester tritt erst unwillkürlich vor dem Blicke der Heiterethei

einen Schritt zurück, dann sagt sie trotzig, aber sie weiß, daß der Trotz sie hübscher macht: „Ich bin selber gangen. Die Leut' meinen, Tanzen ist Sünd', und ich will meine jungen Jahr' genießen. Andre machen's auch, so heilig sie sich stellen.“ — Das ganze Zahnfleisch wurde sichtbar, als sie lachend an der Heiterethei sich vorbeischmeicheln wollte. „Und nun sei nicht mehr dumm. Was macht's? Ist's gesund?“

Die Heiterethei vertrat der Schwester den Weg zu dem Kinde. Es sah aus, als wenn ein üppiges Schlingkraut sich um eine hindernde Marmorsäule herum vorbeiwinden wollte.

„Wärst du ordentlich worden,“ sagte die Heiterethei; „aber so, ich sag dir, du rührst's nicht an.“

„Hm, weil du so ordentlich bist?“ lachte die Schwester, und nie sah sie der Heiterethei unähnlicher. „Ich war einmal so dumm, daß ich anders hab werden wollen, weil ich gedacht hab, du wärst so; weil ich nicht gewußt hab, daß du dich nur so stellst. Du brauchst mich nicht so von oben anzusehn. Wenn's was Schlimm's ist, so ist die, die vor den Leuten nicht besser will sein, als sie ist, immerfort noch nicht die Allerschlimmst'. Und zumal, wenn's die Leut' doch wissen.“

„Was wissen die Leut'?“ fragte die Heiterethei, indem sie einen Schritt nach der Schwester zu that.

Die wich zurück und sagte nicht so mutig, als vorhin: „Frag sie selbst, aber ich denk, du wirst's immer noch besser wissen, als die Leut'.“

„Du gehst hinaus,“ sagte die Heiterethei gebietend. „In dem Häusle da waren immerfort brave Leut'.“

Die Schwester fügte mit noch kleinmütigerem Trotze hinzu: „Kann sein, einmal“.

„Einmal und immer noch, und darum sollst du hinaus. Wen die Leut' schlecht machen, der ist darum noch nicht schlecht.“

Die Schwester wollte in gleichem Tone antworten. Es verdroß sie, daß die Schlimmere noch den Sittenrichter spielen wollte. Überdies war sie die ältere und hatte darum mehr Recht, hier zu gebieten. Aber es kam doch nur wie verbissen heraus: „Aber wer's selbst thut, meinst du, und drum bist du's nicht“.

„Ich sag dir's noch einmal,“ fuhr die Heiterethei fort; „die selig Mutter hat sich meiner noch nicht geschämt, wenn sie hat herunter gesehn. Und drum lach ich nur, was die Leut' sagen.“

Die Schwester sammelte ihren ganzen Trotz, um nach dem Kinde vorzudringen. Sie wollte es küssen. Es schrie und langte nach der Heiterethei, die es aufnahm und unwillkürlich mit der Hand abwischte, was die Schwester an ihm berührt.

„Ich sag“ drohte die Heiterethei, „und das Kind soll wieder brav

werden, wie seine Großmutter war. Die Kinder haben einen Engel; der macht's, daß es nicht zu dir mag. Und nun gehst du und kommst nicht wieder, bis du brav worden bist, daß es zu dir mag und du darfst es angreifen. Weil ich's hab genommen, daß es soll brav werden, und plag mich seinethalben Tag und Nacht, sagen die Leut', es ist mein Kind. So sind die Leut', und du weißt, wem es ist, und könntest daran erkennen, wie die Leut' sind. Red, wie du willst; du mußt mir's noch einmal danken. Du müßtest sagen: so ist sie nicht, wie sie die Leut' machen, aber dir wär's recht, wenn alle wären wie du, daß du nicht brauchst zu denken, du sollst auch besser werden. Und drum glaubst du's mit Gewalt, obschon du weißt, es ist nicht wahr. Und — nun kennst mich zu gut, als daß du nicht auf der Stell' fortgingst. Kommst du brav wieder, soll ich deine Schwester sein und das dein Kind. Und so ist's, und nu ist's fertig!"

Die Schwester machte noch eine vergebliche Anstrengung, sich der Heiterethei gegenüber so stolz aufzurichten, als diese that; dann brach sie zusammen vor der Kraft der Wahrheit. Sie hatte nicht den Mut, noch ein leichtfertig Wort zu sprechen; aber noch Trotz genug, ihr Unrecht nicht einzugestehen. Einen Augenblick stand sie noch unschlüssig, ohne das Ansehen der Heiterethei ertragen zu können. Sie warf noch einen Blick auf ihr Kind und ging weiter. War es die Erinnerung an die Zeit, wo sie besser war und glücklicher, die ihr der alte Holunder zurauschte, oder der Zustand des Häuschens, in dem sie Kind gewesen war: etwas traf dieses leichtsinnige Herz, stark genug, ihm eine Thräne abzupressen. Sie rang noch einen Augenblick stillstehend mit ihrem Trotze, dann kam sie zurück und bot der Heiterethei die Hand. Die gab die ihre nicht. Sie sagte: „Wenn du wieder brav bist, hernachen komm!"

Die Schwester wollte lachen, aber es gelang ihr nicht. Eine kurze Weile, und sie war in den Weiden verschwunden.

So lange wartete die Heiterethei, dann schloß sie die Kammerthür hinter sich und ließ ihren Gefühlen freien Lauf. Ihr Stolz brach zum erstenmal völlig zusammen im Geständnisse: „Ein ledig Weib ist das elend'st Ding auf der Welt! Wie anders hat's da ein Mann! Nicht allein, daß sie recht thut, sie muß auch sorgen, daß ihr's recht ausgelegt wird. Ein ledig Weib ist wie ein Mäuschen, dem alle Welt auflauert, und wenn es niemand ein Weh zufügt. Was hilft ihr all ihre Kraft? Gegen die Schläge der Verleumdung kann sie der stärkste Arm nicht schützen. Der schwächste Mann ist stark gegen sie. Nicht einmal ihr etwas übel zu nehmen, hält man der Mühe wert. Ein Mann kann aufstehen, auf den Tisch schlagen und zur Rechenschaft ziehen, wer ihn schlecht machen will. Und woran wär er so tief zu

verletzen, als ein Weib an seiner Ehre? so unwiderbringlich? mit einem bloßen Blick, einem bloßen Gedanken?"

Und was nun beginnen! Um Arbeit betteln? Das kann sie nicht. Lieber sterben! Das Häuschen, ihr Letztes, fällt ein; sie kann's nicht stützen. Das Häuschen, darin sie als Kind gelacht und geweint und die Mutter sie lieb gehabt. Hätte sie nur ein Herz, von dem sie wüßte, es trüg unausgesprochen an ihren Schmerzen mit! denn klagen könnte sie nicht! Die Mutter liegt draußen im Gottesacker; die Annemarie ist fortgezogen; ihre Schwester hat dem Häuschen Schande gemacht; mit dem Kinde hat sie täglich gesprochen, aber es hat ja doch noch kein Herz, das ihre Lage fassen kann. An den alten Holunder, der eben über ihr kratzt und rauscht, als wollte er sie an ihn erinnern, denkt sie nicht; und wenn sie an ihn dächte, er hat andere Leiden und Freuden, und sie muß ihm erst die Seele leihen; seine Seele ist ihr eigen Mitleid und ihre eigene Mitfreude mit sich selbst. Und was soll aus dem Kinde werden? Wird sie's erhalten können und brav erziehen, wie ihre Mutter sie? Wenn sie stirbt, was soll aus ihm werden, wo niemand es lieb hat, und so arm, ohne Mutterpflege und Vaterschutz? „Am End' ist's besser für dich und das Kind, weg von der Welt, wo einen die Leut' durchaus schlecht wollen haben!"

Immer lockender rieselt draußen der Bach, so viel Mühe sich auch der alte Holunderbusch giebt, ihn zu überrauschen. Immer lockender wird das Bild der heimlichen Stelle darin, wo sie so oft und erst diesen Morgen noch kaum die Lust überwunden, sich hineinzustürzen, nicht bloß zum flüchtigen Bad. Diesen ganzen Tag hat sie's immer in ihre Gedanken hineinrauschen hören, als rief es sie; sie wußte nicht, warum; jetzt weiß sie es. Und der Fritz — der sie jetzt vielleicht verhöhnt mit der Gringelwirts-Ev' — wenn er's hört, es muß ihn schmerzen, er muß an sie denken, so oft er Weiden haut; jeder Reif auf seiner Schnitzbank muß ihn an die Stelle erinnern, wo die schönsten Weiden stehen und wo ... Es packt sie wie ein Schwindel. Sie reißt das Liesle vom Boden auf mit wildem Entschlusse. Sie wendet sich, die Kleine auf dem Arme, nach der Thür. Da meint das Kind, die Pflegemutter will mit ihm spaßen. Es schlägt die Hände zusammen und jauchzt laut auf. Sie läßt es sinken und sinkt ihm nach in die Kniee und küßt es und weint laut, und küßt es und weint immer wieder, bis sie alles von dem Herzen heruntergeweint hat, was es belastet.

Wie schüttelte sich der alte Holunder vor Freude und Schmerz zugleich, als der Heiterethei einfiel: „es ist noch Welt außer Luckenbach, wo's nicht mehr heißt: Respekt muß sein im Haus vor den dummen großen Weibern! Warum heißen sie mich die Heiterethei? Warum hat

mir der lieb Gott die starken Arm' gegeben und das lustig Herz, wenn ich's nicht sollt brauchen für das Liesle und mich selber?!"

Wieder nimmt sie das Kind auf den Arm: sie jauchzt mit dem Kind um die Wette. „Guck, Liesle, wie wir dumm sind gewest! Der reiche Metzger am Markt, wie oft hat er gefragt: Was will das Annedorle für ihr Häusle? Komm, Liesle, wir gehn gleich hin!"

Als sie mit dem Kinde hinaustritt durch die Lücke — denn nun ist ihr's gleich, was die Luckenbacher denken davon — in die heitere Mittagssonne, langt das Liesle nach einem gelben Schmetterling. Der ist eben auf dem Weg vom Holunderbusch in das Gärtchen drüben. Dort setzt er sich auf eine rote Bohnenblüte gleich neben dem großen Stachelbeerbusch. An diesem bleibt das Auge der Heiterethei, das ihm folgte, haften.

„Wenn die Stachelbeeren reif wären! du bist hungrig, du arm's Liesle, und ich auch. Das merk ich jetzt erst. Ja, die alt Annemarie hat recht gehabt. Wenn's nur den Menschen einmal wieder hungert, hat sie gesagt, hernachen ist dem Tod sein Heu verregnet. Dazu kommt dort — aber er ist's doch nicht? Ja, er ist's doch! Der Holders-Fritz ist's; der Holders-Fritz ist's wirklich, der dort von den Weiden heraufkommt. Wie sieht er anders aus, als sonst! Er hat eine weiße Weste unter seinem Rock und auch ein ordentlich Halstuch an. Was will er—?"

Fast wäre die Heiterethei so thöricht gewesen, vergeblich zu erschrecken. Was sollt er bei ihr wollen? Den Schloßweg hinauf will er. Es ist der kürzeste Weg zu seiner Braut; der hochmütige Giebel da oben, der ist ja vom Gringelwirtshaus.

Aber sie ist schon erschrocken, so thöricht das ist.

Wenn er sähe, daß sie über ihn erschrocken ist — das darf er nicht wissen, wie ihr's um das Herz ist. Niemand darf's wissen. Um alles nicht! Das wär erst ein gefunden Fressen für die Leut', für die Gringelwirts-Ev', für die Valtinessin, für alle die großen Weiber und — für ihn selber mit! Und wenn sie aller Welt Spott jetzt tragen kann, den seinen könnte sie nicht tragen; nicht einen Blick von ihm, der so aussähe, keinen Laut von ihm, der so klänge!

Sie setzte das Kind an dem Stachelbeerbusch nieder; zum erstenmal vergaß sie, daß es unreife Beeren abreißen und essen kann. Sie selber sieht sich vergeblich nach einer Zuflucht um, wo er sie nicht gewahr werden soll. Aber schon kommt er näher. Sie bückt sich, entfernter vom Zaune, abgewandt vom Wege, den er kommt, nach einem Gelblackstöckchen, das mitten in der Petersilie steht. Der Atem vergeht ihr fast; sie sieht auf die gelben Blumen herab mit einer Angst, als hinge Tod und Leben für sie an der Zahl ihrer Blätter. Die Angst wächst, wie

ihr der Traum einfällt. Hier stand sie ja im Traume mit dem Fritz. So hell war's und so warm, und so ein fröhlich Rauschen zog durch Büsche und Kräuter.

Der Holders-Fritz ist indes an den Zaun gekommen.

„Sieh," sagte er, „was ich dir hab mitgebracht, Liesle!"

Er hält einen Stromweck in die Höhe, so gelb gebacken und glänzend, daß das hungrige Kind die unreifen Beeren fallen läßt, die es eben in den Mund stecken wollte. Es kommt ans Staket und langt danach. Der Holders-Fritz giebt ihm den Stromweck, und es fürchtet sich so wenig vor dem „wilden" Fritz, als wär's all seine Tage mit ihm zusammen gewesen.

Der weiß aber auch nicht, was er sagt, der ihn jetzt noch den wilden Fritz nennt. Er ist ein ganz andrer als sonst. Da ist nichts mehr von dem übernächtigen, gedankenlosen Blick, von der dunkeln Röte in seinem Gesicht; nichts mehr von dem herausfordernden, schlagfertigen Wesen. Er hat vielmehr etwas ruhiges, sinnendes in seinen Zügen, das lange Haar ist bedeutend kürzer geschnitten und fliegt nicht mehr so wild verworren ihm um das Gesicht. Der Blick, die Stimme kommen tiefer aus seinem Innern hervor; die Stimme ist nicht mehr so heiser und gewaltsam in die Höhe getrieben. Er ist schlanker als sonst; alles an ihm ist milder und bescheidener und dennoch männlicher. Er ist ein ganz anderer; er ist nun erst der richtige Fritz, den der liebe Gott in ihm erschaffen wollte.

Das hungrige Liesle beißt tüchtig in den Stromweck ein; der Fritz spricht erst mit ihr und übersetzt sich die Reden, die sie in unbekannten Sprachen hält, so gut es gehen will; währenddes ist er herangetreten an den Zaun; nun sagt er ganz leise: „Dorle!"

„Das ist doch dieselbe Stimme, wie den Morgen im Traum," denkt die Heiterethei in ihrer wachsenden Angst. „Und wie er so freundlich mit dem Liesle ist, das alle Leut' sonst scheel ansehn! Das ist schön von dem Fritz; das will ich dem Fritz nicht vergessen, und wenn er . . ."

„Dorle," sagt er noch einmal.

Aber sie läßt ihn noch zweimal rufen, ehe sie thut, als würde sie ihn eben erst gewahr. Und sie kommt auch nicht näher an den Zaun; kaum daß sie die Augen nach ihm hinzuwenden scheint.

„Wer weiß, ob ich dich noch einmal allein find," fährt er nun fort. „Ich wollt dich nur was fragen."

Mit einem Blicke übersieht sie die ganze Veränderung, die mit ihm vorgegangen ist.

„Mich?" fragt sie so gleichgültig und verwundert, als sie kann.

„Ja, dich," entgegnete er.

„So frag. Aber mach; ich hab nicht viel Zeit."

„Du hast bei mir aufgeräumt . . ."

„Aufgeräumt? Wer? Ich? Bei dir?"

„Ja, du; und bei mir. In meiner Werkstatt in den Stäbeln, da am Gründer Weg."

Wenn doch nur ein Baum da herum Ja spräche! Die Heiterethei kann's nicht, und hinge, wer weiß, was davon ab.

„Guckt doch," lachte sie. „Ich hab weiter nix zu thun, als daß ich jedem Schlenkerlesjörg da aufräum!"

Der Holders-Fritz wird dennoch sichtlich freudiger.

„Wenn du nicht rot würd'st, wollt ich's glauben," sagt er schnell. „Und du wirst noch immer röter."

„Er thät sich freun," denkt sie, „sagt ich Ja. Warum nur? Was hat er damit?" Aber sie sagt: „Freilich, weil ich mich schäm, daß du so einfältig red'st. Und weil ich mich gebückt hab. Der Bader sagt immer, ich soll Aderlassen. Wenn du deinen Spott haben willst, geh zu Deiner."

Der Holders-Fritz sagt, so ernst er kann: „Ich spott nicht. Ich denk eben, du sollst die Mein' sein". Ein kleines bißchen Schelmerei war unter den Ernst gemischt, mit dem er fortfuhr: „Ich hab gedacht, du brauchst's nicht bei Nacht zu machen; du könntst's am Tage thun."

Die Heiterethei hörte den Ernst nicht vor der Schelmerei.

„Ich hab dir nix gemacht," sagte sie gereizt, „und dein Gered' leid ich nicht. Und nun gehst du deiner Weg'. Ich hab noch nichts mit einem ledigen Bursch gehabt, geschweig mit einem versprochenen; am wenigsten mit dir. Ich dächt, du weißt's gut genug. Und ich hab mehr zu thun, als Maulaffen feilhalten, und du läßt mich gehn; und so ist's, und nu ist's fertig!"

Der Holders-Fritz schwieg einen Augenblick. Dann begann er wieder: „Dorle, hörst du?" Und als sie hartnäckig schwieg und that, als meinte sie, er sei schon gegangen, setzt er hinzu: „Na, nix für ungut. Ich hab nur wollen wissen, wie du denkst. 's war nur gefragt, und eine Frag' ist kein Donnerschlag." — Dennoch wartet er eine Weile. Wie er sieht, sie antwortet doch nicht, geht er weiter.

Sie kauert währenddes wieder am Lackstock und rauft unbarmherzig in die Petersilie hinein, damit es scheinen soll, sie habe wirklich notwendig zu thun. Aber sie fragt sich: „Ich denk eben, du sollst die Mein' sein — was will er damit?"

Der Holunder nickt ihr von drüben zu: „Laß ihn nicht fort." In den Bohnen vor ihr flüstert die Luft: „Er will dich ja, nur dich; aber weil er denkt, du willst ihn nicht, muß er ja zur Gringelwirts-Ev'.

Schon aus Stolz ja muß er das nun." Doch sie weiß ja selber, ihr ganzes Leben geht mit ihm von ihr, aber sie kann ihn nicht aufhalten, nicht durch einen Wink, nicht durch einen Vorwand, wenn sie auch einen wüßte. Ja, stünd er vor ihr und fragte noch einmal, sie könnte ihn nichts merken lassen. Um so weniger, je mehr sie fühlt. Es ist, als führte gar kein Weg mehr aus ihrer Seele in die Welt! immer weiter außen ist die Welt, immer tiefer drin die Seele.

Auf dem Schloßweg, auf der Stelle, wo der alte Diktes die Stunde zu rufen pflegt, bleibt er stehen, der Fritz. Will er wieder zurück? Nein, das Gehen wird ihm schwer. Er ist ja noch krank, und daran ist sie schuld. Jetzt geht er weiter. Ruft ihn denn niemand zurück? Und doch erschrickt sie, wie sie rufen hört: „Fritz!" Das Kind ist's, das gerufen hat. Das Kind, das nicht reden kann. Und ganz deutlich hat es „Fritz!" gerufen.

Und er hat es gehört; er bleibt wieder stehen, er kehrt um.

Wer hat das Kind „Fritz" sagen gelehrt? Die Heiterethei selber, ohne daß sie es wußte, wenn sie vom Fritz mit ihm sprach. Das wird er nun erraten. Er muß denken, sie hat's dem Kinde angelehrt, ihn zu rufen.

Und schon steht er wieder am Zaun. Den rechten Arm in der Binde lehnt er in die Blätter und Blüten des Zauns.

„Du hast mich gerufen, Dorle," sagt er matter als vorhin. „Ich konnt's ohnehin nicht glauben, daß du mich wirst gehen lassen."

„Ich?" entgegnete sie, das brennende Gesicht abwendend. „Was dir einfällt! Ich hab nicht an dich gedacht."

„So war's das Liesle."

„Das?" lachte sie.

Er fragt das Kind, das er mühsam auf den linken Arm nimmt.

Sie läuft hinzu und hält dem Kinde auf seinem Arm die Hand vor den Mund. „Sei nicht so dumm," sagt sie hastig zu ihm. „Das Kind kann kein Wort reden."

„Als nur Fritz?" fragt er, bläſſer als vorhin, aber wieder mit einem Anfluge von Schelmerei. „Das ist doch kurios."

„Das ist nicht kurios," sagt sie noch hastiger. „Weil dem Nachbar sein Kater Fritz heißt."

„Der dort?" fragt der Fritz und lockt ihn: „Komm, Fritz; Fritz, komm. Der muß anders heißen," fährt er fort, „oder er hat seinen Namen vergessen. Das Vergessen scheint überhaupt hier Mode."

Die Heiterethei ist ganz verwirrt, blutrot, zornig vor Scham. „Der Kater," sagt sie, „hört bloß auf seine Leut', und nicht auf jeden Narren."

Der Fritz scheint sich an ihrem Zustande zu ergötzen. Wenn auch immer bleicher und leiser redend, man sieht, er wird immer heiterer.

„Warum hältst du dem Liesle den Mund zu?“ fragt er; „es will mir noch was sagen.“

„Es ist nicht wahr, was es sagen will,“ spricht sie. In immer noch wachsender Verwirrung traut sie dem Kinde nicht allein die Sprache, auch die Absicht zu, sie zu verraten. Und nun wird sie auch noch gewahr, sie zeigt dem Fritz, indem sie dem Kinde den Mund zuhält, ihren Handrücken. Er muß die blauen Buchstaben darauf lesen und mit diesen alles, was sie dabei gedacht. Sie will ihm das Kind vom Arm reißen. Da blutet des Fritz kranker Finger. Er wird noch blässer als vorher. Er macht eine Bewegung. Sie meint, er wird umsinken und hält ihn mit dem Kinde zugleich. Ihr tiefstes Herz schwillt in Mitleid und Liebe auf, aber der Gedanke: „wenn es jemand sähe!“ beherrscht ihr Äußeres.

Es war gut, daß der Zaun zwischen ihnen stand, sonst wär sie umgesunken. In einem Arm hat sie den Fritz und das Kind, den anderen stützt sie auf den Zaun. Und wie eigen! eines von dessen wilden Röschen schwebt wie ein Symbol ihrer Neigung zwischen beiden und zittert zugleich vom Atem beider. Ebenso, Wange an Wange, lagen sie in ihrem Traume; sie fühlt, daß sein Auge, welches sie vor der zu großen Nähe nicht sehen kann, mit eben dem Ausdrucke auf ihr ruht. Es ist dieselbe Stelle wie im Traume. Dieselbe Wonneangst dehnt und preßt ihr zugleich das Herz. Sie sieht hinüber nach dem Holunderbusche und könnte sich verwundern, ihn nicht in des Meisters Schramm rotem Kirchenfrack herüberkommen zu sehen.

„Wenn ich könnt sitzen,“ sagt der Fritz. „Es wird gleich vorüber sein. Wegen dem Finger hat's nix zu bedeuten; du brauchst dir kein Gewissen deshalb machen. Der Bader sagt, es wird bald wieder ganz gut sein, daß ich kann arbeiten wie vorher. Es ist auch nicht der Finger, der mich krank hat gemacht.“

Die Heiterethei sollte sich darüber freuen, und doch kann sie es nicht. Er wird ihr fremder, er ist ihr wie genommen. Das Gefühl ihrer Verschuldung gegen ihn, ihr Selbstvorwurf war ein Band gewesen, das sie an ihn gebunden. Sie fühlte nur, daß ein Liebesband gelös't war. In diesem Gefühle sagt sie, und das Drängende des Augenblicks giebt den Ton dazu: „Geh zu deiner Braut.“

„Braut?“ fragt der Fritz. „Das ist dummes Zeug.“

„Zur Gringelwirts-Ev',“ fuhr die Heiterethei wie im Zorn auf, um nicht weinen zu müssen, und dachte nicht, daß der Zorn eben so gut ein Verräter war, als Thränen.

„Die Ev'?" fuhr der Fritz fort. „Ja, der Fieberhund, die Leut' mein ich, hätten mich beinah dazu gebracht. Weil ich hab geglaubt, du hast mich aus Zorn in den Bach gerennt —"

„Und du willst doch zu der," sagte das Mädchen, der das Atmen so schwer wurde wie damals im Traume.

„Zu dir wollt ich," sagte der Fritz. „Ich wollt wissen, wie ich mit dir dran bin von wegen dem Aufräumen."

„Schon wieder?"

„Und noch um was." (Die Heiterethei fürchtete, er müsse ihr Herz schlagen hören.) „Warum du mich vom Steg hast gerennt."

„Weil ich dacht, du wolltest mir was thun."

„Ich?"

„Du hast mir doch aufgepaßt," sagte sie, von neuem rot, „und die Leut' —"

„Freilich aufgepaßt, aber nicht —"

„Sagten, du wärst wütend," eilte sie, um über das Geständnis hinauszukommen, daß sie sich doch gefürchtet.

„Ja, freilich erst," entgegnete er. „Ja; nach deinen Reden da im Hohlweg am Gründer Markt hab ich erst nicht gewußt, was ich dir sollt thun. So war ich des Teufels vor Desperatheit auf dich, und noch den ganzen anderen Tag."

„Was ich hab gered't, das ist die Wahrheit gewest."

„Eben darum," entgegnete der Fritz. „Guck, Annedorle, was ich dir jetzt will sagen, das hätt' ich noch vor ein Tager acht nicht können sagen, dir nicht und auch einem anderen Menschen nicht. Ich hab's erst dem Nagelschmied seinem Hund, hernachen hab ich's meinem Fräle vorerzählt; alle Stunden ein paarmal, bis ich das unrecht Schämen hab verlernt und nicht mehr hab gestottert und bin rot geworden dabei. Du hast eben in allem recht gehabt, und auch darin, daß du hast gesagt, wenn ich dich freit, da — könnt — noch einer aus mir werden. Da ist mir's doch wieder in die Backen gekommen. Und wenn dir's die Haar' versengen thät, Bursch, du redst weiter. Wir wollen dich schon kriegen, wie der Bader sagt. Schäm dich, daß du dich schämst, wo's verkehrt ist. Ja, da hab ich dich wollen fragen, Annedorle, ob du mich wolltst nehmen. Aber da bin ich heimlich gewest wegen der Fieberleut', und bin nachts mit dem Beil gerennt, bis du dich hast gefürchtet."

„Gefürchtet?" lachte die Heiterethei. „Und wohl vor dir?"

„Ja, du bist eben noch, wie ich damals bin gewest," entgegnete der Fritz. „Du bist deinen Fieberhund noch nicht los. Du schämst dich noch, daß du dich sollst schämen."

„Du hast dumm Zeug genung gemacht," sagte die Heiterethei, „du

hast Ursach' genung. Ich hab nix Dummes gemacht, daß ich mich brauch zu schämen."

„Nu, meinetwegen," entgegnete der Holders-Fritz. „Ich will nicht den Leuten ihren Schulmeister machen, wo ich noch an mir selber genung zu ziehen hab. Ja, das war alles dumm, was ich damals hab gemacht; und wie ich gemeint hab, nu bin ich gescheit, das Allerdummst', das erzähl ich dir ein andermal. Zuletzt ist das alt Wildthun noch einmal gekommen und hat gesagt: ich bin das alt Wildthun nicht mehr; ich heiß jetzt Mannsehr', und weil du ein dumm Wort hast gered't, so verlang ich nun von dir, du mußt auch einen dummen Streich machen. Es ist nur gut gewest, daß ich den alten Dieb in dem neuen Röckle noch zur rechten Zeit hab weggekriegt und daß ich trotz dem Fieber noch besser bin zu Fuß gewest, wie mein alt Fräle. Guck, Annedorle, ich schäm mich nicht, daß ich muß sagen: du hast recht gehabt, und es ist alles gut gewest, was mir von dir gekommen. Auch daß du mich in den Bach hast gerennt. Es ist schon gut, wenn sich einer einmal in der Einsamkeit auf sich selber besinnt, aber er darf kein Stadelthor zwischen sich thun und die Welt. Denn in der Welt und unter die Menschen ist er hineingeschaffen, und dahinein gehört er auch. Ich wär immer verbissener geworden in meinem Fieber und hätt' immer mehr gemeint, die Leut' thäten mir alles zum Trotz, je mehr ich den Leuten hätt' alles zu Trotz wollen thun. Und ich weiß nicht, wie ich wieder in die Welt hinein hätt' soll'n kommen, wenn du mich nicht mit Gewalt hätt'st hineingerennt. Hernachen bin ich krank worden, aber nicht an dem dummen Finger und auch nicht von dem bißle kalten Wasser, sondern weil ich hab gemeint, du kannst mich nicht leiden. Und wär ich nicht krank worden, so säß ich jetzt drüben in Amerika und dächt immer noch, du hast's auf mich. Aber du weißt nicht, was ich mein, und das braucht's auch jetzund nicht. Genug! in bin noch hüben, und wenn du mir hast aufgeräumt, gehn wir noch heut zum Superdent. Wenn du mich aber nicht willst haben, so bleib ich ein Junggesell; eine andere nehm ich nicht als dich, und werd ich noch hundert Jahr."

Wieder barg die Heiterethei ihre Weichheit in Zorn. „Aufgeräumt hab ich einmal nicht," sagte sie. „Wer weiß, wer das ist gewest! Und denkst vielleicht, weil ich ein Häusle hab, ich hab mehr, als wahr ist. Und das Liesle da ..."

„Nehm ich gleich mit," sagte der Fritz triumphierend. „Du mußt nicht denken, du hast's allein gern."

„Und die Leut im Städtle sind mir erbittert; das ließen sie hernachen an dir aus."

„Was frag ich nach denen! Das sind Fieberleut'. Eigentliche Leut' giebt's gar nicht."

Da war ja das Herz, nach dem sie sich gesehnt. Der ganze Himmel ihrer Seele wurde blau. Aber sie sagte wie zornig: „Nu, wenn du denkst, es ist dein Best's, und du willst's durchaus; aber ich bring mich nicht auf. Wahr ist's, du hast mich gedauert wegen der Gringelwirts-Ev', und ich hab dir eine Frau gegönnt, wie du eine brauchst. Aber wegen mir — daß ich dich etwa haben wollt, das ist mir nicht eingefallen. Thust du's, meinetwegen; thust du's nicht, auch meinetwegen. Brauchst nicht zu denken, daß ich einen muß haben. Ich hab's nicht nötig. Ich kann's noch selber ermachen."

Der Fritz hatte seine eigenen Gedanken bei dieser Rede der Heiterethei. Er brauchte nur in seine eigene letzte Vergangenheit zurückzublicken, um zu wissen, wie er sie verstehen müsse. Er meinte: „So ist's recht. Der Mann muß der Frau voraus sein: das macht den Respekt von ihrer Seite und die Lieb' von seiner". So dacht er, aber er sagte: „Da kannst du gleich mit angreifen bei mir, wenn du willst. Ich kann wegen dem Finger noch nicht viel mitmachen im Heu, und das Fräle weiß ihrer Sorg' kein End', wie sie's allein soll durchsetzen mit dem Angeben und Kochen; sie ist alt. Sie liebt dich immer und hat von Anfang ein Aug' auf dich gehabt, daß du meine Frau solltst werden. Es freut sich kein Mensch so, wie das Fräle, wenn du kommst. Das Liesle nehm ich gleich mit."

„Du denkst auch," lachte die Heiterethei, „ich hab auf dich gepaßt und hab sonst nix zu thun und komm gleich wie ein Spitz, wenn man ruft: Hierher kommst du?"

„Wie sich's dir schickt," sagte der Fritz schon im Gehen. „Du wirst schon deiner Fieberleut' wegen nicht gleich mit mögen. Aber das Liesle, das ist nun mein, das ist das Draufgeld, das wirst du nicht im Stich lassen, wenn dich's auch sollt reun."

Die Heiterethei hielt sich noch immer am Zaun. „Ich komm schon nach," sagte sie. „Denn das kannst du gleich wissen, despektierlich behandeln lass' ich mich nicht, und lass' mir nix sagen, wo ich selber seh, was zu thun ist. Und nun gehst du, und so ist's, und nu ist's fertig".

Aber wunderlich! Wie der Fritz an den Weiden war und eben umbiegend verschwinden wollte, da fehlte wenig, sie wär ihm nach, hätt' ihm das Draufgeld abgenommen und den ganzen Kauf aufgesagt. Ihr war, als sollte ein Eisen um ihren Hals gelegt und sie damit irgendwo angeschmiedet werden. Alles das, was sie noch vorhin so heiß ersehnt und dann so selig als ihr Eigentum begrüßt hatte, lag ihr plötzlich als eine Last auf dem Herzen, die ihm das Schlagen wehren wollte.

Es war, als wäre sie auf einmal wieder ganz die alte Heiterethei geworden, die in jedem Manne einen Feind sah, gegen den sie sich wehren müßte. Sie bereute, daß sie nicht gleich den Entschluß, mit dem Liesle in die Welt zu gehen, ausgeführt hatte, ehe der Fritz kommen konnte. Das fremde Haus, in das sie sollte, kam ihr wie ein Gefängnis vor. Sie wußte nicht mehr, ob sie den Fritz lieb hatte, oder ob er ihr zuwider war. Sie sollte nun nicht mehr thun, was und wie ihr's einfiel; sie sollte thun, was und wie ein Mann es wollte; und bedachte sie, daß der Fritz eben dieser Mann war, dann wußte sie, es war nur Widerwille, was sie gegen ihn empfand.

Und doch fühlte sie zugleich, wie sorgenlos und schön sich ihr Leben wandte. Das Häuschen hätte sie doch lassen müssen, und die fremden Leute, zu denen sie ging, sie mochten wohnen, wo sie wollten, es waren eben doch nur Leute wie die Luckenbacher auch. Ihr eigenes freies Wesen hätte auch jene ihr zu Feinden gemacht. Die Menschen wollen sie nach andern richten und verlangen, daß diese sich nach ihnen richten sollen. Wer sich in irgend einer Weise loslöst, der muß auch in anderer nicht mehr von ihnen abhängen dürfen. Wer die Menschen braucht, der muß sein, wie sie ihn wollen.

Sie fürchtete auch am Ende weniger den neuen Zustand, als den Übergang dazu. Ihr ging es wie den Kindern, die selber gern aus ihrem Eigensinn heraus wären und aus Ärger darüber, daß sie's nicht können, nur noch eigensinniger werden.

So schwer war der Heiterethei noch kein Weg geworden, als nach dem Hause, in welchem sie in Gedanken schon geschaltet hatte. Sie ersann hundert Vorwände, um nur den Augenblick des Hineintretens zu verzögern. Noch vor der Thür wäre sie fast wieder umgekehrt. Erst hatte sie sich geschämt, hinzugehen, nun schämte sie sich wieder umzukehren. Am liebsten wär ihr gewesen, es hätte sie irgend eine Gewalt ohne ihr Zuthun hineingeführt, oder sie wäre schon drin, schon seit Jahren drin.

Es war gut, daß sie nun auch anfing, sich des langsamen Gehens zu schämen. „Sie können mir doch nix thun drin, als was ich leiden will, und ist's nicht, als dächt ich, ich müßte drin leiden, was sie mir nur thun wollen, wenn ich so langsam geh? Hab ich mich vorher vor dem Fritz nicht gefürcht't, so werd ich's jetzt nicht erst anfangen. Mögen die drinnen sein, was sie wollen, ich bin ich; nun geh ich hinein, und so ist's, und nu ist's fertig."

Die Gesellen und der Lehrling hatten schon gegessen und die Wohnstube wieder verlassen; das Liesle ließ sich's noch schmecken, aber der Fritz und das Fräle warteten noch auf die Heiterethei. Die kam end-

lich, und nicht, wie man's von ihr hätte erwarten sollen, wenn man sie sonst kannte. Sonderbarerweise schien's, als habe sie nicht den Mut, hörbar aufzutreten. So freundlich das Fräle und der Fritz sie empfingen, so fröhlich das Liesle, das schon ganz hier zu Hause schien, ihr entgegenjubelte, ihr war immer, als hätte sie wenigstens einen Arm oder ein Bein draußen lassen sollen, als wär's unhöflich, daß sie so mit ihrem ganzen Körper hineingetreten. In des Herrgotts großer Stube, im Freien, und in ihrem Häuschen war sie wie in ihrem Eigentume. Auch wenn sie, bei großen Leuten in Arbeit, zum Essen in die Stube kam, erschien sie nichts weniger als verlegen.

Aber da wollte sie auch nichts als essen, dann ging es wieder hinaus oder heim. Hierher dagegen kam sie mit dem Anspruche, hier zu bleiben, das alles, was sie sah, als ihr Eigentum zu besitzen. Sie konnte den Gedanken nicht loswerden, die Leute müßten meinen, sie dränge sich auf, wenn sie's auch nicht merken ließen. Der Fritz wurde ihr immer fremder unter den fremden Umgebungen. Selbst mit dem Liesle konnte sie sich nicht gehaben, wie draußen oder daheim; es war ihr, als hätte das mehr Recht, hier zu sein, als sie, und doch fiel ihr hier jede Eigenwilligkeit des Kindes auf, die sie in ihrem Häuschen gar nicht bemerkt haben würde.

Das Fräle brachte nun das Essen und nötigte so gutmütig und freundlich, als nur möglich war; aber die Heiterethei war nicht zu vermögen, einen Bissen anzurühren. Sie sagte, sie habe zu Haus schon gegessen. Den eigentlichen Grund verschwieg sie. Es war kein anderer, als das Gefühl, daß sie hier noch kein Essen verdient habe. Darum drückte sie auch die Freundlichkeit der Alten. Sie sollte so viel haben, und hatte nichts dafür gethan und zweifelte, ob sie's würde können. Sie konnte nicht über den Gedanken eines Verhältnisses hinauskommen, das ihrem bisherigen mit großen Leuten entsprach.

Als die Alte wieder an ihre Arbeit ging und die Heiterethei ihr an die Hand gehen konnte, da ward ihr besser zu Mute.

Was war da alles in der Küche vorhanden! In ihrem Stübchen sich all diese Dinge, dieses Steingut, dieses Zinn, dieses blecherne Geschirr einen Augenblick lang als das Ihre zu denken, hätte sie jubeln gemacht wie ein Kind, aber die wirkliche körperliche Gegenwart bedrückte sie. Es war nicht, als wenn sie diese Dinge, sondern, als wenn diese Dinge sie besitzen sollten. Eine solche Beschränkung der persönlichen Freiheit liegt in jedem Besitze, und es ist begreiflich, daß Naturvölker das bleibende Eigentum als eine Last ansehen. Dann war die Alte langsam und mußte sich immer mühsam besinnen. Die Heiterethei konnte nicht, wie sie gewohnt war, rasch und in einem Zuge schaffen;

es war, als müßte sie einem Stotternden zu Gefallen mit stottern. Das Mißverhältnis zwischen dem, was zu thun war, und der Langsamkeit mit der das Schaffen vor sich ging, war bis zum Lähmenden beängstigend. Sie sah nicht, wie sie auf diese Art sollte verdienen können, was man ihr bot, und zugleich war damit der einzige Weg abgeschnitten, auf dem sie überhaupt sich von etwas Bedrängendem zu befreien wußte.

Sie empfand, was ein seinem Bauer entflogener Vogel empfinden muß, als sie am Abende in ihr Häuschen zurückkehrte. Diese Nacht sollte sie noch mit dem Liesle darin schlafen, von morgen an beim Holders-Fräle.

Sie hatte selber begriffen, daß der längere Aufenthalt in dem von dem Regen her noch ganz feuchten Häuschen das Kind krank machen müsse; jetzt reute sie's, nachgegeben zu haben. Es war ihr nichts geheißen worden; was sie gethan hatte, hatte sie freiwillig gethan; dennoch kam sie sich vor, wie in fremder Gewalt, und selbst in dem Vorschlage, die seitherige Schlafstelle zu verlassen, schien ihr nun der Fritz schon den Herrn gespielt zu haben.

Als sie ihr Häuschen und den alten Holunderbusch wiedersah, jubelte sie dem Kinde auf ihrem Arme zu: „Nu sind wir wieder zu Haus, Liesle! Wenn die Welt recht schön sollt sein, müßt ich das Häusle da auf meinem Schiebkarrn in die Welt hinein können fahren. Und wo's recht weit und lustig, da müßt ich's können hinstellen, einmal in einen Wald, ein andermal auf eine Wiesen. Und wo's uns nicht mehr gefiel, heidi! wären wir fort und lachten alle Leut' aus! Der Fritz könnt bei uns sein und auch das Fräle; das wär noch schöner. Aber ich müßt können machen, was und wie ich selber will; es sollt ihr Schaden gewiß nicht sein. Und ich müßt jeden Augenblick fort können."

„Du bist ein närrisch Kind, Liesle," sagte sie, als sie die Kleine, die schon halb schlief, ins Bett brachte, eigentlich zu sich selber. „Es ist noch gar nicht so weit; wir können ja jeden Tag noch fort. Das Häusle trägt uns niemand davon. Das mußt du dir nur immer vorstellen, und du wirst sehn, wie leicht die Sach' hernachen geht."

Und sie ging wirklich den andern Tag schon leichter. Der Fritz hatte mit dem Fräle gesprochen. Das sagte, als die Heiterethei kam: „Wenn ich wüßt', daß du die Sach' allein möcht'st machen, das wär mir eine große Lieb'. Du hast einen jungen Kopf, der kann sich leichter besinnen, und junge Händ' greifen rascher an. Aber es müßt' dir nicht zur Last sein."

„Aber was denkt Ihr denn, Fräle?" entgegnete die Heiterethei froh. „Ich muß nur sehn, daß ich's auch so mach, wie Ihr's gern habt, und das könnt Ihr immerfort sagen."

Nun ging ein ander Schaffen an, als das gestern war. Und je mehr die Heiterethei sah, wie das Fräle ihre Kraft und Geschicklichkeit bewunderte und sich darüber freute, desto besser ging's ihr von Händen. Sie versorgte nicht allein den ganzen Haushalt daheim, sie gewann Zeit, ganze Stunden auf den Wiesen dabei zu sein, und da gefiel ihr's doch am besten. Sie dachte sich den Fritz als ihren Bruder und das Fräle als ihre Mutter. Diese nahm die Pflege des Kindes über sich, und das gedieh sichtbar. So ging's von Tag zu Tag besser, bis der Fritz sie bat, zu bestimmen, wann die Hochzeit sein sollte. Sie hatte absichtlich den Gedanken daran sich fern gehalten. Sie begriff, der Leute wegen müßte dazu gethan werden. Man kam überein, in acht Tagen sollte die Hochzeit sein. Aber von da an wachten all die alten Bedenken und Gefühle in ihr auf. An ihrem Fleiße wurde man keine Veränderung gewahr; er nahm eher zu, weil sie sich im Schaffen zu zerstreuen suchte. Aber es zeigte sich eine Empfindlichkeit, die in jedem gleichgültigsten Worte einen Vorwurf sah, weil sie sich bewußt war, Vorwürfe zu verdienen. Sich selber tröstete sie immer mit der Zuflucht, die ihr in ihrem Häuschen blieb. Dennoch konnte sie es dem Fritz in Gedanken übelnehmen, daß er so wenig ihre Nähe suchte. Er hatte viel mit einem Zimmermann zu verkehren, er war viel auswärts, und ihr schien es, er verlängere die Unterredung mit demselben absichtlich über das Nötige hinaus, um nur so lange ihrer los zu sein. Und es waren nur so wenig Tage mehr übrig, die sie noch beisammen sein sollten. Dazu bemerkte sie, daß man ein Geheimnis vor ihr hatte; bald ertappte sie einen Gesellen, bald den Lehrling auf einem Winke, den sie nicht bemerken sollte. Sie kam sich vor wie verraten und verkauft. Dann kränkte es sie, daß der Fritz keine Dienstleistung von ihr verlangte; zuweilen war sie auf dem Sprunge, ungerufen etwas zu bringen, Pfeife, Ausgeherock und dergleichen. Wenn er sie einmal bat, dachte sie: wenn er dich lieb hätt', thät er nicht so fremd. Und doch — verlangte er einmal etwas, ohne zu bitten, trat ihr das Blut ins Gesicht, daß er schon den Herrn spielen wollte, und fast täglich sagte sie ihm den ganzen Handel auf und drohte mit ihrer Flucht in ihr Häuschen. Das reute sie dann wieder, und in ihrem Ärger über sich selbst sagte sie ihm: „Ihr habt wohl recht, ich gehör nicht in so ein Haus. Ich kann's den großen Leuten einmal nicht recht machen." Dann sagte der Fritz: „Das ist uns nicht eingefallen, zu meinen, du gehört'st nicht in unser Haus. Das weißt du selber recht gut. Und du bist doch nicht von selber gekommen; wir haben dich hergeholt. Aber du thust, als müßtest du dich gegen den Himmel wehren, wenn er nicht sollt auf dich fallen. Das ist nix, als dein Fieberhund. Du selber

machst dir all die Vorwürf', über die du bös wirst, wir nicht. Ich thu dir keine Gewalt; und wären wir schon getraut, es wär nicht anders. Was du mir nicht zulieb thun magst, das verlang ich nicht." — Sie fühlte dann, daß er recht hatte, sie fühlte seine Liebe in seiner Geduld, und das vermehrte nur ihren Unwillen auf sich selbst und dadurch wiederum ihre Empfindlichkeit.

War das ein Erstaunen in dem guten Luckenbach, als bekannt wurde, der Holders-Fritz wolle die Heiterethei heimführen. Ein Fragen und ein Erstaunen und wieder ein Fragen und Erstaunen. Wie früher die Heiterethei, so hatten nun der Holders-Fritz und das Fräle von gutem Rat, Warnungen und Unglücksprophezeiungen zu leiden. „Es wundert mich," pflegte der Fritz zu sagen, „wenn ich hinaus komm, daß nicht die Bäum', die Zäun' und die Grenzstein' gelaufen kommen mit gutem Rat. Aber so weit, wie sie das Annedorle damit haben gebracht, so weit sollen sie's bei mir nicht bringen."

Und das Wort hielt er. Nicht, daß er zornig die Warner abgewiesen hätte, denn es war ja jetzt sein Wahlspruch nicht mehr: Wildthun, sondern Überlegung und ruhige Festigkeit mache den Mann.

Er hatte sich eine eigene Methode erfunden, auf die er sich bei sich selbst nicht wenig wußte. Sagt ihm einer, er solle sich wohl bedenken, eh' er den Schritt thue, dann entgegnete er: „Ja, bedenken muß man freilich alles. Mancher machte keinen dummen Streich, wenn er sich erst bedacht hätt'. Das mein ich auch."

„Ihr könntet jede kriegen im Städtle," fuhr dann jener fort, „und da sind reiche Mädle genung. Die Valtinessin hat's nah genung gegeben: wenn Er käm, ein Nein thät nicht fallen. Und ich wüßt hundert reiche Bursch', die sich die Händ' lecken thäten nach der Gringelwirts-Ev'. Die hat Geld und Sachen; da kann's heißen: ‚Goldmädle, ich mag dich'."

Dann sagte der Fritz: „Ja, Reichtum ist eine Hauptsach', und die Valtinessin, das ist eine ganze Frau." Und in dieser Art ging es weiter, so daß der andere am Ende nichts mehr zu sagen wußte und ging.

Das Holders-Fräle hatte sich eine andere Art, die Leute mit guter Manier loszuwerden, beigelegt. Sie war immer etwas schwerhörig gewesen.

Sagte ihr eine: „So ein arm Mädle wird doch Ihr Fritz nicht nehmen," dann entgegnete sie wohl: „Grämen, meint Ihr? Ja, ich hab mich schon genung gegrämt darum, und gedoktert hab ich, aber es hat mir alles nicht wollen helfen".

„Ihr versteht mich falsch," sprach dann wohl die Warnerin mit lauterer Stimme; „ich mein von wegen der Heiterethei —"

„Ja," nickte das Fräle. „Einerlei; 's ist alleweil einerlei gewest, was ich auch hab angewend't. Ja, die letzt Zeit ist's immerfort noch schlimmer gewest."

Dann sagte die andere schreiend, mit Armen und Beinen hantierend, um den Augen verständlich zu werden, wenn nicht den Ohren: „Ihr habt mich nicht verstanden, ich mein, von wegen Eurem Fritz —"

Das Fräle hatte Mund und Augen aufgerissen dabei, dennoch kam zum Vorschein: „Hitz'? Ja; das ist's eben. Hitz' hab ich die ganz' Nacht in den Ohren gehabt; und ich wunder mich nur, daß ich heut einmal wieder so gut hör. Ja, manchmal ist das so, aber hernachen wird's wieder so schlimm wie zuvor."

„Wenn das gut gehört heißt!" meinte dann die andere bei sich und gab ihren Vorsatz auf.

Das Reden der Leute hätte das Fräle nicht irr gemacht; der Heiterethei wunderliches Benehmen that mehr dazu.

„Guck, Fritzle, guck wohl, was du da machst," sagte sie zuweilen zu ihrem Enkel. „Mir ist das Annedorle immerfort im Kopfe gelegen, und ich hab gemeint, sie paßt just zu dir. Aber wie sie jetzt ist, da wird mir's manchmal angst: das wird immer schlimmer, je mehr's auf die Hochtzig losgeht; was soll da hernachen erst werden!"

„Laßt's nur gut sein, Fräle," sagte dann der Fritz. „Manchmal möcht ich auch mit den Fäusten drein haun, aber hernachen würd's erst recht schlimm und nicht wieder gut zu machen. Und das ist nix, sondern Verstand macht den Mann. Paßt auf, es ist weiter nix, als die alt Heiterethei, die sich noch geschwind in ihr aus will toben. So einen alten Fritz oder Christlieb oder meinetwegen so einen alten Adam hat jeder Mensch in sich stecken; der muß einmal heraus. Und das weiß ich aus Erfahrung; der alt Fritz hat auch am ärgsten in mir gewirtschaft't, wie er gesehn, nun wird's Ernst, daß er 'raus muß. Bleibt Ihr nur immer wie bisher. Der alten Heiterethei wär's selber lieber, man braucht Gewalt; da könnt sie sich erst recht verstocken."

Aber nicht allein von der Heiterethei kam ihm Anreizung, seiner Philosophie zu vergessen und wieder vom „alten Fritz" besessen zu werden, welchen bösen Geist er mit so viel Kraft seither hatte von sich abzuhalten gewußt.

Hat man einen Popanz in die Kirschen gesetzt, damit er die Sperlinge abhalten soll, dann lähmt das graue Diebesvolk erst ein allgemeiner Schrecken. Sein bloßer Anblick scheucht sie schon davon. Nur hier und da findet sich ein kecker oder durchtriebener Kopf, der sich nahe genug wagt, das Schreckbild genauer anzuschauen. So grimmig dem Popanz der verbogene Hut sitzt, bald kommt der Wagling auf den Ge=

danken, es möge wohl kein Kopf darunter stecken. Einmal, zweimal flieht er wohl unwillkürlich, wenn der Popanz sich zornig schüttelt. Aber er sieht, der schüttelt sich nur, wenn der Wind weht; wie nahe liegt der Schluß, der Wind bewegt ihn, er nicht sich selbst! Und warum kommt der Popanz nicht und verfolgt den Wagling, der nun schon in kleiner Entfernung vor seinen Augen, wenn er welche hat, Kirschen nascht? Aber nur ein wenig näher, und der Wagling sieht, er hat gar keine, er hat gar keinen Kopf, er hat wirklich keinen Kopf! Der Wagling macht durch sein Beispiel anderen Mut, dieser wieder anderen. Nicht lange und das ganze graue Volk verhöhnt den Popanz, den es im Kreise umzirpt, und bald sitzt der Furchtsamste darunter dem armen Popanz auf der schlagenden Hand und läßt sich triumphierend mit ihr vom Winde schaukeln.

Ähnlich wie dem Popanz mit den Sperlingen ging es dem Fritz mit den Burschen seiner ehemaligen Kameradschaft; der Unterschied lag nur darin, daß der Fritz kein Popanz war.

Daß er von einem Mädchen sich in den Morast rennen lasse, das hatte den Burschen die Augen geöffnet über das Wahnbild seiner vermeintlichen Kraft. Sie hatten sich's so lange und so laut in allen Wirtshäusern vorgeschrieen, bis sie es selber glaubten: nicht die Kraft des Fritz, sondern die Macht der Meinung von derselben hatte die Wunderthaten vollbracht, die man jener sonst zugemessen. Es hatte sich keiner ihm ernstlich gegenüber gestellt, weil man gemeint, es sei doch vergeblich. Und wo man nicht in dieser Täuschung befangen war, da hatte man es mit dem besten Erfolg gethan. Der und der hatte den Fritz bezwungen, aber niemand hatte es ihnen geglaubt. Und diese waren bei weitem nicht einmal die Stärksten gewesen.

Das alles war dem Fritz nicht fremd geblieben. Es ist leicht, bescheiden auf einen Vorzug zu sein, der allgemein anerkannt ist. Als seine Stärke bezweifelt wurde, stieg sie ihm wieder im Preise, und seine neue Philosophie hatte schwere Proben zu bestehen, um so schwerere, je mehr er seine Gesundheit wiederkehren fühlte. Es gab Augenblicke, wo er das Wort bereute, das er sich selbst gegeben, nie wieder an einem Schenkorte handgemein zu werden. Die schwerste Probe stand ihm heute bevor.

Zum erstenmal wieder seit dem Gründer Markt besuchte er einen öffentlichen Ort. Die Heiterethei begleitete ihn, und es war ein schöner Anblick, als die beiden hohen, blühenden Gestalten geputzt nebeneinander nach dem Schützenhofe gingen. Die Musik tönte ihnen schon von weitem entgegen.

In der Heiterethei war ein wunderlicher Kampf. Von dem schönsten Burschen zum Tanze geführt zu werden, schien ein Vorzug, der einem

Mädchen schmeicheln konnte. Aber die Leute mußten sagen: „Seht, da kommt die, die immer die Männer verhöhnt hat und die Mädle, die Männer genommen, und nun nimmt sie selber einen. So lang hat sie stolz gethan, als sie keinen hat gehabt; da sieht man, es war nur Neid und Ärger.“ Unwillkürlich ging sie immer so entfernt vom Fritz, als nur möglich war, und that, als ob sie gar nicht zu ihm gehöre.

Im obern Stübchen neben dem Tanzsaale war nur noch ein Tisch frei. Daran setzte sich der Fritz und ließ etwas zu trinken bringen. Die Heiterethei nahm an dem andern Ende Platz. Sie trank keinen Tropfen und kehrte sich wenig an den Fritz.

An den übrigen Tischen trank man, um sich Mut zu machen, desto mehr, und nicht lange, so begann das Mittel zu wirken. Von allen Seiten wurden Spottreden laut. Der schlimmste unter all den Sprechern war der Adams-Lieb. Jeder Rede folgte erst ein halbunterdrücktes, und da der Fritz ruhig blieb, als hörte er nichts, ein immer lauteres Lachen.

„Ich möcht wissen, wie sich's im Zehntbach läg,“ lachte der Adams-Lieb.

„Ich sollt doch meinen, es müßt' sich weich darin liegen,“ sagte einer von einem andern Tische.

„Und kühl,“ meinte einer aus einer Ecke heraus.

„Sonst würd sich einer nicht hinein legen lassen,“ lachte der Adams-Lieb wieder.

Der Fritz stand auf. Wie die hohe, kräftige Gestalt dastand, war es doch, als hätte sich der alte Respekt wieder gefunden. Einen Augenblick hielt ängstliche Erwartung aller Atem an. Der Heiterethei braune Augen lachten einmal wieder von Stolz und Freude. Aber draußen hatte eben ein neuer Tanz begonnen. Der Fritz war nur aufgestanden, die Heiterethei in den Saal zu führen und sich mit ihr unter die Tanzenden zu mischen. Die Spottredner faßten neuen Mut, aber auf der Heiterethei Wangen zeigten sich im bunten Wechsel die weißen Druckflecken mit dunkelm Rot. Hinter dem Paare her tönte wiederum das Gelächter über des Adams-Lieb und seiner Genossen Späße.

In der Thür riß sich das Mädchen von seinem Arme los und sagte leise, aber heftig: „Ich geh nach Haus. Du kannst da bleiben. Du hörst wohl solche Reden gern.“

Es war, als schüttelte eine unsichtbare Hand die Gestalt des Holders-Fritz zusammen. Es war ein Ruck, vor dem seine Brust den ganzen Atem ausstieß in einem hörbaren Hauche. Dann sagte er mühsam leise, indem er die Hand gegen die Brust stemmte, wie um keinen zu lauten Ton herauszulassen: „Wenn du auch noch hilfst, du sollt'st mich lieber helfen halten.“

Die Heiterethei lachte halb zornig, halb geringschätzig: „Sieht nicht

aus, als braucht'st du einen, der dich hielt. Du bist ja der stark' Fritz, mein ich, der wird sich doch allein können halten. Ich geh aber nu, und mich hält niemand, das sag ich dir!"

Der Holders-Fritz hielt sich wirklich mit beiden Händen an den Rockklappen vor seiner Brust fest. „Das ist die Prob'," redete er in Gedanken auf sich ein, „ob du ein anderer Kerl worden bist wie vordem. Und wenn du die nicht hältst, hernachen ist deine ganze Änderung nix, als ein dummer Jungenstreich gewest, wie die vorher, nur wieder ein anderer. Dein Wort mußt du halten. Das sag ich dir; du bleibst ruhig, und wenn der Teufel selber in die Heiterethei führ. Sie soll sehn, und alle sollen's sehn, daß der Mann nicht im Wildthun steckt." Dann wandt er sich so ruhig zur Heiterethei, daß die sich darüber ärgerte: „Wenn du willst gehn, ich bezahl nur, und hernachen geh ich mit."

„Ich kann auch allein gehn; ich fürcht mich nicht," entgegnete sie.

„Brauchst nicht zu spotten," sagte der Fritz. „Ich sag dir nur, ich hab den Saal da wohl zwanzigmal geräumt und schäm mich jetzt deshalb, und du selber hast mir's verdacht, und wenn du mir's jetzt verdenkst, daß ich's nicht thu, so sag ich dir doch: so stark bin ich in dem Saal noch nicht gewest, als jetzund."

Draußen trug der Fritz dem Schützenwirt auf: „Ihr könnt den Burschen drinn'n sagen, sie sollen morgen Abend in meinen Garten in den Städeln kommen. Es ist der Vorabend vor meiner Hochtzig, und Ihr könnt ein paar Eimer Bier hinbringen."

Der Wirt ging in den Saal, und der Fritz und die Heiterethei konnten noch einen Flintenschuß weit davon das Jubelgeschrei der Burschen hören über die Einladung. Diese legten die Burschen natürlich so aus: Der Fritz wolle sich wieder beimachen. Sie stolzierten um einen ganzen Kopf gestreckter, als zuvor, vor ihren Mädchen einher. Er hatte die Herausforderung, den Ruf seiner Kraft wiederherzustellen, mit der Flucht beantwortet. Morgen aber sollte er Stich halten müssen. Da wollten sie ihm zeigen, daß es noch andere Leute gäbe, die's eher verdienten, der Starke zu heißen, als der Holders-Fritz.

Die Heiterethei erlebte das alles in ihren Gedanken mit. Sie ließ sich nicht vom Fritz führen und war so übermütig, aber auch so bitter, als noch nie. Wenn sie ihn wie ein Kind behandelte und ihm über kleine Gräben weghelfen wollte oder ihn fragte, ob er auch noch heil und ganz sei, und ob sie ihn nicht halten solle, damit er dem Stein, über den er gestrauchelt, nichts thue, da faßte der Fritz noch mehr als einmal nach seinen Rockaufschlägen.

Das Fräle daheim wußte heute noch weniger als die Tage her, wie sie mit der Heiterethei daran war.

Die Nacht war vorüber, der Vorabend der Hochzeit war gekommen. Die Heiterethei erschien den ganzen Tag in derselben Laune, wie gestern; bei sich hielt sie immer den Gedanken fest, wenn's ihr einfiele, heute noch in ihr Häusschen zu gehen und nicht wieder zu kommen. Morgen war sie dann vor Sonnenaufgang mit dem Liesle auf dem Weg.

Die eingeladenen Burschen fanden sich alle ein und waren erstaunt, auch die älteren Kampfhähne der Gegend, die früher mit dem Fritz um den Preis der Stärke gewetteifert, dazufinden. Der Fritz und seine Gesellen hatten den Tag über mit in den Grasboden eingeschlagenen Stecken und darauf genagelten Brettern Tische und Stühle aus dem Stegreif hergestellt. Es war lustig beim Biere — denn auch der Schützenwirt und das bestellte Getränk blieben nicht aus — in dem großen Gras- und Baumgarten zu sitzen.

Es dauerte auch gar nicht lange und ein herausforderndes Wort um das andere ließ sich vernehmen. Der Fritz konnte sich kaum all derer erwehren, die ihn zu einem Ringkampfe im Spaße auf dem weichen Rasen einluden. Vergebens gab er sein neues Glaubensbekenntnis zum Besten: wer stark sei, solle Gott danken und seine Stärke zur Arbeit anwenden, und wenn etwa ein Unglück oder ein Unrecht an ihm oder an andern Abwehr fordere. Sein Widerstreben machte sie nur dringender. Die Heiterethei war am schlimmsten. Und da man ihn sonst dazu gezwungen hätte, seine Kraft mit den Angreifern zu messen, so machte er den Vorschlag, damit wenigstens bis vorm Nachhausegehen zu warten. Und dieser wurde endlich, doch nicht ohne Widerstand, angenommen.

Wie man im besten Schreien und Trinken war, trat der älteste Geselle des Fritz, in der Heiterethei alten Kleidern, die er zu erhaschen gewußt, wunderlich verkleidet, unter die Gäste. Er sagte, er sei das Annedorle und habe vom Zainhammer heim seinen Schiebkarren in dem weichen Boden unten am Bache festgefahren. Ob ihm nicht einer der Anwesenden, der stärker sei, den Karren herausholen wolle?

Da entstand ein allgemeiner Aufbruch. Man sah, es sollte eine Kraftprobe gelten, da war jeder dabei. Nur der Fritz schien ungehalten, daß des Gesellen alberner Einfall das Fest störte. Er redete seinen Gästen zu, hierzubleiben und ihn allein wieder gehen zu lassen. Aber sein Zureden half nichts, und halb willenlos wurde er mit den Abhang hinuntergezogen, wo der Schiebkarren, schwer bepackt, wirklich im weichen Rasen festgefahren erschien.

Jeder wollte nun der erste sein, den Karren wieder herauszuholen. Darüber kam keiner dazu, und ein älterer machte den Vorschlag, die Reihe des Zutritts durch Lose zu bestimmen. Das geschah; nur der Fritz schloß sich aus.

Und nun begann ein ähnliches Schauspiel, als am Abende des Gründer Marktes das Reicker Wirtshaus gesehen. Eine wahre Musterkarte aller beim Aufheben eines Schiebkarrens möglichen Stellungen entfaltete sich. Da sah man die Siegesgewißheit lachend zu dem Karren eilen und den Ärger der getäuschten Hoffnung, fluchend und die Gelenke zurecht rückend, wieder davon hinken und endlich mit lautem Gelächter über das gleiche Schicksal anderer sich trösten.

Dem Fritz mochte der Anblick nicht behagen: er ging wieder hinauf, wo man erst gesessen hatte, und man verlor ihn aus den Augen.

Nun hatten sich die sämtlichen Gäste ohne Erfolg an dem Karren versucht, und einstimmig war man der Meinung, es sei ein Vexierspiel. Den Karren vermöge kein einzelner herauszuheben, und sei er der Stärkste.

„Vielleicht," lachte die Heiterethei, die den vergeblichen Bemühungen mit Jubel zugesehen, „ist der Karren so verhext, daß ihn nur ein Weibsbild kann herausbringen."

Alle redeten ihr zu, es zu versuchen. Man hätte gern noch eine Weile auf fremde Kosten gelacht, um sich für den Hohn, den man soeben erlitten, zu entschädigen.

Die Heiterethei tanzte in den Karren. Sie dachte an ihren Triumph über Schneider, Weber und Schmied. Aber der Karren war doch schwerer, als der ihre damals gewesen. Gelang ihr schon mehr als den anderen, hob sie ihn auch, von der Stelle rückte sie ihn doch nicht.

Indem brachten der Adams-Lieb und noch einige den Fritz den Abhang heruntergeführt.

„Was einem recht ist, das ist dem andern billig," schrie der Adams-Lieb. „Wir sind alle ausgelacht worden, das muß sich der Fritz auch lassen gefallen."

„Ja," schrie ein anderer, „er soll hernachen nicht können sagen: Wenn ich nur gewollt hätt', ich hätt' ihn 'rausgebracht."

Der Fritz wehrte sich vergebens, die Kinderpossen mitzumachen, wie er sagte. „Und was wär's denn nun? Ob ich ihn 'rausbrächt oder nicht, deshalb wär ich um nichts besser und nichts schlimmer, als ich bin, und ihr alle miteinander nicht."

„Ja," sagte der Adams-Lieb, „dann hieß es: Das sind alles Jungen gewest, der Holders-Fritz ist allein einer."

Ein anderer meinte: „Und hernachen glaub ich auch, der Fritz hat's selber angestellt, damit die Leut' über uns könnten lachen."

„Soll ich?" fragte der Holders-Fritz die Heiterethei, die neben ihm stand.

„Nein!" entgegnete die zornig.

„Was Schlimmer's kann nicht werden," sagte der Fritz, „als daß sie mich auslachen. Und da kann keiner mir was vorwerfen, sie sind alle ausgelacht worden."

„Aber ich kann's nicht leiden," erwiderte die Heiterethei noch zorniger. „Dich sollen sie nicht auslachen."

„Ja, er hat's selber angestellt! er hat's selber angestellt!" schrie alles durcheinander. „Da kriegt's einer wohlfeil, daß es heißt, er ist allein der Starke. Er soll sich auch auslachen lassen, oder er ist kein ehrlicher Kerl."

„Ja, wenn ihr mir so kommt!" sagte der Fritz; „laß mich nur, Dorle, vielleicht lachen sie nicht."

Er stand schon im Karren und bückte sich.

Die Mäuler, die schon zum Lachen aufgerissen waren, blieben vor Verwunderung offen, wie man den Karren gehoben sah, und als ihn Fritz nun vollends noch quer den Abhang hinauffuhr, da öffneten sie sich noch weiter. Aber es war kein Gelächter, was herauskam, sondern ein Ausruf des Staunens.

Dem Fritz aber schien es so wenig um ihre Bewunderung zu thun, als er sich vor ihrem Lachen gefürchtet. Oben ließ er den Schiebkarren aus den Händen und sagte: „Ich hab euch euren Willen gethan, nun laßt das Bier nicht noch matter werden."

Alles setzte sich schweigend vor Ärger, Scham und Bewunderung. Von einer ferneren Einladung zum Ringkampfe war den Abend nichts zu vernehmen. Vielmehr erhob sich, da man dem Biere wiederum zugesprochen, der alte Preis des starken Fritz so laut, als je zuvor. Aber dem Fritz gewann er nicht das leiseste Lächeln ab. „Laßt das dumme Zeug," sagte er; „wie ich gestern eure Reden ruhig angehört hab und gangen bin, das war hundertmal mehr, als das mit dem Karrn."

Die Braut aber saß schweigend dort, und die Druckflecken zeigten sich wie gestern mit dunkler Röte auf ihren Wangen.

Als alles aufgebrochen war und der Fritz sie nach Hause führen wollte, riß sie sich los. „Daß du's schon anfängst?" sagte sie, mühsam das Weinen vor Zorn unterdrückend. „Ich bin nicht, wie meine Mutter war, das sag ich dir, und gefallen lass' ich mir nix. Jetzt hol ich das Liesle; die Nacht schlaf ich in meinem Häusle; mach du, was du willst; ich mach's auch. Und so ist's, und nu ist's fertig."

„In deinem Häusle kannst du nicht schlafen," sagte der Erstaunte, indem er sich an seinen Rockaufschlägen faßte. „Und das Liesle schläft nunmehr. Das wirst du nicht aus dem Schlaf aufwecken. Ich halt dich nicht, das hab ich dir tausendmal gesagt; daß mir's weh thut, wenn du gehst, das weißt du selber. Und deshalb kannst du immer

die Nacht noch bei meinem Fräle bleiben. Da bist du doch so gut aufgehoben, wie du's in deinem Häusle wär'st. Wenn du's willst, gehen wir an deinem Häusle vorbei; ich hab so im Sinn' gehabt, daß ich dich morgen hin wollt führen vor der Trauung."

Das Mädchen erwiderte nichts, sie ging aber voran nach ihrem Häuschen zu, sie sehnte sich danach; vierzehn Tage lang hatte sie es nicht gesehen. Der Fritz, in dem eine neue Hoffnung aufgegangen war, drang ihr seinen Arm nicht auf, sondern folgte der Eilenden schweigend.

Es war eine jener lauen Sommernächte, wo man meint das Gras wachsen zu hören. Die Halme, von der Hitze des Tages auf die Erde niedergebeugt, tranken sich im Thau wieder frisch und richteten sich leise knisternd in die Höhe. Was unter dem weichen Mantel der Nacht Lebendiges sein Wesen treibt, das raschelte am Boden hin oder durchschnitt im zackigen Fluge die Luft. Da trommelte der Otternbrutfänger Igel, der stachelgeharnischte, sich selber zu seinem Marsche den Takt, die Nachtfalter rannten mit ungeschickter Galanterie die Blumen an, denen das Ständchen galt, das sie mit schweren Fügeln absummten. Die Grillen durchstachen der Nacht die schwarzen Ohren mit ihrem spitzigen Gesange. Der geizige Hamster zankte seine eigene Frau von seiner Hausthüre hinweg. Hie und da stieg ein Kater im Grase umher und schüttelte vornehm nach jedem Tritte den Thau von den hochgehobenen Pfoten.

Von all diesem Leben und Treiben an seinem Wege bemerkte unser eilendes Paar, in seine Gedanken versunken, nichts. Eine Weile schritten sie zwischen grünen Hecken hindurch, dann an der alten grauen Stadtmauer hin. Jetzt kamen sie unter die Weiden. Die Heiterethei blieb plötzlich stehen. Dort, wo sie ihr Häuschen wußte, schimmerte etwas hell durch die Nacht. Das alte graue Häuschen konnte das nicht sein. Was aber war es sonst? Hätte der Mond hoch am Himmel gestanden, sie hätte gemeint, er vergolde mit einem Streiflichte das alte Dach; aber er kam erst hinter dem Felsen an dem Häuschen in die Höhe.

Der Fritz teilte ihr Erstaunen nicht; er lächelte, wie einer, der eingeweiht ist in das Geheimnis, dessen Eröffnung einen andern überraschen soll. Wenn er noch schneller eilte, als die Heiterethei, so geschah's, um, was in ihr vorgehen möchte, in ihrem Gesichte zu lesen.

Und es war doch ihr Häuschen! Und war es doch auch nicht. Seine äußeren Umrisse waren es, aber auch nicht, die es seit seiner traurigen Veränderung durch den letzten Regen gezeigt. Es hing nicht mehr im Innersten zerknickt an dem Fels, es stand mit wagerecht abschneidendem First gerad empor, so gerad, als sich die Heiterethei nicht erinnern konnte, daß es gestanden. Je näher sie kam, desto mehr Neues fiel ihr

daran auf. Nicht allein die Lücke in der Lehmwand, die ganze alte Wand war fort. Dafür zeigte sich ein Netz aus schlanken Balken gewebt und die Maschen mit Feldern von rotschimmernden Ziegelsteinen ausgefüllt, oben darauf ein lustiges Ziegeldach.

Sie stand wie selbst versteinert davor, bis der alte Holunder aufrauschte wie vor Freude oder Schmerz des Wiedersehens. Da brach ihr ein Strom von Thränen aus den Augen, und sie rang die Hände und rief nur immer wieder aus dem tiefsten Schmerz heraus: „Ach, mein gut, alt Häusle! Ach, mein gut, alt Häusle!"

Erst meinte der Fritz bei sich: „Nu adje, alte Heiterethei! Nu muß sie heraus!" Als aber das Mädchen nicht aufhörte, über ihr altes Häuschen zu jammern, da ging's ihm selber nahe und er bereute fast, was er so gut gemeint.

„Aber, Dorle," sagte er begütigend, „es ist ja dein alt Häusle noch, wenn's auch einen neuen Rock an hat gekriegt. Inwendig ist es noch gerad so, wie es gewesen ist. Und der alt Holunderbusch, der hat nicht ein Ästle eingebüßt. Den hab ich bewacht, wie wenn er mein Bruder wär. Auch nicht das Rotschwänzchennest daranf ist weg."

„Nein," sagte das Mädchen, „mein Häusle ist das nicht mehr. Das geht mich nix an. Ich hab gedacht, wenn's nicht mehr geht, zieh ich wieder in mein alt Häusle, und nu hab ich keines mehr. Nu hab ich nix mehr auf der Welt. Nu kann ich fort in die Fremd'. Da hab ich nu nix mehr zu suchen."

Der Fritz bewegte die Hand schon halbwegs nach den Rockklappen, indem er erwiderte: „Ich hab freilich nicht gedacht, daß du die Sach' so wirst ansehn. Aber das ist's auch nicht. Du weißt's recht gut, daß ich's nur hab aus Lieb' gethan."

„Ja," sagte die Heiterethei, „damit du mich recht könnt'st plagen, und ich wüßt' nicht, wohin! Deshalb hast du's gethan. Du hast's fortgethan, damit ich nix mehr hätt' und dich müßt' nehmen."

Der Fritz redete in sich hinein: „Das ist die alt Heiterethei, und du willst ein Mann sein!" Mit Gewalt an sich haltend, fuhr er gegen das Mädchen gewandt fort: „Das wirst du doch einsehen, daß das Häusle so nicht hat können bleiben. Der nächst Regen hätt's vollends weggeschwemmt".

„Ja," sagte die Heiterethei immer zorniger. „Du hast dich geschämt, daß das Häusle ein arm Häusle ist gewest. Da hast du müssen zeigen, daß du ein Reicher bist. Ich hab's allein nicht gewußt, daß ich arm bin, und da hast du mir noch mein Häusle müssen nehmen, damit ich's nur recht soll fühlen, daß du ein Reicher bist und ich bin arm."

Der Fritz hatte Mühe, sich zu halten. Er sagte sich: „Wenn das

Eis geht, da giebt's auch ein Geprassel; hernachen wird's von selber still. Guck, Dorle, hätt' ich mich geschämt des Häusles wegen, so hätt' ich's lassen gehn. Und dich zwingen, wie du vorhin hast gemeint, das ist mir auch nicht eingefallen. Eben darum, weil du immer mit deinem Häusle hast gedroht, und du hast sollen sehn, daß ich dir keine Gewalt hab wollen anthun".

„Ja," sagte die Heiterethei noch zorniger, „sag, was du willst; was ich seh, das seh ich. Du hast mich wollen los werden. Ich bin einmal nicht wie andere Leut', drum bin ich auch überall zu viel. Du hätt'st mich's nicht so merken zu lassen gebraucht. Ich wart von selber nicht, bis die Leut' sagen: nu kannst du gehn. Und ich geh auch, wenn schon du mir mein Häusle hast genommen. Du denkst Wunder, was du bist. Ich hab nicht auf dich gewart't, bis du kommen bist. Ich brauch keinen, und dich gar nicht. Mach, was du willst, ich mach's auch. Und so ist's, und nu ist's fertig!"

Der Fritz hatte sich wiederum erst mit beiden Fäusten fest gepackt. Aber er sah, die alte Heiterethei spottete aller milden Mittel. „Nu muß es biegen oder brechen. Nu mög draus werden, was da will. Das ist kein Fieberhund jetzund; das ist die wahr Mannesehr', und die muß aufrecht erhalten werden. Aber ruhig, Bursch, und ohne Wildthun!" So dachte der Fritz bei sich, spuckte in Gedanken in die Hände und brach los:

„Ich denk Wunder, wer ich bin? Und was denkst du denn, was du bist? Ich will dir sagen, was du bist. Ein albern's Mädle bist du, das selber nicht weiß, was es will. Das da meint, nu ist's was Recht's, wenn du nur immer was anders willst, als andere Leut'. Armut ist keine Schand', wenn man sie nicht selber hat verschuld't; aber sie ist auch nix, womit man groß kann thun, wie du's machst. Aber ein Arm's kann sonst Tugenden haben. Und die sind's hernachen wohl, worauf du so stolz bist? Nein, du meinst, der Stolz selber ist eine Tugend; und da bist du stolz, daß du stolz bist. Oder ist's, weil du meinst, du bist stark und kannst ärbeten? So stark du bist, ein Pferd ist doch sechsmal so stark und ärbet dich sechsmal weg. Da kann's auch noch sechsmal so stolz sein, als du. Das macht den Menschen aus, daß er Vernunft hat; aber Vernunft hast du nicht viel mehr wie ein Pferd, sonst wär'st du nicht stolz. Ja, du meinst, das ist Vernunft, daß du schnippisch kannst thun und machen, daß Leut', die auch nicht mehr denken, als du, über Ding' lachen, wo du und die Lacher erst euch die Müh' geben solltet, sie zu begreifen. Das ist Vernunft, daß einer sucht, die Welt zu verstehn und was er darin soll sein und soll ärbeten, daß er das auch wirklich wird. Aber nicht, daß einer wider den Strom

will schwimmen und sich einbilden, er ist allein gescheit, und die ganze Welt ist konfus, und er ist noch groß im Recht, wenn nicht der ganz Strom umwend't und schwimmt mit ihm bergauf. Das ist Vernunft, wenn man den Leuten erweis't, was man ihnen schuldig ist, und ist nicht unbillig gegen sie in seinen Gedanken. Die Leut' aber, gegen die du's hast, das sind Fieberleut', und die sind nirgend, als in deinem Kopf. Und auch daran ist dein Hochmut schuld. Die wirklichen Leut' haben mehr zu thun, als daß sie Tag und Nacht nur an dich dächten und was sie dir zum Trotz wollten thun. Die wirklichen Leut' sind freilich auch nicht alle vernünftig, und man wär's selber nicht, wollt man sich nach allen richten. Die Unvernünftigen läßt man gehn. Denen thut man zu viel Ehr', man mag ihnen zu Gefallen oder zum Trotz wollen leben. Und wer ihnen alles zum Trotz will thun, der richtet sich eben auch nach ihnen, wie der zu Gefallen, und ist recht mit Wissen und Willen ihr Knecht. Das, was die Vernünftigen von uns meinen, das sollen wir nicht verachten. Aber wir sollen's auch nicht zu sehr achten, denn die Vernünftigen sind noch nicht die Vernunft selber. Man muß nix darauf geben, was sie überhaupt sagen, sondern darauf, was sie sagen thäten, wenn sie unsere Sach' so kännten, wie wir selber. Darum müssen wir eben selbst vernünftige Leut' werden und dürfen keinen Fieberhund für einen wirklichen oder gar für was noch Bessers ansehn, er mög sich gebärden und sagen, was er will. Du meinst, das ist was Recht's, wenn du ein Erdäpfelfeld umhackst, aber an dir selber hackst du nicht, und wenn du in deinem Unkraut thät'st ersticken. Über das Unkraut auf einem Feld schimpfst du, und auf das Unkraut in deinem Kopf, da bist du stolz. Du willst die Männer verachten und die Weiber; wenn du doch verständ'st, was das ist: ein Mann und ein Weib! Hernachen würd'st du nicht darüber spotten, sondern gäb'st dir Müh', daß du eine wirst. Deine Fieberhünd' hab ich mir seither lassen gefallen, weil ich gemeint hab, du wirst sie selber abschaffen. Aber nu seh ich, es werden ihrer nur immer mehr, je geduldiger ich bin. Du sollst Respekt haben können vor mir, und ich will Respekt haben vor dir; sonst müßt' ich dich nicht lieb haben, wenn mir's gleichgültig wär, wie du bist. Ich zwing mich dir nicht auf, aber ich bettel mich dir auch nicht auf. Das Häusle da ist dein; ich hab nix dran zu suchen. Du kannst wieder hineinziehn. Du kannst machen, was du willst. Dir weh thun wollen hab ich nicht und würd's nicht, und wenn wir hundert Jahr lang wären getraut; aber wenn ich heirat, will ich der Mann sein. Nu weißt du, was ich von der Sach' denk und von dir. Danach kannst du dich entschließen. Und so ist's, und nu ist's fertig."

Noch im Sprechen hatte er jeden Augenblick gemeint, jetzt werde

die Heiterethei aufbegehren und ihr Verhältnis vollends zerreißen. Er fühlte, er habe sie so lieb, als ein Mann ein Weib nur haben könne. Er fühlte das um so stärker, je gewisser er meinte, er spreche ihrem Zusammensein jetzt das Todesurteil. Um so überraschter war er, als sie auch nun noch schwieg, da er seine Rede geendet. In ihrem Gesichte konnte er, da der Mond sich in dicke Wolken gehüllt, nicht lesen. Er horchte auf ihren Atem; sie atmete nicht rascher als sonst. Erwartete sie, daß er doch noch sich aufbetteln würde? Dann hatte sie sich geirrt. Er war sich bewußt, so viel Geduld gezeigt zu haben, als ein Mann nach seiner Meinung zeigen durfte. Und die Strafrede war er sich und ihr schuldig gewesen. Deshalb schwieg er auch. Sie wandte sich endlich langsam, zu gehen, und er folgte ihr. Auf dem ganzen Heimwege sprachen beide kein Wort. Das Fräle hatte mit dem zu Bette gehen auf die Heiterethei gewartet. Der Fritz sagte gute Nacht und ging stolz und doch herzensbedrängt nach seiner Werkstatt in den Städeln. Er fühlte, daß seiner Erklärung heute kein anderweitig Gespräch mehr folgen dürfe, sollte sich ihr Eindruck nicht verwischen.

Draußen aber hoben sich immer noch thauerfrischte Halme, trommelte der Igel, trieben die Nachtfalter ihre ungeschickte Galanterie fort, die Grillen zirpten, die Hamster zankten, die Kater schüttelten noch immer den Thau von den gehobenen Pfoten. Jedes hatte mit sich zu thun. Das Häuschen schimmerte unbekümmert; nur der Holunderbusch schien zu ahnen, was diese Nacht in zwei liebenden Menschenherzen vorging. Er rauschte leiser, wie um sie nicht zu stören.

Der folgende Morgen fand das ganze Haus des Holders-Fritz schon wach. Es war ja der Trauungstag seines Hauptes. Er selber kam mit der Sonne von seiner Werkstatt herein. Nur die Braut ließ sich nicht sehen. Die Trauung sollte früh vollzogen werden. Das Holders-Fräle fand die Heiterethei noch schlafend, als sie ihr den gestrigen Anzug von dem Stuhl an ihrem Bett hinwegnahm und das Brautkleid dafür hinlegte. Auch für das Liesle war ein festliches Gewand besorgt worden. Das schlief in einem besonderen Bette.

Der Holders-Fritz konnte seine Unruhe kaum verbergen, als Viertelstunde um Viertelstunde verging und das Mädchen nicht zum Vorschein kam. Das Holders-Fräle merkte ihm seinen Zustand an und ging, nach ihr zu sehen. Gleich darauf kam sie erschrocken wieder. Sie schlug die Hände zusammen und sagte: „Die Schand'! die Schand'!"

Der Fritz fragte nicht. Er begriff, das Fräle hatte sie nicht gefunden.

„Wenn sie nicht unten am Brunnen ist," unterbrach er sie.

„Ich hab mir's seit jenem Tag vorgestellt," sagte das Fräle, „wo

sie so wunderlich ist worden. Und die ganz Nacht hab ich sie hören lachen. Daß das meinem Tichterle muß geschehn!"

Der Fritz wurde fast zornig. „Aber sie ist da," behauptete er, „und sollt sie in jenem Schrank dort stecken." Er wollte die Gewißheit so lange von sich abhalten, als ihm möglich wäre. „Und macht kein Lärmens davon. Das wär manchen Leuten just recht, wenn's herumkäm. Und es wär doch nicht wahr! Macht Eure Sach' ruhig fort, Fräle. Es ist noch eine Viertelstund' Zeit. Bis dahin ist sie wieder da."

Und so war es wirklich.

Aber die Klinke ging lange vorher, ehe die Thür sich aufthat, und die Thür stand lange auf, ehe jemand darin erschien. Und die Heiterethei, denn sie war der Jemand, wär, wer weiß, noch länger auf der Schwelle stehen geblieben, hätte das Fräle sie nicht hereingeholt.

Dem Fritz war es schwerer, als es zu sagen ist, seinen innern Jubel zu verbergen. Er gab ihr schweigend die Hand und fühlte die ihre in der seinen zittern.

Das Fräle begriff nicht, wie ihr das Kleid zu geworden sei.

Die Heiterethei entgegnete, die alte Annemarie habe sie aufgesucht und ihr diesen Dienst geleistet.

„Und wo ist sie denn?" fragte der Fritz. „Ist sie draußen? Fräle, hol sie doch herein."

„Wie ich 'runter an den Brunnen bin gangen," sagte die Braut schen, „da ist sie wieder heim."

„Und da sagst du," warf ihr der Fritz vor, der begriff, was die Heiterethei dachte, „wir schämen uns deiner, und du bist's, die sich unser schämt. Und wenn wir so wären, wie du meinst, dann hätt'st du auch Ursach' dazu. — —"

So klein der Fritz, seinen Grundsätzen getreu, seine Hochzeit hielt, mehr Aufsehen konnte die „größte" nicht machen. Die Straßenecken, wo das Brautpaar vorbeikam, hatten das Ansehen eines Bienenstocks, der eben schwärmen will. Die Kirche war so voll, wie nur selten während des Gottesdienstes. Da die Warnungen nicht gefruchtet hatten, ging nun das Prophezeien los, und das prophezeite Unglück wär für zehn Paare zu viel gewesen, geschweige für eins.

Wir schweigen von allem dem und versichern nur, daß vielleicht nie ein schöneres Paar in Luckenbach zusammen in die Kirche gegangen ist.

Die Braut hatte schon oft den Bräutigam angesehen, ja schon die Lippen geöffnet gehabt, dem Bräutigam etwas zu sagen, und doch geschwiegen und, wenn der Fritz fragte: „Du willst mir was sagen, Dorle?" die Augen wieder weggewandt und leise geantwortet: „Wart nur. Jetzt noch nicht."

Als sie nach beendeter Trauung wieder aus der Kirche heraustraten, fiel ein leichter Wolkenduft wie ein zarter Schleier in kleinen, leisen Tröpfchen auf sie herab und regnete Gold in den Kranz der Braut, wie der Volksmund sagt.

Jetzt flüsterte sie: „Ich weiß nicht, ob sich's schickt und ob du auch magst; ich möcht gern an meinem Häusle vorbei zu dir."

„Warum zu mir?" fragte der Fritz, indem er zur Antwort den Weg nach dem Häuschen einschlug. „Du kannst nun ebensogut sagen: zu dir oder auch zu uns. Wenn du nur allemal denkst, daß du zu mir willst, wenn du heim gehst in unser Haus, da will ich zufrieden sein."

Es war kein unnützer Einfall, der dem Fritz jetzt kam, nach dem Häuschen zu einen Umweg zu machen. So verloren sie die Gaffer endlich und kamen allein und unbeachtet bei dem Häuschen an.

Ein schönerer Vormittag ist nicht leicht gewesen. Kein Wölkchen am Himmel, und der alte Holunderbusch hat von dem leisen Sprühregen her ein Hochzeitkleid an, weit prächtiger, als der rote Kirchenfrack des Meisters Schramm; das blinkt und funkelt durcheinander wie tausend Diamanten, wenn er nach seiner Art in sich hineinlacht; und so herzlich und selig in sich hineingelacht, wie heute, hat er noch nie. Das erneute Häuslein unter seinen Flügeln glänzt, als wär es selber eine Braut. Der Fels an seiner linken Flanke hatte über sein graues Hemde einen Rock angethan, aus den schönsten rötesten Pechnelken gewebt, auf seinem Haupte einen grünen Hut wie ein Tiroler. „Siehst du," redete er mit hundert rauschenden Stimmen auf das Häuschen hinein, „all den Glanz dankst du mir, und hast mir's übel genommen, weil ich dir das alte Gewand auszog, wie ein ungebärdig Kind auf dem Knie der Mutter, die es putzen will. Es wird nichts neues und gutes, wenn das alte nicht ausgetrieben wird, frag nur den Holders-Fritz und seine Braut; denen ist's gangen, wie dir." — Und auch an Musik fehlte es nicht. Der alte Holunderbusch stellte in seiner wunderbaren Vielseitigkeit den Brautführer und das Musik-Orchester zugleich vor. Ein Grasmückchen darauf sang die Melodie zu dem ewigen Lied von der glücklichen Liebe, und zwei selige Herzen schlugen den Takt dazu. Denn drüben im Gärtchen über dem Schloßweg, da lehnt die Braut leise ihr Angesicht an des Bräutigams Brust und sagt: „Ich muß dir's doch sagen, Fritz; ich wollt, ich müßt's nicht sagen und du wüßtest es schon."

„Und wenn ich's weiß, ich hör's noch tausendmal gern," erwiderte der Fritz nur mit seinen Augen. Es ist der Blick, der ihr im Traume so wehgethan. Und da standen sie ja auch hier im Schatten von dem alten Apfelbaum.

Sie wollte weiter sprechen, aber sie sieht sich erst noch einmal scheu um, ob niemand in der Nähe ist, und seine Augen weichen ihr aus.

„Ich war ein dumms Mädle und bin nur immer dummer worden, statt gescheiter, und gestern war ich am allerdummsten. Die ganz Zeit her, seit wir zum letztenmal haben hier gestanden — aber, guck, es ist auch nix Gerings, daß alles auf einmal anders soll werden, und man soll sein eigener Herr nicht mehr sein, zumal für ein arms Mädle, das nix hat, als daß es sich nix braucht sagen zu lassen."

Sie schweigt wieder. Die dunkele Rose gleich neben ihr findet Zeit, den Schmetterling zu fragen: „Nun sag, ob sie röter ist, als ich!" Der würdigt sie keiner Antwort und setzt sich auf die Bohnenblüte, wo er dem Mädchen ins Gesicht sehen kann. Aus dem ist die alte Heiterethei völlig verschwunden; über Nacht ist die Blume der Innigkeit völlig aufgebrochen, die in der Traumnacht die Knospe gesprengt.

Unten in den Weiden rauscht es so heimlich, daß man seine Gedanken darüber vergessen kann.

„Ich hab dir nicht gesagt," fuhr die Braut fort, „wie mir's war, ich hab's nicht gekonnt und kann's auch jetzt nicht, obschon ich will. Ich hab damals, wie du an das Gärtle bist kommen, gethan, als wär mir nix an dir gelegen; aber wenn du wärst gangen, wie dir das Liesle gerufen hat, guck, ich wär gestorben. Daß ich den Männern bin feind gewesen, das ist von meinem Vater seliger gekommen. Als ein klein Kind hab ich müssen sehn, wie er meine Mutter hat geschlagen, daß sie manchmal beinah ist liegen blieben. Da hab ich meine Arm' um die Mutter geschlungen, daß er mich mit hat müssen treffen, weil ich's auch nicht hab besser haben wollen, als die Mutter 's hat gehabt. Ich hab ihn auch nie lieb gehabt, verzeih mir's Gott. Ich hab's nicht gekonnt, es mag recht sein oder nicht. Und da hab ich's eingesogen, daß das Heiraten ein Unglück für ein Mädchen wär, und daß ich den Männern hab zum Hohn gethan, was ich hab gekonnt. Drum hat mich's gleich gereut, wie ich mich dir hab zugesagt. Wie ich hernachen in dein Haus bin kommen, da hab ich erst begriffen, daß du reich warst und ich war arm. Daran hab ich vorher nicht gedacht gehabt, und das hat mich noch mehr gedrückt; und meine Angst ist immer größer worden, weil ich in meinen Gedanken immer weniger bin geworden gegen dich. Wenn du mein Bruder wärst gewest, ich wär nicht darauf gekommen, daß ich wieder in mein Häusle wollt. Und wenn ich gangen wär, ich hätt's nicht einmal können erleiden; ich wär gewiß bald gestorben. Ich hab nun freilich eingesehn, daß du viel besser und vernünftiger bist, als ich; aber da bin ich mir nur immer kleiner geworden in meinen Gedanken und hab mir nicht können denken, du hätt'st mich lieb. Und

auch das war dumm, daß ich mir immer noch so viel aus den Leuten gemacht hab, und hab doch gewußt, wie sie sind. Du darfst nicht ungeduldig werden, wenn ich dir alles durcheinander erzähl; gerad so sind immer meine Gedanken untereinander herumgefahren. Die ganzen Nächt' hab ich mich im Schlaf gewehrt gegen dich; da hab ich mich endlich getröstet und hab mir eingebild't, ich bin stärker, als du, wie du den Burschen ihre Reden so ruhig hast angehört. Aber hernachen war mir das wieder nicht recht, daß ich einen Mann haben sollt, der schwächer wär, denn ich, daß ich keinen Respekt haben könnt, und ich hätt' wieder so gern Respekt müssen haben vor dir. Da hab ich vollends dumm gethan, und wie sie gespottet haben, noch immer dummer, und wie du den Schiebkarrn heraus hast gehoben, noch dummer, weil ich hab geglaubt, du willst mich damit verspotten. Und weil ich gesehn hab, daß du doch stärker bist, als ich, da ist meine erste Angst wieder gekommen. Am allerdummsten bin ich gewest wegen dem Häusle, wo du's hast so gut gemeint. Nein, das ist nicht dumm gewest; schlecht ist das gewest von mir. Ich hab das gleich gewußt, ich hätt' dir's mögen sagen, und hab doch nicht gekonnt; ich hab auch gedacht, du hast mich nicht mehr lieb; bis du bös bist geworden und hast mich heruntergemacht, da hat mir das Herz dabei gelacht im Leibe, denn an deiner Zornigkeit hab ich erst recht gesehn, wie lieb du mich hast. Und nun hab ich's erst recht gewußt, daß alles dummes Zeug war, was ich hab gedacht, und du bist besser als ich, und du hast mich lieber, als ich's verdien, und ich sollt lieber denken, wie ich gegen dich müßt sein, als wie's sein könnt, daß du einmal gegen mich wärst."

Sie schwieg an seiner Brust, und der Fritz jubelte: „Sie ist 'raus, sie ist 'raus, die alt Heiterethei!"

„Aber ich muß dir noch was sagen," fuhr sie nach einer Weile zögernd fort.

„Sag's nur, sag's!" lachte der Fritz. „Kein Stückl' alte Heiterethei soll drin bleiben!"

„Ja," sagte sie, „guck, Fritz, und wer aufgeräumt hat bei dir, das bin ich doch gewest."

Und so sprachen sie weiter. Wir übergehen, was sie noch sagte und er noch antwortete. Die Besserung, zu dem eines dem andern verholfen, hat sich bleibend bewährt. Ihr Wort, bei dem er sie genommen, hat sie gehalten; sie hat es wahr und ihn zum Manne gemacht und ihm keine Ursache mehr gegeben, den Grundsätzen untreu zu werden, die er ihr verdankt.

Die öffentliche Meinung hat sich abermals überschlagen und steht

nun wieder richtig auf den Füßen. Denn von Spott und gutem Rat ist keine Rede mehr; das Holders-Fräle hörte wieder so gut als vorher. Den guten Rat trägt man nicht mehr hin, sondern holt ihn beim Meister Holder und seiner Meisterin. Ja, er ist nun förmlich zum Ratsherren gewählt und kann's bis zum Bürgermeister bringen. Die Frau Valtinessin und die übrigen großen Weiber haben Freundschaft mit der Heiterethei geschlossen, denn sie ist nun auch eine große Frau, und wenn sie, seit sie dieses geworden, noch von allen großen Weibern so denkt wie früher, so thut sie wenigstens einer unrecht. Die ist sie selbst. Sie ist schlicht und bescheiden, ihre Wahrhaftigkeit und ihr braves Gemüt hat sie sich erhalten. Die alte Annemarie, die nun im Holders-Hause den eigenen Kindern der Heiterethei das ist, was sie früher dem Liesle gewesen, thut sich auf den neuen Glanz der Heiterethei, über den sich niemand aufrichtiger freut, als sie, mehr zu gute, als die Heiterethei selbst. Sie hat die Redensart: „Und so ist's und nu ist's fertig!" an sich genommen, seit die Heiterethei ihr Eigentumsrecht daran aufgegeben hat, und die kontrastiert wunderlich genug mit dem bescheidenen Tone, in dem sie jetzt vorgetragen wird.

Die Dotin in Reick ist gestorben und hat die Heiterethei in ihrem Testamente ansehnlich bedacht. Die Schwester der Heiterethei ist verheiratet, und man hört nichts Übels mehr von ihr.

Die Jungen des Paares jagen zwar nicht, wie der Weber prophetisch gehustet, den Kirchturm von der Kirche und aus der Stadt, aber sie machen den Eltern keine Schande. Oft spielen sie um das verjüngte Häuschen, und der alte Holunder hat seine Freude, wenn die älteren auf ihm herumklettern, eine Freude, welche die ängstliche Annemarie nicht teilt.

Die Heiterethei sagt, so oft sie das wohlhabige Hauswesen und ihren zufriedenen Mann anschaut, immer noch: „Ich bin nur froh, daß du mich hast." Und das ist nicht ruhmredig gemeint und er versteht es auch nicht so.

Wir aber schließen unsere Erzählung mit dem Wunsche, daß der Leser jetzt nicht etwa, gelangweilt, die nun der Annemarie angehörige Redensart auf unsere Bemühung anwende, indem er sie umkehrt und verändert: „Und nun endlich ist's fertig, und das ist gut."

Aus dem Regen in die Traufe.

In Luckenbach, fast am Ende des Städtchens, steht ein kleines Haus. Luckenbach hat ganz ansehnliche Häuser; die meisten prangen mit zwei Fensterreihen, ja das Rathaus hat ihrer drei. Man trifft da Leute genug, die ein ganzes Haus besitzen; häufiger aber findet es sich, daß ein und dasselbe Haus zwei Eigentümer hat. Einem gehört dann das Parterre, dem anderen das obere Stockwerk. In Keller und Boden sind Scheidungen angebracht; es ist ganz genau im Kaufbriefe beschrieben, welchen Raum der eine, welchen der andere Eigentümer zur Benutzung ansprechen darf. Und das ist gut. Entstehen doch trotzdem nur zu oft vorübergehende Reibungen, ja dauernde Feindschaften zwischen den zwei Besitzern, die zuletzt an dem Besitztum kleben bleiben, so daß der neue Käufer der einen Hälfte auch in die alte Feindschaft eintritt. Ich habe noch ein Haus in Luckenbach gesehen, das den Haß seiner beiden Besitzer offen auf der Stirne trug. Der eine hatte seine Hälfte außen rot malen lassen, sogleich strich der andere die seine grün an. Unter solchem forterbenden Fluche litt das Häuschen nicht, das ich meine. Es hatte zwar zwei Fensterreihen übereinander und war unten und oben bewohnt, und wär es zur Feindschaft zwischen den Bewohnern gekommen, so konnt es eine gefährlichere werden, als irgendwo. Denn die Bewohner der untern Hälfte waren beständig unter Waffen und trugen nicht einmal eine Scheide darum. Sie konnten sie nicht aus den Händen legen; das ging sehr natürlich zu: sie hatten keine Hände. Sie trugen sie auf dem Kopfe; kurz gesagt: es war eine Ziege und eine Kuh. Sie standen so nah beisammen, wie man nur so friedliebende Geschöpfe stellen darf, als die beiden sich immer gezeigt. Und hätte man sie auch weiter auseinander stellen wollen, es hätte an Raum dazu gefehlt. Neben dem Stalle war ein Behälter, ursprünglich wohl zu einem andern Zwecke angebracht, als dem er jetzt diente. Das konnte man deutlich sehen, wenn die Thüre nach dem Stalle zu aufging; und eine andere hatte das Gemach nicht. Es war ganz ausgefüllt von einem schmalen Bette. Wer das Bett machen wollte, mußte das von außen thun; und wer sich in das Bett legen wollte, konnte die Thür nicht eher schließen, bis er darin lag. Ein dicker Mann, der sich darin auf die Seite wenden wollte, hätte die Thür erst öffnen müssen, um den

Bauch, der sonst nicht Platz hatte, in den Stall hinaushängen zu lassen. Die das Gemach jetzt inne hatte, brauchte das nicht. Es war bei aller jugendlichen Fülle ein zierlich Mädchen; sie durfte auch nicht einen Zoll länger sein, als sie war; sonst hätte sie nicht ausgestreckt in dem Bette liegen können. Im obern Stock gab es bedeutend mehr Raum; der Baumeister war oben sparsamer damit umgegangen. Hätte man, was unten der Hausraum zu groß war und um was die gerade, ohne Gelenke emporführende, Treppe und das Gewinkel darum herum, sich zu lang und breit machte, zusammennehmen können, es hätte noch ein Stübchen abgegeben. Die Decke des Stalles war unmittelbar der Fußboden der Wohnstuben oben, und das war nicht übel, besonders für Leute, die, wie Frau Bügel, leicht kalte Füße bekommen.

Die Frau Bügel sah nach der „Brücke", dem Sitz des Schneidermeisters und seiner Gesellen, wenn er welche hat; und sie sagte wohl zum hundertstenmal diesen Abend: „wo der Jung' bleibt! der Sapperlot!" Dann fiel ihr Auge wohl, auf dem Weg von der Brücke zum nahen Fenster, an ein Ausklopfstöckchen von spanischem Rohr, das quer über zwei Holznägeln an der Fensterwand lag, just so hoch, daß eine Frau von der Höhe der Frau Bügel keinen Schemel unter den Füßen brauchte, ihn aber auch nicht erlangen konnte, ohne sich einigermaßen zu dehnen. „Wo der Jung' bleibt!"

An der andern Seite des Tisches saß ein Mädchen, das auch ohne den Zug von Herzensgüte in ihrem Gesichte hübsch erschienen wäre. Sie sah aus, als wünsche sie nichts sehnlicher, als daß jemand irgend einen Dienst von ihr verlange, je schwerer, desto besser. Ihrer Art zu sitzen sogar merkte man den Diensteifer an. Sie saß nur auf der äußersten Kante, ewig im Begriffe, vor Bereitwilligkeit vom Stuhle zu fallen; die halbgeöffneten Lippen hatten ein unausgesprochenes ewiges „Gleich" zwischen sich; und das stehende Lächeln um das runde Näschen versicherte unaufhörlich: man solle doch sagen, was man von ihr wünsche; es sei ihr ja eine Lust, es auszurichten; sie thu es ja ganz gewiß von Herzen gern. So war es, wenn die Frau Bügel sagte: „wo der Jung' nur bleibt!" als wollte sie vor Eile gleich vom Stuhl herab zum Fenster hinausfallen, und da sie nichts weiter thun konnte, stand sie wenigstens für einen Augenblick auf. Fiel ihr dann ein Stäubchen auf einem Möbel oder sonst etwas in die Augen, was hinwegzuthun oder zurechtzurücken war, so ließ sie ihren Diensteifer einstweilen daran aus, eh' sie zu ihrer Arbeit zurückkehrte. Es waren ein Paar Socken, die sie ausbesserte; sie hielt sie mit einer Art andächtiger Schonung in ihren kleinen Händen. Die Socken waren klein, wie diese Hände. Sie mußte den Knaben sehr liebhaben, dem sie gehörten, man sah es in

ihrem Blicke, an jeder Bewegung. Es war etwas Mütterliches darin, das ihr sehr gut stand. Daß sie aber keine Mutter war, sah man mit dem ersten Blicke auf die frische, zierliche Gestalt und das mädchenhafte Wesen.

„Der Jung' wird alle Tag' schlimmer, der Nichtsnutz! Da ist keine Parition mehr. Der Diktes hat schon Neun getüt't, und er ist noch nicht da. Ist das auch eine Zeit für so einen Jung', daß er noch draußen ist? und sollt nunmehr in seinem Bett' liegen, der Nichtsnutz! Das ist eine Sorg', die mich noch unter die Erden bringt. Und was soll hernachen aus ihm werden! Wenn mich der Herrgott nur nicht früher abruft, bis meine Stell' ersetzt ist und ich hab eine Frau für ihn. Denn jemand muß sein, der ihn in der Ordnung hält, und es muß eine tüchtige sein, wie ich, den Nichtsnutz, den!"

Als die alte Frau Bügel zu reden begonnen, hatte sie den Nasenklemmer — so nennt man eine Art Brillen — bis auf die Nasenspitze vorgeschoben; nun rückte sie denselben wieder an den richtigen Ort zurück. Das Mädchen hätte gern bei beidem geholfen, sie hatte unwillkürlich die Hand aufgehoben. Dann sagte sie: „Ja, der Gründer Markt ist eine Ausnahm'; und der schrecklich Regen —"

„Hat schon vor vier Stunden aufgehört. Er könnt eine ganze Stunde schon da sein. Du red'st ihm immer das Wort. Du gäbst schon sonst eine gute Frau für ihn; aber ich möcht wissen, was hernacher aus ihm sollt werden. Kräfte zum Arbeiten hast du schon auch, aber keine, den Nichtsnutz so fort zu erziehen, wie ich gethan hab."

Das Mädchen wurde rot bis über den Hals hinab und in die braunen Haare hinein. Sie war's schon vorhin geworden, als die Alte von einer Frau für den Jungen gesprochen. Sie meinte, das Erziehen sei nicht nötig; er sei auch kein Nichtsnutz, sondern ein schmucker Bursch, der sich ein Ansehn geben könne, daß es eine Lust sei. Es wäre wunderlich, wenn sie gar nichts gewußt hätte, was sie ihm, im Falle, sie wäre seine Frau, abgewöhnen müsse. Jetzt dachte sie aber an nichts von dem. Möglich, daß sie noch mancherlei meinte, aber sie sagte nichts von allem, was sie meinte. Sie wurde rot; mehr sagte sie nicht. Aber sie stimmte auch nicht in das üble Zeugnis ein, das die Frau Bügel dem Jungen gab. Sie that's auch nicht, wenn es über andere herging, so gern sie sonst der Frau Bügel, ihrer Base, in allem half, was diese that. Da sie aber der Base gern einen Dienst erwiesen hätte, so putzte sie wenigstens die Lampe.

Die Base schob den Nasenklemmer wiederum auf die Nasenspitze, die dadurch noch spitziger wurde, als vorher, und vor Betrübnis ihre rotblaue Farbe verlor.

„Noch ist nicht dran zu denken," sagte sie dann, die langen knochi-

gen Arme lang und steif und so auf ihre Kniee legend, daß die Ellbogen sich fast berührten. „Seinetwegen hat's noch Zeit. Und die ihn einmal kriegt, der sind auch noch ein paar ruhige Tag' zu gönnen, eh' sie sich das blaue Herzeleid an den Hals ärgert über den Thunichtgut, wie ich hab müssen thun."

Sie hätte wohl eher sagen sollen „an die Nase." Denn diese hüllte sich, da die Brille an ihren Ort kam, wiederum in ihre blaue Tracht. Der Nasenrücken war vom vielen Hin- und Herschieben des Nasenklemmers wie poliert. Man spricht von glänzendem Elend, wenn man ein sorgenvolles Dasein bezeichnen will, das nach außen ein glückliches erscheint; war das, was so blau um der Frau Bügel Nase sich lagerte, Herzeleid, so war es nicht bloß bildlich ein glänzendes Herzeleid.

„Wo der Jung' nur bleibt!" Sie sagte es noch zwanzigmal und bei jedem Male wurde der Blick nach dem Ausklopfstöckchen ausdrucksvoller. Es war weit später, als sonst gewöhnlich, daß sie heute zu Bett ging. Die Sannel erhielt erst noch den Befehl, ihr morgen genau zu sagen, wann „der Jung'" nach Haus gekommen sei. Die Sannel putzte die Lampe fast aus. Als wollte sie den ganzen Vorrat ihrer Dienstbeflissenheit auf einmal erschöpfen, damit sie nur für den Befehl, dem ihr Herz widerstrebte, keine mehr übrig behielte.

Es war wohl um drei ganze Stunden später, daß drei Wanderer männlichen Geschlechts die Straße von Reick nach Luckenbach daherkamen. Ich habe zwei Gründe nicht zu sagen: drei Männer. Erstlich heißt in Luckenbach nur der ein Mann, der eine Frau hat; und den von den dreien, und das ist der zweite Grund, den von den dreien, der in der Mitte ging, hätte man sich wohl auch an jedem andern Orte besonnen, einen Mann zu nennen. Wenn ein Bart ein untrügliches Kennzeichen eines Mannes ist, so durfte er für einen gelten, denn er trug einen vollen Backenbart von ungewöhnlicher Größe, und war, trotz seines Barbiertages heut, schon wieder stachelig um den Mund. Verlangt man eine gewisse Größe und Stärke der Gestalt von einem Manne, die über das Maß des kindlichen hinausgeht, so war er keiner. Die Schulknaben in Luckenbach, die ihm begegneten, gingen so hart an ihm vorbei, als sie vermochten; und es fanden sich wenige unter den Vierzehnjährigen, die, waren sie an ihm vorüber, nicht mit einem Luftsprung über ihn triumphierten. Aber er selbst war das einzige an ihm, was unter dem Maße eines Mannes blieb; schien seine Gestalt die eines Knaben, so trug er doch Bart, Hut, Stock und Vatermörder eines Mannes. Und aufgerichtet ging er, wie es sonst nur die Herren vom Amte in Luckenbach thun.

Die Drei waren im eifrigen Gespräche. Sie waren alle drei aufgeregt. Auf dem Heimwege vom Gründer Markt hatte sie der Regen in das Reicker Wirtshaus getrieben. Da war ihnen etwas geschehn, was sie noch immer nicht verwinden konnten.

„Ja,“ sagte der Kleine, „wer denkt, daß das verwünschte Blitzmädle solche Kraft hat? Wir sind doch wahrlich keine Kinder, wir sind Männer und keine schlechten. Und wie das fortging mit dem Karrn, den keiner von uns erheben konnte, als wär's nichts!“

„Ja,“ hustete der zu seiner linken Seite, eine lange, schmächtige Gestalt, daß die Wangenhaut, unter der eigentlich Fleisch stecken sollte, wie eine im Wind flatternde Fahne um seine Zähne schlug. „Ja, und daß sie thut, als könnt sie den verdammten Karrn nicht herausbringen aus dem Dr—ck, und man springt bei aus christlicher Liebe, und es ist ihr nur darum, daß sie einen auslachen will.“

„Ja,“ sagte der dritte, eine untersetzte Gestalt mit schwärzlich angelaufenen Händen und Gesicht, wodurch das Weiß der Augen noch weißer schien. Er trug den Kopf zwischen den Schultern, aber nur aus Angewöhnung. „Ja; ich hätt' dem Mädle seinen Spaß nicht verderben mögen, und wär der Karrn noch leichter gewesen.“

Der Schneider sah den Schmied einen Augenblick verwundert an. Aber er war, wenn ein Mann, einer, der nicht hinter einem andern zurückblieb. „Wenn ich einmal was anfass', da fass' ich's an; aber das Ding hat mich gedauert.“

Den Schmied verdroß, daß nun auch der Schneider that, als hätt' er den Karrn heben können, wenn er nur wollte. Er war überhaupt übellaunig. „Freilich,“ sagte er, „wenn Ihr nicht so ein gut Gemüt hättet, da wär Respekt im Haus.“

„Und der ist!“ entgegnete der Schneider und schlug der Luft ausfordernd ins Gesicht, ob sie's leugnen wolle, „Respekt muß im Hause sein!“

„Ja, aber vor dem Stöckchen rennt er auf die Gass',“ sagte der Schmied.

„Ihr kriegt Euern Schlucken,“ meinte der Schneider fast mitleidig. „Da darf man Euch nichts übelnehmen. Da reibt Ihr Euch an Gott und der Welt.“

Der Schmied sah den Schneider an, als wollte er sagen: wenn ich mich an Euch reibe, so reib ich mit einem Strich den ganzen Kerl weg. „An Eurer Mutter möcht ich mich nicht reiben,“ sagte er. „Das Ding, das über Eurer Brücke an der Fensterwand auf dem Nägele liegt — wenn das Ding nicht wär! Ich will Euch einen guten Rat geben. Seht, daß Ihr die Heiterethei freit.“

Der Schneider machte ein Gesicht, das hieß: „Da müßt ich mich

doch erst besinnen. Da sind ganz andre, die ich kriegen könnt. Ich brauch nur den Finger zur Thür herauszustrecken und es hängt ein Dutzend daran und mehr." Aber er ließ sich gern mit Mädchen aufziehn. Es war dann, als wenn ihm jemand den Rücken streichelte. Und die Heiterethei war schon ein Mädchen, mit der man sich aufziehn lassen konnte. Er sah ihre roten Lippen, und das braune Lachen ihrer Augen war schon den Weg über oft genug vor den seinen hergeflattert.

„Aber Ihr seid schon verthan," sagte der Schmied. „Ei nun, die Sannel da bei Euch im Haus, die ist rotbäckig, wie ein Honigapfel, und wird auch nicht bitterer sein, mein ich. Ich verdenk's Euch nicht, wenn Ihr da hineinbeißt. An Saft fehlt's ihr gewiß nicht. Und ich mein, Ihr braucht nicht lang zu schütteln, sie ist reif; und Ihr braucht gar nicht zu schütteln, Ihr braucht nur den Mund aufzumachen, so habt Ihr sie drin."

Der Schneider lachte und reckte sich höher; seine Gestalt war ein Bild seiner Gedanken. Ich wollte sagen, die Gebärde seiner Gestalt ein Bild der Gebärde seiner Gedanken. Denn seine Gedanken waren ungeheuer viel größer, als er; er ging dem kleinsten seiner Gedanken kaum bis ans Knie.

„So wollt ich, Ihr hättet Euern Holzapfel noch nicht," sagte er; „meinetwegen könntet Ihr das Honigäpfelchen haben, das Euch so süß dünkt. Die Sannel ist schon brav, und es kann auch sein, daß sie hübsch ist; ich hab sie noch nicht darauf angesehen. Aber ich muß eine haben, versteht Ihr — eine —" Seine Augen wurden groß und sagten damit, was er meine: „So einen Knirps kann ich nicht brauchen."

„Ja," sagte der Schmied, „sie ist kaum einen ganzen Kopf länger, als Ihr. In der Rundung beträgt's etwas mehr. Es hat mich lang gewundert, daß Ihr nicht einmal einen Strumpf von ihr statt Eurer Spitzkappe (Zipfelmütze) aufgesetzt habt. Aber freilich! er wär um die Hälfte zu weit für einen solchen Irrtum. Und sie ist auch zu ordentlich; sie läßt nichts herumliegen. Aber wahr ist's schon, so lang und breit ist sie doch nicht, daß Ihr Euch vor Eurer Mutter hinter ihr verstecken könnt, wenn die das Ding in den Händen hat, Ihr wißt schon, das über der Brücke an der Fensterwand. Und sie abzuhalten, dazu ist die Sannel zu gutmütig und zu furchtsam, so lieb sie Euch hat, und auch zu schwach. Drum mein ich eben, Ihr sollt die Heiterethei frein. Da wollt ich Eurer Mutter nicht geraten haben — da brauchtet Ihr nicht mehr auf die Gass' zu laufen und zu schrein: Respekt muß im Hause sein. Da wär er drinnen. Es ist ein gut Sprichwort: Auf einen groben Klotz gehört ein grober Keil."

„Deswegen?" sagte der Schneider fast verächtlich. „Und ich weiß

überhaupt nicht, was Ihr wollt. Mit dem Ding an der Fensterwand oder Gott weiß, wo. Und mit Euerm Verstecken. Ich versteck mich nicht und brauch mich nicht zu verstecken. Und wenn ein grober Keil nötig wär, da bin ich selbst einer, und brauch keinen andern. In meinem Haus, da bin ich Herr. Wenn ich red, thut niemand ein Maul auf. Und ich wollt's auch niemand geraten haben. Ich bin gut, aber wenn ich hitzig bin, hernach ist's aus. Meine Leut' kennen mich. Fragt nur die Sannel. Ich thu's nicht anders. Respekt muß sein im Haus."

Er sprach das nicht zu laut. Vielleicht war das Haus schon zu nah, von dem er sprach. Die andern führte ihr Weg weiter. Sie wünschten sich gute Nacht. „Ja, Respekt muß sein im Haus," sagte der Schmied sehr laut. „Eine gute Nacht will ich Euch nicht wünschen, aber einen guten Morgen und —"

„Pst," machte der Schneider. „Der Nachbar da hat's Nervenfieber. Seine Leut' bitten immer, man soll ruhig sein."

Der Schmied und der Weber bogen in eine andere Gasse ein. Der Schneider blieb aufgerichtet stehen, bis er sie nicht mehr sah. Er horchte, bis der Klang ihrer Tritte zu winzig wurde für sein scharfes Ohr. Er stand so, daß man ihn vor dem Vorbau des Nachbarhauses von dem seinen aus nicht sehen konnte. Dann wischte er eilig und leise wie ein Schatten um die Ecke und durch den Winkel, der das Nachbarhaus von dem seiner Mutter schied. Das Häuschen war nicht tief. Daran schloß sich eine Art von Bretterzaun, der den Hof umgab. Ein anderer Mann hätte nur vier tüchtige Schritte gebraucht; unser Schneider machte mehr als noch einmal soviel, bis er an der Stelle stand, wo ein Brett des Zauns, vom Nagel ledig, eine Art von heimlicher Thür bildete. Aber er blieb erst eine Weile regungslos stehen, damit Herzschlag und Atem ihren ruhigen Schritt wieder finden konnten. Dann horchte er, bis ein leises „Pst" sich innen an dem Bretterzaun vernehmen ließ. „Schläft sie?" flüsterte er. Ebenso leis antwortete drin ein „Ja". Eine Hand von innen bog an der untern losgegangenen Seite das bewegliche Brett nach außen. Die Öffnung, die dadurch entstand, wäre für jeden andern Mann zu klein gewesen; für unsern Schneider war sie weit genug. Er legte sich platt auf die Erde und kroch so unter dem Brette weg in den Hof hinein. Erst mit dem halben Leibe war er darin, als er liegen blieb und den Kopf furchtsam horchend nach oben wandte. „Es ist nichts," flüsterte die leise Stimme. Zwei weiche Hände faßten die seinen und zogen ihn daran eilends in den Hof hinein. Das Brett folgte seinem Gewicht und schloß die Öffnung wieder. Die weichen Hände richteten den Schneider auf und halfen ihm schnell und leise über den Hof bis in die offene Hinterthür des Hauses. Sie trugen

ihn mehr, als daß sie ihn führten. Und nun stand er vor seinem Führer. Es konnte ihn vom Fenster niemand mehr sehen; er richtete sich wieder hoch auf und sah der Art, wie er hereingekommen, nicht im entferntesten mehr ähnlich. Die andere Gestalt bückte sich und nahm einen Scheffel neben der Thüre von der Hausflur auf. Dieser hatte eine Lampe verborgen. Eine Hand hob die Lampe, die andere versteckte die Flamme, so gut es möglich war; sie schimmerte hinter der bergenden Hand herauf in ein Gesicht voll Liebe und Sorge, und machte die runde Hand wie glühend durchsichtig, die sie barg.

„Sie ist schon lang in ihr Bett gangen," sagte das Mädchen leise und eifrig. „Der Diktes hat nur erst elf getüt't gehabt.' Und daß sie nach dir hat gefragt, da klecken nicht hundertmal. Die alten Leut' haben einen leisen Schlaf. Um die Zeit ist sie manchmal schon auf und singt und bet't —"

„Und schreit um ihre Erdäpfel, wenn's zuviel regnet, oder wenn's zu lang trocken ist, um ihren Lein." Der Schneider sagte das, wenn auch immer noch leise, doch weit lauter, als das Mädchen zu sprechen wagte. Sie sah ihn an und ängstete sich, und freute sich zugleich über seine Verwegenheit. Und wie stand er da! Wie aufgerichtet, und strich mit beiden Händen den Backenbart nach vorn so soldatenmäßig! Die Sannel vergaß, wie viel seiner Länge am Soldatenmaß fehlte. Vielleicht brauchte sie das nicht zu vergessen; vielleicht hatte sie noch nicht daran gedacht. Dem Schneider that ihre unverhehlte Bewunderung wohl; es freute ihn, daß sich jemand um ihn ängstigte. Darüber vergaß er fast die eigene Angst. Er besah sich in der Sannel wie in einem Vergrößerungsspiegel.

Die Sannel hing mit fragenden Augen an ihm. Daß er ihr nichts mitgebracht vom Gründer Markt, wußte sie: sie wußte ja, daß die Alte die Kasse führte und dem „Jung" die Kreuzer zuzählte; daß er kaum zu einem „Maß Bier" für sich Geld mitbekommen. Aber ihm waren immer so merkwürdige Dinge begegnet. Die hübschesten Mädchen hatten ihn geneckt, und es bedurfte nicht seiner Einkleidung! die Sannel wußte ja: was liebt, das neckt. — Er hatte Händel mit den tüchtigsten Burschen gehabt, oder es war nahe daran gewesen. Es war ihre einzige Lust, ihn als den Gegenstand der Bewerbungen von Mädchen, und als Gegenstand der Furcht für die herzhaftesten Bursche zu bewundern. Hatte er nun vollends einen Witzbold, der sich an ihm reiben wollte, mit gewandter Erwiderung dem allgemeinen Gelächter preisgegeben, dann war sie selig. Das schien ihr das Höchste zu sein unter allem; vielleicht, weil ihr selbst das das Schwerste gewesen wäre unter allem.

„Ja, siehst du, Sannel," schloß jede Geschichte, „Respekt muß sein."

Dann sagte sie seelenvergnügt: „Ja, Hannes, der kommt dir gewiß nicht wieder zu nah. Du bist doch ein Mordsbursch! Und wie war's denn mit der? oder mit dem? Aber red leiser, sonst hört's deine Mutter. Wenn sie käm und säh, du kommst jetzt erst nach Haus, da möcht ich lieber mein blau Kattunkleid nicht wieder in die Kirch' anziehn." Dann wieder: „Aber mach, daß du in dein Bett kommst, sonst bist du morgen früh verschlafen, und deine Mutter ist schon so bös, daß du nicht zeitig heim bist kommen." Und doch blieb sie selbst, die ihm vorleuchtete, auf jeder Treppenstufe stehen, und verwickelte ihn durch ihre Fragen in ein neues Erzählen. Vom Kirchturm brummte die Glocke Viertelstunde auf Viertelstunde dazwischen und erinnerte sie an die Flüchtigkeit der Zeit, die aber auch den ganzen Tag über nicht so flüchtig gewesen war. Und der Treppenstufen waren soviel: erst der Stufen bis zum Oberstock, dann kam noch die Bodenstiege; denn Hannes hatte sein Kämmerlein oben auf dem Boden. Da oben auf der Stufe vor der Thür — man stieg unmittelbar von der Bodentreppe in das Gemach — wurde das längste „Ständchen" gehalten.

So auch heute. Soviel hatte der Hannes lange nicht zu erzählen gehabt, und ihre Bereitwilligkeit, zu hören, konnte nicht größer sein; selbst wenn sie gemeint hätte, ihm einen Dienst damit zu leisten. Mit ihrer Bewunderung wuchs Hannes' Größe vor seinen eigenen Augen, und in gleichem Maße wuchsen seine Geschichten über die Wirklichkeit hinaus. Sie glaubte unbesehn seiner Erzählung, und er glaubte ihrem Glauben. Er war so überzeugt, als sie, daß er ein Mordsbursch' sei.

„Aber nu ist's genug für heint," sagte sie endlich. Sie hatte auf der Treppe gesessen, die Lampe im Schoß und die Hand davor, damit der Schein nicht hinunter leuchten sollte auf den Hausplatz vor der Wohnstube. Sie stand auf.

Wie der Schneider immer größer geworden war, hatte auch der Gedanke, den der Schmied ihm heute erweckt, immer mehr Macht gewonnen. Der Gedanke machte ihn schon im Erzählen seiner Abenteuer irre; er war so dringend geworden, daß er ihn dem Mädchen mitteilen mußte.

„Noch eins muß ich dir sagen, Sannel. Was meinst du; wenn ich die Heiterethei nähm?"

Das Mädchen erschrak, daß die Lampe ihr fast im Schoß umfiel. „Die Heiterethei?" sagte sie.

„Ja, ich wüßt nicht, wer so gut zusammen sollt passen, als ich und sie."

Der Schneider wurde ungeduldig, daß das der Sannel nicht einzuleuchten schien, die doch sonst so verständig war. Er fuhr eifrig fort: „Die hat Haar' auf den Zähnen, beinahe, wie ich. Die bleibt keinem

eine Antwort schuldig. Und im Bettstroh verliert man sie auch nicht. Weißt du, sie hat just die rechte Größ'; und wenn ich einen Hund halten möcht, so müßt's auch ein großer sein. Das ist einmal meine Liebhaberei. Arm ist sie freilich; aber je mehr der Mann vor der Frau voraus hat, desto besser. Das hilft zum Respekt. Meinst nicht?"

Das Mädchen wischte sich die Augen mit der Schürze; Hannes dachte an die Heiterethei und sah's nicht.

„Ja, eine tüchtige Frau gäb sie schon," sagte die Sannel. Ihre Stimme hatte den schnupfigen Ton, der ein Begleiter weinender Augen ist. Hannes hörte nichts davon. Er hörte nichts, als daß der Rede der Sannel ein „Aber" folgen könnte.

„Du meinst, weil sie wild ist," sagte er rasch, um das „Aber" überflüssig zu machen. „Was ein rechter Kerl ist, der muß was Wilds an sich haben. Eine Schlafmützen kann ich nicht brauchen. Hol der Kuckuck die Schlafmützen!" Er hieb in die Luft vor sich hin, als wäre sie voll Schlafmützen, und sah so wild aus, wie ein rechter Kerl aussehen muß. Das sah die Sannel durch das Wasser in ihren Augen.

„Und wenn sie noch wilder wär," fuhr der Schneider voll Überzeugung fort, „das macht eine Eh' erst kurzweilig. Der Mann muß freilich der Herr sein, aber wenn's ihm zu leicht wird, ist doch keine rechte Lust dabei. Du brauchst nicht zu denken, sie könnt zu wild sein für mich. Und wär sie noch wilder, wie sie ist, ziehn wollt ich sie. Denn du weißt, Respekt muß sein! Daß dich der Kuckuck hätt'! ich wollt —"

„Red' nur nicht so laut, Hannesle," bat das Mädchen. „Ich glaub dir's ja. Das ist meinem Kummer sein Geringsts, Hannesle. Du bist ein Mordsbursch. Aber mir ist's gewesen — wenn's nur deine Mutter nicht hört, daß du so spät nach Haus kommen bist."

„Ei was, meine Mutter!" sagte der Schneider immer hitziger. „Ich wollt, sie käm mir jetzt die Quer. Ich wär gerad aufgelegt, daß ich ihr einmal sagt, was ich denk. Siehst du; ich gäb drei Kreuzer in den Klingelbeutel, wenn sie jetzt 'raus käm. Ich bitt dich um Gottes willen, Sannel, sei still! Mach die Lampen aus. Die Thür ist gangen, Sannel! Sie kommt! Wenn ich doch den Schlüssel hätt'."

Das Mädchen blies in die Flamme, daß ihr das Öl in das Gesicht spritzte. Sie stellte die Lampe neben sich, schob den halbohnmächtigen Hannes an die Wand und trat vor ihn hin. Wäre ein ganzes wütendes Heer auf den Hannes zugerannt, sie wäre nicht auf die Seite gewichen. „Sei ruhig, Hannesle," sagte sie; „ich mach meinen Rock auseinander; mach dann deine Thür auf und geh in deine Kammer. Ich sag, ich bin 'rauf gangen, ob du noch nicht da bist. Du sagst: ich bin um elf kommen, die Sannel ist nicht gescheit — Aber sie kommt.

gar nicht. Hörst du, sie singt und bet't und red't mit sich. Bleib nur ganz still, vielleicht schläft sie wieder ein."

Eine Weile war es mäuschenstill. Die alten Bretter hatten nicht das Herz, zu knacken. Nur die Frau Bügel sang in ihrer Kammer: „Wer nur den lieben Gott läßt walten!" und sprach dazwischen jammernd: „Ach, meine Erdäpfel! Meine schönen Erdäpfel!" und sang: „Und baut auf ihn —" und jammerte wieder: „Meine schönen Erdäpfel am Erlenweg!" Singen und Jammern wurde leiser. Bald war alles wieder still; nur die Kuh unten im Stalle, die der Gesang aus dem Schlaf geweckt haben mußte, schnaufte einigemal. Nicht lange, und auch die Kuh schien wieder eingeschlafen.

„Das weiß der liebe Gott," sagte der Schneider noch zitternd. „Ich hab Mut wie einer. Hundert Soldaten sind mir nichts. Ich fürcht mich vor keinem Menschen; ich könnt manchmal den Galgenberg umreißen, so hab ich Herz, aber wenn ich die Mutter kommen hör! Die ist doch nichts gegen hundert Soldaten; es muß sein, weil sie meine Mutter ist. Ja, wenn ich nicht so verwünscht gutmütig dabei wär. Die Gutmütigkeit läßt die Courage nicht herauskommen aus dem Sack. Sonst — daß dich der Kuckuck hätt'! Siehst du, Sannel, wär's nicht meine Mutter! Sannel, weißt du noch das vierte Gebot von der Schul'?"

„Ja," sagte die Sannel. Sie faltete die runden Hände unter der verlöschten Lampe und betete, als wär sie noch in der Schule und müßte aufsagen. „Du sollst Vater und Mutter ehren, damit dir's wohlgeht und du lange lebst auf Erden. Was ist das? Antwort. Wir sollen Gott — und ja, das ist recht von dir, Hannesle, und es wird dir auch noch kommen, wie der alt selig Schulmeister immer gesagt hat. Es ist schon recht, wenn ein Bursch wild ist, wie du sagst, aber gegen Vater und Mutter soll kein Mensch wild sein. Und es ist um so schöner, wenn einer, der sonst ein Mordsbursch ist, Vater und Mutter ehrt. Und wenn du die Heiterethei — aber wie du nur auf die gekommen bist, Hannesle!"

„Ja, wie man auf so etwas kommt," sagte der Schneider und fühlte sich in seiner Frömmigkeit und im Respekt der Sannel wieder einen rechten Kerl. „Und weißt du; die könnt die Mutter in Respekt halten. Die geht das viert Gebot nichts an. Meine Mutter ist nicht ihre Mutter, und darum braucht sie sie auch nicht zu ehren."

„Ja," sagte die Sannel; „das ist schon wahr. Du denkst doch alles aus."

„Was?" lachte der Schneider. „Mit den Kräften und der Courage ist auch noch nicht alles gethan. Wenn einer einen rechten Merks hat.

Nun hab ich mir gedacht, wie ich's an die Heiterethei bringen wollt; denn die ist schnippisch und spöttisch, wie der Teufel. Du könntst einmal wie von ohngefähr; nu, du begegnest ihr doch einmal — weißt du?"

„Ja, ich soll's anbringen?" sagte die Sannel. An ihrer immer muntern Bereitwilligkeit hing ein schwer Gewicht. Sie streifte es ab und das klang wie ein tiefer Seufzer. „Nu, wenn's nicht anders ist, Hannesle, ich will schon; aber bedenk dir's noch einmal. Und nu geh in deine Kammer und schlaf wohl. Ich hätt' dich nicht so lang abhalten sollen. Du wirst morgen die Augen nicht können aufhalten, und deine Mutter ist den Abend schon bös gewest. Ich sag, du bist nach elf heim kommen; sag du auch so. Und wenn das sein soll mit der Heiterethei, so wird sich's ja schicken. Gut Nacht, Hannesle. Ich begeg'n ihr schon."

Der Schneider war eingeschlafen und träumte einen großen Traum. Er saß auf seiner Brücke und nähte an einem unendlichen Rock. Die Mutter saß ganz still auf ihrem Stuhle, denn die Heiterethei drohte ihr mit dem Finger; und die Heiterethei war noch einmal so groß, als die Mutter. An der Thüre stand ein Hund, so groß, wie der Mutter Bläsſe im Stall, und schnaufte, wie die. Aber es war doch, als fehlte ihm das beste. Da kam die Sannel aus der Küche herein und freute sich über ihn und sein Glück. Da war alles gut.

Die Sannel aber ging viel langsamer, als gewöhnlich, die Treppe hinab und klopfte der Kuh nicht den Bug, wie sie sonst liebkosend that, wenn ihr Herz voll war von Glück über all' das, was dem Hannesle heute wieder begegnet war und was er ausgerichtet hatte. Wie langsam ging das Ausziehen, jede Schleife wurde erst zum Knoten. Sie war mit dem Hannesle aufgewachsen vom kleinen Kind an, darum fiel ihr seine Kleinheit nicht auf. Und wuchs er nicht in seiner Haut, so wuchs er in ihrem Herzen. Und so, wie bis jetzt, war es fortgegangen; anders dachte sie sich's nicht, wenn sie seine Frau geworden wäre; nur, daß sie eine Haube trug und Frau Bügel und Frau Meisterin hieß. Wie sie im Bette lag und mit der linken Hand die Thüre ihres engen Gemachs geschlossen hatte, streckte sie sich, so lang sie konnte. Daß sie sich nicht länger strecken konnte, das war's, warum sie so traurig die Treppe heruntergeschlichen, was alle Schlingen zu Knoten gemacht hatte. War sie so groß, wie die Heiterethei, hätte sie die Treppe herunterspringen können wie sonst. Da hätte sie nicht die Bläsſe vergessen. Aber sie strafte sich für ihr Murren, wie sie es nannte, denn die Sannel war fromm. Gott hatte sie geschaffen, wie sie war; es war Sünde, wenn sie mit ihrer Größe nicht zufrieden war. Und was hatte die Bläsſe gethan, daß sie leiden sollte unter der Sannel Leiden?

Die Sannel meinte, das Tier könne nicht ruhig schlafen, weil sie ihm nicht zugesprochen, wie sonst. Sie stand auf und ging zu der Blässe. „Es war schlecht," sagte sie zu der Kuh; „was kannst du dazu? Du bist mein alt gut Tier." Sie klopfte das Tier auf jeden Bug. Die Kuh machte eine Bewegung und schlief wieder ein. Die Sannel war auch nicht lange mehr wach, als sie einmal wieder in ihrem Behälter steckte. „Die Heiterethei wird alles allein wollen machen," sagte sie noch leise vor sich hin. „Wenn ich nur wenigstens da könnt bleiben! Ach, wenn ich nur wenigstens da könnt bleiben!"

Die Frau Bügel war eine konsequente Frau, in allem, innerlich und äußerlich, eine geradlinige Frau. Wenn sie einmal ein Ziel in das Auge gefaßt hatte, ließ sie es nicht wieder fahren, und eher wäre eine Kanonenkugel unterwegs umgekehrt, als sie. Aber das Sprichwort sagt: „allzuscharf macht schartig" und „eine gute Krümm' geht nichts üm." Und daß es recht hat, konnte man hier sehen. Ihr ganzes Dichten ging darauf aus, den „Jung" zu einem rechten Manne zu erziehen. Aber die Strenge, mit der sie ihn zum Fleiße und zur Ordnung anhielt, hatte die entgegengesetzte Wirkung. Natürlich war er nicht gern, wo er in steter Furcht sein mußte. Er benutzte jede Gelegenheit, der strengen Zucht sich zu entziehen. Und das zwischen Handwerk und Feldbau geteilte Schaffen in dem dörflichen Städtchen brachte dem Greiflustigen solcher Gelegenheiten genug entgegen. Der Frau Bügel Felder lagen in entgegengesetzten Richtungen von der Stadt. Wie war da eine sichere Kontrolle möglich! Und wie viel Wirtshäuser standen wie Mausefallen an dem Wege von dem einen dieser Grundstücke bis zum andern offen! Der Frau Bügel graugrünliche Augen waren scharf, aber durch Häuserwände hindurch konnten sie doch nicht sehen. Dabei hätte sie niemand zu der Einsicht gebracht, ihre Strenge erzeuge und fördere das erst, was sie verhüten und vermindern wollte. So wurde sie nur immer strenger; und dem armen Schneider kam nur das zu gut, daß die eifrige Frau einen so großen Respekt vor dem Spott der Leute hatte, als er vor ihr. So blieb ihre Tyrannei nur eine häusliche. Außerhalb ihrer vier Wände war der Schneider sicher vor den Ausbrüchen ihres Zornes. Geschenkt wurde ihm deshalb nichts. Daheim bekam er mit Zinsen, was sie ihm außerhalb schuldig geworden war. Desto verhaßter wurde ihm das Daheimsein. Und sie erreichte auch nicht einmal ihren Zweck. Die Leute wußten doch, was geschah, und machten sich auf alle Weise darüber lustig. Der Schmied behauptete sogar, der Schneider sei so klein geblieben, weil die Mutter ihn beständig in sich hineingejagt habe. Der Schneider sei eigentlich ein langer, starker Kerl, aber er

habe sich in sich selber verkrochen, und könne sich nun nicht mehr aus sich herausfinden.

Es war noch kaum Tag, als die Sannel schon die Treppe und Bodenstiege heraufrannte, um an des Hannes Kammerthüre zu pochen. „Steh auf, Hannesle; deine Mutter singt schon den zweiten Vers; da zieht sie allemal ihre Strümpf' dabei an. Und vermerk's nicht, daß du gleich nach Elf heimkommen bist. Und wegen der Heiterethei; wenn du dich nicht anders hast besonnen; ich geh hernach einen Gang und begegn' ihr vielleicht."

„Nein," sagte der Hannes drin. „Was ich gered't hab, hab ich gered't. Aber im Bett ist's doch gar zu schön. Ist ihre Stimm' zittrig, Sannel?"

„Ja," entgegnete das Mädchen, „schrecklich zittrig. Mach, daß du auf deiner Brücken sitz'st, wenn sie reinkommt."

„Es ist doch nirgends schöner, als im Bett," sagte der Schneider drin und dehnte sich. „Aber sie ist wohl noch im ersten Vers?"

„Nu nein. Sie hat schon den letzten angefangen gehabt."

Das Mädchen hörte, wie der Schneider aus dem Bette sprang, und war mit drei Schritten die Bodenstiege herab und in der Küche. „Er thut's nicht anders," sagte sie traurig vor sich hin, „mit der Heiterethei. Wenn ich nur wenigstens da dürft bleiben!"

Der Schneider schlich auf den Strumpfspitzen die Treppe herunter; die Pantoffeln zog er erst an der Stubenthüre an. Er horchte. Die Sannel sagte eben drin: „Es hat noch kein Viertel geschlagen gehabt, da ist er kommen. Und naß ist er gewesen! Er ist in Reick eingekehrt, weil er das Fieber gekriegt hat vom Regen, damit er nur ein bißle warm geworden ist. Und war noch immer naß, wie er kommen ist, und hat mit den Zähnen geklappert, daß es ein Jammer ist gewesen."

„Geschieht ihm recht, dem Nichtsnutz," entgegnete die Alte. „Und nun wird auch seine neue Kappen verdorben sein."

Sie fing an zu singen, und der Schneider sagte zitternd: „Wenn sie nur erst im Haus wär, die Heiterethei! Oder wenn so ein Gesangbuchvers einen ganzen Tag thät dauern!" Dann öffnete er die Thür und ging hinein. Er wußte, so lang der Vers dauerte, den sie sang, war er sicher. Er konnte wenigstens die Brücke erreichen, ehe das Donnerwetter losging. Die Alte sang fort, sie wandte das Gesicht nicht gegen ihn, aber sie erhob den Arm drohend in die Höhe, und ihr ganzes Gesicht zündete sich an dem blauen Feuer ihrer Nasenspitze an.

Der Schneider war schon in voller Arbeit, als die Alte fertig wurde mit dem Vers. Seine Augen hatten sich tief in die Westentasche verkrochen, an der er nähte, um ihrem Blicke nicht zu begegnen, wenn

dieser vernichtend auf ihn fiel. Sie aber wandte ihr Antlitz noch immer ihm nicht zu. Sie kehrte sich zu der Sannel, die dem Hannes sich ängsten half.

„So ist er doch da, der Nichtsnutz?“ sagte sie, und nach ihrer sparsamen Weise soviel als möglich in einem Atem. „Ich hab gemeint, er wird heut und morgen nicht aus dem Reicker Wirtshaus herauskommen. Denn ein Wirtshaus ist dem Sapperlot wie der Flieg’ eine Weinflasche, wo noch naß ist inwendig. Da ist leicht ’nein kommen, aber schwer wieder ’raus. An allen Wänden bleiben die Flügel kleben. Ja? er ist doch da? Hm, hm, hm! Und ich hab glaubt, der Regen hat ihn in ein Mäusloch geschwemmt und die haben ihn drinnen behalten. Ja, Gott behüt! Wer wird so einen Nichtsnutz behalten? Niemand, als wer einmal mit ihm gestraft ist und muß ihn behalten. Bis er sich ins Zuchthaus geschwemmt hat, da werden sie ihn behalten. Oder sie kriegen ihn bald wieder.“

Die Frau Bügel stand auf. Es war für die bereitwillige Sannel ein Schweres gewesen, auf die Fragen nicht zu antworten. Sie hob bei jeder beide Hände auf und öffnete den kleinen Mund, um wenigstens zu zeigen, es sei nicht Mangel an Dienstwilligkeit von ihrer Seite, daß sie nicht antworte. Aber die Frau Bügel, wußte sie, wollte keine Antwort. Der Schneider that einen Atemzug, so tief und stöhnend, als wüßt er, es ist sein letzter. Die Sannel half ihm atmen. Die Frau Bügel aber ging in der Stube umher, als wär der Gedanke von dem Mäuseloch ihr voller Ernst gewesen. Sie sah unter Stühle und Tisch und schüttelte das Haupt nach jedem suchenden Blick. Alles schien sie zu sehen, nur den Hannes auf der Brücke nicht, der einen Knopf mit Tuch und Todesangst überzog. Die Sannel half der Base widerstrebend suchen.

„Wo wird er nur stecken, der Sapperlot? Soll er zu Haus sein, und die gottesfürchtigen Wort’ hören, die seine Mutter red’t? Ja, der wär der Recht’. Wo wird er sein? Ja, wenn’s antworten könnt, wenn seine Mutter fragt, das bös’ Kind!“

„Nu, da in Eurer Stuben,“ schluchzte der Schneider. „Da auf der Brücken. Ach du lieber Gott im Himmel!“

Die Frau Bügel dehnte sich; die Sannel half ihr sich dehnen, aber mit Widerstreben. Die Frau Bügel nahm das Ding herunter, das von den Nägeln an der Fensterwand, das schreckliche Ding. Aber sie suchte fort. „Da in der Stuben wär er, da in meiner Stuben? Was? Den müßt’ man auf seiner Brücken suchen? Prost die Mahlzeit! Im Wirtshaus ist er. Im Tobaksrauch, daß man ihn schneiden kann, da ist er wie der Fisch in seinem Wasser. Und noch ein Maß, Frau Wirtin!

Und einen Nordhäuser darauf! Und lustig, mein Wenzel! Und das Eichelbaus sticht. Und o du lieber Augustin! Was! Nicht im Wirtshaus wär der Jung'? Nu, wird er reden, der Sapperlot?"

„Ja, wenn Ihr's haben wollt, Mutter. Aber macht lieber los, damit's überstanden ist. Aber Ihr werd't sehn, ich krieg die Schwindsucht. Alle Leut' sagen's. Meinetwegen ja, es soll ja das Wirtshaus sein. Und das ist der Eichenwenzel da."

„Was? Im Wirtshaus ist er? Und er ist im Wirtshaus? Nu! will mich der Nichtsnutz blind machen, daß ich meine eigene Stuben nicht mehr kenn? Und das ist nicht des Herrn Burgemeister seine Westen? Das ist der Eichelwenzel? Und das dort ist nicht mein Schmolkes Schatzkästlein und meine Schlafhauben? Ist das ein Wirtshaus, Jung?"

„Was soll ich denn sagen, ich armer Bursch? Was ich sag, das ist nicht recht. Nu freilich ist das Eure Stuben."

„Meine Stuben? So? Und das wär meine Stuben, wo du drin bist? Und du wärst, wo du hingehörst? Und säß'st auf deiner Brücken? So erbarm sich der Himmel über so ein sündlich Kind. Aber ich will's ziehn, so lang ich meine Arm' kann heben. Ich will nicht schuld sein, wenn er ein Taugenichts wird. Ich will ihm den Wirtshausteufel austreiben, dem Nichtsnutz dem!"

Und es hätte nicht an der Frau Bügel gelegen, wenn nur ein Stückchen Teufel in ihm blieb.

Aber die Sannel hatte zur rechten Zeit die Thür geöffnet. Der Schneider schoß wie ein Pfeil von seiner Brücke herab, quer über die Stube und hinaus, die Treppe hinunter und hielt nicht eher an, bis die Luft der Straße um sein erhitztes Gesicht wehte. Er wußte, nun war er sicher. Er sah sich majestätisch um, gab der Luft einen Klaps mit seiner rechten Faust und rief: „Respekt muß sein im Haus!" Dann ging er mit Löwenschritten vor dem Häuschen auf und ab, bis eine leise Stimme aus der Thür flüsterte: „Sie ist in ihre Kammer gangen, Hannesle; du kannst wieder 'rauf. Nu ist sie wieder gut."

Die Sannel streichelte dem Schneider die heißen Backen, als er bei ihr im Hausflur stand, und wischte mit weichen Händen den Angstschweiß von seiner kalten Stirn'. Sie tröstete ihn, wie nur die Sannel trösten konnte. Sie hätte gern selbst sein Kreuz auf sich genommen. „Und hast du dir's überlegt, Hannesle?" sagte sie dann. „Ich geh aufs Feld. Vielleicht, daß mir die Heiterethei in Weg läuft."

„Du gehst in die Erdäpfel," sagte der Hannes, als er wieder auf der Brücke saß. „Da geht dein Weg nach dem Gottesacker zu und ich komm bald nach. Das sind die Erdäpfel, in die ich geh. Und da

brauch ich keine Heiterethei dazu. Und auch keinen Hund. Guck mich noch recht an, Sannel; wer weiß, wie bald ich in die Erdäpfel geh."

„Das ist Schicksal, Hannesle; deswegen gehst du noch nicht in die Erdäpfel. Und die Schicksal kommen auch von dem, der Essen und Trinken schickt."

„Ach Gott! Die Bas' am Unterende hat mir immer Hefenklös wollen schicken; die ess' ich so gern. Dumms Zeug von wegen! Mir hat der Herrgott noch kein Stückle Brot, geschweig Hefenklös geschickt; ich hab mir's allemal selber müssen verdienen; nicht das Salz dazu hab ich umsonst kriegt. Und das Schicksal hab ich nicht verlangt; wär nur was Guts dran, hernach wär's gewiß nicht an mich kommen. Sannel, Hefenklös! Aber die Brüh' muß fett sein. Und Schnitz und Hutzel dazu. Ach du lieber Gott! Das viert Gebot ist mein Schicksal; wenn ich bald in die Erdäpfel geh, hernach hat's das viert Gebot gethan. Wer weiß, ist das die letzt Westen, die ich mach! Guck, da kommt vielleicht der letzt Stich 'rein, den ich thu. Hernach hat's ausgeschicksalt und ich ess' keine Hefenklös mehr auf der Welt."

„So darf man nicht reden, Hannesle; die Seel' ist doch mehr wie Hefenklös. Und siehste, deine Mutter hat gewiß nichts gegen die Heiterethei. Sag's nur der Bas' am Unterend, die wird's schon anbringen bei deiner Mutter, und es schickt sich jawohl, daß ich der Heiterethei begeg'n. Das ist hernachen ein gut Schicksal; und die kommen auch, wenn man nur die bösen geduldig erträgt. Wenn du nur denkst," fuhr die Sannel fort, „daß du's mit der Heiterethei ermachen kannst. Sie ist doch schrecklich wild."

„Was wild!" sagte der Schneider. „Wenn sie nur Hefenklös kann kochen! Sannel, da ist kein viert Gebot dabei. Sannel, ich sag dir: du kennst mich. Und Respekt muß sein im Haus! Und wenn ich erst einen großen Hund hab! Denn so ein Knirps von einem Spitzle darf's nicht sein. Und ich geh mit der Heiterethei auf den Schützenhof! Was? Karo, komm her! Aport, Karo! Da wirst du zum Fenster 'raus lachen. Ich seh dich schon. Und Menschen und Vieh sollen sich verwundern. Mach nur, Sannele, und geh; ich hab schon keine Ruh' mehr. Sannele, du kennst mich immer noch nicht!"

Die Sannel ging. Sie schüttelte unterwegs wohl hundertmal ihren dicken braunen Zopf. Es war ein ander Ding mit ihrem Glauben bei Nacht, wenn er, heimgekommen, ihr eine Stunde lang erzählt hatte, was alles er eben gethan und sie sich hineingedacht hatte, als hätte sie alles selber gesehn.

Es war Mittag geworden. Der ungeduldige Hannes fragte die rückkehrende Sannel mit den Augen. Sie hatte die Heiterethei nicht getroffen. Den andern Tag war sie glücklicher gewesen. Wenigstens im Finden. Sie wußte sich was auf die Verblümtheit, mit der sie ihre Sache angebracht hatte. Die Heiterethei hatte gesagt: sie wollte den Schneider erst mit in den Zainhammer nehmen und ihn strecken lassen. Aber das würde nicht helfen. Wär er zu strecken, so müßt es das Ding an der Fensterwand schon lange gethan haben. „Ich bin aber doch nicht still gewesen," sagte die Sannel, „bis sie gesagt hat: und so ist's und nu ist's fertig. Hernachen ist's, als hätt's der Burgemeister unterschrieben und sein Siegel darauf gemacht. Ich kenn die Heiterethei." Die Sannel war traurig darüber, aber sie war auch froh. Sie wußte nicht, daß der Hannes seine Gedanken, sich vor dem vierten Gebot hinter eine Frau zu retten, die stärker wäre, als seine Mutter, nicht aufgeben würde, aber auch eigentlich froh war, daß die Heiterethei nicht angebissen hatte. Wenigstens sagte er das der Sannel.

„Schon gestern ist mir's eingefallen," sagte er. „Sie ist doch nicht, wie ich eine brauch. Ihr Kopf könnt um die Hälft' dicker sein und ihre Händ' und Füß sind mir auch zu klein. Ich muß eine haben, die einen rechten Kopf hat, denn der Kopf ist doch die Hauptsach' am Menschen. Und meiner Mutter ihre Händ', die sind wenigstens noch einmal so lang. Und wenn eins so kleine Füß' hat, denkt man immer, es muß umfallen, wenn man's angreift. Und ich greif einmal zu; was ich anfass', das muß fest sein, Sannel. Ja, Sannel, es ist gut, daß sie nicht will, und es hätt' mich doch einmal gereut."

Das nächste Mal, daß sie wieder auf der Bodentreppe saßen und die Sannel die Lampe verbergend auf ihrem Schoße hielt, da war der Schneider einen Kopf länger, als er selbst. Nur mühsam hatte er etwas zurückgehalten, was ihm immer über die Zunge wollte.

„Und nun kommt das Best. Ich hab's bis zuletzt aufgehoben," sagte er, „wie ich's allemal mach, wenn ich eine rechte Freud' hab für dich."

„Meinetwegen," entgegnete die Sannel, „brauchst du dich nicht zu zwingen. Mich freut alles, was du mir sagst."

„Nu gut; aber heut auch weiter nix. Ich hab eine, Sannel! Weißt du? Und eine andere, wie die Heiterethei. Und nu schlaf wohl. — Aber ich will dir's doch lieber noch sagen, damit du zu Nacht davon kannst träumen. Aber freu dich nur recht, Sannel. Da setz die Lampen fort, damit du dich recht kannst freun. Und ich will die Jacken 'runter thun und die Hembärmel zurückmachen. Aber freust du dich denn auch recht?"

Der Hannes verlangte zu viel. Aber was hätte man der Sannel zumuten können, das sie nicht ausgerichtet hätte!

„Nu, ich freu mich ja schon, gewiß, Hannesle," sagte sie und setzte die Lampe weg und half dem Hannes seine Jacke ausziehn, damit ja dem Freuen nichts im Wege stand.

„Ich mein' gar, du flennst schon vor Freud'," sagte Hannes. Sie wischte die bittern Tropfen weg und sagte: „Ja freilich." Sonst hätte sie ihm die Freude verdorben. Und einem Menschen die Freude verderben; so viel sie konnte, das konnte die Sannel nicht.

„Ja, guck," sagte der Schneider, „und das ist eine andre, als die Heiterethei. Die Heiterethei ist vielleicht was länger, aber sie ist nur eine Haselgerten dagegen. Wenn Meine erst ein Jahrer zehn von unsern Erdäpfeln am Erlenweg gegessen hat, hernachen ist sie wie eine Gringelwirts-Valtinessin. Die hat einen andern Kopf, als die Heiterethei, und da kann man sagen: die hat Händ' und Füß'. Daß dich der Kuckuck hätt', Sannel! Und Haar' brandschwarz und dick wie Pferdehaar' und steif wie ein gewichster Zwirnsfaden. Kann sein, daß die Heiterethei ein paar Haar' mehr hat, dafür ist ein Haar von Meiner wie sechs Haar' von der Heiterethei. Und das spöttisch Wesen und das Dummgethu', davon ist an Meiner nicht so viel, wie auf mein'n kleinen Finger geht. Und doch alles so resolut. Und ein Narr ist sie in mich."

Es währte lang, eh' der Hannes zum Erzählen kam, wie er sie gefunden und die „Sache" sich gemacht. Und wie oft unterbrach er seine Geschichte wiederum mit Schilderungen! Denn die Sannel freute sich doch nicht so sehr, als er gedacht.

Die Geschichte war kürzlich die. Schon ein paar Tage her, wenn er bei Nacht am Bache hin durch die Gerbergasse ging, war ihm, als würfe jemand kleine Steine nach ihm. Er hatte die Heiterethei im Kopfe und sah sich nicht um. Heut, als er sich wieder geworfen fühlte, meint er: sollt's die Heiterethei sein, und sie hat's gereut, daß sie die Sannel abgewiesen hat? Pfiffig, wie er ist, blieb er stehn, bis wieder ein Steinchen ihn traf, und wendete sich dann, so schnell er konnte, nach der Seite zu, woher das Steinchen kam. Der Mond schien hell genug, daß er sehn konnte, die Gasse war leer; nur dort, woher der Wurf gekommen, saß eine weibliche Gestalt auf der Steinbank vor einem Hause.

Als ein rechter Bursch, der keinem Mädle gegenüber blöd ist, warf sich der Hannes in die Brust und ging auf die Schwarzhaarige zu, die vor Kichern kaum zu Atem kam. Sie hielt zwar die Schürze vor, aber der Hannes ist nicht dumm. „Wenn dich der Kuckuck hätt', die ist's gewest. Und ist sie's gewest, so ist's nicht umsonst gewest." Er strich mit beiden Händen seinen Backenbart nach vorn, indem er vor ihr stehen blieb und sagte: „Guten Abend, Mädle, es ist gut, daß deine Stein' nicht sind, wie dein Kopf, sonst hätt' ich sie besser gespürt. Aber

daraus gemacht hätt' ich mir auch nicht mehr." Er sagt es nicht, aber sein ganzes Wesen verriet: Er war einer und was für einer! Da frag nur einmal die Sannel bei mir! Die weiß, was der Hannes für einer ist!

Das Mädchen sagte: „Guten Abend." Mehr konnte es vor heimlichem Lachen nicht sprechen und der Hannes sah noch immer nichts von ihr, als die schwarzen Haare und daß es eine ansehnliche Gestalt besaß. Aber die Beschuldigung, sie habe ihn geworfen, konnte sie doch nicht auf sich sitzen lassen oder sie mußte sich wenigstens dagegen wehren. Man weiß ja, wie die Mädle sind, lachte der Hannes in sich hinein, und ihm war, als wär es nirgend schöner, als in seiner Haut. Denn nie hatte ihn ein Mädle geneckt, daß er nicht gemeint, es sei bis über den Hals in ihn verliebt. Und weil sie nun doch sich zusammennehmen und reden mußte, so sah der Hannes allmählich das ganze Gesicht unter den schwarzen Haaren und er meinte, es sei nicht bitter. Die Stirn war nicht hoch, aber desto breiter, und darunter ein Paar Augen wie glimmende Kohlen. Nichts war klein in dem Gesicht, das Gesicht selber war es nicht und Ecken hatte es auch nicht, an denen man sich stoßen konnte. Die konnte es mit seiner Mutter aufnehmen, meinte der Hannes, die war nach seinem Geschmack und — wer weiß, was wird! Den großen Hund vergaß er auch nicht; er konnte nicht an eine große Frau denken, ohne daß ihm der große Hund einfiel, um sein Glück in Gedanken voll zu machen. Zu der Heiterethei hatt' er sich einen schwarzen gedacht; bei der schwarzen Frau mußt es ein weißer sein.

„Wer weiß, wer ihn geworfen hat," sagte das Mädchen und lachte immer noch, soviel es sich Mühe zu geben schien, ernsthaft zu seinen Reden zu sehn. „Ich hab mehr zu thun. Ich muß an meinen Schatz denken. Und der ist —" sie sang: nicht weit; wie es im Liede heißt, und lachte mehr als vorher.

Der Hannes fühlte sich bitter enttäuscht. Er nahm eine kurze „gut Nacht"; aber als er sich kaum gewendet, fühlte er sich von neuem geworfen. Und das Mädchen hörte auf zu lachen und sagte eiliger, als es scheinen sollte: „Er geht wohl zu seinem Schatz?"

Der Hannes dachte: warum hat sie nicht ausgesungen, wie's im Liede heißt? Und fragt mich nun so? Er blieb stehn, wandte sich aber noch nicht wieder nach ihr um.

„Ja, ja," sagte sie. „Ich glaub's schon, es ist schön, wenn ein Bursch zu seinem Schatze geht. Ich hab keinen und hab noch keinen gehabt, aber zu glauben ist das schon."

„Und hast doch an deinen Schatz gedacht?"

„Nun ja; es ist einer in Gedanken. Es hätt' mir nicht daran gefehlt, so wenig, als einer andern, aber mir ist nicht jeder recht. Es

muß einer sein, ich weiß wie, aber ich sag es nicht. Er braucht nicht zu fragen. Jedem andern sag ich's, nur ihm nicht. Und geh er zu seinem Schatz; hätt' ich einen da drin, ich ging auch zu ihm."

Sie stand auf und wollte ins Haus. Der Schneider hielt sie auf. Seine Arme waren eben lang genug, sie zu umspannen. Das Mädchen wehrte sich, schlug ihm auf die Hände, wollte sich losreißen, aber er war ihr zu stark. Sie mußte bleiben. Sie mußte sich wieder setzen Er war glücklich, wie stark er war. Sie war fast außer Atem vom Ringen und hatte Lust zu weinen. Sie dauerte ihn.

„Ja," sagte er, „wenn ich zugreif, da ist's nicht zum Spaß. Aber du bist keine hiesige. Die hiesigen kenne ich alle; ich hätt' längst eine, wenn ich eine hiesige möcht. Ja, du möcht'st wissen, wo mein Schatz daheim ist? Ich hab dir wohl weh gethan, aber ich kann nicht anders. Das weiß der Kuckuck, und wenn ich nur ganz leis' zugreif, da giebt's blaue Flecken. Und wo bist du denn her?"

„Von Schackicht," sagte sie. „Aber was geht das ihn an? Er hat schon einen Ort, wo er hin denkt."

„Hätt' dich der Kuckuck, Mädle!" lachte der Schneider. „Mein Schatz ist eben daher. Und er hat schwarze Haar' und — ja, ich pack dir nicht alles auf. Aber es ist ein prächtiger, das kannst du glauben. Wenn ich mich nur setzen könnt, ich müßt' Stunden lang bei dir sitzen."

Das Mädchen rückte zu. Es kam eben noch so viel Platz heraus, daß der Schneider sitzen konnte. Aber sie mußte ihren Arm um ihn schlagen. „Sonst fällt der Branntwein," sagte sie.

Wie er so neben ihr saß, lehnte sein Gesicht an ihrer Schulter und sie ragte mit dem ganzen Kopfe über ihn weg. Aber er wußte sich dennoch was Recht's. Sie hielt ihn wie ein Kind in ihrem Arm und mußte ihn manchmal an sich drücken, weil er sonst vom Steine gerutscht wäre, wie sie sagte. Dazu rauschte der Bach und von dem Wasserrad der nahen Kippelmühle schimmerte es wie geschmolzenes Silber. Der Mond neigte sich zum Wasser und das Wasser strebte spritzend hinauf zum Mond. Die dunkeln Schatten schmiegten sich so bräutlich an die Häuser, die Fenster sogen so durstig den Mondenschein ein und glänzten dann alle, als wär eine festliche Hochzeit dahinter. Dem Schneider fehlte nichts zur Seligkeit, als daß die Sannel nicht da war und sagte: „Hannesle, du bist ein Mordsbursch!"

Ein Wort gab das andere, das das dritte; der Bach war gerade so laut, daß die beiden, eins das andere, aber kein drittes die beiden verstehen konnte. Und als die Zeit des Hausthürverschließens kam, da waren sie einig, was mit ihnen werden sollte. Der Hannesle mußte zur Unterender Base gehn; die mußte die Mutter stimmen, ohne davon

zu sagen, daß ihr Auftrag vom Hannes kam und der schon mit dem Mädchen bekannt war; wie weit es schon zwischen den beiden gekommen, das durfte die Mutter noch weniger wissen.

„Die Bas' thut, was ich ihr sag," meinte der Schneider, nachdem er der Sannel alles erzählt hatte. „Und Hefenklös, hat Meine gesagt — ihre Leut' haben keine gessen, als wo sie gekocht hat. Und nu nimm deine Lampen und ich will meine Jacken wieder anziehn. Und nu schlaf wohl, Sannele, und denk dir in deinem Bett noch einmal recht aus, was ich dir erzählt hab, damit du dich recht freust."

Das eine brauchte der Hannes der Sannel nicht einzuschärfen; aber das andere wollte nur desto weniger gelingen.

Das Unterend, so heißt ein Teil von Luckenbach; die Lage desselben hat ihm diesen Namen gegeben. Aber er führt auch noch einen andern; man nennt ihn Bettelumkehr. Diese Benennung hat er dem Umstande zu danken, daß er meist aus kleinen ärmlichen, wenigstens ärmlich aussehenden Häusern besteht, bei deren Anblick der bettelnde Arme wieder umkehre, überzeugt, hier sei für ihn nichts zu holen. Hier wohnte die Base, deren der Schneider gedachte. Sie war eine kinderlose Witib und hatte all ihre brachliegende Liebe in Ermangelung eines bessern auf unsern kleinen Schneider geworfen. Er konnte unbedingt über sie gebieten. Das hatte er für seine Sach' benutzt; und so kam eines Tages die Base über die ganze Breite der Stadt zur Frau Bügel am andern Ende geschritten, um ihr mitzuteilen, daß sie ein Mädle gesehn, wie für den Hannes und seine Mutter geschaffen. Das geschah denn auch, aber erst nach einer langen Einleitung, wie schlimm es jetzt um die Welt und vornehmlich um die jungen Mädle bestehe, zu welchem Behuf einige Nachbarstöchter zergliedert wurden. Denn gleich auf die Hauptsache zu kommen, das wär wie ungenötigt am fremden Tische essen, und man weiß in Luckenbach, was „schickerlich" ist.

Da war denn die Base auf einem nötigen Gang durch die Gerbergasse gekommen und da hatte sie gar nicht anders gemeint, als die Frau Bügel selberts dreißig oder vierzig Jahre vor sich zu sehn, so tüchtig, rasch und repermandierlich war das Mädle gewest; so breit gestirnt und breit gestellt, wie man die Kalben gern hat, denn solche geben einmal tüchtige Küh'. Und hengstenmäßig hat sie geärbet.

Die Frau Bügel meinte, wenn das Mädle auch nicht ganz so wär, wie sie selbst gewesen; für den Nichtsnutz von einem Jungen brauche sie eine tüchtige; das dürfe nicht etwa so eine Ziege sein, wie sie jetzt meist wären, mit weichen Händen und langen Hörnern, die in Vergnügen und Lumpenstaat über ihr Vermögen hinauswüchsen und her-

nach an jeder harten Wand zerbrächen. Nun, der Metzger kaufe kein Stückchen Vieh unbegriffen, und man könne sich besehen, ehe man sie handele. Die schwarzen Kühe möge sie sonst nicht, sie hätten alle was vom Gottseibeiuns; aber keine Regel sei ohne Ausnahme. Man müsse ihr nur den Schwanz recht beschneiden.

Die Base hatte erforscht, wo das Mädchen diente; es war noch nicht lang hier. Aber es wußte, wo Bartel den Most holt; das hatte die Base aus seiner Antwort gemerkt; und war auch „von guten Leuten“.

Die Frau Bügel hatte noch denselben Tag ihren blauen Mantel, mit der weißen Schnur um den Zackenkragen besetzt, umgethan. Sie war so geheimnisvoll gewesen, daß der Schneider, der die Base fortgehen sah, erriet, was sie vorhatte. Sonst hätte er's auch nicht erfahren. Wenn der Handel geschlossen war, da war noch Zeit genug dazu. Der Schneider machte eben ein paar Knabenhöschen. Vielleicht steht der Knabe in seinem ganzen Leben nicht so viel Furcht und Hoffnung aus, der sie tragen wird, als der Schneider, da er sie nähte! Und das Tuch daran hätte sicher solche Spannung nicht ertragen.

Die Frau Bügel aber ging geradeswegs nach der Gerbergasse und zu der Dienstherrschaft der Schwarzhaarigen. Sie hatte sich einen scheinbaren Vorwand ausgedacht, und kam nur wie gelegentlich auf das zu sprechen, was sie wissen mußte. Aber die Gerbersfrau war auch nicht dumm.

„Die fragt nicht umsonst nach der,“ dachte sie. „Sie wird eine Magd brauchen. Ich wollt, sie braucht eine, da könnt ich den schwarzen Teufel loswerden und müßt' sie nicht fortschicken. Ich hab ihr schon zweimal aufgesagt und sie geht nicht; sie thut, als könnt sie mich fortschicken und wär Herr im Haus. Und mit Gewalt bring ich sie, mein' ich, auch nicht fort. Sie bleibt doch, und hernach thut sie nur desto wilder. Ich will sie loben, so gut ich kann. Die Schneiderskätter (so hieß die Frau Bügel in Luckenbach) mag hernach sehn, ob sie sie zwingt. Da kommt ein Teufel über den andern. Sie mag hernach sehn, wie sie sie los wird.“

Die Frau Bügel glänzte im ganzen Gesicht, wie sonst nur auf der Nase, als sie das Gerberhaus verließ. Aber eine, wie sie, ging sicher. Sie stieg noch zu einer Nachbarin der Gerbersfrau hinauf. So geschickt sie ihre Sache anfing, auch die erriet, was die Schneiderskätter wollte.

„Die will mich ausholen. Die Gerbersfrau hat das wilde Tier gelobt, um sie loszuwerden. Ich werd mir auch das Maul nicht verbrennen. Wenn ich's thät und die erführ's wieder, wer weiß, was mir der Teufelsabbiß anthät!“

Aber das Gewissen schlug der Nachbarin doch; oder war's ihr zuwider, einen Menschen bloß zu loben? „Ja, daß sie tüchtig, fleißig

und brav ist, das will ich keinen Hehl haben. Ich weiß auch nicht Schlimm's von ihr; ich müßt's lügen. Aber es steckt keiner innewendig drinne. Und man kann nur sagen, was man gehört hat, und was man selber meint. Man sagt freilich: kurzstirnige Küh' sind gern stößig. Aber das ist auch bloß Gemeint's."

„Wenn's sonst nix wär!" sagte die Frau Bügel zu sich, als sie die Treppe herunter ging. „Das ist keine tüchtige Kuh, die nicht einmal stößt. Ich lass' mir auch nicht viel an den Hörnern herummachen. Wenn sie nur fleißig und brav ist, und recht ärbeten kann; das ist's, was ich will wissen."

Und wo sie in der Umgegend noch sich erkundigte, alle sprachen wie die Nachbarin der Gerbersfrau. Sie hatten alle denselben Grund.

„Der Jung' braucht eine, die tüchtige Hörner hat," sagte die Frau Bügel auf dem Nachhauseweg. „Und mein Mann wird sie nicht sein, das ist meinem Kummer sein Geringst's. Aber der Metzger will erst seinen Griff thun, eh' er einschlägt. Die Unterender soll mir sie einmal an einem Sonntag zum Kaffee ins Haus schicken. Ich will sehn, was sie für Zähn' hat. Hernacher kann's schon was werden mit der und dem Jung."

Sie ging sogleich zu der „Unterender". So erfuhr der Hannes an demselben Abend noch, seine Mutter sei gar nicht „abstinat gegen die Sach'," und sie, die Base, solle das Mädchen für den Sonntag zu einem Kaffee bei der Mutter einladen.

„Sag mir nur, wie's deine Mutter gern hat," sagte abends die Schwarze zu ihm, als er wieder wie ein Kind neben ihr auf der Ecke der Steinbank saß und ihr gesagt hatte, was er wußte. „Es hat jeder Mensch so sein Apart's, und ich mach's gern jedem Menschen recht, und wer mich einmal zur Frau kriegt, der hat gewiß nichts verspielt mit mir. Sie hat's wohl gern, wenn eine hurtig ist?"

„Ja," sagte der Schneider, „aber wenn du noch ein bißle zurücken könnt'st, das wär mir recht."

Die Schwarze suchte es möglich zu machen. Da es nicht ging, nahm sie den Schneider in ihre mächtigen Hände und setzte ihn mit einem Schwunge wie ein Kind auf ihre Kniee. Der Schneider wollte einen Arm um ihren Hals legen; sie sagte: „ich halt dich schon; du fällst nicht. Und dazu haben wir noch Zeit genug, was du willst. Es muß nicht immer geleckt sein. Sag mir lieber, wie's deine Mutter hält?"

„Ja, siehste," sagte der Schneider, „wenn du deinen Kaffee getrunken hast, hernachen mußt du gleich in die Küchen gehn und die Schalen auswaschen. Und wenn du eine Arbeit stehn siehst, mußt du dich gleich darüber hermachen. Und darfst die Küchenthür nicht auflassen, sonst wird sie bös'. Und widersprechen darfst du ihr auch nicht, das kann

sie absolut nicht leiden. Und darfst auch nicht so laut reden, wie sie. Und sie singt gern einen Gesangbuchsvers, wenn du da den Zweiten dazu könntest singen, ich mein den Baß; da könnt'st du dich beimachen."

„Das kann keine besser, wie ich," meinte die Schwarze, „ich bin in einem Kantorshaus jung geworden."

Der Schneider sagte noch mancherlei. Zum Lohne wußte sie dann so schön mit ihm zu thun, daß der Schneider nichts wünschte, als die Sannel wäre da und sähe es. Da würde sie sich anders freuen, als wenn er es ihr bloß erzählte.

„Mit meiner Mutter," sagte der Schneider, „da lass' ich mir manch's gefallen wegen dem vierten Gebot; aber sonst, da darf mir niemand in den Weg kommen. Daß dich der Kuckuck hätt', Mädle, ich bin einer. — Nu, frag nur die Sannel; die weiß, was ich für einer bin!"

„Ja," sagte das Mädchen, „du bist ein Mordsbursch. Das weiß ich auch."

„Nicht wahr?" lachte der Schneider.

„Aber wer ist denn die Sannel?"

„Das ist ein kleines Mädle," entgegnete der Schneider; „die ist bei uns im Haus. Sie ist nicht größer, wie so hoch." Er zeigte die Höhe eines Kindes von fünf bis sieben Jahren. „Aber einen Hund, den müssen wir haben, wie eine Kuh so groß."

„Du sollt'st mir kommen," dachte das Mädchen. „Er müßt dich denn fressen. Aber erst muß ich drinne sitzen. Eine Wirtschaft muß ich haben, wo ich Herr bin und kein andrer Mensch. Und da soll mich keiner wieder herausbringen. Freilich hätt' ich gern einen Mann dazu gehabt. Aber warten kann ich auch nicht länger, bis einer kommt." So dachte die Schwarze; aber sie sagte: „Was du willst, Hannes. Wenn wir's ermachen könnten, müß'st du auch ein Pferd haben. Wenn ich dich nur einmal sehen sollt auf einem Pferd reiten!"

„Ja, Mädle," sagte der Schneider, „es ist eigentlich schad um mich, daß ich ein Schneider bin. An mir ist einer verloren. Nu, frag nur die Sannel!"

Den nächsten Sonntag darauf nach dem Nachmittagsgottesdienste sah es in der Küche bei der Frau Bügel gar nicht so aus, wie es da sonst um diese Zeit auszusehen pflegte. Da stand eine große Wanne, und allerlei Wäsche darin, und Seife dabei; und sie stand nicht etwa auf der Bank am Fenster, wohin sie gehörte, sondern auf dem Küchentisch. Auf dem Herde aber war Feuer und zwei große Töpfe dabei mit Wasser. Und sonst heimelte die Küche Sonntags um diese Zeit aufgeräumt wie ein Stübchen. Die Sannel hatte all' das beschaffen

müssen, und sie hätte noch mehr gethan, wenngleich Sonntag war. Aber sie hatte immer mit dem Kopfe dabei geschüttelt; und das that sie noch.

Die Frau Bügel hatte gesagt, sie wollte ein Mädchen probieren, das heute kommen würde. Bestehe das Mädchen die Probe, dann werde es einen guten Dienst erhalten. Wo und bei wem? das sagte sie nicht. Sie hätte nicht soviel zu sagen gebraucht, denn der Schneider wie die Sannel, beide wußten ja, was sie wirklich im Sinne hatte. Aber beide durften sich nichts merken lassen. Am schwersten wurde das dem Schneider.

„Paſſ' nur auf," sagte er zur Sannel, so oft die Mutter es nicht hören konnte. „Das ist eine! Die ist unter den Mädlen gerad, was ich unter den Burschen bin. Ich möcht gleich mit dir tanzen, so bin ich aus dem Häusle. Es ist gut, daß ich jetzt nichts zu machen brauch: ich könnt die Nadel nicht halten, so süßlich ist mir's in den Händen. Und meine Füß' kann ich nicht still halten; sie fangen von selber an zu hopsen."

Die Sannel sagte nichts. Sie half ihm sich freuen, so gut sie konnte; aber im Herzen war es ihr anders. Sie sah immer nach der Thüre; es war nicht bloß die Neugier, die Erwartete zu sehen. Es war ja die Thüre, durch die sie hinaus mußte, wenn die andere einzog. Kam eine junge Frau herein, dann war sie übrig in dem Hause. Sie mochte den Hannes, der nicht daran dachte, in seiner Freude nicht stören. Und erinnerte sie ihn daran, hätte sie das doch gethan. Denn so sehr der Hannes sie über der anderen vergessen zu haben schien, sie wußte doch, er würde sie nicht gerne gehen sehen.

Aber es hat kein Pfarrer so lange gepredigt; einmal hat er doch aufgehört. Und das geschah auch diesen Nachmittag. Man hörte die Leute aus der Kirche kommen. Der Hannes stieß die Sannel an, die mit ihm am Fenster stand. Denn da kam „Seine" mitten unter den Leuten. Sie hatte ein grünes Kleid an, und war braun unter dem schwarzen Haar wie eine gutgebackene Brotrinde. Und Schritte machte sie wie ein Soldat. Dazu hätten Augen gepaßt, die keck herauf und herunter und herüber und hinüber gefahren wären; aber die dazu gehörten, hielten sich sittig oder wenigstens klug auf den Boden geheftet. Sie wußten, daß ein Mann eine Art Kartoffel ist, und die am ersten einen findet, die fleißig mit den Augen auf der Erde sucht. Die Sannel dachte nur: „Die soll hübscher sein, als die Heiterethei? Da weiß ich nicht, womit der Hannes das hat gesehn; mit seinen Augen nicht!"

Aber es ist auch keine Thüre, die nicht einmal aufginge, und wär sie noch so lang zugewesen. Gepocht wurde so leise, als die Sannel den Händen von „des Hannes Seiner," wie sie sie gesehen, nicht zugetraut hätte, daß sie könnten. Die Frau Bügel sagte: „Herein!"

Das erste, als Hannes' Mutter und seine Künftige einander gegen=

überstanden, war, daß sie sich gegenseitig mit den Augen maßen, ob die andere wohl ihr Mann sei. „Die ist's nicht," sagte jede in Gedanken zu sich. Und das war für ihre Unterhaltung gut. Sie wäre sonst zäher geflossen. Einen wunderlichen Lauf nahm sie bei alledem an. Sie ergoß sich über den Herrn Pfarrer, der den Nachmittag gepredigt, floß hart an der Frau Pfarrerin vorbei, und verbreitete sich dann über allerlei Getier, wie Kühe und Ziegen, und vielerlei Dinge, als da sind: Brotbacken, Wäsche waschen und dergleichen.

Die Schwarze begann ihre Probe mit dem besten Erfolg. Sie ließ sich zum Kaffee erst im allgemeinen sechsmal, und im besonderen noch dreimal zu jeder einzelnen Tasse nötigen. Die Frau Bügel nickte sich selber zu: „Ja, von guten Leuten ist sie her; das sieht man wohl."

Als die Schwarze zum letztenmal leer getrunken und nun mit der Tasse in die Küche ging, da fing die Nase der Frau Bügel an, überirdisch zu leuchten. Sie lachte bei sich selbst: „Das ist doch noch eine, so eine von den Besten, wie ich eine war. Ich hätt' nicht gedacht, daß man jetzund noch so eine find't." Und die Schwarze hätte gewiß ein belobendes Lächeln von der Frau Bügel geerntet, wenn sie nur wieder hereingekommen wäre. Aber sie blieb draußen. Den Schneider fröstelte mitten in der Seligkeit ein Schauder an, denn die Frau Bügel rückte ihren Nasenklemmer. „Es ist nix," sagte sie zu sich. „Es ist doch nix. So eine könnt ich brauchen, die eine Stund' mit einer einz'gen Tassen zubringt. In der Zeit hätt' ich den ganzen Marktbrunnenkasten ausgewaschen."

Aber in der Küche erhob sich ein Geräusch; da war es, als wären sechs Wäscherinnen zugleich an der Arbeit. Das patschte und spritzte und seifte und rieb. Dann goß es Wasser zu, und es schien, es wären vier Hände, die das alles thäten; so schnell folgte von neuem das Patschen und Spritzen und Reiben und Seifen auf das Gießen. Die Frau Bügel schlug die Hände zusammen und begann zu singen: „Sei Lob und Ehr' dem höchsten Gut." Und als nun draußen durch das Patschen, Spritzen, Reiben und Seifen eine tiefe Stimme ertönte, und den „Zweiten" sang zu der Frau Bügel scharfem Diskant, da ließ sie die Hände am Leibe herabsinken und eine Freudenthräne zitterte auf dem zitternden Bärtchen über ihrer Oberlippe.

Als der Vers aus war, und noch einer, ging die Frau Bügel an die Küchenthüre, öffnete und rief hinaus: „Aber Mädle, ich hab dich wohl zur Wäscherin gedungen? Ob du's liegen läßt und hereingehst!" Aber sie sah doch erst eine Weile dem Waschen zu, ehe sie ihr mit Gewalt Einhalt that. Es war wirklich ihre Absicht gewesen, zu sehen, wie der Gast mit der Wäsche umspringe; aber sie meinte nicht, daß das Mädchen ohne Aufforderung zugreifen würde.

„Nimm Sie's nur nicht für ungut," sagte das Mädchen und wusch immer dabei, wie die Frau Bügel sich ausdrückte, als sollte sie gehenkt werden. „Aber ich kann so eine Arbeit nicht sehn; ich muß gleich zugreifen. Es ist recht grob und unschicklich von mir, daß ich da ungeheißen zugreif; das ist schon wahr, und Sie wird bös sein über mich."

Trotz dieses Geständnisses mußte die Frau Bügel Gewalt anwenden, und da wollte die Schwarze nur wenigstens noch den einzigen blauen Strumpf da, dann nur den aber allereinzigen weißen noch waschen, und die Frau Bügel hätte sie doch lassen sollen, da sie einmal darüber gewesen. Endlich aber, da die Frau Bügel fast ernsthaft wurde, was ihr aber nicht aus der Seele kam, da ließ sie schnell alles liegen und gab nach so vielen andern auch noch die Probe freundlichen, ergebenen Gehorsams.

Als sie aus der Küche kamen, schritt die Frau Bügel so feierlich vor der Schwarzen her, als führe sie nach einem großen Siege einen Triumphzug an.

Die Frau Bügel war nahe daran, so schnell in ihrer „Sachen" mit dem Mädchen einig zu werden, als der Hannes in seiner mit ihm geworden war. Die Schwarze lief vom Tische noch einmal nach der Küchenthüre, als fürchte sie, die Thüre sei nicht richtig eingeklinkt. „Es ist so schlecht, wenn eine Thür' aufsteht, und ich kann's gar nicht leiden," sagte sie.

Das war zuviel für die Frau Bügel. An soviel Glück konnte sie nicht glauben, wenigstens nicht an die Dauer eines solchen Glückes. „So gar warme und heitre Tag' bringen Regen," meinte sie bei sich. Und in solcher Lust hätte sie nicht den kleinsten Handel abgemacht, geschweige einen so großen. „Man muß über eine Sach' nüchtern werden. Der Rat, der über die ander Nacht kommt, der hat ausgeschlafen."

„Wenn du Lust hast, Mädle, zu mir zu ziehn, und deine Herrschaft dich läßt gehn, so kannst du bei mir anziehn, wenn du willst. Red mit deiner Frau, und ich denk, es soll dein Schaden nicht sein." So sagte die Frau Bügel zu der Schwarzen, da diese gehen wollte und versichert hatte, nicht um die ganze Welt möchte sie nur ein Vaterunser länger vom Hause bleiben, als ihr erlaubt sei. „Eine Viertelstund' früher muß ich daheim sein, das thu ich nicht anders."

Die Schwarze hatte sich das Ende des Besuches anders vorgestellt. Es war alles so gut gegangen, und sie hatte schon gemeint, sie könne nicht anders heimgehen, denn als Braut. Ihr Gesicht war viel länger geworden, als vorher, wie sie sich empfohlen hatte und die Treppe hinabging. „Zum besten lass' ich mich nicht halten," sagte sie zu sich. „Und komm ich nur erst dah'rein, und sitz nur erst fest, hernachen will ich's der alten Hex' wettmachen! Da verlaßt euch drauf!"

„Nu rück ein bißle zu, Mädle," sagte denselben Abend der Schneider. Er hatte die Schwarze, wie gewöhnlich, wenn er kam, auf der Bank vor ihrem Herrenhause sitzend gefunden, aber die Ellbogen im Schoß, den Kopf auf den Händen, und das alles in eine blaue Schürze gewickelt. Wie er sein „guten Abend, Mädle" gesagt, da war's gewesen, als bekäme, was unter der Schürze steckte, einen Krampf, der Schneider wußte nicht, ob vor Lachen, oder vor Weinen. „Ich weiß schon," sagte er, „du willst hernach recht geschwind auffahren und mich auslachen, wenn ich erschreck. Ja, pros't die Mahlzeit; damit mußt du einem andern kommen. Ich erschreck nicht, und wenn das Rathaus einfällt; frag nur die Sannel. Wie du deine Sache heint hast gemacht! Du bist doch auch ein Mordsmädle; aber rück ein bißle zu."

„Ich hab Platz auf der Bank," sagte das Mädchen unter der Schürze hervor.

„Ja, aber ich —" meinte der Schneider.

„Ich hab Platz. Was geht mich ein andrer an. Ich geh auch niemand an; um ein arm Mädle fragt kein Mensch."

„Wie du bist, Mädle! Und meine Mutter ist ganz närrisch auf dich."

„Ja, sie kann mich nicht leiden," sagte das Mädchen und schluchzte unter der Schürze.

„Nu, wenn die dich nicht kann leiden!" Der Schneider schlug die Hände zusammen. „Und hat alle Lob- und Danklieder gesungen, wo im alten Gesangbuch stehn. Auf das neu hält sie nichts. Es wär kein rechte Andacht drin. Das im alten, das wär noch der recht Herrgott, vor dem man sich fürchten könnt. Hernacher hat sie uns erzählt, wie's ist gewesen, wo der Herr Superndent nicht anders ausgegangen ist, wie im Priesterrock, und anders ist gewest wie andere Leut'; und da war's, als red't sie von dir. Und das will was heißen, denn der gefällt nicht so leicht eine."

Die Schwarze erhob ihr Gesicht und sagte: „Nein; sie kann mich nicht leiden, ich weiß. Und es hat sie schon gereut, daß sie gesagt hat, ich soll zu ihr ziehn. Und wenn ich zu ihr bin gezogen, hernacher wird sich schon was finden, daß sie mich fort kann schicken. Nein, ich zieh nicht hin. Ich bin so schon im Gered'. Die Leut' sind wie die Wölf', wo so ein arm Lamm von einem Mädle ist, die niemanden angehört und das sich alles muß lassen gefallen."

Der Schneider erschrak. „Im Gered'? Aber mit wem denn, Mädle?"

„Nu mit wem? Ich hab wohl zwei? Ja so ist's. Nu kommst auch du noch. Und weißt's am besten, wer mich ins Gered' hat gebracht. Was hast du mich nicht ruhig lassen sitzen nächtens? Ich hab gut gesessen, wie ich hab gesessen. Und nu müßt' ich nicht hören, daß du noch fragst und thust, als wär ich schlecht, und es wären so viel, daß man sich müßt' besinnen, mit wem ich im Gered' könnt sein."

„Ja, mit mir, Mädle?“ fragte der Schneider und war glücklich, daß ein Mädchen mit ihm im Gerede sein sollte, und zwar ein so großes. Er hätte gar zu gern gehört, was die Leute sagten; er fragte das Mädchen danach.

„Nu,“ sagte die, „hätt' ich's nur könnt denken, ich hätt' dich nicht angesehn.“

„Aber so sag doch nur,“ drängte der Schneider. „Wie sagen denn die Leut'?“

„Und willst auch noch hören, wie du bist?“ sagte das Mädchen schluchzend. „Nu, daß du ein Schlimmer bist, der alle Mädle närrisch macht, und lachst sie hernacher aus. Und nun weißt du, was die Leut' reden, wenn du's nicht gewußt hast, und nun geh. Es sind noch genug Mädle auf der Welt, die du närrisch in dich kannst machen. Ich bin nicht närrisch in dich. Und zu deiner Mutter zieh ich nicht. Zum besten lass' ich mich nicht halten, von dir nicht und von keinem.“

Der Schneider war überglücklich. Das Mädchen mußte ihm noch einmal sagen, wie die Leute von ihm redeten. „Ich wär ein Schlimmer? Ich hab noch keine Mädle närrisch gemacht. Und hernacher ausgelacht hab ich auch keine.“ So sagte er, und wollte sich krank lachen, aber in solchem Tone, daß es das Gegenteil hieß. „Um mich ist noch keine krank worden. Und sich was angethan um meinetwegen, das hat noch gar keine.“

Aber er war überzeugt, alle Mädchen, die in Luckenbach krank waren, die waren das um ihn. Und er besann sich, ob nicht, seit er ein Bursche war, eine in das Wasser gegangen. „O daß die Sannel da gewesen wär! Daß die Sannel da gewesen wär!“ Aber der Hannes hatte, so „ein Schlimmer“ er auch war, doch ein gutes Herz. Die armen Mädchen dauerten ihn alle; aber er konnte nur einer helfen, der, die ihn am meisten dauerte. Und die schluchzte, daß es einen Härteren hätte erbarmen müssen, als er war.

„Ja, die Leut' haben gesehn, daß du die Abend' her bei mir gesessen hast,“ sagte sie, wenn sie das Schluchzen dazu kommen ließ. „Aber nu kannst du sitzen, bei wem du willst. Ich lass' keinen mehr neben mir sitzen, als wer vor Gott und den Menschen Meiner ist, wo niemand mehr darüber reden darf. So einen am allerwenigsten, wie du bist.“

„Aber Mädle, was kann denn ich dazu, daß ich so einer bin? Wenn die Mädle närrisch werden, ich hab noch keine wollen närrisch machen. Guck, und wenn mich eine beim linken Arm zerrt', und eine beim rechten, und an jedem Fuß eine, und an jeder Haarspitzen ein Schock, du bist mir recht, du bist, wie ich eine brauch. Und nu rück zu, Mädle. Du bist mir gut genug. Es giebt ihrer, die noch größer sind und schöner, als du; aber wo die Lieb' hinfällt, da fällt sie hin; und ich werd Deiner und keiner anderen sonsten.“

„Ja, und so sagst du jeder. Aber ich bin nicht so dumm, wie jede. Ich bin zu gut für deinen Spaß. Und ich brauch's auch nicht. Ich brauch keinen zu bitten, er soll so gut sein und mich nehmen. Der Müller in Schackigt will mich. Und es sind noch andre, die mich wollen. Ich hab keinen gewollt, aber nu muß ich ihn nehmen, daß ich aus dem Gered' komm. Ich hab meiner Frau aufgesagt und kann morgen gehn. Aber zu deiner Mutter zieh ich nicht. Der Müller in Schackigt will mir's schriftlich geben, daß er mich nehmen will. Eher mag ich nichts von ihm wissen. O, man wird einmal klug. Ich will nicht noch einmal ins Gered' kommen. Und wenn man dann ledig bleibt, da sagen die Leut', man ist nichts wert gewest."

Der Schneider erschrak von neuem. „Daß dich der Kuckuck hätt', Mädle; was ein anderer thut, das thu ich auch. Frag nur die Sannel. Ich schreib's heut noch, Mädle. Ich hab erst gestern früh wieder Tinten 'reingethan in mein Tintenfaß, und Papier und Feder hab ich auch in meinem Kasten. Gewiß und wahrhaftig, aber nu rück zu. Von dem langen Stehen wird man müd."

„Ist's wahr? Und ist's wirklich dein Ernst, Hannesle?" fragte das Mädchen einmal ums andre. „Nu so will ich dir nur sagen, ich hätt' mich tot gegrämt, wenn ich den Schackigter Müller hätt' müssen nehmen. Nicht öpper, weil er garstig wär. Er ist nicht ganz so hübsch, wie du, aber es sind doch nicht viel Bursch' hübscher. Und lang ist er wie eine Stangen, und in der Mitten so dünn. Aber siehst du, Hannesle, das kannst du mir nicht übelnehmen; denn lachst du mich am End' aus, so nimmt mich auch der Schackigter Müller nicht. Denn die Bursch' in der ganzen Gegend haben's auf dich. Sie wollen keine nehmen, die mit dir im Gered' ist gewesen. Das thun sie, weil sie's ärgert, daß die Mädle lieber dich wollen haben, als sie. Und eine alte Jungfer mag eine doch nicht werden. Siehst du, ich möcht dich gleich erdrücken vor Lieb' und Freud'. Aber hernach lachst du mich doch aus am End'. Ich greif dich nicht eher an und lass' mich nicht eher angreifen, bis ich gewiß bin, daß du mich nicht auslachst." Und sie hielt ihr Wort. Der Mond hatte noch lange auf die beiden geschienen, wie sie dort saßen; er kann es bezeugen. Er hat gesehn, wie der Hannes gleich geschrieben hätte, wäre nur seine Tinte und Feder und Papier auf der Gerbergasse gewesen und nicht daheim im Kasten. Aber noch heute wollte er schreiben und die Sannel sollte es morgen in der Frühe zu der Schwarzen tragen, sowie sie die Kuh gefüttert hätte. Die, wenn die nur heute dabei gewesen wäre!

Ja, die Sannel. Aber wer weiß, ob sie sich gefreut hätte. Sie war ja gar nicht mehr, wie sonst. Hätte sie sich nicht mehr über die Sache

gefreut, als sie sich über die Erzählung davon freute; da war sie besser daheim. Der Hannes wollte heute gar kein Ständchen halten. Er stürmte die Bodentreppe hinan, um nur gleich den Schein zu schreiben, den die Schwarze verlangt.

„Ja, sonst zieht sie nicht zur Mutter," sagte er zu der Sannel, die ihm riet, sich vorzusehen, oder sich doch nur erst zu besinnen. „Und nimmt den Schackigter Müller, und hernach sitz ich da und das viert Gebot ruht nicht, bis ich in die Erdäpfel gangen bin. Aber du bist auch nicht mehr, wie du bist gewesen; dir wär's recht, wenn's nur recht bald all' wär mit mir."

„Wär ich nicht mehr so, wie ich gewest bin," sagte die Sannel, „hernachen ließ ich dich gehn." Sie streichelte ihn und sagte: „Gelt, Hannes, du setzst dich erst her zu mir auf die Treppen? Wer weiß, ist's nicht mehr oft, daß wir beisammen dasitzen."

„Möcht ich wissen, warum?" entgegnete der Hannes und ließ sich von ihren weichen Händen neben ihr niederziehen. Sie nahm die Lampe, die sie derweilen hingestellt, wieder auf ihren Schoß.

„Guck," sagte sie, „wenn man das Licht da sieht brennen, meint man auch, es könnt nicht ausgehn. Ich hab die Tag' her allerlei solche Gedanken gehabt. Und einmal geht's doch aus. Und es ist gut, wenn man das vorher weiß. Ich hab dir nichts davon wollen sagen, aber einmal muß es doch sein."

„Ich wollt, du sagst's gleich, was doch muß sein," sagte der Hannes. „Wenn eins so erbärmlich anfängt zu reden, da kann's einem ordentlich angst werden. Sag's doch heraus, was sein muß; du weißt, Sannel, ich erschreck nicht so leicht. Ich erschreck nicht, wenn's Rathaus einfällt; frag nur die Sannel! Ja so, du bist ja selbsten die Sannel. Aber, Sannel, du könntst mir's vielleicht morgen sagen. Und ist's denn so was gar Schrecklichs? Du willst doch nicht gar fort, Sannel?"

„Ich will nicht fort," sagte die Sannel traurig. „Ich bin in dem Häusle gewest und bei dir, so lang ich mich kann besinnen, und von selber geh ich gewiß nicht; da brauchst du nicht zu fragen; das weißt du allein. Aber wenn eine junge Frau 'rein kommt, hernach bin ich übrig. Was zu machen ist, das kann eine machen. Und wo ich wüßt, ich verdien's nicht, da könnt ich auch nicht wohnen und essen. Zumal jetzund, wo das lieb Brot so teuer ist; und das Geld so späng. Aber deswegen ist's nicht, daß ich sag, du sollst dir die Sach' mit der überlegen. Sie sagen, wenn man einmal was unterschrieben hat, hernachen ist man sein eigener Herr nicht mehr; da ist einem die eigene Seel' wie versiegelt. Das mit dem Schackigter Müller wird nicht solche Eile haben, sonst wär ihr's früher eingefallen. Guck, wenn die Heiterethei

hereingekommen wär, da wär ich ruhiger gangen. Denn die Heiterethei kenn ich, und es ist keine Brävere im ganzen Ort; aber von der weiß man nichts. Man weiß nicht, wer ihre Küh' und ihre Ziegen sind. Und wenn sie noch solche Augen hätt', wie die Heiterethei, wo die helle Gutthat heraus leucht't. Guck, du mußt's nicht ungut nehmen, wenn ich's sag; aber das sind falsche Augen, die die hat. Die hat zweierlei Gesichter, eins für sich und eins für die andern Leut'. Hannesle, thu, was du willst, nur verschreib dich der nicht. Und wenn sie den Schackigter Müller heirat't, du kriegst noch immer eine andere, und es ist um so besser für dich. Und du weißt, ich thu alles, was die Leut' wollen, und thu's gern, aber wenn du auch schreibst, der trag ich's nicht hin. Sie hat mir nichts gethan, und ich weiß nicht, warum; aber ich weiß so gewiß, als ich die Lampen da in der Hand hab, mit der rennst du in den Geisgraben, Hannesle."

Der Hannes besann sich nicht gerne. „Wenn man sich über alles noch lang wollt besinnen," sagte er, „da könnt man vor lauter Besinnen nichts thun. Und das ist schlecht von dir, daß du mir da eine Unruh' machst, daß ich immer denk, ich muß mich besinnen; und wenn ich mich besinn, so nehm ich sie am End' nicht, und hernach nimmt sie der Schackigter Müller. Da ist eins so schlimm wie das ander. Und hernachen — was du von ihren Augen sagst, das bildest du dir nur ein. Und das von wegen, daß du denkst, du bist übrig und sollst fort, das ist dummes Zeug. Das ist, als wenn du sagst, die Deck' da oben, die soll fort, oder der Ofen unten in der Stuben. Und wenn's ihr einfiel, das wär ein Wort von mir; und was ich sag, die thut's. Denn Respekt muß sein im Haus. Und da ist's viert Gebot nicht dabei. Du kennst mich nicht, wie ich bin. Wenn ich einmal anfang — nu, frag nur die Sannel. Und nu sag nichts weiter; ich halt mir die Ohren zu."

Das that er auch wirklich. Sie stand noch lange vergeblich vor seiner Kammerthüre und pochte leise und gab ihm durch das Schlüsselloch die besten Worte. Aber das Heiratsversprechen trug sie nicht hin; der Hannes mußte es durch einen Nachbarsjungen schicken. Dabei schmollte sie nicht und war in allen andern Dingen so willig, ja noch williger, als je.

Die Frau Bügel redete mit der Gerbersfrau. Die war froh, die Schwarze los zu werden, und sagte, diese könne gehen, wann sie wolle, und wenn es gleich jetzo wäre. Solche Gefälligkeit hatte die Frau Bügel von der Gerbersfrau nicht erwartet, und sie hatte ihre Gedanken darüber auf dem Rückweg nach Hause.

„Wenn man eine hat, die was taugt, dann hält man sie fester. Oder man sagt: sie kann morgen gehn oder übermorgen, ich will mich erst nach einer andern umthun; oder auch: sie soll erst noch das und

das im voraus machen, damit man sich eine Zeit allein behelfen kann. Nu, es wird sich alles zeigen. Und wenn sie die best' ist, so ist's kein Schaden, daß ich sie erst eine Zeit auf die Prob' nehm."

Und nicht lange nach der Frau Bügel kam denn auch die Schwarze in das Haus. Sie brachte einen schweren Koffer mit sich; es war nicht alles drinnen, was sie hatte. Das Meiste, sagte sie, und das Beste sei noch zu Haus in Schackigt bei ihrer Schwester, der Bäckersfrau.

Die Schwarze hatte ein Bett bekommen in dem Schlafkämmerlein der Frau Bügel, aber noch war keine Rede davon, daß die Sannel fort sollte. Der Schneider war überglücklich; es kostete ihm Mühe genug, es nicht merken zu lassen. Nur das gefiel ihm nicht, daß er nicht öfter und länger mit ihr allein sein konnte. Die Frau Bügel schien ihn auch für einen „Schlimmen" zu halten, wie die Schwarze that. Es schickte sich jederzeit wie zufällig, daß sie die dritte war. Aber das kam ihm noch zugut, daß das Ding an der Fensterwand aus Rücksicht auf die neue Ankömmlingin in Unthätigkeit verfiel. Er wurde ganz übermütig davon. Die Sannel hatte wenig oder nichts mehr zu thun, die Schwarze machte alles, was zu machen war; und es schien, sie hatte daran nicht genug. Die Sannel warf sich es bei jedem Bissen Brot vor, daß sie ihn nicht verdient habe, und aß immer weniger, und wurde vor Hunger und Gram ganz blaß. Dennoch that sie alles mögliche, sich zu freuen, was der Hannes wohl mehr als zwanzigmal den Tag von ihr verlangte. Zeit genug hatte sie dazu.

Die Frau Bügel war in den ersten Wochen fast jeden Tag daran, der Probe ein Ende zu machen, und die Schwarze erwartete das jeden Tag. Sie zwang ihre wachsende Ungeduld und ließ ihren Ärger über die Verzögerung mit Zins auf Zins stehen. Wenn sie einmal fest saß, dann wollte sie sich bezahlt machen für all den Zwang, den sie sich angethan; damit vertröstete sie sich zwei ganze Wochen lang. Länger aber ging es nicht. Die Galle trat ihr in das Blut und machte ihr die Hände zittern. Wenn sie allein war, dann ließ sie ihren Zorn an ihrer Arbeit aus. Das Geschirre und das Vieh, Kannen und Gelten, Kuh und Ziege mußten ihr entgelten. Das arme Vieh, das an weichere, freundlichere Hände gewöhnt war, grämte sich und wurde nicht glatter davon.

Die Frau Bügel, die nichts zu bemerken schien, bemerkte alles. Sie fing an, die Sache zu durchschauen, wenn auch nicht die ganze. Das eine wurde ihr klar, daß die Schwarze sich bei dem Kaffeebesuche verstellt hatte, wenn sie auch nicht begriff, warum.

„Aber was hast du nur, Mädle?" sagte Frau Bügel. „Du siehst die Tag' her aus, als hätt'st du immer alle die Zähn' zusammen

gebissen, und red'st kaum, und wenn du red'st, so ist's, als wenn dir der Ärger die Gurgel verschnüren thät. Hast du denn Ärger?"

„Nu freilich," entgegnete die Schwarze. „Meine Leut' daheim, wo ich hingehör, da ist so ein alt Fegfeuer, die find't kein End' und kein Trumm. Aber zum besten lass' ich mich nicht haben, das soll sie nur wissen. Ich hab Geduld, wie sie die hundertst' nicht hat. Aber wenn mir's zu arg wird, ich will das Trumm schon finden."

„Ja, sie schicken dir deine Sachen nicht," sagte Frau Bügel, „und haben sie schon vor acht Tagen wollen schicken."

„Ja, ich will doch sehn," sagte die Schwarze, „ob ich krieg, was mir gehört. Nu wart ich nicht mehr lang. Das alt Fegfeuer weiß nicht, mit wem sie's zu thun kriegt."

„Nu, ich sollt deiner Schwester ihr Schwieger sein," dachte die Frau Bügel, und es kam ihr in die Hände wie der Schwarzen. „Ich wollt dir das alt Fegfeuer anstreichen." Die Frau Bügel hatte das Eigene, daß sie niemand zornig sehen konnte ohne angesteckt zu werden. Wenn sie jemand auf der Gasse oder sonst zanken hörte, da kostete ihr es Mühe, nicht mit dem Zanker zu zanken. Und sie hätte sich gern über die Schwarze hergemacht, aber es war ihr um die Leute. Das Mädchen war ihr schnell zuwider geworden, vielleicht, weil sie im Anfang zu sehr von ihr eingenommen gewesen war. Vor der Sannel, die sie kannte, von der sie wußte, die war wie eine verschlossene Truhe, zu der sie den Schlüssel hatte, versteckte sie ihre Meinung nicht. Sie hatte auch die falschen Augen der Schwarzen bemerkt. Die Sannel meinte bei sich: „Wenn die Bäs die nur früher hätt' weggekriegt! Nu ist's zu spät. Nu hat der Hannesle sich der verschrieben, und ist sein eigener Herr gewest, und seine Seel' ist wie versiegelt. Und ich wollt, ich stürb, denn nu ist doch keine Freud' mehr für mich auf der Welt."

Das Unerquickliche des Zustandes nahm nicht ab, mit jedem Tage wurde er verbissener. In der Frau Bügel so gut, wie in der Schwarzen Herzen hatte sich der Zunder gesammelt; es bedurfte nur eines Funkens, so standen sie beide bald in vollem Brand. Und wo das Schicksal einmal Zunder gesammelt, da weiß es auch einen Funken hineinzuschlagen.

Die Frau Bügel begann daran herumzureden, es sei zu wenig zu thun, und es wären zu viele Leute im Haus. Die Schwarze verstand nur zu gut, was sie meinte. Daß der Schneider nichts vermochte im Haus und durch ihn nichts durchzusetzen war, das wußte sie lange; das hatte sie ihm gleich zum erstenmal angesehen. Und sie war gar nicht die Person, die einen Vollzieher ihrer Thaten brauchte. Sie wollte nicht warten, bis man sie gehen hieße.

Und so stand sie eines Morgens in ihrer ganzen Breite vor der

Frau Bügel. Und diese schien ihr noch nicht breit genug; sie nahm die gewaltigen Arme zu Hilfe, die sie in ihre Seiten stemmte. Dann sagte sie kurz, als sei sie nicht gesonnen, große Umstände zu machen: „Und wie ist's nu? Wird nu einmal ein End'? Nu bin ich beinah drei Wochen in dem armseligen Häusle. Und ich bin nicht h'reingezogen, um einem alten Fegfeuer ihre Magd zu sein. Ich will nu wissen, wie ich dran bin."

Die Frau Bügel stand sprachlos. Dem Schneider auf seiner Brücke kam ein Schauder an vor seinem Schatz. Er hielt die Nadel wie versteint in die Luft.

„Ich will nu wissen," fuhr die Schwarze fort, „ob ich werd zu meinem Recht kommen. Länger zum besten halten lass' ich mich nicht."

Die Frau Bügel wurde endlich „ihrer Hörner mächtig". Sie war nicht die Frau, die sich lange daran herum machen ließ. Das sagte sie der Schwarzen. Die aber versicherte, sie fürchte sich nicht. Sie wüßte eine Tolle bei den Hörnern zu packen. Und sie sei in ihrem Recht.

„Das da ist meine Stuben," sagte die Frau Bügel, „und da ist kein Recht drin, als meines. Und ich will dir zeigen, was da für ein Recht drin ist. Da ist ein Recht drin, daß ich 'nauswerf, was nicht 'rein gehört. Ich hab mir dein Gesicht lang genug lassen gefallen. Du bist meine Magd, und ich kann dich fortschicken, wenn mir's gefällt."

„In der Stuben da hab ich soviel Recht als Ihr," sagte die Schwarze ruhig, weil sie ihres Vorteils bewußt war. „Und ich frag nu, wann das erst Aufgebot gehalten wird."

Die Frau Bügel verbiß ihre Wut. So tapfer sie war, vor tollen Menschen fürchtete sie sich. Und die so redete, mußte toll sein. Sie wollte das Fenster öffnen und um Hilfe schreien.

Aber die Schwarze nahm sie bei den Armen und hielt sie fest. Die Frau Bügel war nahe daran, in Ohnmacht zu fallen. Die Schwarze drückte ihr Fleisch und Knochen zusammen. Solche Kraft hat nur ein toller Mensch. Die Frau Bügel war eine starke Frau und wußte, wie man drücken kann, wenn man nicht toll ist. Das, was sie empfand, ging weit darüber hinaus.

„Nu bin ich die Gesichter satt," sagte die Schwarze und freute sich über ihren Triumph. Die Frau Bügel sah nun, daß sie ihr Mann nicht war. „So leid ich's nicht länger. Es giebt nur ein Gered' unter den Leuten, wenn Brautleut' so lang vor der Hochzeit in einem Häusle beisammen sind. Den nächsten Sonntag muß das erst Aufgebot sein, und den Sonntag über drei Wochen ist die Hochtzig. Und wenn niemand anders zum Pfarrer geht, so geh ich. Ein End' muß sein."

Die Frau Bügel war nahe daran, selbst konfus zu werden. Die

Schwarze sprach wie eine Tolle, und sprach doch auch, als wäre sie bei Verstand. Ein zufälliger Blick auf den Schneider brachte sie dem Verständnisse näher. „Der Jung' hat kein gut Gewissen. So ist alles Betrug gewest. Aber ich will dich, du Nichtsnutz! Da bin ich erst noch dabei."

„Was hast du gemacht, Jung'?" fragte sie ihn drohend.

„Ja, was hab ich gemacht?" sagte der Schneider voll Angst. „Ich bin doch nu ein Bursch — der von Nachbars ist sechs Jahr jünger und hat gefreit." Der Schneider war ein geteilter Mensch. Daß er sah, die Schwarze ließ die Mutter nicht über ihn, das beruhigte ihn; und das hatte er ja gewollt. Deshalb hatte er ja die Schwarze hereingeschwärzt in das Haus. Aber zugleich dauerte ihn die Mutter. Daran hatte er vorher nicht gedacht.

„Und da thut der Nichtsnutz noch, als müßt er dabei sein, wenn er soll frein? Das ist meine Sach'. Da hat so ein Jung' sich nicht drein zu mischen. Das geht dich nix an, wen du sollst frein. Und so schlecht du bist, Jung', für so ein'n Hackstock bist du noch zu gut Da wird nix. Und die da macht nu ein End' und packt sich. In meinem Häusle ist niemand Herr, als ich. Sonst will ich den Polizei lassen kommen."

„Gut," sagte die Schwarze, ohne sich zu rühren. „Und wenn das alt' Fegfeuer da den Polizei nicht läßt kommen, so lass' ich den Polizei kommen. Da ist's, wenn das alt' Fegfeuer kann lesen."

„Thu ihr ihre Brillen her," wandte sie sich zu dem Schneider. Der gehorchte, vergaß aber nicht, sich in gehöriger Entfernung zu halten. Und das war klug von ihm. Die Schwarze aber zog ein vielmal gefaltet Papier unter ihrem Halstuch hervor, machte es an ihrer Schürze glatt und hielt es der Frau Bügel vor die Augen.

Die Sannel hatte es dem Hannes wohl gesagt: „Wer so was unterschreibt, ist sein eigener Herr nicht mehr, und hernachen ist seine Seele wie versiegelt." Der Schneider fühlte einen Druck auf seiner Seele, als stecke sie unter einer Siegelpresse. Aber er tröstete sich: „Wenn sie nur einmal sieht, es ist nicht anders, hernach wird sie sich schon beruhigen."

Das ging aber nicht so schnell. Erst war die Frau Bügel erschrocken, daß ihre Nase all ihre Farbe verlor; dann erholte sie sich und sagte: „Was so ein Jung' schreibt, das ist nix geschrieben. Was so ein Jung' ohne seine Mutter macht, das ist nix und gilt nix. Ich kann einer die Eh' versprechen, denn ich bin eine Frau; aber so ein Jung' kann nix. Und da hat der Zimmermann das Loch gelassen."

„Ei, ich weiß so eins," sagte die Schwarze höhnisch, „wo die Leut' wissen, wenn sie 'nein kommen, aber nicht, wenn sie wieder 'raus kommen. Und das ist im Turm, und da hat der Büttel den Schlüssel

dazu. Und wenn einer mündig ist, da gilt's, was er hat geschrieben. Der dort braucht keinen Vormund in den Gerichten, aber Sie braucht einen. Und wenn Sie was schreibt, da muß ein Kurator dabei sein. Und nu will ich ein End' und geh auf der Stell' zum Pastor."

Aber noch ergab die Frau Bügel sich nicht, so wenig mehr sie gegen die Gültigkeit der Verschreibung aufbringen konnte. Sie sagte: „Recht so. Und der Jung' kann mitgehn. Aber in mein Häusle soll er mir nicht wieder kommen. Und wenn ich einmal sterb, so vermach ich's der Sannel. Hat er's ohne mich geschrieben, so kann er auch ohne mich sein, der Nichtsnutz, der!"

Die Schwarze lachte. „Ja, so dumm, wie man selber ist, darf man die Leut' nicht meinen," sagte sie. „Das Häusle kommt von seinem Vater, und das Bißle andere Hab und Gut ist auch von ihm. Und nu ist's alles dem Hannes, und nu fragt sich's nicht, ob Sie mich will 'rein lassen. Nu ist's die Frag', ob ich Sie 'rein lass'. Denn in meinem eignen Häusle lass' ich mir nicht auf der Nasen tanzen."

Die Schwarze zog sich zum Ausgehen an. Und das that sie so, daß man auch sehen sollte, sie sei nun der Herr im Haus.

Die Frau Bügel war ganz in sich zusammengebrochen. Sie klagte es Gott und der Welt, wie unerhört ihr mitgespielt würde. Und wie schlecht es sei, sich durch Lug und Trug in ein fremdes Haus hineinzustehlen.

„Ja," sagte die Schwarze und lachte dazu. „Und so ein Schieb-karrn von einem Häusle war's auch der Müh' wert. Ich hätt' eine Wirtschaft können bekommen, die hundertmal so viel wär wert gewest. Um solch Armutei trägt's auch aus, so viel zu reden. Mich hat's sechs-mal gereut gehabt. Aber ich hab einmal meinen Kopf aufgesetzt gehabt. Es ist den Ärger nicht wert, den hab ich einfressen müssen. Aber ich will ihn schon wettmachen; da hab ich mir die Hand darauf geben."

Der Schneider hörte von alledem nichts. Er dachte nur an den Augenblick, wo die Schwarze hinausgegangen und er hilflos in der Ge-walt seiner Mutter sein würde. In der Angst, nur fortzukommen, sagte er: „ich geh mit." Und da die Schwarze nicht wartete, so lief er, Jacke und Weste, die er noch nicht hatte anziehen können, in den Händen, der Gehenden auf dem Fuße nach.

Ein junger Fürst, der einen Thron besteigt, oder ein neuer Minister pflegt, wie man sagt, alles auf den Kopf zu stellen, was sein Vorgänger auf die Füße gestellt hatte, und was auf der rechten Seite lag, auf die linke zu legen, und umgekehrt. Und vielleicht hat das sein Gutes, wenn der große, ewig schlafende Leib des Alltags, den man Schlendrian nennt, gezwungen wird, seine gläsernen Augen einmal aufzuthun. Schaden

wenigstens wird es ihm nichts, denn er macht sie doch gleich wieder zu. Und einem Volke, das oft Dreimännerwein trinken muß, ist's sogar nötig, daß es manchmal auf die andere Seite gewendet wird.

Das Schicksal widerfährt aber auch dem kleinsten Häuschen, wenn eine junge Frau ans Ruder kommt. Da darf nichts das alte Gesicht behalten. Ein Beleg war das kleine Häuschen fast am Ende von Lucken-bach. Eine Thüre oder ein Fenster aufzulassen, war unter der vorigen Regierung ein Hauptverbrechen gewesen, jetzt versah's eins bei der Regierung, wenn es ein Fenster oder eine Thüre schloß. Die vorige war eben eine Kabinettsregierung, die eine große Scheu vor der Öffent-lichkeit trug; die nunmehrige scheute sich weder vor der Öffentlichkeit, noch sonst vor etwas auf der Welt.

Zwei Tage lang war ein Rücken von Schränken, Tischen und Stühlen, ein Hin- und Herlaufen, Herüber- und Hinüberfragen, daß Kuh und Ziege unter dem Lärmen nicht wußten, was sie denken sollten. Und ein lautes Schelten und Pantoffelklappen, wovon der Lehm in den Wänden in Angst geriet. Hatte die Schwarze damit beabsichtigt, die Frau Bügel mürbe zu machen, so war die Absicht gelungen. Die Schwarze fuhr in dem Häuschen umher, wie die wilde Jagd und die andern Bewohner hatten an nichts zu denken, als ihr auszuweichen. Der Frau Bügel war jeder andersgerückte Stuhl oder Tisch, wie ein Stück von ihrem Herzen losgerissen. Aber wagte sie, ihr Haupt zu erheben, dann redete die Schwarze davon, daß zu viele Leut' im Häusle wären, und die Frau Bügel tauchte wieder unter. Das alte Häuschen war ihr an die Seele gewachsen, wie der Schnecke ihr Haus, und wo es angewachsen war, da saß ihr Leben. Wer da durchgeschnitten, hätt' es auch zerschnitten.

Ein Glück für die andern war's, daß die Schwarze meinte, sie habe sich genug geplagt auf der Welt; besonders sich Gewalt genug ange-than, in das Häusle hereinzukommen; sie wolle es nun auch genießen. Zunächst begann sie, was sie früher am Schlafen versäumt, nachzu-holen. Die Sonne hatte ihr Tagewerk halb vollendet, wenn die Schwarze ihr's anfing. Die Stunden, die sie länger im Bett verbrachte, als eine Hausfrau soll, waren für die Frau Bügel das am Tage, was der Pfaffenschnitt an einem Gänsebraten ist. In diesen Stunden, wo die Sonne des Hauses noch nicht aufgegangen war, stand die Frau Bügel als Mond an des Hauses Himmel. Da schien das Alte wieder her-gestellt und die Frau Bügel regierte wie früher; nur daß diese Re-gierung sozusagen auf den Strümpfen ging, um die Schwarze nicht zu wecken. Da war auch die Sannel heiterer, als sonst. Diese hatte wieder die ganze Arbeit auf dem Halse, und das war ihr eben recht. Die

Schwarze behandelte sie, als wär die Sannel ihre Magd, und plagte sie, wie sie nur konnte. Aber die Sannel übersah das. Sie war ja nun nicht mehr übrig im Hause. Sie mußte nun wenigstens nicht mehr hungern; sie hatte wieder den Mut zu essen, weil sie ihr Essen wieder verdiente.

Der Hannes hatte sich eine andere Lust dabei gedacht, wenn er mit dem großen Mädchen über die Gasse zum Pastor gehen würde, das Aufgebot zu bestellen. Es war ihm dazu nicht leicht, mit der Schwarzen Schritt zu halten. Wer die beiden daherkommen sah, lachte. Einer fragte: „Nu, Mädle, wo willst du mit deinem Schneider hin?" Andere riefen: „Mach, Hannes! Häng dich an ihre Schürze, sonst reißt sie dir aus." Der Schneider ärgerte sich nicht darüber. Er war solche Reden gewohnt. Er sah sich um und fragte mit den Augen: „Nu, ist das eine?" Er sah, wie sie in ihren Herzen meinten: hätt' man das dem „Jung" zugetraut, daß er sich an so eine macht! Die Eitelkeit kam wieder über ihn und er vergaß für den Augenblick, daß ihn seine Mutter dauerte und daß er an seinem Schatze und seinem Glückstraume irr geworden war.

„Seht nur, wie klein der Schneider ist," lachte ein Gassenjunge dem Paare nach. Der Hannes sah zurück und sagte stolz: „Und nimmt doch so eine große Frau!"

Zu Hause war es anders mit ihm. Nicht, daß er sich über die Größe seiner Braut gefreut hätte. „Aber," sagte er zur Sannel, „das viert Gebot, das hat's auf mich abgesehn. Ich möcht nur wissen, was ich dem vierten Gebot hätt' gethan. Nu ist die Mutter noch schlimmer, wie sie sonst ist gewest und Meine liegt in ihrem Bett. Wenn ich's Meiner sagen thät, die litt's gewiß nicht. Aber nu dauert mich wieder die Mutter, und da bin ich wie zwischen Thür und Angel. Wer weiß, was Meine der Mutter thät, wenn sie's wüßt!"

„Und das ist auch recht von dir," sagte die Sannel, „deine Mutter hat schon genug von Deiner zu leiden. Ach, Hannesle, wenn du nur nicht aus dem Regen bist unter die Traufen kommen, wie die Leut' sagen! Was einmal ist geschehn, davon soll man das best' reden; aber ich wollt doch, Hannesle! Ich weiß doch, was ich wollt, wenn ich's auch nicht sag."

Eines Tags, die Schwarze genoß noch der wohlverdienten Ruhe oder war wenigstens noch nicht aufgegangen am Himmel der Wohnstube und die Frau Bügel glänzte noch bläulich über dem Horizont, pochte es an die Thüre und auf der Frau Bügel Herein! folgte eine fremde Gestalt dieser Weisung. Das war nicht leicht; denn der die Thüre gebaut, hatte offenbar dabei nicht an solche Gestalt gedacht. Es war ein junger Mensch, der das vielleicht dreimal darüber hatte, was

dem Hannes am Soldatenmaß fehlte. Dabei war er hübsch gewachsen. Etwas phlegmatisch schien er zu sein; er sah sich erst in der Stube um, und dann sagte er sehr langsam: „Ihr Diener, Frau Meestern."

Die Frau Bügel erwiderte den Gruß und fragte, „was er wolle."

Eben so langsam, wie vorhin, sagte der Mensch: „Da unten bin ich einem recht chemütlichen Mäbel bechechnet; die chehört wohl ins Haus?"

Es wird die Saunel gewest sein, dachte die Frau Bügel und sagte: „'s kann wohl sein. Wenn er weiter nix will, hätt' er sie selber können fragen."

Unterdes hatte der Blick des Menschen auf dem Schneider geruht, der, sobald er das gemerkt hatte, sich ein rechtes Ansehn gab. „Was das für ein Eulenspiegel ist?" dachte der Schneider.

Der junge Mensch hatte wirklich etwas vom Eulenspiegel in seinem Gesicht. Die Hauptsache darin war ein gewisses phlegmatisches Behagen, darauf ein Schalk zu sitzen schien, aber ein sehr gutmütiger. Aber vielleicht sahen die blauen Augen nur so schalkhaft aus, weil sie wie aus einem Versteck hervorlugten. Den Versteck bildeten die vollen, nur leise geröteten Backen, die sich beim behaglichen Lächeln in die Höhe schoben. Und dies behagliche Lächeln stand so versprechend und ausdauernd da, wie ein freundlicher Gastwirt in der weißen Schürze vor seiner Gasthofthüre.

„Eechentlich komm ich," sagte der Mensch, „als ein Schneidercheselle, der bei den Meestern herumfracht, ob nicht irchendwo Arbeit für ihn ist?"

„Donner!" sagte der Schneider in seinen Gedanken und hüpfte unwillkürlich auf seiner Brücke. „Eine große Frau hab ich; wenn ich noch so einen Gesellen dazu hätt'! das wär noch anders, wie ein großer Hund!"

Die Frau Bügel hatte eine Ahnung, ein loser Vogel müsse den Gesellen dahergeschickt haben. Sie sagte barsch: „Wir brauchen keinen. Er kann wieder zu dem gehn, wo ihn hergeschickt hat."

Der Geselle schien nicht gern zu gehn. Der kleine Meister schien ihm Spaß zu machen; vielleicht war auch das „chemütliche Mädchen" im Spiel. Oder es erlaubte ihm nur sein natürliches Phlegma nicht, sich schneller nach der Thür umzuwenden, als er that. Er ergriff eben die Klinke der Stubenthür, als die Schwarze im Osten der Kammerthüre aufging und ihre ersten Strahlen ihn beleuchteten.

Der Gesell dachte: „sollte das das chemütliche Mädchen sein?" und wandte sich wieder um, und dasmal etwas rascher. Er sah, er hatte sich getäuscht. Die abermalige Wendung bedurfte eines Vorwandes und er sagte: „Also es ist keine Arbeit für einen Chesellen?" Der Schwarzen gefiel der Bursche und sie mußte ihm zeigen, daß sie hier Herrin war.

„Wo ist denn der Gesell daheim?“ fragte sie.

„Eechentlich,“ entgegnete der Gesell, „in Delitzsch und uneechentlich in Magdeburg. Ich war meiner Mutter nicht lebendig chenug, da sollt ich in der Fremde lebendig werden. Aber der eechentliche Grund: ich soll mir eine junge Meesterin holen. Sie ist selber aus der hiesigen Chegend und meint, hier wachsen die besten.“

Die Frau Bügel bereute es, daß sie ihn so barsch abgewiesen, und gab durch ein Nicken kund, seine Mutter habe recht und sei eine, die's versteht. Freilich dachte sie nicht an den jungen Wuchs, nur an sich selbst, und da hatte des Gesellen Mutter recht.

In dem unternehmenden Gemüt der Schwarzen aber ging ein Gedanke auf. Nach dem guten Anzug des Gesellen mußten sich seine Leute wohlbefinden. Sie lud ihn ein, sich zu setzen, „damit er die Ruh' nicht 'nausträgt,“ und da er guter Leute Kind zu sein scheint.

„Es cheht noch,“ sagte der Gesell. „Meine Mutter hat zwei Häuser in Delitzsch und eins in Magdeburg, und das Cheschäft cheht auch nicht schlecht. Vater habe ich keinen nich mehr. Und das Cheschäft führt mein Onkel.“

„Das ist wohl auch ein Reicher?“ fragte die Schwarze.

„Das nich,“ erwiderte der Gesell. „Er ist arm, aber tuchendhaft, und da haben wir ihn chewissermaßen als Vater achenommen.“

„Nu,“ meinte die Schwarze, „es ist just nicht so notwendig, daß wir einen Gesellen einstellen; aber weil der Mensch so anständig ist, so kann man's schon machen.“

„Also kann ich kommen,“ sagte der Gesell und empfahl sich höflich. Draußen auf der Treppe schnippte er mit den Fingern. Er besaß die Beobachtungsgabe, die so häufig die Mitgift und die Entschädigung des Phlegmas ist. Diese hatte die Lücken der Erzählungen, die ihm von diesem Hauswesen gemacht worden waren, ziemlich vollständig ergänzt. Ein paar Wochen lang, meinte er, könnte er sich wohl den Spaß machen, da Geselle zu sein. Auf den Lohn brauche er nicht zu sehn; denn, was er von seinen Umständen erzählt, war nicht erlogen. Er wäre gern dem „chemütlichen“ Mädchen noch einmal begegnet und ging deshalb noch langsamer, als seine natürliche Art war. „Nu,“ sagte er in der Hausthüre, „was heute nich ist, das ist morgen. Und pressiert bin ich nich.“

Die Schwarze aber meinte: „Das wär ein andrer für mich, wie der dort. Bin ich da hereinkommen, kann ich auch wohl dort hinein. Der Gescheit'st scheint er nicht. Ich probier's. Der dort und das armselig Häusle da bleibt mir immer noch gewiß. Aber bin ich nur erst dort drin, dem Unkel will ich weisen, wo er hingehört.“

Der Gesell war eingetreten und hatte besser Wetter mitgebracht. Die Schwarze hatte ihn neckend ausgefragt, was für eine er am liebsten frein würde. Sie müsse wohl tüchtig auftreten können, da sein Hauswesen so groß sei.

„Ja," sagte der Gesell, „unser Hauswesen ist chroß chenug, und eine chroße Frau wär nicht übel. Aber nach der Chröße allein frag ich nich. Chemütlichkeit und Sanftmut hat den chröſten Reiz für mich."

Von dem Augenblick an war die Schwarze die „Chemütlichkeit" und Sanftmut selbst. Aber auch den alten Fleiß suchte sie wieder hervor. Das Zwischenreich der Frau Bügel nahm ein Ende, die Schwarze stand wieder mit der Sonne auf. Das Haus befand sich dabei nicht schlechter. Ging das Zwischenreich auf Strümpfen, so wandelte die neue Regierung der Schwarzen gar wie auf Handschuhn.

„Siehst du, Sannel," sagte der Schneider, als sie zufällig allein beisammen waren, „das hab ich gewißt. Sie hat's nur übel genommen gehabt, daß die Mutter sie erst hat wollen probieren. Sie hat mir's gesagt. Aber ich hätt's auch nicht länger mehr so mit angesehn. Denn Respekt muß sein im Haus. Und sie ist mir jetzt noch nicht so recht, wie ich sie will haben. Du sollst dich wundern, Sannele, wie ich die noch zieh."

Und wirklich that er das. Je nachgiebiger sich die Schwarze zeigte, desto höher schwoll sein Übermut. Zuletzt mußte sie ihm die Schuhe bringen und die Stiefeln ausziehn. Mit jedem Tage nahm er sich mehr heraus. Und das schien ihr eben recht zu sein. Je mehr er verlangte und je trotziger er auftrat, desto williger schien sie zu werden, desto sanfter und „chemütlicher" zeigte sie sich.

Der Schneider war glücklich. „Da siehst du, Sannel, was beim Besinnen 'raus wär kommen. Nu wär sie in Schackigt und das viert Gebot thät noch immer mit mir machen, was es wollt! Sannel, wenn dir einmal was einfällt, besinn dich nur nicht drüber."

Die Sannel sagte nichts, aber sie schüttelte bedenklich den Kopf. Der Schneider sah es nicht vor dem großen Hund, an den er dachte. „Eine große Frau, ein großer Gesell, ein großer Hund! denn aller guten Ding müssen drei sein," sagte der Schneider.

Eins gefiel dem Schneider nicht. Die Schwarze, so sanft, dienstwillig und geduldig sie sich zeigte, wich seinen Liebkosungen aus. Besonders vor dem Gesellen. „Es ist eine Schand'," sagte sie, „wenn ein fremder Mensch dabei ist." Waren sie allein, dann setzte sie ihn wohl auf ihre Kniee und schaukelte ihn, wie man mit einem Kinde thut. Dabei hielt sie ihn so weit von sich ab, daß alle seine Versuche, sie zu umfassen, mißlingen mußten; wollte er sie küssen, dann hielt sie

ihm lachend das Ohr hin; wollte er sich damit nicht abspeisen lassen, dann wurde sie wohl ärgerlich und sagte: „Nu lass' mich ungeschoren! Spiel du mit deiner Nadel oder mit deinen Läpplen; ich hab mehr zu thun. Und daß du vor dem fremden Menschen nicht thust, als wenn wir Brautleut' wären! Ich schäme mich sonst."

„In acht Tagen ist unsre Hochtzig," sagte der Schneider, „und da erfährt's die ganz Stadt, wer's noch nicht weiß."

„Damit hat's Zeit," meinte dann die Schwarze. „Damit dann die Leut' denken, man kann's nicht erwarten? Und wenn's erst im Winter wird, das ist immer noch Zeit genug."

Mit dem Gesellen war die Schwarze anders. War sie einmal mit ihm allein, dann klagte sie, was sie im Hause dulden müßte. „Meine Leut' wollen einmal, ich soll den nehmen. Und ich bin so ein dumm Ding, das alles thut, was die Leut' wollen. Hundert Mädle an meiner Stell' thäten's nicht."

„Chewiß," sagte der Gesell, „chewiß. Ich hab's manchmal für mich chedacht."

„Nu, ich kann's immer noch machen, wie ich will. Ich bin immer so ein sanft Mädle gewest. Mein Fräle hat oft gesagt: du mußt's einmal gut kriegen, du verdienst's. Aber Wort' sind Wort', und es geht doch, wie's will." Sie seufzte tief.

Der Gesell mußte etwas von der Natur der Sannel haben. Er seufzte mit. „Was noch wird," sagte er, „das kann man so chenau nicht wissen. So was kommt manchmal wie vom Himmel chefallen."

„Ja, wenn ich hübsch wär. Nach der Sanftmut, da fragen die Männer heutzutag nicht."

Der Gesell zuckte dann die Achseln; aber nicht zu der Schwarzen Mangel an Schönheit, sondern zu der Thorheit der Männer heutzutag.

„Nu, wenn Sie nicht hübsch sind! Da weiß ich nich. Aber so 'ne Großmutter ist nich auf den Kopf chefallen. Und — und — mir hat so was cheträumt. Ich chlaube, ich bin nich umsonst in das Haus da chewiesen worden. Es cheht manchmal wunderlich in der Welt."

Mehr war mit allen Künsten nicht aus dem Gesellen zu bringen. Und es gab keine Kunst, die die Schwarze nicht anwandte. Sie äugelte, strich sich an ihm herum, hatte immer etwas an ihm zurechtzurücken, seufzte und wurde so „chemütlich", daß dem Gesellen hätte Angst werden können. Er mußte ihr von daheim erzählen. Dann ließ sie in Gedanken ihre Ungeduld an dem armen „Unkel" in Delitzsch aus. Und die Ungeduld wurde manchmal zum Zorn, daß ihr die Hände zitterten und sie sich in ihrem Herzen an dem Gesellen selber vergriff. Hatte sie ihn nur erst, dann wollte sie ihn schon aus seiner Ruhe heraus=

jagen, die sie jetzt so sehr ärgerte. Die Schwarze ließ sich nicht zum besten halten. Und doch schien er es darauf anzufangen.

Jetzt war in der That der Schneider der Herr im Hause. Viele Tage vergingen und man hörte ihn nicht auf der Gasse schrein: „Respekt muß sein im Haus.“ Die Neugier, wie das kommen möge, führte ihm manchen neuen Kunden zu. Bald hatten er und der Gesell, wie man sagt, alle Hände voll zu thun. Die solchergestalt den Haushalt in der Nähe gesehn, konnten nicht genug erzählen, was es für eine Lust sei, dem kleinen Meister und seinem großen Gesellen zuzusehen. Sie erzählten allerlei Geschichten, wovon sie Zeugen gewesen sein wollten. Da hieß es, der Schneider steige, wenn er mit dem Gesellen reden wollte, jederzeit auf die Brücke, um dabei auf ihn herabsehen zu können. Einmal habe der Schneider gefragt, warum der Gesell die Hand ausstrecke, so oft er mit ihm rede. Der Gesell habe gesagt: „Na, 's wär doch Schade um den chuten Meester, wenn er herunterfallen thäte. Die Brücke ist hoch, und da ist's, damit ich zuchreifen kann, wenn er chetorkelt kommt.“ Der Schneider sei zornig geworden und habe im Eifer des Scheltens dem Gesellen mit der Elle vor der Nase herumgefochten, das Gleichgewicht darüber verloren und sei wirklich in die Lappen unter der Brücke gefallen. Der Gesell habe phlegmatisch gesagt: „Na, hab ich's nich chesagt?“ Und gerufen: „Aber, Meester, wo liegt Er denn eechentlich? Unter den chrünen oder chelben Lappen da?“

Die Bemühungen der Schwarzen um den Gesellen waren zu handgreiflich, als daß sie nicht hätten bemerkt werden sollen. Der Frau Bügel erregten sie einen harten Kampf. Wenn auch das Häuschen nicht mehr das ihre sein sollte, so fühlte sie doch des Häuschens Ehre als die ihre. Und sie wäre gewiß zu deren Verteidigung aufgetreten. Aber klug, wie die Frau Bügel war, dachte sie: wenn's der Schwarzen gelingt, wird man sie los. Und weil sie es wünschte, so glaubte sie, der Schwarzen werd es gelingen. So viel Verdruß es ihr auch machte, daß die Schwarze in solchen Reichtum hineinkommen sollte, und so gern sie das gehindert hätte. Darum hielt sie sich ruhig, that, als sähe sie nichts, und sagte auch dem Schneider nichts davon, der in seiner Eitelkeit wie taub und blind war.

Auch die Sannel hätte in ihrer Unschuld vielleicht nichts gemerkt, wäre sie noch so beschäftigt gewesen, als sonst. Vielleicht war auch, ohne ihr Wissen, Eifersucht im Spiele und machte ihr die Augen, die sonst so geneigt sich zeigten, überall nur Liebes und Gutes zu sehen, schärfer. Der Schneider mußte mancherlei Andeutungen von Fremden hören. Einmal sagte er zu der Sannel: „Die Leut' wollen mir was

zu Gehör reden. Das merk ich, denn dumm bin ich nicht; was, Sannel?"

Die Sannel war zu ehrlich, die Meinung, um die man sie fragte, zu verschweigen. Aber, wie sie gewohnt war, den Hannes in allem bei sich zu rechtfertigen oder wenigstens zu entschuldigen, sagte sie eifrig: „Nein, du bist ein gescheiter Bursch, Hannesle. Und wo die Leut' meinen, es ist Dummheit, da ist's manchmal nur zu große Gutthat bei einem."

„Nu, du red'st doch auch beinah wie die Leut'," sagte der Schneider. „So daß es klingt, als thät'st du was damit meinen, und wollt'st doch nicht sagen, was? Was die Leut' haben, das weiß ich; das ist nix als der reine gelbe Neid. Es darf nur einer ein glücklicher Kerl sein, da sind sie gleich da; und was der best' Rock ist und von der Nadel weg, da soll's verschossen sein, und die Knopflöcher sind nicht recht umnäht, und die Taschen sind zu klein, und sollt's nur der Henkel sein, als wenn der nicht lang könnt halten. Der Gesell, das ist ein talketer Kerl, und ich weiß auch, was eine an einem Burschen mag. Vor so einem brauch ich mich nicht zu fürchten. Und sie müßt' nicht ein Narr sein in mich. Ich bin doch ein Kerl; was, Sannel?"

„Ja; das schon," entgegnete die Sannel. „Aber es hat eins das lieber und das ander das. Und der Gesell ist schon einer, den ein Mädle lieb gewinnen kann. Und nu hat er drei Häuser und ist ein reicher Mensch, und das ist doch auch nichts Gering's. Und wem's um ein Häusle zu thun ist, dem sind drei lieber, wie eins. Und wenn er die drei kann haben, da läßt er das einzig stehn! Nein, Hannesle, du mußt nicht so ein Gesicht machen."

„Wenn ich das wüßt! Sannel, wenn ich das wüßt, Sannel, der Gesell thät mich dauern. Aber wenn einer in der Wut ist, hernachen fragt er nach nichts." Der Schneider fragte nicht, ob's der Luft weh that, die er mit Fäusten schlug, als hätte sie drei Häuser, und ein Mädchen könnte sie schon lieb gewinnen.

„Aber es ist dumm Zeug. Sie ist die Liebetät selber."

„Ja," sagte die Sannel, „seit der Gesell da ist und hat gesagt, er wollt eine Frau aus unserer Gegend, und es müßt' eine sanfte sein. Da ist sie auf einmal sanft geworden. Ach ich wollt, Hannesle, ich wollt um deinetwillen, der Gesell nähm sie; aber ich denk nicht, daß er sie nimmt. Es wär gut für dich, Hannesle, es wär besser für dich, wenn dich's auch erst ärgern thät."

„Mordsapperment, und daß dich der Kuckuck hätt', Sannel, nu wird's schrecklich. Solch eine Geschicht' hat noch nicht im Schackigter Kalender gestanden, wie das eine wird. Weißt du, wie die, wo das Bild davon ist dabei gewest."

Der Sannel wurde es bange. „Ach Gott, Hannesle, du hast doch nichts Schlimm's vor?“

„Wenn einer einmal so weit ist,“ sagte der Schneider, „hernachen hört alles auf. Sannele, ich weiß noch nicht, was wird; aber wenn's wird, hernachen wird's was Schrecklich's. Du weißt nicht, was ich für einer bin, wenn ich anfang. Wenn ich anfang, hernachen hat's aufgehört. Frag nur die Sannel! Und erschreck nicht, Sannel, wenn's wird.“

Die Sannel that, was sie konnte, ihn zu besänftigen; es war vergebens. Er lief nach der Wohnstube. Die Sannel eilte nach, aber die Thür war hinter dem Schneider ins Schloß gefallen. Die Sannel klinkte vergeblich; es ging nicht auf. Sie wußte nicht, ob sie rufen sollte. Sie lauschte in ihrer Angst am Schlüsselloch, aber sie hörte nichts.

Der Geselle war allein in der Wohnstube gewesen. Er saß und nähte. Der Schneider lief zur Brücke und schwang sich hinauf.

„Nu ist's aus,“ sagte der Schneider, „nu ist's aus.“

Der Gesell griff phlegmatisch in seine Tasche und brachte sein Schnellfeuerzeug hervor. Er betrachtete den Meister verwundert.

„Das, was aus ist,“ sagte der Schneider gewaltig, „das kann nicht wieder angezünd't werden.“

„Ja,“ sagte der Gesell, „der Meester hat seine Pfeife auscheraucht. Ich dachte, sie wär ihm bloß auschechangen. Nu, da ist zu helfen.“

„Ja, von wegen,“ sagte der Schneider mit schrecklicher Stimme, und schien mit der Faust auf den Deckel seiner Pfeife zu schlagen; aber eigentlich schlug er auf den Gesellen. „Wem da die Pfeifen nicht ausgeht! Aber ein End' will ich machen. Meine Braut, das ist meine Braut. Weiß Er das?“

„Ach, der Meester ist doch nich char eifersüchtig?“ fragte der Gesell. „Die Müh' braucht der Meester sich nich zu cheben.“

„Ich kann mir so viel Müh' geben, als ich will,“ sagte der Schneider außer sich. „Ich bin der Meister, und Er ist mein Gesell'. Ich lass' mir nicht vorschreiben, was für eine Müh' ich mir soll geben. Ich geb mir eine Müh', was für eine ich will. Und das geht keinen Menschen was an, geschweig meinen Gesell'. Und wenn Er nicht still ist, so ist mir's nicht zu viel, ich schmeiß Ihn zur Thür da 'naus.“

„Na,“ sagte der Gesell phlegmatisch; „ich hätte doch chemeint, das wär dem Meester zuviel. Er müßte chedenken, es auf zweimal zu machen.“

Der Schneider focht mit beiden Händen in der Luft. Der Geselle hatte bemerkt, dem Meister war die Pfeife wirklich ausgegangen; er hatte ruhig ein Hölzchen in Brand gesteckt, ein altes Stück Kleidermaß angezündet und hielt es dem Meister auf den Tabak. Während dieser seine Pfeife mechanisch in Brand setzte, aber mit schrecklichen Gesichtern

andeutete, daß deshalb der Friede noch nicht geschlossen sei, fuhr der Geselle fort:

„Na, und ich dächte, der Meester hätte mir einen bessern Cheschmack zuchetraut, als daß ich mich um das alte schwarze Cheschöpfe sollte bemühn. Da kann der Meester ruhig sein. Das kann keinem vernünftigen Menschen ins Chehirn kommen, wo so ein chemütliches Mädchen zuchechen ist. Ich bin weit herumchekommen, aber so hübsch hab ich noch keine chesehn, wie die Sannel bei Ihm im Hause; daß müßt' ein ander Frauchen cheben."

Dem Schneider ging zum zweitenmal die Pfeife aus. Er vergaß seinen ganzen Zorn über einem neuen Gedanken. In dem Lichte eines heiratbaren Mädchens hatte er die Sannel noch gar nicht gesehen. Der Gesell, wußte er, wollte sich eine Frau holen. Es kam ihm die Angst, er möchte die Sannel wollen, und diese Angst zeigte ihm mit einem Blicke, was er bis jetzt nicht gesehen. Die Sannel wuchs ihm wie durch Zauberei in einem Nu von einem kleinen Mädchen zu einer mannbaren Jungfrau auf, die heiraten konnte; und in dem Entzücken des Gesellen sah er erst, wie schön die Sannel war.

Der Geselle schien etwas von dem zu merken, was in dem Schneider vorging. Er sagte: „Na, nu wird der Meester doch auch auf die eifersüchtig sein. So chroß und stark der Meester ist, aber zwei für einen sind doch zu viel."

Die Schwarze war dahinter gekommen, daß die Sannel dem Gesellen gefiel. Nun waren wieder zu viel Leute im Haus, und die Sannel erhielt den Befehl, ihre Sachen zusammenzupacken und zu gehen. Das gab einen harten Strauß. Der Schneider hätte die Sannel nicht gehen lassen, auch ohne das neue Licht, das ihm der Geselle aufgesteckt. Dafür wollte er den Gesellen fortschicken, und die Schwarze wollte ihn behalten. Der Kampf brach erst, als nach dem Feierabend der Gesell in die Herberge gegangen war, wo er schlief, in volle Flammen aus. Nun konnte die Schwarze die Klauen zeigen, die sie unter den Sammetpfötchen der Verstellung verborgen.

„Und das leid ich nicht," sagte der Schneider, „und der Gesell muß fort. Da ist ein Wort, wie hundert."

„Ja," sagte die Schwarze; „ein Wort von dir ist nix, und hundert sind auch nix. Der Gesell bleibt da, und ich will sehn, ob mir eine in meinem Häusle soll bleiben, wo ich nicht will haben."

„Respekt muß sein im Haus," schrie der Schneider. „Und eh' die Sannel 'raus soll, da kannst du eh'nder gehn."

Die Schwarze schlug auf ihr Halstuch, auf die Stelle, wo das

Heiratsversprechen steckte. „Respekt?“ lachte sie; „wenn du mich nicht thät'st dauern! Du willst mich ziehn? Weil ich dir die Schuh' hingetragen hab und hab dir die Stiefel ausgezogen? Denkst du denn, es ist mir was an dir gelegen?“

„Und hast dir Müh' gegeben, bis du mich hast gehabt,“ sagte der Schneider. „Ja, da hast du anders gered't, du falsche schwarze Katz'. Weißt du noch, auf der Bank in der Gerbergassen? Und du hätt'st verdient gehabt, ich hätt' dich lassen sitzen, und ich wär so gewest, wie du da hast gemeint. Und nu willst du's mit dem Gesellen machen, wie du's mit mir hast gemacht!“

Die Schwarze sah ihn verächtlich an. „Du bist auch der Kerl danach, daß du dich mit dem Gesellen vergleichst. Und die möcht ich sehn, die du hast lassen sitzen. Und meinst du denn, wenn ich den Schackigter Müller hätt' können haben, ich hätt' dich genommen? Und wenn ich nicht dein Häusle hätt' gewollt? Dich nähm keine andre mit dem Häusle, geschweig gar ohne. Da nähm eine hundertmal den Gesellen, und wenn die Kleider nicht sein wären, wo er auf dem Leib hat, als dich mit samt deinem Häusle. Was denkst du denn? Denkst du denn, daß dich ein Mädle mag? Und die müßt' was anders im Gesicht haben, wo die Augen sind. Denkst du denn, dich nähm eine, die sich was aus den Leuten macht? Wo die Jungen hinterdreinschrein, wenn man mit dir über die Gass' geht, und die Leut' bleiben stehen und lachen. Und denkst du denn, ich hab dich für einen Mann angesehn? Da wollt ich mir lieber einen aus der Schule holen; da sind größere und stärkere, als du. Und bild'st dir doch ein, man soll Respekt haben? Die Katz' möcht ich sehn, die Respekt hätt' vor dir, und wär sie erst sieben Tag' alt. Und wenn das Kätzle seine Klauen herausthut, da läufst du davon, wie ein Schneider. Und nu läßt du mich gehn und und bist froh, wenn der Gesell mich nimmt, und du wirst mich los. Du sollst sehn, wie dir's geht, wenn du machst, daß der Gesell was merkt. Bei Tag sollst du auf deiner Brücken schwitzen, und die Nacht steck ich dich in den Kleiderschrank. Da kannst du die Mäuse verjagen und schreien: Respekt muß sein im Kleiderschrank.“

Damit ging die Schwarze hinaus und schlug die Thür als Siegel unter ihre Rede.

Als später die Sannel hereinkam, um Abschied zu nehmen, fand sie den Schneider vor einem Stuhle knieen. Seine Arme lagen auf dem Polster und sein Kopf auf seinen Armen. So hatte er schon lange gelegen. Die Sannel sah an der Bewegung seines Kopfes, daß er schluchzte. Sie kniete neben ihm nieder und wollte liebkosend sein Gesicht aufheben. Er ließ es nicht geschehen.

„Sei gut, Hannesle,“ sagte die Sannel wie eine Mutter; „steh auf und sei gut!“

„Ja, daß du mich auslachst,“ schluchzte der Schneider. „Die Jungen schreien hinter mir her und die Leut' bleiben stehn und lachen. Es ist kein Mädle, wo mich mag, mich armen Bursch.“

„Du wirst dir doch nicht so was lassen weißmachen?“ sagte die Sannel und weinte vor Mitleid. „Und kannst denken, ich lach dich aus?“

„Nu, bist du nicht deswegen kommen?“ schluchzte der Schneider. „Du bist falscher, wie alle.“

„Ich bin kommen,“ sagte die Sannel tief bekümmert, „weil ich fort muß. Ich bin so lang in dem Häusle gewesen; es ist mir immer noch, als könnt's nicht sein. Ich hab nicht daran gedacht, bis jetzt, daß es könnt sein, ich müßt einmal fort. Ich hab dir's gesagt und du hast's nicht wollen glauben, und nu ist's doch.“

„Du willst fort, Sannel?“ fuhr der Schneider mit dem Kopf vom Stuhle auf und hernach mit den Knieen vom Boden. „Du willst fort, Sannel? Du willst fort?“

„Ja, ich muß,“ sagte die Sannel.

„Ja, nu gehst du fort,“ schluchzte der Schneider; „es soll auch kein bißle Trost bei mir bleiben. Wenn einer einmal im Elend ist, hernachen hilft ihm keiner, da stoßen sie einen tiefer 'nein. Nu wird auch der Ofen fortgehn da in der Stuben, und der Keller unter dem Häusle, und hernachen bricht das ganze Häusle zusamm, und das ist mir eben recht, wenn mich's nur erschlägt. Aber die schwarz falsch Katz' müßt's auch erschlagen; da wollt ich lustig sein. Das wär eine Hochzig, wie ich sie möcht! Du denkst, das ist nicht mein Ernst? O, ich bin einer — frag nur die Sannel! Juhu! Hochtzig! Aufgespielt, ihr Musikanten; und nu, Häusle, krach!“

Die Sannel war außer sich, als sie den Schneider so reden hörte. Und er tanzte noch zu seinen Reden und schlug mit den Armen um sich, wie besessen.

„Ach, Hannesle, du wirst doch nicht überschnappen?“ rief sie.

Die Angst des Mädchens um ihn that ihm wohl. Es hing doch ein Mensch an ihm. Er faßte sich zusammen und sagte: „Nein, Sannele, da müssen doch noch andere Püff' kommen. Und du bleibst, Sannele; oder wenn du gehst, geh ich mit. Die schwarz Katz' mag das Häusle behalten; ich geh mit dir, Sannele, ich geh mit dir!“

„Nein, Hannesle,“ sagte das Mädchen; „das geht net. Siehste, was soll denn aus deiner Mutter werden? Und das arm Häusle, wenn seine Leut' alle weggehn? Und die vom Amt, die werden's auch nicht leiden. Du mußt an's viert Gebot denken, Hannesle!“

„Das viert Gebot! Es wär an den andern neun genug gewest, es hätt' nicht auch noch das viert gebraucht. Das viert Gebot, das ist wie ein Kreuz, an das ich geheft't bin gewest, seit ich mich kann besinnen. Und jede Stund' den Tag hat ihren Nagel 'nein geschlagen. Ich hab müssen geboren werden, damit das viert Gebot was gehabt hat, womit's hat können spielen, wie die Maus mit der Katz'. Wenn ich der Papst wär, ich ließ's 'rausschneiden aus dem Katechismus. Aber wo willst du denn hin, Sannel?"

„Guck," sagte das Mädchen; „aber du mußt gescheit sein, Hannesle, und mußt mich ruhig anhören. Jetzt geh ich zur Unterender Bas, die wird mich wohl eine Zeit bei sich behalten. Und der Magdeburger will mich frein. Er will heim, und hernach will er wiederkommen und mich holen. Er hat mir's gesagt. Noch den Tag will er zum Pastor und will's bestellen."

Der Schneider brach zusammen. Erst konnte er nicht reden. Der Sannel zerbrach fast das Herz, wie er in der Stubenecke auf dem Boden saß und in seine kleinen Hände weinte, wie ein kleines Kind.

„Recht," sagte der Schneider, „und da kann er gleich meine Leich' mit bestellen. Das viert Gebot soll sich verrechnet haben, wenn's hat gemeint, es will mich noch lang thürängeln. Geh, Sannele, ich bin nicht bös auf dich. Ich verdenk dir's nicht. Der Magdeburger, das ist einer, und ich bin keiner. Das ist ein großer, schöner Mensch, den ein Mädle lieb kann haben, und das viert Gebot hat's auch nicht auf ihn abgesehn. Nein, sei still, Sannel, du brauchst nix zu sagen. Ich verdenk dir's nicht; ich weiß, mich kann kein Mädle lieb haben auf der Welt. Ich hab immer gesagt, was ich für einer wär und hab groß gethan, als wenn ich auch einer wär wie die andern Bursch'. Ganz da drin in meinem Herzen hab ich's wohl gewußt, daß ich nicht so einer bin gewest. Und ich hab nur so gethan, damit ich's vergessen wollt, daß ich nicht so einer bin. Von Kind an haben die Leut' über mich gelacht, und die Kinder haben hinter mir hergespottet, und ich hab's müssen hören, daß ich nicht bin wie ein andrer Mensch. Und ein Mensch bin ich doch gewest, und ein Mensch hat doch eine Seel' im Leib, und wenn der noch so klein ist und so schwach; und die Seel' verlangt nach andern Menschen, daß sie was auf ihn halten und haben ihn lieb. Mein Vater selig und meine Mutter haben keine Freud' an mir gehabt, und wenn andere über mich haben gelacht, da haben sie sich geärgert, und da war's, als wär ich schuld daran und hätt's ihnen zum Trotz gethan, daß ich so klein war und so schwach. In der Schul' ist mir's schlecht gangen. Und hernachen; siehst du, wenn ein junger Bursch einen neuen Rock kriegt, so weiß er sich was und läßt sich drin

sehn. Ich bin allemal traurig gewest, wenn ich einen hab kriegt, und hab mich mit versteckt, wie ich nur hab gekonnt. Denn hernachen haben die Leut' auf mich gesehn, und da war's, als hätten sie's vergessen gehabt oder gar nicht gewußt, das ich so klein war, und sie würden's nun erst weiß. Und da ging der Spott wieder vom frischen an. Da hab ich's wollen vergessen, daß ich so klein bin gewest und nicht wie die andern Leut'. Ich dacht, so lang ich nicht dran denk, denken auch die andern Leut' nicht dran, und hab gethan, als dächt ich, ich wär wie die andern Leut'. Aber da haben's die übelgenommen und haben gemeint, sie müssen mich demütigen, daß ich mir einbilden wollt ich wär wie sie. Guck, Sannel, die weichst Hand wird hart, wenn sie immerfort harte Ding' angreift, und so ist mir's auch gangen. Ich bin den Spott gewohnt worden und hab doch gethan, als wär ich was Rechts. Ganz da drin nur hat mir's wehgethan, und das hat nicht aufgehört, wehzuthun, wenn ich hab gedacht: ich kann nix dazu und warum hat mich der lieb Gott nicht größer und stärker gemacht. Manchmal ist mir's gewest, als wär er wie die Leut', und hätt' selber seinen Spott an mir, und hätt' mich so gemacht, damit die Leut' über mich sollten spotten. Und da ist mir's nur wohl gewest bei dir. Siehst du, Sannele, all die Freud', die ich gehabt hab auf der Welt, die ist von dir kommen. Und der lieb Gott wird dir's vergelten, was du hast an mir gethan. Und vor dem lieben Gott bin ich auch nicht schlechter, als die andern Leut' sind."

So sprach der Schneider aus seiner Ecke. Die Sannel war neben ihn gekniet und wollte ihn immer unterbrechen, aber er litt es nicht. Nun er fertig war, begann die Sannel.

„Aber Hannesle," sagte sie und legte ihre Hände wie beteuernd auf seine Kniee. Das war nicht nötig. Die Sannel brauchte niemand zu versichern, sie meine es, wie sie rede, der sie hörte und sah. „Aber Hannesle," sagte die Sannel. „Du denkst dir's nur, daß du so ewig klein bist, wie du meinst. Und es ist ja gar nicht wahr. Wenn ich sagen thät, du wärst mir drum nicht vorkommen wie die andern, ich müßt's lügen. Der Gesell ist ein guter Mensch, und ich hab gedacht, wenn ich nicht bei dir und in dem Häusle da kann bleiben, so ist der Gesell mir lieber, wie ein anderer. Aber nicht, wie du. Und wenn ich nur da könnt bleiben, mir wär's doch tausendmal so lieb. Dort wo er her ist, sind die Leut' anders wie bei uns, und ich bin fremd, und da in dem Häusle bin ich von Kind an gewest. Siehst du, Hannesle, du bist schlecht, daß du mir nicht willst glauben. Ich hab keinmal daran gedacht, daß du so klein bist, und wenn ich daran gedacht hätt', das hätt' nichts geändert. Und bist du klein, so ist mir's eben

recht, daß du so bist. Und da gefielen mir eher die andern Leut' nicht, daß sie nicht so sind wie du, geschweig, daß du mir nicht sollst gefallen, weil du anders bist, als die andern Leut'. Und wenn dir's so sehr anthut, wenn ich den Gesellen nehm, so muß ich's ja nicht. Sei nur gut, Hannesle! Siehst du, auf die Leut' darfst du nichts geben, die wissen ja nicht, wie du bist; aber ich weiß von klein Kind an, wie du bist, und da mußt du nicht traurig sein. Denn, Hannesle, du bist doch gewiß und wahrhaftig ein Mordsbursch! Und wenn du nicht den Leuten ihrer bist, so bist du meiner."

Dem Schneider liefen noch die Thränen aus den Augen, aber er lachte so glücklich wie sonst. „Und da heirat ich doch dich und keine andere," sagte er.

Aber das Glück dauerte nicht lang. Denn beifallen mußte es ihm doch wieder, daß er sein eigener Herr nicht mehr war. Er meinte, die Sannel sollte den Gesellen recht bitten, die Schwarze zu nehmen. Wenn er die Sannel so lieb habe, thue er es vielleicht. Aber der Zauber, mit dem die Schwarze ihn geblendet hatte, war in alle Winde verweht; wie er sie jetzt sah, begriff er nur zu gut, es werde ihn keiner erlösen.

Eins gab ihm wenigstens nur Erleichterung seines Zustandes. Die Schwarze, die des Gesellen Werbung erfahren hatte, befahl ihm, diesen nicht wieder in das Haus kommen zu lassen. Er mußte ihm den Feierabend in die Herberge bringen. Die Sannel aber erhielt die Weisung, sie solle sich nicht unterstehen, heut oder die nächsten Tage aus dem Haus zu gehen, und sie könne immerhin noch länger bleiben. Die Schwarze wußte nicht, wie froh sie die Sannel machte. Und diese durfte sich wieder satt essen; alle Arbeit lag wieder auf ihr. Wäre die Schwarze aus dem Häuschen zu bringen gewesen, kein Haus auf der Erde konnte sein Glück mit dem des Häuschens messen.

Aber die Schwarze war noch da. Und sie war schwärzer, als je. Wie ein Sturmwind fuhr sie in dem Häuschen umher; wohin sie trat, ächzten die alten Bretter unter ihrem Fuß. Die alten Balken zitterten unter dem Grimm ihrer Stimme. Kuh und Ziege im Stall schmiegten sich ängstlich aneinander, wenn der Sturm vor der Stallthür vorbei brauste. Das zerbrochene Bodenfenster oben neben Hannes' Kammerthür bekam klirrendes Herzklopfen, wenn die Wut der Schwarzen die Haustreppe herauf oder hinabfuhr. Wenn die Frau Bügel mit leiser Stimme ihren Gesangbuchsvers begann, da raste die Stimme der Schwarzen mit einem „Lott' ist tot" wie ein durchgegangenes Pferd darüber hin, daß die andächtigen Töne zitternd rückwärts krochen und sich lange nicht mehr sehen ließen.

Und der Hannes? Er war der unglücklichste von allen unglücklichen Schneidern unter dem Mond. Auf seiner Brücke mußte er sitzen von Sonnenaufgang, bis die Sterne ihre Schlafmützen aufsetzten. Selbst das vierte Gebot, sein ausgemachter Feind von Kind auf, konnte sich des Mitleids nicht erwehren. Es ließ ihm Ruhe. Im Anfang der offenen Tyrannei war er der Schwarzen entflohen und hatte auf der Straße sein: Respekt muß sein im Haus! gerufen. Aber über diesen Geist hatte dieser Spruch keine Macht. Die Schwarze war ihm nachgerannt und hatte ihn heraufgeholt. Nun saß er, ein Miniaturbild verzweifelter Ergebung, auf seiner Brücke. Jeden Stich begleitete ein Seufzer, mit jedem Herausziehen der Nadel zog er den heißen Wunsch aus seiner Seele nach dem Ende seines Elends. Wäre er nicht doppelt gewesen, er hätte umkommen müssen. Den traurigen Schneider auf der Brücke erhielt nur noch der glückliche Schneider am Leben, der in Sannels Herzen wohnte und wußte, das war sein Eigentum, ein Eigentum, das er nicht verlieren konnte, wie Häuschen und Freiheit.

Er mußte arbeiten wie eine Mühle oder eine Uhr, die auch niemand fragt, ob sie müde ist und einmal ausruhen will. Die Schwarze dagegen ließ nun alle Arbeit sein, wenn man nicht, daß sie Menschen und Vieh im Hause auf alle Art quälte, für eine Arbeit rechnen will. Stundenlang saß sie bei dem Schneider und warf ihm vor, er habe sie in Elend und Schande gebracht. Und daß sie ihm nun die unverdiente Ehre, die sie ihm erzeigt, nicht umsonst erzeigt haben wolle. Um solch eine armselige Wirtschaft habe sie sich nicht die Mühe gegeben, hereinzukommen. Sie wolle in schönen Kleidern gehen und gut leben; das Geld dazu müsse sie haben; und komme er darüber um, so sei's ihr noch lieber. Hernach könne sie einen Reicheren bekommen, oder doch wenigstens einen, der ein Mann sei.

Die Sannel schien eine ganz andere geworden, als sonst, und doch war sie eben recht die alte Sannel geblieben. Man konnte es kaum glauben, wie vergessen und verkehrt sie alles machte, wußte man nicht, sie war nur darum so vergessen und verkehrt, um den Sturm von Hannes und seiner Mutter auf sich zu lenken. Und wie seelenfroh sah sie aus, so oft ihr das gelungen war. Sie wußte, des Gesellen wegen, der sich noch im Orte aufhielt, würde die Schwarze sie nicht aus dem Hause schicken; und das machte die furchtsame Sannel so überkühn.

Mit der Schwarzen wurde es immer schlimmer. Der Geselle hatte bei einem andern Meister Arbeit bekommen und hatte gesagt, er gehe nicht eher aus Luckenbach, bis er eine Frau habe. Die Schwarze gönnte die drei Häuser, die sie schon für ihr Eigentum angesehen, keiner andern. Und als ihr einmal nachts zugetragen wurde, der Geselle habe ge-

schworen, bis morgen längstens müsse er beim Pastor gewesen sein, da kannte sie sich nicht mehr. Der Schneider, seine Mutter und die Sannel mußten sich durch die Hinterthür retten. Die warf die Schwarze hinter ihnen zu, daß es weithin scholl durch die Nacht.

In der Frau Bügel war nichts mehr von ihrem alten Mut. Sie hatte ihre Hörner verloren. Sie war so voll Furcht, daß sie sich in dem Hofe noch nicht sicher glaubte. Der Hof hatte keine andere Thür in das Freie, als jene, welche die Sannel einmal aus dem Stegreif gemacht, das halbledige Brett der Verzäunung. Als Frau Bügel nach großer Anstrengung und nicht ohne Schmerzen in dem Winkel angekommen war, sagte sie zu dem Schneider: „Dadran bist du schuld. Verzeih dir's Gott, du bös Kind! So geht's, es wird alles vergolten in der Welt. Du hast mich betrogen, und nu bist du's schlimmer, wie ich. Aber es geschieht dir schon recht."

Der Schneider war so in Verzweiflung, daß er das vierte Gebot vergaß. „Und Euch auch," entgegnete er. „Wer hat mich denn dazu bracht, daß ich's hab gethan? Ja, Ihr habt recht, Mutter, es wird einem alles vergolten. Guckt, Mutter, da habt Ihr mich dazu bracht, daß ich hab müssen durchkriechen, und nu müßt Ihr selber durchkriechen, so lang Ihr seid. Ihr red't davon, wie ich bin gewest; aber wie Ihr seid gewest, davon red't Ihr nicht. Und wenn Ihr anders wär't gewest, da wär ich auch anders gewest. Nu seht Ihr's, wie mir's gewesen ist. Gelt, nu mögt Ihr auch nicht ins Haus? Und Ihr thätet auf der Stell' einen recht starken heiraten, daß er Euch nur gegen die da drin hälf, die wild schwarz Katz'. Gerad so ist's mir gangen. Und je ärger Ihr gewest seid darin gegen mich, je unlieber hab ich 'nein gemöcht, und hab am Häusle und meiner Arbeit meine Freud' verloren, und bin lieber in den Wirtshäusern gewest, als daheim bei Euch. Aber ich wollt doch, es wär noch so. Wenn ich Euch in Euern alten Tagen so da haußen muß sehn stehn, und Ihr seid Euer warm Bett gewohnt, da stößt mir's das Herz ab in meinem Leib. Und ich wollt lieber, Ihr thät't mir noch den Wirtshausteufel austreiben und ich riss' Euch aus auf die Gass'. Ach, was das für eine schöne Zeit ist gewest, wo Ihr mir habt wollen den Teufel austreiben, und ich hab auf der Gass' geschrien: Respekt muß sein im Haus! Aber das wird nicht wieder werden, so lang ich leb."

„Ja," sagte die Frau Bügel, „es kommt einem einmal, wo man in sich muß gehn. Und das ist nun bei mir kommen. Und du dauerst mich nu in mein eigen Elend hinein. Aber guck, wenn ich auch unrecht hab gehabt, ich hab's gut gemeint. Und wenn uns der lieb Gott von der da drin hälf, so sollt's nicht wieder werden, wie's gewest ist. Ich

hab den Teufel aus wollen treiben aus dem Häusle, und hab ihn 'nein getrieben. Und nu wollt ich lebenslang nicht wieder 'nauflangen an die Fensterwand. Ich weiß nu, was dabei 'raus kommen ist. Und wenn uns der Himmel von der da drin befreien thät, die Sannel müßt' Deine werden, und keine andere auf der Welt. Eine bessre sieht die Sonn' nicht, so weit sie scheint. Aber wo ist sie nur hinkommen?"

„Wenn man den Wolf nennt, kommt er gerennt." Und so war es jetzt mit der Sannel. Und sie kam glänzend wie Mondenschein; der Hannes und seine Mutter konnten es nur vor der finstern Nacht nicht sehen. Die Sannel war voller Hoffnung.

Sie hatte bei der Unterender Base zu essen geholt, denn von Mittag her hatten sie alle gefastet. Die Schwarze hatte den Küchenschrank verschlossen, und die andern hatten zusehen müssen, wie sie selbst sich die teure Butter fingerdick auf das Brot gestrichen; aber zu essen bekommen hatten sie nichts.

Auf dem Weg von der Unterender war sie dem Gesellen begegnet. Der hatte sie gefragt, ob sie ihm noch immer einen Korb geben wolle. Und als sie das bejaht, hatte der Geselle wissen wollen, wie sie nur noch in dem Häuschen bleiben möchte. Sie hatte ihm nun alles erzählt, wie es mit ihr und dem Hannes stand, und wie die Schwarze in das Häuschen gekommen, und daß man sie gerne los würde, wenn man nur wüßte auf welche Art.

Der Gesell hatte sich „chewundert;" er hatte „chemeint," so was wie dies Heiratsversprechen müsse umzustoßen sein. Wofür gebe es sonst Advokaten in der Welt! Er hätte die Sannel gern zur Frau gehabt; was nicht sein sollte, da müßte man sich trösten. Morgen gehe er von Luckenbach fort, und es sei ihm lieb, daß er ihr vielleicht noch einen Dienst erweisen könne. Die Advokaten könne man noch immer befragen; er wolle erst etwas anderes versuchen. Es sei billig, daß die Schwarze in ihrer eigenen Schlinge gefangen würde. Er wollte sogleich zu der Schwarzen gehen; vorher teilte er seinen ganzen Plan der Sannel mit.

Der Plan war nicht leicht auszuführen. Das Schwerste daran, die Schwarze zu überzeugen, der Gesell habe es von Anfang nur auf sie gemeint. Des Meisters wegen, der ihn sonst fortgeschickt haben würde, hab er sich gestellt, als stäche ihm die Sannel in die Augen. Aber seine Verstellung sei vergeblich gewesen, der Meister habe ihm doch Feierabend gegeben. Er, der Geselle, sei nun bloß deshalb in Luckenbach geblieben, um der Schwarzen vielleicht zufällig einmal zu begegnen, da er nicht mehr in das Haus gedurft. Nun aber sei er in seine

Heimat gerufen worden, er müsse morgen aus Luckenbach; er könne sie nun nicht anders sprechen, als im Hause, und so habe er es doch gewagt, gegen des Meisters Verbot hereinzukommen.

Endlich war die Schwarze doch überzeugt worden, und nun hatte der Geselle darauf gedrungen, sie müsse noch heute aus dem Hause. Er könne es nicht im bloßen Gedanken leiden, daß das sanfte Wesen länger geplagt würde von den armseligen Schneidersleuten; die seien nicht wert, einen solchen Diamant nur eine Stunde lang zu besitzen.

Aber wenn nun die Schwarze auch bereit sich zeigte, das Häuschen zu verlassen; so lange sie des Schneiders Versprechen noch besaß, war nichts gewonnen. Der Geselle zeigte sich so eifersüchtig, als es seinem Phlegma möglich war. Er wollte nicht dulden, daß sie etwas von dem Schneider behielte. Er habe von einer Eheverschreibung gehört, die müsse er haben, eher gehe er nicht. Die Schwarze war klug genug, erst das Papier gänzlich zu verleugnen, dann zu thun, als wisse sie nicht, wo sie es hingebracht. Sie suchte und suchte und fand es nicht. Es sei das kein Wunder. Sie habe es nicht begehrt, und da der Schneider es ihr aufgedrungen, keinen Wert darauf gelegt.

Der Geselle erzählte dabei von daheim, und wie es da werden sollte, wenn sie erst Mann und Frau wären; er fragte sie nach ihrer Meinung darüber. Die Schwarze schmolz zusehends in der Vorstellung künftiger Herrlichkeit, aber das verwünschte Papier fand sich dennoch nicht.

So müsse sie ihm, sagte der Geselle, eine Bescheinigung geben, daß er sicher sei, sie ändere während seiner Abwesenheit nicht ihren Entschluß. Wenn er nun wieder käme, sie abzuholen, und fände sie als des Schneiders Frau! denn dergleichen sei in allen Romanbüchern und Liedern zu lesen; und wenn er sie so fände, dann wäre es sein Tod. Dagegen wolle er sich und, was er habe, ihr verschreiben. Und er sagte das nicht nur, er that das wirklich. Die Schwarze zerfloß in Sanftmut und Gemütlichkeit; und als sie des Gesellen Heiratsverschreibung hatte, da fand sich denn endlich auch die Verschreibung des Schneiders. So geht es, wenn man recht angelegen sucht; da liegt die „Sachen" mitten da, und man sieht sie nicht. Man wendet alles um und um, nur eben das nicht, was man finden will.

Der Geselle versprach in dem Schein, sie zu heiraten, sobald er wieder hierher zurückkäme; und das sollte in längstens vierzehn Tagen geschehen. Nach einem zärtlichen Abschiede ging der Geselle in die Herberge zurück, siegelte da die Verschreibung des Schneiders in ein Paket, das er an die Sannel adressierte. Dazu schrieb er nur, das solle sein Hochzeitsgeschenk an die Sannel sein.

Der Schneider, seine Mutter und die Sannel saßen unterdes im

Winkel und aßen unter Hoffnung und Furcht, was die Sannel herbeigeholt hatte; dann machten sie gute Vorsätze für die Zukunft auf den Fall der Befreiung, Vorsätze, denen sie, wie ganz Luckenbach bezeugen kann, bis heute treugeblieben sind.

Endlich hörten sie die Hinterthüre gehen und die Schwarze die Nacht laut fragen: „Wo nur die Schneidersleut' hingangen sind?" Ihre Stimme war so sanft, wie sie noch nie gewesen. Sie hatte, ohne es zu wissen, noch die Maske vor, die sie des Gesellen wegen vorgebunden. Aber es war auch etwas Vornehmes in ihrem Tone; jede Silbe klang nach den drei Häusern in Delitzsch und Magdeburg. Der Schneider verstand, was das bedeutete; er sprang auf und gab der Sannel den ersten Kuß, was sich um so leichter machte, da die Sannel noch saß. „Zeitlebens glücklich!" sagte er, „und den Sonntig wirft uns der Pastor zum erstenmal von der Kanzel!"

Die Frau Bügel war nicht so schnell zum Hoffen. Aber als sie in die Stube kamen und die Schwarze reisefertig auf ihrem Koffer sitzen sahen, da wagte auch der Frau Bügel Nase zum erstenmal wieder in dem ganzen Glanze ihrer Farben zu schimmern. Die Schwarze that sehr vornehm. Sie schickte die Sannel nach Leuten, die ihren Koffer in den Gringel tragen sollten. In Magdeburg, da brauche man nur aus dem Fenster zu rufen, und es kämen Leute, mehr als man brauche. Aber sie brauche da — in Magdeburg nämlich — gar nicht zum Fenster hinauszurufen, da hätte sie der Leute genug im Haus.

So dienstwillig die Sannel immer gewesen war, so rasch hatte sie noch keinen Befehl ausgeführt, als den die Schwarze ihr jetzt gegeben. Und auf dem ganzen Wege lachte sie und weinte vor Seligkeit.

Die Träger kamen, und die Schwarze nahm einen herablassenden Abschied. Vielleicht komme die Frau Bügel einmal nach Magdeburg. Da solle sie nur unter dem Thore fragen, oder wo sie sonst wolle; alle Leute in Magdeburg könnten ihr sagen, wo der Schwarzen Haus stehe. Und vielleicht finde sie es auch, ohne zu fragen; es sei leicht zu erkennen an den steinernen Männern, die vor der Thüre ständen. Und auch ohne die Männer sei es zu finden, denn es habe vier Gestocke und in jedem nach der Straße zu vierzehn Fenster. Und sie selber sei auch nicht stolz.

Den Tag darauf kam das Paket von dem Gesellen. Der Schneider zerriß sogleich seine Eheverschreibung in drei Stücke. Es war gut, daß er sie wieder in seinen Händen hatte. Die Eheverschreibung des Gesellen hatte weder Jahreszahl noch Datum; es hieß darin, er werde in längstens vierzehn Tagen hierher kommen, aber ein Ortsname stand auch nicht dabei. Als die Schwarze länger als vierzehn Tage gewartet,

und ohne daß der Geselle zurückgekommen, und der Schneider mit der Sannel schon zum zweitenmal aufgeboten war, ging sie mit dem Papier zu einem Advokaten, und hier erfuhr sie, daß darauf hin nichts zu machen sei. In vollem Grimm rannte sie nun in das Häuschen, ihr altes Recht geltend zu machen. Sie that, als hätte sie des Schneiders Verschreibung noch unter ihrem Busentuch, und führte sich in das Häuschen ein, als wäre sie noch gar nicht daraus hinweggezogen. Aber der Schneider zeigte ihr die Fetzen des zerrissenen Papieres, und die Frau Bügel suchte ihre abgelegten Hörner wieder hervor und gabelte den ungebetenen Gast dermaßen hinaus, daß er nicht wiederkam.

Aber man muß der Frau Bügel zu ihrer Ehre nachsagen, daß sie die Hörner in der nächsten Viertelstunde wieder ablegte und sie seither nicht wieder aufgesetzt hat. Sie hatte das auch nicht nötig, am wenigsten gegen ihren Sohn und ihre Schwiegertochter.

Das Leben in dem Häuschen ist nun wie das Häuschen selbst; es ist ein kleines bescheidenes Leben, dafür aber auch keine Leere darin. Es ist voll von unten bis oben, und nichts darin, was nicht glänzte von Reinlichkeit und im Widerstrahl des innern Glückes seiner Bewohner. Und dabei liegt jedes Kleinste, wie und wo es soll. Auch das äußere Glück der Familie ist im Wachsen; aber das kann noch lange wachsen, ehe die Sannel in Verlegenheit käme, wo sie allen Segen unterbringen will. Denn sie hat das Geheimnis in der Hand, wenn nicht im Kopfe, einen kleinen Raum zu einem großen zu machen durch Ordnung und durch zweckmäßige Verteilung. Auch am lebendigen Segen fehlt es nicht, und der Schneider ist glücklich; der Älteste verspricht, wächst er so fort, wie bisher, ein Bursch zu werden, dem nichts am Soldatenmaße fehlt. Die Jüngeren thun ihm aus Kräften nach. Der Schneider ist ein anderer geworden und befindet sich wohl dabei. Seit er nicht mehr groß sein will und nach Großem begehrt, scheinen die Leute vergessen zu haben, daß er klein ist. Von dem Tage an, da die Schwarze das Häuschen verließ, hat der Schneider seinen Zauberspruch nicht mehr gebraucht. Die Sannel ist noch immer die alte, der ganze Unterschied gegen sonst, daß sie nicht mehr sagt: „Du bist doch ein Mordsbursch“; jetzt sagt sie: „Du bist ein Mordsmann, Hannesle!“ Und es erinnert wie an eine Sage der Vorzeit, wenn der Schmied oder sonst einer einmal den Spruch bringt: „Respekt muß sein im Haus!“

Ende des zweiten Bandes.

Inhalt.

Gedichte.

Philipp Reclams Universal-Bibliothek.

Preis jeder Nummer 20 Pfennig.

Jedes Werk ist einzeln käuflich.

Die neuesten kompletten Kataloge sind jederzeit durch alle Buchhandlungen gratis zu beziehen.

Bis Oktober 1897 erschienen folgende **3730** Bände:

Abaelard u. Heloise, Briefwechsel. 3288–3290.
About, Der Mann mit dem abgebrochenen Ohre. 2037/38.
Abraham a Santa Clara, Merks Wien! 1949/50.
d'Abrest, Pariser Belagerung. 959.
Achleitner, Geschichten aus den Bergen. 2625. 2696. 2769. 2963. 3323.
Achondzade, Vezier von Lenkoran. 3064.
Adler, Das Buch Hiob. — Nur drei Worte. 2869.
Aeschines' Rede gegen Ktesiphon. 3174.
Agrell, Einsam. 2728. — Gerettet. 1810.
Aischylos, Agamemnon. 1059. — Die Eumeniden. 1097. — Die Perser. 1008. — Der gefesselte Prometheus. 988. — Die Schutzflehenden. 1038. — Die Sieben gegen Theben. 1025. — Das Totenopfer. 1063.
Alarcon, Der Dreispitz. 2144.
Albertus, Die Stubengenossen. 1399.
Albini, Endlich hat er es doch gut gemacht. 294. — Kunst und Natur. 262. — Die gefährliche Tante. 241.
Aldrich, Prudence Palfrey und andere Erzählungen. 1387/88. — Tragödie von Stillwater. 1837/38.
Alfieri, Philipp II. 874.
Almeida-Garrett, Der Mönch von Santarem. 972–74.
Alpharts Tod. Von Schröer. 546.
Altwasser, Graf Leicester. 364.
Anakreon. Deutsch von Junghans. 416.
Ancelot, Freund Grandet. 1639.
Andersen, Bilderbuch ohne Bilder. 381.
— Nur ein Geiger. 633–36.
— Glückspeter. 3359.
— Der Improvisator. 814–17.
— Sämtliche Märchen. 691–700.
— O. Z. 1098–1100.
— Sein oder Nichtsein. 1738–40.
Andrejanoff, Lettische Märchen. 3518.
Angarin, Waldwildnis. 2939.
Angely, Der Dachdecker. 203. — Fest der Handwerker.*) 110. — Die Hasen in der Hasenhaide.*) 1717. — Die beiden Hofmeister. 1636. — Ein kleiner Irrtum. 989. — List u. Phlegma.*) 355. — Sieben Mädchen in Uniform. 226. — Paris in Pommern.*) 295. — Reise auf gemeinschaftliche Kosten. 30. — Schlafrock und Uniform. 725. — Von Sieben die Häßlichste. 175. — Nach Sonnenuntergang. 1207.
Anicet-Bourgeois, Die Gebieterin von St. Tropez. 2240.
Annolied. 1416.
Anstey, Tourmalins Zeit-Checks. 3300.
Anthologie, Griechische. 1921–24.
Anton, Schaum. 3009.
Apel, Junge Männer u. alte Weiber. 467.
Apel u. Laun, Gespensterbuch. 1791–95.
Apulejus, Amor und Psyche. 486.
Archenholz, 7jährige Krieg. 134–37.
Ariostos rasender Roland. 2393–2400.
Aristophanes, Die Acharner. 1119. — Die Frösche. 1154. — Die Vögel. 1380.
Aristoteles, Die Poetik. 2337.
— Verfassung von Athen. 3010.
Arndt, Erinnerungen aus dem äußeren Leben. 2893–95.
— Gedichte. 3081/82.
— Wanderungen mit Stein. 3472/73.
Arnim, Drei Novellen. 197.
— Die Kronenwächter. 1504–6.
— Die Verkleidungen des französischen Hofmeisters. 128.
Arnim, Bettina von, Goethes Briefwechsel mit einem Kinde. 2691–95.
Arnim-Brentano, Des Knaben Wunderhorn. 1251–56.
Arnold, Pfingstmontag. 2154/55.
—, E., Leuchte Asiens. 2941/42.
—, F., Der Kanarienvogel. 3159.
— Unsere Stubenvögel. 3399. 3443.
Arnould u. Fournier, Der Mann mit der eisernen Maske. 1887.

*) Der vollständige Klavier-Auszug ist für M. 1.50 zu haben.

Aucassin u. Nicolette. 2848.
Augier, Die Abenteurerin. 856. — Demimonde-Heirat. 1126. — Haus Fourchambault. 1072. — Gabrielle. 1155. — Goldprobe. 1434. — Laïs. 2414. — Die arme Löwin. 1104. — Der Pelikan. 622. — Reichtum. 2947 — Schierlingssaft. 1927. — Der Schwiegersohn des Herrn Poirier. 1499. — Die Unverschämten. 1729.
Augustinus, Bekenntnisse. 2791–94.
Aurbacher, Ein Volksbüchlein. I. Tl. 1161/62. II. Tl. 1291/92.
Babo, Otto von Wittelsbach. 117. — Der Puls 217.
Bahlsen, Schulfestspiele. 3127
Balázs, Heitere Lebensbilder. 2899.
Ballestrem, Ein Meteor. 1374.
Balzac, Die Blutrache. — Das Haus zur ballspielenden Katze. — Die Mundtoterklärung. 1895/96. — Chagrinleder. 2441–43. — Die Chouans. 1426–1429. — Frau von 30 Jahren. 1963/64. — Honorine. — Oberst Chabert. 2107/8. — Mercadet. 631. — Vater Goriot. 2268–70.
Bandlow, Stratenfegels. 3580. 3648. 3705.
Banville, Gringoire. 1319.
Barrière, Feuer in der Mädchenschule. 898. — Am Klavier. 1488. — Marmorherzen. 1096.
— u. Gondinet, Zerstreut. 3067.
Bauernfeld, Aus der Gesellschaft. 3646.
— Bürgerlich und romantisch. 3655.
— Krisen. 3667.
— Moderne Jugend. 3730.
— Tagebuch. 3678.
Baumann, Das Versprechen hinterm Herd.*) 2422.
Bayard, Die Gefangenen der Zarin. 1764.
— Der Pariser Taugenichts. 1779.
— Richelieus erster Waffengang. 1180.
— Vicomte von Létorières. 649.
Beaumarchais, Barbier v. Sevilla. 600.
— Figaros Hochzeit. 661.
— Figaros Hochzeit. (Bühnenausgabe.) 3704.
— Die Schuld der Mutter. 1335.
Beaumont-Fletcher, Geist ohne Geld. 1226. — Philaster. 1169.
Beck, Geschichte eines deutschen Steinmetzen. 1377.
Beckmann, Eckensteher Nante. 3707.
Beecher-Stowe, Onkel Toms Hütte. 961–65.
Beer, Der Paria. 27.
Beer, Struensee. 299.
Beetschen, Flegeljahre der Liebe. 3619.
Behrend, Geschichte aus dem Artistenleben. 3499.
Bell, Jane Eyre. 2376–80.
Bellamy, Dr. Heidenhoffs Wunderkur. 2757. — Miß Ludingtons Schwester. 2807/8. — Ein Rückblick. 2661/62.
Belot, Artikel 47. 1379.
— Der Fall Calon. 3086/87.
Benzon, Surrogat. 1737.
Beovulf. Deutsch von Wolzogen. 430.
Bérangers Lieder. 452/53.
Berczik, Ehestandsgeschichten. 3240.
Bergen, Mord in der Kohlmessergasse. 3299.
— Ungeschliffener Diamant. 3312.
— Vorlesung bei der Hausmeisterin. 3489.
Berger, Ehe man Ehemann wird und andere Humoresken. 3584.
Berges, Amerikana. 2508. 2698. 2829. 3175. 3713. — Bunte Bilder aus dem New Yorker Leben. 2965.
Bergsöe, Delila und andere Novellen. 2687.
— Gespenstergeschichten. 996.
— Italienische Novellen. 786/87.
Bern, Auf schwankem Grunde. 605. — Deklamatorium. 2291–95. — Gestrüpp. 785. — Deutsche Lyrik. 951–55. — Meine geschiedene Frau. 1011.
Bernard, Die Löwenhaut. 2074.
Bernstein, Blau. 3254.
— Coeur-Dame. 2424.
— Mein neuer Hut. 1552.
— Ein Kuß. — Ritter Blaubart. 2234.
Bersezio, Galatea. — Verkanntes Genie. — Der Hund des Blinden. 2896/97.
— Eine Seifenblase. 3486.
Berton, Nur nicht fluchen! 1783.
Bhavabhuti, Malati u. Madhava. 1844.
Birnatzky, Die Hallig. 1454/55.
Bikelas, Lukis Laras. 1968/69.
Bismarcks Reden. I. 3338–40. II. 3361–3363. III. 3411–13. IV. 3451–53. V. 3561–63. VI. 3611–13. VII. 3696–98.
Bittong u. Busch, Plaudertasche. 1747.
Björnson, Arne. 1748. — Der Brautmarsch. 950. — Ein fröhlicher Bursch. 1891. — Kleine Erzählungen. 1867. — Ein Fallissement. 778. — Das Fischermädchen. 858/59. — Ein Handschuh. 2437. — Leonarda. 1233. — Die Neuvermählten. 592. — Synnöve Solbakken. 656. — Das neue System.

*) Der vollständige Klavier-Auszug ist für M. 1.50 zu haben.

1358. — Über die Kraft. 2170. — Zwischen den Schlachten. 750.
Black, Prinzessin von Thule. 2416–20.
Blanche, Erzählungen des Küsters zu Danderyd. 791/92.
Blum, Der Ball zu Ellerbrunn. 601. — Erziehungs-Resultate. 612. — Ein Herr und eine Dame. 776. — Ich bleibe ledig. 637. — Die Mäntel. 835. — Sekretär und der Koch. 1325.
Blumauer, Aeneis. 173/74.
Blumenhagen, Hannovers Spartaner. 1002. — Luthers Ring. 568.
Blumenthal, Die Teufelsfelsen. 1468.
Blüthgen, Die schwarze Kaschka. 1597.
— Gedankengänge eines Junggesellen. 3700.
Böcker, Huldigung der Künste. 1390.
Boëtius, Tröstungen der Philosophie. 3154/55.
Bögh, Humoristische Vorlesungen. 1062. 1240.
— Der Theaterkobold. 2467.
Bohrmann-Riegen, Verlorne Ehre. 857.
Bojardos, Verliebte Roland. 2161–68.
Boner, Der Edelstein. 3349/50.
Borgfeldt, Opernpremière. — Verkanntes Genie. — In ärztlicher Behandlung. 3627.
Börne, Ausgewählte Skizzen. 11. 109. 182.
— Aus meinem Tagebuche. 279.
Bornier, Die Tochter Rolands. 1282.
Bornstein, Der Theaterarzt und andere Humoresken. 3437.
Bötticher, Allotria. 3160.
— Bunte Reihen. 3516.
— Schnurrige Kerle. 3040.
— Neue Allotria. 3461.
Bouilly, Der Abbé de l'Epée. 1020.
Bowitsch, Mariensagen. 272.
— Sindibad. 342.
Boyesen, Gunnar. — Unter dem Gletscher. 2342/43.
— Ein Kommentar zu Goethes Faust. 1521/22.
Brant, Narrenschiff. 899. 900.
Brandt, Im Froschteiche. — Aus den höchsten Kreisen 990.
Bremer, Die Nachbarn. 1003–6.
—, Friedrich, Handlexikon der Musik. 1681–86.
Brentano, Geschichte vom braven Kasperl und dem schönen Annerl. 411.
— Gockel, Hinkel und Gackeleia. 450.
—, Fritz, Heitere Geschichten. 2330. 2564. 3068. 3246.
Bret-Harte, Kalifornische Erzählungen. 571. 607. 629. 671. 712. 1069. 1127. 1164. 1204. 1230.
— Gabriele Conroy. 771–75.
— Geschichte einer Mine. 1039/40.
— Männer von Sandy-Bar. 916.
— Thankful-Blossom. 870.
Bretzner, Das Räuschchen. 686.
Brillat-Savarin, Physiologie des Geschmacks. 1971–74.
Brink, Jeanette und Juanito. 1508.
Bródy, Schneewittchen. — Jisbi Vénob. 3577.
Brockes, Irdisches Vergnügen in Gott. 2015
Brugsch-Pascha, Aus dem Morgenlande. 3151/52.
Bruhnsen, Verfehltes Leben. — Der tolle Geiger. 3038.
Brümmer, Lexikon der deutschen Dichter bis Ende des 18. Jahrhunderts. 1941–45.
— Lexikon der deutschen Dichter des 19. Jahrh. 1981–90. 3531–40.
Buddhas Leben und Wirken. [Th. Schultze.] 3418–20.
Buis, Der neue Pastor. — Bürgermeister Säbel. 3695
Bülau, Geheime Geschichten. 2740. 2959. 3106. 3214. 3330. 3706.
Bulla, Ein neuer Hausarzt. 1846. — Der Liebe-Verein. 2446.
Büller u. Voges, Engelmanns Rache. 2554.
Bülow, Arme Mann im Tockenburg. 2601/2.
Bulthaupt, Die Arbeiter. 3085.
— Kopisten. — Lebende Bilder. 1340.
— Korsisches Trauerspiel. 369.
Bulwer, Eugen Aram. 1401–5.
— Das Mädchen von Lyon. 949.
— Nacht nnd Morgen. 3306–10.
— Pelham. 1041–45.
— Pompeji 741–45.
— Rienzi 881–85.
Bung, Der Herzog von Kurland. 318.
— Die Zigeunerin. 1085.
Burg, Der Gedichtsteller. 2663.
Bürger, Gedichte. 227–29.
— Münchhausens Abenteuer. 121.
Burghardt, Epische Gedichte. 160.
Burnett, Lord Fauntleroy. 2729/30.
Burns Lieder und Balladen. 184.
Busch, Bernhard, In einer Stunde. — Ein Portemonnaie. 1585.
—, Gerhardt, Gedichte. 382.
Byr, Lady Gloster. 391.
Byron, Cain. 779.

Defoe, Robinson Crusoe. 2194/95.
Degen, In der Kaserne. 2589.
— Aus dem Militärleben. 2668. 2835. 3043. 3398.
Deinhardstein, Hans Sachs. 3215.
Delacour und Hennequin, Die Rosa-Dominos. 2658.
Delavigne, Ludwig XI. 567.
— Die Schule der Alten. 1236.
Delmar, Die Ahrenshooper. 3163.
— See. 3388.
Demokritos, I. (Das Lachen.) 3368. II. (Was ist lächerlich?) 3405. III. (Das Weib.) 3442. IV. (Der Humor.) 3567. V. (Der Witz.) 3668.
Demosthenes' Rede für die Krone. 914.
— Olynthische Reden. 1080.
— Philippische Reden. 957.
Denison, So'n Mann wie mein Mann. 2141/42.
Descartes, Betrachtungen über d. Grundlagen der Philosophie. 2887.
Detmold, Randzeichnungen. — Anleitung zur Kunstkennerschaft. 2230.
Deutscher Minnesang. 2618/19.
Dickens, Copperfield. 1561–68.
— Dombey & Sohn. 3476–85.
— Harte Zeiten. 1308–10.
— Heimchen am Herde. 865.
— Der Kampf des Lebens. 960.
— Londoner Skizzen. 1157–60.
— Martin Chuzzlewit. 1771–78.
— Nikolas Nickelby. 1271–78.
— Oliver Twist. 593–96.
— Die Pickwickier. 981–86.
— Zwei Städte. 891–94.
— Die Sylvester-Glocken. 806.
— Der Verwünschte. 1469.
— Der Weihnachtsabend. 788.
Diderot, Der Hausvater. 2336.
— Rameaus Neffe. 1229.
Dittrich, Tages-Chronik des deutsch-französ. Krieges 1870—71. 3711. 3712.
Doebber, Dolcetta.*) 3092.
Donnelly, Cäsars Denksäule. 3028–30.
Dörr, Suchet, so werdet ihr finden. 2413.
Dostojewskij, Erzählungen. 2126.
— Memoiren aus einem Totenhaus. 2647–49.
— Schuld und Sühne. (Raskolnikow.) 2481–85.
Drachmann, Es war einmal. 3334.
— See- u. Strandgeschichten. 2478/79.
Dramatische Zwiegespräche. 3088. 3130. 3407. 3623.
Dräxler-Manfred, Marianne. 264.
Dreyer, Der Bergfex.*) 2944.
— 's Lenei. 3354.
Dreyfuß, Sprechstunde von 1—3 Uhr. 2881.
Droste-Hülshoff, Gedichte. 1901–4.
— Judenbuche. 1858.
Duesberg, Verschwunden. 3156.
Dufresne, Buch der Schachmeisterpartien. 2726/27.
— Damespiel. 1965/66.
— Schachaufgaben. 1. Teil: 1509/10. 2. Teil: 1734/35. 3. Teil: 2346/47.
— Schachspiel. 1411–15.
Dumanoir u. d'Ennery, Don Cäsar von Bazan. 2075.
Dumas, Aufforderung zum Tanze. 1663.
— Fräulein von Belle-Isle. 1152.
— Fräulein von St. Cyr. 1238.
— Kean. 794.
— Kean. (Bühnenausgabe von Barnay.) 3566.
— Der Mann der Witwe. 1220.
— Die drei Musketiere. 2021–26.
— Die schwarze Tulpe. 2236/37.
Dumas (Sohn), Cameliendame. 245.
— Demi-Monde. 530.
— Denise. 2685.
— Francillon 2568,
— Die Fremde. 3078.
— Ein Freund der Frauen. 2878.
— Der natürliche Sohn. 1285.
— Vater und Sohn. 2635.
— u. d'Artois, Der Fall Clémenceau. 2671.
Dupaty, Frauen unter sich. 947.
Du Prel, Rätsel des Menschen. 2978.
— Der Spiritismus. 3116.
Dygasinsky, Auf dem Edelhofe. 2018.
Eberhard, Hanchen und die Küchlein. 713.
Echegaray, Wahnsinn oder Heiligkeit. 2509.
Eckardt, Sokrates. 888.
Eckermann, Gespräche mit Goethe. 2005–2010.
Eckstein, Der Besuch im Carcer. 2340.
— Humoresken. 621. 1640.
— Maria la Brusca. 1721.
— Pariser Leben. 740. 759. 780. 840.
Edda. Deutsch von Wolzogen. 781–84.
Edler, Notre Dame des Flots. — Eine Glocknerfahrt. 2128.
Eggleston, Weltuntergang. 2405/6.
v. Eichendorff, Gedichte. 2351–53.
— Aus dem Leben eines Taugenichts. 2354.

---

*) Der vollständige Klavier-Auszug ist für M. 1.50 zu haben.

v. Eichendorff, Das Marmorbild. — Das Schloß Dürande. 2365.
Einhard, Leben Karls des Großen. 1996.
Eliot, Adam Bede. 2431–36.
— Die Mühle am Floß. 2711–16.
— Silas Marner. 2215/16.
Elsaß, Ein Rechtsfall. 3623.
Emerson, Essays. 3702/3.
— Repräsentanten des Menschengeschlechts. 3464/65.
Engel, Herr Lorenz Stark. 216.
— Der Philosoph. 362/63.
d'Ennery u. Marc-Fournier, Bajazzo und Familie. 2089.
Eötvös, Der Dorfnotar. 931–35.
— Die Müllerstochter. 2374.
Epiktet, Handbüchlein der Moral. 2001.
Erasmus, Lob der Thorheit. 1907.
Erckmann-Chatrian, Der berühmte Doktor Mathäus. 3624/25.
— Freund Fritz. 2945/46.
— Geschichte eines anno 1813 Konskribierten. 1459/60.
— Madame Therese. 1553/54.
— Die Rantzau. 2548.
— Waterloo. 1997/98.
Erdmann u. Hartwig, Privatsekretär Sr. Durchlaucht. 3433.
Etlar, Arme Leute. 1588/89.
Eulenspiegel. 1687/88.
Euler, Algebra. 1802–5.
Euripides, Alkestis. 1337.
— Bacchantinnen. 940.
— Hekabe. 1166.
— Jon. 3579.
— Iphigenie in Tauris. 737.
— Medea. 849.
Ewald, Blanca. 1727/28.
Faber, Goldene Lüge. 3126.
— Der freie Wille. 2987.
Farina, Blinde Liebe. — Laurinas Gatte. 1797/98.
— Herr Ich. 3063.
— Die Liebe hat hundert Augen. 1928–30.
— Der Schatz Donninas. 2047–49.
Fels, Roderich, Olaf. 1655.
— Der Schelm von Bergen. 1546.
Fénelon, Erlebnisse des Telemach. 1327–1330.
Ferrarie, Die beiden Damen. 1132.
Ferry, Waldläufer. 3639/40. 3653/54. 3679/80. 3689/90.
Festspiele. 2669. 2964. 3277. 3375.
Feuchtersleben, Diätetik der Seele. 1281.
Feuerwehrliederbuch. 2995.
Feuillet, Dalila. 618.
Feuillet, Ein armer Edelmann. 1859.
— Eine vornehme Ehe. 554.
— Montjoye. 944.
— Scylla und Charybdis. 2697.
— Die Untröstlichen. 305.
Fichte, Die Bestimmung des Menschen. 1201/2.
— Über den Gelehrten. 526/27.
— Geschlossene Handelsstaat. 1324.
— Reden an die deutsche Nation. 392. 393.
Fiedler, Frauenherzen. 360.
Fielding, Tom Jones. 1191–98.
Fischart, Die Flohhatz. 1656.
— Glückhafte Schiff von Zürich. 1951.
— Das Jesuiterhütlein. 1165.
Flaubert, Salambo. 1651–54.
Fleming, Dichtungen. 2454/55.
Fließ, Außer Reih und Glied. 3558.
Florian, Wilhelm Tell. 2129.
Flygare-Carlen, Die Rose von Tistelö. 1491–95.
Foscolo, Ortis' Briefe. 246/47.
Fouqué, Undine. 491.
Franklins Leben. 2247/48.
Franzos, Die Hexe. 1280.
Fredro, Der Mentor. 1569.
— Doktor Müller. — Prüfe, wer sich ewig bindet. 1596.
— Seine einzige Tochter. 1557.
Freidanks Bescheidenheit. 1049/50.
Frenzel, Das Abenteuer. 1601.
— Der Hausfreund. 1820.
— Die Uhr. 1435.
Frerking, Kuriert. — Ein Geheimnis. — Angenehme Überraschung. 1835.
Fresenius, Die Lebensretter. 433.
— Allzu scharf macht schartig. 515.
— Ein schlimmer Handel. 3247.
Freund, Rätselschatz. 2091–95.
Fried, Lexikon deutscher Citate. 2461–63.
— Lexikon fremdsprachlicher Citate. 2538–40.
Friedmann, Kirchenraub. — Falsche Freundschaft. 2260.
— Lebensmärchen. 1250.
— Der letzte Schuß. — Erzählung des Henkers von Bologna. — Ein Kind seiner Zeit. 2871/72.
— Russische Rache. — Der neue Aktäon. 3272.
— Todesring. — Venusdurchgang. 2430.
— Vertauscht. 1037.
Friedrich der Große, Über die deutsche Litteratur. 2211.
Fritz (Singer), Briefe eines Junggesellen. 3200.

*) Der vollständige Klavier-Auszug ist für M. 1.50 zu haben.

*) Der vollständige Klavier-Auszug ist für M. 1.50 zu haben.

Musiker-Biographien:

*) Der vollständige Klavier-Auszug ist für M. 2.— zu haben.

Opernbücher von C. F. Witimann:
— Wasserträger.*) 3226.
— Weiße Dame.*) 2892.
— Wildschütz. 2760.
— Zampa.*) 3185.
— Zauberflöte.*) 2620.

Opitz, Gedichte. 361.
Ortnit. Deutsch von Pannier. 971.
Ossian, Fingal. 168.
— Temora. 1496.
Ossig, Spanisch-Deutsches und Deutsch-Spanisches Taschen-Wörterbuch. 3201–5.
Oswald von Wolkenstein, Dichtungen. 2839/40.
Ouida, Farnmor. 2857/58.
— Herzogin von Lira. 2458–60.
— Wanda. 2171–74.
Ovid, Heroiden. 1359/60.
— Verwandlungen. 356/57.

Päivärinta, Finnländische Novellen. 2659. 2938.
Pailleron, Die Welt in der man sich langweilt. 3265.
Pajeken, Aus dem wilden Westen Nordamerikas. 2752. 3284.
Pálsson, Drei Novellen vom Polarkreis. 3607.
Paludan-Müller, Liebe am Hofe. 327.

Parreidt, Zähne und ihre Pflege. 1760.
Pascal, Gedanken. 1621–23.
Pasqué u. Blumenthal, Frau Venus. 3039.
Pauli, Schimpf und Ernst. 945/46.
— Theater-Humoresken. 3505.

Paulsen, Falkenström & Söhne. 2066.
Pausanias, Führer durch Attika. 3360.
Pellico, Francesca von Rimini. 380.
— Meine Gefängnisse. 409/10.
Perron, Ich und meine Schwiegermutter. 2355.
Peschkau, Am Abgrund. 2219.
— Die Prinzessin. 1801.
— Moderne Probleme. 3440.

Pestalozzi, Wie Gertrud ihre Kinder lehrt. 991/92.
— Lienhardt und Gertrud. 434–37.
Petersen, Die Irrlichter. 2641.
— Prinzessin Ilse. 2632.
Petöfi, Gedichte. 1761/62.
— Prosaische Schriften. 3455/56.
— Der Strick des Henkers. 777.

Petrarca, Sonette. 886/87.
Petrons Gastmahl d. Trimalchio. 2616.
Pfarrer vom Kalenberg. 2809.
Pfeffel, Poetische Werke. 807–10.

Phädrus, Fabeln. 1144.
Philippi, Der Advokat. 2145.
— Daniela. 2384.
— Am Fenster. 2928.
— Wohlthäter der Menschheit. 3383.
Platen, Die Abassiden. 478.
— Gedichte. 291/92.
— Schatz des Rhampsinit. 183.
— Die verhängnisvolle Gabel. 118.

Platon, Apologie und Kriton. 895.
— Gastmahl. 927.
— Gorgias. 2046.
— Laches. 1785.
— Phädon. 979.
— Protagoras. 1708.

Plautus, Der Bramarbas. 2520.
— Der Dreigroschentag. 1307.
— Das Hausgespenst. 3083.
Plötz, Dumm und gelehrt. 2480.
— Der verwunschene Prinz. 2228.
Plouvier u. Adonis, Zu schön! 2056.

Plutarchs vergleichende Lebensbeschreibungen. I. 2263/64. II. 2287/88. III. 2323/24. IV. 2356/57. V. 2385. 2386. VI. 2425/26. VII. 2452/53. VIII. 2475/76. IX. 2495/96. X. 2527. 2528. XI. 2558/59. XII. 2591/92.
— Moralische Abhandlungen. I. 2976. II. 3190.
Poe, Novellen. 1646. 1703. 2176.

Pohl, E., Bruder Liederlich. 1592.
— Auf eigenen Füßen. 1696.
— Der Gold-Onkel. 1576.
— Der Jongleur. 1548.
— Klein Geld. 1715.
— Lucinde vom Theater. 1523.
— Eine leichte Person. 1647.
— Die sieben Raben. 1665.
— Die Sterne wollen es. 1507.
— Unruhige Zeiten. 1627.
—, R., Peppis Soldat u. A. 3129.
Pöhnl, Mauz und Mizi. 1184.
Pollock, Geschichte d. Staatslehre. 3128.

Polterabend, Scherz und Ernst. 2391. 2451. 2590. 2686.
Ponsard, Charlotte Corday. 1485.
— Geld und Ehre. 1299.
— Lucretia. 558.

Pope, Der Lockenraub. — Epistel an eine Dame. 529.
Poritzky, Keinen Kadosch wird man sagen . . . 3568.
Potapenko, Erzählungen und Skizzen. 3570.
Potjéchin, Schlinge des Schicksals. 2235.
Potter, Trilby. 3647.

*) Der vollständige Klavier-Auszug ist für M. 2.— zu haben.

Pötzl, Der Herr von Nigerl. 3005/6.
— Kriminal-Humoresken. 1905. 1980. 2258.
— Die Leute von Wien. 2629/30.
— Rund um den Stephansturm. 2411. 2412.
— Wien: I. Skizzen. 2065. II. Alt-Wiener Studien. 2101. III. Neues humoristisches Skizzenbuch. 2169.
Prevost, Manon Lescaut. 937/38.
Pröll, Vergessene deutsche Brüder. 2308.
Properz, Elegien. 1730.
Prophet Jesaja. [Herrmann.] 3468–70.
Przyborowski, Die Fähnrichstochter. 2223/24.
Psalter, Der. (Neue Übersetzung.) 3100.
Pufendorf, Die Verfassung des deutschen Reiches. 966.
Puschkin, Boris Godunow. 2212.
— Der Gefangene im Kaukasus. 386.
— Die Hauptmannstochter. 1559/60.
— Novellen. 1612/13.
— Onegin. 427/28.
Pyat, Lumpensammler von Paris. 2017.
Quintilianus, Beredsamkeit. 2956.
Raabe, Zum wilden Mann. 2000.
Rabbi David. 3271.
Rabenschlacht, Die. 2665.
Racine, Andromache. 1137.
— Athalia. 385.
— Bajazet. 839.
— Britannicus. 1293.
— Esther. 789.
— Iphigenie in Aulis. 1618.
— Phädra. 54.
Raimund, Der Alpenkönig. 180.
— Der Barometermacher. 805.
— Der Bauer als Millionär. 120.
— Diamant des Geisterkönigs. 330.
— Die gefesselte Phantasie. 3136.
— Der Verschwender.*) 49.
Rákosi, Mein Dorf und andere heitere Geschichten. 3115.
Randolf, Buch III, Kapitel I. 939.
— Ein Bengalischer Tiger. 298.
— Dir wie mir! 1579.
— Man sucht einen Erzieher. 655.
— Feuer in der Mädchenschule. 898.
— Wenn Frauen weinen! 249.
— Er muß aufs Land. 349.
— Ich werde den Major einladen. 1279.
— Memoiren des Teufels. 930.
— Eine Partie Pikett. 319.
— Dr. Robin. 278.
— Sand in die Augen! 987.
Rangabé, A., Leila. 1699.
Rangabé, C., Herzogin von Athen. 3211.
— Harald, Fürst der Waräger. 3602/3.
—, R., Kriegserinnerungen v. 1870/71. 2572.
Rank, Das Birken-Gräfleln. — Muckerl der Taubennarr. 1077.
Räuber, Litterarische Salzkörner. 2578–2580.
Raupach, Versiegelte Bürgermeister. 1830.
— Der Degen. — Platzregen. 1839.
— Vor 100 Jahren. 1724.
— Isidor und Olga. 1857.
— Der Müller und sein Kind. 1698.
— Nasenstüber. 1918.
— Royalisten. 1880.
— Die Schleichhändler. 1705.
— Schule des Lebens. 1800.
Rauscher, In der Hängematte. 470.
Reclam, Prof. Dr. Carl, Gesundheits-Schlüssel. 1001.
Reden Kaiser Wilhelms II. 3658–60.
Rees, Indische Skizzen. 2725.
Rehfues, Scipio Cicala. 2581–88.
Reich, An der Grenze. 2690.
Reichel, Die Bildhauer. 3614.
Reichsgesetze, Deutsche:
Binnenschiffahrtsgesetz. 3635.
Bürgerliches Gesetzbuch. 3571–75.
Civilprozeßordnung. 3143–45.
Gerichtskostenwesen. 3328.
Gewerbegerichtsgesetz. 2744.
Gewerbeordnung. 1781/82.
Handelsgesetzbuch. 2874/75.
Invaliditäts- und Altersversicherungsgesetz. 2571.
Konkursordnung. 2218.
Krankenversicherungsgesetz. 3564/65.
Patentgesetz. 3110.
Preßgesetz und Urheberrecht. 1704.
Rechtsanwaltsordnung. 3176/77.
Strafgesetzbuch. 1590.
Strafprozeßordnung. 1615/16.
Unfallversicherungsgesetz. 2623/24.
Unlauterer Wettbewerb. 3666.
Verfassung des deutschen Reichs nebst Wahlgesetz. 2732.
Wechselordnung, Allgemeine Deutsche. 1635.
Zwangsversteigerung und Zwangsverwaltung. 3714.
Reinfels, Eifersucht. 3256.
— Eßbouquet. — Alte Briefe. 2515.
— Kapituliert. 2445.
— Im Negligé. — In eigener Schlinge. 1796.
Reitler, Duelle. 1436.

* Der vollständige Klavier-Auszug ist für M. 1.50 zu haben.

Remin, Der gute Kampf. 2830.
— Der Narr der Herzogin. 3139.
Renan, Die Apostel. 3181–83.
— Das Leben Jesu. 2921–23.
Renard, Ist der Mensch frei? 3208/9.
Resa, Mein erster Freier und andere Humoresken. 3708.
Riehl, Burg Neideck. 811.
— Die 14 Nothelfer. 500.
Roberts, Satisfaktion. 2900.
De la Rochefoucauld, Maximen. 678.
Roe, Wie sich jemand in seine Frau verliebt. 2593.
Roehl, Freilichtbilder. 3390.
— Blauerts Bild. 3729.
Rollett, Erzählende Dichtungen. 412.
Roquette, Dämmerungsverein. 2703.
— Hanswurst. 2702.
— Schelm von Bergen. 2701.
Rosengarten, Der. Deutsch von Junghans. 760.
Roswitha von Gandersheim. Dramen. 2491/92.
Rousseau, Bekenntnisse. 1603–10.
— Emil. 901–8.
— Gesellschaftsvertrag. 1769/70.
— Die neue Heloise. 1361–68.
Rovetta, Dorina. 3138.
— Die Unehrlichen. 3158.
— Unter dem Wasser. 2098/99.
Rüben, Jacob Molay. 133.
— Muhamed. 48.
Rückert, Gedichte. 3671/72.
— Liebesfrühling. 3631/22.
— Weisheit des Brahmanen. 3641–45.
Rudolf, Vater auf Kündigung. 501.
Rumohr, Geist der Kochkunst. 2067–70.
— Der letzte Savello. 598.
Runeberg, Könige auf Salamis. 688.
Ruppius, Der Pedlar. 1141–43.
— Vermächtnis des Pedlars. 1316–18.
Rüttenauer, Sommerfarben. 2499.
Rydberg, Singoalla. 2016.
Rzewuski, Denkwürdigkeiten des Pan Severin Soplica. 701–704.

Sachs, Hans, Ausgewählte dramatische Werke. 1381/82.
— Ausgew. poetische Werke. 1283/84.
Sachsen-Spiegel. 3355/56.
Saint-Evremond, Gelehrten-Republik. 256.
Saintine, Picciola. 1749/50.
St. Pierre, Die Indische Hütte. 1547.
— Paul und Virginie. 309.
St. Reals Geschichte des Dom Carlos. 2013.
Salis, Gedichte. 368.
Sallet, Gedichte. 551–53.
— Kontraste und Paradoxen. 574–76.
Sallet, Laien-Evangelium. 497–99.
Sallust, Der Jugurthinische Krieg. 948.
— Verschwörung Catilinas. 889.
Saltykow-Schtschedrin, Die Herren Golowjew. 2118–20.
Salzmann, Ameisenbüchlein. 2450.
— Der Himmel auf Erden. 3621/22.
— Krebsbüchlein. 3251/52.
Sand, George, Claudia. 1249.
— Die Grille. 2517/18.
— Des Hauses Dämon. 2157.
— Indiana. 1022–24.
— Lavinia. — Pauline. — Kora. 1348. 1349.
— Marquis von Villemer. 2488.
— Victorines Hochzeit. 1101.
Sandeau, Fräulein von Seiglière. 660.
Saphir, Deklamationsgedichte. 2651–53.
— Meine Memoiren u. anderes. 2510.
— Humoristische Vorlesungen. 2516. 2529. 2603.
— Humoristisch-satirische Novelletten und Bluetten. 2546/47.
Sarcey, Die Belagerung von Paris. 3118-20.
Sardou, Der letzte Brief. 606.
— Cyprienne. (Divorçons!) 2331.
— Dora. 2366.
— Familie Benoiton. 689.
— Fedora. 2806.
— Fernande. 1306.
— Ferréol. 2209.
— Georgette. 3014.
— Die guten Freunde. 708.
— Die alten Junggesellen. 936.
— Unsere guten Landleute. 1007.
— Marguerite. 2193.
— Odette. 2519.
— Theodora. 3578.
— Vaterland. 1357.
— Yankeestreiche. 1409.
Schacht, In Todesangst. 2898.
Schall, Trau, schau, wem. 177.
Schandorph, Ein Witwenstand. 1886.
Schaufert, Schach dem König. 401.
Schefer, Laienbrevier. 3031–33.
Schenk, Belisar. 405.
Schenkendorf, Gedichte. 377–79.
Scherr, Das rote Quartal. 1551.
Schiller, Braut von Messina. 60.
— Don Carlos. 38.
— Fiesco. 51.
— Der Geisterseher. 70.
— Jungfrau von Orleans. 47.
— Kabale und Liebe. 33.
— Macbeth. 149.
— Maria Stuart. 64.
— Der Neffe als Onkel. 84.

Schiller, Der Parasit. 99.
— Phädra. 54.
— Die Räuber. 15. (Bühnenausgabe. 878.)
— Turandot. 92.
— Vom Erhabenen. 2731.
— Wilhelm Tell. 12.
— Wallenstein. 1. u. 2. Teil. 41/42.
Schillers Balladen. 1710.
Schindler, Dorfleute. 3615.
Schlegel, Lucinde. 320.
Schleiermacher, Monologen. 502.
— Die Weihnachtsfeier. 587.
Schlicht, Militaria. 3458.
Schmal, Bürger u. Studenten. 2709/10.
Schmasow, In der Kantine. 2983.
— Kasernenschwänke. 2688.
v. Schmid, Der Lober. 1294.
— Der Stein der Weisen. 1290.
— Die Z'widerwurz'n. 1021.
Schmidt, Christ. von, Das Blumenkörbchen. 2213.
— Die Ostereier. — Der Weihnachtsabend. 1970.
— Rosa von Tannenburg. 2028.
Schmidt, Judas Ischarioth. 1246.
—, M., 's Almstummerl. 1851.
—, Rud., Erzählungen. 2061/62.
Schmied-Kusahl, Fechtbüchlein. (Illustr.) 3301–3.
Schnadahüpfln, Tausend. 3101/2.
v. Schönthan, Kleine Hände. 1799.
— Mädchen aus der Fremde. 1297.
— Die goldne Spinne. 2140.
— Villa Blancmignon. 1956.
—, F. u. P., Humoresken. 1680. 1790. 1939. 2279.
—, P., Kindermund. 2188.
— Der Kuß. 2311.
— In Sturm und Not. 2438.
Schopenhauer, A., Sämtliche Werke. I. 2761–65. II. 2781–85. III. 2801–2805. IV. 2821–25. V. 2841–45. VI. 2861–65.
— Gracians Handorakel. 2771/72.
— Einleitung i. d. Philosophie. 2919/20.
— Philosophische Anmerkungen. 3002/3.
— Neue Paralipomena. 3131–35.
— Briefe. 3376–80.
Schopenhauer, Joh., Die Tante. 233–36.
Schott, Hero und Leander. 2306.
Schreiber, Jesuit u. sein Zögling. 2102.
— Lamm und Löwe. 2253.
— Lieschen Wildermuth. 2225.
—-Fr. Reuter, Hanne Nüte ꝛc. 2338.
Schreiner, Moderne Backfische. 2717.
Schröder, Der Ring. 285.
—, A., Der Lügner und sein Sohn. — Ein in Gedanken stehen gebliebener Regenschirm. 802.
Schröder, W., Leeder und Döntjes. 928.
— Sprüchwörder-Schatz. 493.
— Studenten und Lützower. 541.
—, W. u. A. Humoresken. 451. 488. 611. 790. 1178. 1575. 2706.
Schrutz, Emil und Emilie. 1788.
Schubart, Gedichte. 1821–24.
Schubert, Der Bauernkrieg. 237.
— Der Sieg des Lichtes. 647.
— Und sie bewegt sich doch. 1311/12.
Schücking, A., Die neue Wala. 2991.
—, Levin, Die drei Freier. 548.
— Die Mündel des Papstes. 1116.
Schulze, Die bezauberte Rose. 239.
Schumann, Gesammelte Schriften über Musik u. Musiker. 2472/73. 2561/62. 2621/22.
Schuster, Perpetua. 731.
Schütz, Systematisch. 313.
— Wilhelm der Eroberer. 336.
Schwab, Gedichte. 1641–5.
— Deutsche Volksbücher. 1424. 1447. 1464. 1484. 1498. 1503. 1515. 1526.
— und Linden, Vor der Ballpause. 1882.
Schwarzkopf und Karlweis, Eine Geldheirat. 2908.
Schwegler, Geschichte der Philosophie. 2541–45.
Schweizer Bundesverfassung. 3519.
Scott, Braut von Lammermoor. 2903–5.
— Der Herr der Inseln. 116.
— Jungfrau vom See. 866/67.
— Ivanhoe. 831–34.
— Kenilworth. 921–24.
— Letzten Minnesängers Sang. 3467.
— Quentin Durward. 1106–10.
— Waverley. 2081–85.
Scribe, Ach Oscar! 1369.
— Adrienne Lecouvreur. 485.
— Die Camaraderie. 1347.
— Der Damenkrieg. 537.
— Der Diplomat. 597.
— Feenhände. 639.
— Fesseln. 1587.
— Das Glas Wasser. 145. (Bühnenausgabe. 1962.)
— Die Märchen der Königin von Navarra. 419.
— Minister und Seidenhändler. 1048.
— Mein Stern. 1056.
— Valerie. 1892.
— Der Weg durchs Fenster. 477.
— Yelva. 2302.
Scribe-Olfers, Frauenkampf. 2262.
Sealsfield, Das Kajütenbuch. 3401–3.
Seefeld, Im Fluge durchs alte romantische Land. 1489/90.

Seneca, Ausgewählte Schriften. 1847–1849.
— 50 ausgewählte Briefe. 2132/33.
Sessa, Unser Verkehr. 129.
Seume, Gedichte. 1431–33.
— Mein Leben. 1060.
— Spaziergang. 186–88.
Shakespeare, Antonius u. Kleopatra. 39.
— Coriolan. 69.
— Cymbeline. 225.
— Die Edeln von Verona. 66.
— Eduard III. 685.
— Ende gut, Alles gut. 896.
— Hamlet. 31. (Bühnenausgabe. 2444.)
— Heinrich IV. 2 Teile. 81/82.
— Heinrich V. 89.
— Heinrich VI. 3 Teile. 56–58. (Bühnenausgabe. 3326.)
— Heinrichs VI. Tod. (Bühnenausgabe. 3327.)
— Heinrich VIII. 94.
— Julius Cäsar. 9.
— Der Kaufmann von Venedig. 35.
— Komödie der Irrungen. 273.
— König Johann. 138.
— König Lear. 13.
— König Richard II. 43.
— König Richard III. 62.
— Viel Lärm um Nichts. 98. (Bühnenausgabe. 3727.)
— Verlorne Liebes-Müh'. 756.
— Macbeth. 17.
— Maß für Maß. 196.
— Othello. 21. (Bühnenausgabe. 2383.)
— Pericles. 170.
— Romeo u. Julia. 5. (Bühnenausgabe. 2372.)
— Böse Sieben. 26.
— Sommernachtstraum. 73.
— Der Sturm. 46.
— Timon von Athen. 308.
— Titus Andronicus. 869.
— Troilus und Cressida. 818.
— Was ihr wollt. 53.
— Die lustigen Weiber. 50.
— Der Widerspenstigen Zähmung. (Bühnenausgabe.) 2494.
— Wie es euch gefällt. 469.
— Das Wintermärchen. 152.
Shelley, Feenkönigin. 1114.
— Entfesselte Prometheus. 3321/22.
Sheridan, Die Lästerschule. 449.
— Die Nebenbuhler. 680.
Siemienski, Erzählungen. 918/19.
Sienkiewicz. Dorfgeschichten. 1437.
— Die Dritte. — Lux in tenebris lucet. 3053.
— Zersplittert. 1637/38.
Siking, Beatrice. 3235.
Siklósy, Eisenbahngeschichten. 1845.
Siklósy, Londoner Geschichten. 3445.
Silberhochzeit Scherz und Ernst. 3178.
Silberstein, Trutznachtigall. 263.
Siraudin, Drei Frauenhüte. 2755.
— Vier Uhr Morgens. 504.
Skowronnek, Im Forsthause. 3034.
Slavici, Die Glücksmühle. 2156.
Smiles, Der Charakter. 2992–94.
— Die Pflicht. 3586–89.
— Selbsthilfe. 3267–69.
Soldatenliederbuch. 2891.
Solo-Spiele. 2497. 2605. 2906. 3105. 3239. 3416.
Sophokles, Aias. 677.
— Antigone. 659.
— Elektra. 711.
— König Ödipus. 630.
— Ödipus in Kolonos. 641.
— Philoktetes. 709.
— Trachinierinnen. 670.
Souvestre, Am Kamin. 1583/84.
— Der Fabrikant. 978.
— Geschichte aus vergangener Zeit. 1258/59.
— Philosophie in der Dachstube. 769/70.
Spee, Trutznachtigall. 2596–98.
Spindler, Der Jude. 2181–86.
Spinoza, Abhandlung über die Vervollkommnung des Verstandes. 2487.
— Die Ethik. 2361–64.
— Der Theologisch-politische Traktat. 2177–80.
Spitta, Psalter und Harfe. 2631.
Staak, Else vom Erlenhof. 3436.
Staël, Corinna oder Italien. 1064–68.
— Über Deutschland. 1751–58.
Stagnelius, Blenda. 623–625.
Stahl, Gewagte Mittel. 2925.
— Mädchenaugen. 2576.
— Der rechte Schlüssel. 2847.
— Tilli. 2407.
— und Heiden, Der Herr Major auf Urlaub. 2537.
Stanley, Wie ich Livingstone fand. 2909–2913.
Stark, Onkel Abolar. 3189.
Steigentesch, Mißverständnisse. 1539.
— Zeichen der Ehe. 215.
Stein, v., Goethe und Schiller. 3090.
Steinhausen, Tagebuch eines Unbedeutenden. 3162.
Stell, Studentenrache und andere heitere Geschichten. 2719.
— Lustigi Thurgauer G'schicht. 2490.
Stenglin, Eine Nacht im Quartier. 3526.
Steputat, Deutsches Reimlexikon. 2876. 2877.
Stern, Auf fremder Erde. 1129.

Webers Demokrit, s. Demokrit.
Weddigen, Geistliche Oden und Lieder. 1176.
Wehl, Alter schützt vor Thorheit nicht. 1105.
— Dunkle Blätter. 2440.
— Zum Vortrage. 1852.
Weilen, Der neue Achilles. 396.
— Graf Horn. 311.
— Heinrich von der Aue. 570.
— König Erich. 1480.
Weise, Chr., Schulkomödie von Tobias und der Schwalbe. 2019.
Weiser, Ein genialer Kerl. 3400.
— Am Markstein der Zeit. 3372.
— Penelope. 3466.
Weisflog, Das große Los. 312.
Weiß, Von der heiteren Seite. 3091.
Weißenthurn, Das letzte Mittel. 1614.
Werner, Der 24. Februar. 107.
— Martin Luther. 210.
Wernher, Meier Helmbrecht. 1188.
Werther, Der Kriegsplan. 3457.
Wichert, Aus eignem Recht. 3601.
— Bekenntnisse einer armen Seele. 1885.
— Biegen oder Brechen. 520.
— Dido. 2143.
— 25 Dienstjahre. 2050.
— Die Fabrik zu Niederbronn. 569.
— In Feindes Land. 1163.
— Die Frau für die Welt. 736.
— Die gnädige Frau v. Paretz. 1070.
— Freund des Fürsten. 1269.
— Für tot erklärt. 1117.
— Eine Geige. — Drei Weihnachten. 1370.
— Bei frommen Hirten.*) 2999.
— Sein Kind. 3011.
— Das eiserne Kreuz. 1150.
— An der Majorsecke. 690.
— Der Mann der Freundin. 2660.
— Marienburg. 3357.
— Der Narr des Glücks. 746.
— Peter Munk. 1850.
— Post festum. 2650.
— Die Realisten. 539.
— Ein Schritt vom Wege. 730.
— Der geheime Sekretär. 1463.
— Stimme der Natur. 925.
— Am Strande. 1227.
— Ihr Taufschein. 1203.
— Die talentvolle Tochter. 2733.
— Als Verlobte empfehlen sich. 650.
— Nur Wahrheit. — Sie verlangt ihre Strafe. 1500.
Wichner, Der Nootje und andere Erzählungen. 2884/85.
Wickede, Amerikanische Novelletten. 909. 1234.
Wickenburg, Ollanta. 3253.
Wickram, Rollwagenbüchlein. 1346.
Widmann, Der Redakteur. — Als Mädchen. 1926.
Wieland, Die Abderiten. 332–34.
— Musarion. 95.
— Oberon. 124/25.
— Der goldne Spiegel. 613–16.
Wijkander, Bertha Malm. 2039.
Wikelas, s. Vikelas.
Wilken, Ehrliche Arbeit. 2961.
— Hopfenrats Erben. 3165.
— u. Justinus, Kyritz-Pyritz. 2220.
— Gesellschaftliche Pflichten. 2628.
Winterhjelm, Intermezzos. 2348.
Wiseman, Fabiola. 2681–84.
Witschel, Morgen- und Abendopfer. 1421/22.
Wittmann, C. Friedr., Aufforderung zum Tanz. 1663.
— Ein delikater Auftrag. 1626.
— Bajazzo und seine Familie. 2089.
— Die Ballschuhe. 2029.
— Ein Duell unter Richelieu. 1906.
— Er muß taub sein! 1967.
— Die Gefangenen der Zaarin. 1764.
— Ein reizbarer Herr. 2267.
— Am Klavier. 1488.
— Ein Morgenbesuch. 1948.
— Die schöne Müllerin. 2040.
— Liebe kann alles. 2135.
— Eine Tasse Thee. 1516.
— Die Unglücklichen. 2012.
— Valerie. 1892.
— Dramatische Zwiegespräche. 3088. 3130. 3407. 3628.
— Festspiele. 2669. 2964. 3277. 3375.
— Goldhochzeit Scherz u. Ernst. 3557.
— Hochzeit Scherz und Ernst. 2879. 3583.
— Polterabend Scherz u. Ernst. 2391. 2451. 2590. 2686.
— Silberhochzeit Scherz u. Ernst. 3178.
— Solospiele. 2497. 2605. 2906. 3105. 3239. 3416.
—, Hermann, Der Streik d. Schmiede. Solospiel. 2497.
—, H. u. Loebel, Das kritische Alter. 2286.
Wodiczka, Der schwarze Junker. 2388.
Woenig, Am Nil. 2888. 3084.
— Hej, die Pußta! 3633.

*) Der vollständige Klavier-Auszug ist für M. 1.50 zu haben.

*) Der vollständige Klavier-Auszug ist für M. 2.— zu haben.

Die Fortsetzung der Universal-Bibliothek erfolgt regelmäßig.

Miniaturausgaben

in eleganten Ganzleinenbänden.

	Pf.
Abaelard u. Heloise, Briefwechsel	100
Aischylos, Sämtliche Dramen	150
Albumblätter	60
Andersen, Bilderbuch ohne Bilder	60
—, Glückspeter	60
—, Der Improvisator	120
—, Nur ein Geiger	120
—, Sämtliche Märchen. 2 Lnbde.	250
—, O. Z.	100
—, Sein oder Nichtsein	100
Anthologie, Griechische	120
Apel u. Laun, Gespensterbuch	150
Archenholtz, Siebenjährige Krieg	120
Ariosto, Rasender Roland. 2 Bde.	225
Aristoteles, Die Poetik	60
—, Verfassung von Athen	60
Arndt, Erinnerungen	100
—, Gedichte	80
—, Wanderungen mit Stein	80
Arnim, Bettina v., Goethes Briefwechsel mit einem Kinde	150
Arnim-Brentano, Des Knaben Wunderhorn	175
Arnold, Die Leuchte Asiens	80
Augustinus, Bekenntnisse	120
Beecher-Stowe, Onkel Toms Hütte	150
Bell, Jane Eyre	150
Bellamy, Ein Rückblick	80
—, Dr. Heidenhoffs Wunderkur	60
—, Miß Ludingtons Schwester	80
Bérangers Lieder	80
Berges, Amerikana. Bd. 1—5 zus.	150
Bern, Deklamatorium	150
—, — Mit Goldschnitt	200
—, Deutsche Lyrik	150
—, — — Mit Goldschnitt	200
Biernatzki, Die Hallig	80
Binnenschiffahrtsgesetz	60
Bismarcks Reden. 7 Bde. à	100
Blumauer, Aeneis	80
Boëtius, Tröstungen d. Philosophie	80
Bojardo, Verliebte Roland. 2 Bde.	225
Boner, Der Edelstein	80
Börne, Skizzen und Erzählungen	100
Bötticher, Allotria	60
—, Neue Allotria	60
Boyesen, Faust-Kommentar	80
Brant, Narrenschiff	80
Bremer, Die Nachbarn	120
Bremer, Friedrich, Musiklexikon	175
Bret Harte, Gabriel Conroy	150
—, Californ. Erzählungen. 2 Teile. à	120
—, Geschichte einer Mine	80
—, Thankful Blossom	60
Brillat-Savarin, Physiologie des Geschmacks	120
Brugsch, Aus dem Morgenlande	80
Brümmer, Lexikon deutscher Dichter bis Ende des 18. Jahrhunderts	150
—, Lexikon der deutschen Dichter des 19. Jahrhunderts. 2 Bde.	500
Buddhas Leben und Wirken	100
Bulwer, Eugen Aram	150
—, Nacht und Morgen	150
—, Pelham	150
—, Rienzi	150
—, Die letzten Tage von Pompeji	150
Bürger, Gedichte	100
—, — Mit Goldschnitt	150
—, Münchhausens Abenteuer	60
Bürgerl. Gesetzbuch. Tascheneinband	125
— — In eleg. Ganzleinenbd.	150
Burnett, Lord Fauntleroy	80
Burns' Lieder und Balladen	60
Busch, Gedichte	60
Byron, Gefangene von Chillon. — Mazeppa	60
—, Der Gjaur	60
—, Der Korsar	60
—, Manfred	60
—, Ritter Harold	80
Calderon, Das Leben ein Traum	60
Camoes, Die Lusiaden	100
Cäsar, Der Bürgerkrieg	80
—, Der Gallische Krieg	100
Cervantes, Don Quijote. 2 Bde.	250
Chamisso, Gedichte	120
—, — Mit Goldschnitt	175
—, Peter Schlemihl	60
Chateaubriand, Atala. — René. — Der letzte Abencerrage	80
Civilprozeßordnung	100
Claudius' Ausgewählte Werke	150
Collins, Ohne Namen	150
Cooper, Der letzte Mohikan	100
—, Der Spion	100
Cremer, Holländische Novellen	150
Çûdraka, Vasantasênâ	80

	Pf.
Dante, Göttliche Komödie	150
—, Das Neue Leben	60
Darwin, Die Abstammung des Menschen. 2 Bände	à 150
—, Entstehung der Arten	175
Daudet, Briefe aus meiner Mühle	80
—, Fromont jun. & Risler sen.	100
—, Jack	175
Denison, So'n Mann wie mein Mann	80
Detmold, Randzeichnungen. — Anleitung zur Kunstkennerschaft	60
Deutscher Minnesang	80
—, — Mit Goldschnitt	120
Dickens, Copperfield. 2 Leinenbände	225
—, Dombey & Sohn. 2 Bände	à 150
—, Harte Zeiten	100
—, Heimchen am Herde	60
—, Der Kampf des Lebens	60
—, Londoner Skizzen	120
—, Martin Chuzzlewit. 2 Leinenbde.	225
—, Nikolas Nickelby. 2 Leinenbände	225
—, Oliver Twist	120
—, Die Pickwickier. 2 Leinenbände	200
—, Zwei Städte	120
—, Die Sylvester-Glocken	60
—, Der Verwünschte	60
—, Der Weihnachtsabend	60
Dittrich, Tages-Chronik v. 1870/71	80
Donnelly, Cäsars Denksäule	100
Dostojewski, Memoiren aus einem Totenhaus	100
—, Schuld und Sühne	150
Droste-Hülshoff, Gedichte	120
—, — Mit Goldschnitt	175
Dufresne, Damespiel	80
—, Schachaufgaben. 3 Teile	à 80
—, Schachmeisterpartien	80
—, Schachspiel	150
Dumas, Die drei Musketiere	175
Eberhard, Hanchen u. die Küchlein	60
Eckermann, Gespräche mit Goethe	175
Eckstein, Der Besuch im Carcer	60
Edda, Deutsch von Wolzogen	120
v. Eichendorff, Gedichte	100
—, — Mit Goldschnitt	150
—, Aus d. Leben eines Taugenichts	60
—, — Mit Goldschnitt	120
—, Das Marmorbild. — Schloß Dürande	60
Eliot, Adam Bede	175
—, Die Mühle am Floß	175
Emerson, Essays	80
—, Repräsentanten des Menschengeschlechts	80
Eötvös, Der Dorfnotar	150
Epiktets Handbüchlein der Moral	60

	Pf.
Erckmann-Chatrian, Geschichte eines Anno 1813 Konskribierten	80
Eulenspiegel	80
Euler, Algebra	120
Ferry, Der Waldläufer. 2 Bände	225
Feuchtersleben, Diätetik der Seele	60
—, — Mit Goldschnitt	120
Feuerwehrliederbuch. (Tascheneinband)	40
Fichte, Bestimmung des Menschen	80
—, Reden an die deutsche Nation	80
Fielding, Tom Jones. 2 Bände	225
Flaubert, Salambo	120
Fleming, Ausgewählte Dichtungen	80
Flygare-Carlen, Rose von Tistelö	150
Fouqué, Undine	60
Franklins Leben	80
Freidanks Bescheidenheit	80
Frenzel, Das Abenteuer	60
—, Der Hausfreund	60
—, Die Uhr	60
Freund, Rätselschatz	150
Fried, Lexikon deutscher Citate	100
—, Lexikon fremdsprachlicher Citate	100
Fritze, Indische Sprüche	60
Gaudy, Schneidergesell	60
—, Venetianische Novellen	100
Geijer, Gedichte	60
Gellert, Fabeln und Erzählungen	80
—, Oden und Lieder	60
George, Fortschritt und Armut	150
Gerhardts geistliche Lieder	100
Gerichtskostenwesen	60
Gewerbegerichtsgesetz	60
Gewerbeordnung, Deutsche	80
Gilm, Gedichte	120
Girschner, Musikalische Aphorismen	60
—, — Mit Goldschnitt	120
Gleim, Ausgewählte Werke	80
Gobineau, Asiatische Novellen	80
—, Die Renaissance	150
Goethe, Egmont	60
—, Faust. 2 Teile in 1 Band	80
—, — Mit Goldschnitt	100
—, Gedichte. In Halbleinenband	90
—, — Mit Goldschnitt	120
—, Götz von Berlichingen	60
—, Hermann und Dorothea	60
—, Iphigenie auf Tauris	60
—, Dramatische Meisterwerke. (Götz von Berlichingen. Egmont. Iphigenie auf Tauris. Tasso)	100
—, Reineke Fuchs	60
—, Torquato Tasso	60
—, Werthers Leiden	60
Goethe-Schillers Xenien	80
Goethes Mutter, Briefe	100
Goldsmith, Der Landprediger	80

Pf.

Gotthelf, Uli der Knecht 100
—, Uli der Pächter 120
Gottschall, Die Rose vom Kaukasus 60
—, — Mit Goldschnitt 120
Gracians Handorakel 80
Grimm, Brüder, 50 Märchen. (Mit 12 Bildern) 80
—, Sämtl. Märchen. 1. u. 2. Band 175
—, — 3. Band . . 150
—, M., Aus der Kinderstube . . 60
Grimmelshausen, Der abenteuerliche Simplicissimus 150
Grosse, Novellen des Architekten . 60
Grossi, Marco Visconti 120
Gudrun. Deutsch von Junghans . . 80
Günther, Gedichte 80

Habberton, Allerhand Leute . . 80
—, Andrer Leute Kinder. 100 Pf.
—, Helenes Kinderchen. 80 Pf.
Beide Werke in 1 Band m. Goldschnitt 200
—, Frau Marburgs Zwillinge . . 60
Haek, Phantasie- und Lebensbilder 60
Hagedorn, Poetische Werke . . . 100
Hals oder Peinl. Gerichtsordnung 60
Hamm, Wilhelm, Gedichte . . . 60
Hammer, Schau um dich . . . 60
—, — Mit Goldschnitt 120
Handelsgesetzbuch 80
Hartmann v. Aue, Gregorius . . 60
—, Der arme Heinrich 60
Hauff, Die Bettlerin 60
—, Lichtenstein 100
—, Der Mann im Monde . . . 80
—, Märchen 100
—, Memoiren des Satan . . . 100
—, Phantasien im Bremer Ratskeller 60
Hebbel, Gedichte 120
—, — Mit Goldschnitt . . 175
—, Die Nibelungen 80
Hebel, Allemannische Gedichte . . 60
—, Schatzkästlein 80
Heiberg, Die Andere. — Einmal im Himmel 80
Heine, Atta Troll. — Deutschland 60
—, Buch der Lieder 80
—, — Mit Goldschnitt 120
—, Neue Gedichte 60
—, Die Harzreise 60
—, Romanzero 60
Heliand 80
Helmer, Prinz Rosa-Stramin . . 60
Herbart, Umriß pädagogischer Vorlesungen 80
Herder, Der Cid 60
—, Stimmen der Völker 100
Hermannsthal, Ghaselen 60

Pf.

Herodotos Geschichten. 2 Bände . . 200
Herrig, Aufsätze über Schopenhauer 60
Hertz, König Renés Tochter . . . 60
Hertzka, Reise nach Freiland . . 80
Heyden, Das Wort der Frau . . 60
Heyse, Paul, Zwei Gefangene . . 60
Hilfsbuch, Engl.-franz.-deutsches 150
Hippel, Über die Ehe 80
Hitopadesa 100
Hoffmann, Elixire des Teufels . 100
—, Kater Murr 120
—, Klein Zaches 60
Hölderlin, Gedichte 60
Hölty, Gedichte 60
Homer, Werke. Von Voß (Ilias, Odyssee) 150
—, Ilias 100
—, Odyssee 100
Horaz' Werke. Von Voß 80
Hufeland, Makrobiotik 120
Hugo, Victor, Notre-Dame . . . 175
Humboldt, A. von, Ansichten der Natur 100
—, Wilhelm von, Briefe an eine Freundin 150
Hunt, Leigh, Liebesmär v. Rimini. Deutsch von Meerheimb . . . 60
Hutten, Gesprächbüchlein 80

Jacobsen, Niels Lyhne 80
Jahn, Deutsches Volkstum . . . 80
Ibsen, Brand 80
—, Gedichte 60
—, Gesammelte Werke in 4 Leinenbd. à 150
Jean Paul, Flegeljahre 120
—, Hesperus. 2 Leinenbände . . . 200
—, Immergrün 2c. 60
—, Der Jubelsenior 80
—, Dr. Katzenberger 80
—, Der Komet 120
—, Levana 100
—, Quintus Fixlein 80
—, Siebenkäs 120
—, Titan. 2 Leinenbände 225
Jensen, Hunnenblut 60
Jerrold, Frau Kaudels Gardinenpredigten 80
Immermann, Die Epigonen . . 150
—, Münchhausen 175
—, Tristan und Isolde 100
—, Tulifäntchen 60
Invaliditäts- und Altersversicherungs-Gesetz 60
Joëls Kochbuch 120
Jókai, Die Dame mit den Meeraugen 100
—, Ein Goldmensch 150
—, Ein ungarischer Nabob . . . 150

	Pf.
Jókai, Traurige Tage	100
—, Goldene Zeit in Siebenbürgen	100
—, Zoltán Karpáthi	150
Irving, Alhambra	100
—, Skizzenbuch	120
Jugendliederbuch (Tascheneinband) .	40
Junggesellenbrevier	60
Jung-Stillings Lebensgeschichte . .	150
Kalidasa, Sakuntala	60
Kant, Zum ewigen Frieden . . .	60
—, Kritik der Urteilskraft . . .	120
—, Kritik der praktischen Vernunft	80
—, Kritik der reinen Vernunft .	150
—, Von der Macht des Gemüts .	60
—, Naturgeschichte des Himmels .	80
—, Prolegomena	80
—, Die Religion	80
—, Streit der Fakultäten . . .	60
—, Träume eines Geistersehers .	60
Kellen, Bienenbuch	60
Kennan, Russische Gefängnisse . .	60
—, Sibirien. 3 Teile	150
—, Zeltleben in Sibirien . . .	100
Kerner, Seherin von Prevorst . .	150
Kleist, E. Chr. von, Werke . . .	60
Klepp, Lehrbuch der Photographie	80
Klopstock, Messias	120
—, Oden und Epigramme . . .	100
Knigge, Umgang mit Menschen .	100
Köhler, Englisches Wörterbuch . .	150
—, Französisches Wörterbuch . .	150
—, Italienisches Wörterbuch . .	150
—, Fremdwörterbuch	100
Kolzow, Gedichte	60
Kommersbuch (Tascheneinband) . .	40
Kommers- u. Studentenliederbuch in 1 Band	60
Konkursordnung	60
Konrad, Das Rolandslied . . .	120
Kopisch, Gedichte	100
Körner, Leier und Schwert . . .	60
Korolenko, Der blinde Musiker . .	60
—, Sibirische Novellen	80
Kortum, Die Jobsiade	100
Kosegarten, Jucunde	60
Krankenversicherungsgesetz . . .	80
Krummacher, Parabeln	100
Kürnberger, Der Amerikamüde . .	150
Lafontaines Fabeln	100
Lamartine, Dichtungen	60
—, Graziella	60
Lambeck, Englisch-franz.-deutsches Hilfsbuch	150
Lavater, Worte des Herzens . .	60
—, — Mit Goldschnitt	120
Leffler, Sonja Kovalevsky . . .	80
Lehmann, Fludyer in Cambridge .	80
Leibniz, Kleinere philosophische Schriften	100
—, Die Theodicee. 2 Bände . . .	225
Lenau, Die Albigenser	60
—, Faust	60
—, Gedichte	100
—. — Mit Goldschnitt . . .	150
—, Savonarola	60
Lennig, Etwas zum Lachen . . .	60
Lenz, Militärische Humoresken . .	120
Lermontoff, Gedichte	60
—, Ein Held unserer Zeit . . .	80
Lesage, Gil Blas	175
Lessing, Dramatische Meisterwerke. (Nathan der Weise. Emilia Galotti. Minna von Barnhelm)	80
—, Emilia Galotti	60
—, Laokoon	60
—, Minna von Barnhelm . . .	60
—, Nathan der Weise	60
Lichtenberg, Ausgewählte Schriften	120
Lichtstrahlen aus dem Talmud .	60
Liebesbrevier	60
Liebmann, Christliche Symbolik .	80
Lingg, Byzantinische Novellen . .	60
Linguet, Die Bastille	150
Livius, Römische Geschichte. 4 Bde. à	150
Lohengrin, Deutsch von Junghans .	80
Lombroso, Genie und Irrsinn . .	120
—, Handbuch der Graphologie . .	150
Longfellow, Evangeline	60
—, Gedichte	60
—, Hiawatha	80
—, Miles Standish	60
Ludwig, Die Heiterethei	100
—, Zwischen Himmel und Erde .	80
Luther, Sendbrief von Dolmetschen	60
—, Tischreden	120
Madàch, Tragödie des Menschen .	80
Mahlmann, Gedichte	60
Manzoni, Die Verlobten. 2 Bände .	200
Marc Aurels Selbstbetrachtungen	80
Marryat, Peter Simpel	150
Martials Gedichte	60
Mathesius, Luthers Leben . . .	120
Matthisson, Gedichte	60
Meerheimb, Psychodram. 2 Bände à	60
Mehring, Deutsche Verslehre . .	100
Meißner, Aus den Papieren eines Polizeikommissärs. I–V . . .	150
Mendelssohn, Phädon	60
Meyer, Auf der Sternwarte . .	60
Michelet, Die Frau	100
—, Die Liebe	100
Mickiewicz, Balladen	60
Mignet, Geschichte der französischen Revolution	150

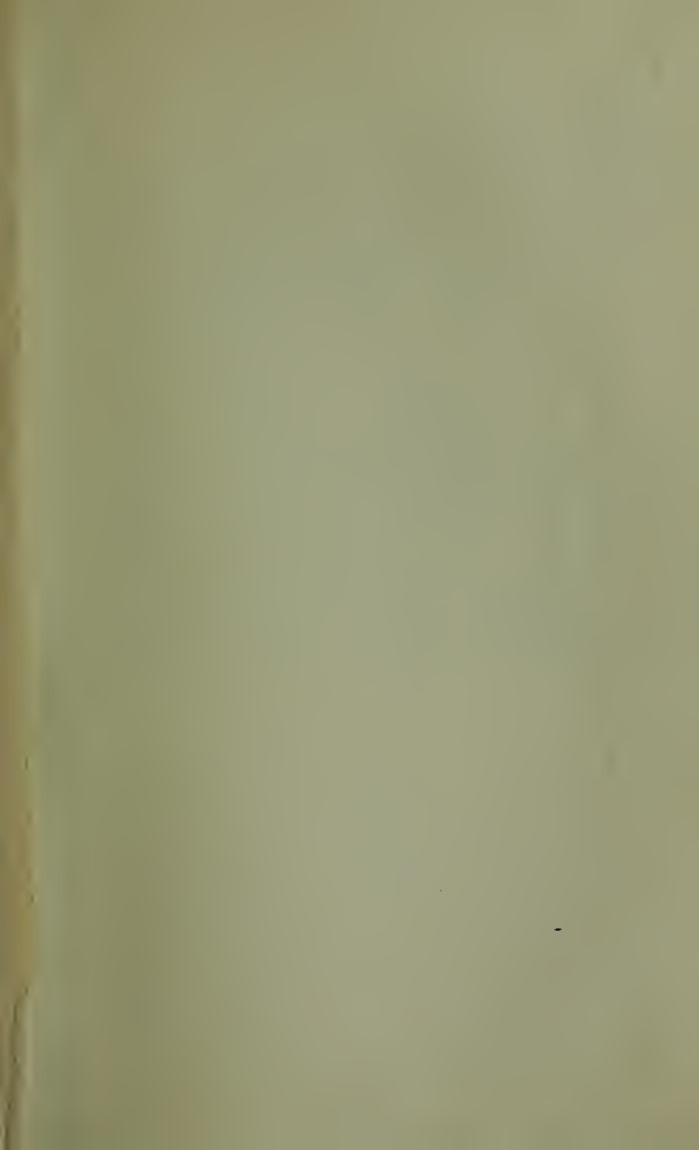
	Pf.
Mill, Über Freiheit	80
Milton, Das verlorene Paradies	80
Möbius, Das Nervensystem	60
Montesquieu, Persische Briefe	120
Moore, Irische Melodien	60
—, Lalla Rukh	80
Moreto, Donna Diana	60
Moritz, Götterlehre	120
Möser, Patriotische Phantasien	80
Mügge, Der Vogt von Sylt	100
Müller, Curt, Hexenaberglaube	80
—, Wilhelm, Gedichte	120
—, — Mit Goldschnitt	175
Müllner, Dramatische Werke	150
Murger, Zigeunerleben	120
Murner, Narrenbeschwörung	100
Musäos, Hero und Leander	60
Mutterherz, Das,	60
Nadler, Fröhlich Palz, Gott erhalts!	80
Namenbuch	80
Nathusius, Elisabeth	150
—, Tagebuch eines armen Fräuleins	60
Nekrassow, Wer lebt glücklich in Rußland?	100
Nepos Biographien	80
Neumann, Nur Jehan	60
Nibelungenlied	120
Nikitin, Gedichte	60
Nirwana	60
Noël, Kleines Volk	60
Nohl, Musikgeschichte	100
Ohnet, Sergius Panin	100
Österreichisches Bürgerl. Gesetzbuch	150
— Civilprozeßordnung	150
— Exekutionsordnung	150
— Gerichtsorganisationsgesetz	80
— Personalsteuergesetz	100
— Vollzugsvorschrift z. Personalsteuergesetz	120
Ossig, Spanisches Taschen-Wörterbuch	150
Oswald von Wolkenstein, Dichtungen	80
Ovid, Heroiden	80
—, Verwandlungen	80
Parreidt, Die Zähne u. ihre Pflege	60
Pascal, Gedanken	100
Patentgesetz	60
Pauli, Schimpf und Ernst	80
Pestalozzi, Lienhard und Gertrud	120
—, Wie Gertrud ihre Kinder lehrt	80
Petersen, Die Irrlichter	60
—, — Mit Goldschnitt	120
—, Prinzessin Ilse	60
—, — Mit Goldschnitt	120
Petöfi, Gedichte	80
—, Prosaische Schriften	80

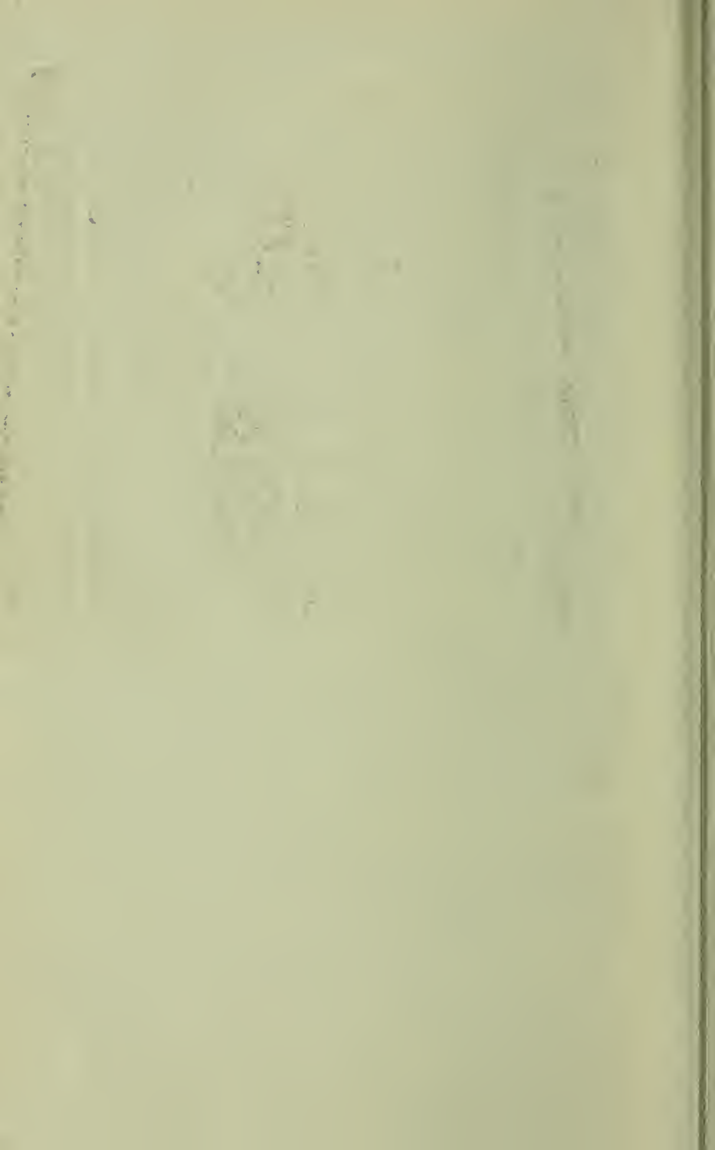
	Pf.
Petrarca, Sonette	80
Pfarrer v. Kalenberg u. Peter Leu	60
Pfeffel, Poetische Werke	120
Platen, Gedichte	80
Plutarch, Vergleichende Lebensbeschreibungen. 4 Bände	à 150
Pollock, Geschichte der Staatslehre	60
Pötzl, Der Herr von Nigerl	80
—, Kriminal-Humoresken	100
—, Die Leute von Wien	80
—, Rund um den Stephansturm	80
Preßgesetz und Urheberrecht	60
Properz, Elegieen	60
Prophet Jesaja	100
Psalter, Der,	60
Puschkin, Der Gefangene im Kaukasus	60
—, Die Hauptmannstochter	80
—, Novellen	80
—, Onegin	80
Raabe, Zum wilden Mann	60
Rangabé, Kriegserinnerungen aus 1870–71	60
Räuber, Litterarische Salzkörner	100
Rechtsanwaltsordnung	80
Reclam, Prof. Dr. Carl, Gesundheits-Schlüssel	60
Reden Kaiser Wilhelms II.	100
Rehfues, Scipio Cicala. 2 Leinenbde.	225
Renan, Die Apostel	100
—, Das Leben Jesu	100
Renard, Ist der Mensch frei?	80
Riehl, Burg Neideck	60
—, Die 14 Nothelfer	60
Roswitha von Gandersheim	80
Rousseau, Bekenntnisse. 2 Bände	225
—, Emil. 2 Bände	225
—, Gesellschaftsvertrag	80
—, Die neue Heloise. 2 Bände	225
Rückert, Gedichte	80
—, — Mit Goldschnitt	120
—, Liebesfrühling	80
—, — Mit Goldschnitt	120
—, Weisheit des Brahmanen	150
Rumohr, Geist der Kochkunst	120
Ruppius, Der Peblar	100
—, Vermächtnis des Peblars	100
Sachs, Hans, Poetische Werke	80
—, Dramatische Werke	80
Sachsen-Spiegel	80
St. Pierre, Paul und Virginie	60
Salis, Gedichte	60
Sallet, Gedichte	100
—, Laien-Evangelium	100
Salzmann, Ameisenbüchlein	60
—, Der Himmel auf Erden	80
—, Krebsbüchlein	80

	Pf.
Saphir, Deklamationsgedichte	100
Sarcey, Belagerung von Paris	100
Schefer, Laienbrevier	100
—, — Mit Goldschnitt	150
Schenkendorf, Gedichte	100
Scherr, Das rote Quartal	60
Schiller, Braut von Messina	60
—, Don Carlos	60
—, Gedichte. Halbleinwandband	60
—, Gedichte. Mit Goldschnitt	100
—, Jungfrau von Orleans	60
—, Maria Stuart	60
—, Wilhelm Tell	60
—, Wallenstein. 2 Teile	80
Schleiermacher, Monologen	60
—, Die Weihnachtsfeier	60
Schmied-Kufahl, Fechtbüchlein. (Illustriert)	100
Schnadahüpfln, Tausend	80
Schönthan, P. v., Kindermund	60
—, Der Kuß	60
Schopenhauer, A., Sämtliche Werke. 6 Bände	à 150
—, Briefe	150
—, Einleitung in die Philosophie	80
—, Gracians Handorakel	80
—, Neue Paralipomena	150
—, Philosophische Anmerkungen	80
Schubart, Gedichte	120
Schulze, Die bezauberte Rose	60
—, — Mit Goldschnitt	120
Schumann, Gesammelte Schriften. 3 Bände in 1 Band	175
Schwab, Gedichte	150
—, — Mit Goldschnitt	200
—, Die deutschen Volksbücher	200
Schwegler, Geschichte d. Philosophie	150
Schweizer Bundesverfassung	60
Scott, Braut von Lammermoor	100
—, Der Herr der Inseln	60
—, Ivanhoe	120
—, Die Jungfrau vom See	80
—, Kenilworth	120
—, Letzten Minnesängers Sang	60
—, Quentin Durward	150
—, Waverley	150
Sealsfield, Das Kajütenbuch	100
Seneca, Ausgewählte Schriften	100
—, Fünfzig ausgewählte Briefe	80
Seume, Gedichte	100
—, Spaziergang nach Syrakus	100
Shelley, Entfesselte Prometheus	80
—, Feenkönigin	60
Silberstein, Trutz-Nachtigall	60
Smiles, Der Charakter	100
—, Die Pflicht	120
—, Selbsthilfe	100
Soldatenliederbuch (Tascheneinband)	40
Sophokles, Sämtliche Dramen	150
Spee, Trutznachtigall	100
Spinoza, Die Ethik	120
—, Der Theol.-polit. Traktat	120
Spitta, Psalter und Harfe	60
—, — Mit Goldschnitt	120
Staël, Corinna oder Italien	150
—, Über Deutschland. 2 Leinenbände	225
Stanley, Wie ich Livingstone fand	150
Stein, von, Goethe und Schiller	60
Steputat, Deutsches Reimlexikon	80
Sterne, Empfindsame Reise	60
—, Tristram Shandy	150
Stirner, Der Einzige u. sein Eigentum	120
Strachwitz, Gedichte	80
Strafgesetzbuch für das Deutsche Reich	60
Strafprozeßordnung für d. Deutsche Reich	80
Strodtmann, Gedichte. Höchst elegant mit Goldschnitt gebunden	120
Studentenliederbuch (Tascheneinband)	40
Swift, Gullivers Reisen	120
Tacitus, Die Annalen	120
—, Die Historien	100
Tagebuch eines bösen Buben	80
Taschen-Wörterbücher:	
Englisches. — Französisches. — Italienisches. — Spanisches	à 150
Englisch-französisch-deutsches Hilfsbuch	150
Fremdwörterbuch	100
Deutsches Wörterbuch	100
Tasso, Befreites Jerusalem	120
Taubert, Die Niobide	60
Tegnér, Abendmahlskinder	60
—, Axel	60
—, Fritjofs-Sage	80
—, — Mit Goldschnitt	120
Telmann, In Reichenhall	60
Tennyson, Enoch Arden	60
—, Königsidyllen	80
Tetzner, Deutsche Geschichte in Lied.	150
—, Namenbuch	80
—, Deutsches Wörterbuch	100
—, Wörterbuch sinnverwandt. Ausdrücke	150
Thackeray, Der Jahrmarkt des Lebens. 2 Bände	255
—, Das Snobsbuch	100
Theokrits Gedichte. Von Voß	60
Thukydides, Peloponnesischer Krieg	175
Thümmel, Wilhelmine	60
Tiedge, Urania	60
Tolstoj, Alexei, Gedichte	60

	Pf.
Tolstoj, Leo, Anna Karenina. 2 Bde.	250
—, Evangelium	80
—, Krieg und Frieden. 2 Bände	250
—, Volkserzählungen	80
Tschabuschnigg, Sonnenwende	60
Tschudi, Marie Antoinettes Jugend	80
Turgenjeff, Dunst	80
—, Frühlingswogen	80
—, Gedichte in Prosa	60
—, Die neue Generation	120
—, Memoiren eines Jägers	100
—, Väter und Söhne	100
Turnerliederbuch (Tascheneinband)	40
Uhland, Dramatische Dichtungen	60
—, Gedichte	80
—, — Mit Goldschnitt	150
Unfallversicherungsgesetz	80
Unlauterer Wettbewerb	60
Usteri, De Vikari	80
Varnhagen, Fürst Leopold	80
Verfassung des Deutschen Reiches	60
Vergils Aeneide. Von Voß	80
—, Ländliche Gedichte	60
Vix, Die Totenbestattung	80
Volney, Die Ruinen	100
Voneisen, Albumblätter	60
—, Junggesellenbrevier	60
—, Liebesbrevier	60
—, Das Mutterherz	60
—, Nirwana	60
Voß, Idyllen und Lieder	60
—, Luise	60
—, der Jüngere, Goethe u. Schiller in Briefen	80

	Pf.
Vrchlicky, Gedichte	80
Waiblinger, Gedichte aus Italien	100
Waldmüller, Walpra	60
Walther v. d. Vogelweide, Sämtliche Gedichte	80
Weber, Ausgewählte Schriften	80
Wechselordnung, Allgem. Deutsche	60
Weddigen, Geistliche Oden	60
Wichert, Am Strande	60
—, Für tot erklärt	60
—, Eine Geige. — Drei Weihnachten	60
—, Nur Wahrheit. — Sie verlangt ihre Strafe	60
—, Die gnädige Frau von Paretz. 8. Auflage. Höchst elegant mit Goldschnitt	200
Wieland, Abderiten	100
—, Oberon	80
Wiseman, Fabiola	120
Witschel, Morgen- und Abendopfer	80
Wolff, Allgemeine Musiklehre	60
Wolfram v. Eschenbach, Parzival. 2 Bände	225
Württemberg, Alexander Graf von, Sämtliche Gedichte	100
Xenophons Anabasis	80
—, Erinnerungen an Sokrates	80
Zaleski, Die heilige Familie	60
Zedlitz, Gedichte	80
—, Waldfräulein	60
Zittel, Entstehung der Bibel	80
Zschokke, Alamontade	80
Zwangsversteigerungsgesetz	60





g. von Brausewetter. 2 vol. in 1

NAME OF BORROWER.

~~th stud~~

olt stud

lly(?) stud.

ler, stud.